München, 1. Januar 1941
46. Jahrgang / Nummer 1

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Silvesterüberraschung

(Erich Schilling)



„Fräulein, haben Sie nicht für mich einen Scherzartikel?" — „Gewiß, Mister Churchill, das Knallbonbon kann ich Ihnen sehr empfehlen, da ist ein kleiner Nelson drinnen!"

Sorpresa per fine d'anno: "Signorina, non avete un articolo-scherzo per me?,, — "Certo, Mister Churchill: Vi raccomanderei assai questo confetto fulminante che ha dentro un piccolo Nelson!,,

Unter den Sternen / Von Hans Leip

Herz, sei bereit!

Gekommen sind
Wolfszeit und Wind,
von Kummer sind viel Herzen blind.

Ist nicht zur Nacht
der Sterne Pracht
zu großen Zeichen aufgemacht?

Jupiter stellt
zuhöchst erhellt
sein Zepter fordernd vor die Welt.

Saturn als Knecht
der dient ihm recht,
kein Graus und Greul ist ihm zu schlecht.

So zwiegestalt
nimmt die Gewalt
zu unsern Häupten Aufenthalt.

Herz, sei bereit!

Stand nicht dies Paar
genau so klar
als Jesus Christ geboren war?

Der sich erbot
der Menschheit Not
zu lösen aus der Sterne Lot.

O Kindlein klein
viel Angst und Pein
ging aus von deinem Gnadenschein.

Der Sterne Kraft
hat launenhaft
dein mildes Wort oft hingerafft.

Wann endlich bricht
ihr wandelnd Licht
vor deinem holden Angesicht?

Herz, sei bereit!

Was hilft, wer klagt?
Wohlan, es tagt.
Der Morgenstern im Osten ragt.

Die Venus groß,
der Liebe Schoß.
So mildre der der Erde Los.

Mach still, was stritt,
tröste, was litt
und bring den lieben Frieden mit.

— Aber der Morgenstern antwortet:

Ich will nicht trösten, was da litt!
Ich will nicht schlichten, was da stritt!
Ich bringe Mars als Bluthund mit. —

So sinkt dahin
Hoffnung und Sinn
und bleicht und schweigt im Tagbeginn.

Die Sonne deckt,
was doch versteckt
uns ungehindert weiter schreckt.

Herz sei bereit,

du bist allein,
geh in dich ein,
du selber mußt dein Retter sein.

Ruf auf in dir dein höchstes Gut,
Unmut tilg aus und Übermut,
erlös dich durch dein eignes Blut!

So überwinde Stern und Zeit
zu dein und aller Seligkeit,
des sei bereit!

KREDIT / VON WALTER FOITZICK

Wenn einer etwas von Buchführung versteht, weiß er, was Kredit ist. Dazu gehört auch irgendwie Debet, und das muß auf verschiedenen Seiten eines dicken Buches geschrieben sein. Wenn man alles zusammenzählt, soll es stimmen. Auch der Saldo kommt irgendwo vor. Aus dieser Erklärung werden Sie ersehen, daß ich mich noch nicht allzu sehr in die einfache oder doppelte oder maschinelle Buchführung eingearbeitet habe. Trotzdem weiß ich was Kredit ist.

Kredit ist, wenn ich in ein Geschäft gehe und ein Pfund Holzofenbrot kaufe und plötzlich merke, daß ich kein Geld bei mir habe. Wenn dann die Verkäuferin sagt: „Das zahlen S' halt das nächstemal", dann nenne ich das Kredit. In solchen Fällen bin ich immer sehr gerührt und ich fühle mich mittendrin im Wirtschaftsleben als ernstzunehmender Faktor.

Manche Leute haben sogar noch mehr Kredit. Das erkenne ich daran, wenn man von einem spricht, und ein Satz beginnt mit den Worten: „Der ist mit Hinterlassung von siebenundvierzigtausend Mark Schulden..." Da staune ich, denn wieviele Pfund Holzofenbrote muß der Mann konsumiert haben! Ich weiß natürlich als mitten im Leben stehender Mensch, daß es sich nicht um Brot allein gehandelt haben kann. Im Gegenteil, es handelt sich fast nie um Gegenstände des täglichen Bedarfs. Die pumpt einem keiner lange. Wenn ich bei meinem Zigarettenhändler drei Tage hintereinander eine Schachtel Streichhölzer ohne Bezahlung entnehme, wird der Mann schon Augen machen, und, wenn er genug Augen gemacht hat, wird er bestimmt sagen, daß ihm die Streichhölzer im Moment ausgegangen sind.

Zum Donnerwetter, wie macht man siebenundvierzigtausend Mark Schulden? Bitte, denken Sie nicht, daß ich sie machen möchte, aber das Technische daran interessiert mich, weil ich doch weiß, wie es mir mit den Streichhölzern gehen würde.

Ich glaube, es gibt keine leichtfaßliche Anleitung: „Wie macht man größere Schulden?", denn ein solches Buch würde gegen die guten Sitten verstoßen, namentlich in Volksausgabe.

Es müssen schon Talente vorliegen oder ererbte Begabungen, so wie wenn ein Hüterbub ein großer Kunstmaler wird oder ein gutgehender Kaufmann ein berühmter Archäologe.

Ein Viertelpfund Leberwurst pumpt einem keiner. Anders scheint die Sache zu sein, wenn man in einen Laden geht und sagt: „Ich brauche fünf Konzertflügel" oder fragt: „Was haben Sie in guterhaltenen Ölgemälden von Peter Paul Rubens?" Das hat Chancen, auf der Basis läßt sich schon weiterarbeiten. Sonderbar, daß Konzertflügel bei den Händlern lockerer sitzen als Leberwürste. Und doch sind in der „Masse" meist ein oder der andere Konzertflügel und etliche Louis-seize-Garnituren. Ich beziehe meine Kenntnisse über den Kredit aus den amtlichen Anzeigen der Tageszeitungen.

Mich hat das Thema sehr interessiert und ich habe deshalb bei Bekannten herumgefragt, wie man Kredit bekommt. An die eigentlichen Fachkreise, von denen man dann in der Zeitung liest, bin ich noch nicht herangekommen. Als Endresultat erfuhr ich, daß die Hauptsache sei, einen vertrauenswürdigen Eindruck zu machen.

Mit meinem vertrauenswürdigen Eindruck muß es schlecht bestellt sein, denn sonst hätte doch längst einer an mich herantreten müssen und sagen: „Ich hätte da ein Objekt von fünfzig Mille, da sollten Sie einsteigen." Ich bin gespannt, ob mich jemand mal zum Einsteigen auffordert.

Silvester

Von Ratatöskr

Krachend fällt die Tür ins Schloß . . .
Und nun geht's von vorne los.

Wünsche werden ausgesprochen
für die zweiundfünfz'g Wochen,
die, wie Eier in dem Huhn,
in dem Schoß der Zeiten ruhn,
um nach jeweils sieben Tagen
programmatisch auszuschlagen,
aufzublühen, Frucht zu bringen
oder aber zu mißlingen.

Letztres tritt zwar häufig ein,
und man pflegt verstimmt zu sein;
aber soll uns dies behindern
und das Interesse mindern
an dem Punsch- und Wunschkonsum?
Nein, das wäre schnöd und dumm.

Eingeschenkt und angeklungen!
Ruft mit frischgeölten Zungen
(es verpflichtet ja zu nich s):
Prost dem Genius des Lichts!

Geschichte vom Professorenschirm

Ursprünglich waren Professor Ahrens und Professor Behrens, der Altsprachler und der Naturwissenschaftler, engbefreundet gewesen; Generationen von Schülern der beiden nebeneinander liegenden Lehranstalten, an denen die Herren wirkten, hatten sie allmorgendlich und allmittäglich in trauter Gemeinschaft ernsten Antlitzes und rundlichen Leibes heran- und vondannen wandeln sehen. In brüderlicher Eintracht genossen sie die geistigen Freuden des jugendbildnerischen Gespräches und die leiblichen der Speisung und Tränkung. Eines Tages aber verkrachten sie sich, und ihre Freundschaft wandelte sich jäh zu bitterer Feindschaft und schwärendem Haß.

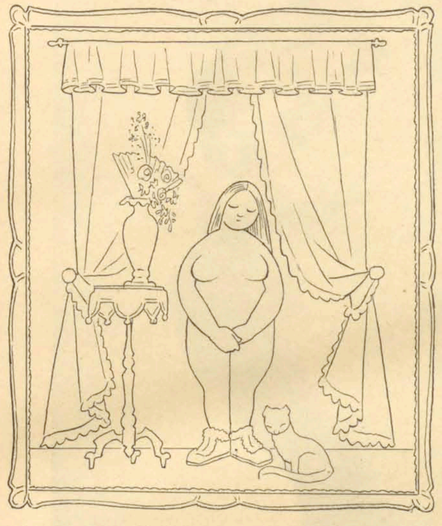
Als nun Professor Behrens eines Nachts, heimkehrend von einer überaus genußreichen Sitzung im Ratskeller und glühend von der beschwingenden Wirkung des Weines, an der Wohnung seines nunmehrigen Feindes vorüberkam, begab sich in ihm eine jähe Wallung. Er blieb stehen, und seine Brillengläser schossen im Mondlicht zornige Blitze. Alles, was sich in ihm an Wut und Empörung angesammelt hatte, ballte sich zu einem Knäuel und drängte gebieterisch nach Entladung. Das Zusammenwirken von Wein und Wut zeitigte in ihm den Drang, seiner Verachtung für Professor Ahrens einen zwar anonymen, aber nachdrücklichen und greifbaren Ausdruck zu geben. Es fügte sich, daß dieser Entschluß mit der Möglichkeit zu seiner Ausführung zusammentraf. Also begab sich Professor Behrens in den Vorgarten, erwählte die Mitte des Rasenplatzes zum Ziel, verankerte sich dort und entäußerte sich eines — sagen wir: Gegenstandes, den er unter gewöhnlichen Umständen aller Dringlichkeit zum Trotz sicherlich in seine Wohnung mitgenommen haben würde. Hierauf begab er sich, seelisch wie körperlich gleichermaßen entspannt und von einem unklaren, aber wilden Triumphgefühl durchbraust, heim und zu Bett.

Als er am anderen Morgen etwas benommen und voll bohrenden Unbehagens am Kaffeetisch saß, erschien das Dienstmädchen seines Feindes, pflanzte sich vor ihm auf, grinste und sprach: „En schönen Gruß von Herrn Professor Ahrens, un hier wär Herrn Professor Behrens sein Schirm. Der hätte bei uns innen Rasen gesteckt. Der Name steht 'r dscha in. Das Annere, das möchte Herr Professer sich doch bitte selbens wieder abholen, wir könnten 'er nix mit machen." Karl Lerbs.

Gemälde, die ein Kunstfreund zu Weihnachten bekam

Quadri che un amante d'arte ricevette a Natale

(Karl Arnold)

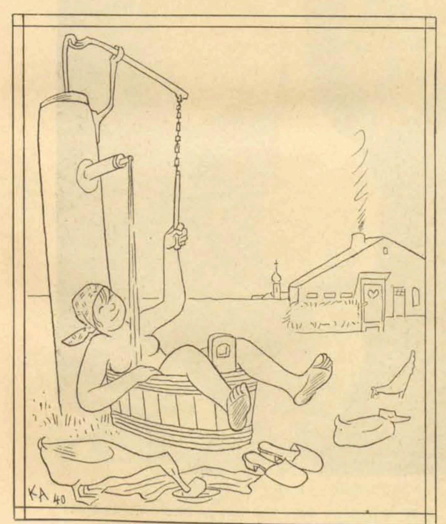


Bürgerliche Venus

Venere borghese

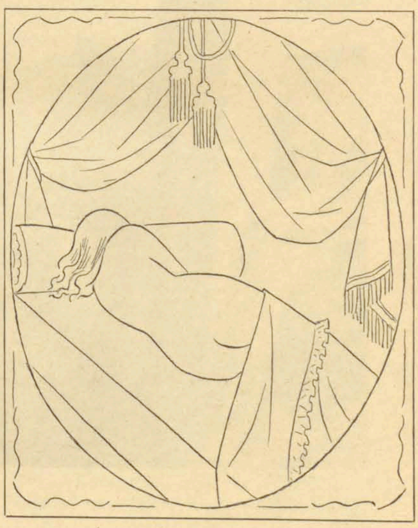
Aristokratische Venus

Venere aristocratica



Venus von Feldmoching

Venere campagnuola



Venus von Berlichingen

Venere pudibonda

Selbstbetrachtung

(J. U. Engelhard)



„Mama muß mir heute Abend ihren Topasanhänger leihen — so sehe ich ja nach nichts aus!“

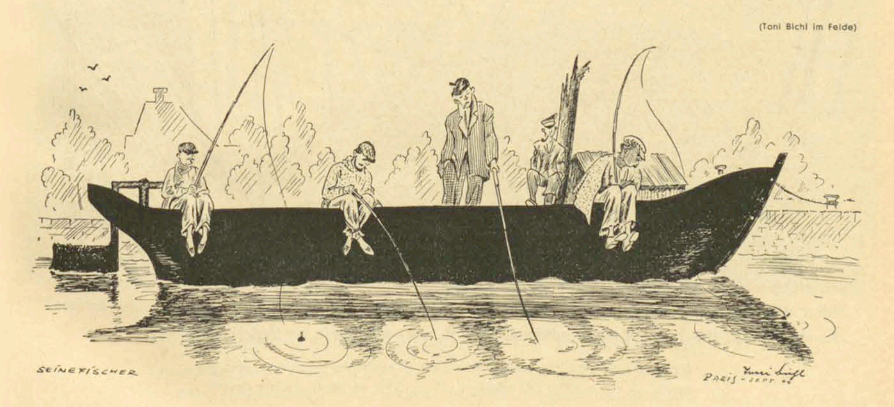
Studiandosi allo specchio: “La mamma mi deve prestare per stasera il suo pendente di topazio, chè altrimenti non faccio nessuna figura!,,

LIED VON DER VORSICHT

VON MASSIMO BONTEMPELLI

In Budapest hatte ich einen Taxichauffeur gefunden, der lateinisch sprach. Natürlich suchte ich mich stets seiner zu bedienen; denn obwohl ich das Lateinische nur unvollkommen beherrsche, gelingt es mir immerhin besser als das Ungarische.
Dieser von mir bevorzugte Autolenker hatte noch andere besondere Eigenschaften. Er war zurückhaltend bis zur Furchtsamkeit und er konnte in keiner Sprache fluchen: deshalb erzürnte er sich niemals mit anderen Führern öffentlicher oder privater Fahrzeuge; in Streitfällen hielt er an und versuchte friedlich mit seinen Gegnern zu verhandeln und die Frage an Hand von Logik und der Verkehrsregeln zu lösen. Diese äußerste Vorsicht war begleitet von einem vollkommenen Wissen um alle Regeln des Verkehrs und einer vorbildlichen Gewissenhaftigkeit im Einhalten derselben.
Wenn ich Eile hatte (und wenn einer eine Taxe nimmt, hat er gewöhnlich Eile), wurden mir diese seine Eigenschaften manchmal unbequem. An jeder Ecke zögerte der gute Ferencz (so war sein Name) und hupte, und wenn er einen ebensolchen Ton von der anderen Seite hörte, hielt er sofort an, und es gab dann keinen Modus mehr, ihn zum Weiterfahren zu bestimmen, bis der andere nicht vorbeigefahren war: er blieb dabei, daß die Vorschrift so lautete. Ich hätte wohl manches Mal die Gefahr eines Zusammenstoßes vorgezogen — aber woher einen anderen Taxichauffeur nehmen, der mir in Lateinisch die komplizierten Beträge des Taxameters auseinandersetzen konnte?
Eines schönen Tages mußte ich nach Italien zurückkehren: Ferencz kam, um mich vom Hotel nach dem Bahnhofe zu bringen. Glücklicherweise hatte ich die Koffer vorausgeschickt. Ich mußte vom Südbahnhofe abfahren. Wir durchfuhren, wenn ich mich nicht irre, den Krizstina-Korut. Und befanden uns bereits nicht weit vom Ziel, als wir uns der Kreuzung jener Straße mit — glaube ich — der Miko-utzca näherten. Mein Ferencz fährt wie gewöhnlich langsamer und hupt. Dann fährt er noch langsamer und hält an. Ich sehe nach, was es gäbe und höre, wie irgendein anderer, ein anderes Auto von der Seite der Miko-utzca her hupt. Ich fügte mich in mein Schicksal und wartete darauf, daß das andere, noch unsichtbare Auto sich entschlösse, vorüberzufahren. Es fuhr nicht vorüber. Ferencz hupte. Und der andere, noch immer Unsichtbare hupte auch. Sicherlich war auch jener andere ein von den Verkehrsregeln Besessener, auch er stand still. Ferenczens Hupe gab einen tieferen, etwas rauheren Ton, jene des Unsichtbaren einen höheren, schrilleren von sich.
Nach einigen Minuten hatte ich die Geduld verloren, stieg aus, schlug die Tür des Wagens hinter mir zu, und fluchend (in Italienisch) lief ich durch ein direktes Gäßchen eilends zum Bahnhof. Während ich so rannte, erreichten mich in regelmäßigen Intervallen die bei jedem meiner Schritte schwächer werdenden Töne der Hupen, die sich antworteten: jener rauhe des Ferencz und jener schrille des Unbekannten.
Im Zuge fand ich einen guten Platz.
Ich war gerade dabei, mich auf ihm einzurichten, als sich die Tür des Abteils geräuschvoll öffnete, und ich einen dicken Koffer einsteigen sah. Ihm folgte ein großer, blühender Mann, der mich mit freudigem Erstaunen grüßte:
„Ach, reisen Sie auch ab?"
„Und Sie auch Munkacsy?"
„Ich gehe nach Rom."
„Ich auch."
Munkacsy schloß die Tür, der Zug fuhr ab. Der Dazugestiegene war ein sympathischer madjarischer Kaufmann, mit welchem ich schon zwei- oder dreimal in gewissen bäuerlichen Lokalen zusammengetroffen war, die auf den einsamen Anhöhen Budas gern besucht werden.
„Es ist ein wahres Wunder", sagte er, während der Zug aus dem Schatten der Bahnhofshalle rollte, „ein wahres Wunder, daß ich hier bin. Es hat wenig daran gefehlt, daß ich den Zug versäumte, wegen eines idiotischen Chauffeurs, der sich plötzlich in den Kopf gesetzt hatte, nicht weiter fahren zu wollen; ich habe das letzte Stück Weges zu Fuß gehen müssen."
„Oh", rief ich in sofortiger Erleuchtung, „Sie kamen durch die Miko-utzca!"
„Ja", antwortete er erstaunt.
„Und Ihr Chauffeur" fuhr ich fort, „ist an der Ecke der Krizstina-Korut stehen geblieben."
„Woher wissen Sie das?"
Ich brach in ein solches Lachen aus, daß ich einige Minuten nicht fähig war zu antworten. Er sah einen Augenblick zu, dann lachte auch er. Als ich aufhörte, beruhigte er sich auch und sagte:
„Ich habe zur Gesellschaft mitgelacht; aber jetzt erklären Sie mir, warum wir gelacht haben."
Ich erzählte ihm mein, vielmehr unser Abenteuer. Darauf fingen wir wieder derartig zu lachen an, daß die Fenster des Abteils zitterten. Dann erhob er sich, zog aus seinem Koffer eine Flasche hervor und erklärte:
„Wir wollen auf die Gesundheit der beiden gewissenhaftesten Chauffeure unter der Sonne trinken. Dieses ist ‚Ochsenblut', ich habe es heute morgen in der Weinstube des ‚politisierenden Schlemmerhannes' gekauft."
„Eliem Magyaroszag" rief ich aus.
„Viva l'Italia" antwortete der Ungar.
Der Zug lief durch die melancholische Tiefebene dahin, die erfüllt war von den Dunstschleiern der Donau und der Nachmittagsstunde.
„Zu denken", bemerkte ich, „daß wir fast in Kelenföld sind, und unsere Chauffeure wahrscheinlich immer noch hupend an der Ecke von Krizstina-Korut stehen."
Und es schien mir, als ich mich dem Fenster näherte, wie wenn durch das Grau des Raumes ein wechselseitiges und schwaches Etwas zu uns käme, das wie Larven von Tönen hinter dem Zuge herlief: die rauhe Stimme der Hupe Ferenczes und die schrille von Munkacsys Chauffeur.
Die Reise von Budapest nach Rom brachte uns — mich und Munkacsy — vom Zustande der höflichen Bekanntschaft zu jenem einer erprobten Freundschaft. In Budapest siezten wir uns, in Bologna sagten wir uns „du". Wir waren Verbündete im Kampfe des Reisenden, der einen guten Platz hat, gegen diejenigen, die ihn nicht haben. Wir überstanden gemeinsam auf den Grenzstationen von Kotoriba und von Rabek die herben Prüfungen, die das slowenische Zollamt den Durchgangsreisenden auferlegt. Diese Dinge verbrüdern den Menschen mehr als viele Jahre gewöhnlichen Umganges. So erreichten wir zusammen nach zwei Nächten und einem Tage nahen Beieinanderseins Rom, unser gemeinsames Ziel. Es fehlten noch einige Minuten an unserer morgendlichen Ankunft in Urbe, als ich Munkacsy plötzlich durch ein Zeichen zu schweigen gebot und mein Ohr gegen das kleine Abteilfenster lehnte. Dann sagte ich überzeugt:
„Jetzt höre ich sie nicht mehr, die Hupen unserer Freunde. Ich nehme an, daß die Chauffeure in dieser Stunde zu einem Entschluß gekommen sind, und daß jeder nach Hause zurückgekehrt ist."
„Das ist nicht sicher" antwortete Munkacsy. „Da ist der Tempel der Minerva Medica."
In Rom wollte der gute Ungar, daß wir uns sofort wiedersähen: er weihte mich in alle seine Geschäfte ein und forderte mich sogar auf, an einem gewissen kaufmännischen Unternehmen teilzuhaben. Es gehört nicht hierher, dessen Natur zu entschleiern, es genügt vielmehr zu wissen, daß es sehr glücklich gelang, und daß wir sofort begannen, am laufenden Bande zu verdienen. Damals geschah es, daß ich Millionär wurde. Etwa ein Jahr nach unserer vergnügten Ankunft in Rom erreichten unsere Einkünfte die zweite Mil-

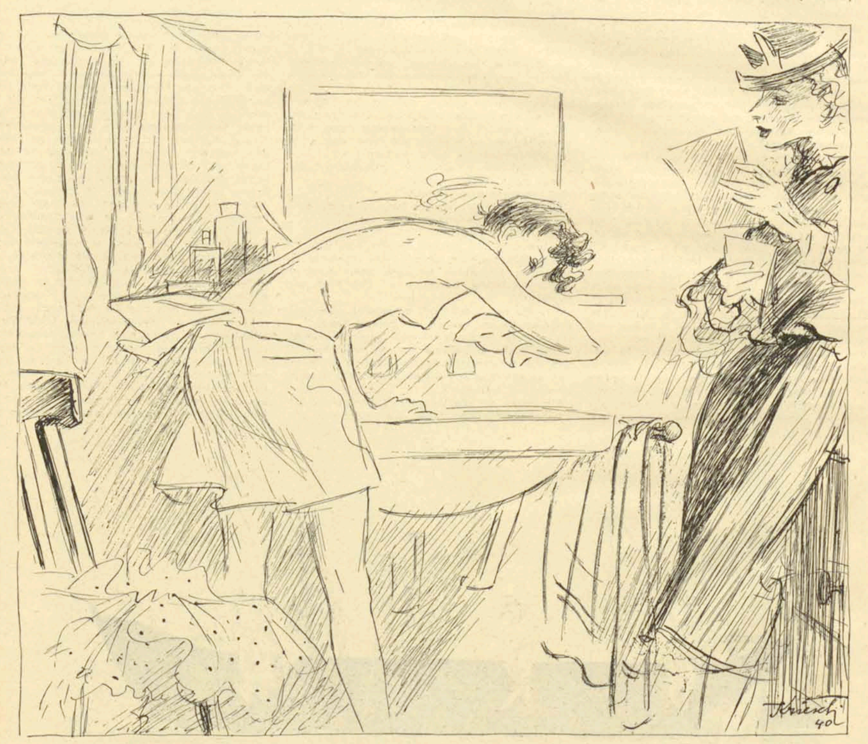
(Toni Bichl im Felde)



lion. Als Munkacsy kam, um mir meine Million zu bringen, sagte ich zu ihm: „Danke, mein Lieber." Dann fügte ich hinzu:
„Es gehört sich, daß wir diesen Erfolg feiern; laß uns zusammen eine Flasche trinken."
„Wo?"
„Ich möchte vorschlagen, im „politisierenden Schlemmerhannes" einzukehren, wo wir jenes herrliche „Ochsenblut" wiederfinden, das wir bei unserm Zusammentreffen in der Eisenbahn vor einem Jahre tranken."
„Glänzende Idee! Wann geht ein Zug nach Budapest?" „Um acht."
Jetzt war es sechs Uhr; zwei Stunden später dampften wir nach Budapest ab, vierzig Stunden später stiegen wir auf dem Südbahnhofe aus, der dem „politisierenden Schlemmerhannes" am nächsten liegt. Weil es dort keine Fahrzeuge gab, begaben wir uns zu Fuß nach der berühmten Weinstube.
Wir gingen schweigsam nebeneinander her, aber versunken in warme und brüderliche Gedanken, als plötzlich etwas mich zwang, den Schritt zu verlangsamen: eine Erinnerung wie mir schien, eine undeutliche, unvorhergesehene Erinnerung, wie sie häufig über jemanden hereinbricht, der nach langer Abwesenheit an einen Ort zurückkehrt, und gleichzeitig fühlte ich den Wunsch, diese unbestimmte Erinnerung zu klären: Darum verlangsamte ich den Schritt, und gleich darauf blieb ich stehen; und schon war es keine Erinnerung mehr: ich erhob die Hand, um Munkacsy Schweigen zu gebieten, und vereint lauschten wir. Oh, es war jener Ton, jawohl jener rauhe Ton der Autohupe, der Autohupe Ferenczes und nach einem Augenblicke der andere, schrillere: und dann von neuem der erstere, und von neuem der andere.
Jetzt nahmen wir ohne ein Wort zu sagen unsern Schritt wieder auf und gingen eilends jenen geisterhaften Lauten nach, die bei jedem Schritte klarer und stärker wurden. Wir bogen in die Krizstina-Korut ein: und richtig, da war es, das Automobil, das Automobil des Ferencze, und am Steuer er, er selbst, Ferencz: zwar ein bißchen gealtert, aber er, die Linke am Steuer, und mit der Rechten hupte er. Wir liefen um die Ecke, und da war auch der andere, jener, den ich noch nie gesehen hatte, jener, der antwortete.
„Meiner", sagte Munkacsy.
Wie im schweigenden Einverständnisse drückten wir uns von hier fort, uns beinahe versteckend, und unbemerkt bogen wir um die Ecke, verfolgt von zwei Tönen, die allmählich schwächer wurden. So durchdrangen wir das Straßengewirr von Buda und gelangten zur berühmten Weinstube. Dort spielte Laczy XXXVI., der König der Zigeuner. Das „Ochsenblut" war ausgezeichnet. Am nächsten Morgen begaben wir uns in eine andere Richtung, um von einem anderen Bahnhofe abzufahren. Nach einigen Monaten ging Munkacsy von Rom fort, und ich habe nichts mehr von ihm gehört. Und ich bin nie wieder nach Budapest zurückgekehrt; deshalb weiß ich nicht, ob Ferencz und sein Kollege noch immer an jener Ecke stehen und hupen und sich antworten, und ob noch immer jeder darauf wartet, daß der andere vor ihm um die Ecke biege.
(Aus dem Italienischen von Mathilde Drangosch)

Die Erfahrene

(R. Kriesch)

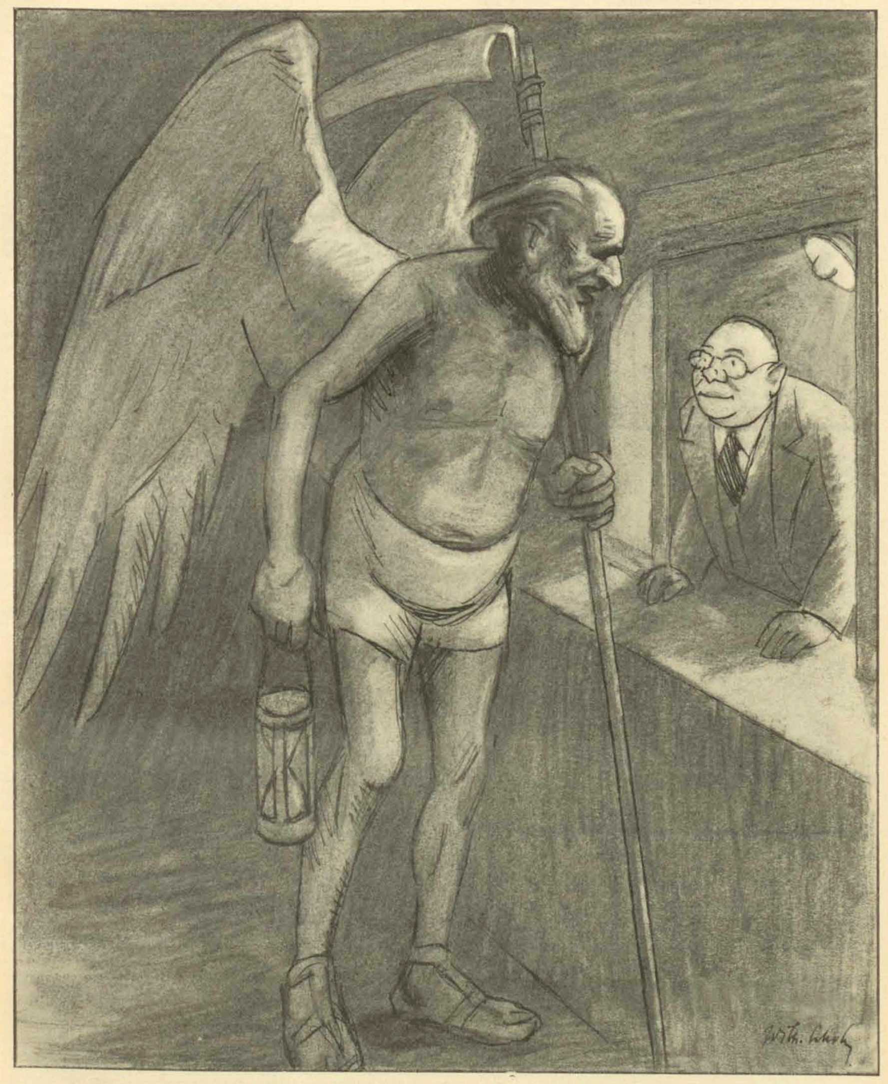


„Aber das sag ich dir, Müllern, die Männer sind bei mir sämtliche abgemeldet, einer wie der andere!"
„Kenn ich, Olly, das hab ich auch jedesmal gesagt, aber glaub mir, es legt sich wieder!"

L'esperta: "Ti dico, cara Müller, ch'io d'uomini non voglio più saperne; sono tutti eguali!,, — "Lo so, Olly; l'ho detto ogni volta anch'io; ma poi ci si calma dinuovo!,,

Schwer beschäftigt

(Wilhelm Schulz)

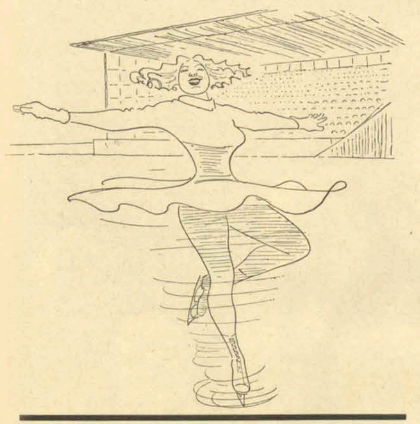


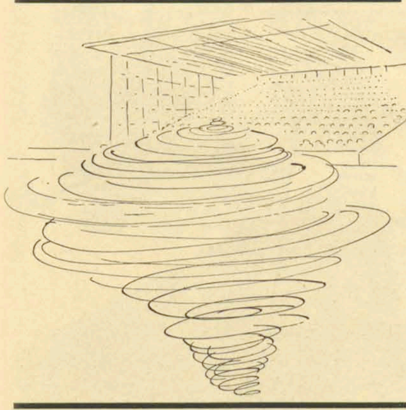
„Sie heißen?“ — „Kronos!“ — „Was sind Sie?“ — „Geschichtsschreiber!“ — „Sie wünschen?“ – „Schwerarbeiterzulage, sonst kann ichs nicht mehr schaffen!“

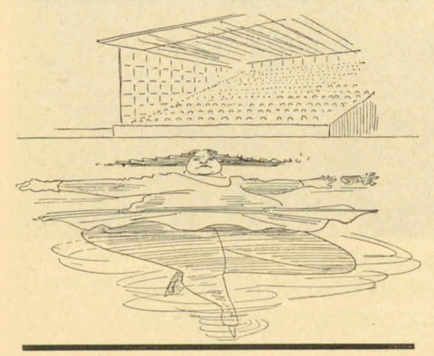
Oppresso dal lavoro: "Come Vi chiamate?,, — "Kronos,,. — "Cosa siete?,, — "Istoriografo,,. — "Che desiderate?,, — "Un'aggiunta-tessera per lavoro pesante, altrimenti non sono più in grado di far nulla!,,

Die Macht der Zentrifugalkraft

Forza centrifuga (Fr. Bilek)







ICH RÜCKE AN SYLVESTER

VON HANS GUNTHER

Am 15. Dezember — man denke — kündigte mir die Wirtin das Zimmer. Und nur, weil ich am Abend zuvor ein paar Freunde mit einigen Litern Bier und mehr Korn, als nötig gewesen wäre, traktiert hatte. Es war eine Gemeinheit, nein, es war das nicht sehr fein und gewiß nicht christlich — ein Weihnachtsbaum macht sich schlecht in einem gekündigten Zimmer. Trotzdem — er brannte auch an Sylvester sehr schön, und eben davon will ich erzählen:

Natürlich, streng juristisch gesehen, hätte es genügt, wäre ich am 2. Januar, pünktlich mittags um zwölf, ausgezogen. Ja, ich hätte es auf eine Klage ankommen und Sorge des Gerichtsvollziehers sein lassen können, mich herauszusetzen. Aber ich bin ein gebildeter Mensch, und außerdem war meine Wirtin solch ein Drachen — und wie hätte es anders sein sollen, wo sie mir so kurz vor Weihnachten kündigte —, daß ich Wert darauf legte, nicht eine Minute des neuen Jahres in ihrem trauten Heim zu verbringen. Meine Freunde hatten Verständnis für diesen Wunsch und versprachen, zur Stelle zu sein und mich beim feierlichen Auszug tatkräftig zu unterstützen. Pünktlich um sieben waren sie da. Ein Mann, ein Wort — viele Männer ein ‚Ruf wie Donnerhall'. Meiner Wirtin brauste es in den Ohren, noch bevor wir die zweite Bowle ansetzten.

Um neun kamen unsere Freundinnen, und jede von ihnen brachte drei leere Wochenendkoffer mit. Der Jubel war groß, und bald war es so weit, daß wir das dritte Böwlchen mixen mußten und Kognak hineingossen, damit wir nur ja noch vergnügter und mutiger würden. Wir hatten es nötig — meine Wirtin war ein Besen, sie würde uns hinausfegen, daß uns die Augen übergingen, wenn wir uns nicht vorsahen, sie war schon mit ganz anderen Kerlen fertig geworden, die Witwe Schwertrichter.

Um zehn kam sie herein und sagte uns das. Außerdem sei Damenbesuch — an sich schon unerwünscht — nur bis 22 Uhr gestattet, und ihre Wohnung müsse um diese Zeit rein sein, es sei ein anständiges Haus, und sie habe schon bessere Zeiten gesehen und es überhaupt nicht nötig... Im übrigen bekomme sie noch 53 Pfennige für Stiefelwichse und 69 Pfennige für Geschirrwaschen, was zusammen RM. 1.22 ausmache... Sie redete wie ein Wörterbuch, und in unserer Runde wurde es still und stiller. Sie ging und harrte hinter meiner Tür lauernd der Dinge, die da kommen sollten.

Sich langsam von dem Anblick der unförmigen Dame des Hauses erholend, wurden meine guten Freunde wieder mutig. „Wir werden ihr die Möbel anspitzen", sagten sie — jetzt konnten sie gut reden, die Helden.

Um elf steckten wir den Weihnachtsbaum an und sangen das Lied vom braven Mann dazu — so feierlich waren unsere Kehlen gestimmt. Es war ein großes Hallo, und mit Halli und Halla begannen wir allmählich mit den Räumungsarbeiten. Fünfzehn kleine Wochenendköfferchen und meine eigenen standen uns zur Verfügung. Wir stopften alles hinein, was sich aus Schubladen und Schränken herausreißen ließ — wie im Film packten wir, und schon um halb zwölf waren wir startbereit.

Inzwischen fingen meine Freunde an, Knallfrösche und Kanonenschläge zu präparieren. Frau Schwertrichter würde ihre helle Freude daran haben — so schön hatte noch niemand ihr ein neues Jahr angeschossen. Fünf Minuten vor zwölf fiel der erste Schuß. Wir schrien Hurra und öffneten die Tür. Die Frau Wirtin stand — bebend vor Wut — am Telefon und rief das Überfallkommando an, während die erste Partie mit sieben Koffern im Dunkel des Treppenflurs entschwand.

Nun knallte es aus allen Ecken meines Zimmers, und der kleine, so gemütliche Raum hüllte sich in dichten Nebel. Es roch nach Papier und Pulver — die Beschießung der Festung Schwertrichter mit den ‚dicksten Brocken' der Sylvesterartillerie war geglückt und wirkte demoralisierend auf den Feind. Eine Minute vor zwölf warfen wir den teilweise noch brennenden Baum durch's Fenster auf die Straße hinunter, wo ihn die Freunde, die vorausgegangen waren, auffingen. Da rief Frau Wirtin auch noch die Feuerwehr an. „Prosit Neujahr, Frau Schwertrichter!" riefen wir hinauf, als wir mit den restlichen Koffern endlich nachkamen. Aber sie wünschte uns nichts und stand wohl noch immer am Telefon, um — jeweils unter Aktenzeichen Nr. 1 des soeben begonnenen Kalenderjahres — sämtliche zuständigen und unzuständigen Behörden gegen uns zu alarmieren. Es war eine Generalmobilmachung in ganz großem Stil, und bald mußte die sonst so stille Straße von Uniformen wimmeln. So wenigstens dachte sich das die Witwe Schwertrichter, als wir uns aus dem Staube machten und zwei Häuser weiterzogen, wo ich bei der Witwe Plötzlich ab 1. Januar das mit Bildern und Erinnerungen reich geschmückte Zimmer ihres seligen Gatten gemietet hatte. Über meiner neuen Tür hing ein verstaubtes, grün und rot bedrucktes Schild: „Herzlichst willkommen!" Aber die gute Frau Plötzlich machte kein sehr einladendes Gesicht, als wir ihr mit fünfzehn niedlichen Wochenendköfferchen und meinen eigenen auf die Bude rückten. Dafür fühlten sich meine Freunde um so wohler und gleich wie zu Hause. Sie setzten sofort ein neues Böwlchen an, und schon um eins wurde mir fristlos gekündigt.

Ich war sehr geschlagen. Aber wir hatten glücklicherweise noch nicht ausgepackt, und alle erklärten sich bereit, mich im Triumphzug in das nächste Hotel zu begleiten.

Unterwegs begegnete uns ein Polizist. Ein größeres Aufgebot hatte die Wirtin Schwertrichter nicht durchsetzen können. Ob wir in dieser ruhigen Straße einen solchen Lärm gemacht hätten, fragte der Wachtmeister freundlich. Wir zuckten die Achseln: Es könne schon sein, aber wir erinnerten uns nur dunkel — es müsse das wohl schon lange her, wahrscheinlich im vergangenen Jahre, gewesen sein.

Der Polizist hatte Verständnis für uns. Die Sache sei wohl verjährt, murmelte er nachdenklich und lächelte uns gnädig zu — es war schließlich Sylvester gewesen.

„Prosit Neujahr, Herr Wachtmeister!" riefen wir begeistert im Chor.

„Prosit Neujahr, die Herren! Aber nun sehen Sie zu, daß Sie weiterkommen!"

Frisch verheiratet

(K. Heiligenstaedt)

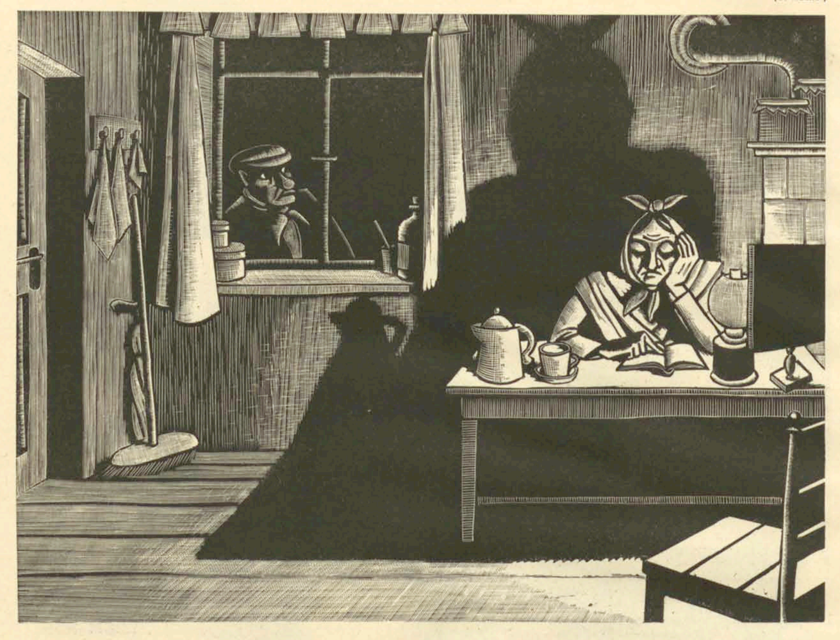


„Lächerlich, aus Gewohnheit wollte ich eben zu Hause anrufen, daß ich bei der Edith bleibe!"

Sposata di fresco: "Curioso! Proprio adesso volevo, per forza d'abitudine, telefonare a casa ch'io resto dall' Edith!„

Der Mann am Fenster - L'uomo alla finestra

(O. Nückel)



DIE SIEBEN FRAUEN DES PETER PETERMANN

VON JO HANNS RÖSLER

„Sie wundern sich, daß ich immer noch nicht verheiratet bin", sagte Peter Petermann eines Abends, als die schweren Schoppen auf dem Holztisch standen und die Scheite im Kamin krachten, „ich habe es oft versucht, zu heiraten. Aber immer wieder wurde eine Hoffnung zu Grabe getragen, immer wieder kam es so weit, daß ich froh war, wenn sich zum letzten Male die Tür hinter der heißgeliebten Frau schloß. War es meine Schuld? Ich weiß es nicht." Er schwieg.

Die Freunde drängten: „Willst du uns nicht —?"

„Ja. Ich will euch einiges von meinen sieben Frauen erzählen."

Die dumme Frau

Die erste Frau lernte ich auf einem Gartenfest kennen. Sie trug ein weißes Kleid und in weiße Kleider verlieben sich die Männer am leichtesten. Klara nannte sie sich. Wir gingen oft spazieren. Eines Tages zeigte sie mir ein Vogelnest, versteckt in den Ulmen des Neckars. Vier hungrig aufgerissene Schnäbelchen erwarteten die Heimkehr der Mutter. „Schau, Klara!", sagte ich und bog vorsichtig die Zweige ein wenig auseinander. Klara klatschte begeistert in die Hände.

„Mein Gott, wie niedlich! Mein Gott, wie süß! Mein Gott, wie entzückend! Direkt himmlisch, Peter! Du mußt das Nest mitnehmen, Peter! Ich stelle es mir in mein Zimmer! Direkt neben mein Bett! Und früh füttere ich die lieben Kleinen mit Semmelbröseln. Und wenn sie Durst haben, kriegen sie Tee und Schokolade. Nimm doch das Nest endlich, Peter! Hast du Angst, sie könnten dich beißen?" Ich schüttelte den Kopf.

„Wir können doch der Vogelmutter nicht ihre Jungen wegnehmen, Klara?"

Klara sah mich verständnislos an.

„Warum nicht? Der Vogel kann doch neue Eier legen? Ist dir so ein dummes Tier wichtiger als deine süße Klara? Ich finde das direkt unanständig von dir, Peter!"

Wir gingen einige Schritte weiter. Ein Storch stand auf der Wiese.

„Beißt er?", fragte Klara. „Aber nein."

„Doch. Siehst du, wie dumm du bist, Peter. Ein Storch beißt eine Frau ins Bein. Hast du das noch nie gehört?"

Und da ich schwieg, setzte Klara nach einer kurzen Pause hinzu:

„Komm! Gehen wir! Ich kann den Anblick des dummen Tieres nicht ertragen — er erinnert mich immer daran, daß ich eigentlich gar nicht mit dir allein hier gehen dürfte — oh, was hast du aus mir gemacht, Peter! Du bist wie ein wildes Raubtier und ich bin deine arme wehrlose Beute! Ich hasse dich! Und heute abend gehen wir ins Kino, Peter, nicht wahr?"

Die Hochstaplerin

Die zweite Frau nannte sich Vera von Hutten. Wir begegneten uns in einem Hotel in Heringsdorf. Sie trug einen Mantel aus Silberfüchsen und kramte in ihrer goldenen Handtasche.

„Ich verstehe nicht, warum Sie mich noch nie gefragt haben, ob ich verheiratet bin", sagte sie am vierten Tage unserer Bekanntschaft, „ich bin natürlich nicht verheiratet. Ihr Männer denkt an nichts anderes, alle wollen mich heiraten. Schon am ersten Tage lenken alle das Gespräch auf diesen Punkt — erst vorigen Monat wollte mich Graf Otto am Lido vom Fleck weg heiraten. Ich war ganz allein den Lido hinaufgestiegen, wer kommt da hoch zu Roß den Berg heruntergeritten? Graf Otto! Er bremst sofort, springt aus seinem Achtzylinder heraus und fragt, ob ich seine Gräfin werden wollte. Ich habe ihn ausgelacht. „Lieber Fürst", sage ich, „wo denken Sie hin? Mein verflossener Bräutigam, der Baron Hämmerle, liegt ja kaum seit acht Tagen im Erbbegräbnis!" Das war übrigens schon der vierte Mann, der sich meinetwegen erschoß, weil er mich nicht haben konnte. Trotzdem, wenn ich einen Mann fände, der mir alles bieten könnte, wie ich es mein ganzes Leben gewöhnt bin, Reisen, Luxus, Schmuck, Pelze, Dienerschaft — wenn Sie beispielsweise dieser Mann wären — —"

Ich war es nicht. Vera von Hutten merkte es bald. Sie verließ mich ein paar Tage später und hinterließ mir nichts als ihre Hotelrechnung.

Das goldige Wiener Herz

Die dritte Frau kam aus Wien. Aus dem zehnten Hieb, wie sie sagte. Sie war jung, lieb, herzig, mollig, semmelblond, richtig das, was man ein goldiges Wiener Mädel nennt. Sie freundete sich mit mir sehr schnell an. Ich war sehr glücklich. Schon am dritten Tage sagte das Mizerl: „Also, daß du es nur weißt, Burscherl, zurück nach Wean fahr i nimmer! Du nimmst mir eine kleine Wohnung, Burscherl, mit recht vornehme eingelegte Möbel und einem ganz breiten Bett — weißt, beim Baron Strebinger hab ich einmal eins ge-

sehen, das war so groß wie das ganze Zimmer — gelt, gelt, Burscherl, das schenkst mir? Und einen hellblauen Himmel mit lauter seidenen Fransen! Bist ja so viel lieb, Goscherl! Warum sagst denn nix? Magst mich vielleicht nimmer? Bloß weil i das mit dem Bett sagt hab? Aber geh, Burscherl, sei net fad — i kann doch ohne dich nimmer leben! Ohne dich gehe i glatt zugrund — i spring in die Donau — wer ist denn die bessere Dame da auf dem Bild neben deinem Bett? Weißt, wie die aussieht? Wie ein ausgeschwabter Donaufetzen! Was? soll i net? Reden derf ma a nix mehr? Na da schau her! Wegen deiner red i immer noch, wie viel i wüll! Vastehst, Putzerl! Vielleicht mit deine Menscher kannst so umspringen, mit mir net, mit mir net! Sonst kriegst a Fotzen, Goscherl, daß du mich anschaust wie der alte Steffel die Karlskirchen!"

Die Frau mit der Verwandtschaft

Die vierte Frau war eine wohlbestallte Witwe. Sie wurde mir von ihrem Onkel vorgestellt, als sie mit ihm bei einem anderen Onkel zu Besuch weilte. Als wir vom Heiraten sprachen, floß sie über.

„Ich werde es Ihnen hübsch und gemütlich machen. Mein guter seliger Mann hat es bei mir auch hübsch und gemütlich gehabt. Am Abend bringe ich Ihnen den angewärmten Hausrock, das hat mein Mann auch immer so gern gehabt. Und die Hausschuhe stelle ich Ihnen hinter den Ofen, ganz wie bei meinem guten seligen Mann. Und jeden Sonntag kommt meine Mutter zu Besuch, montags kommt meine Schwester Agathe, die bleibt drei Tage und wir spielen jeden Abend Domino. Mein seliger Mann hat auch immer so gern mit uns Domino gespielt. Am Donnerstag erscheint dann Tante Paula, die gibt bei uns fremden Kindern ihre Klavierstunden. Da können wir schön danebensitzen und zuhören. Mein guter seliger Mann hat auch immer so gern zugehört. Am Freitag besuchen wir dann das Grab meines seligen guten Mannes und am Samstag kommen dann Tante Agathe und Tante Adele und Tante Dora und wir handarbeiten uns ein. Mein guter seliger Mann hat uns so gern die Wolle gehalten. Ach, Herr Peter, wird das ein vergnügtes und hübsches und schönes Leben werden!"

Die kindliche Frau

Die fünfte Frau nannte sich Dafne. Sie behauptete, der Name passe zu ihr. Eigentlich hieße sie Erna, aber sie sei so zart und so zerbrechlich und so sensibel und so nur Seele, daß ich sie ruhig Dafne nennen könne. Das tat ich denn auch.

Dafne war trotz ihres vorgerückten Alters — vierunddreißig Jahre gab sie zu — wunderschön. Sie hatte hellblondes Haar, ganz dicht und seidig. Und dahinein band sich Dafne ein himmelblaues Band. Morgens schwamm in meiner Teetasse stets ein Vergißmeinnicht. Das war Dafnes Morgengruß.

„Hat Bübchen Blümelein gefunden?", zwitscherte sie, „in Tassitassi? Wünscht Bübchen Zuckizucki in Kaffeli? Ein Stücki, zwei Stücki, drei Tücki?"

Mittags biß man unerwartet im Eierkuchen auf ein silbernes Medaillon, das Dafne als nacktes Baby zeigte.

„Dafne als Nackedei! Hat Bübchen Nackedei lieb? Macht Bübchens Herzi klopfiklopfi?"

Und wenn wir abends zum Hafen gehen wollten, sagte sie nicht, wir wollen zum Hafen gehen und die Schiffe betrachten, sondern sie plapperte: „Schatzis Gucki Schiffi schaun! Hafihafi gehen! Ja? Willi du?"

Wenn ich Dafne küßte, versteckte sie ihr Gesicht unter dem Arm.

„Böses Bübchen! Böses Bübchen! Will armes Kindikindi verführen! Kindi Angst vor böses Bübchen haben! Böses Bübchen! Böses Bübchen! Gleich kommt Engeli vom Himmel und macht schützeschütze!" Und so geschah es denn auch. Wir wurden voreinander beschützt.

„Die sechste Frau", fuhr Peter Petermann fort, „war ein Mädchen aus gutem Hause, das eines Tages grell auflachte, als ein Betrunkener einen häßlichen Witz erzählte. Die Siebente aber blieb ernst und verschlossen, als ein lachendes Kind mit offenen Armen auf sie zulief. Und so fand ich nicht die Frau, die ich suchte. Soll ich weitersuchen?"

Ein junges blondes Mädel war in den Raum getreten. Ihre hellen klaren Augen leuchteten. Petermann sah sie an und sagte leise: „Ja. Ich werde weitersuchen."

Erste Nacht im polnischen Quartier

Von Wilhelm Hammond-Norden

Fast zögernd tritt man aus dem Haus.
„Dzien dobry! Na, Pan Stanislaus!
Wir soll'n jetzt bei dir wohnen,
was meinst du — wird sich's lohnen?"

Schön riecht's in solchen Häusern nie,
es riecht nach Knoblauch und Pipi,
jedoch da hilft kein Stöhnen,
man muß sich dran gewöhnen.

Die Kinder stehn, zerlumpt und stumm,
ums deutsche Militär herum.
Nun sitzen sie im Grase
und bohren in der Nase.

Wir richten uns zuerst mal ein,
wir bringen Luft und Stroh herein.
Die Magd grinst deutlich dreckig.
Uns ist sie viel zu speckig.

Wir schließen unsere Kammer zu,
nun haben wir zunächst mal Ruh.
Wir sind heut viel gelaufen,
nun woll'n wir uns verschnaufen.

Wir hau'n uns hin. Schon gegen acht.
So komm denn nun, du erste Nacht
im polnischen Gehäuse.
Herr, gib uns keine Läuse!

EIN MANN DER PFLICHT

VON ERIK STOCKMARR

Jim O'Brien war an der amerikanischen Eisenbahn angestellt. Er war Schaffner. 50 Jahre lang hatte er Amerika kreuz und quer durchreist und hatte die Fahrkarten in den Zügen durchlöchert. Er war jetzt 70 Jahre alt und mußte vom Dienst zurücktreten. Das war ein trauriger Tag für ihn, als er die letzte Fahrkarte durchlöcherte. Eine kleine Träne lief an seiner Backe herunter und fiel gerade durch das Loch des Billettes. Gott sei Dank hatte O'Brien im Laufe der Jahre etwas Geld aufgespart, und dafür hatte er sich ein kleines Haus, mit einem kleinen Garten, auf dem Lande gekauft. Das war ein großer Trost für ihn. Dahin wollte er sich jetzt zurückziehen. Er hatte auch ein kleines Huhn — er konnte also nicht klagen.

Den ersten Monat, als Pensionist, verbrachte O'Brien mit einer Gartenschere in der Hand, womit er alle die Sträucher in seinem Garten beschnitt. Es war ihm ganz unmöglich, still zu sitzen und zu faulenzen, irgend etwas mußte er schneiden, das lag ihm so im Blut. Als er mit den Sträuchern fertig war, schnitt er, mit einer Schermaschine, seine Frau über den ganzen Kopf; ebenso den Nachbarn und dessen Hund. Das kleine Huhn wurde auch geschnitten und schön frisiert. Zum Glück bekam O'Brien eines Tages einen Brief, der ihn auf andere Gedanken brachte. Der Brief war vom Distriktbüro der Eisenbahngesellschaft in Oklahama. O'Brien machte vorsichtig den Brief auf und buchstabierte sich mit großer Mühe durch ihn hindurch.

„Aus Anlaß Ihres 50jährigen Jubiläums als Schaffner, dessen Arbeit Sie mit größtem Fleiß und größter Sorgfalt ausgeführt haben, möchten wir Ihnen gerne eine kleine Aufmerksamkeit erweisen. Wir bitten Sie deshalb, uns mitzuteilen, ob Sie irgend einen Wunsch haben, den wir Ihnen erfüllen könnten.

Hochachtungsvoll
Inspektor Snooky."

Jim O'Brien wurde tief bewegt. Man kann gut verstehen, daß er so gerührt war, denn es war ja wirklich eine schöne Geste von der Gesellschaft. Der alte Schaffner hatte aber auch in der Tat eine Aufmerksamkeit verdient, denn er war wirklich ein sehr pflichteifriger Mann gewesen. In den abgelaufenen 50 Jahren hatte ihn seine Sorgfalt nur einmal verlassen. Es war damals, als er einer Dame, anstatt des Billettes, das Ohr durchlochte. Die Dame wollte die Sache dem Gericht vorlegen, aber das gab sie wieder auf, da sie später auf den Gedanken kam, das Loch für einen Ohrring zu benutzen. O'Brien und seine Frau saßen jetzt und dachten nach, was er sich wohl wünschen sollte. Einen hohen Hut vielleicht, den möchte er zu gerne haben. Oder vielleicht ein Gebiß, er konnte nämlich die Suppe nur mit vieler Mühe kauen. Oder sollte er sich eine Schachtel Knallbonbons wünschen, dann konnte er und seine Frau am Abend sitzen und damit knallen, das wäre zu schön. Plötzlich bekam er einen wirklich guten Gedanken. Vielleicht konnte er einen alten Eisenbahnwagen bekommen und denselben in seinem Garten aufstellen. Das war eine ausgezeichnete Idee. Dann konnte er im Wagen herumspazieren und an alle die schönen Reisen, die er in seinem Leben gemacht hatte, zurückdenken und alles wieder von neuem erleben. Dann hatte er wieder einen Lebensinhalt. Mit vieler Mühe setzte er einen Brief auf und schickte ihn an die Gesellschaft in Oklahama.

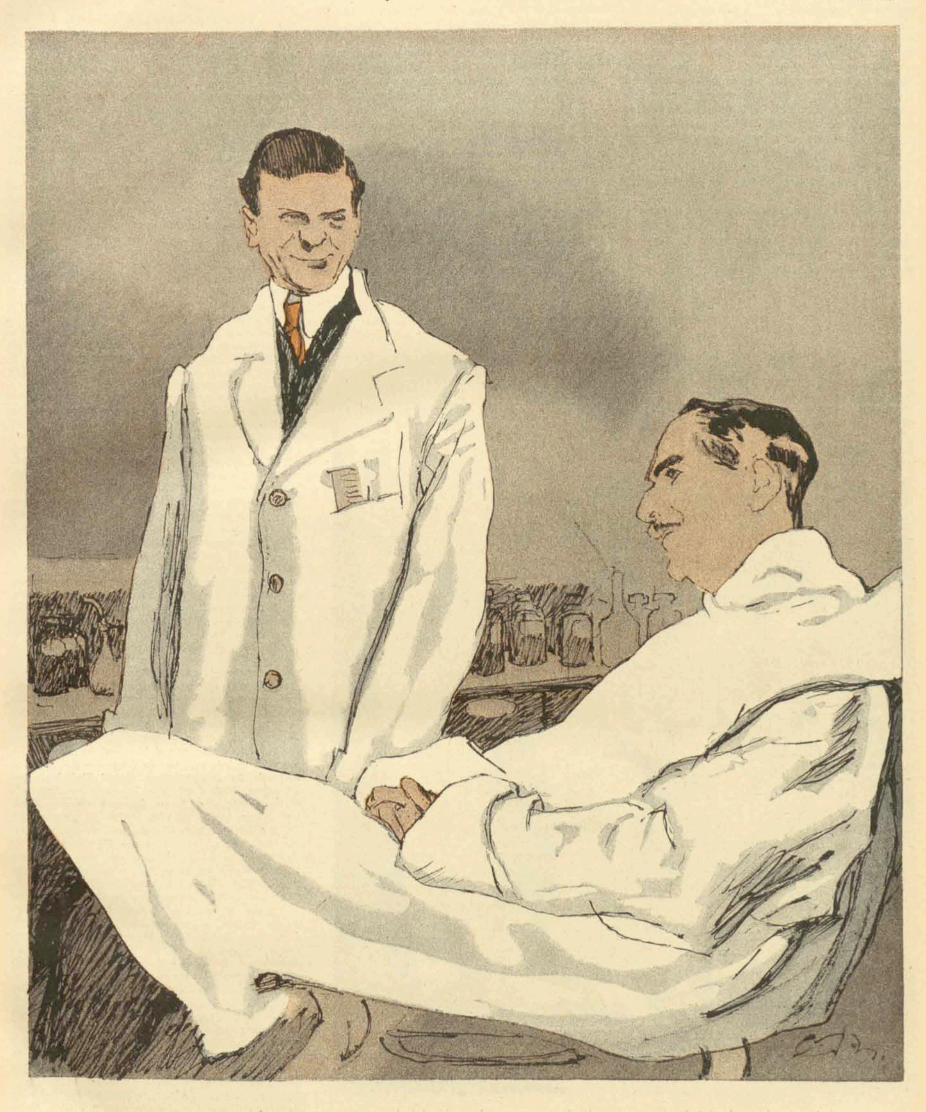
Nach einigen Wochen kam ein alter Eisenbahnwagen zur Station des kleinen Dorfes und wurde nach O'Briens Garten transportiert. Es folgte ein kleines Stück Eisenbahnschiene und der Wagen wurde dann im Hintergarten aufgestellt. Das war ein stolzer Augenblick. Der alte Schaffner wischte eine kleine, lauwarme Träne vom Auge weg. Der haarlose Nachbar und seine Frau, deren Zöpfe O'Brien abgeschnitten hatte, wurden sofort zum Kaffee im Wagen eingeladen. Sie bekamen beide eine alte Fahrkarte, die O'Brien, der seine weißen Sommerhosen angezogen hatte, durchlochte. Nachdem er zur Abfahrt gepfiffen hatte, setzte man sich an den Kaffeetisch. Ab und zu steckte O'Brien den Kopf zum Fenster hinaus, um zu sehen, wo man war, während er, aus alter Gewohnheit, seinen Hut gut festhielt.

(J. Hegenbarth)

Als ein Jahr vergangen war, kam Inspektor Snooky von der Eisenbahngesellschaft in das Dorf, um dem alten Schaffner einen Besuch abzulegen. Es war ein ganz furchtbares Regenwetter. Der In-

Anthony Eden beim Friseur

(E. Thöny)



„Sehr gut, sehr gut! Sie könnten eigentlich auch unsere Jahresbilanz frisieren!“

Anthony Eden dal parrucchiere: "Benissimo, benissimo! In realtà Voi potreste acconciare anche il nostro bilancio annuale!,,

spektor klingelte an der Tür, als aber niemand öffnete, ging er in den Hintergarten, um an der Küchentür anzuklopfen. Dort sah er O'Brien, der draußen im Garten, mitten im furchtbaren Regenwetter, auf der Stufe des Eisenbahnwagens saß. Er war klatschnaß und sah betrübt vor sich hin, während er aus einer großen Zigarre dampfte. Er hatte einen Regenmantel um, große Gummistiefel an, einen Südwester auf dem Kopfe:

„Aber, mein lieber O'Brien", rief der Inspektor erstaunt, „warum sitzen Sie denn hier und rauchen?"

O'Brien nahm die Zigarre aus dem Mund und grüßte den Inspektor freundlich:

„Es ist ein Nicht-Raucher, Herr Inspektor!" sagte er und zog den Kragen des Mantels über die Ohren.

Nach einem halben Jahr kam Inspektor Snooky nochmals auf Besuch. Er war so ein netter Mann. Nachdem er wieder vergebens an der Tür geklingelt hatte, ging er in den Hintergarten. Dort sah er, zu seinem großen Erstaunen, den alten Schaffner, der eifrig damit beschäftigt war, den Eisenbahnwagen auf den Schienen hin und her zu schieben. Er schnaubte und stöhnte, während er mit beiden Händen diese schwere Arbeit ausführte. Wenn er ihn bis zum einen Ende der Schienen gepufft hatte, lief er schnell zum anderen Ende des Wagens und schob ihn mit großer Mühe wieder zurück. Und so fuhr er fort. Als der Inspektor eine Zeit lang dieses merkwürdige Schauspiel beobachtet hatte, ging er zu O'Brien hin:

„Mein lieber O'Brien", sagte er, „zum Donnerwetter, was machen Sie denn da?"

Der alte Schaffner wischte den Schweiß von der Stirn und grüßte freundlich. Dann preßte er die Schulter gegen den Wagen:

„Meine Frau ist auf der Toilette, Herr Inspektor", sagte er und lief schleunigst zum anderen Ende des Wagens, um ihn zurückzuschieben.

„Sie wissen doch, die Toilette darf nur während der Fahrt benützt werden."

(Aus dem Dänischen von Erik Stockmarr)

Freundinnen

(O. Herrmann)



„Ich glaube, du bist etwas rundlicher geworden, Katrin!"
„Ja — aber nur da, wo man 's gern hat, Marga!"

Amiche: "Credo, Catina, che tu ti sii fatta un po' più rotondetta?,,
"Eh sì, Marga; ma soltanto là dove non è discaro!,,

VEREIN „REISE BILLIG"

VON MAGLEKILDE PETERSEN

In der altbekannten dänischen Hafen- und Handelsstadt Aarhus hatte sich vor vielen Jahren in dem Gasthof „Zum wilden Bären" anläßlich einer großen Warenmesse eine bunte Schar von Handelsreisenden aller Art und aus allen Teilen des Landes zusammengefunden. Man aß und trank und war guter Dinge, redete von Geschäften und Politik und kam dabei auch auf den neuen Personentarif der dänischen Staatsbahnen zu sprechen. Man meinte, das Eisenbahnfahren sei viel zu teuer geworden und mache einen allzu großen Anteil an den Geschäftsspesen aus. An sich eine Unterhaltung ganz allgemeiner Art, und der Abend wäre still und friedlich beschlossen worden, hätte sich nicht der Zuckerreisende Dons erhoben, um an den jungen Kollegen Palle Olsen, einen später sehr bekannten Geschäftsmann der königlichen Hauptstadt, der damals seine erste Geschäftsreise machte, heranzutreten und ihn wie folgt zu fragen:

„Sagen Sie mal, junger Mann, gehören Sie denn nicht auch dem ‚Geheimen Verein der dänischen Handelsreisenden ‚Reise billig' an?"

„Leider nein", erwiderte der also Angeredete, „und ich muß zu meiner Schande gestehen, daß ich noch nie von dieser Einrichtung gehört habe. Wieso? Was für einen Nutzen hat es denn, diesem Verein anzugehören?"

„Sie brauchen auf der Eisenbahn keine Fahrkarte mehr für Ihre Person, sondern bezahlen lediglich für das Gepäck, das Sie mit sich führen. Wenn Sie es wünschen, will ich Sie unserem Verein gern als neues Mitglied zuführen. Die Mitgliedschaft kostet einen jährlichen Beitrag von 24 Kronen, aber das Geld macht sich ja im Laufe des Jahres mehr als zehnfach bezahlt."

Palle Olsen war begeistert. „Ja, danke, gern möchte ich Mitglied werden. Aber ich muß wohl damit warten, bis ich von meiner großen Reise nach Kopenhagen zurück bin."

„I bewahre, so förmlich ist das gar nicht", erklärte Dons daraufhin, „um den Aufnahmeformalitäten zu genügen, müssen sieben Handelsreisende zugegen sein, und wir sind hier unser dreizehn. Der halbe Jahresbeitrag wird jeweils am Silvesterabend kassiert, — das ist nämlich der Gründungstag unseres Vereins."

„Und dann bekommt man die Fahrkarte fürs ganze Jahr und kann dann mit der Eisenbahn reisen, so oft und so viel man will?"

„Jawohl, das können Sie! Das heißt, Sie bekommen gar keine Fahrkarte, sondern Sie werden sich, sobald der Kondukteur erscheint, um die Billetts zu kontrollieren, ihm durch ein geheimes Zeichen zu erkennen geben. Sie blicken dem Beamten zunächst scharf ins Gesicht, führen die linke Hand langsam an die Stirn, um sie plötzlich ruckartig herunterzuziehen, wobei Sie einen gedämpften Pfiff durch die Zähne ausstoßen, als wollten Sie eine Schar Spatzen verscheuchen. Der Mann weiß dann genau Bescheid. Freilich möchte ich Sie bitten, über unseren Verein und die Vereinbarungen, die unser Vorstand mit der Eisenbahndirektion getroffen hat, das strengste Stillschweigen zu bewahren, wegen des Neides der anderen, Sie verstehen."

Noch am selben Abend wurde Olsen zu seiner und auch der anderen Freude in den vermeintlichen Verein aufgenommen, und er beschloß, sich schon am nächsten Morgen auf einer Reise, die er in das nicht ferne Veile zu machen gedachte, in den Genuß der verlockenden Vergünstigungen zu setzen.

Bei seiner Abfahrt am nächsten Morgen erschienen, um der Sache einen würdevollen und offiziellen Anstrich zu verleihen, einige der Herren des „Vorstandes" auf dem Bahnhof. Auch Dons war mit von der Partie, und er eilte, indes sich die Herren im Wartesaal niederließen, rasch an den Fahrkartenschalter und löste heimlich ein Billett zweiter Klasse nach Veile.

Der Zug fuhr in die Bahnhofshalle ein, und man geleitete Olsen auf den Bahnsteig hinaus. Während die anderen sich von ihrem „Vereinsbruder" auf das herzlichste verabschiedeten, suchte Dons den Schaffner des Zuges auf und sagte zu ihm:

„Hören Sie mal, Herr Schaffner, der Herr dort in jenem Abteil ist nicht ganz richtig im Oberstübchen. Ein harmlos Verrückter, verstehen Sie, der

sich einbildet, einer der höchsten Eisenbahnbeamten unseres Landes zu sein. Er will nach Veile. Hier ist seine Fahrkarte. Bitte, seien Sie recht höflich und nett zu ihm. Und nichts für ungut, hier haben Sie eine Krone für Ihre Mühe." Die Lokomotive pfiff, und der Zug setzte sich in Bewegung. Olsen steckte noch lange den Kopf zum Fenster hinaus und winkte seinen Freunden zu. Nach einer Weile erschien der Schaffner und wünschte die Fahrkarten zu sehen. Als er Olsens Abteil betrat, vollführte dieser das geheime Zeichen. Der Eisenbahner grüßte ehrerbietig und zog sich mit einem verständnisinnigen Lächeln zurück. Ohne weitere Zwischenfälle kam Olsen in Veile an, wo er rasch die Geschäfte abwickelte, um noch mit dem Abendzug wieder nach Aarhus zurückzufahren — selbstverständlich ohne vorher eine Fahrkarte gelöst zu haben.

Doch diesmal ging die Fahrt nicht so glatt vonstatten wie am Morgen. Als der Kondukteur erschien, um die Fahrkarten zu überprüfen, machte Olsen auch ihm das besagte Zeichen, doch der Beamte erwiderte: „Ich verstehe Sie nicht, mein Herr. Ihre Fahrkarte will ich sehen. Oder haben Sie vielleicht keine?"

„Nein", erwiderte Olsen treuherzig und wiederholte seine sonderbaren Gebärden, „Sie wissen doch ..."

„Gar nichts weiß ich", brummte der Beamte und zückte Bleistift und Notizbuch. „Ich weiß bloß, daß Sie keine Fahrkarte besitzen, und das wird Ihnen teuer zu stehen kommen. Wohin wollen Sie?"

Olsen führte geduldig noch ein paarmal das geheime Zeichen aus. Doch plötzlich war es dem biederen Eisenbahner doch zu arg, und er brauste auf: „Was denn, was denn, Herr, Sie wollen sich wohl lustig machen über mich? Na, warten Sie, ich werde den Zugführer holen, der wird Ihnen schon die Faxen austreiben."

Olsen erhielt eine Fahrkarte und bezahlte seine Strafe, was zusammengerechnet etwa den doppelten Betrag einer Reise ausmachte, und in reichlich mißvergnügter Stimmung langte er in Aarhus an. Als er den Gasthof „Zum wilden Bären" betrat, kam ihm Dons schon an der Tür entgegen und begrüßte ihn freundschaftlich:

„Nun, mein Lieber, eine feine Sache das mit unserem Verein, nicht wahr? Und, abgesehen von der Fahrgelderspamis braucht man auch nicht mehr vor den Billettschaltern zu warten."

„Hm", entgegnete Olsen zögernd, „ich weiß nicht recht, was ich dazu sagen soll. Hin funktionierte ja alles tadellos, doch auf der Rückfahrt verlangte der Kondukteur auf einmal ein Billett von mir. Und da ich keins besaß, mußte ich nicht bloß eins kaufen, sondern obendrein auch noch Strafe zahlen." — „Fuhren Sie rückwärts?"

„Nein, ich saß in Fahrtrichtung."

„Aha" meinte Dons daraufhin, „da haben wir die Bescherung."

„Nein, das heißt, ich wollte sagen", verbesserte Olsen sich, „ich saß doch nicht in Fahrtrichtung."

„Dann begreife ich. Gaben Sie dem Kondukteur auch das Zeichen?"

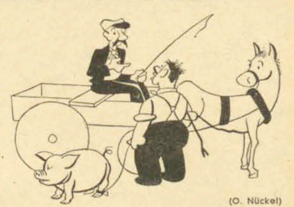
„Aber natürlich." „Und wie machten Sie das?" Olsen führte das Zeichen noch einmal vor. Er blickte Dons scharf ins Gesicht, führte die linke Hand an die Stirn...

„Stop!" rief hier Dons, „da haben wir den Fehler. Eigentlich ist es meine Schuld, denn ich vergaß es gestern, Ihnen zu sagen, daß man, befindet man sich auf der Rückfahrt, das Zeichen mit der rechten Hand anstatt mit der linken machen muß. Doch trösten Sie sich, mein Lieber, das nächstemal klappt es bestimmt besser."

Aber Olsen schien die Angelegenheit jetzt doch ein wenig zu denken zu geben, und im Laufe des Abends noch erklärte er seinen Austritt aus dem „Geheimen Verein der Dänischen Handelsreisenden ‚Reise billig'".

(Aus dem Dänischen von Werner Rietig)

LIEBER SIMPLICISSIMUS



(O. Nückel)

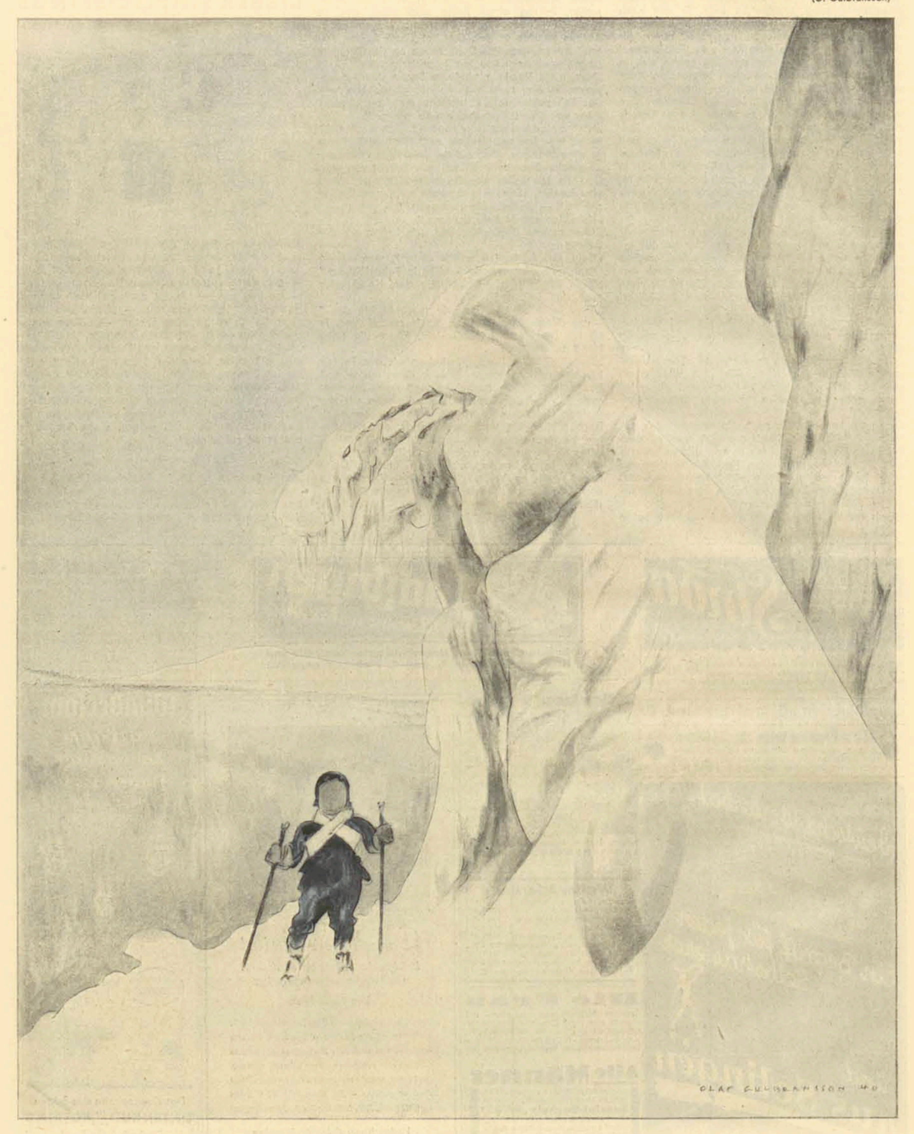
Ein dänischer Bauer, namens Larsen, fuhr im August dieses Jahres zwecks Beschaffung eines Sarges vom Land in die Kreisstadt. Auf dem Wege dorthin traf er einen Nachbarn und erzählte ihm das. — „Ja, ist denn bei euch jemand gestorben?" erwiderte der. — „Nein, das nicht, aber bald", entgegnete Larsen. — „Aber wieso denn? Bei euch ist doch niemand krank." — „Nein, das nicht", antwortete Larsen. „Aber wenn unsere Tochter Marie den Jens nicht kriegt, geht sie ins Wasser, und wenn ich zugeb, daß sie den Jens heiratet, hängt sich unsere Mutter auf, und da muß ich jetzt alles in Ordnung haben, denn nächste Woche fangen wir mit der Ernte an, und da hat keiner Zeit, um wegen eines Sarges in die Stadt zu fahren!"

*

Zwei Sachsen sitzen im Münchner Hofbräuhaus und erfreuen sich am Klange bayerischen Dialekts. Dann sagt der eine zum andern: „Eegentlich is doch schade, daß mir keenen Dialekt ham!"

Verlag und Druck: **Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80** (Fernruf 1296) Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise. Einzelnummer 30 Pfg; Abonnement im Monat RM. 1.20 — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Okt. 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

(O. Gulbransson)



PROST NEUJAHR!

BUON CAPO D'ANNO!

München, 8. Januar 1941
46. Jahrgang / Nummer 2

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Frage an Nelson

(Karl Arnold)

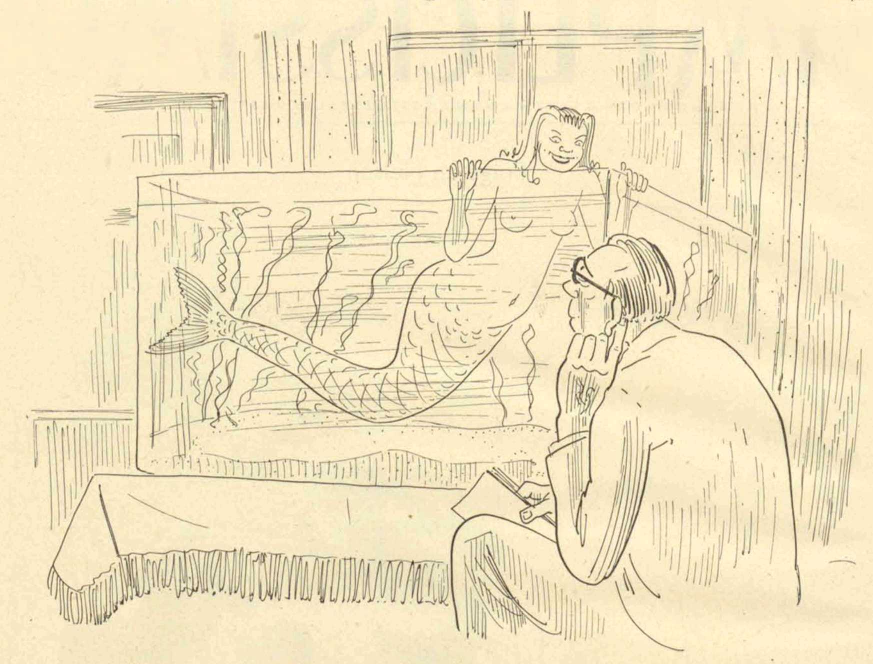


„Wie begegnen wir der deutschen U-Bootgefahr?" — „Mit besserem Können, Mylords!"

Domanda a Nelson: "Come elimineremo il pericolo dei sottomarini tedeschi?„ — "Con una maggiore abilità, Mylords!„

Der Aquarienliebhaber - L' innamorato degli acquari

(Fr. Bilek)



AHNENSTOLZ

VON HANS HARBECK

Das Gemach war düster. Auf den verblichenen Vorhängen erkannte man kaum noch das eingestickte Wappen: ein Fettauge, an das sich drei Sellerieknollen schmiegten.
Der alte Graf Gottfried von Kraftbrühe lag in den unwiderruflich letzten Zügen.
Ein verwitterter Diener, der einem abgewetzten Lineal glich, stand reglos in der einen Ecke. Nach Ablauf von je fünf Minuten hob er seine wächserne Hand und warf eine Kugel nach den gespenstisch umherschwirrenden Motten.
Der alte Herr räusperte sich mit gräflicher Zurückhaltung. „Mein Sohn", hauchte er.
Der Diener verschwand auf unhörbaren Sohlen und kehrte mit dem Sohn zurück.
Der junge Graf, in dessen Adern das Blut ganzer Geschlechterfolgen rollte, trat ehrerbietig an das Bett seines Vaters.
„Mein Sohn", sprach dieser voll Würde und voll Bedenklichkeit. „Ich kenne dich. In dir ist edles Mark. Du liebst mich. So vernimm, was ich dir zu sagen habe."
Der Diener schob mit einer Hast, die zu seiner sonstigen Gemessenheit in einem schreienden Gegensatz stand, einen von den Mäusen zerfressenen Schemel vor das Bett, auf den der Jüngling, flüchtig dankend, niederkniete.
„Mein Sohn", fuhr der Alte fort. „Du weißt, daß das Geschlecht derer von Kraftbrühe seinen Stammbaum bis ins Aschgraue zurückführen kann. Die Beispiele von ungewöhnlicher Tapferkeit waren in unserem Hause so häufig, daß sie nicht mehr auffielen. Ein Kraftbrühe eroberte einst Konstantinopel, und ein Kraftbrühe machte die Pyramiden dem Erdboden gleich..."
Die Erinnerung an die glorreiche Vergangenheit schien den alten Knaben übermannen zu wollen. Mit einem verzückten Augenaufschlag sank er erschöpft in das Kissen zurück. Aber schnell hatte er sich erholt.
„Mein Sohn", begann er von neuem. „Trotz aller Heldentaten sind wir dem Hungertuch anheimgefallen. Niedrige Kabalen haben unseren starken Stamm unterhöhlt. Der Neid des Königs und seiner Höflinge hat uns um den verdienten Lohn gebracht. Der alte Glanz ist dahin. Wir haben keinen Kredit mehr, und auch keine vorteilhafte Vermählung kann dich noch retten. Nur ein Mittel gibt es..."
Hier richtete sich Graf Gottfried von Kraftbrühe gewaltsam auf und nahm das Aussehen einer, wenn auch etwas windschiefen Statue an.
Auch der Jüngling erhob sich. Mit bebenden Organen hing er an den Lippen seines Erzeugers.
„Ein Mittel gibt es, mein Sohn. Laß dich nicht von dem Phantom der Ehre irreführen, sondern entsage der lächerlichen Eitelkeit und vernichte, wie der Hof es verlangt, unser altes Wappen!"
Der Greis schwieg und bohrte seine Pupillen in die des Sohnes. Der war dermaßen erschüttert, daß er traurig und ratlos verharrte und nicht wußte, was er erwidern sollte.
Endlich faßte er sich und sagte: „Mein Vater! Ich bin ein Kraftbrühe — ich bin Ihr Sohn — Sie werden mich verstehen!"
„Ja, ich verstehe dich!" rief der Alte. „Du willst durch elende Eitelkeit die letzten Augenblicke deines sterbenden Vaters verbittern. Verblendeter! Aber jetzt fordere ich von dir, daß du meinen Wunsch erfüllst! Oder..."
„Vater", unterbrach ihn der Jüngling. „Ich soll das Fettauge und die drei Sellerieknollen für immer auslöschen?"
„Unverzüglich! Oder — entferne dich auf ewig aus meiner Nähe! — Nun wähle!"
„O Gott", stammelte der junge Mensch. „Leben Sie wohl, mein Vater!"
Damit stürzte er davon, aber ehe er die Tür erreicht hatte, rief ihn der vor Wonne zitternde Greis zurück und zog ihn an seine Brust.
„Dem Himmel sei Lob und Dank!" sagte er aufatmend. „Hättest du dich anders entschlossen, wahrlich — sieh, hier liegt die Pistole! — ich hätte meine letzten Kräfte zusammengerafft und dich über den Haufen geschossen!"
Vater und Sohn hielten sich noch lange innig umschlungen.
Sogar der Diener vergaß für eine Weile seine Mottenjagd und schluchzte geziemend.

Verdrossene Antwort

Von Georg Britting

Warum ich von Liebe nicht rede?
So fragt mich doch bloß nicht so schnöde!
Ich rede ja immer davon!

Zwar red' ich vom Amselton
(Und nicht von dem Hans und der Grete),
Vom Wind, der die Blüten aufdreht
Und ihr Gold in Wolken verweht,
Vom Wasserfall, der sich zertrümmert und lacht,
Vom Mond, der durchs Feuer hinzieht,
Durchs Sterngeröll und -geschiebe —
Das lichtert wie flüchtende Diebe
Davon in die Nacht —
Und hab' ich da nicht schon ein Lied
Von der Liebe gemacht?

Der unbequeme Inder

(Erich Schilling)



„Führen Sie den Mann ab! Die Kerle sollen sich's hier nicht bequem machen, während wir für die Freiheit der Völker kämpfen!"

L' Indiano molesto: "Menate via costui! Siffatta gente non ha da star qui a suo bell'agio, mentre noi combattiamo per la libertà dei popoli!,,

Eine häusliche Angelegenheit

Von Jenö Wallesz

Seit bereits eineinhalb Stunden schon bohnerte Marika, unser Stubenmädchen, den Parkettboden des Speisezimmers. Das störte mich beim Arbeiten, denn sie stieß dauernd mit ihrer Wichsbürste an die Türe meines Arbeitszimmers. Ich rief daher zu ihr hinüber: „Marika, hören Sie jetzt doch endlich einmal mit diesem Unsinn auf!"
Aber meine Frau fuhr dazwischen: „Mische dich doch nicht immer in diese häuslichen Angelegenheiten. Der Fußboden muß so spiegelblank und sauber sein, daß man darauf essen könnte!"
Das Bohnern nahm also seinen Fortgang. Gegen Mittag war Marika damit fertig, und ich hörte, daß auch bereits zum Mittagessen aufgedeckt wurde. Ich ging ins Speisezimmer hinüber, und bald, nachdem wir uns zu Tisch gesetzt hatten, trug Marika auch schon die Suppe auf. Kaum war sie aber über die Schwelle des Zimmers getreten, als sie auf dem spiegelglatten Parkett ausglitt. Sie schrie entsetzt auf und ließ vor Schreck die Suppenschüssel fallen. Meine Frau blickte mich verstört und erschreckt an. Ich konnte es an ihren Augen ablesen, daß sie fürchtete, ich würde ihr Vorwürfe machen. Um sie zu beruhigen, neigte ich mich sanft zu ihr hin, und während ich ihr Haar streichelte, sagte ich zärtlich zu ihr: „Meine Liebe, du bist die gescheiteste Frau, die man sich überhaupt vorstellen kann..." — „Wieso...?"
„Nun, du hast gewußt, daß wir heute auf dem Fußboden essen würden, und hast deshalb das Parkett so spiegelblank bohnern lassen."

(Aus dem Ungarischen von H. B. Wagenseil)

Klimawechsel

(E. Thöny)



„Was sagst, Schorschl, koa Wärmflaschen soll i ins Bett tun; beim letzten Urlaub war's dir zu kalt bei mir!“ — „Ja mei, Lieserl, wie mas grad g'wohnt is, damals bin i vom Golf von Biskaya kemma und jetzt kimm i vom Nordkap!“

Cambiamento di clima: “Che dici, Giorgino, che non vi metta lo scaldaletto? Nell'ultima licenza avevi tanto freddo da me!„ “Si, Lisetta mia, dipende appunto dal come si è abituati; allora venivo dal Golfo di Biscaja e adesso vengo dal Capo Nord!„

LORENZO

VON KURT GROOS

Lorenzo, der plötzlich aus dem entfernteren Süden in unsere sonst so ruhige Stadt gekommen war, betrat das graue, hohe Haus am Markt stets nur durch den Seiteneingang der rückseitig hierzu führenden Hafengasse, eine Gasse, die sonst kaum begangen wird. Wie meist, sah Lorenzo sich auch an diesem schicksalhaften Tage zögernd um, zog die auf der Rückseite mit Stahlplatten beschlagene Eingangspforte schnell hinter sich zu und schloß sorgfältig.

Lorenzo kannte den Weg durch den dunklen, modrig riechenden Flur. Vor einer leicht angelehnten Tür verharrte er und schaute mißtrauisch durch den Spalt, der spärlichen Lichtschein auf den dunklen Gang warf.

Lorenzo kannte den Mann, der in der Zimmermitte an einem einfachen Schreibtisch saß. Der Raum war mit dunkelrotem Rupfen ausgeschlagen; der einzige Wandschmuck ein Barometer. Das Alter des Mannes schien undefinierbar; vielleicht lag es zwischen 50 und 60 Jahren. Das Gesicht auf dem mageren Körper wirkte fast aufgedunsen. Ein fahles Gesicht von schlaffer Haut, farblich wie bei Menschen getönt, die in ihrer Jugend zu schnell, zu ausschweifend lebten. Die Augen des Mannes bildeten einen scharfen, schmalen Spalt. Hierdurch entstand ein beobachtender, manchmal unangenehm lauernder Zug. Die Nase war schmal und nach unten gezogen, ein eigenartiger Kontrast zu dem energisch und fast angenehm geformten Kinn. Er trug einen äußerst modernen, quadratisch in sich gemusterten Anzug aus bestem Stoff, am linken Gelenk eine Armbanduhr aus grünem Gold, jedoch ohne Leuchtziffern.

Vollkommen regungslos saß der Mann am Schreibtisch — doch Lorenzo wußte, daß seine Gedanken fieberhaft arbeiteten. Er wußte, um welche Dinge diese Gedanken jetzt kreisten. Lorenzo wußte auch, daß in der Lade des Schreibtisches eine scharf geladene und entsicherte Pistole lag — er kannte diesen Mann!

Sollte Lorenzo ihn gleich sprechen? Nein; erst sich überzeugen! Auf Zehenspitzen schritt er zum alleräußersten Ende des Ganges, ein paar Stufen links abwärts führten zu einer kaum erkennbaren Tür. Lorenzo öffnete und schauderte vor dem kalten Luftzug, der ihm entgegenwehte. Langsam tastete er sich vor. Er stieß einen leichten Pfiff aus, als seine Hände einen der beiden starren Frauenkörper ertastet hatten, die unter dem schwarzen Tuch auf dem großen Tisch in der Zimmermitte des fensterlosen Raumes lagen. Nun war es so gekommen, wie er es erwartet hatte! Etwas weiter aber saß der fahle Mann, der noch immer zweifelte.

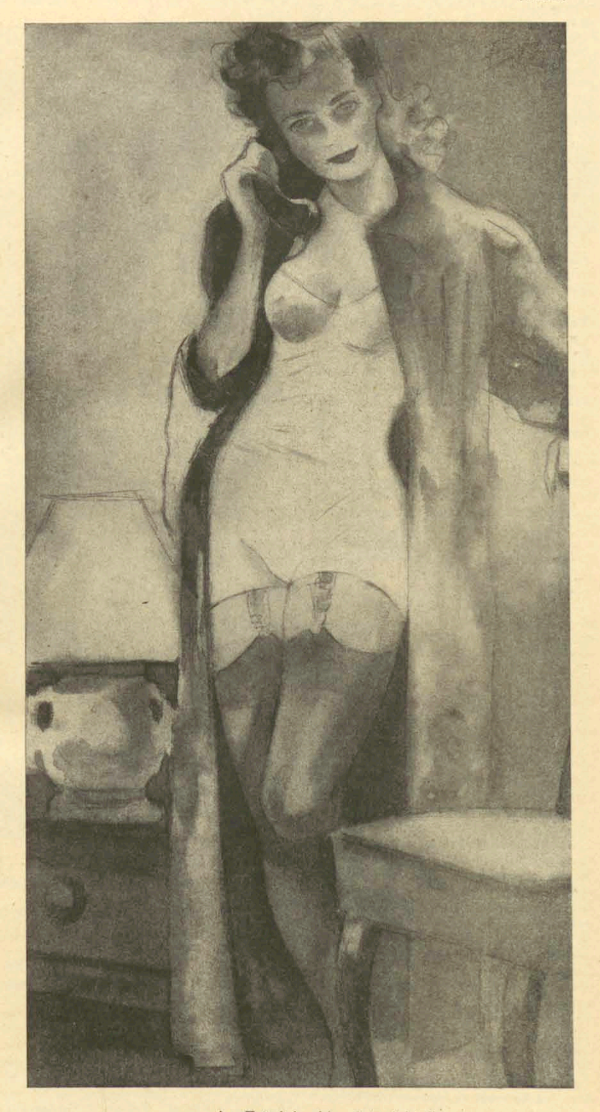
Lorenzo drehte den Lichtschalter; eine kleine, rot abgedämpfte Birne glomm schwach auf. Kaltblütig riß er den schwarzen Laken zurück und schaute auf die zwei leblosen Frauenkörper. Trotz der furchtbaren Starre schienen sie von überirdischer Schönheit verklärt. In der ergreifenden Stummheit, in dem gänzlich Leblosen, wirkten sie wie Schwestern. In Lorenzos schwarzen, wie tief poliert glänzenden Augen waren nicht Scheu noch Skrupel; eher stand ein neugieriges Leuchten in diesen südlichen Pupillen.

Bei der jüngeren der beiden Frauen war der Oberkörper entblößt, sie hatte rührend-zierliche, fast knabenhafte Brüste. Sie mochte gut sechzehn Jahre zählen. Die daneben Liegende war wenig älter, sie hatte sinnliche, beinahe etwas gierig geschwungene Lippen und rötliche Haare.

Lorenzo verließ den Raum und schritt energisch

Der Anruf

(E. Köhler)



„. . . nein, Fräulein, hier ist nicht Ihr ‚Dickerchen', sondern seine Frau . . ."

La chiamata: " . . . no, signorina; qui non è il vostro 'panciutello,, ma sua moglie . . . !"

auf die Tür zu, hinter der der Fahle, Reglose kauerte. Kurz nur klopfte er und trat ein. Allerdings konnte er jetzt eine gewisse Nervosität nicht unterdrücken, als er dem Fahlen, den er mit „Chef" anredete, den Bericht gab. Während des Berichtes sog Lorenzo ein von dem Fahlen ausgehendes süß-säuerlich-mattherbes Parfüm ein, das an den Geruch von welkenden Grabastern gemahnte.

Der Fahle erhob sich plötzlich unmotiviert, schritt zum Fenster, schob die Vorhänge zurück und starrte auf den Marktplatz. Lorenzo, unwiderstehlich angezogen, trat neben ihn. Beide standen im schützenden Halbdunkel; draußen regnete es, alles war grau und trostlos. Sie sahen die Mordkommission über den Platz schreiten und auf das Haus zukommen. Trotzdem blieben der Chef und Lorenzo kaltblütig. Eigenartigerweise bog die Kommission kurz vor dem Haus in die Sternengasse ab, die auf den Luisenplatz zugeht.

Der Fahle ging wieder zum Schreibtisch; Lorenzo nahm ihm gegenüber Platz. Sie sahen sich jetzt Auge um Auge, Zahn um Zahn an.

„Bis wann erledigen Sie Nummero 7?" Der Fahle begleitete diese lauernde Frage mit leicht spöttischem Lächeln.

Lorenzos südländisches Gesicht bekam einen selbstbewußten, kalten, energischen Zug. „Bis zur Dämmerung!"

„Versuchen Sie es", spöttelte der Fahle. „Sie scheinen Ihrer Sache verdammt sicher zu sein. Aber ganze Arbeit; ich zahle eine Prämie obendrein! Sie verstehen dieses Handwerk ja!"

Lorenzo verließ den Fahlen mit kurzem Gruß. Sein Weg führte zum letzten Kellerraum. Hier zündete er eine Kerze an. Sein Fuß stieß dabei gegen den Körper eines mit dem Gesicht am Boden liegenden Knaben, der zwölf Jahre zählen mochte. Auch er: starr, leblos, kalt. Der linke Arm des Knaben war amputiert. Lorenzo versetzte dem jungen starren Körper einen verächtlichen Fußtritt. Er zog ein langes, stilettartiges Messer aus einem Futteral und schärfte es an dem Schleifstein in der äußersten Kellerecke. Hier war sein Reich!

Nach dem Messerschliff riß Lorenzo ein Haar aus dem dichten, blauschwarzen Schopf und prüfte die Schärfe der Klinge; er war zufrieden! Dann holte er ein anatomisches Werk vom Wandsims, um sich unter der flackernden Kerze in die von einem berühmten Kliniker zusammengestellten Abbildungen des vielfach sezierten menschlichen Körpers zu vertiefen. — — —

In der Zwischenzeit telefonierte der Fahle mit einem gewissen „Peter". „Bis zur Dämmerung will Lorenzo Nummero 7 erledigen", flüsterte er leicht triumphierend in die Muschel. Die Stimme vom anderen Ende der Leitung klang zweifelnd: „Eine harte Arbeit, na, werden ja sehen!" Einmal während des Gespräches hatte der Fahle das beunruhigende Gefühl, als ob sich ein Fremder in die Leitung einschaltete. Der Fahle und „Peter" verabredeten sich schließlich zu einem gewissen Zeitpunkt an einem ausgemachten Ort. — — —

Lorenzo beschloß, die Hübsche, die in seinen Kreisen den Spitznamen „Schwalben-Lilly" führte, mit in die ganze Sache zu ziehen. Sie arbeitete schnell und gründlich, zudem war sie ihm seelisch verfallen. — — —

Zur verabredeten Stunde trafen sich der Fahle und „Peter" an der ausgemachten Stelle. Durch einen schmalen Spalt konnten sie alles beobachten. Der Fahle sah (auf seine Art war er immer noch ein schöner Mann!), wie „Schwalben-Lilly" auf dem Boden kniete. Lillys etwas sehr zu kurzer Rock war über die angenehm-rundlichen Kniescheiben gerutscht. Dann riß sich der Fahle aber schnell wieder von diesem erfreulichen Bild los; jeder der mit im Bunde war, wußte ja auch, daß „Schwalben-Lilly" seelisch dem Lorenzo hemmungslos verfallen war.

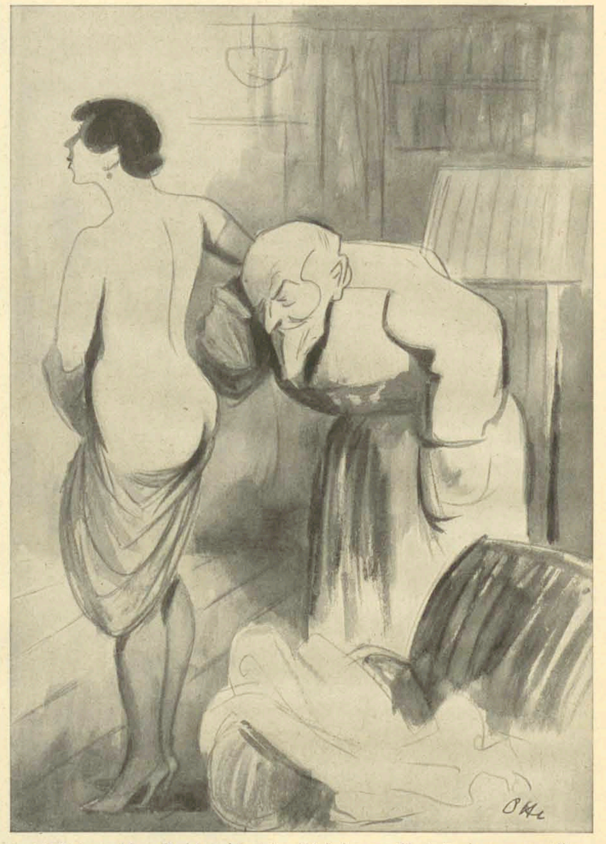
Der Fahle kniff „Peter" durch den dicken Paletot in den Arm und zischelte: „Sieh dir Lorenzo an! Ein Teufelskerl! Studiert zudem noch Anatomie, um alles ganz richtig zu machen. Lorenzo muß aus dem Kellerloch — das ist kein Arbeitsraum für ihn. Bekommt eine Prämie von mir; hat sie verdient! Der Junge will übrigens ‚Schwalben-Lilly' heiraten; auch ein tüchtiges Bürschchen, die kleine Lilly, gönne sie dem fixen Lorenzo!"

Die beiden Männer beobachteten, wie jetzt „Schwalben-Lilly" und Lorenzo durch die Trennwand verschwanden; Lorenzo hatte das stilettartige Messer zwischen den Zähnen. Jetzt schnellte plötzlich der Vorhang zurück; die Soffiten blitzten hellbläulich-grell auf — leicht geblendet traten der Fahle und „Peter" zurück.

Der Fahle war begeistert! Er und sein Schwager und Kompagnon Peter hatten als Inhaber des großen Konfektionshauses am Markt wahrhaftig schon viele gute Dekorationen gesehen — aber dieses Schaufenster Nummero 7 mit den beiden neuen, trotz aller Zweifel noch rechtzeitig eingetroffenen Puppen war einfach ein Gedicht! Wie apart machten sich auch die erklärenden, einfach mit dem blanken Messer ausgeschnittenen und vergoldeten Buchstaben! Lorenzo, der geschätzte Dekorateur des Hauses, hatte sich selbst übertroffen.

Der Befund

(O. Herrmann)

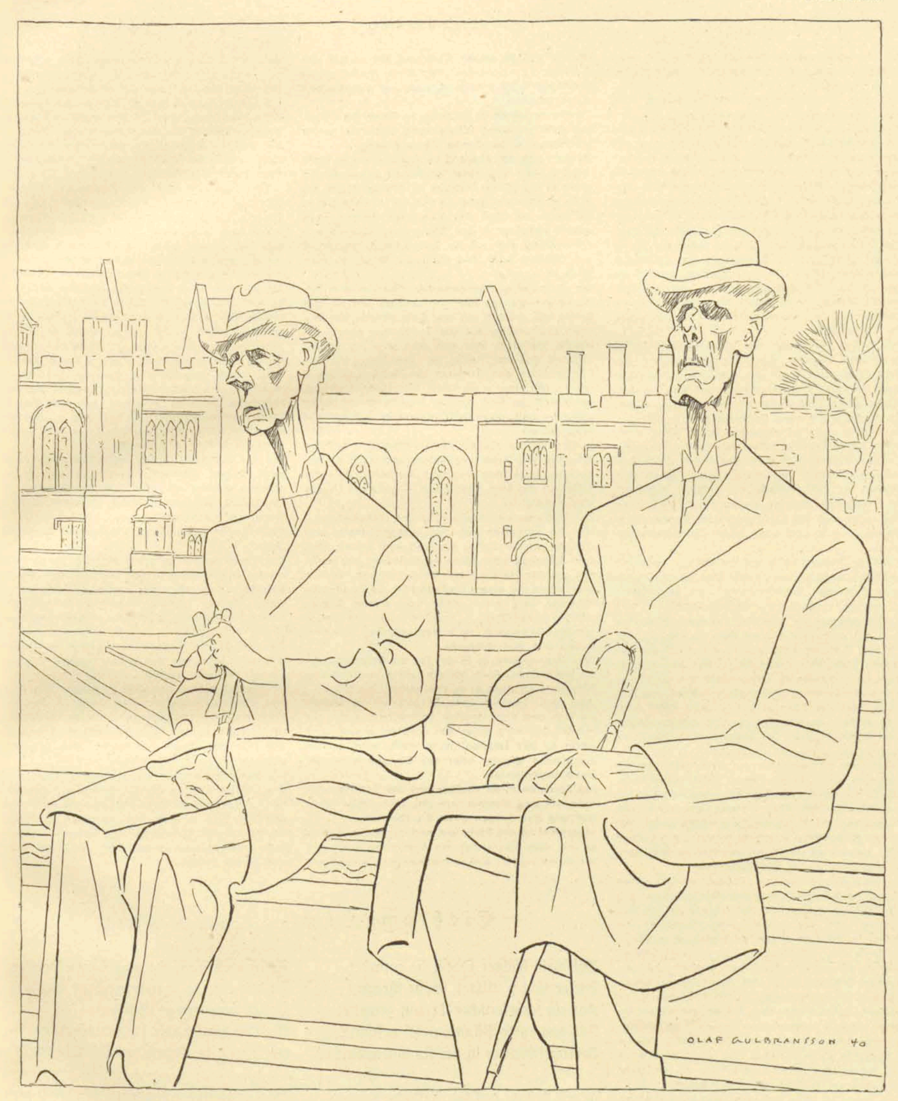


„Und dann, Herr Doktor, bin ich plötzlich zum Skelett abgemagert!"
„Man merkt's aber noch gar nicht, Fräulein Lindner!"

Constatazione: "E poi, signor dottore dimagrii d' un tratto come uno scheletro!„ — "Ma, signorina Lindner, non lo si vede affatto ancora!„

Das verwunschene Schloß

(O. Gulbransson)



„Seit dreihundert Jahren ist heute bei uns die Ahnfrau zum ersten Male nicht erschienen, James!" — „Wird halt auch nach Canada übergesiedelt sein!"

Il castello incantato: "James, oggi è la prima volta, dopo trecento anni, che l'antenata non è apparsa da noi!,, — "Si sarà trasferita anch' essa nel Canadà!,,

DIE VERSÄUMTE GELEGENHEIT

VON EZZIO D'ERRICO

Die Aufseher, die bei Bahnbauten arbeiten, werden es verstehen. Die andern können es vielleicht nicht verstehen.
Ich sage Arbeitsaufseher, nicht Ingenieur, nicht Stationsvorstand, nicht Bahnwärter.
Die Ingenieure sehen die Bahnlinie bloß hie und da einmal. Sie treffen dort im Auto ein oder mit der Draisine, kritisieren ein wenig herum, rauchen eine Zigarette und kehren dann in ihre Büros zurück, wo, in Holz gerahmt und hinter Glas geschützt, sich die in Tusche gezeichneten Geleise in ungestraften, auf den Millimeter gemessenen Kurven über unschuldiges Papier dahinschlängeln.
Die Stationsvorstände wiederum leben im Winter in gut geheizten, im Sommer in gut gelüfteten Amtsstuben. Wenn sie herausgehen, schützt sie das große Glasdach der Station und der Duft heißen Kaffees vom Büfett her mischt sich angenehm mit dem Eau-de-Cologne-Duft der eleganten Reisenden.
Das grüne Buschzeug des aufrankenden Kürbis beschattet ringsum die kleinen Häuschen der Bahnwärter, und wenn sie vom Inspektionsgang ihres Abschnitts heimkommen, bringen sie fast immer etwas Hübsches mit: ein Büschel wildes Spargelkraut oder ein Vogelnestchen...
Der Arbeitsaufseher dagegen ist in einer recht üblen Lage. Sein Tischchen mit dem Feldtelefon und der Lohnliste ist fast immer auf einem abscheulichen Platz, manchmal gegen einen Fels gelehnt, an dem gerade ein Erdsturz stattfand, oder auf einer Brücke, deren Pfeiler geborsten sind, oder auf unendlich einsamer Ebene voller Gestrüpp, weit und breit nicht ein schützender Baum.
Wenn er hemdärmelig gehen könnte oder mit nacktem Oberkörper, wie die Maurer und Handlanger, die der Aufseher unter sich hat, könnte er glauben, er sei ein Pionier, ein Entdecker, kurz ein Kolonialmensch, aber da ist dieser verdammte Tisch mit dem Telefon und dem Tintenzeug, das ihn zum Büromenschen macht, ohne ihm auf der andern Seite den Panzerschutz der vier Wände eines Büros zu geben. Darum sieht man ihn immer in Schweiß gebadet mit steifem Kragen und Krawatte, verstaubt, den Filzhut auf dem Kopf, oder auch verkrampft schreibend, unter einem wackeligen Schirm, der an der Stuhllehne befestigt ist.
Ituriele war einer von diesen.
Ituriele war Oberaufseher der Akkordarbeiten am Abschnitt Nord-Ost der neuen elektrischen Bahn. Sein Tischchen war nicht geradezustellen zwischen dem Schotter der alten Geleise, von denen die Querbalken gelöst waren. So war ihm, unter dieser Hundstagehitze sitzen zu müssen, mit kurzem Leib, gebücktem Kopf, herunterhängendem Bart, der Gipfelpunkt der Widerwärtigkeit.
Die Arbeiter nannten ihn „Robbe" und spuckten respektlos auf seinen Schatten. Der Ingenieur, der alle 14 Tage auftauchte, betrachtete ihn geringschätzig von der Höhe seiner Draisine und schnauzte ihn wegen der geringfügigsten Dinge an. Seine Frau, die ihn bloß Samstagabend heimkommen sah mit unordentlichen Kleidern und zerrissenen Schuhen, warf ihm das schwere Leben vor und seine Unfähigkeit, eine Beförderung zu erhalten. Auf die über ihre Spaten gebückten Arbeiter schaute Ituriele unter seiner Brille hervor, den Ingenieur, der auf dem Wagen stand, fixierte er über die Brille hinweg, und wenn er abends nach Hause kam, nahm er die Brille ab, um nicht die Miene seiner Frau sehen zu müssen.
Eines Tages tauchten auf jener endlosen, struppigen Ebene viele schwarze Punkte auf.
Die Arbeiter hörten auf zu graben, auf ihre Pickel gestützt zeigten sie sich gegenseitig das Neue. Ein Wort stieg auf von Reihe zu Reihe: Kavallerie! Jemand fügte hinzu: „Manövrierende Kavallerie"; die andern betrachteten ihn bewundernd.
Ituriele verließ seinen Tisch und lief herbei, die Arbeiter zu verweisen. Den Blick hinter seiner staubigen Brille schärfend, suchte er sich Klarheit zu verschaffen.
Zweifellos waren es Soldaten zu Pferd. Sie näherten sich mit einer Schwenkung und ihre Helme leuchteten in der Sonne. Jemand sang.
Je mehr sich der Abstand verringerte, um so mehr ward Ituriele von einer kindlichen Bewunderung gepackt für diese Truppen zu Pferde. Noch nie hatte er so viele gesehen und vor allem hatte er sie noch nie über das freie Feld daherbrausen sehen, zuweilen in den Bodenversenkungen verschwindend und wieder auftauchend, gleichsam wie Wellen oder wie Korn im Wind, so verglich er.
Am Bahndamm angekommen, zögerten die Soldaten ein wenig, aber ihr Offizier, der an der Spitze ritt, machte mit der Reitpeitsche ein Zeichen in Richtung auf die Stelle, wo gearbeitet wurde, vielleicht weil sich dort eine Art breiter Fußpfad gebildet hatte, der den Übergang der Pferde über den Schotter der Bahn erleichtern würde. Mit einer plötzlichen, eleganten Wendung teilte sich der Troß von der Frontformation in die seitliche und überschritt daraufhin schräg das Schotterbett.
Ituriele konnte diesmal nicht verhindern, daß die Arbeiter ihre Arbeit verließen, und auch er selber ging vom Tisch weg und überließ sich — die Brille auf die Stirn geschoben — ganz der Freude dieses Anblicks.
Die Soldaten waren alle jung und lächelten.
Manche wirbelten mit den langen Lanzen und stachen mit der Spitze ein Blatt vom Boden oder eine Eidechse oder einen Papierfetzen, der weißlich an der Hecke hing. Einige sangen, andere erwiderten mit einem lustigen Pfiff die Zurufe der Arbeiter, und wenn einer von diesen fragte: „Wohin reitet ihr?"... machten sie eine unbestimmte Bewegung, so etwas zwischen Schulterheben und Weitabdeuten.
Was interessierte es in der Tat die Soldaten, wohin sie sollten. Auch Ituriele lachte und hob die Schultern, als sage er zu sich selbst: „Natürlich... jung sein, gesund, ohne Sorgen, warum sollten sie sich den Kopf darüber zerbrechen, wohin sie reiten? Das wird schon der Anführer wissen, und wenn es der Leutnant nicht weiß, wird es der Hauptmann wissen, oder der General oder gar der Kriegsminister..."
Die Soldaten ritten vorüber und das Scharren der Hufe auf den Holzbrettern des Übergangs hörte sich wie das Poltern eines Sturzbaches an.
Manchmal riß ein Pferd aus und der Reiter zwang es mit dem Sporn und mit Streicheln wieder in die Reihe zurück; einige machten sich einen Spaß daraus, mit Gewieher über einen Berg von Werkzeugen zu springen, über einen umgestülpten Karren, über das Tischchen des Aufsehers...
Ituriele lächelte beseligt. Das waren keine Kavalleristen mehr, die an ihm vorüberritten, das waren Erzengel, übernatürliche Wesen, Sinnbilder der ewigen Jugend, die noch nicht Verantwortung kennt und Pflichten, weder Gehaltsregister noch zornige Ehehälften.
Wenn ein Zug Soldaten vorüber und die Bahnlinie frei war, schaute Ituriele gespannt über die Ebene, „ob es schon vorbei wäre", aber zum Glück kam eine neue Schwadron, und dahinter sah man wieder eine und dann noch eine, wie wenn sie aus der Erde hervorbrächen.
Bis endlich ein weißes Pferd daherkam, ohne Reiter, ein herrliches Pferd, das wie die andern im kurzen Trab ging, die Zügel am Sattelknopf befestigt. Der daranhängende Säbel machte in der Scheide einen leisen Klang, wenn er an den schäumenden Bauch des schwitzenden Pferdes schlug. Man wußte nicht, war der Soldat gestürzt oder wurde das Pferd in Reserve gehalten, es wunderte sich niemand darüber und die danebenreitenden Soldaten scherzten mit dem Tier, es beim Namen nennend und von Zeit zu Zeit sich aus dem Sattel hinüberhebend, um ihm schnell über die Mähne zu streicheln.
Als der Schimmel Ituriele erreichte, blieb er mit den rosigen Nüstern schnaubend stehen und scharrte dreimal mit dem Hufe den Boden.
Ein Soldat rief, zum Aufseher gewandt, aufmunternd: „Aufgesessen!"
Ein Arbeiter desgleichen, wie um ihm zu helfen: „Mut!"
Das Pferd kniete langsam auf die Vorderbeine nieder und wartete in der Stellung, wie sie die Kamele haben, wenn der Araber auf den Höcker steigt. Ituriele schaute fassungslos umher; eine innere Stimme stieg in ihm wie eine Flamme hoch: „Steig' auf!"
Aber in diesem Augenblick schellte das Telefon auf dem Tischchen mit einem rauhen Gurgeln. Einmal, zweimal, dreimal.
Ituriele schwankte ungewiß zwischen dem Pferd und dem Tisch hin und her, dann, in der irren Hoffnung, zurechtzukommen mit allen beiden Dingen, stürzte er, den Hörer abzunehmen, ohne das Tier aus den Augen zu lassen, das gehorsam wartete.
Die ganze Schwadron war stehengeblieben. Auch der Offizier schaute mit Sympathie auf den kleinen, glatzköpfigen Mann mit dem herabhängenden Bart und — vielleicht um einen plausiblen Grund für das Stillestehen zu finden — zog er sein Zigarettenetui heraus und verlangte Feuer von einem Soldaten.

Eisblumen / Von Hermann Gendelbach

Hat mein leichter Odem sie entfaltet,
Dieser kühlen Blüten scheue Pracht?
Hat ein schöpferischer Traum gewaltet
Und das zarte Pflanzenreich gestaltet,
Sterngeschwister in der stummen Nacht?

Jenes Leben, das wir Träume nennen,
Erst beflügelt, wenn der Wille ruht,
Ist vielleicht ein wirkendes Erkennen,
Ein Erwachtsein, drin wir schöner brennen
In gewandelter, vertiefter Glut.

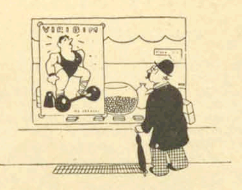
Führt mich nun, ihr zaubrischen Gebilde,
In das fremde, traumvertraute Land,
Dessen unbetretene Gefilde
Wunder bergen, die die lichtgewillte
Seele noch im Schoß des Dunkels fand! —

Doch nun will der Tag sein Recht behaupten,
Wirft ans Fenster herrisch grellern Glanz.
Schon verhauchen die der Nacht geraubten
Bleichen Blüten und auf den entlaubten
Zweigen flirrt ein muntrer Funkentanz.

„Hallo!... Ja... Hier Aufseher Ituriele... Wie? Der Vorsteher des Abschnitts Nord? Ja, Herr... (Jetzt erhob sich der Schimmel langsam)... Es kommen zwei Waggons Schwellen? Gut... (Der Offizier deutete schweigend mit dem Arm vorwärts...) um 14 Uhr 57 die Leute zum Ausladen bereithalten? Ja, Herr... (Die Schwadron kam langsam in Bewegung und das Trampeln der Hufe übertönte die Stimme des Aufsehers)... Gut... einen Moment... wartet einen Moment..."
Staub, Säbelblitzen, ein Trompetensignal.
Der Trab ward zum Galopp, die Schwadron formierte sich aufs neue, hinter der Schwadron des Schimmels kam niemand mehr.
Als Ituriele sich vom Telefon lösen konnte, war die Ebene wieder das geworden, was sie zuerst gewesen war, was sie immer war.
Die Arbeiter hatten ihre Pickel wieder aufgenommen und am Horizont waren die Reiter nur noch Punkte, die sich langsam auflösten zwischen Wolken von Staub.
Es kam der Werkzeugwagen, es kam die Stunde der Auszahlung, und weil es Samstag war, machten sich alle etwas gebeugt auf den Heimweg.
Als die Frau Ituriele so vollkommen aufgelöst ankommen sah, schimpfte sie noch mehr als gewöhnlich, aber in der Nacht mußte sie sich davon überzeugen, daß Ituriele hohes Fieber hatte, und am Morgen holte sie den Arzt. Drei Tage kämpfte der Aufseher gegen das schwere Fieber; drei Tage lang fühlte ihm der Arzt den Puls, und jedesmal schüttelte er den Kopf. Dann sagte er zu der Frau: „Man muß alle Stunden den Puls messen, besorgen Sie sich eine Schreibtafel und Kreide und zeigen Sie mir morgen die Fieberkurve."
Am Morgen war Ituriele tot.
Während der Agonie hatte er mit flehenden Augen um die Tafel und die Kreide gebeten und die Frau hatte es ihm gegeben, weil man einem Sterbenden nichts verweigern soll.
Der Arzt fand an Stelle der Fieberkurve die Zeichnung eines Schimmels darauf.
(Aus dem Italienischen von Wally P. Schultz)

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nückel)



Der Mann stand lange vor der Hofapotheke. Er betrachtete die Dragees gegen Körperschwäche. Dann trat er mißtrauisch ein.
„Was empfehlen Sie mir gegen Schwäche?"
„Unsere Silberdragees, mein Herr."
„Helfen sie wirklich?"
Der Apotheker nickte: „Ich kannte einen, der konnte kein Blatt Papier aufheben, so schwach war er — nach zwanzig Pillen hob er schon seine ganze Verlobung auf." J. H. R.

In diesen Tagen drücken sich weiche, härtere, rundliche und knochigere Sachen in der Straßenbahnen überfüllter Enge, und als mein Freund Josef Robert, eingezwängt auf einer übervollen Straßenbahnplattform stehend, den verzweifelten Versuch machte, das Fahrgeld aus seiner Hosentasche herauszukitzeln, wandte plötzlich eine vor ihm stehende, stark auf jugendlich renovierte Dame den Kopf und zischte ihn empört an: „Unverschämt, so etwas! Was fällt Ihnen denn ein?"
Nun ist es ja peinlich, so urplötzlich im Mittelpunkt entrüsteten Interesses zu stehen, aber seiner Unschuld bewußt, beteuerte mein Freund, daß ihm nichts ferner gelegen sei, als gerade das zu tun, was ein bebrillter dicker Herr mit „Sauerei" bezeichnete, und nahm die teils vernichtend, teils mitleidig auf ihn gerichteten Blicke der anderen Fahrgäste zerknirscht hin.
Als er ausstieg, stieg auch die Dame aus, und Josef Robert fand es schicklich, höflich den Hut zu ziehen und sich wegen des Mißverständnisses zu entschuldigen, aber die Dame fiel ihm milde ins Wort:
„Ich bitte Sie, warum haben Sie sich nicht vorher bemerkbar gemacht?... Es hätte ja ebenso gut der unsympathische Dicke sein können, der neben Ihnen gestanden ist!" H. K. B.

Im Oktober kamen die Hauslisten zum Ausfüllen. Ich hatte freiwillig den Dienst der Verteilung übernommen und ging nun mit den Listen von Haus zu Haus.
An einer Wohnung mußte ich besonders lange läuten. Endlich wurde mir aufgetan. Eine mürrische alte Frau erschien. Als sie meine Druckbögen sah, wies sie mich kurz ab:
„Danke! Wir brauchen nischt!"
Und schon flog mir die Tür vor der Nase zu.
Ich läutete nochmals.
Jetzt erschien gleich das ganze Ehepaar.
Der Mann schimpfte:
„Meine Frau hat Ihnen doch schon erklärt, daß wir nichts kaufen!"
„Ich habe nichts zu verkaufen!" — „Nein?"
Sie wurden wesentlich freundlicher. Ich erklärte ihnen ausführlich den Zweck meines Besuches und die Bedeutung der Listen. Ich zeigte ihnen die auszufüllenden Spalten der Hauslisten und unterwies sie in allem, was sie zu tun hätten. Sie hörten mir freundlich zu und nickten. Endlich war ich fertig.
„Haben Sie alles verstanden?" fragte ich.
Der Mann nickte.
„Ja", sagte er und wandte sich an seine Frau, „also, wie denkst du, Emma — abonnieren wir jetzt oder abonnieren wir nicht?" J. H. R.

ZWEI MÄDCHEN SIND ZU WENIG

VON JOSEF ROBERT HARRER

Sie seien gleich zu Beginn genannt, die zwei Mädchen, die mit Erichs Herzen spielten, die an seinen Nerven herumzerrten und die seine Nächte, wenigstens zur Hälfte, zu schlafloser Finsternis verurteilten. Das eine Mädchen hieß Mizzi und wohnte in der Girardigasse 4, das andere hörte oder hörte auch nicht auf den netten Namen Herma und machte das Haus Geibelgasse 6 glücklich. Zwei Wiener Gassen also, die ziemlich weit auseinander lagen, durchtrippelten täglich mehrmals die sehenswerten Beine Mizzis und Hermas. Aber nicht immer trippelten sie von oder zu Erich.

Erich hatte aber mit seinen zwei Freundinnen auch deshalb seine Schwierigkeiten, weil er sich seine Zeit einteilen mußte. Da aber auch die beiden weiblichen Geschöpfe so etwas wie ein Eigenleben führten, nützte oft die beste Einteilung Erichs nichts; denn wenn er auch in seinem Taschenkalender den Mittwochabend für Mizzi reserviert hatte, so geschah es doch, daß Mizzi durch das Telefon flötete: „Leider, süßer Erich, leider! Am Mittwoch gehe ich mit meinem langweiligen Onkel in einen noch langweiligeren Vortrag!"

Gut, Erich strich die Mizzi aus dem Mittwochabend und setzte dafür die Herma ein. „Hallo!" rief er zur Vorsicht an. „Herma, Mittwoch abends hätte ich —" — „Ach, Mittwoch? Wie unangenehm! Wie mich das kränkt! Am Mittwoch muß ich daheim bleiben! Da kommen Vaters alte Freunde vom Briefmarkensammlerklub und da —"

Aus! Erich tobte. Da hatte man zwei Freundinnen, damit man für alle Fälle ein liebendes Herz an sich drücken konnte und damit man gegen alle Widerwärtigkeiten eines boshaften Alltags Schutz hatte, und dennoch waren auch zwei Freundinnen zu wenig, dennoch saß man am Mittwochabend allein daheim und fühlte sich ungeliebt wie ein Hund unter zehn Katzen.

Aber Erich blieb am Mittwochabend nicht daheim. Der Zufall, der teuflische Dirigent des Lebens, trieb ihn aus dem Hause und lenkte ihn auf die Ringstraße; und gerade in dem Augenblicke ließ er ihn zur Oper kommen, daß er sehen konnte, wie eben Herma mit einem netten jungen Herrn aus einem Auto stieg. Der größte Optimist hätte in diesem Jüngling keinen der alten Freunde von Hermas Vater erblickt. Und Herma schmiegte sich innig an diesen Jüngling, als dieser sie in die Oper geleitet. „Othello" spielte man heute, aber der Mohr auf der Bühne konnte nicht eifersüchtiger sein, als es in diesem Augenblicke Erich war. Plötzlich schoß es ihm durch den Kopf: „Jetzt fehlt nur noch, daß auch Mizzi eine so falsche Schlange wie Herma ist!" Knappe sieben Minuten später stand er atemlos gegenüber dem Hause Girardigasse 4 auf Wache. Wenn ihn der alte Höllenhund Zerberus gesehen hätte, würde er seine antike Mähne geschüttelt und das altgriechische Distichon aus dem Stegreif gesagt haben:

„Götter, ich sehe mit Staunen noch einen andern auf Erden,
Der so treu fast wie ich Wache zu halten versteht!"

Tatsächlich fixierte Erich das Tor mit dem Schilde „Girardigasse 4" derart, daß sich vor der Glut seiner Blicke der Lack des Tores zu lösen begann. Erichs Zähne knirschten. Wie konnten Menschen lachend durch die kleine Gasse gehen, wie konnten dort oben am Himmel die ersten Sterne lieblich zu flimmern beginnen, da doch er nur darauf wartete, daß sich sein Unglück noch vergrößere? Ja, sein Unglück wuchs schneller als der Spargel im Juni oder die Lyrikproduktion eines erstverliebten Gymnasiasten. Denn eben kam Mizzi aus dem Haus; und der Herr, der neben ihr ging, sah gar nicht nach einem langweiligen Onkel aus, der sie in einen einschläfernden Vortrag brachte. Erich schlich den beiden nach. Wer verwundet ist, der bohrt in seiner Verzweiflung noch in seinem Schmerze herum. Jetzt traten die zwei in den schwach beleuchteten Flur des Hauses Girardigasse 8. Erich blieb stehen. Was er hörte, hätte auch einen eingefleischten Gegner des Küssens wenigstens für Augenblicke bereuen lassen, daß er sich gegen diese mit so anregenden Geräuschen verbundene Tätigkeit verschworen hatte. Erich hatte genug, was man von den zwei Glücklichen im Hausflur Girardigasse 8 nicht behaupten konnte. Während Erich enteilte, küßten sie weiter.

Ja, da hatte man zwei Freundinnen, aber man hatte von beiden nichts; denn beide wurden von anderen Männern geliebt, verzärtelt, geküßt, ach, es war nicht weiterzudenken! Da hatte man, um gegen alle Zufälle geschützt zu sein, zwei Freundinnen und —

— und saß dann einsam und allein im Café Mozart, wo auch der Freund, der sonst regelmäßig zu dieser Stunde anwesend war, fehlte. Man weinte innerlich, weil man kein trojanischer Held war, der auch öffentlich weinen durfte, ohne daß ihn der Pikkolo auslachte. Und man löschte die unsichtbaren Tropfen der innerlichen Tränen mit den zahlreicheren sichtbaren Tropfen des Rotweines und man wurde allmählich zu einem Menschenfeind, der alles schlecht fand, was zwischen Himmel und Erde, zwischen Geibel- und Girardigasse vor sich ging.

(Maçon)

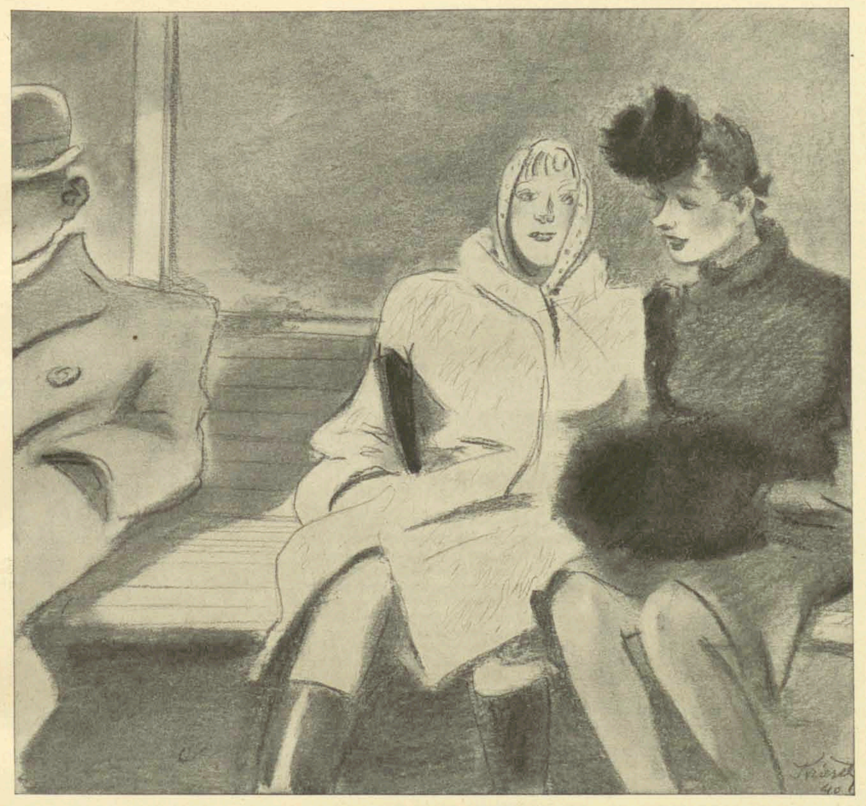


Der Umzug: „Guat, daß das Stück antik is — bals ins Rutsch'n kommt, na wird's halt no antiker."

Cambiamento di casa: „Per fortuna il mobile è antico! Quasi quasi mi scivola giù e allora diventa ancor più antico!"

Zwischen zwei Feuern

(R. Kriesch)



„Warum rückst du denn nicht 'n bißchen näher zu dem netten jungen Mann hin, Elli?"
„Ich möcht schon, aber wo ich sitze ist die Bank geheizt!"

Tra due fuochi: "Perchè, Elli, non ti fai un pochino più presso a questo simpatico giovane?„
"Vorrei ben farlo; ma dove siedo la panca è riscaldata!"

Als der Kellner die dritte Flasche auf den Tisch stellte, sagte eine warnende Stimme: „Mir scheint, Erich, du hast bereits genug!"
Erich blickte auf. Vor ihm stand sein Freund Hans Karl, der den Kopf schüttelte und fortfuhr: „Des Trostes scheinst du zu bedürfen, o Freund! Schütte aus, wessen übervoll dein Herz ist!"
„Du redest wie ein torkelnder Dichter!" sagte Erich. „Hast du getrunken oder ich?"
„Ich komme von den Dichtern, deshalb auch mein verspätetes Eintreffen in diesem Raume der Geselligkeit! Ich las von Sonnenuntergang bis jetzt, also der Stunden viertehalbe, in einem Buche alter Dichtungen. Welche Weisheit! Welche Tiefe, o Freund! Und der letzte Absatz, den ich auswendig gelernt habe, war von einem altjapanischen Dichter und Denker; er lautet: ‚Wer ein Meister im Bogenschießen werden will, soll nicht zwei Pfeile bei sich haben; er rechnet sonst mit dem zweiten Pfeil und trifft nicht mit dem ersten! Und dann versagt auch der zweite Pfeil, dann sind auch zwei Pfeile zu wenig! Du mußt dir immer vorstellen, daß du nur einen Pfeil hast, dann triffst du auch! Nochmals sage ich dir: Glaube nur nicht, daß ein Pfeil zu wenig sei! Im Gegenteil, zwei Pfeile sind zu wenig! Ein Pfeil ist genug!'... Welche Lebensweisheit, Erich, nicht wahr?"
Erich nickte.
„Ja! Und wie gut das für mich paßt! Sag mir den Satz nochmals! Ich will mir diese Worte aufschreiben! Sie sollen auch meine Regel in der Liebe werden!"
Hans Karl lächelte zufrieden. Langsam zum Mitschreiben wiederholte er die Worte des weisen Japaners.
Dann sagte Erich, der merkwürdig rasch nüchtern geworden war: „Ich hatte bisher in der Liebe auch sozusagen zwei Pfeile. Aber diese zwei Mädchen waren mir zu wenig! So liebte ich daneben, fern dem Ziele! Nun will ich diese zwei Pfeile wegwerfen und mir einen neuen Pfeil suchen, aber nur e i n e n! Wie mit den Pfeilen, so mit den Frauen! Ich danke dir, Hans Karl, und dem Zufall, der dich heute einen Dichterabend halten ließ... Und nun noch eine Flasche Wein, die wir miteinander trinken wollen, oder auch zwei! Nein, beim Weine gelten diese altjapanischen Worte nicht. Da heißt es vielmehr: Zwei Flaschen sind noch zu wenig!"

DER VINZENZ MUTSCHLECHNER MIT DEM EAU DE GUERLAIN

VON KARL SPRINGENSCHMID

„Was schmöckt denn da so aufgeregt?" fragt der dicke Obergefreite, der hinter Bourbonne les Bains einsteigt, und haut den Rucksack in das Abteil und hängt die Gasmasken an die Notbremsen, „der ganze Urlauberzug stinkt ja darnach!"

„Ausgesprochen französisch", meint der lange, dünne Sanitäter in der Ecke und schnüffelt in die Luft.

„Hier hat gar nichts französisch zu riechen!" schreit der Feldwebel, der mit dem Stahlhelm, denn er ist kein Urlauber, sondern bloß einer von der Zugswache.

Er selber aber, der Gebirgsjäger Vinzenz Mutschlechner aus Prägratten im Virgental, tut nix dergleichen, schaut bloß unschuldig beim Fenster hinaus, wie das Land, das französische, vorbeifahrt und denkt an die feine, große Flaschen zu unterst drin in seinem Rucksack, auf der ein guldener Zettel ist mit einer wunderschönen, hochbusigen Frauensperson und der Schrift dabei: „Eau de Guerlain." Bloß ein Tröpfl davon hat er sich um das Kinn, das halbrasierte, herumgerieben und stundenlang hat schier die ganze Kompanie davon geschmöckt.

Oh, wie ist das G'rüchl, das französische, so fein! Andere bringen Seidenhöschen mit oder Damenstrümpfe, hauchdünne, oder gar lange, rosarote Nachthemden. Er aber bringt das Feinste mit: Eine Doppelliterflasche voll „Eau de Guerlain". Das hat noch niemand geschmöckt, in ganz Prägratten nit, was heißt in Prägratten! — das hat in ganz Tirol noch keiner geschmöckt.

„So a richtiger Urlauber, a französischer", meint der Vinzenz Mutschlechner, wie die Zugswache wieder draußen ist, „der mueß schon von weitem richtig nach Frankreich schmöcken, daß dös ganz Dorf glei kennt, wo er herkimmt und was er alles erobert hat in dem Kriegl"

Recht hat er! Und der Sanitäter, der Obergefreite, alle lassen sich von ihm auf französisch parfümieren, ehvor sie aussteigen, heim in den Urlaub.

Den andern Tag aber kommt der Vinzenz Mutschlechner selber mit seinem „Eau de Guerlain" nach Prägratten heim ins hinterste Tirol.

Die gleiche Nacht noch sucht er die Veiglhuber Mari auf, die saubere, die schwarzhaarete.

Die Grillen zirpen in der lauen Sommernacht und der Mond glänzt so hell und die Luft ist so fein.

„Mari tue auf!" pfeift er, ganz selig, als ein reicher Urlauber. Aber kaum, daß er auf der Leiter steht, fragt die Mari ganz erschrocken: „Ja, Vinzenz, wia schmöckst denn du?" Er hat ihr nit mehr als bloß ein Schneuztüchl voll mitbracht. Aber es langt, daß die ganze schöne Sommernacht darnach schmöckt.

„Fein, Mari, gell?" und er haltet ihr das Tüchl unter die Nasen hin, „woaßt Mari, so schmöckt es in Frankreich, wo es am nobelsten ischt!"

„Aber i schmöck liaber Tirol", sagt die Mari grob und nimmt das Tüchl und steckt ès hinters Mieder, „hast nix Gscheites g'lernt, drenten in Frankreich?"

„Geh, Mari, schmöck do amol richtig dran", bittet der Vinzenz, „es schmöckt ja so richtig verliabt!"

„Da schmöckt deine Pfeifen schon verliabter", meint die Mari kurz.

Ja, so sind sie, die Weibleut! Da schleppt er die Flaschen Eau de Guerlain mühsam durch den ganzen Krieg, über die Marne und über die Seine und über die Loire, ganz nach Spanien, schier durch das halbe Europa, bis ins hinterste Tirol, ein schweres Trumm und heikel für einen Soldaten, daß ja nichts bricht, sonst schmöckt das ganze Bataillon nach Eau de Guerlain, statt nach Pulver, wie es sich für Soldaten gehört.

Überhaupt, trotz allem Getue, kommt der Vinzenz Mutschlechner bald darauf, wia die Weibleut auf sein G'rüchl gehn, wie die Fliegen aufs Zuckerbrot!

Am siebten Urlaubstag aber, vor der Kirchen am Sonntag, geschieht was ganz Arges. Die Veiglhuber Mari kommt grad in ihrer schönen Tracht die Gassen her und stellt sich auf den Platz. Wahrhaftig, eine saubere Person ist sie. Der Vinzenz blinzelt mit dem einen Aug wohlgefällig hin. Er kann sie nicht genug anschauen.

Da kommt die Zirnhofer Thres daher, die blonde, die feine, und geht auch auf den Platz, wo die jungen ledigen Weibleut beinander stehn. Der Vinzenz blinzelt mit dem andern Aug hin, wie sie grad gewachsen ist, die Thres, und sauber, das muß man sagen.

Auf einmal steckt die Veiglhuber Mari ihre Nasen in die Höh und schnuffelt herum und fragt: „Wer schmöckt denn da so französisch?"

Da hebt auch die Zirnhofer Thres zu schnuffeln an. Jetzt schießen die zwei aufeinand los und schreien zur gleichen Zeit: „Du... du schmöckst ja französisch. Nach dem Vinzenz schmöckst du... du!' Und dann fahren sie sich in die Haar.

Der Vinzenz Mutschlechner kann nicht mehr hinschauen, er dreht sich nach der Seiten und wendet sich ab.

Wenn er nur jetzt den Geruch losbrächt, den verfluchten. Aber da schmöcken schon die Mannsleut an ihm herum. Aus ist es!

Gar die Brandl Vroni, die kleine, die stille, hat auch den französischen Geruch, und die Webinger Lizzi, die lange! In die Höll mit dem verdammten Eau de Guerlain!

Seine ganzen Liebschaften schmöcken darnach. Und alle im Dorf, Weibleut und Mannsleut, schnüffeln jetzt fleißig hinterdrein, wo der Vinzenz Mutschlechner überall in seinem Urlaub gewesen ist. Da hilft nix, kein Lügen und Laugnen, wo es französisch riecht, ist der Vinzenz dabei!

„Drum, Urlauber!" sagt der Vinzenz Mutschlechner, wie er wieder bei der Kompanie ist, „bring Seidenhösln mit oder Nachthemden, einerlei, aber nix, was schmöckt, schon gar nit einen Eau de Guerlain!"

HERR FRÖHLICH / VON PAUL WESTERGAARD

Er war Angestellter bei einem Trauermagazin und hieß — Fröhlich. Seine Frau stammte aus Neuburg und war eine geborene Altdorfer. Und er hatte einen Sohn, den er bei einem Barbier in die Lehre gab, obwohl er bei der Taufe den klassischen Doppelnamen Rotbart-Barbarossa davongetragen hatte. Hingegen die Tochter des Hauses Mamsell bei einem Schlächtermeister war und sich mit einem Tapetenhändler verlobt hatte. Fröhlich selbst wohnte gegenüber der Gasanstalt, jener Gegend, in der es abends immer am finstersten ist. Kurz und gut, an diesem Manne war alles voller Widerspruch Und so ist ihm denn auch in seinem Leben viel Mißgeschick widerfahren.

In seinen jungen Jahren war er einst in ein nettes und hübsches junges Mädchen arg verliebt gewesen. Und als sie ihm das erste Rendez vous gewährte, legte er den Bratenrock an und machte sich blumenbeladen auf den Weg. Leider hatte er das Pech, daß er sich unterwegs an einem Gartenzaun einen Dreiangel in das eine Hosenbein riß. Doch gewissenhaft, wie Fröhlich von jeher war, trug er stets Sicherheitsnadeln bei sich, und da er ja Angestellter eines Trauermagazins war, waren diese schwarz. Geschickt besserte er den Schaden aus, so daß kaum etwas zu sehen war. Worauf er unbeschwert seinem Stelldichein zustrebte.

Es war ein herrlicher Sommerabend, und die Rosen, die er mitgebracht, strömten einen berauschenden Duft aus. Also setzte er das Mädchen zu sich auf die Knie und legte der jungen Dame zärtlich den Arm um den Hals. Da sprang sie plötzlich auf und stieß einen lauten Schmerzensschrei aus. Eine der Sicherheitsnadeln war nämlich aufgegangen und hatte das schöne Fräulein in den Körperteil getroffen, auf dem sie gesessen.

Das Ende vom Liede war, daß sie augenblicklich Schluß mit ihm machte; denn wie konnte sie ihre Liebe länger einem Manne schenken, der so niederträchtigen Charakters war, daß er, während er ihr zarte Worte ins Ohr sagte, sie zugleich mit einer Nadel in den besagten, ach, so empfindlichen Körperteil peinigte!

Daraufhin heiratete Fröhlich seine jetzige Frau. Die Hochzeit wurde im Hause der Braut gefeiert. Beim Festschmaus saß ihm — über und über in blaue Seide gehüllt — seine Schwiegermutter gegenüber. Eine an sich nette und gut aussehende alte Dame. Doch plötzlich blieb ihr eine der gebräunten Kartoffeln im Halse stecken, und sie wurde nun auch im Gesicht blau. Man rüttelte und schüttelte sie und klopfte ihr den Rücken ab, und auf einmal entfuhr die besagte Kartoffel mit solcher Wucht ihrem Munde, daß sie Herrn Fröhlich mitten ins Gesicht schlug. Der erlitt auf der Stelle einen Nervenschock, und die Folge davon war, daß — wie die Ärzte meinten — ein paar der Gesichtsnerven gelähmt wurden. Fröhlich trug seit jenem Tage einen sonderbaren, durch die Starre verursachten Zug um den Mund, als habe er ständig ein pfiffiges und vergnügtes Lächeln auf den Lippen. Ach, du lieber Gott, er und lächeln! Er, der sich für das unglücklichste Wesen auf Gottes Erdboden hielt! Nein, er hatte wirklich nichts zu lachen — zumal ihm sein Chef die Stellung kündigte; denn er konnte ja nicht gut einen Angestellten im Hause dulden, der den trauernden Kunden mit vergnügt lächelnder Miene gegenübertrat.

Seit jenem Tage war es Fröhlichs ständige Rede: „Das ist verkehrt." Ein Wahlspruch, den er bei allen passenden und unpassenden Gelegenheiten im Munde führte.

Unlängst starb er. Er war nur wenige Tage krank gewesen — eine leichte Erkältung. Seine Frau wollte ihm eine Hustenmedizin verabreichen, statt dessen griff sie zur falschen Flasche und reichte ihm ein paar Eßlöffel Blausäure. Daran ging er zugrunde. Seine letzten Worte waren:

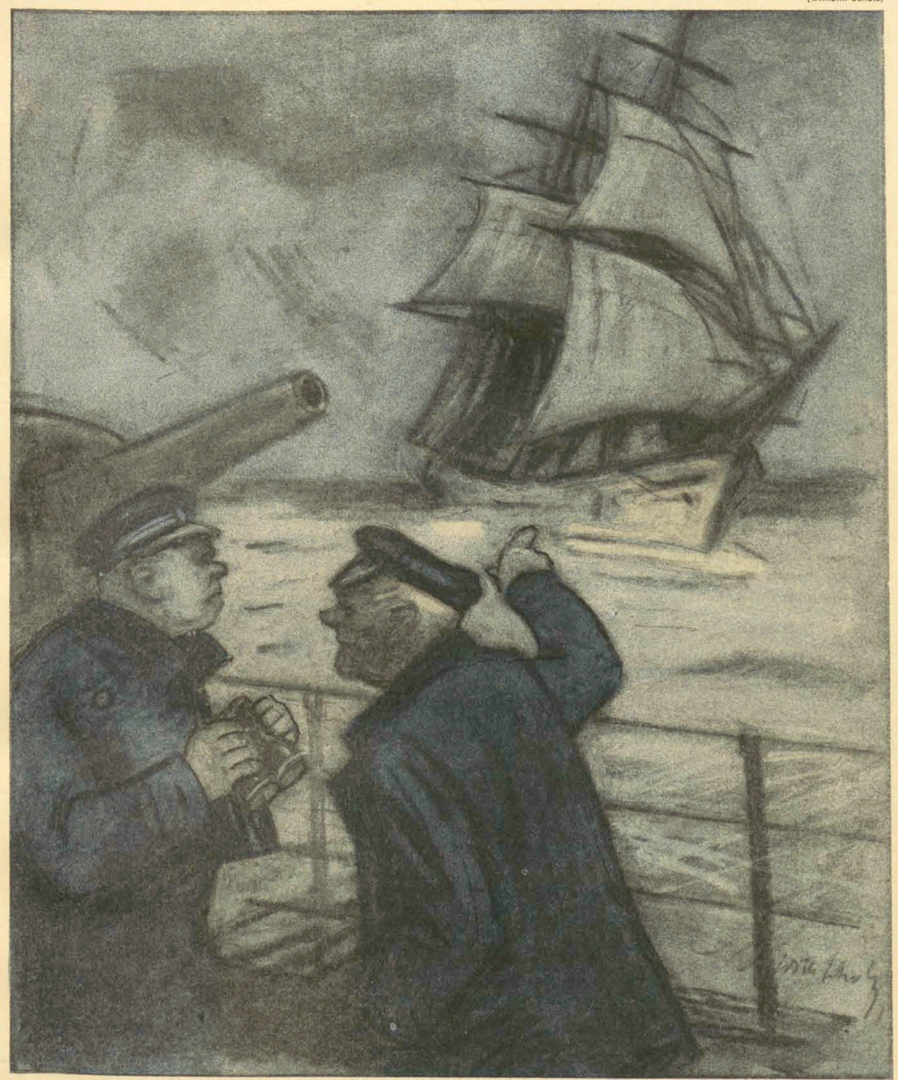
„Das war verkehrt."

Und damit hatte er diesmal ja nicht ganz unrecht.

(Übertragung aus dem Dänischen von Werner Rietig)

Die Geisterflotte

(Wilhelm Schulz)

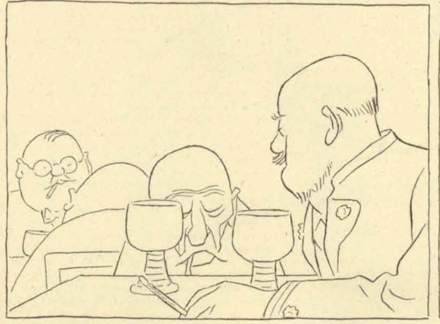


„Herr Kapitän, Herr Kapitän, der fliegende Holländer!" — „Unsinn, George, das ist doch unsere neueste Erwerbung aus U. S. A.!"

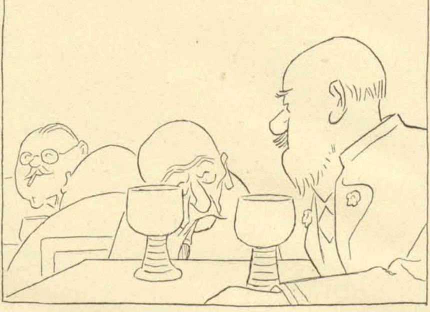
La flotta degli spettri: "Signor capitano, signor capitano, il 'Vascello Fantasma!„ "Ma sei pazzo, Giorgio! È il nostro recentissimo acquisto presso gli U. S. A.!„

Stammtischcharakter

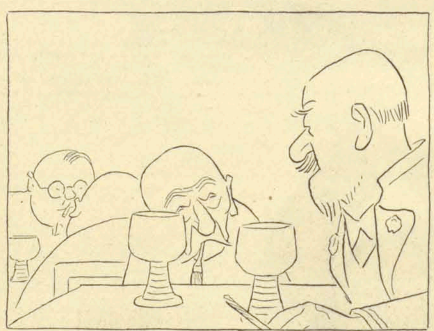
(Karl Arnold)



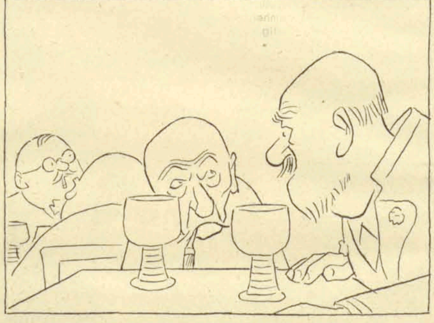
„Dös sag i dir, mit'm Hiringer Josef setz i mi nimmer an 'n Tisch; sagt mir der ungebüldete Lackl im Verlauf eines Gespräches, ‚I soll eahm'.



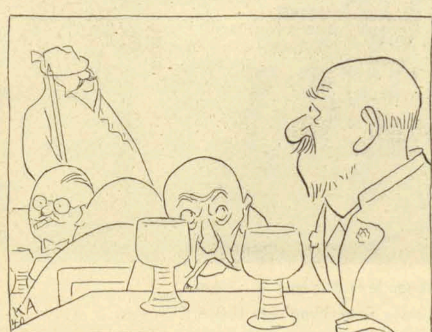
Ich frage ihn darauf ‚Was hast du bemerkt, Josef, höre ich recht?' — Hat mir der Bazi, der ausgschamte, die selbige Einladung wiederholt.



Ich beherrsche mich und frag in aller Ruhe ‚Josef, bitte, was soll dein alter Freund?' — Sagt der hundshäuterne Lump akkurat zum drittenmal diese Aufforderung.



Da packt mi aber do die Wut und i schrei eahm oo ‚Du mi aa, aber glei kreuzweis' — zahl mei Bier und geh.



Aber nie im Leben setz i mi mit diesem ungebüldeten Menschen, diesem Josef Hiringer zusammen — Jessas, da kimmt er grad daher.



Ja, Josef, sicht ma di aa wieder amal, hau di nur grad her, alter Spezi!"

DIE THEATERPROBE

VON RAINER PREVOT

Der Direktor des neu zu eröffnenden „Saisontheaters" in der kunstliebenden Provinzstadt, wo ich auf Besuch weile, nennt mich seinen „alten Freund", seitdem ich ihn gestern im Café kennengelernt. Eine so rasch gealterte Freundschaft riecht nach Gnadengeschenk und schreit nach Reklame:

„Sie dürfen morgen die Hauptprobe meiner Eröffnungspremiere anschauen. Aber diskret, sonst wird mir die Liebhaberin nervös."

Und nun sitze ich im verdunkelten Theaterraum, mauschenstill und diskret, wie's sich für so einen unliebsamen Zaungast ziemt, der das Geheimnis einer mühevollen Bühnengeburt belauschen möchte. Der Vorhang ist nur leicht hochgezogen, so etwa bis Hüftenhöhe, und ich sehe einstweilen nur Beine, lauter Hosenbeine, schlanke und stämmige, flinke und behäbige, durch den meterbreiten Vorhangspalt hin und her gehen. Noch nie war mir so klar geworden, welche Ähnlichkeit unsere männliche Eleganz in ihrer unteren Hälfte mit den Elefanten im Tierpark hat.

Wenn ich Sherlock Holmes wäre, würde ich aus diesen Beinen die allerletzten untrüglichen Schlüsse ziehen können. Ich würde an der Bügelfalte und am Glanz des Lackschuhs den jugendlichen Liebhaber erkennen, am schleichenden Schritt den Intriganten, den Herrn Direktor am selbstbewußten, festen Auftreten... Und kommt da nicht auch in der weiten Trainingshose, leichtfüßige Weiblichkeit dahergeflattert? Das wird die Theaterfriseuse sein. Diese hinten ausgetretenen, vorn eingedrückten Stiefel könnten einem Dichter gehören, der seine Vornehmheit inwendig trägt. Plötzlich mischen sich hastig zwei schlanke, seidene Gazellenläufe zwischen die männlichen Elefantensäulen, und es entspinnt sich hinter der Schutzwand dieser kleine Begrüßungsdialog:

Eine knurrige Baritonstimme: „Kommst du schon wieder zu spät?"

Ein piepsiger Sopran: „Ich bin ganz unschuldig! Was kann denn ich dafür, daß man stundenlang auf die Trambahn warten muß!"

„Ihr Weiber habt ein Glück, daß es eine Trambahn gibt! Der könnt ihr eure ganze Schl....... in die Schuhe, oder besser in die Räder schieben." Aus solcher sprachbildlichen Exaktheit läßt sich mühelos der Dichter identifizieren.

Ein anderer Elefantenbulle ist schweren Tritts nähergekommen und ein heiserer Baß fragt: „Kannst du wenigstens deine Rolle?"

„Das soll eine Rolle sein?!..." — „Erlaube mal!" pfeift da der Dichterbariton.

„Wenn ich mit meinem anerkannten Talent durchfalle, ist nur dein Blödsinn schuld, ich wünsche ein richtiges Stück zu spielen, von einem wirklichen Dichter!"

„Haha, deine Dichter kennt man!"

„Solltest du etwa jemanden meinen?"

Jetzt brüllt der Baß: „Hört ihr nicht bald auf mit eurer verfluchten Eifersucht! So kann man doch nicht arbeiten."

Bariton und Sopran gleichzeitig: „Arbeiten, hahaa! Da müßte zuerst ein richtiges Theater her, mit einem richtigen Direktor!"

Eine Atempause. Dann Donner und Blitz: „Jetzt habe ich aber genug! Noch ein Wort und ich schmeiß das ganze Schmierstück in den Souffleurkasten und dich dazu, du blöde Gans!"

„Das ist deine Schuld", kreischt das Sopränchen und tritt mit dem Gazellenabsatz scharf auf die schon eingedrückte Dichterfußspitze, daß ein baritonales „Au!" ertönt. „Du bist überhaupt an allem schuld!"

„Und ausgerechnet dich habe ich für die Rolle meiner edlen und sanften Heldin vorgeschlagen."

„Edel und sanft!... Daß ich nicht lache!" Dies hat die Bügelfalte gesprochen und sich dabei elegant auf dem blinkenden Lackschuh umgedreht. Aber schon ist der Gazellenlauf emporgeschnellt und sitzt mit sicherem Ausschlag auf dem eleganten Schienbein. Jetzt hört man des Intriganten mephistophelisches Kichern: „Und das soll ein Liebespaar sein!"

Doch plötzlich taucht in der linken Vorhangecke eine Knickerbocker mit zwei sportlichen Wadenstrümpfen auf, und im gebieterischen Regisseurton heißt es: „Vorhang hoch! Auf die Plätze! Wir probieren die Liebesszene."

Der Vorhang ist hochgegangen, sämtliche Beine haben Köpfe bekommen und verschwinden fluchtartig in den Kulissen.

Auf der Bühne steht nur noch ein selig lächelnd Paar in zärtlicher Umarmung. Seidene Gazellenbeine schmiegen sich auf steiler Hufspitze an zwei lässige Hosenfalten. Und ein flüsternder Sopran haucht die Worte: „Endlich, Liebster, endlich!"...

Eine Freundin / *Von Paula Sack*

Einer Freundin sieht man es garnicht an,
sie hat oft selber einen Mann.

Auf Reisen, im Kino, in allen Lokalen
sieht man sie stets aus Eigenem zahlen.

Das verleiht ihr Selbstbewußtsein und Sicherheit,
und der Beziehung eine gewisse Dehnbarkeit.

Man kann nicht einfach über sie verfügen,
es ist auch nicht ratsam, sie anzulügen.

Meistens ist sie gebildet und intelligent,
und ärgert man sie, wird sie gleich impertinent.

Sie haßt die weibliche Handarbeit,
liest lieber Bücher in ihrer freien Zeit.

Eine Freundin steht gern im beruflichen Leben
und entfaltet in ihm ein erkleckliches Streben.

Kurz, sie ist sozusagen gleichberechtigt,
und wehe dem, der sie verdächtigt.

Denn führt sie auch ein freies Liebesleben,
so hat sie sich damit noch nichts vergeben.

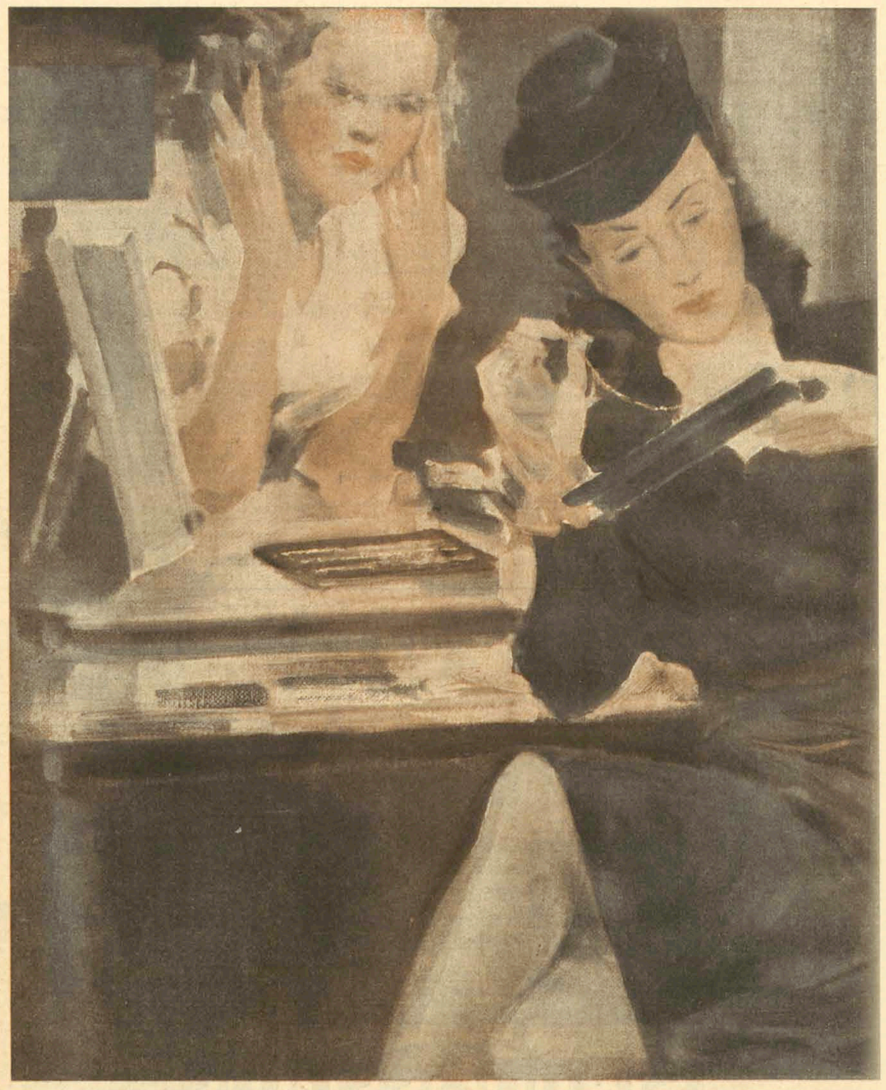
Sagt man, daß man sich ihretwegen Sorgen mache,
so sagt sie, das sei doch wohl ihre Sache.

Das Beste ist schon, man läßt sie gewähren,
um ihr, falls sie keß wird, den Rücken zu kehren.

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296) Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM 1.20 — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Okt. 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Vorbesichtigung

(K. Heiligenstaedt)



„Die Kette mit den Perlen ist natürlich bedeutend teurer, gnädige Frau!" — „So? — Na, dann wollen wir mal die andern gleich wegräumen, ehe mein Mann kommt!"

Visita in antecedenza: "Beninteso, signora, la catena colle perle è notevolmente più cara!,, "Ah sì? . . . Allora mettiamo subito da parte le altre, prima che venga mio marito!,,

München, 15. Januar 1941
46. Jahrgang / Nummer 3

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Paarlaufen

(Erich Schilling)



„Halten Sie sich nur fest an mich, Miß Britannia, unter meiner Führung kann nichts passieren!"

Pattinaggio a coppia: "TeneteVi ben forte a me, Miss Britannia! Sotto la mia guida non può capitarVi nulla!,,

(Toni Bichl im Felde)



AM KAMIN / VON WALTER FOITZICK

Leute, die etwas vom Kaminfeuer verstehen, sagen: vorne bratet man und hinten friert man. Das sind unpoetische Leute, das sind Materialisten, die glauben, es komme beim Kamin auf die Heizung an. Ich habe mir vorgenommen, wenn ich mal groß bin, schaffe ich mir einen Kamin an, damit ich in die verlöschende Glut starren kann, wie ich es aus zahlreichen Romanen gelernt habe. Also, erst starre ich und dann beginne ich zu frösteln, und jemand, der natürlich bei mir sitzt, zieht den Pelz fester um die womöglich entblößten Schultern. Na, wenn das nicht Poesie, wenn das nicht Stil ist! Die Scheite im Kamin müssen selbstverständlich knacken, mehrere Romanseiten lang, während draußen der Sturm naturgetreu heult.

Das alles habe ich nicht nur irgendwo gelesen, sondern ich weiß es von einem Freund, der einen Kamin besitzt. Bei dem lerne ich das feinere Leben am Kamin.

Nichtfachleute halten den Kamin für ein einfaches Heizinstrument, der Kamin aber ist ein abendfüllender Gegenstand. Mein Freund könnte gut sagen: „Besuch mich heute, wir wollen einen ganzen Abend heizen." Sollten Sie vielleicht gemeint haben, es sei mit dem Starren in die verlöschenden Flammen und dem Festerziehen des Pelzes gemacht, so irren Sie sich. Wenn einer einen Kamin hat, hat er alle Hände voll zu tun. Da muß er mit eigens zu diesem Zweck konstruierten Eisenteilen im Feuer umherstochern und die Hölzer immer wieder aufeinander legen.

Geben Sie sich nicht der Hoffnung hin, Träumereien am Kamin zu erleben. Ausgeschlossen, hier ist kein Platz für Träumer, und zu einer besinnlichen Unterhaltung kommt man nie an so einer offenen Feuerstelle. Da wird geheizt. Ich glaube, daß in jedem Manne ein versteckter Heizer wohnt, der will mit dem Feuer spielen, daß die Funken stieben. Achtung Funken! Deretwegen können Sie nicht längere Zeit sich vor einem Kamin Träumereien hingeben, weil sonst der Teppich anbrennen würde und die Hosen, und die Schuhsohlen würden knusprig werden. Entweder Sie wollen träumen und sich unterhalten, oder Sie wollen Ihren Kamin heizen. Zwischen diesen beiden Möglichkeiten müssen Sie wählen. Mit dem Hausherren oder Kaminherren können Sie auf keinen Fall reden, der ist vollbeschäftigt mit der Poesie und der Gemütlichkeit.

Aber wenn Sie durchaus träumen wollen, setzen Sie sich vor die Rohre Ihrer Zentralheizung und starren in die dunklen Zwischenräume. Sehen Sie, das beruhigt. Das verglimmende Feuer können Sie durch langsames Abschalten erzeugen und dann meinetwegen auch frösteln, wenn's zur Stimmung gehört. Aber trotzdem schaffe ich mir, wenn ich groß bin, einen Kamin an; auch mir hat man schon als Kind das Anzünden von Feuerchen verboten.

Lob des Filzschuhs

Von Ratatöskr

Mißachtet mir den Filzschuh nicht.
Er fördert allerwärts hienieden,
weil er so warm und weich und dicht,
auf billige Art den Seelenfrieden.

Du gleitest drauf unhörbar still
und blinzelst listig durch die Ritzen.
Und wenn dich wer besuchen will,
der dir nicht paßt, läßt du ihn sitzen.

Kriecht eine Fliege an der Wand,
die dich beim Mittagsschlaf belästigt,
flugs nimmst den Filzschuh du zur Hand.
Das Tier wird am Plafond befestigt.

Ziehst du ihn vollends geistig an,
zum Beispiel beim Gebrauch der Feder,
dann preist dich füglich jedermann
als mustergültigen Leisetreter.

ÜBER UNSERE KRAFT

VON KARL LERBS

Milde und versöhnlich waren die Predigten, mit denen der gute alte Pastor Meiners bei allen gegebenen ernsten und freudigen Anlässen die Bauern von Lüttjenbüttel und Grasdorf seelsorgerisch betreute. Da er unerschütterlich daran glaubte, daß die Dinge der diesseitigen Welt mit der Kraft des reinen Herzens zu bessern und zu ordnen seien, zeigte auch die jenseitige Welt in seinen Predigten durchweg ein angenehmes, ja ein strahlendes und eigentlich verlockendes Gesicht. Daß für Übelgesinnte auch andere Jenseitseinrichtungen vorhanden seien, wurde nur gelegentlich mahnend angedeutet.

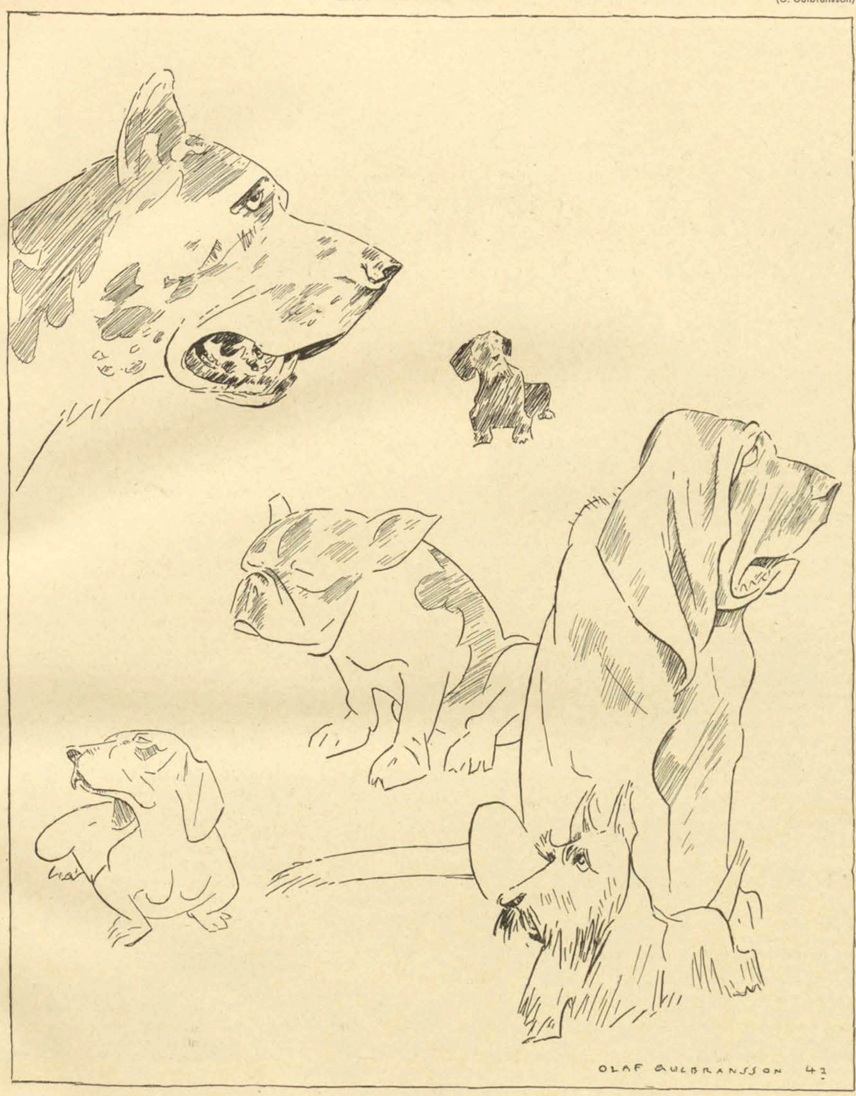
Eines Tages indessen stahl man ihm drei Hühner und zwei Gänse, die schönsten Zierden seines Geflügelbestandes, und alle Nachforschungen nach dem Täter blieben vergeblich. Den guten alten Pastor Meiners ergriff ein glühender Zorn. Er war zu milde gewesen. Ein verstockter Sünder erhob die Hand wider den Diener und Mittler des Herrn. Nun denn, wohlan, er konnte auch anders. Stand ihm, als dem Wegbereiter zum Jenseits, nicht auch die Hölle zu Gebote?

In der nächsten Sonntagspredigt ließ er sie und alle ihre Strafen und Schrecken auf die Bauern von Lüttjenbüttel und Grasdorf los. Die Flammen prasselten und sausten, der Schwefel regnete feurig hernieder, die Siedekessel wallten und zischten, und dazwischen fuhrwerkten und forkten die Teufel umher; Heulen und Zähneklappern drang schaurig aus der flammenden Tiefe empor. Geduckt saßen die Bauern und wagten kaum zu atmen vor Entsetzen.

„Aleid", sagte Cord Meybohm und blieb auf dem Heimwege nach Lüttjenbüttel plötzlich stehen, „un ich sag: Nee. Nee, nee, nee. Er is dscha'n Studierten un soll da dscha einklich wohl Bescheid über wissen, aber ich kann un kann' er nich an glauben. So was hält dscha Keineinen seine Konstitutschon aus!"

Ein weiser Hund

(O. Gulbransson)



„Sixt, Azorl, ich sag's immer, man muß zufrieden sein mit dem, was ma hat. Der Struppi vom Generaldirektor ist gestern an einem Gansknochen erstickt!"

Un cane savio: "Vedi, Azorl, io dico sempre che bisogna accontentarsi di quello che si ha. Lo Struppi del Direttore Generale è morto ieri, soffocato da un osso d'oca!,,

Der Glückspilz

(E. Thöny)



„Mensch, Sie haben ja noch Schwein gehabt; wenn wir nicht Krieg hätten, hätte ich Sie mit meinem Wagen überfahren!“

Un uomo fortunato: “Ehi, diavolaccio, avete avuto davvero fortuna; perchè, se non si fosse ora in guerra, Vi avrei investito colla mia vettura!„

FRAU WETTHUUSTZENS RADIO

VON TITO COLLIANDER

Hochgeehrter Herr Richter! Meine Herrschaften! Man hat mich um einen wahrheitsgemäßen Bericht über all das gebeten, was ich über das Verhältnis des Angeklagten, Herrn Alfred Krack, zu der verstorbenen Frau Wetthuustzen weiß. Im folgenden will ich daher versuchen zu schildern, mit so kurzen Worten wie möglich, was ich in der Sache weiß. Meine Bekanntschaft mit Herrn Krack datiert aus der Zeit, als er in die Wohnung neben meiner einzog. Diese Wohnung besteht nur aus einem Zimmer mit einer kleinen Kochnische und einem Schlafkabinett. Das Schlafkabinett und die eine Langseite des Zimmers grenzen an die von Frau Wetthuustzen gemietete Wohnung. Herrn Kracks Wohnung lag also zwischen meiner und Frau Wetthuustzens Wohnung. Wie alle Wohnungen im Haus war sie mit jährlichem Kontrakt gemietet.

Herr Krack arbeitete zu Hause. Nach seiner eigenen Aussage mußte er fünfzehn kleine Humoresken, nicht länger als eine Spalte und nicht kürzer als eine halbe, außerdem zehn Plaudereien im Monat für eine Tageszeitung schreiben. Ich bitte um Entschuldigung, daß ich darauf hinweise, aber das ist, wie ich merken konnte, weder eine beneidenswerte noch eine nervenberuhigende Tätigkeit.

Das darf nicht so verstanden werden, daß ich in der ersten Zeit unserer Bekanntschaft bei Herrn Krack eine auffallende Nervosität bemerkte. Im Gegenteil, ich lernte in ihm einen richtig friedfertigen und gemütlichen Menschen kennen. Er kam eines Tages zu uns herein — kaum einen Monat später, nachdem er unser Nachbar geworden war, und sagte lächelnd: Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich störe, aber können Sie mich nicht eine Stunde in einer stillen Ecke ruhig sitzen lassen, um den Schluß meiner täglichen Humoreske zu schreiben? Es ist nämlich so, fuhr er fort und lächelte — das möchte ich betonen — er lächelte mir und meiner Frau zu (meine Frau ist eine sehr nette und vergnügte Frau) — er lächelte also und fuhr fort: Es ist nämlich so, daß mein Nachbar zur Rechten sich ein Radio angeschafft hat und es nun ausprobiert. Sie verstehen — sagte er und lächelte wieder.

Aber natürlich, rief meine Frau, natürlich können Sie bei uns in Ruhe und Frieden sitzen. Ich will nur gleich Kaffee kochen — oder wollen Sie vielleicht lieber Tee haben? Danke — danke, antwortete Herr Krack, aber ich möchte Sie bitten, keine Umstände zu machen. Den größten Dienst, den Sie mir tun können, ist, mich in Frieden zu lassen.

Ach ja, das verstehe ich gut, rief meine Frau (meine Frau heißt Helena und sie ist so über alle Maßen gutherzig, daß sie ihre freundlichen Äußerungen immer ausruft, sie sagt sie nicht), und Sie können darauf vertrauen, daß Sie nicht gestört werden. Ich habe einen Vetter, der manchmal Poesie schreibt. — Ich unterbrach sie. Ich sagte: Lieber Herr Krack, bitte, kommen Sie herein.

Und ich führte ihn zu meinem besten Lehnstuhl. Ich erklärte ihm: — Sie verstehen, Herr Krack, meine Frau ist unerhört wohlwollend und gastfreundlich, das ist sie immer gewesen, aber für einen vielbeschäftigten Mann wie Sie kann es lästig sein, wenn sie von ihren Vettern zu erzählen beginnt — sie hat nämlich wirklich einen Vetter, der Verse schrieb und überdies keine schlechten, soviel ich davon verstehe und er wollte auch Ruhe und Frieden haben — ja, ich hoffe, daß Sie verstehen, daß wir verstehen, daß Sie uns verstehen, wenn wir also nicht den Regeln der Gastfreundschaft folgen und —. Ja, ja, sagte Herr Krack, und ich muß sagen, daß er durchaus nicht den Eindruck machte, nervös zu sein. Er lächelte nämlich wieder, und zwar ganz freundlich und ruhig. Es ist schrecklich mit Nachbarn, die Radio haben, sagte ich dann. Ich wollte nämlich, daß er begreifen sollte, daß wir uns in seine Situation versetzen konnten, und es nicht übel aufnähmen, wenn er auch ein ander Mal zu uns käme, wenn er Ruhe haben wollte. Und damit er sich richtig bei uns zu Hause fühlte, erzählte ich ihm, daß der Stuhl, auf dem er saß, schon meinem Vater gehört hatte, und daß mein Vater, der ein höchst achtenswerter Mitbürger war (er war unter anderem Mitglied in verschiedenen Direktionen und Vereinen), während seiner letzten Krankheit besonders gern in diesem Stuhl saß. Aber da merkte ich, daß ich zuviel von mir selbst und meinen eigenen Angehörigen sprach, und daher fragte ich ihn, was er schriebe? Teilnahmsvoll fragte ich ihn, ob es nicht schwer sei, ständig neue Motive für seine Erzeugnisse zu finden, und um ihm zu helfen, erzählte ich ihm ein paar Anekdoten, die meiner Ansicht nach bearbeitet werden konnten und nette kleine Geschichtchen abgeben würden. Danke, danke, sagte Herr Krack, und blickte auf die Uhr. Aber meine Humoreske muß vor acht Uhr fertig sein. Auch dies sagte er ganz ruhig und in seiner Stimme lag nichts Brüskes oder Unhöfliches. Trotzdem verstand ich natürlich den Wink und machte mich daran, ihn mit einer freundlichen Ermahnung, sich ganz zu Hause zu fühlen, zu verlassen. Aber gerade da kam meine liebe Frau mit dem Kaffee. Der wirkt sicher aufmunternd und inspirierend, rief sie aus. Eine Tasse Kaffee schadet nie! Und mein Vetter, der auch Verse schrieb, pflegte zu sagen — Da merkten wir, daß Herr Krack ein cholerisches Temperament hatte. Er sprang nämlich plötzlich auf und schrie: Ich pfeife darauf, was Ihr Vetter sagte! Und dann ging er ohne ein Wort des Abschieds oder des Dankes.

Ich habe Ihnen diese Episode so genau geschildert, weil ich den plötzlichen Umschwung in Herrn Kracks Sinn besonders hervorheben möchte. Außerdem, Herr Richter, will ich damit andeuten, daß wir, meine Frau und ich, keinen Anteil an dem haben, was geschehen ist. Unser Heim stand Herrn Krack jederzeit offen und wenn ihn Frau Wetthuustzens Radio störte, konnte er die Ruhe, die er brauchte, bei uns suchen. Es ist nicht unsere Schuld, daß er unsere Gastfreundschaft nicht in Anspruch nahm und weder meine Frau noch ich können die Äußerung verstehen, die Herr Krack während der Untersuchung tat: daß er zwischen zwei Narren wohnte. Denn nach dem oben geschilderten Besuch kam Herr Krack niemals mehr zu uns, obwohl wir ihn inständig einluden. Er suchte mich nur auf, als er einen Zeugen in seinen Beziehungen zu Frau Wetthuustzen haben wollte. Das erste dieser „Scharmützel", wenn ich sie so nennen darf, habe ich nicht miterlebt. Und zwar aus dem natürlichen Grunde, auf den Herr Krack auch ausdrücklich in einem seiner Gespräche mit mir hinwies, daß in diesem Anfangsstadium die Unterhaltungen noch keinen so aggressiven Charakter angenommen hatten, daß ein Zeuge benötigt wurde. Er hielt mich nur zufällig im Korridor unmittelbar vor Frau Wetthuustzens Tür an und sagte: Hören Sie!

Hinter der Tür erhob sich nämlich lautes Gebrüll.

Die Schaffnerin

(H. Lehmann)



„Sie wollten wohl schwarzfahren, Fräulein?" — „Nee — ick kann ma schon denken, det Sie det von früher her selber kennen."

La bigliettaria: "Voi certo, signorina, volevate girare gratis!?„ — "Io no! Ma posso ben' immaginarmi che Voi stessa conosciate il trucco già dal tempo addietro!„

unterbrochen von Flüstern und heiserem Schreien, welches sich allmählich zu einem triumphierenden Marsch verwandelte (wenn ich recht erinnere, war es der Einzugsmarsch der Toreros aus einer Oper, die Carmen heißt), gespielt von einem Blasorchester. Herr Krack hielt mich am Rockaufschlag fest.
Das ist ein ganz verfluchter Apparat, den sie da hat, sagte er. Und so wie jetzt ist es den ganzen Tag, vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Sagen Sie, ist das auszuhalten? Glauben Sie, daß das einen Mann, der Humoresken schreiben soll, freut? In der Dämmerung meinte ich, daß er lachte. Aber sicherlich war sein Lächeln boshaft. Ich beeilte mich, meine Anteilnahme auszusprechen. Aber wir trennten uns, ohne daß irgend etwas Bemerkenswertes geschah.
Am nächsten Tag war er schon bedeutend heftiger, sowohl in den Bewegungen als auch in der Stimme und seiner ganzen Art. Er hatte aber auch noch nicht begonnen, mit beiden Beinen zugleich zu springen, auch war noch nicht jener Krampf in seinen Gesichtszügen, den meine Frau und ich später beobachteten. Aber während er sprach, sprühte Speichel aus seinem Mund, und seine Hände fuchtelten selbständig in der Luft.
Auf sein kräftiges Klingeln, es war sehr früh am Morgen, so gegen sieben Uhr, öffnete ich selbst die Tür. Er war nur mit Pyjama und Schlafrock bekleidet.
Kommen Sie, rief er. Kommen Sie und hören Sie! Ich will einen Zeugen dafür haben! Das geht zu weit, das ist gemein! Jeden Morgen! Jeden Morgen! Und dabei habe ich ihr das Schamlose in ihrem Benehmen vorgehalten! Das ist nicht auszuhalten!
Er sagte bei dieser Gelegenheit wie bei allen folgenden noch mehr, aber ich hoffe, daß es nicht wichtig ist, alle Schimpfworte zu wiederholen, alle aufgeregten Schmähungen und Ausrufe ebenso wie die Flüche, die er in Hülle und Fülle gebrauchte. Ich muß jedoch darauf hinweisen, daß diese bei steigender Aggressivität von Mal zu Mal an Kraft und Zahl zunahmen.
Ich zog also hastig meinen Schlafrock an, den ich von meiner Frau zu Weihnachten bekommen hatte, und folgte Herrn Krack zu Frau Wetthuustzens Tür. Es dauerte sehr lange, bevor wir das Schloß und die Sicherheitskette klappern hörten, aber dann stieß Herr Krack die Tür brutal auf. Die Laute, die früher, obgleich gedämpft, den Korridor erfüllt hatten, strömten uns nun befreit entgegen. Eine sprechende Stimme, unterbrochen von Räuspern und hohlem Husten, lärmte in einer fremden Sprache.
„Hopp-la! Hopp-la! Und nun das linke Bein: Hopp-la! Hopp-la!" Dann kamen einige Fanfarenstöße und ein Stück siegessicherer Marschmusik. „Und wieder das rechte Bein", brüllte die Stimme, „und wieder links. Hopp-la! Hopp-la! Wir haben noch viel Zeit, die Uhr ist 27 Minuten vor sieben! Hopp-la! Hopp-la! Und wieder hejlirum, hejlarum usw."
Ich blieb in der Tür stehen, während Herr Krack hineinging. Im Nachthemd und Haarwickeln zog sich Frau Wetthuustzen zurück. Ihr Gesicht drückte Erstaunen und Überraschung aus. Sie war sehr umfangreich an Gestalt.
Wenn Sie wirklich Gymnastik treiben würden! — schrie Herr Krack ziemlich unbeherrscht. Wenn Sie Gymnastik trieben! Aber nein, aber nein, aber nein! Sie lassen den Apparat gröhlen nur um mich zu plagen! — Wenn Sie Gymnastik treiben würden!
Es war natürlich unfein von Herrn Krack, so etwas zu sagen; indirekt deutete er ja damit an, welch unmöglicher Gedanke es war, daß Frau Wetthuustzen wirklich Gymnastik treiben könnte, im Hinblick auf ihre Gestalt. Und daß er sich so ausdrückte, zeugt nur von der Aufregung, in der er sich befand. Sonst kann ich es nicht verstehen. Auch Helena, meine Frau, verstand es nicht anders. Frau Wetthuustzen hatte sich inzwischen beruhigt, und ihre Stimme war beinahe freundlich, als sie sagte: Ach, lieber Herr Krack, ich kann nicht verstehen, was Sie sagen. (Mit einer koketten Handbewegung zeigte sie auf den lärmenden Lautsprecher.) Es ist nicht freundlich von Ihnen, mich auf diese Art zu überfallen. Sind Sie wieder gekommen, um sich über meinen Apparat zu beklagen?
Ihre Stimme war etwas plärrig, aber sonst durchaus nett. Ich habe das einige Menschen „zuckersüß" nennen hören, und obgleich etwas herabsetzend ist dieser Ausdruck doch zutreffend. Sie schloß die Augen und öffnete sie wieder auf eine Weise, die man verführerisch zu nennen pflegt, und weil ihr Blick groß und klarblau war, wurde mein Herz ganz weich dabei.
Aber ich bemerkte, daß ihre unschuldsvolle Erscheinung nicht auf Herrn Krack wirkte. Ich konnte nicht hören, was er erwiderte, er stand mit dem Rücken zu mir und das Radio erhob ein Geheul nach dem andern, aber es muß etwas ganz Unfreundliches gewesen sein. Das sah ich an dem Ausdruck von freundlichem Vorwurf, der über Frau Wetthuustzens Gesicht huschte. Aber sie sagte: Wollen Sie nicht eine Tasse Kaffee mit mir trinken, Herr Krack? Dabei können wir in Ruhe und Frieden reden. Ich bin nur eine einsame kleine Frau und ich bin sehr unglücklich darüber, Ihnen Ärger zu bereiten, aber vielleicht finden wir einen Ausweg —? Wenn wir uns zusammentun und richtig versuchen —?
Und wieder sah sie Herrn Krack mit klarblauen Augen an und wieder lachte sie „verführerisch". Meine Meinung ist nun die, daß Herr Krack mehr gewonnen hätte, wenn er ihrer Einladung gefolgt wäre, die ja sehr freundlich war, und die außerdem mit Demut und Wärme vorgebracht wurde. Aber Herrn Kracks Gemütsverfassung war so, denke ich mir, daß er das Für und Wider nicht abwägen konnte. Er gab einige unzusammenhängende, wilde Schreie von sich, die das Hopp-la! des Radios übertönten und stürzte zur Tür, wo er mit mir und meiner Frau zusammenstieß, die sich unmerklich hinter mich gestellt hatte. Und obwohl es ein Vorteil für ihn gewesen wäre, zwei Zeugen an Stelle eines zu haben, begann er nun Helena auf unschöne Weise zu beschimpfen. Er sagte, daß sie neugierig sei.
Inzwischen war ich gezwungen, ein paar Wochen zu verreisen. Als ich zurückkam, waren die Krämpfe in Herrn Kracks Gesicht, die ich vorhin erwähnte, voll ausgebildet. Er hatte auch die Gewohnheit angenommen, mit beiden Füßen zugleich zu springen und manchmal schrie er laut und ganz unbeherrscht, was wir durch die Wand in unserer Wohnung hörten.
Aber, meine Herren Geschworenen. Soll ich jeden einzelnen Zusammenstoß zwischen Herrn Krack und Frau Wetthuustzen berichten, dessen Zeuge ich nun wurde? Ich glaube, daß das nicht nötig ist, denn sie hatten alle ungefähr denselben Charakter. Sie wiederholten sich immer häufiger und doch war ich nicht bei allen zugegen. Meine Frau behauptet mit Bestimmtheit, daß Herr Krack mindestens zweimal täglich zu Frau Wetthuustzen hineinging und auch oft in der Nacht.
Ich habe wohl noch nicht erwähnt, daß die Laute von Frau Wetthuustzens Radio auch in unsere Wohnung drangen. Nicht störend, aber doch deutlich. In unserem Schlafzimmer konnten wir daher die Radiotöne wie eine ständige stille Begleitung zu Herrn Kracks einsamen Zornausbrüchen hören wie auch das Knallen der Türen.
Das ging ungefähr zwei Monate so, ohne daß sich etwas in der Sache änderte. Jeden zweiten oder jeden dritten Tag suchte Herr Krack mich auf, sei es, um einen Zeugen zu haben oder seine Zornausbrüche loszuwerden. Sie hatten oft einen ganz seltsamen, um nicht zu sagen grotesken Charakter. Er konnte mich zum Beispiel in sein Zimmer einladen, wo er mich in einen Stuhl setzte, worauf er mich eine Weile lauschen ließ. Während dessen ging er auf und ab, sichtlich aufgeregt.
Plötzlich blieb er vor mir stehen und unter Krämpfen, Fluchen, wilden Schreien und Armbewegungen rief er:
Können Sie sich ein unsinnigeres Geplapper vorstellen? Können Sie sich etwas Idiotischeres denken? Und die sitzt in ihrem Zimmer und hört zu! Das amüsiert sie! Amüsiert sie! Sie braucht das, sie muß dies Geplapper neben sich haben um leben zu können! Das hat sie selbst zu mir gesagt! Ist das nicht naturwidrig? Und ich muß das anhören, ich muß das aushalten!
Aber mitten in seinem Wortschwall konnte er plötzlich anhalten. Und mit einer Stimme, die unvermittelt abgrundtief wurde, sagte er: Jetzt können Sie gehen. Ich muß meine Humoreske schreiben. Er setzte sich an den Tisch und begann auf seiner Maschine zu klappern.
Man gewöhnt sich an alles, und so auch meine Frau und ich an das leise Radiogeräusch und an Herrn Kracks Ausbrüche. Ja, es begann zu unserem alltäglichen Leben wie etwas ganz Natürliches und beinahe Liebes dazu zu gehören. Jeden Morgen, wenn wir erwachten, hörten wir die bekannten Laute hinter der Wand und sie gaben uns die Empfindung von heimischem Gefühl und Sicherheit. Das merkten wir, als sie eines Morgens ausblieben.
Wir lagen lange und horchten. Was war geschehen? Unruhig sahen wir einander an, und meine Frau, die sonst schnell und rasch aufsteht und den Morgenkaffee bereitet, lag fünf bis zehn Minuten unentschlossen. Wir horchten weiter, aber konnten nur Herrn Krack unruhig in seinem Zimmer auf und ab gehen hören. Hin und wieder blieb er anscheinend stehen und wir glaubten zu hören, daß er grunzte und sagte: Na? Na?
Und nach meiner Ansicht, meine Herren Geschworenen, war es diese Stille, die schließlich Herrn Kracks Nervenkraft brach. Zur Begründung meiner Ansicht will ich erwähnen, daß ich am gleichen Tag Herrn Krack auf dem Korridor traf, er war leichenblaß und sah so verstört aus, wie ich ihn niemals gesehen habe. Er näherte sein Gesicht dem meinen und flüsterte heiser:
Sie rächt sich, sie rächt sich — —
Er sah wirklich grauenhaft aus. Aber daß es so weit gehen würde, wie es ging, das konnte ich natürlich nicht ahnen. Meine Frau dagegen hatte ein deutliches Gefühl, daß irgend etwas geschehen würde, wenigstens hat sie mir das gleich nach dem Ereignis gestanden. Helena ist nämlich von Natur sehr gefühlvoll und weich.
Außerdem war sie Zeuge eines Auftritts gewesen, den ich auf Grund meiner Abwesenheit versäumte. Mitten am Tage hörte sie, daß Herr Krack zu Frau Wetthuustzen hineinstürmte. Zufällig hatte meine Frau gerade auf dem Korridor zu tun und konnte hören, wie Herr Krack mit von Gemütserregung entstellter Stimme schrie: Wann beginnen Sie zu spielen? Wollen Sie mich zu Tode peinigen? Aber lieber Herr Krack, antwortete Frau Wetthuustzen mit ihrem gewöhnlichen, beinahe schmelzenden Tonfall. Ich verstehe Sie nicht. Sie baten mich doch einmal, ruhig zu sein. Kommen Sie, kommen Sie Herr Krack, setzen Sie sich neben mich. Wir werden besprechen — Sie machen mich verrückt! Verrückt! Verrückt! Oh, wirklich, sagte Frau Wetthuustzen. Wirklich verrückt?
Und nun hörte meine Frau deutliche Laute, die von Geraufe herkommen konnten. Herr Krack stöhnte. Er stöhnte sehr laut, erklärte meine Frau. Dann sauste er in seine Wohnung zurück. Glücklicherweise bemerkte er mich nicht, berichtete meine Frau. Sonst hätte er wieder geglaubt, daß ich neugierig sei.
Am nächsten Morgen erwachten wir wieder von lauten und aufmunternden Fanfarenstössen. Aber am darauffolgenden Morgen war es wieder still. Das war sehr schmerzhaft. So ging es ungefähr eine Woche. Herr Kracks Nervosität, die Wucht und Häufigkeit der Auftritte, das Knallen der Türen erreichte seinen Höhepunkt.
Doch hörten weder meine Frau noch ich jemals, daß Herr Krack Frau Wetthuustzens Leben bedrohte. Ach, hätten wir das doch gehört! Dann hätte uns der tödliche Schuß am Ende der Woche keine so schreckliche Überraschung bereitet.
Die Wahrheit des Obenstehenden kann ich beeiden. Hochachtungsvoll Ferdinand Bolz.

Die Jungfrau / *Von Korbinian Lechner*

Unterm Fenster steht a Loater,
und ums Haus, da geht der Wind.
Auf der Loater steht der Xaverl.
Drent beim Huaber woant a Kind.

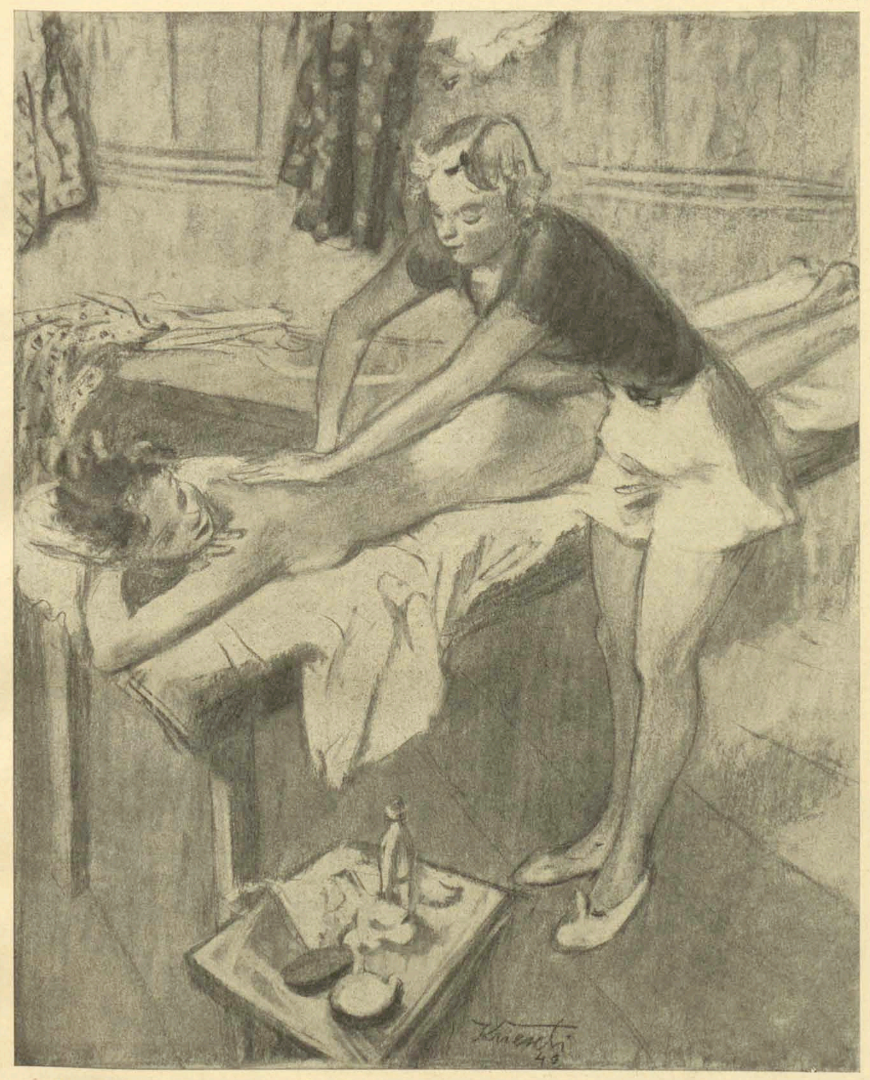
Drobn im Fenster, da loahnt d' Nanni,
hoch am Himmi scheint der Mond.
Und der Xaverl, der möcht eini,
daß si 's Hergeh für ihn lohnt.

„Schönster Jüngling, du bleibst draußn —
hörst net 's Kind beim Huaber plärrn?"
„Aber Nanni, hast mi du denn
net a ganz kloansbisserl gern?"

„Gern ham scho, mei liaber Xari,
aber 's Gernham hat a Gfahr.
Pfüat di Good, du falscher Hundling,
lebe wohl — und jetz is's gar!"

Kurerfolg

(R. Kriesch)



„Meinst du, daß ich durch das Massieren noch ein paar Jahre schön schlank bleibe, Käthe?"
„Sicher, Helga — wenn noch 'n bißchen Diät und Liebeskummer dazukommen, sogar bestimmt!"

Resultato di cura: "Credi, Catina, che col massaggio io mi mantenga così bella e snella per alcuni anni ancora?„
"Certo, Elga; anzi certissimo, qualora vi s' aggiunga un pochino di dieta e di mal d' amore!"

HERBERTCHEN

VON HANSJÜRGEN WEIDLICH

Eine Sternschnuppe glitt vom Horizont. Dreimal Holz! dachte Herbertchen und klopfte sich gegen die Stirn. Fünf Tage war er zur Kartoffelkäfersuche abkommandiert gewesen — heute, am Tage der Kompaniebesichtigung, marschierte er wieder mit: hatte aber keine Ahnung von der Besichtigungsaufgabe der Kompanie. Wenn das man gut geht, dachte er. Nun, die Sternschnuppe bringt mir sicher Glück.

Es wurde heller. Die Nacht wich. Als der Morgen über das Übungsgelände ging, hatte die Kompanie den Waldrand erreicht, zwischen dessen vordersten Stämmen sie Biwak beziehen sollte.

„Und was mache ich?" fragte Herbertchen. „Helfe ich mit beim Zelteaufbauen?"

„Nee, du bist doch zur Feldwache mit eingeteilt!"

„So? Das muß man mir aber doch sagen!"

„Ich sage es dir ja!" — „Ist gut."

Der erste Zug marschierte über den Waldrand hinaus und besetzte in dem davorliegenden Wiesengelände die Stellungen für die Feldwachen. Herbertchen wurde der ersten Feldwache zugeteilt. Er seufzte erleichtert auf, als er hörte, daß er nicht auch noch als Feldposten aufgestellt und noch weiter vorgeschoben wurde.

„Was ist nun eigentlich die Aufgabe unserer Kompanie?" fragte er einen Kameraden.

„Aber das haben wir dir doch schon erklärt!"

„Das schon — aber ich habe es nicht verstanden, und ich wüßte es gern."

„Du und deine Kartoffelkäfer! Das hast du nun davon, daß du an den Vorübungen nicht teilgenommen hast!"

„Ist nicht meine Schuld. Ich habe mich nicht freiwillig..."

„Nee, weil du dem Professor die Übungshandgranate an den Kopf geworfen hast!"

„Ja, ich weiß. Ich falle überall auf. Wenn ich nur heute nicht wieder auffalle! Sag doch, was ist unsere Aufgabe?"

Die Kompanie liege in Ruhestellung und habe zu ihrer Sicherung Feldwachen ausgestellt — sowie die Feldwachen meldeten, daß sich der Feind nähere, rücke die Kompanie in die Hauptkampflinie vor und verteidige sich.

„Aha! Und der Feind — von wo kommt der?"

„Das wissen wir nicht."

„So? Das sei doch aber sehr unangenehm. Und wer denn überhaupt der Feind wäre?"

„Die sechste Kompanie."

Herbertchen bedankte sich. Nun wüßte er ja wohl alles? — „Hoffentlich!"

Ja: hoffentlich — das dachte auch Herbertchen. Er rückte den Stahlhelm in den Nacken und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Er war besorgt. Wenn er nur bloß nicht wieder etwas falsch machte! Er machte immer etwas falsch. Und zur Belohnung dafür bekam er dann Sonderkommandos: Kartoffeln schälen, Wagen waschen, Offiziersmesse ausfegen — zuletzt war es die Kartoffelkäferjagd gewesen. Ein schöner Soldat! Herbertchen dankte. Aber was sollte er machen? Er gab sich so viel Mühe, ein guter Soldat zu werden — doch das Schicksal war anscheinend dagegen.

Um sechs Uhr begann die Besichtigung. Jetzt geht's los, dachte Herbertchen — dreimal Holz! Er sah suchend zum Himmel auf, aber es war kein Stern mehr da; und eine Sternschnuppe sah er erst recht nicht. Statt dessen entdeckte er auf der Höhe des Hügels, hinter dem er — sowie die Feldposten Alarm geben würden — in Stellung gehen sollte, den besichtigenden General. Mehr kann der Mensch zu seinem Glück nicht verlangen, und zu seinem Unglück auch nicht — Herbertchens Gedanken gingen sorgenvoll in die Zukunft. In diesem Augenblick krachten die ersten Schüsse der Feldposten.

„Los, Herbertchen, in Stellung! Und wenn der Feind kommt, feuern, solange du Platzpatronen hast."

Herbertchen nickte und stürmte vor. „Und was dann?"

„Auf die Hauptkampflinie zurückgehen. Aber gefechtsmäßig, daß der Feind dich nicht sieht! Sonst — wenn dich ein Schiedsrichter erwischt — wirst du für tot erklärt."

Gar nicht übel, dachte Herbertchen, als Toter mache ich wenigstens keine Dummheiten mehr.

Nun lag Herbertchen hinter dem Hügel und blinzelte in die Richtung, aus der die Schüsse kamen. Hin und wieder blinzelte er auch zu dem General und hatte seine Bedenken.

Plötzlich fielen Schüsse vor der rechten Flanke der Feldwachenlinie. Sieh mal an, dachte Herbertchen, da schießt ja noch jemand. Der General hob seinen Feldstecher, setzte ihn ab und sah Herbertchen an. „Na, wollen Sie nicht melden?!"

„Ja, gern; aber was?" wollte Herbertchen fragen — dann fiel ihm ein: wem sollte er denn was melden? Während er noch darüber nachdachte, hatte der General wiederum sein Glas erhoben und spähte in die Richtung der rechten Flanke.

„Ja, Kerl, wollen Sie denn nicht melden?! Sie liegen ja da noch immer!"

Kartoffelkäfer, dachte Herbertchen, Kartoffeln schälen, Wagen waschen... Er sprang auf. Schüsse knallten. „Deckung!" schrie der General. Herbertchen warf sich zu Boden und kroch den Hügel hinab.

„Na, hinter dem Hügel brauchen Sie doch nicht zu kriechen! Da sieht Sie der Feind doch nicht!"

Offiziersmesse ausfegen, dachte Herbertchen. Nun kennt mich auch schon der General. Ich werde noch berühmt. Aber eine traurige Berühmtheit.

Er erreichte seinen Gruppenführer, haute sich neben ihn und meldete: „Dort vorn schießt jemand!"

Der Gruppenführer sah ihn sonderbar an, schüttelte den Kopf und sagte: „Daß Sie immer alles gleich merken!"

Herbertchen wußte nicht recht, wie er diese Antwort für sich auslegen sollte — auf Grund seiner Erfahrungen aber hielt er es auf alle Fälle für ratsamer, sich erst einmal außer Reichweite zu begeben.

Er nahm volle Deckung und überlegte, ob er wohl wieder etwas falsch gemacht habe. Subjektiv gesehen fand er, daß er sich eigentlich richtig verhalten habe. Aber objektiv gesehen... Verdammt und zugenäht: soldatisch war seine Meldung gerade nicht gewesen.

Verzweifelt sah er einer Ameise auf ihrem Morgenspaziergang zu. Nein, er würde wohl nie ein rechter Soldat werden. Seit drei Monaten war er nun schon eingezogen, drei Monate hatten Feldwebel und Unteroffiziere an ihm gearbeitet — und dies war der Erfolg. Ach, wenn ihn doch nur eben, als er auf dem Hügel aufsprang, ein Schiedsrichter erwischt und für tot erklärt hätte! Je länger er lebte, desto mehr blamierte er ja die Kompanie. Immer tiefer versank Herbertchen in selbstquälerisches Grübeln.

Erst nach langen Minuten hob er wieder den Kopf. Es war still um ihn geworden. Er sah sich um. Soweit sein Blick reichte, war das Gelände ringsherum leer. Hatten die anderen sich schon zurückgezogen? Wohin? Auf einmal hörte er Stimmen. Schon wollte er rufen: Hallo, Kameraden! — da verstand er die Worte: „Wir müssen sie von links packen..." und im Nu begriff er: dicht vor ihm lag der Feind! Was nun?

Gefangennahme? Er war allein — der Feind würde ihn gefangennehmen. Fliehen? Wohin? Liegenbleiben und ballern? Ja! Er hatte noch über dreißig Patronen. Und wenn er ausgeballert hätte, würde er einen Schiedsrichter suchen und sich für tot erklären lassen — das war die klarste Lösung und der Kompanie blieb weiteres Unheil erspart.

Entschlossen schob sich Herbertchen vor und steckte den Kopf über die Hügelkante: vor ihm kam in geduckter Haltung der Feind. Herbertchen ballerte ihm fünf Schüsse entgegen und rutschte hinter dem Hügel in Deckung. Ich werde eine ganze Gruppe markieren, fiel ihm ein. Der Feind muß denken, der Hügel sei noch besetzt. Er wälzte sich in eine neue Stellung und pfefferte dem Feind wiederum fünf Schüsse entgegen. Der Feind ging in Deckung und erwiderte das Feuer. Ja, knall du man! dachte Herbertchen; dort, wo du denkst, bin ich schon lange nicht mehr. Wiederum hatte er die Stellung gewechselt und beschoß nun den Feind aus der dritten Ecke. Bis er seine Munition verballert hatte, hielt er den Feind in Schach, und auch dann wagte der Feind noch nicht weiter vorzugehen.

Jetzt türmen wie der Mops aus den Graupen! — von diesem einzigen Gedanken erfüllt, raste

Herbertchen nach rückwärts, querfeldein, ohne auf Deckung zu achten; es war ihm alles egal, nur fort, raus aus dem Gefahrenbereich, dem er sich nicht länger gewachsen fühlte.
Er stolperte, fiel hin, sprang wieder auf, stürmte weiter, niemals auch nur im geringsten darauf bedacht, in Deckung zu gehen, — im Gegenteil: er lief absichtlich gefechtswidrig, um nur ja bald von einem Schiedsrichter für tot erklärt zu werden. Dann hatte er endlich seine Ruhe — und die Kompanie hatte Ruhe vor ihm.
Sein Plan gelang. „Ja, sind Sie denn verrückt geworden! Wie können Sie denn... Sie können doch nicht einfach so durchs Gelände laufen! Mann, Sie sind ja schon mindestens zehnmal erschossen!"
Aufatmend hielt Herbertchen vor dem Schiedsrichter an.
„Sie sind natürlich außer Gefecht gesetzt! Begeben Sie sich sofort zur Sammelstelle!"
„Jawohl! Ist gut. Danke schön!"
Aber nun geriet Herbertchen in eine neue Sorge: wo war die Sammelstelle? Er wußte es nicht. Sie wird bei den Zelten sein, vermutete er. Ich gehe einfach zum Waldrand. Das ist sicherlich richtig.
In diesem Augenblick wurde das Signal ‚Das Ganze halt!' geblasen. Na also, dachte Herbertchen, bin ich ja sogar pünktlich. Erleichtert wanderte er seines Wegs...
Währenddessen sammelten sich die Kompanien. Der General gab sein Urteil ab und lobte besonders das Verhalten eines einzelnen Schützen, der ganz allein auf dem rechten Flügel des Verteidigers das Vordringen des Gegners aufgehalten und damit vermieden habe, daß ein schweres Maschinengewehr seitlich vom Gegner angegriffen und womöglich überrumpelt worden wäre. „Wer war der Schütze? Vortreten!"
Niemand trat vor.
Aber der Schütze müsse doch da sein.
Nein, der Schütze war nicht da.
Der General wurde ungehalten. Auch das half nichts. Wen man auch fragte — niemand war der Schütze gewesen. Schließlich wurde die Suche aufgegeben; die Kompanien rückten ab.
Als Herbertchens Kompanie den Waldrand erreichte, versteckte Herbertchen sich hinter einem Baum: er hatte von der Zeltwache inzwischen erfahren, daß der Sammelplatz ganz woanders gewesen war.
Erst als die Kompanie die Gewehre zusammengesetzt hatte und nun die Zelte abgebrochen wurden, wagte er sich aus seinem Versteck hervor und mengte sich unter die Kameraden.
„Mensch, Herbertchen, wo warst du denn?"
„Der Professor hatte dich schon vermißt."
„So, das glaube ich nicht."
„Frag ihn doch selbst."
„Ich soll ihm wohl wieder eine Handgranate an den Kopf werfen? So seht ihr aus!"
„Nee, wirklich Herbertchen! Ich habe dich wirklich vermißt!"
„Da bist du ja, Professor! Tut die Beule noch weh?"
„Quatsch keinen Unfug! Erzähl lieber: wo hast du gesteckt?"
„Ach, Kinder, — ich bin natürlich mal wieder aufgefallen. Heute sogar dem General..."
Aufmerksam hörten sie seine Geschichte. Dann brachen sie in schallendes Gelächter aus. „Du warst das, Herbertchen?! Du hast den Feind zum Stehen gebracht und das Maschinengewehr gerettet?! Mensch, weißt du denn auch, daß du dem General wirklich aufgefallen bist?!"
„Natürlich! Das sage ich doch die ganze Zeit!"
„Nein, anders! Der General hat dir seine Anerkennung ausgesprochen!"
„So sieht der aus! Hättet ihn nur hören sollen..."
„Du hättest ihn hören sollen!"
„Wovon redet ihr überhaupt? Was ist das überhaupt für ein Maschinengewehr?" Herbertchens Augen wurden immer größer — manche Geschichte hatten seine Kameraden ihm schon aufgebunden, aber diese war doch wohl die frechste. Traurig dachte er: daß sie mich zu allem Überfluß nun auch noch so verkohlen — oh, pfui!

Maßstäbe / Von Karl Lerbs

Ein bremischer Maler, ein begabter, fleißiger, geschmackvoller Mann, dem das Schicksal zu seinen sonstigen schätzbaren Gaben noch die einer fruchtbaren Selbstkritik geschenkt hatte, bekam einmal den Auftrag, für eine Kirche seiner Vaterstadt ein neues großes Altargemälde zu schaffen. Als er die fertigen Tafeln aufgestellt hatte und sie, mit kritisch zusammengekniffenen Augen, die kalte Pfeife zwischen den Zähnen, einer letzten und endgültigen Prüfung unterzog, erschien der Primarius der Kirche und betrachtete ebenfalls das beendete Werk: mild, weißbärtig, gütig lächelnd und mit der sanft betonten Nachsicht des in eine höhere Erkenntnissphäre gerückten Patriarchen.
„Eine vortreffliche Arbeit, mein lieber Freund", sagte der Primarius sanft und strich sich mit der schönen gepflegten Hand den schönen weißen Bart. „Ein Werk voll Frömmigkeit und schlichter Demut. Und dennoch — ja, dennoch: Im letzten Jahre war es mir vergönnt, nach Spanien zu reisen und die Schöpfungen ihrer Großen zu sehen: Murillo, Velazquez — ah, das, mein Freund, sind Gestalten, das ist feurige Inbrunst, das ist begnadetes Genie. Was, so frage ich Sie, kann daneben bestehen?"
„Tja, Herr Pastor", versetzte der Maler und rieb sich, immer noch in angestrengte Betrachtung versenkt, mit dem Pfeifenstiel die Nase, „das geht dja wohl auf mich, und das is dja wohl so, aber das kommt immer auf den Maßstab an, und da soll man denn dja wohl die Kirche im Dorf lassen. Wenn man Sie zum Beispiel mal mit Luther vergleicht — was, so frage ich Sie, bleibt denn wohl von Ihnen übrig?" Noch bevor er die Pfeife wieder zwischen die Zähne geklemmt hatte, war er allein.

EINE SEHR EINFACHE KUR

VON MASSIMO BONTEMPELLI

Nur wenige meiner Freunde wissen, daß ich vor vielen Jahren einmal Arzt gewesen bin. Nur für kurze Zeit. Ich wohnte damals in Prag. Während meiner freien Stunden las ich Bücher über die Geschichte der mittelalterlichen Magie. Ich hatte sie mir auf einem Bücherkarren erstanden, der täglich im Schatten des Standbildes Karls IV. hielt.
Ich verfügte über viele freie Stunden, weil ich wenig Patienten hatte, oder besser gesagt: in der Zeit, von der ich spreche, hatte ich nur einen einzigen, nämlich eine Dame. Doch der Müßiggang gebiert die Faulheit, und in Kürze begann mich auch die Arbeit, diese einzige Patientin zu besuchen, zu drücken, um so mehr, als diese fast jeden Tag besucht sein wollte, und sie wohnte weit von mir entfernt, am Ende der Palackého-trida, während ich ein Zimmer fast am Fuße des Hradschin bewohnte. Andrerseits aber schärft die Faulheit den Verstand, und so danke ich's ihr, daß ich eine einzigartige Methode fand, meinen Pflichten als Arzt mit dem geringsten Aufwand an Kraft und Mühen zu genügen.
Es ist nicht nötig, daß ich mich in einer genauen Beschreibung des Wesens dieser Dame verliere; es wird genügen zu wissen, daß sie sich Libussa Bohacek nannte, und daß sie, wie es oft bei wohlhabenden Frauen vorkommt, nicht eine einzige wirkliche Krankheit hatte, sondern es gediehen bei ihr viele und leichte Übel. Deshalb wünschte sie, jeden Morgen oder beinahe jeden Morgen von mir besucht zu werden. Manchmal schlug ihr Herz unruhig, manchmal glaubte sie, daß ihr Gehirn im Schädel schmerzte; eines Tages stach sie der Atem, am andern schien es ihr, als ob sich ein langsames Gift durch das verworrene Netz ihrer Adern schlängelte; dann wieder wurde sie von weniger poetischen Übeln dieser oder jener Region ihrer inneren Anatomie gequält.
Mein Besuch bei ihr bestand in raschen Fragen und Verordnungen, denen lange Gespräche über höhere Probleme folgten, wie über das schöne Wetter, den Regen, die Vergänglichkeit der Jugend und die Bücher, die man liest. Gerade während einer dieser unschuldigen Unterhaltungen geschah es, daß der Zufall oder auch mein höchst wachsames Glück mir den Keim zu meiner Entdeckung zu legen wußte. Wir sprachen von Büchern, und ich erklärte ihr, daß ich dabei war (wie ich schon sagte), die Geschichte der mittelalterlichen Magie zu lesen und gerade bei gewissen Betrachtungen über die Anwendung des sogenannten „Envoutements" angelangt war. Es ist durchaus nicht nötig, sich von einem Bücherkarren, der im Schatten des Standbildes Karls IV. hält, alte Traktätchen zu kaufen, um zu erfahren, was das „Envoutement" ist: man muß sich ein Ebenbild aus Wachs formen, das dann durch gewisse Beschwörungsformeln wie durchtränkt vom Lebensodem der dargestellten Person wird. Alsdann kann man diese Wachsfigur soweit man will von der Person, deren Ebenbild sie ist, unbeschadet der geheimnisvollen Bande fortbringen, so daß, wenn man z. B. das Wachs mit einer Nadel durchsticht, sich eine analoge wirkliche Wunde an der fernen Person zeigt. Und auf diese Weise kann man das Original schließlich bequem töten. Die mittelalterlichen Prozesse gegen Mörder, die sich des „Envoutements" bedienten, sind berühmt, und es ist daher nicht nötig, von ihnen zu reden. Es hat diese Methode auch die dichterische Phantasie von Romanschreibern und Dramatikern beflügelt, und der Leser wird sich erinnern, in der „Regina Margot" von Dumas oder im „Traum eines herbstlichen Sonnenunterganges" von Gabriele d'Annunzio von ihr gehört zu haben.
Frau Bohacek gefielen meine Erzählungen, und halb glaubte sie daran: es war dies die vorsichtigste Haltung, die sie dieser Materie gegenüber einnehmen konnte.
Und aus diesen Gesprächen und aus diesem halben Glauben erwuchs — es war fast wie eine Spielerei — meine seltsame Erfindung.
Wir versuchten nämlich ein — von den lautersten Absichten getragenes — Envoutement, während die mittelalterliche Praxis nur rachsüchtige Motive und mörderische Zwecke kannte. Von einem sehr geschickten Handwerker, den ich in einem Wachsfigurenkabinett kennengelernt hatte, ließen wir uns eine fast lebensgroße Figur formen, die, soweit es nur irgend möglich war, meiner Patientin glich, und die man mittels vier Messingscharnieren der Länge nach öffnen konnte. Innen war alles so gebaut wie bei jenen Modellen, deren sich die Schulen für Anatomie bedienen. Da war das Skelett, bekleidet mit den Muskelbündeln, da waren das Herz und die Leber, die Lungen und die Därme und der ganze Rest, selbst oben im Schädel das Gehirn, selbst unter dem Zwerchfell aufgehängt die beiden Nieren: kurz, alles, alles, was dazu dient, ein Mensch, vielmehr eine Frau zu sein.
Als die Statue fertig war, versuchte ich unter Anleitung der alten Traktätchen und mit Hilfe einer alten Beschwörerin, die in dem abergläubischen Gassengewirr von Josefov nicht schwer zu finden war, mich an den geheimnisvollsten und wichtigsten Teil der Bildung des Envoutements heranzumachen, nämlich dem Wachsbild persönliche Lebensfähigkeit zu geben, welche es ihm ermöglichte, bei dem Original (bei der Frau Libussa Bohacek also) alle die physischen Veränderungen hervorzurufen, die ich ihr zu übertragen wünschte. Ich denke nicht daran zu enthüllen, wie mir dieses gelang, und weil ich glaube, daß es verboten ist, diese Dinge zu verbreiten, erinnere ich mich ihrer überhaupt nicht mehr.
Das Werk gelang vollkommen. Die Dame überließ mir (Beweis eines enormen Vertrauens) die Statue. Sie hatte sie in eine große Kiste gepackt und brachte sie mir im Wagen bis zu meiner Wohnung; daselbst packte ich sie sorgfältig aus, und damit sie nicht in Reichweite eines jeden x-beliebigen wäre, stellte ich sie vorsichtig auf einen sehr hohen Kachelofen, der eine Ecke meines Zimmers beherrschte.
Ich bekenne, daß mein Schlaf in jener Nacht durch Alpdrücken und schwere Träume gestört war. Erst

Die Filmziege

Von Hans Harbeck

Ich heiße Ines Dolores Appelschnut,
ich bin ein lebensgroßer Star,
es kennt mich jedermann in Hollywood,
am ganzen Körper rieche ich gut,
und mein Wuchs ist wunderbar.

Ich stinke vor lauter Vornehmheit
und platze beinah vor Größenwahn,
bitte, bewundern Sie mein Kleid,
mein Kleid aus Zellophan.

Mit Greta Garbo steh' ich auf du und du,
Clark Gable küßte mir oft die Hand,
wo ich erscheine, läßt man mir keine Ruh,
und die Leute versammeln sich im Nu
und rufen: Wie interessant! Wie interessant!

Ich stinke vor lauter Vornehmheit
und platze beinah vor Größenwahn,
bitte, das sieht man doch schon an meinem Kleid,
meinem Kleid aus Zellophan!

Ich bin so dumm wie Bohnenstroh,
ich, die göttliche Dolores Appelschnut.
Und eben darum gefalle ich so,
und wenn ich wackel' mit dem Popo,
geht in die Luft ganz Hollywood.

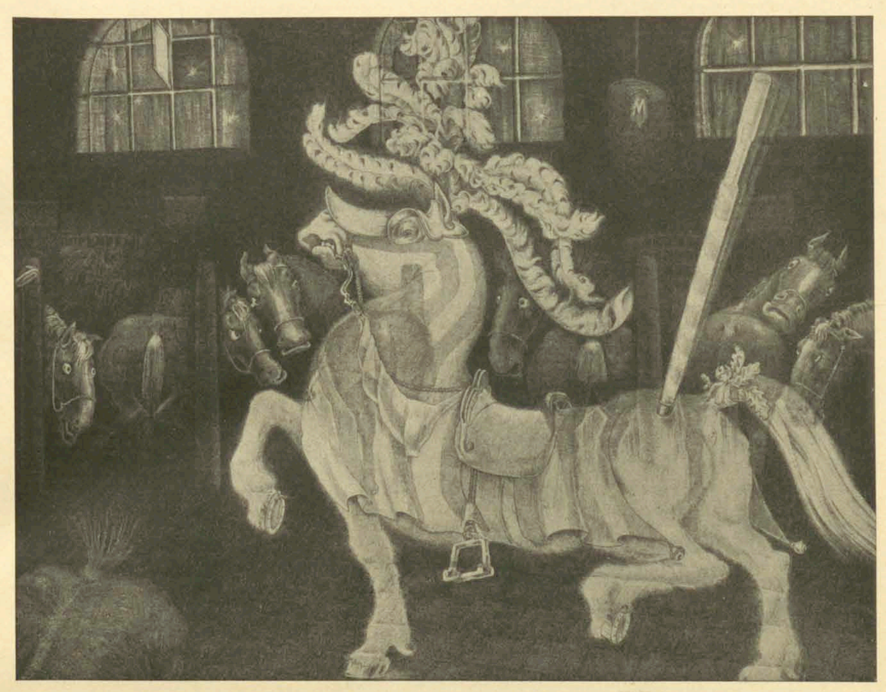
Ich bin schön, bitte sehr, kein Neid,
und platze beinah vor Größenwahn,
und vielleicht platzt auch bald mein Kleid,
mein Kleid aus Zellophan.

Aber ich habe ja meinen Wauwau,
eine Kreuzung aus Wichsbürste und Känguruh.
Der liebt mich, seine süße Frau,
auch ohne Kleid, denn er ist schlau
und macht im Notfall die Augen zu.

Meine Töle und ich sind prominent
und der letzte Schrei von Hollywood.
Wir platzen beinahe vor lauter Talent,
und die andern — platzen vor Wut!

Der Geist im Pferdestall

(L. v. Horvarth)



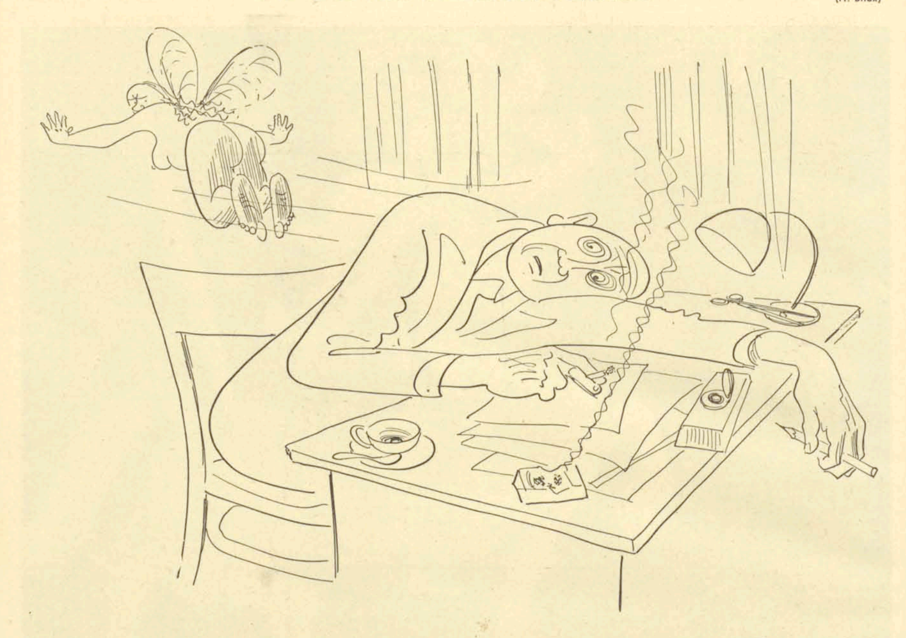
„Den kenn ich, der kommt alle Jahre, es ist der Ahnherr von unserem Zuchthengst, er fiel in der Schlacht bei Pavia!"

Fantasma in scuderia: "Io lo conosco costui; viene tutti gli anni. È l' antenato del nostro stallone da monta che cadde nella battaglia di Pavia!,,

spät gelang es mir, in einen bleiernen Schlaf zu versinken, und erst gegen Mittag erwachte ich ausgeruht. Die seltsame Arbeit des vergangenen Tages erschien mir wie ein längst vergangenes Spiel. Das Zimmer war schon von Licht erfüllt. Ich betrachtete das Wachsbild, das fast bis zur Decke des Zimmers reichte.
Nun kleidete ich mich an, und dann schaffte ich mir, indem ich einen Schemel auf ein Tischchen stellte und dieses neben den Ofen rückte, ein Aufzugsystem, um mehr oder weniger hoch steigen zu können, je nachdem ich die einzelnen Teile meiner Statue untersuchen wollte.
So hinaufkletternd betrachtete ich sie einen Augenblick, dann öffnete ich sie bedachtsam.
Ich studierte aufmerksam ihr ganzes Innere. Plötzlich ließ mich mein prüfendes Anatomenauge eine kleine Unvollkommenheit an der Form ihres Herzens gewahr werden: eine ganz leichte Schwellung seiner Oberfläche, eine nichtige Angelegenheit.
Am vergangenen Tage hatte ich doch nichts davon bemerkt? Oder war diese Abweichung während der Nacht geschehen? Oder war sie einfach eine Wirkung des Schüttelns beim Transport?
Für den Augenblick wußte ich mir keine Antwort darauf zu geben. Aber dann glättete ich ganz sanft — wie es wohl ein Bildhauer tut, wenn er irgendeine delikate Einzelheit im Plastilin modelliert — mit leichten Fingerstrichen die Oberfläche des Herzens und führte sie wieder zur gewollten Vollkommenheit zurück. Ich schloß das Wachsbild wieder, und, nachdem ich meinen Zimmerschlüssel vorsichtig an mich genommen hatte, verließ ich das Haus und durcheilte von Spannung erfüllt beinahe die ganze Stadt, bis ich die Wohnung meiner Patientin erreichte.
„Frau Libussa", sagte ich und vergaß ganz sie zu begrüßen, „Frau Libussa, hatten Sie heute morgen etwas Herzklopfen?" — „Ja, Doktor, aber wieso..."
„Und ist es vorüber?" — „Beinahe sofort."
Atemlos erzählte ich ihr meine Beobachtungen. Wir lachten wie die Kinder vor Erstaunen und vor Freude. Nach einem Weilchen ging ich. Erst auf dem Heimweg ergriffen mich Zweifel: Vielleicht hatte die Dame, beeinflußt von meiner stürmischen Frage, plötzlich geglaubt, dieses Übel gehabt zu haben?
Am folgenden Morgen war ich vorsichtiger.
Nachdem ich die Figur geöffnet und sie gründlichst geprüft hatte, bemerkte ich eine leichte Verzerrung am letzten Ende ihrer Därme. Mit einem Stäbchen brachte ich sie in Ordnung, indem ich aufs beste die Falten legte. Dann eilte ich zur Palackého-trida. „Wie haben Sie sich heute morgen gefühlt, gnädige Frau?"
„Beinahe gut; nur gegen neun habe ich... ich getraue mich nicht, es Ihnen zu sagen, Doktor..." —
„Verstehe. Und... dauert es immer noch an?"
„Oh nein, es hat eine halbe Stunde gedauert — dann hat es aufgehört."
Der Triumph war vollkommen.
Der Mensch kann nicht in der Verwunderung ausharren; in Bälde gewöhnt er sich an die seltsamsten Situationen. In wenigen Tagen erschien mir diese Sache die natürlichste von der Welt, und meine Faulheit zog daraus den weitesten Nutzen.
Anstatt wie sonst jeden Morgen die Stadt zu durchqueren und meine Patientin zu besuchen, besuchte ich nun das Wachsbild. Ich entdeckte dort auch die leichteste Deformation jeder Art, sei es in der Lunge oder in einem Blutgefäß, in der Leber oder im Herzen, in jedem äußeren oder inneren Körperteil; mit wenigen Berührungen richtete ich leichtens die gefügige Materie wieder zurecht und war sicher, mit dieser einfachen Handlung meine ferne Patientin vollkommen geheilt zu haben.
Nach jenem zweiten entscheidenden Erfolge kehrte ich noch zweimal in Abständen von vier bis fünf Tagen zu ihr zurück und hatte niemals eine Enttäuschung. Auch Libussa hatte sich vollständig daran gewöhnt und zeigte weder Unschlüssigkeit noch Neugierde oder Erstaunen. Schließlich ging ich überhaupt nicht mehr hin. Ganz ohne Bedenken behandelte ich sie fast jeden Morgen. Während der ersten Tage hatte ich jedem Besucher den Zugang zu meinem Zimmer verwehrt; dann entschloß ich mich, das Zimmermädchen eintreten zu lassen, nachdem sie hatte schwören müssen, niemals aus keinerlei Gründen unter der Sonne jenes Wachsbild zu berühren. Dann vergingen drei Monate oder auch mehr.
Es waren also drei Monate oder auch mehr vergangen, als ich mir eines Tages überlegte, daß es doch wohl ratsam wäre, wenigstens einmal

Die Muse weicht — La Musa svanisce

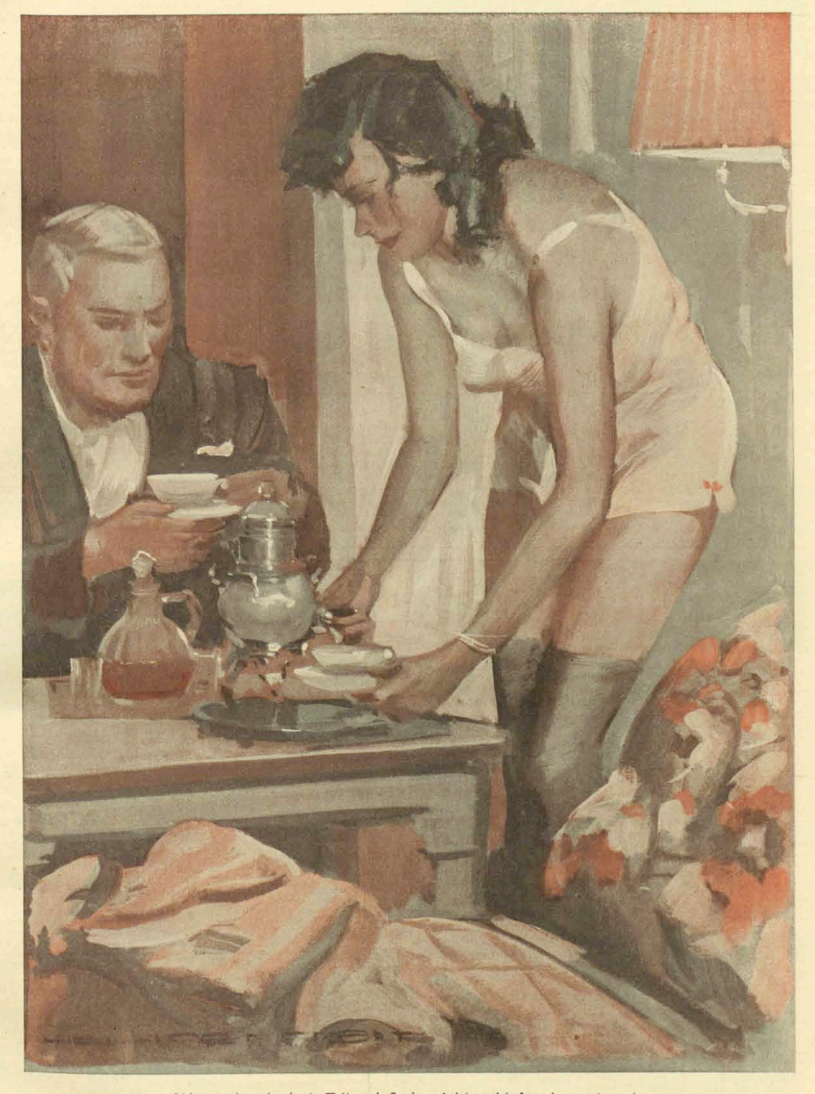
(Fr. Bilek)



wieder die Frau Bohacek persönlich zu sehen — als Freund, wenn nicht als Arzt. (Aber in meiner Eigenschaft als Arzt mußte ich ihr auch meine Rechnung präsentieren, eine Angelegenheit, die ich mit dem Wachsbild nicht vornehmen konnte.) Doch an diesem Tage lenkte mich die Ankunft eines italienischen Bekannten, dessen Bärenführer durch die Stadt ich machen mußte, von meinem Vorhaben ab. Zu vorgerückter Nachtzeit kehrte ich nach Hause zurück, und am nächsten Morgen erwachte ich zu spät. Tags darauf gab es ein anderes — ich weiß nicht mehr welches — Hindernis. Am vierten Tage endlich (nachdem ich mit der gewohnten Gewissenhaftigkeit meine Besichtigung und die tägliche Behandlung der Figur durchgeführt hatte) verließ ich das Haus, aufs äußerste entschlossen, mich zur Palackého-trida durchzuschlagen.
Aber kaum war ich am Platze nahe meiner Wohnung angekommen, sah ich, daß dort auch nicht ein einziges Fahrzeug war. Und es begann zu regnen: es war anfangs Oktober. Ungeachtet des Regens gelangte ich allmählich vorwärts bis zum nahen Ufer der Moldau, erfüllt von einer übellaunigen, unerklärlichen Unruhe. Das Wasser war grau und die Luft war grau, der Regen wurde stärker und ich fror. Der Winter war plötzlich über die Stadt gefallen und ich hatte nicht daran gedacht, mir einen Überzieher anzuziehen. Ich schleppte mich wieder nach Hause. Stieg die Treppen hinauf und erreichte mein Zimmer.
Kaum war ich eingetreten, überfiel mich ein plötzliches Wohlbefinden. Eine unerwartete und tröstliche laue Luft hüllte mich ein. Das Zimmer war warm. Ich sah das Feuer auf dem Grunde des Ofens leuchten. Das vorsichtige Zimmermädchen hatte den plötzlichen Kälteeinbruch bemerkt, und ich lobte sie aus Herzensgrunde. Zufrieden nahm ich ein Buch zur Hand und vergrub mich in einen Sessel, um sogleich den ersten Zauber des Winters im warmen Zimmer zu genießen.
Aber kaum hatte ich zwei oder drei Zeilen gelesen, als mich ein plötzlicher Verdacht oder eine innere Warnung — ich weiß nicht, was es war — mit einem Rucke aufspringen, mich umwenden und aufwärtsblicken ließ, nach dem Wachsbild hin, an das ich, als ich heimkehrte, nicht mehr gedacht hatte. Ich war gelähmt vor Schrecken: die Statue war nicht mehr da.
Ich stürzte hinaus, um das Zimmermädchen zu rufen, als ein anderer noch schrecklicherer Gedanke mich anhalten ließ; ich kehrte um, kletterte hinauf, schaute auf die Decke des Ofens: ich faßte hin, sie war glühend heiß. Ich glaube, daß ich vor Schrecken brüllte.
Von der Statue war keine Spur mehr, und ich wußte sofort, daß sie völlig, in schändlicher Weise zerstört war: zerschmolzen. Vielleicht roch ich noch den überlebenden Duft des aufgelösten Wachses, aber ich war zu verzweifelt, um meiner Sinneseindrücke bewußt zu werden. Plötzlich — und dies bemerkte ich wirklich — schrie ich eines neuen Schreckens wegen laut auf. Auf der glühenden Ofendecke sah ich vier kleine Gegenstände aus Messing, vier Scharniere, die Scharniere, die erlaubt hatten, die Statue zu öffnen und zu schließen; vier kleine Messingstückchen, traurige Überreste einer glänzenden Erfindung.
Für ein Weilchen stand ich wie verblödet, aufrecht, da oben und betrachtete die schreckliche Leere, welche die Verschwundene zurückgelassen. Eine höhere Macht half mir, die vier Reliquien anzurühren und aufzuheben. Und dann faßte mich jählings ein noch fürchterlicherer Gedanke, und ich begann zu zittern wie ein Epileptiker. Libussa Bohacek? Als es mir gelang, meinen Gliedern auch nur einige vernünftige Bewegungen zu gebieten, eilte ich hinab, hinaus aus dem Hause und rannte ungeachtet des strömenden Regens quer durch die Stadt. Ich erreichte die Palackého-trida und befand mich endlich nahe dem Hause meiner Patientin. Da verlangsamte ich meinen Schritt und versuchte mich zu sammeln. Betrat den Hausflur. Eine Türschließerin, die ich nicht kannte, hielt mich an: „Wonin wollen Sie?"
„Zur Frau Bohacek." — „Wohnt nicht hier."
„Ach — — aber sie hat hier gewohnt."
„Weiß ich nicht. Ich bin seit zwei Monaten hier und habe sie nie gekannt."
„Sie wohnte im zweiten Stock links."
„Da wohnt jetzt ein rumänischer Herr."
„Und Sie wissen nicht...?" — „Nichts weiß ich."
„Vielleicht weiß es der rumänische Herr."
„Das ist unmöglich, er ist erst seit einem Monat hier, und als ich einzog, stand die Wohnung, von der Sie reden, leer."
Ich wußte nicht, was ich der Frau noch sagen sollte. Und wußte auch nicht, wie ich fortgehen sollte. Sie erleichterte mir mein Beginnen, indem sie mir die Tür vor der Nase schloß. Ich kehrte auf die Straße zurück, unter die Sündflut.
Es ist mir nie geglückt, mich für eine der verschiedenen Möglichkeiten des Verschwindens der Libussa Bohacek, angefangen von den gemäßigtsten bis hin zu den abenteuerlichsten, zu entscheiden. Ich weiß, daß ich an jenem Tage Prag verließ — und auch die Medizin. Ich weiß, daß ich für lange Zeit von entsetzlichen Schaudern besessen war, während ich Städte, Berufe und meine Lebensführung wechselte, und niemandem habe ich je von diesen meinen Schrecknissen und meinen Zweifeln erzählt. Erst nach mehreren Jahren beruhigte ich mich, aber noch von Zeit zu Zeit, in langen Zwischenräumen, überfällt mich plötzlich die furchtbare Erinnerung an jenes Abenteuer. Dieses ist das erstemal, daß ich mich überwand, es zu erzählen und hoffe, mich so vielleicht davon zu befreien, wie bei einer Beichte.
Wer aber nicht an die Wahrheit meiner Erzählung glauben sollte, wisse, daß ich noch immer die vier Messingscharniere besitze und bereit bin, sie jedem zu zeigen, der mich besuchen sollte.
(Aus dem Italienischen von Mathilde Drangosch)

Starker Kaffee

(K. Heiligenstaedt)



„Wenn du glaubst, Fritz, daß du nicht schlafen kannst, gehe ich gern in die eiskalte Küche und hole dir heißes Wasser!"

Forte caffè: "Se credi, Fritz, di non poter così dormire, vado volentieri nella cucina gelata a prenderti dell'acqua calda!,,

LIEBER SIMPLICISSIMUS

In einer Wochenschrift fand ich ein Inserat. „Jugendliche Büste! Die Sehnsucht jeder Frau, der Wunsch jedes Mannes! Bevor Sie jedoch etwas beginnen, holen Sie meinen uneigennützigen Rat ein und besuchen Sie mich!"
Ich besuchte ihn. Er wohnte in einem möblierten Zimmer und schien an die vierzig Jahre zu zählen.
„Vertreiben Sie ein Hormonpräparat?", fragte ich ihn.
„Nein. Ich arbeite in einer Kanzlei."
„Warum inserieren Sie dann? Was machen Sie denn mit den Büsten?"
Er antwortete mit einem sonnigen, sehnsüchtigen Lächeln: „Anschauen!" J. H. R.

Die Schönheitstänzerin Hinlanao vom Odeon ging zum Arzt. Der Arzt führte sie ins Sprechzimmer.
„Was fehlt Ihnen, mein Fräulein?"
„Ich möchte mich impfen lassen."
„Auf den Arm?" — „Um Gottes willen! Nein!"
„Warum?"
„Man darf es nicht sehen."
„Dann werde ich Sie am Bein impfen, mein Fräulein?"
„Man sieht oft meine Beine." Der Arzt lächelte: „Dann bleibt nur noch der Rückenfortsatz übrig, meine Dame."
„Auch das geht nicht." — „Warum nicht?"
„Ich bin Schönheitstänzerin."
„Oh! Dann allerdings! Nun gut, ich will mir heute abend Ihre Tänze ansehen. Dann kann ich Ihnen vorschlagen, wohin wir impfen."
Die Schönheitstänzerin war einverstanden.
Sie schickte dem Arzt eine Freikarte.
Am nächsten Tag ging sie zu ihm.
„Wo impfen wir?"
Der Arzt lächelte vergnügt: „Wenn ich Ihnen raten darf — schlucken Sie den Impfstoff!" J. H. R.

Der seiner wissenschaftlichen Arbeiten und nicht zuletzt seines schlagfertigen Humors wegen bekannte Professor M. diktiert eben dem Urkundsbeamten bei einer gerichtlichen Sektion: „In der Luftröhre etwas feinblasiger Schleim."
Der sezierende Dozent macht den Professor auf irgendeine interessante Erscheinung aufmerksam und dieser verliert natürlich den Diktatfaden. Er geht deshalb zur Maschine, blickt dem Protokollführer über die Schulter, liest den letzten Satz und meint lächelnd: „Nein, so ist das nicht gemeint gewesen. Das, was Sie meinen, ist ja ganz wo anders." Der Protokollführer hatte auf der Maschine statt dem f ein s getippt.

Erich treibt es toll. Ich geigte ihm meine Meinung: „Du hast acht Bräute! In der heutigen Zeit!"
Er sah erstaunt auf:
„Wieso? Bräute sind doch bezugscheinfrei?" J. H. R.

Der philosophische Floh

Von Heinz Bierkowski

Auf einem Löwen lebte ein Floh. Er lebte ein schönes Leben. Er konnte im Fell des großen Bruders endlose Spaziergänge in weiten Wäldern machen, deren Wipfel hoch über ihm angenehm den Wind und die Sonne abhielten, an deren dicke Stämme er sich nur anzuhalten brauchte, wenn er müde war, und wenn er hungrig wurde hatte er nur nötig, sich zur Erde zu bücken, um von dem Quell des Lebens zu trinken. Es waren Verhältnisse wie im Paradies.
Den Löwen ärgerte das. Er sah nicht ein, warum er den Floh beherbergen, ihn spazierentragen, ihn wärmen und nähren und ihm eine paradiesische Existenz angedeihen lassen sollte, wo er mit sich allein genug zu tun hatte. Denn die Zeiten waren schecht, das Wetter war miserabel und die fetten Bissen wurden immer seltener.
„Höre", sagte er deshalb eines Tages zu dem Floh. „Hallo — hörst du, oder schläfst du auf meine Kosten schon wieder?"
„Ich höre", antwortete der Floh, der gerade auf einer Waldlichtung seiner Wahlheimat lag — es war eine kahle Stelle des Löwenfells, wo einmal ein Löwenrivale hingehauen hatte — und sich träumend sonnte.
„Du mußt ausziehen", sagte der Löwe. „Ich wiederhole: zieh aus, emigriere, siedle um oder wie du es nennen willst. Aber türme! Ich habe es satt."
„Aber nicht doch", antwortete der Floh, wie kann man jemanden so unchristlich davonjagen?"
„Tu, was ich dir sage!" drohte der Löwe. „Ich gebe dir achtundvierzig Stunden Zeit. Nachher wende ich Gewalt an. Dann werden wir sehen."
„Dann werden wir sehen", bemerkte philosophisch der Floh.
Nach achtundvierzig Stunden war er noch immer da.
„Zum letztenmal: raus!" fauchte der Löwe. „Du Schmarotzer, Vampyr! Such dir selber dein Brot, arbeite und stiehl es nicht den andern!"
„Entschuldige", antwortete der Floh, „aber das ist ein Irrtum. Wieso stehlen? Außer einem bißchen Stechen tue ich dir nicht das mindeste zuleide, und daß ich dir ein wenig Blut abnehme, ist sogar gut für dich, denn du bist ohnehin zu vollblütig. Stehlen aber tust du selber. Daß ich nicht lache, — nennst du Räubern vielleicht Arbeiten? Außerdem bist du ein Mörder. Verglichen mit deinem Lebenswandel, bin ich ein Heiliger, und wenn es nicht so angenehm auf dir wäre, hätte mich mein Gewissen schon lange selbst zum Auszug veranlaßt."
Der Löwe brüllte vor Wut, daß allem Getier im weiten Umkreis das Blut in den Adern gerann. Nur der Floh lachte, er vertraute auf seine Kleinheit.
„Singe nur", kicherte er, „um so besser schlafe ich."
Der Löwe barst vor Zorn. „So willst du also Gewalt, du lächerlicher Zwerg?" schrie er. „Nun gut, atme noch einmal, ehe ich dich zerschmettere!"

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296) Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg; Abonnement im Monat RM 1.20 — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Okt. 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

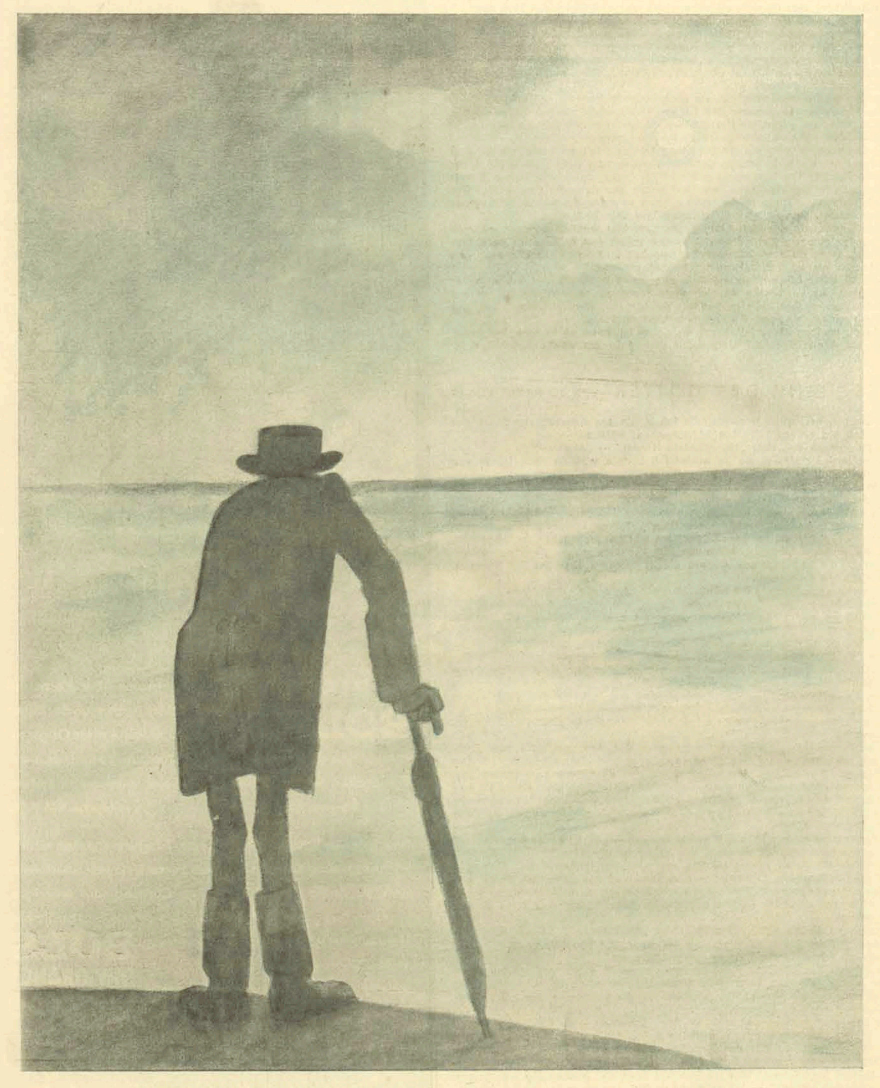
Und dann begann die Gewalt. Der Löwe schüttelte sich. Doch kein Floh fiel herab. Der Löwe schlug um sich, daß die Bäume bebten. Vom Floh war nichts zu sehen. Der Löwe biß in sein Fell, er wälzte sich, er raste durch dichtes Gestrüpp — vergebens! All das amüsierte den Floh nur.
„Wie sich große Herren manchmal haben!" sagte er schließlich. „Dir fehlt die richtige Philosophie, mein Lieber. Sonst wüßtest du, daß man nur gegen Großes kämpfen kann, sich dem Kleinen aber überlassen muß. Und daß es gerade dieses Kleine ist, das am Ende das Große beherrscht und, wenn das Große unklug ist und sich mit dem Kleinen nicht gut zu stellen weiß, von ihm gestürzt wird."
„Hund!" ächzte der Löwe, der nur noch keuchen konnte.
„Das könnte dir so passen, daß ich ein Hund wäre", lachte der Kleine in des Löwen Fell. „Nein, ich bin ein Floh, und so manche Flöhe haben schon den Großen samt der Weltgeschichte Mores gelehrt."
Der Löwe nahm sich die Sache so zu Herzen, daß er krank wurde. Das Laufen machte ihm keinen Spaß mehr, denn er trug dabei den Floh ja nur spazieren. Das Essen schmeckte ihm nicht mehr, denn von jedem Bissen nahm sich ja der Floh sein Teil. Und selbst das Schlafen freute ihn nicht mehr, denn es wärmte ja den Floh nur um so mehr. So wurde er magerer und magerer, sein Fell wurde struppig und sein Blut dünn.
„Höre", sagte da der Floh eines Tages, „du bist wirklich dümmer, als man es von so einem großen Wesen erwarten sollte. Aus Ärger über mich, den Kleinen, wirst du schwächer und schwächer und vergißt dabei das, was größer ist als du. Ich mache mir Sorgen um dich."
Doch der Löwe blieb blind und taub in seiner Erbitterung und wurde immer kraftloser. So vermochte er sich nicht mehr zu verteidigen, als er auf seinen Widersacher, den großen Löwen von den Nachbarbergen traf, der ihn mit einem einzigen Prankenhieb niederstreckte.
Der Floh seufzte. „Schade", sagte er, „aber ich habe es ja kommen sehen. Nun, die Welt ist rund." Und damit sprang er auf den anderen Löwen.

GESCHENK DER GÖTTER / VON JO HANNS RÖSLER

Ich dachte mir wirklich nichts, als ich allein am Bahnhof stand. Da lief plötzlich ein junges hübsches Mädchen auf mich zu.
Sie fiel mir um den Hals. „Hanns! Mein Hanns!" — „Aber —"
„Nein! Sprich nicht! Keine Vorwürfe! Ich konnte wirklich nicht früher von daheim weg!"
„Von daheim?" Unwillkürlich sah ich auf die Uhr. Sie verschloß mir den Mund mit Küssen.
„Ich weiß, Hanns — ich habe mich eine volle Stunde verspätet — es ging wirklich nicht anders, Hanns — erst ist die Uhr nachgegangen, dann mein Vater — sag, bist du mir sehr böse?" Ich war gar nicht böse. Im Gegenteil. So ein schönes Mädchen hatte ich überhaupt noch nie gesehen. Dieses Haar! Dieser Mund! Diese Augen! Dieser Nacken! Eine Pracht! Herrgott, wem die gehören mochte!
„Ich gehöre doch dir ganz allein, Hanns!" sagte sie.
„Wirklich?" — „Zweifelst du daran? Komm, küß mich! Küß mich doch!"
Ich ließ es mir zweimal sagen. Aber dann küßte ich zu. Hundertmal. Tausendmal.
„So hast du mich noch nie geküßt, Hanns!" — „Nein", gestand ich.
„Hast du jetzt gemerkt, wie lieb ich dich habe, Hanns?"
Ich hatte es gemerkt. Darum fragte ich: „Wollen wir eine kleine Reise machen?"
„Eine Reise? Warum?" — „Weil wir gerade auf dem Bahnhof sind."
„O Hanns! Deine kleine Helene hat noch nie — —"
„Du heißt Helene?" — „Weißt du es nicht, Hanns?" — „Jetzt weiß ich es, Helene."
Ich nahm mein Geschenk der Götter unter den Arm und löste zwei Fahrkarten nach Rheinsberg. Wir gingen spazieren und küßten uns. Wir tranken Kaffee und küßten uns. Wir liefen durch den alten Park und küßten uns. Wir waren zwei Seelen und ein Gedanke: wir küßten uns. Herrgott, war das schön! So unvermutet das Glück in den Schoß geworfen zu bekommen! Und ich hatte heute nachmittag allein in ein Kino gehen wollen. Das war übrigens eine Idee!
„Helene! Ich weiß etwas, was du nicht weißt!" — „Was, Hanns? Sag, Hanns!"
„Was wir jetzt machen werden! Wir gehen in ein Kino."
„Fein! Welchen Film sehen wir uns an?" — „Gar keinen!"
Wir gingen ins Kino. O hätte ich den Vorschlag nie gemacht! Welch neidiger Schutzengel gab ihn mir ein? Wir sassen zärtlich Hand in Hand. Dann begann der Film. Helene nestelte im Sack. Ich achtete nicht darauf. Sie setzte — —
Plötzlich schrie sie auf: „Mein Herr!" — „Aber —"
„Was erlauben Sie sich? Wer sind Sie denn überhaupt?"
„Aber ich bin doch Dein Hanns, mein Mädchen!"
„Ein frecher Mensch sind Sie, ein ungebildeter!", sagte das schöne Mädchen zornig, sie trug jetzt eine Brille und sah noch bezaubernder aus, denn vorn lief ein Schneefilm, „wie können Sie es wagen, mit mir zu verreisen und mich zu küssen?"
„Sie haben mich doch selber — vor vier Stunden — am Bahnhof —"
Das Mädchen schluchzte: „Ja, weil ich meine Brille nicht aufhatte! Ich bin schrecklich kurzsichtig! Ich sehe ohne Brille nicht von hier bis da! Ich dachte, Sie sind mein Hanns, mit dem ich verabredet war. Sie standen auf seinem Stelldichein! Was machen wir denn da? Heißen Sie wenigstens auch wirklich Hanns?" — Ich schwoor es ihr.
Da wurde noch alles gut. Den anderen Hanns hat sie nie wieder gesehen. Ich aber schickte meiner alten guten Mutter einen großen Blumenstrauß zum Dank, daß sie mich Hanns und nicht Otto oder Erich getauft hatte. Denn dann hätte ich meiner süßen Helene doch schon am Bahnhof gestehen müssen, daß ich nicht ihr Hanns war, und dann wäre ich wohl auch nie ihr Hanns geworden, der ich jetzt mein ganzes Leben lang bleiben will. Freunde, stellt euch auf Bahnhöfe! Die Götter sind gnädig.

John Bull

(Karl Arnold)



„Das Recht auf Selbstmord kann man niemand nehmen — unerhört aber, daß man die Zeit dafür nicht selbst bestimmen kann!"

John Bull: "A nessuno si può torre il diritto di suicidio. Ma è incredibile però che non si possa fissarne l' ora da sè!,,

nchen, 22. Januar 1941
Jahrgang / Nummer 4

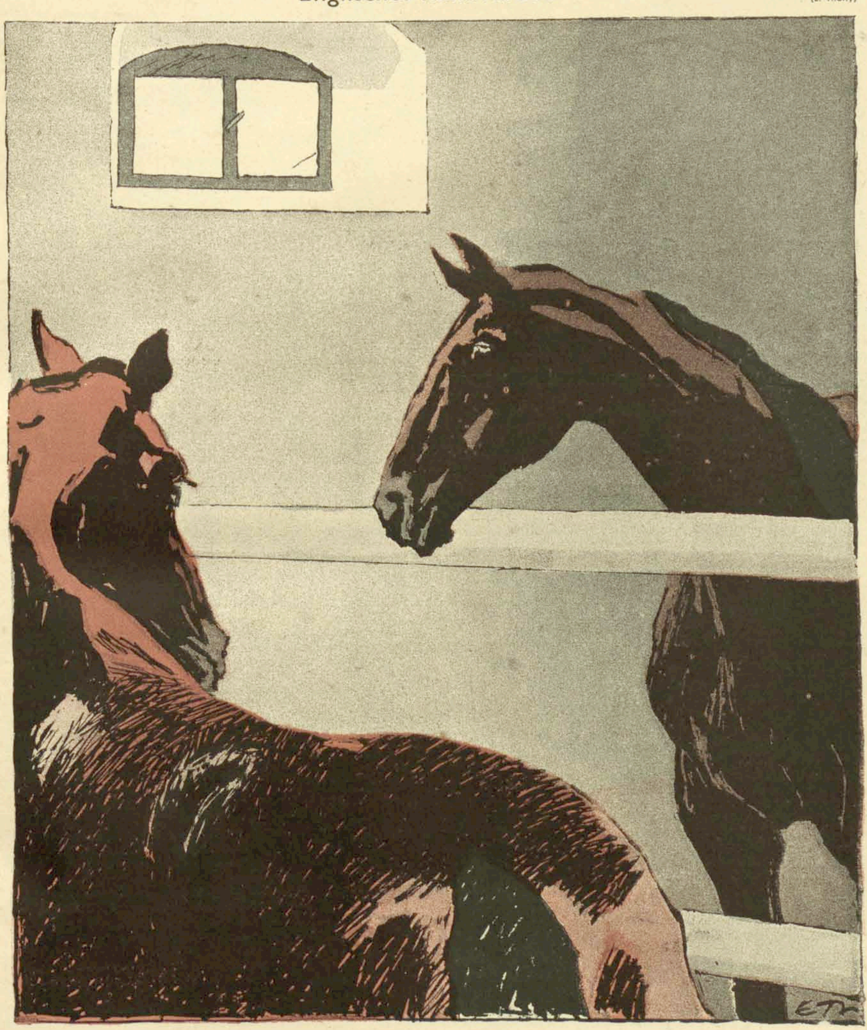
30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Englisches Rennverbot

(E. Thöny)

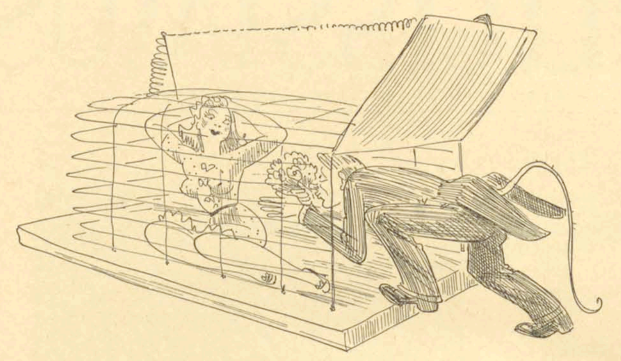


„Gegen das Leben im Ruhestand habe ich ja nichts, liebe Stallgenossin, aber ich fürchte, wenn es lange dauert, wird sich der Ernährungsminister für uns interessieren!“

Divieto di Corse in Inghilterra: "Cara compagna, io non ho nulla a dire contro la vita di riposo; ma temo che, se la durerà a lungo, s' interesserà di noi il Ministro dell' Alimentazione!,,

Die Mausefalle - La trappola da sorci

(Fr. Bilek)



Gespräch an der Themse

VON HANS RIEBAU

Es war an einem bitterkalten Winterabend des Jahres 4506 vor Christi Geburt, und die Sonne war schon fast am Verlöschen, als Shettland, der Priester der Göttin der Wahrheit, den Höhlengasthof an der Unterthemse betrat. Donald, der Wirt, saß allein vor einem der Felsblöcke und meißelte mit fester Hand den Abschluß der Tageskasse in die Sandsteinkladde.

„Wiggeia segne deinen Eintritt!" rief er und stand auf, „was steht zu Diensten, bitte?"

„Mammuthaxe mit Honigseim", sagte der Priester, „und dann Met, Met, nichts als Met. Ohne Met ist diese Zeit nicht mehr zu ertragen."

„Wem sagen Sie das!" rief der Wirt und füllt zwei kupferbeschlagene Gallierschädel mit Met. „Aber auch der Met wird schon knapp. Wenn ich mir nicht ein paar Tonnen zurückgestellt hätte..."

Er kniete vor dem Kamin nieder, durchbohrte die bestellte Mammuthaxe mit einem Spieß und drehte sie über dem flackernden Feuer.

Der Priester schüttelte mißbilligend den Kopf. „In meiner Jugend gab es so etwas noch nicht", sagte er und zeigte auf den Spieß. „Da hat man das Fleisch mit den Fingern übers Feuer gehalten — —"

„— und die Finger zusammen mit dem Fleisch gebraten", lachte Donald.

„Die moderne Technik richtet uns zugrunde", fuhr der Priester fort. „Drüben am Rhein sollen sie jetzt Schlitten erfunden haben, mit denen man auch im Sommer fahren kann. Anstatt auf Kufen, laufen diese Schlitten auf runden sich drehenden Tellern — —"

„Ach du liebe Wiggeia!" zuckte der Wirt die Achsel. „Sie meinen Wagen? Mein Bruder baut sie bereits seit zwei Jahren am laufenden Band, und er hat sogar schon Heeresaufträge bekommen."

„Sprechen Sie mir nicht von Heer und Krieg", ächzte er, „ich weiß überhaupt nicht, warum wir diesen Krieg führen lassen. Was haben uns die Germans getan?"

„Oh", sagte der Wirt und schob die Mammuthaxe auf den Tisch. „Immerhin, sie bauen Schiffe wie wir, und die Wikinger..."

„Keine Anachronismen bitte!" rief der Priester, „die Wikinger wird es erst 900 Jahre nach Christi Geburt geben. Übrigens gibt es, glaubte ich, auch längst keine Mammuts mehr."

„Sie haben zweimal recht", lächelt der Wirt, „die Mammuts beziehe ich in Eisblöcken gefroren aus Scapa Flow, aber was die Wikinger und Normannen angeht: Warum nicht ihre Ahnen vernichten? Warum nicht von vornherein verhindern, daß es Wikinger gibt, die Britannien einmal gefährlich werden können? Wäre das kein Kriegsgrund?"

Der alte Shettland blickte sinnend und kauend ins Feuer: „Kein übler Gedanke", nickte er, „Schaden verhüten ist besser als Schaden heilen, und wenn ich an Wilhelm den Eroberer denke, der uns in 5000 Jahren heimsuchen wird, ist mir schon jetzt übel."

„Na also", nickte der Wirt. „Wenn man nur alle bösen Schicksale so im Keim ersticken könnte! Oft aber läßt sich nichts dagegen tun. Stellen Sie sich vor: Gestern kam Lukleua, die Weissagerin, zu mir, der ich von Kindesbeinen an antimonarchistisch eingestellt bin, ging ein paarmal ums Haus und flüsterte: „Hier wird einst der Buckinghampalast gebaut werden."

„Das ist noch gar nichts", seufzte Shettland, knabberte die letzten schon stark entwerteten Pfunde von seinem Mammutknochen und kippte den Rest des Metes aus der großen Bruttoregistertonne in den Becher.

„Ich bin seit vierzehn Jahren Priester Wiggeias, der Göttin der W a h r h e i t, und ausgerechnet auf meinem Grundstück soll — was sagen Sie dazu!? — die D o w n i n g s t r e e t errichtet werden!

WINTER / *Von Georg Britting*

Wie ist es draußen kalt!
Ganz steif gefroren steht der Wald.
Der Mond kann ihn nicht wärmen,
Der Mond gibt seinen weißen Schein,
Mehr nicht.

Und wo die Schlucht den Wald durchbricht,
Mit einem Bach im Grunde,
Wie muß es dort jetzt einsam sein
Im weißen Mondenlicht!

Was macht jetzt die Forelle,
Die Sommers wie ein Pfeil hinschoß?
Sie rührt sich nicht, die schnelle,
Gefroren in ihr Schloß.

Der Frühling wird es knacken,
Ganz sanft wird er zupacken,
Daß nichts geschieht der Schwimmerin.
Und bricht das Eis mit süßem Ton,
Dann mit der ersten Welle
Blitzt hungrig sie davon.

ANDERER LEUTE FOTOS

Ich habe nichts gegen das Fotografieren, ich fotografiere selbst ausdauernd, aber ich habe ein Haar gefunden im Betrachten von Fotografien, nicht etwa von meinen eigenen, o nein, die finde ich immer interessanter, je älter sie werden, und ich kann mir die ergrauten Bilder lange ansehen und mir dabei denken: Was die Käte damals für einen abscheulichen Hut aufhatte oder wie der Oskar früher schlank gewesen ist.

Aber anderer Leute Fotos! Gerade andere Leute zeigen ihre Bilder so gerne anderen. Dem kann keiner widerstehen.

Sitzt man da auf einem bequemen Sessel bei einer Flasche Wein im selbstverständlich gemütlichen Heim einer befreundeten Familie und denkt, es seien keine Gefahren vorhanden, erhebt sich plötzlich der Freund, durch irgend ein Gespräch angeregt, und holt Fotografien herbei, sei es einzelne oder wohleingeklebte in ein Album.

Er will uns nur mal schnell seine entzückende diesjährige Sommerfrische zeigen. Ach wenn es damit getan wäre! Er zeigt uns ein Bild, das ist oben weiß, was den Himmel bedeutet, und unten undeutlich grau, das ist die Landschaft. So eine Landschaft, wie die Landschaften aussehen, die man vom fahrenden Eisenbahnzug aus sieht.

„Sehr hübsch", sagen Sie pflichtschuldig.

Damit ist aber noch garnichts erledigt, denn jetzt werden Sie auf eine etwas hellere Stelle in der Gegend aufmerksam gemacht: „Das ist unser Haus".

„Aha", sagen Sie, denn was soll man auch anderen sagen von einer helleren Stelle in einer sonst ziemlich grauen Umgebung. Sie haben noch Glück, wenn damit die Betrachtung der Fotografie beendet ist und sich kein Streit bei dem gastgebendem Ehepaar einstellt, ob diese helle Stelle oder ein Fleck dicht daneben nicht der Ort ist, an dem man so erholende Sommertage verlebte.

Allmählich werden die Gastgeber angeregter und wahre Kaskaden von Fotografien ergießen sich über Sie. Sie werden sicher die Portraitaufnahmen verschiedener Hunde vorgesetzt bekommen, aller der Lieblinge des Hauses, die im Laufe der Jahre kläffend nach ihren Hosen schnappten.

Diese Aufnahmen werden von der Familie als ganz reizend angepriesen, und Sie können als Gast nicht widersprechen.

Ein großer Teil der nun folgenden Aufnahmen besteht aus Bildern von Leuten, die um einen Kaffeetisch herumsitzen, nicht um einen gewöhnlichen Kaffeetisch, sondern um einen Tisch, der im Grünen beziehungsweise Grauen steht, womöglich auf einer Terrasse. Ich bin allmählich zu der Überzeugung gekommen, daß die Hausanlage mit dem Kaffeeplatz vor der Außenwand von dem Architekten so angelegt wurde, damit dort später Liebhaberaufnahmen gemacht würden. Es wäre der Gegenstand einer eigenen Abhandlung, den Einfluß der Liebhaberfotografien auf die Architektur des Eigenheimes festzustellen.

Sind mehrere Tische zu sehen, so spielt die Szene in einem Gartenlokal, und in diesem Falle gehört es sich nicht, zu fragen, wer denn die interessante Frau dort hinten oder der gutaussehende Mann rechts vorne sei. „Die gehören nicht zu uns", erklärt man Ihnen etwas beleidigt, denn Sie sollen Ihre Aufmerksamkeit mehr den uninteressanten Leuten am vorderen Tisch widmen.

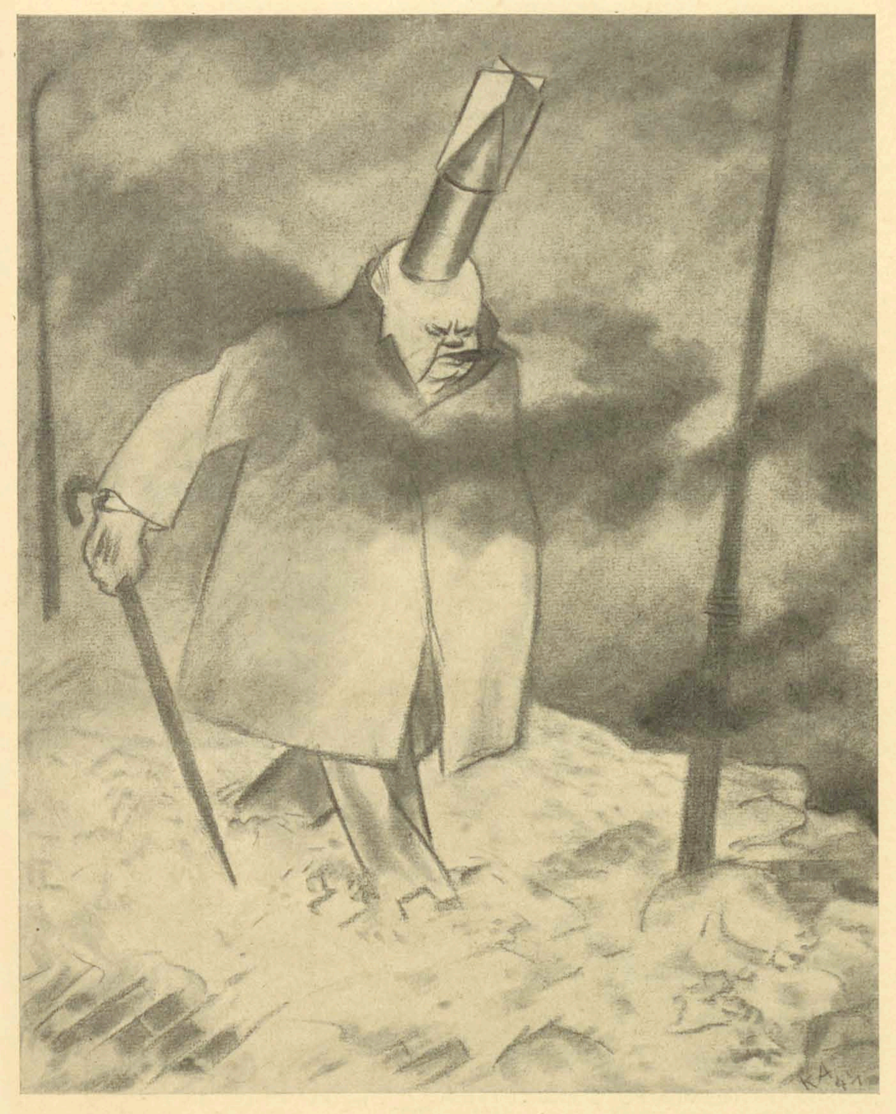
Badebilder sind immer vorhanden, und das Baden scheint erst recht aufgekommen zu sein, als man es fotografieren konnte. Von einem auf dem Wasser schwimmenden vermutlich menschlichen Kopf wird Ihnen erzählt, daß sei eine ganz besonders reizvolle Frau gewesen. Sie haben nicht den geringsten Grund, daran zu zweifeln.

Ja, Fotografien stellen große Anforderung an die Beherrschung der Gäste und es nutzt garnichts, wenn Sie sich mit schlechten Augen entschuldigen, denn dann reicht man Ihnen ein Vergrößerungsglas.

Foitzick

Blindgänger Churchill

(Karl Arnold)

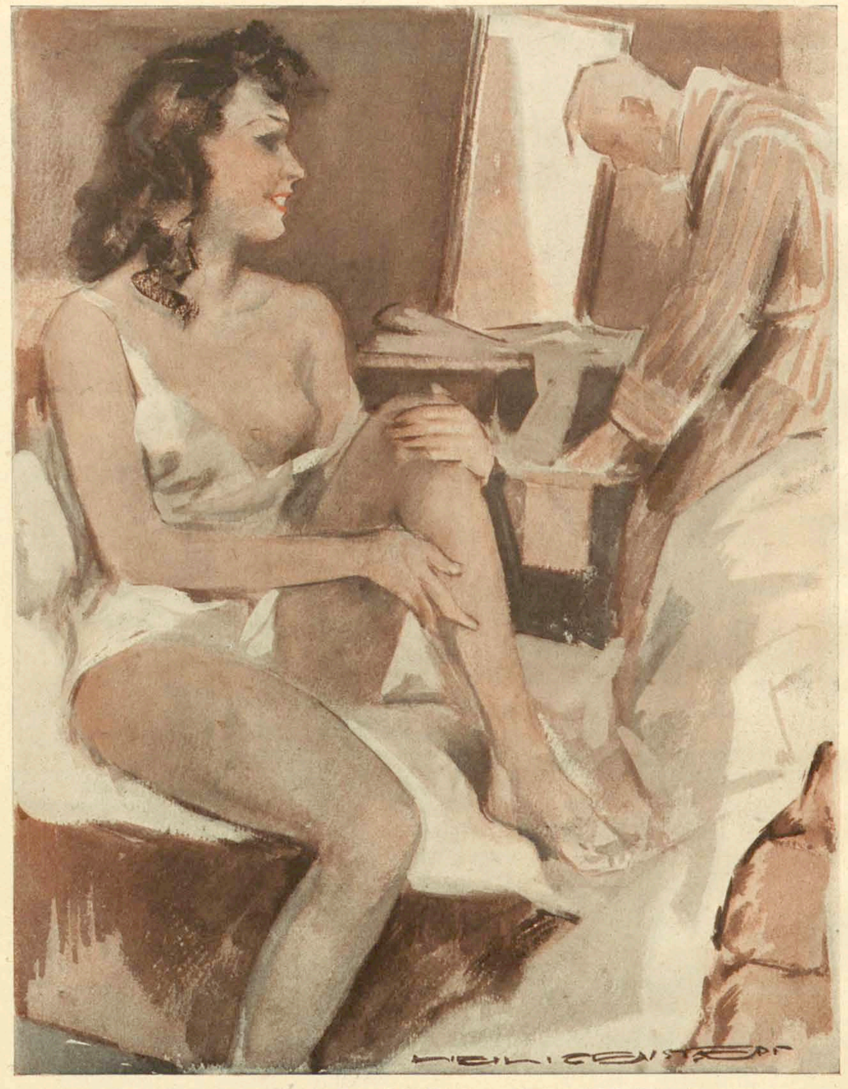


„Solange man noch nicht selbst explodiert ist, mag die Vernichtung Englands weitergehen!“

Churchill 'non esploso,: "Fintantochè non esplodiamo noi stessi, continui pure la distruzione dell' Inghilterra!,,

Wintertreuden

(K. Heiligenstaedt)



„Du hast einmal laut gelacht im Schlaf . . . !" — „Ja, Inge, ich hatte geträumt, daß du den ersten Temposchwung fertiggebracht hättest!"

Gioie invernali: "Hai dato una volta in una forte risata nel sonno . . . !„ "Ah sì, Inge. Ho sognato che saresti riuscita a fare il primo 'telemarco,!„

DAS MÄRCHEN VON DEN TANZHÖSCHEN

VON KÄTE BIEL

Eigentlich ging es den Tanzhöschen gut. Sie befanden sich in angenehmer rosiger Gesellschaft aus Tüll und Seide und dienten zur teilweisen Bekleidung zweier langbeinig sanfter Schaufensterpuppen mit goldenen Löckchen. Vor ihnen befand sich eine große Glasscheibe und hinter dieser spielte sich der übliche Verkehr einer Großstadtstraße ab.
Aber es war Winter. Flocken wirbelten und verströmten Kälte, und diese drang auch zu den beiden Tanzhöschen und ließ sie auf den wächsernen Hüften der Idealgestalten entsetzlich frieren. Sie wollten es wärmer haben und hatten den dringenden Wunsch, ihren Aufenthaltsort möglichst rasch mit einem menschlicheren zu vertauschen. Eines Morgens, kurz nachdem Fräulein Dorette, die Verkäuferin, einen weihnachtlich mit Engelshaar geschmückten Tannenzweig in das Schaufenster geschoben hatte, faßten sie den Entschluß, zu entweichen und sich auf eigene Verantwortung zum Fest zu verschenken. Leise zogen sie sich ihren derzeitigen Besitzerinnen aus und wehten magisch durch die Glasscheibe und schwebten dann, nachdem sie sich vorläufig unsichtbar gemacht hatten, sanft durch die Straßen.
Leider verloren sie einander rasch aus den Augen und so geschah dem reizenden Rosafarbenen mit den netten hellblauen Pünktchen, daß es plötzlich einsam und allein dahinwirbelte. Anfangs suchte es noch ganz unverdrossen nach einer Gelegenheit, seinen Beruf auszuüben, aber nach und nach erlahmte es und wurde traurig, denn jenes wundervolle Gefühl, das wie ein belebender Strom durch seine weiche Maschinengestricktheit ziehen sollte, ankündigend, daß hier eine Dame des Weges käme, die augenblicklichen Bedarf für ein Tanzhöschen habe, wollte sich nicht einstellen. Trotz des lebhaften vorweihnachtlichen Straßentreibens: es tauchte keine Dame auf, die das rosige Wäschestück sofort hätte beglücken können. Müde sank es deshalb einen Augenblick auf den Wagen einer Obstfrau herab, ehe es weitersuchend durch die Luft irrte und schließlich in einen Bahnhof geriet, wo es sich erschöpft auf einer Fahrplantafel niederließ. Plötzlich aber zog ein wildes Erschauern durch seine rosigen Maschen, es begann sich freudig zu weiten, und schickte sich an, seine Bestimmung zu erfüllen.
Denn einige Minuten vorher waren dem Zug der Vorortbahn zwei Herren und eine Dame entstiegen. Sie waren alle drei in tiefes Schwarz gekleidet, aber rotgesichtig und munteren Sinnes, obgleich sie noch einige Stunden vorher zu pessimistischen Betrachtungen geneigt gewesen waren und Kränze in der Hand gehalten hatten. Ein guter Geschäftsfreund war von ihnen zu Grabe geleitet worden und sie hatten seinetwillen Tränen vergossen, waren jedoch dann, im Bestreben, ihren Lebenswillen wieder etwas aufzumuntern, in ein Restaurant gegangen und hatten Rotwein in erheblichen Mengen zu sich genommen, und wenn sie jetzt auch nicht gerade sangen, so war in ihnen doch Lebhaftigkeit und Feuer, am meisten wohl in der dicken netten Dame, die so resolut wie eine Siebzehnjährige dahinschritt.
In rüstiger Eile versuchten alle drei den Ausgang zu gewinnen, um an der Sperre ihre Fahrkarten abzugeben, aber da geschah es, daß sich in geheimnisvollem Dunkel jenes aus Gummi und Kunstseide hergestellte Band lockerte, das den Schlüpfer der schwarzgekleideten Dame zwang, an Ort und Stelle zu bleiben. Er verlor alle Hemmungen, und sank und sank —
Der Blick der Dame bekam etwas seltsam Erschütterndes, etwas Gläsern-Starres, während ihre Schritte immer zögernder wurden, bis sie endlich still stand.
Und dann war es geschehen.
Blaßviolett und vertrauenerweckend warm und mollig wirkend lag der Schlüpfer aus gerauhtem Glanzcharmeuse auf den Füßen der Dame, von deren Lippen ein langer quietschender Seufzer kam, während in ihre Wangen eine heiße Röte stieg.
Die beiden lustigen schwarzgekleideten Männer, von denen einer der Gatte der Dame war, bekamen gleichfalls einen merkwürdig gläsernen Blick, so, als wollten ihnen die Augen aus dem Kopfe treten, und, da sie nicht bedachten, daß es dem Schlüpfer ging wie einem Apfel, der einmal gefallen, auch nicht an den Zweig zurückgezaubert werden kann, begannen sie unverzüglich, das blaßviolette Ding mit vereinten Kräften in die Höhe zu zerren.
Einige Passanten, die eben noch Eile gehabt hatten, mäßigten das Tempo und schlenderten gemütlich weiter, um möglicherweise noch des Anblicks teilhaftig zu werden, auf welche Weise die drei Leidtragenden das Ringen mit dem Schlüpfer erfolgreich abschlossen. Auch der junge Stationsvorsteher blickte interessiert herüber und deutete mitleidig auf das Wartehäuschen, in dessen Dämmerung die Dame hätte Schutz suchen können. Aber das Wartehäuschen befand sich zwölf Meter von der Unglücklichen entfernt.
Die beiden gebückten Männer keuchten unterdrückt, ihre Gesichter waren krebsrot; aus leiser Umnebelung heraustauchend, mühten sie sich heiß, das weiche violette Ding auf seinen angestammten Platz zurückzubefördern, ohne zu bedenken, daß sie nur in das Faß der Danaiden schöpften, denn der Schlüpfer würde sich an jener Stelle kaum zu halten vermögen, weil das Gummiband nicht mitmachen konnte.
Sie gelangten natürlich nicht dazu, dieses Faktum praktisch bestätigt zu sehen, denn immer, wenn sie den violetten Glanzcharmeuse bis an den Rocksaum und weiter hinauf noch bis etwa zur Kniehöhe der umfänglichen Dame gebracht hatten, wimmerte diese abwehrend. „Nein, bitte, Herr Hermerl, nein, das geht ja nicht, nein, Paul, du sollst auch nicht, nein, nein, weiter nicht. Laß doch, Paul — — Herr Hermerl, ich bitte Sie —!" Und dann strebten Männer und Schlüpfer in entgegengesetzter Richtung auseinander. Der Blaßviolette sank wieder auf die Füße seiner Besitzerin und die erschöpften Männer richteten sich auf und trockneten den Schweiß von der Stirn.
Die Situation war völlig ausweglos.
Die Dame stand dick und verschüchtert da, tat aber auch ihrerseits nichts, um den entsetzlichen Zustand zu beenden; zwei, drei Minuten mochten ihr vorkommen wie ebenso viele Stunden. Munterer Zuruf und Ratschlag einiger Jünglinge konnten die Peinlichkeit des Augenblicks nicht vermindern. Und die Herren begannen mit vom Rotwein gelähmter Gedankenkraft abermals ergeben, den Schlüpfer zu zerren. Schon wollte die Dame wieder zu wimmern beginnen, da aber änderte sich plötzlich die Lage.
Denn das rosa Tanzhöschen, das müde auf der Fahrplantafel geträumt hatte, fühlte einen belebenden Strom, es erkannte seine Chance und dehnte freudig und entgegenkommend seine Maschen bis zur Grenze des Möglichen. Weich und leise wehte es dann unsichtbar an die Stelle, die bis vor einigen Minuten der violette Glanzcharmeuse eingenommen hatte. Es übte wieder seinen Beruf aus.
Die dicke Dame bekam wieder ihren merkwürdig starren gläsernen Blick; sie schien eine prüfende Bewegung tun zu wollen, besann sich aber rechtzeitig noch auf die Schicklichkeit. Da sie sich bekleidet fühlte, kehrte auch ihre Entschlußfreudigkeit zurück. Ihre Benommenheit verebbte, sie stieß die hilfreich-hilflosen Männer beinah rauh zurück, trat dann entschlossen aus der ihre Füße einengenden violetten Stoffmasse heraus, bückte sich und hob sie auf und stopfte sie resolut in den weiten Bauch ihrer Handtasche. Ihre Begleiter sahen ihr Tun mit großer Erleichterung an. Herr Hermerl drückte der dicken Dame warm die Hand und ein oder zwei Passanten hatten auch ein nettes Wort.
Dann endlich wandten sich die drei Schwarzgekleideten dem Ausgang zu, die beiden Männer gefaßt und wieder fröhlich, die Dame mit sphinxhaft versteinerten Zügen, ein Mensch, der sich müht, mit einer erschütternden Erkenntnis fertig zu werden.
Dem zweiten Tanzhöschen ging es besser. Es hatte gleich erkannt, daß sich ihm unter den Damen, die winterlich gekleidet und bemäntelt durch die Straßen schritten, kaum eine Möglichkeit bot, seine Aufgabe zu erfüllen. Versehentlich umgaukelte es sogar noch einen Verkehrspolizisten, aber dann schwebte es entschlossen in die Höhe und zu einem offenstehenden Fenster hinein.
Es irrte durch Flur, Küche und Wohnräume, aber überall hielten die Insassinnen auf vollständiges Angezogensein.
Endlich fand es nach mehrmaligem Ein- und Ausschweben ein schlankes Mädchen im Bademantel, das verträumt seine Haare bürstete und erkennbar Bedarf für ein Tanzhöschen hatte. Es brauchte sich nicht einmal zu weiten, sondern paßte ganz ungezwungen. Die junge Dame bekam, halbsekundenlang, ebenfalls einen gläsernstarren Blick, aber da sie sich mitten in guten Gedanken an ihren Verlobten befand, interessierte sie die Sphäre, in der das Tanzhöschen eine warme Heimat gefunden hatte, nicht.
Sie begriff nicht, daß sie eben mehrere Punkte ihrer Kleiderkarte gespart und daß sich ihr ein Wäschestück sozusagen eigenhändig zu Weihnachten geschenkt hatte. Sie wunderte sich später nur, einen Schlüpfer mehr als sonst zu besitzen, aber sie beruhigte sich bald.
Die ältere schwarzgekleidete Dame indessen war in einem Alter, wo man schon tiefer hinter die Probleme sehen gelernt hatte. Sie starrte lange auf das rosa Ding, das sich leicht und zart und seltsam fremd zwischen ihrem soliden Woll- und Charmeusebestand ausnahm...
Als sie bedachte, daß sich der sonderbare Vorfall auf dem Heimweg von einer Beerdigung zugetragen hatte, bekam sie doch ein leichtes Gruseln.
Eine Zeitlang war sie im Begriff, sich dem Spiritismus zuzuwenden, glücklicherweise siegte aber doch ihr gesunder Sinn und sie nahm das Tanzhöschen, das übrigens die allzu große Ausweitung nicht vertrug und frühzeitig zugrundeging, nicht mehr tragisch.
Auch der Inhaber des Wäschegeschäfts stand vor einem Rätsel, als er seine Schaufensterpuppen nur mehr teilweise angezogen vorfand. Er bekannte sich aber nicht zum Spiritismus, sondern ließ resolut zwei andere Höschen herbeischaffen, und vergaß den immerhin geheimnisvollen Vorgang bald über dem Trubel, den das einsetzende Weihnachtsgeschäft für ihn mit sich brachte.

Mir sind die Götter gnädig

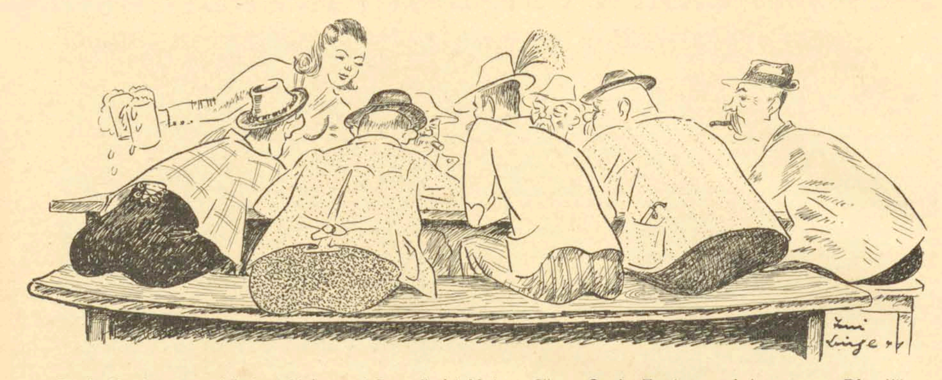
Von Hellmut Draws-Tychsen

Mir gaben die Götter nicht
Das grüblerische Denken,
Das andere zur Verzweiflung bringt,
Bis sie erschießen und vergiften sich,
Erdrosseln und ertränken.

Mir sind die Götter gnädig,
Weil sie aus vollen Schalen
Mir Tag und Wein und Anmut reichen,
Die Götter, die auf hohen Wagen
Einherfahren mit Feuerspeichen.

Mir ragen ihre Tempel nicht,
Die mannigfachen Bauten:
Pagoden, Dome und Moscheen.
In mir sind lichtere, freiere Hallen,
Ihr braucht nur einzugehn!

(Toni Bichl im Felde)



„Sechs Zentner, sagst, hat an Huber sei Sau g'habt, Metzger?" — „Sechs Zentner und vierazwanzg Pfund!"
„Herrgottsakrament, und zu an solchen Mann sagt nacha der Dokter, er bräucht' mehra Vitamine!"

"Tu, macellaio, dici che il maiale di Huber pesava tre quintali?,, — "Tre quintali e ventiquattro libbre!,,
"Corpo d' un diavolo! E ad un tal individuo il dottore dice poi che abbisognerebbe di più vitamina!,,

DER ELEFANTENJÄGER

VON ARKADIJ AWERTSCHENKO

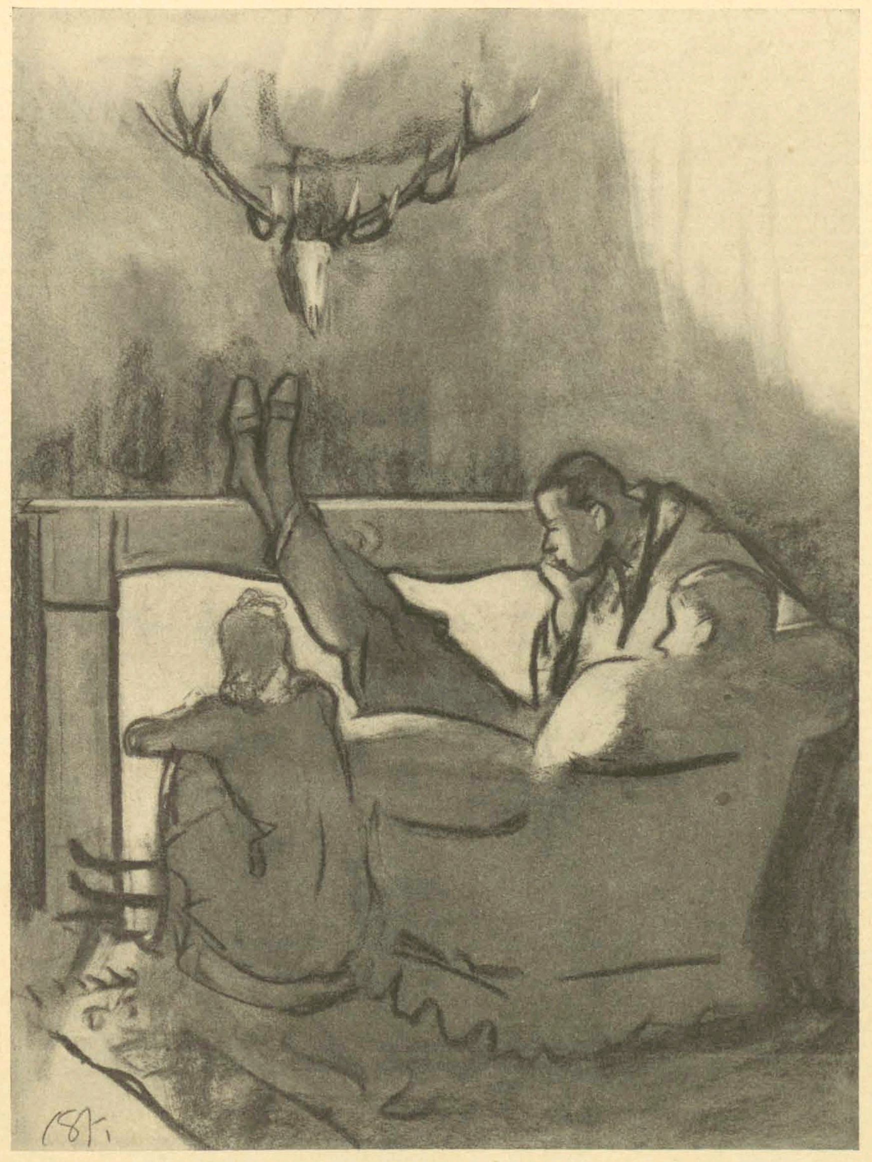
Ich saß in einem Café auf einem Diwan mit hoher Rückenlehne. Da hörte ich, wie hinter mir auf der anderen Seite des Diwans eine der bedeutungsvollsten Phrasen vorgetragen wurde, die jemals auf unserer altersschwachen Erde erklungen sind: „Als ich in Amerika auf Elefanten jagte, da ..."
Ich schaute über den Rücken des Diwans: ein schlaffer Jüngling mit weißen Augenbrauen hatte sich zu zwei sehr hübschen Damen vorgebeugt, die ihm gegenübersaßen und erzählte ihnen. Beide hörten ihm mit leuchtenden Augen und halboffenen rosigen Mündchen zu ...
„Ich muß Ihnen sagen, daß sich die amerikanischen Elefanten durch besondere Wildheit auszeichnen ..."
Mein Ehrenwort, mir fing das Herz in der Brust an stürmisch zu schlagen, ich konnte es nicht mehr aushalten. Ich stand auf, trat zu den sich Unterhaltenden, entschuldigte mich gentlemanlike bei den Damen und beugte mich zu dem oben beschriebenen Burschen nieder:
„Sie lügen", sagte ich und sah ihn fest an. „Ich kann es nicht vertragen, wenn man lügt."
Der junge Mann sprang auf und seine trüben Augen begannen zu funkeln. „Verehrter Herr!! Das werden Sie zu verantworten haben!"
„Das ist eine andere Frage. Aber ... Sie haben diese Damen eben angeschwindelt."
„Er hat uns nur erzählt", bemerkte eine der Damen dazwischen, „wie er in Amerika auf Elefanten gejagt hat."
„Meine Damen! Ich verstehe durchaus Ihr selbstverständliches sportliches Interesse, aber ... es handelt sich darum, daß es in Amerika keine Elefanten gibt! Solche gibt es nur in Afrika und in Asien."
„Was sagen Sie? Wie kann er uns dann erzählen, daß er in Amerika zwei Elefanten getötet hat?"
„Sehr einfach — er hat geschwindelt."
„Verehrtester Herr!" rief der Jüngling mit den weißen Augenbrauen in verzweifelter Tapferkeit. „Sie werden mir für das Genugtuung geben!"
„Wann, wo und wie es Ihnen paßt. Aber davon werden in Amerika keine Elefanten entstehen."
Eine der Damen fing plötzlich zu lachen an.
Das brachte ihren Kavalier so in Harnisch, daß er, aufbrausend wie eine Fabrikpfeife am Morgen, sich zu mir wandte:
„Ich hoffe, Sie werden von selber verstehen ..."
„Was? Ein Duell? Bitte sehr! Geben Sie mir Ihre Karte." Er riß mit finsterer Miene seine Brieftasche heraus und streckte mir mit der Geste eines hartnäckigen Raufboldes seine Karte hin. Wir grüßten einander zeremoniell und ich ging weg.
Ich bin kein Feigling, aber ... Duell — ist Duell. Ich pflege solche Sachen ernst zu nehmen. Es gab eine Reihe der üblichen Dinge zu regeln: Sekundanten und einen Arzt zu finden, für jeden Fall den Verwandten Abschiedsbriefe zu schreiben — erst am Abend des nächsten Tages war alles fertig. Um diese Zeit kamen die Sekundanten mit der Antwort: „Alles in Ordnung! Morgen früh um sieben Uhr. Im Eichenwäldchen. Auf Pistolen."
„Hat er nicht gekniffen? Hat er sich nicht feig benommen?"
„Stellen Sie sich vor, nein. Sehr männlich. Er war sofort einverstanden."
Um dreiviertel sieben war ich schon mit meinem Sekundanten und dem Arzt zur Stelle. Zehn Minuten später erschien das Automobil meines Gegners.
Meine Sekundanten traten zu ihm, besprachen sich mit seinen Sekundanten, maßen den Abstand ab und überreichten uns die Pistolen. Wie das immer so ist — wir beide gaben uns Mühe, vor dem Schuß einander nicht zu bemerken. Man macht das gewöhnlich halb aus Delikatesse, halb aus Verachtung des Gegners.
Wir standen an der Barriere. Ich erhob meine Pistole, richtete sie auf den Gegner und plötzlich sank sie vor Erstaunen herunter und hing schlaff in meiner Hand.
„Hören Sie!" rief ich meinen Sekundanten verwundert zu. „Was zum Teufel soll das heißen?! Ist er das selber?" „Wer?!"
„Da, dieser Gegner? Der, bei dem Sie gestern gewesen sind?"
„Selbstverständlich, wer soll es denn sein?! Wir haben uns an die Adresse gewandt, ihm die Forderung übergeben und alles genau so gemacht, wie Sie es gewünscht haben."
„Der ist ja brünett! Aber der, der mich gefordert hat, ist blond!"
Fast die gleiche Unterhaltung ging auf der anderen Seite vor sich, wo mein Gegner stand.
„Ja, zum Teufel!" schrie er so laut, daß wir es hören mußten. „Was ist das für ein Herr dort mit der Pistole? Ich sehe ihn zum erstenmal!"
Meine Sekundanten gerieten in Verwirrung.
„Erlauben Sie! Wir waren doch gestern abend gerade bei Ihnen. Und Sie waren mit allem einverstanden!" Unter heftigem Gestikulieren traten beide Gruppen zueinander.
„Ja, ich war damit einverstanden, weil ich dachte, Sie kämen eben von dem Herrn, den ich gefordert habe. Aber gegen diesen Herrn habe ich nicht das Geringste. Er scheint mir sogar sehr sympathisch zu sein. Guten Tag! Wie geht es Ihnen?"
„Meine Hochachtung!" Ich reichte ihm freundschaftlich die Hand. „Sagen Sie ... ist das Ihre Visitenkarte?"
„Ja. Ich habe sie diesem Nichtsnutz mit den weißen Augenbrauen gegeben, der ..."
„Halten Sie!" schrie ich voll Freude — „so ein saftloser Blondling mit Fischaugen, der lügt, daß einem die Haare zu Berge stehen ..."
„Freilich, der ist es! Er hat vor mir den Leuten weißgemacht, daß er mit Sarah Bernhardt verheiratet gewesen sei und daß sie sich seinetwegen einen Fuß gebrochen habe. Aus Eifersucht. Da habe ich ihn beim Kragen gepackt und ... deshalb ..."
„Bei mir ist es wegen der Elefanten hergegangen. Er hat erzählt, wie er in Amerika Elefanten getötet hat. Welche?"
So unterhielten wir uns miteinander und kehrten als Freunde gemeinsam in die Stadt zurück. Wir aßen zusammen. Nach dem Mittagessen beschlossen wir in der Stadt einen Bummel zu machen.

— — — — — — — — — — — — — —

Mein neuer Freund packte mich am Ärmel.
„Hören Sie! Da ist er!" — „Wer?"
„Der Mann von Sarah Bernhardt und amerikanische Elefantenjäger. Er geht mit einer Dame vor uns."
Wir holten ihn ein und hörten, wie er sagte:
„Ja, wissen Sie, meine Gnädigste — Duelle sind für mich nichts Neues. Aber die Männer sind solche Feiglinge geworden, daß es fürchterlich ist. Sehen Sie, zum Beispiel ... in den letzten drei Tagen habe ich drei Forderungen zum Duell gehabt — und was war es! Weder der eine noch ein anderer hat mir seine Sekundanten geschickt. Haha! ... Und ich naiver Mensch sitze in diesen Tagen zu Hause und warte. Was, denke ich mir, noch ein paar Schüsse in hungrige Zähne. Ich schwärme überhaupt für starke Aufregungen. Als ich in Schottland über den Niagara schwimmen mußte ..." Da fingen wir beide an laut zu lachen und kehrten um. (Übersetzt von August Albert)

Am Kamin

(C. Sturtzkopf)



„Legst du eigentlich die Beine so hoch, um die Blutleere im Gehirn zu bekämpfen, Albert!" — „Nee, mein Kind, um mir den Hintern zu wärmen!"

Al camino: "Posi, Alberto, le gambe così in alto per combattere la mancanza di sangue nel cervello?„ — "Oh no, bambina, ma per riscaldarmi il sedere!„

DER KALTE REIS

VON BRUNO WOLFGANG

„Leutnant Baron Holtz bittet Herrn Oberleutnant Röhnau für den 18. Januar 5 Uhr nachmittags zum Tee."

Dieses Kärtchen, in sorgfältigen Buchstaben mit wirklicher Tinte geschrieben, lag am 16. Januar 1917 nach dem Mittagessen auf dem Strohsack des kriegsgefangenen Oberleutnants Röhnau. Ein vergnügtes Schmunzeln glitt über seine Züge und instinktiv lockerte er den Hosenriemen ein wenig. Am 18. Januar hatte Leutnant Holtz Geburtstag, und jeder, der ihn kannte, wußte, daß köstliche Überraschungen zu gewärtigen seien.

Der junge Baron Holtz galt unter den Kriegsgefangenen des großen sibirischen Lagers als eine Art Zauberer. Er bewahrte auch unter den schwierigsten Umständen streng die gesellschaftliche Form und feierte die Feste, wie sie fielen, dem Schicksal zum Trotz. Vor zwei Jahren, in Galizien, kurz vor seiner schweren Verwundung, hatte er am 18. Januar plötzlich im schweren Schrapnellfeuer eine Flasche feinen Likörs entkorkt und auf einer kleinen silbernen Tasse jedem Kameraden der Schwadron ein Gläschen serviert. Er verfügte auch hier im Fernen Osten immer über besondere Dinge. Er rauchte sparsam, aber er hatte auch in den schlechtesten Zeiten zu rauchen. Nach dem Frühstück entnahm er immer mit gespitzten Fingern dem kleinen silbernen Etui eine Zigarette, zündete sie genießerisch an und blies den Rauch mit Behagen in die Luft. Er rauchte die Zigarette meist nur ein wenig bis über die Mitte, dann warf er sie weg. Irgend etwas Gutes hatte er immer in dem kleinen Koffer unter dem Eisenbett: Bonbons mit Likör gefüllt, kandierte Früchte, Jam und ähnliche Herrlichkeiten, die in seltsamem Gegensatz standen zu dem übelriechenden Fisch, der fast täglich das Mittagessen bildete und den er mit vollkommenem Gleichmut zu sich nahm wie andere Widerwärtigkeiten des Schicksals. Er erhielt ziemlich regelmäßig kleine Pakete aus China. Man munkelte von einer Dame in Tientsin und einer romantischen Liebesgeschichte. Genaues wußte niemand. Denn er sprach nie darüber.

Die Einladung Holtzens erweckte also die höchstgespannten Erwartungen. Es waren drei Gäste geladen. Jeder von ihnen ließ am Achtzehnten das widerliche Faschierte aus altem Fisch aus der Lagerküche stehen und hielt sich den Magen frei, wie etwa die Polizei die Straßen für die Durchfahrt hoher Besuche freihält. Dann zog jeder das Feinste an, was er hatte. Oberleutnant Röhnau hatte zwar nichts als seinen grauen, wattierten Chinesenmantel, in dem er mit seiner kühn geschwungenen Nase wie ein Dante-Denkmal aussah. Aber um die festliche Angelegenheit zu betonen, setzte er seine rote Kavalleriekappe auf. Die beiden anderen Herren trugen immerhin noch uniformähnliche Gebilde, wie sie im allgemeinen dem dritten Jahre der Kriegsgefangenschaft in diesen entlegenen Gegenden entsprachen.

Um Punkt fünf Uhr näherten sich alle drei dem Strohsacke Baron Holtzens, hungrig wie sibirische Wölfe. Sie hatten Mühe, unpassend vorauseilende Bewegungen der Kinnbacken zu vermeiden. Die Lagerstätte des Gastgebers war durch Rohrmatten und Bettdecken in ein vornehmes Junggesellenzimmer verwandelt. Auf dem kleinen Tischchen prangte eine weiße Serviette als Tischtuch. Für jeden der Gäste stand ein Teeglas, ein Teller und wirkliches Eßbesteck bereit. Neben jedem Kuvert lag ein kleines sauberes Kärtchen, auf dem herzklopfenerweckend stand:

Wiener Schnitzel

Tschaj mit Zucker

Cakes

Kalter Reis aux confitures

Mokka

Allmächtiger, war das kein Traum? Waren solche Wunder möglich? Was lag daran, daß diese Speisenfolge für einen Fünfuhrtee etwas ungewöhnlich war, wenn solche Kostbarkeiten winkten! Und wie hatte der Hexenmeister die Wiener Schnitzel verschafft? Die konnten doch unmöglich in einem Kistchen gekommen sein? Und der kalte Reis? Dieser war die Krone des Ganzen. Leutnant Holtz hatte ihn selbst zubereitet. Er machte ihn aus bestem Material und verteilte zwei Büchsen herrlicher eingemachter Früchte in den himmlisch duftenden Reis.

Erwartungsvoll saßen die Gäste da. Und schon erschien der treue Gehilfe, Gefreiter Riedel, mit einem hochgetürmten Teller voll Schnitzeln bei Tisch, braun gebacken und heimatlich duftend. Köstliche Wärme strömte von ihnen aus. Unwillkürlich strafften alle den Oberleib und taten einen tiefen Seufzer innerster Befriedigung. Da ertönte wie ein Donnerschlag der Ruf: „Kontrolle!" Russische Wachsoldaten eilten durch die Säle und trieben die Kriegsgefangenen zur Eile an. Im Gange harrte schon Kapitän Walitzky, der süßliche Pole, der die Kriegsgefangenen in höflicher Form sehr empfindlich zu drangsalieren verstand. Er war gekommen, um genaue namentliche Kontrolle und Saalvisite zu halten. Es blieb nichts übrig, als sofort anzutreten. Die Wiener Schnitzel schob man eilends recht weit unter das Bett, um sie den forschenden Augen und Nasen der Wache zu entziehen.

Die Kontrolle dauerte weit über eine Stunde. Denn es stimmte erst bei der dritten Zählung. Als die Gäste endlich zurückkehren durften und den Teller mit den Schnitzeln hervorzogen, machten sie eine grauenvolle Entdeckung. Man hatte die Wiener Schnitzel in der Eile dicht an das blecherne Petroleumgefäß unter dem Bett angeschoben und es ein wenig zur Seite geneigt. Das Petroleum lief über und fiel in raschen Tropfen auf das oberste Schnitzel. Von dort sickerte es gewissenhaft bis zum untersten durch.

Vorbei ... Die Schnitzel waren nicht einmal mehr als Cotelettes à la Baku zu genießen. Baron Holtz entschuldigte sich bei seinen Gästen und warf den Teller samt den Schnitzeln mit der gleichen überlegenen Geste zum Fenster hinaus, mit der er seine halben Zigaretten wegzuwerfen pflegte. Die Gäste zuckten ihnen schmerzlich nach.

Holtz bemerkte es und schenkte zunächst rasch den Tee ein. Dann hob er tröstend vom Wandbrett eine große Schüssel herunter. In ihr ruhte köstlich der mit Früchten durchsetzte Reis.

„Gut ist er aber erst, wenn er kalt ist", bemerkte er lächelnd, öffnete rasch das Fenster und stellte die Schüssel in den Schnee, der fast bis zur Fensterhöhe reichte.

„Wir trinken indessen unseren Tee. Nehmt Zucker und Cakes. Wer Pfeife raucht — bitte hier ‚Prince Albert' oder ‚Lucky strike', für Zigarettenraucher — Ägyptische dritter Sorte."

Die Kameraden staunten und schlürften den Tee seit langem wieder einmal mit Zucker. Das Rauchen wiegte den nagenden Hunger einen Augenblick in Schlaf. Doch immer stärker regte sich die heiße Sehnsucht nach dem kalten Reis.

Leider wurde Baron Holtz plötzlich abberufen, um in der Kanzlei ein für ihn eingelangtes Paket zu übernehmen. Er kehrte erst nach einer guten halben Stunde zurück. Das Paket enthielt nur Wäsche, wie die Gäste mit einigem Bedauern zur Kenntnis nahmen. Die lüsterne Glut in ihren Blicken erlosch wieder.

Nun schritt man an die feierliche Einholung der Schüssel mit dem kalten Reis. Baron Holtz öffnete das Fenster. Die Gäste erhoben sich wie bei der Ankunft eines hohen Gastes. Das Fenster schloß sich knarrend. Die Schüssel stand auf dem Tisch. Baron Holz ergriff mit zwei Fingern den Löffel, um ihn in der Mitte dieser Gottesgabe einladend aufzupflanzen. Aber die kurze elegante Bewegung prallte ab wie ein Fleurettstich von einem Stahlpanzer. Der kalte Reis war in der sibirischen Kälte von 45 Graden zu einer steinharten Masse gefroren, die aussah wie ein mit Kompott armierter Beton. Die lockende Panzerplatte widerstand allen Angriffsversuchen mit Messern und Gabeln, Konservenöffnern und Bohrern. Vergeblich blieb auch ein konzentrischer Angriff mit den Flammen der vereinigten Primuskocher. Es bedurfte offenbar mehrstündiger Backofenwärme oder mindestens eintägiger Bettruhe, um den Patienten wieder flott zu machen. Mit Gewalt war hier nichts zu erreichen.

Es war sieben Uhr abends geworden. Die Kameraden trugen in ihren Eßschalen den faschierten Fisch zu ihren Strohsäcken, die schon selbst wie Fischgehäksel rochen. Der Geist ausgekühlten Fischfettes schwebte durch den Saal.

„Es tut mir leid, meine Herren, sehr leid ..." murmelte Baron Holtz und erhob sich.

„Riedel, das Faschierte! Rasch! Sofort!" brüllte Oberleutnant Röhnau und stürzte davon. Ihm folgten die anderen.

Baron Holtz blieb allein. Er trug sein Mißgeschick melancholisch lächelnd wie eine Hausfrau, der der Braten angebrannt ist. Er streckte sich auf seinen Strohsack hin, stellte das Paket neben sich und ließ ein Paar graue Strümpfe langsam und zärtlich durch seine schmalen Finger gleiten.

DIE WAHRE LIEBE / VON JO HANNS RÖSLER

(Wißt ihr, was wahre Liebe ist? O wir Stümper! O wir Leistungsstolzen! Du bist verliebt? Wahnsinnig, über alle Maßen, bis über beide Ohren verliebt? Hero war ein Hund gegen dich, Romeo ein Waisenknabe, Tristan eine Tranlampe? Moment mal! Wie lange kennst du Lenchen? Wie lange liebst du Lenchen? Schon drei Jahre? Na also! Bitte, das ist die wahre Liebe:)

Das Liebespaar kam an.

Es war frisch getraut.

Die Myrte war noch ganz grün.

„Herr Wirt! Herr Wirt! Ein Zimmerchen!"

„Zu dienen, meine Herrschaften."

„Wir wollen ganz ungestört sein!"

„Wird bestens besorgt."

„Wir brauchen nicht geweckt zu werden."

„Sie werden bei mir schlafen wie in Amors Armen."

„In Morpheus, Herr Wirt, in Morpheus!"

„Auch", sagte der Wirt und verschwand.

Er kam wieder mit dem Gästebuch.

„Die Anmeldung?"

„Johannes Meier."

„Danke, Herr Meier. Und das Fräulein?"

„Frau Johanna Meier", sagte die junge Frau selig.

„Danke, Fräulein."

„Und jetzt?"

Der Wirt nahm den Koffer.

„Ich zeige Ihnen das Zimmer."

Als sie endlich allein war — „Johannes!"

„Johanna!"

„Mein Bübchen!"

„Mein Baby!"

„Küsse mich heiß!"

„Ich verbrenne!"

„Mein Bübchen! Mein Bübchen!"

„Mein Baby! Mein Baby!"

Mehr hörte der Wirt nicht vor der Tür.

Es interessierte ihn auch nicht.

Er war über die Jahre. Am nächsten Morgen —

„Sind die Fremden schon auf?"

„Nein", sagte die Magd.

„Dann stoß mit dem Besen versehentlich an die Tür!"

„Sie brauchen Ruhe, Wirt", sagte die Magd.

„Und ich eine Zeche! Am Frühstück wird das meiste Geld verdient!"

Die Magd ging.

Die Magd kam wieder.

„Sie rühren sich nicht, Wirt."

„Das werden wir gleich haben."

Der Wirt ging in den Hof.

Er ließ die Kreissäge laufen.

Dann schoß er Böller.

Dann kam er zurück.

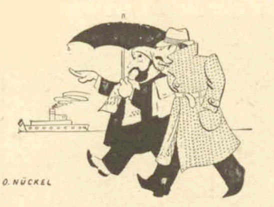
„Geh hinauf und frage, was die Herrschaften zum Frühstück wünschen."

„Ja, Wirt", sagte die Magd. Sie ging hinauf. Sie kam zurück. — „Und?"
„Sie rühren sich nicht, Wirt."
„So verliebt möchte ich auch einmal sein", brummte der Wirt in seinen Bart. Aber er hatte keinen.
Am ganzen Tag erschienen Johannes und Johanna nicht. Sie lebten wohl aus dem Koffer.
Als aber am nächsten Morgen —
„Hol' die Polizei, Magd!"
„Die Polizei?"
„Die Tür ist verschlossen. Sie geben keine Antwort."
„Die Polizei, Wirt?"
„Vielleicht ist ein Unglück geschehen."
Der Schutzmann kam mit einem Schlosser.
Er schlug gegen die Tür.
„Aufmachen! Im Namen des Gesetzes!"
Tiefe Stille. Betretenes Schweigen.
Der Schutzmann faßte nach dem Säbel.
„Aufmachen! Polizei!"
Alles ruhig. Keine Antwort.
Da knackte eine Holzdiele.
Aber es war nur der Wirt, der aufgeregt das Standbein wechselte.
„Brechen Sie die Tür auf!" befahl der Schutzmann.
Der Schlosser ging ans Werk.
Es war leicht. Das Schloß stammte von ihm.
Die Tür sprang auf.
„Im Namen des Gesetzes!"
Das Zimmer war leer. Kein Mensch weit und breit.
Nur der Koffer stand da mit den Siebensachen.
Auf dem Bett lag ein Kragenknopf und zwei Haarnadeln.
Ein Unglück? Ein Verbrechen?
Was war geschehen?
Ein Kragenknopf? Zwei Haarnadeln?

— — — — — — — — — —

O Freunde, des Rätsels Lösung ist nicht schwer. Die zwei jungen Menschen haben sich aus Liebe aufgefressen. Radiputz aus Liebe aufgefressen. Nur den Kragenknopf und die zwei Haarnadeln haben sie ausgespuckt.
Seht, das ist die wahre Liebe!

LIEBER SIMPLICISSIMUS



Der Parse kam nach Hamburg. Wochenlang schien keine Sonne. Dichter Nebel lag über der Stadt. Einer fragte ihn: „Was sind Sie?"
„Sonnenanbeter." „Sonnenanbeter im nebeligen Hamburg?" Der Parse lächelte: „Ich bin aus meiner Religion ausgetreten." J. H. R.

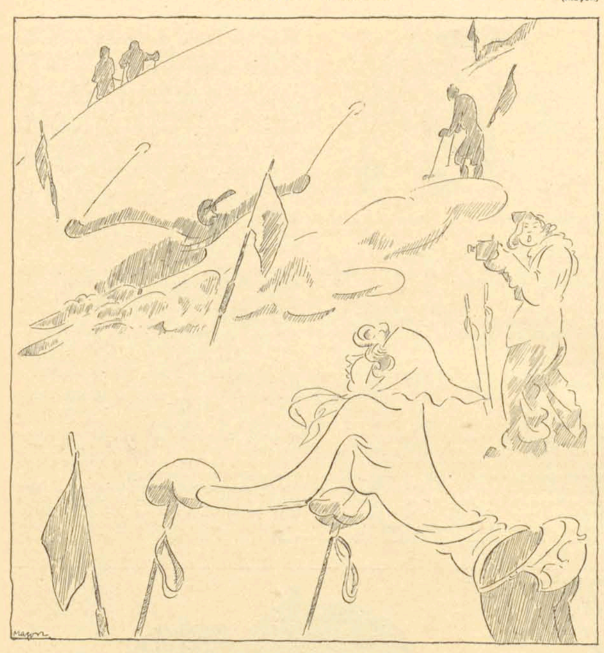
Es ist halt schon so, daß der Einheimische gar oft blutwenig von den Museen seiner Heimatstadt weiß und für die Altertümer seiner näheren Umgebung nicht viel übrig hat, was bei länger verheirateten Ehemännern auch der Fall sein soll. Besonders den Wienern wird diesbezüglich — ich meine, was die Museen betrifft — viel Übles nachgesagt, um so mehr freute es mich, als mich dieser Tage ein älterer Herr auf der Straße ansprach: „'tschuldigen schon, aber könnten S' mir sagen, wo da das Römische Museum is?"
Nun muß ich gestehen, daß gerade dieses Museum ein Stiefkind ist und in einer stillen Gasse seinen Dornröschenschlaf schläft, gab, sympathisch berührt von der Frage, bereitwillig Auskunft und setzte hinzu: „Es freut mich, daß Sie das Römische Museum suchen. Außerdem haben Sie gerade heute Glück, denn heute ist Besuchstag!"
„So — so —" antwortete der biedere Herr, „was net sagen! Aber wissen S', I hab nur deswegen g'fragt, weil ganz in der Näh von dem Museum a Wirt sein soll, der was an prima heurigen Gumpoldskirchner ausschenken tuat!" H. K. B.

Unweit von mir stehen abends in einer überfüllten Münchner Trambahn zwei Italiener und unterhalten sich. Als der Wagen am Isartalbahnhof ankommt, und die Schaffnerin unverständlicherweise, ist es doch stockfinster, nicht ausruft, einige Leute aber trotzdem anfangen, den Wagen zu verlassen, fragt der eine der beiden Herren: „Ostbanof? Ostbanof?" — „Nein", sagt eine vor ihm sitzende Frau: „Isartalbahnhof." „All Pipl (people) raus! Pipl raus!" — „Pipl? Pipl?" murmeln die beiden Italiener ratlos vor sich hin. — Darauf meint die Nachbarin der Frau: „Italienisch verstehnga s' scheints net!"

Unsere gute Tante Anna wurde in allen wichtigen Dingen um Rat gefragt — meine Kinder kannten das schon und schätzten es durchaus nicht immer. Eines Morgens vor der Schule hatte mein achtjähriger Junge zu mir gesagt: „Mutti, wie kommen eigentlich die Menschen auf die Welt?"
„Jetzt habe ich keine Zeit", hatte ich geantwortet, „und heute nach Tisch muß ich zu Tante Anna, ich will dir heute Abend beim Zubettgehen alles erklären."
Meine leise Hoffnung, er sollte die heikle Frage vergessen, ging leider nicht in Erfüllung, prompt erinnerte er mich an mein Versprechen.
So setzte ich mich an sein Bettchen und erklärte ihm alles so, wie es mir für ein Kind seines Alters verständlich erschien, aber ohne Umschweife das Nötige und Natürliche erwähnend.
Als ich geendet hatte, faßte er mich mit seinen kleinen Armen ganz fest um, streichelte mein Gesicht und sagte mitleidig: „Du armes kleines Kaninchen, das hat dir doch alles ganz bestimmt Tante Anna eingeredet!" G. v. B.

Abfahrtsrennen

(Maçon)



„Ist das Alfred?" — „Ich weiß nicht, wenn 'ne zweiundfünfzig drufsteht, dann is er 's!"

Corsa in discesa: "È questi Alfredo?„ — "Non so; se vi sta sopra un 52, allora è lui!„

HERBSTLICHES STAKKATO

VON ERNST HANDSCHUCH

1.

Ingeborg hat gerade kein auffallend hübsches Gesicht, aber dafür herrlich rotblonde Haare und eine große, kräftige Gestalt. Doch niemand ist ja verpflichtet, sie auf den ersten Blick hin zu lieben.

Als sie kam, regnete es. Ein nachlässiger Regen fiel aus einem hellgrauen Himmel, und die an den Odenwaldbergen brauenden Nebel verrieten es deutlich, daß er sich keine große Mühe gab. Der Wind dagegen blies stramm zwischen die dünnen Fäden, und das allein machte sie eigentlich naß.

Der junge Mann mit dem braven Namen Philipp saß im obersten Stock des Landhauses „Eulennest" in einer Dachstube. Durch ein flaches Doppelfenster blickte er auf die Landschaft, über die der herbstliche Verfall mit vorerst noch leisen Schritten tastete. Seit einigen Tagen wußte er, daß es mit Sonne und Himmel bald vorbei sei. Die Buntheit der Blumen, die nach dem Grün, das überall auf dem Abmarsch begriffen war, fast schrie, schien ihm verdächtig. Auch reichte der Trost des Regens, der sich in feuchtem Schmelz auf sie niedersenkte, nicht aus.

Philipp hatte darum an diesem Tage zum letzten Male die weißen, weichen Flanellhosen hervorgeholt und war mit einem schmalen Lächeln in sie hineingeschlüpft. Umfing ihn das zarte, weite Tuch nicht köstlich, setzte sich seine Milde nicht gleich fort in dem teefarbenen Sporthemd und der leichten Wolle des gestrickten Wamses?

Ja, es hieß schon die Dinge nehmen, wie sie eben geschahen, und den Anfang im Abschied grüßen. Wehmütig sah Philipp auf die Schuhe aus grauem, feinem Segelzeug, die nun bald als Verheißung des nächsten Jahres in den Schrank einziehen sollten.

Es klopfte leise an die Tür. Tante Adeles Gesicht war noch um einen Strich vorwurfsvoller als sonst.

„Philipp", sagte sie streng, „Fräulein Ingeborg aus Heidelberg ist soeben gekommen. Willst du nicht... Gott, wie hast du dich nur wieder angezogen, Junge..."

„Danke, liebste Tante", erwiderte Philipp, legte die Pfeife auf den Tisch und strich ihr zärtlich über die Wangen. „Doch Ingeborg ist die letzte, die sich daran stören dürfte."

Er reichte der alten Dame den Arm und schritt mit ihr die Treppe hinab.

In der geräumigen Diele stand Ingeborg. Ihre starke Gestalt umhüllte ein grüner Lodenmantel. Die Füße staken in derben Stiefeln. Tief hing ihr die Baskenmütze ins Gesicht, das wie ein betauter Apfel glänzte.

„Grüß Gott, Ingeborg", lachte Philipp, „und heute ist es schier unverkennbar, daß Sie Medizin studieren. So gesund schauen Sie nämlich aus. — Sie wollen doch wohl nicht ablegen?"

Tante Adele schüttelte bekümmert den Kopf. Ingeborg indessen strahlte.

„Sehen Sie, Frau Geheimrat, daß er mich versteht? — Guten Tag, Philipp, wie wäre es mit einem kleinen Spaziergang?"

Der Gefragte blickte spöttisch an sich herunter. „Es kommt ein wenig rasch", meinte er, „aber Tante Adele war mein Anzug ja ohnehin nicht recht. Marschieren wir also gleich los."

Die Tante runzelte verzweifelt die Stirn und sah dem Neffen mit sorgenvollem Blick nach. Er galt aber auch ein klein wenig dem Mädchen Ingeborg.

2.

Als die jungen Leute das Haus verließen, regnete es stärker als zuvor. Die Kinder drückten ihre Nasen an den Fensterscheiben platt, und die Bauern, die sich in den Höfen und Ställen zu schaffen machten, sahen dem Paar kopfschüttelnd nach.

Der Wald rauschte in mächtigen Dämpfen, die schwer von den Höhen herabflossen. In der Rheinebene standen die Wolken in einer einzigen und fast weißen Wand. Unter einem Nußbaum, dicht am Stamm, lag eine Katze eng zusammengerollt und schlief sorglos, wie eben nur ein Tier zu schlafen vermag. Doch erst vor einem Birnbaum, dessen starke Früchte hell in dem dunklen Laub glänzten, blieb Ingeborg stehen.

„So unverhüllt stolz kann nur der Herbst sein", sagte sie und deutete auf die Birnen.

„Er hat es auch leicht", meinte ihr Begleiter und wies seinerseits auf einen Acker, der mit fülligem Klee dicht bewachsen war. „Ist's nicht ein Wunder?" fragte er und sprang mitten in das verführerische Grün.

„Philipp, was ist denn nur in Sie gefahren?" rief Ingeborg erschrocken.

„Ja, schauen Sie, bestes Mädchen, ich möchte den Stolz zertrampeln, eben weil ich nun einmal kein Birnbaum bin", lachte Philipp grimmig.

„Ich verstehe Sie nicht, kommen Sie doch heraus", bat Ingeborg.

„Kommen Sie doch herein", forderte Philipp.

„Junger Mann, wenn es der Feldschütz sieht", warnte jetzt Ingeborg.

„Bitte sehr und mit Vergnügen. Denn damit haben Sie sich wieder in die Wirklichkeit zurückgefunden", entwaffnete sie Philipp und trat aus dem Kleestück heraus.

3.

Strohgelb schlangen sich die Bohnen um ihre Stangen, und die Schoten hingen prall und reif. Über einen schmalen Hohlweg beugte sich der Holunder und zeigte demütig seine tiefschwarzen Beeren. Ein kleiner Fox hüpfte dem Paar in zierlichen, anmutigen Sprüngen entgegen und machte erstaunt vor ihm halt. Der Regen hatte aufgehört. Rein und klar lagen die Berghänge der Haardt. Dem Hund folgte ein älterer Herr, der sinnend an seiner Pfeife sog. Ohne aufzusehen schritt er an ihnen vorbei. Hinter der Hohle sah man zwischen Bäumen Häuser. Die Sonne brach jetzt golden durch die weiße Wand im Westen und breitete ihre Strahlen über die Höhen und Täler. Ein Rübenfeld glänzte ölig. Steif saßen die Blätter auf den mächtigen Rüben.

Das Dorf war bis auf das Schulhaus gut gewachsen. Eine Frau stand vor dem zweistöckigen Gebäude und fütterte ein Hühnervolk. Es blieb dennoch häßlich. Das Tal wurde eng. Rechts floß ein schmaler Bach, von dem aus sich niederes Buschwerk aufrankte. Von der anderen Seite kam der Hochwald steil herab. Über eine halbe Stunde schritten sie an dem Wässerlein entlang, dann sprangen die Talwände weit zurück und gaben Raum für Wiesen. Wo sie zusammenliefen in jubelndem Grün, stach das spitze Türmchen einer

Kirche in den Himmel. Uberall aber hüpften die kalten Flämmchen der Herbstzeitlosen über die Gräser. Ein Käuzchen schrie klagend, obgleich der Tag kaum ans Sterben dachte. Auf den Drähten der Hochspannung saßen die Schwalben und säuberten sich emsig. Es war, als wollten sie sich vor ihrer Abreise noch für einen Besuch der kleinen alten Kirche putzen, die da mitten in einem Friedhof aufgebaut ist.

Ein einziges Bauernhaus stand versteckt am Wege. Die wenigen steinigen Felder lagen kümmerlich in ihrer Armut. Vergeblich sprach ein buntscheckiges Gärtchen für sie. Der Wald verschwand und gab den Wiesen auch die Berghänge frei. Jenseits vom Bächlein weidete eine Ziegenherde. Dicht am Wege grasten zwei nußbraune Kühe. Das eine Tier hob neugierig den Kopf, als es Ingeborg und Philipp kommen hörte, und schaute sie sanft und demütig an.

„Entschuldige, daß wir dich störten", scherzte Philipp, „und einen Gruß von dem Birnbaum und der Katze."

„Sie sind böse, Philipp", sagte Ingeborg vorwurfsvoll. „Ob die Tiere allein heimfinden? — Es dunkelt doch bereits."

„Hoffentlich. Denn es wäre schade, wenn sie ein Mensch treiben müßte", seufzte Philipp.

4.

Schmelzend blühte die Landschaft noch einmal auf, bevor sich die langen Schatten langsam über sie neigten. Weich brach die Dämmerung herein und schwang in wiegendem Sinnen um Berg, Tal, Wald und Wiese. Himmel und Erde strömten ineinander.

Der Lehrer des kleinen Weilers im Odenwald hatte schon Licht. Sein Klavier klang traurig, obgleich er eine recht frohe Weise spielte. Zerbrochen fielen die Töne in den Dämmer wie in ein tiefes und dunkles Wasser.

Ingeborg und Philipp standen lange vor dem weißgetünchten Haus. An das Geländer einer kleinen Brücke lehnten sie sich, darunter der Bach in geschäftigem Gleichklang dahinfloß.

„Wenn ich jetzt der Lehrer wäre, Sie aber meine Frau, die sich über den hölzernen Balkon neigte und in die aufkommende Nacht schaute... Wer weiß, ob mein Spiel nicht verlorener noch klänge? — Denn im Abschied allein, Ingeborg, ist die innigste, weil letzte Hingabe begriffen. Und Abend für Abend gälte es ihn nun zu feiern. Aber wissen Sie, daß Demut und Ergebung ihn stets in einen Anfang verwandeln können? Ingeborg, in einen süßen, zarten Beginn, geheimnisvoller noch als das Märchen, das uns jetzt umspinnt. Ich meine..."

Das große, starke Mädchen legte seine Hand auf Philipps Mund. Sie zitterte. Ein jäher Wind erhob sich. War er es, der den Himmel im Westen noch einmal aufriß? — Rot und grau lag es über den schwarzen Umrissen der Berge, kalt klaffte ein fahles, blasses Gelbgrün darüber, das ein gütiges, dunkles Violett nur mühsam milderte.

„Und es wäre dann unser Kind", flüsterte Ingeborg.

GEBURTSTAG IM HOFBRÄU

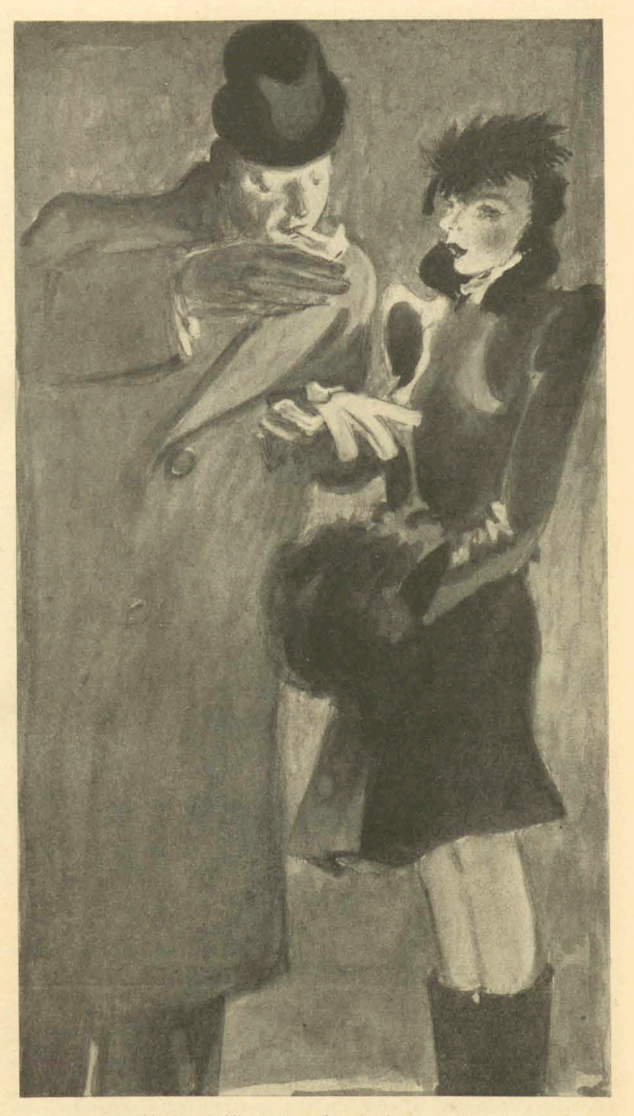
VON HILDE HERBST

Franzl Sedlmayr hatte im Hofbräu Geburtstag gefeiert. Vergeblich versuchte er im Dunkel der Nacht die Richtung nach Haus einzuhalten. Als Rettung sah er eine Taxi, steuerte darauf zu, öffnete den Schlag, sagte mit Mühe „Neuhauser Straße 7", taumelte in den Wagen und schlug die Tür zu. Dann überwältigte ihn der Schlaf.

Als er erwachte, öffnete er zuerst ein Auge nur, dann auch das andere. Mit einem Ruck riß er beide auf und sah sich verwundert um. In seinem Bett lag er nicht. Er versuchte seine Gedanken zu ordnen. Das ging absolut nicht. Er versuchte seine Glieder zu ordnen. Das ging sehr schlecht, denn seine Knochen waren stocksteif und taten

Der Raucher

(R. Kriesch)

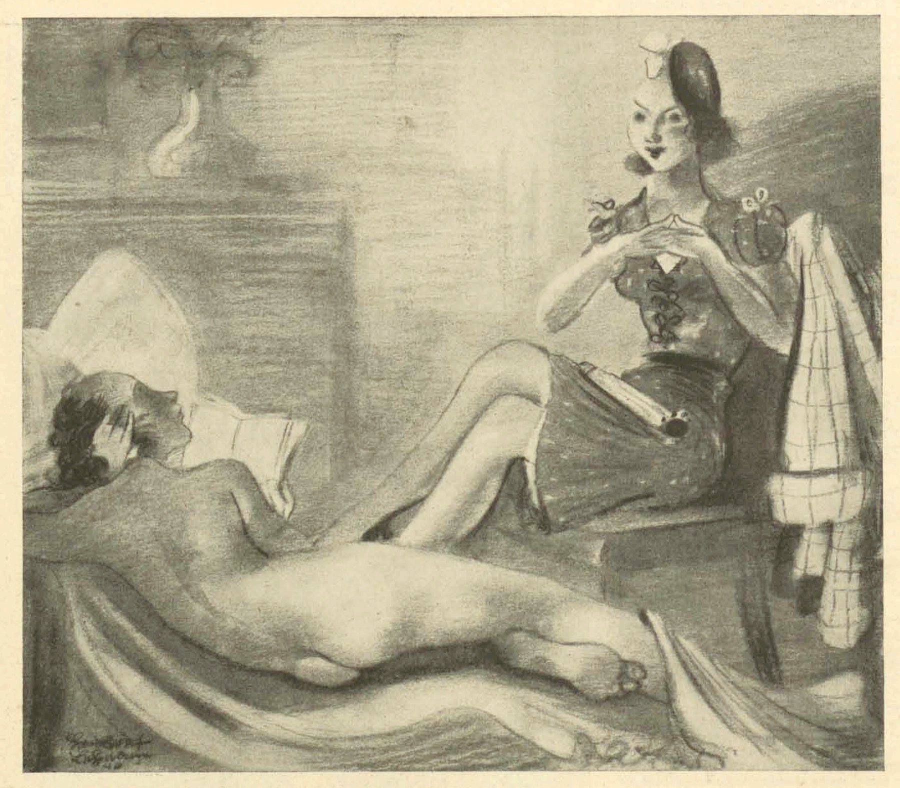


„Herrgott, Klaus, so gib mir doch endlich mal Antwort!" — „ - - - Jetzt brennt sie!"

Il fumatore: "Ma per Bacco, Klaus, rispondimi una buona volta!„ — " - - - adesso arde, sì!

Die Erklärung

(H. Lehmann)



„Also, wir lassen jetzt sofort Kurt kommen und zwingen ihn, sich für eine von uns zu entscheiden!" — „Aber Erna, da wärst du mit deinem Kleidchen doch sicher im Nachteil!"

La dichiarazione: "Ebbene, facciamo ora venire tosto Kurt e costringiamolo a decidersi per una di noi due!,, — "Ma, Erna, con quel tuo abitino saresti certo in isvantaggio!,,

ihm überall weh. „G'rauft hob I net", überlegt er. „Na, ganz b'stimmt net."
Er richtete sich auf, und sein Mund öffnete sich vor Staunen über eine Feststellung: er lag auf dem Boden eines Autos. Jetzt kehrte die Erinnerung langsam zurück: der Huber hatte Geburtstag gehabt. Sie hatten im Hofbräu gesessen, bis sie hinausgeworfen wurden. Eine schöne Feier war es gewesen. Er hatte auch eine Rede auf den Huber gehalten. Genau wußte er nicht, was er gesagt hatte, aber schön war's gewesen. Sie hatten ihn ruhig aussprechen lassen. Nur einmal hatte der Mayrhofer gesagt: „No, bist scho so weit, daß d' anfangst zu red'n?"
Dann wurde das Hofbräu geschlossen. Es war wohl schon sehr spät gewesen. Er hatte eine Taxi gesehen, war hineingestiegen und hatte gesagt: „Neuhauser Straße 7". Das wußte er jetzt wieder. Franzl Sedlmayr richtete sich mühsam auf und sah durch die Scheiben. Es war heller Tag. Die Sonne schien, etwas Dunst lag in der Luft, wie das so in Oktobertagen ist. Franzl setzte sich auf den Sitz. Eins wurde ihm klar: vor der Neuhauser Straße 7 hielt der Wagen nicht. Der Chauffeur, den er hätte fragen können, war nicht da. Der Franzl zog vor Anstrengung seine Stirn kraus und sah voller Staunen auf die Isar: „Ja, was is'n dös? Is d' Isar über Nacht g'wachsen!"
Er streckte den Kopf zum Fenster hinaus, um den Strom, der ruhig und würdevoll dahinfloß, genauer zu betrachten. In diesem Augenblick trat ein gutgekleideter älterer Herr an den Wagen und raunzte Franzl Sedlmayr an: „Was machen Sie in meinem Wagen? Gehen Sie sofort heraus!" Der Herr riß den Schlag auf und Franzl kletterte völlig verwirrt heraus. „Is dös a G'schicht", konnte er sich nur wundern. Um seinen Kopf schien ein eiserner Ring zu liegen. Schließlich besann er sich, reckte sich hoch und fragte strafend: „Wo hab'n S' mich denn hing'fohrn?"
„Ich, Sie hingefahren?" Der Herr betrachtete den Franzl etwas merkwürdig von oben bis unten.
Jetzt bekam der Franzl die Wut: „I hob Eahna doch gestern auf d'Nacht g'sagt, daß Sie mich in die Neuhauser Straße 7 fahr'n soll'n!"
„Gestern abend?" fragte zweifelnd der Herr.
„Jo, do kam ich aus'm Hofbräu und hob Eahna g'sagt, Sie soll'n mich in die Neuhauser Straße 7 fahr'n. Und wo ham's mich hing'fohrn?"
„Ich weiß nichts davon, daß Sie mir gestern abend etwas von der Neuhauser Straße 7 sagten. Ich war seit 7 Uhr im Hotel und bin heute früh hierher gefahren. Mein Wagen ist keine Taxi."
„Ja, aber", fragte der Franzl kleinlaut — ihm ahnte nichts Gutes — „wo bin i denn jetzt?"
Der Herr zeigte auf das Bild der Stadt und antwortete: „In Regensburg an der Donau."

Naturgefühl

(O. Gulbransson)



„So in den Bergen spürt man erst, was die Natur eigentlich will!"
„Fang nicht schon wieder davon an, ich bitte dich, Heiner!"

Senso della natura: "È proprio qui fra le montagne che si sente ciò che realmente vuole la natura!„ — "Oh, non cominciare dinuovo, Heiner, con questa cosa, te ne prego!„

Trostkraut Zeit / Von Willibald Omansen

Wenn die Blätter fallen,
wirst du nicht mehr weinen,
mag dein Himmel noch in Wolken stehn,
und du wirst auf deinen
schönen jungen Beinen
leicht und heiter durch die Tage gehn.

Deckt der Schnee die Erde,
hast du mich vergessen,
nirgend mahnt dich mehr mein Bild,
daß wir uns besessen,
kannst du kaum ermessen,
und wie schnell ein armes Herz gestillt.

Blühn die ersten Veilchen,
hast du heimgefunden
ach, für jeden wächst das Trostkraut Zeit,
deiner frühen Wunden,
die ich einst verbunden,
denkst du lächelnd und in Dankbarkeit.

ER UND SIE / VON CARLO LINATI

Nach einer recht belanglosen Zwistigkeit schlug er seiner Frau, der liebenswürdigen Matilda, etwas überstürzt vor, sie sollten sich trennen, da ein weiteres Zusammenleben nunmehr doch unmöglich geworden sei ... Matilda, die über seinen Jähzorn empört war, nahm ihn beim Wort und siedelte in ein Fremdenheim über.
Luigi, ein liebenswerter, gut aussehender und wohlhabender junger Mann, der bei Frauen viel Glück hatte, nahm diesen Bruch leichten Herzens hin. Er sagte sich, daß es ihm nicht schwerfallen würde, sich wieder zu verheiraten, sollte er wieder Lust dazu verspüren. Vierzehn Tage später, als Luigi, der sich ein wenig einsam fühlte, lesend und rauchend in seinem Zimmer saß, meldete der Diener Matilda an. Dieser Besuch, obwohl er überraschend kam, regte ihn nicht sonderlich auf. Er kannte seine Frau zu genau, um zu wissen, daß sie nicht kam, um irgendeine Szene zu machen oder mehr Geld von ihm zu fordern ...
Matilda trat ins Zimmer. Sie war eine bezaubernde Frau mit einer wundervollen, fast durchsichtigen Haut und großen, lachenden Augen ... das heißt: Augen, die für gewöhnlich lachten. An jenem Tag blickten sie ernst und würdevoll drein. „Setz dich, Matilda. Womit kann ich dir dienen?" — ‚Wie du weißt, mache ich mir weder etwas aus der Einsamkeit noch aus Abenteuern. Ich habe also jemanden als Ersatz für dich gefunden. Er ist ein sehr netter Kerl, auch sehr geeignet: der Vetter einer meiner Freundinnen. Ich kenne ihn zwar erst seit drei Tagen. Es scheint, daß auch ich ihm sehr sympathisch bin." — „Das erstaunt mich nicht", meinte Luigi. (Er fühlte sich etwas unbehaglich.) „Was ist dein Bewerber von Beruf?" — „Er ist im Katasteramt angestellt. Was ist das übrigens, ein Kataster?" — „Nun, ich glaube, das ist so eine Angelegenheit für Geometer, für Feldmesser ..." — „Ich sehe, du weißt auch nicht genau Bescheid!" sagte Matilda lachend. „Nun, das macht nichts. Jedenfalls scheint man in diesem Beruf sehr ordentlich, sehr gewissenhaft zu sein. Mein neuer Verehrer hat sich bei meiner Freundin genauestens nach mir erkundigt. Da es aber eine neue Freundin ist, so konnte sie ihm keine genügenden Auskünfte geben. Und, das siehst du doch ein, ich kann mich doch unmöglich selber loben ... Also bleibt nichts anderes übrig, als daß du, der du mich doch genau kennst, Gutes über mich aussagst, selbstverständlich insoweit du es auch denkst."
„Ja, selbstverständlich, Matilda ... Aber dieser Herr ..." — „Dieser Herr", unterbrach sie ihn, „kennt unsere Lage. Er ist ein sachlich denkender Mensch und wird das ganz in der Ordnung finden."
Luigi geriet in Aufregung. „Du bist verrückt, Matilda! Du verlangst von mir, ich solle diesen Geometer aufsuchen, um ihm Gutes über dich zu berichten?"
„Nein. Du könntest ihm das schreiben." — „Also soll ich dir ein Zeugnis ausstellen? Du bist doch nicht meine Sekretärin." — „Es handelt sich ja nicht um eine Stellung, sondern um eine Partie, die mir günstig erscheint. Dieser Geometer ist zwar anscheinend ein übertrieben vorsichtiger Herr, aber davon abgesehen, macht er einen sehr gediegenen Eindruck ... Nun, Luigi, du wirst mir diesen kleinen Dienst doch erweisen?" — „Einen kleinen Dienst nennst du das?!"
Matilda verfolgte mit verstohlenen Blicken und einem zweideutigen Lächeln die wachsende Erregung ihres verflossenen Mannes, der mit rotem Kopf im Zimmer auf und ab lief und ausrief: „Das

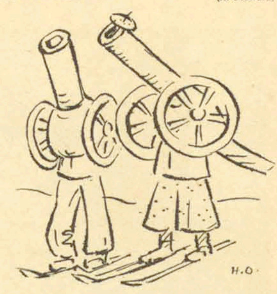
Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296) Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM 1.20 — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Okt. 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

ist ja ungeheuerlich!..." Plötzlich aber besann er sich eines anderen und setzte sich an den Schreibtisch. „Gut, ich will es versuchen."
Er nahm einen Briefbogen zur Hand und begann: Sehr geehrter Herr... „Nein, nein, keine Anrede", sagte Matilda, die hinter ihm stand. „Ein Zeugnis muß immer unpersönlich gehalten sein."
Luigi warf das Blatt fort und schrieb von neuem: Der Unterzeichnete erklärt... „Was erklärt er denn?" fragte er verdrossen. „Nein, so geht das nicht", sagte Matilda. „Das wirkt lächerlich." — „Das kommt mir auch so vor." — „Das Richtige wäre ein Brief an mich. Ja, ein Scheidungsbrief, in dem du einige meiner guten Eigenschaften anerkennen würdest."
„Da hast du recht", meinte Luigi. Er nahm ein neues Blatt und fing an: „Meine liebe Freundin! Nach dem gestrigen Auftritt, bei dem alles Unrecht auf meiner Seite war..." — „Das ist nett von dir." — „Nicht doch! Es ist die reine Wahrheit!"
Er träumte eine Weile vor sich hin, seufzte und schrieb dann weiter: „In Deinem eigenen Interesse gebe ich Dir die Freiheit wieder. Ich muß zugeben, daß Du eine bezaubernde Lebensgefährtin warst, der ich immer die beste Erinnerung bewahren werde..."
„Das ist aber nett von dir", rief sie sehr gerührt aus. „Besonders, wenn du es auch denkst!" — „Ob ich das tue! Wie kannst du daran zweifeln? Soll ich jetzt unterschreiben?" — „Schon? Das geht nicht. Das ist zu allgemein... Für einen Geometer! Du mußt mehr auf Einzelheiten eingehen. Du hast z. B. nichts über meinen Charakter gesagt. Ich glaube, der ist nicht so schlecht — und das ist doch ein wichtiger Punkt!" — „Natürlich!" sagte er lebhaft und fügte hinzu: „Deine ständige gute Laune und dein heiteres Wesen haben die wenigen Jahre, die wir miteinander verlebten, mit Harmonie erfüllt. Dein Charakter ist der Ausdruck einer ausgeglichenen und zugleich zärtlichen Natur..." — „Ach, jetzt werde ich aber erröten müssen! Lassen wir das und sprechen wir lieber von meinen hausfraulichen Tugenden, falls ich solche besitzen sollte, denn die sind für einen Geometer besonders wichtig!" — „Tatsächlich, Matilda, du hast so viele Tugenden, daß ich diese beinahe vergessen hätte." — „Aber, ich bitte dich!" sagte sie errötend.
„Ach!" schrieb er wieder. „Der ganze Zauber meiner Häuslichkeit, den Du mit soviel Geschmack und Sorgfalt pflegtest, wird mit Dir verschwinden..." Und an Matilda gewandt fügte er hinzu: „Mein Wort! Dieses Zeugnis offenbart mir Dinge, auf die ich niemals geachtet hatte!... Ich schreibe weiter, denn das ist noch nicht alles..." — „Du willst noch mehr schreiben?" rief sie aus. „Das ist jetzt wirklich genug." — „Nein, nein!" erwiderte er, wobei er weiterschrieb: „... Durch Deine Klugheit und Deinen Geist waren auch die stillen Stunden unserer Zweisamkeit von unvergleichlichem Reiz erfüllt..." — „Das ist zuviel!" protestierte Matilda und versuchte, den Brief an sich zu reißen. „Das ist viel zu viel!" wiederholte sie und ihre Augen wurden feucht.
Er schob sie sanft beiseite. „Laß mich beenden!... Fern von Dir, war mein Vertrauen zu Deiner Ehrlichkeit so groß, daß niemals der geringste Verdacht mich quälen konnte..." — „Hattest du wirklich ein solches Vertrauen zu mir?" fragte sie. — „Hast du es denn nicht verdient?" erwiderte er etwas unsicher. — „O doch..."
Luigi seufzte tief und beendete seinen Brief: „... Ich wünsche Dir von ganzem Herzen, geliebte Matilda, daß Du in Deinem ferneren Leben das ungetrübte Glück finden mögest, zu dem Dich Deine unschätzbaren Eigenschaften berechtigen... Ich unterschreibe", sagte er. — „Hör mal, Luigi", sagte die junge Frau mit bebender Stimme. „Du bist zu weit gegangen... Der Geometer wird sich mit Recht fragen, wenn er diesen Brief liest: wenn diese Frau so viele Vorzüge hat, warum behält ihr Gatte sie dann nicht?"
Er zögerte einen Augenblick, dann schlang er die Arme um Matilda, bedeckte sie mit Küssen und rief: „Aber ich behalte sie doch, Herr Geometer! Ich behalte sie!"

(Aus dem Italienischen von H. B. Wagenseil)

SKIKANONEN

(H. Osswald)



MEIN FREUND JOHANNES

Johannes saß mit einem Mädchen zusammen, das ihn restlos verehrte, seit sie sich irgendwie in unseren Kreis hineingedrängt hatte. Sie hatten sich eine ganze Weile angeregt über dies und jenes unterhalten, als Johannes sich plötzlich verlegen räusperte und mit schüchterner Stimme sagte: „Ernestine, darf ich Sie mal etwas fragen?" — „Aber gewiß doch, Johannes!" — „Nehmen Sie es mir auch bestimmt nicht übel?" fragte Johannes. — „Wer könnte Ihnen etwas übelnehmen, Johannes", lispelte sie. — „Ernestine, wenn ich Sie um Ihre Hand bitten würde, würden Sie ‚Ja' sagen?" fragte Johannes. — „Ja, das würde ich tun, Johannes", hauchte sie errötend. Da sprang Johannes auf, schlug sich auf die Oberschenkel und rief: „Haben die verdammten Kerls also doch recht! Wieder eine Wette verloren!"

J. Bieger

Empfang in Amerika

(Erich Schilling)



„Ihr erster großer Erfolg bei uns Lord Halifax: Sie wurden soeben zum Ehrenmitglied der Gesundbeter ernannt!"

Accoglienza in America: "Ecco il Vostro primo grande successo, Lord Halifax: Foste proprio adesso nominato membro onorario dei 'Devoti della salute,!„

München, 29. Januar 1941
46. Jahrgang / Nummer 5

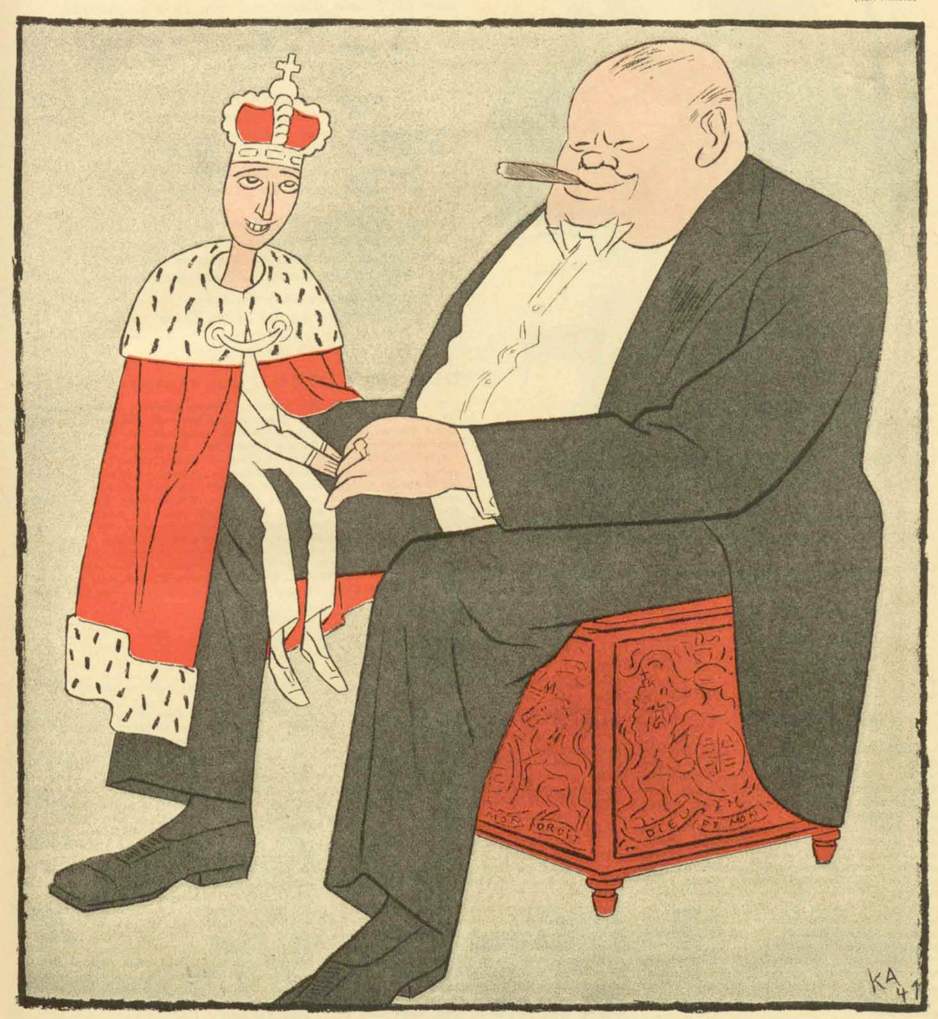
30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Der Bauchredner

(Karl Arnold)



„Ich bin ganz Ihrer Meinung, mein lieber Churchill!“

Il ventriloquo: “Io sono affatto del Vostro parere, mio caro Churchill!„

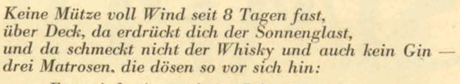
Die Dichterin

(Hanna Nagel)



„Denk mal, Edith, Mama hat mir mein Romanmanuskript weggeschlossen!" „Aber warum denn, Barbara?" - „Sie sagt, sowas dürfe ich noch nicht lesen!"

La poetessa: "Pensa un po', Edith, la mamma mi ha chiuso via il manoscritto del mio romanzo!„ — "E perchè mai, Barbara?„ — "Ella dice che non dovrei ancora leggere tali cose!„



UNTER DER TROPENSONNE / VON HANS DUIS

Keine Mütze voll Wind seit 8 Tagen fast,
über Deck, da erdrückt dich der Sonnenglast,
und da schmeckt nicht der Whisky und auch kein Gin —
drei Matrosen, die dösen so vor sich hin:
„Erst wieder im nächsten July,
da fahren wir an der ‚Alten Liebe' vorbei."

Und der eine, der jüngste, denkt an den Schnee:
„Und sie laufen jetzt Schlittschuhe auf dem See,
auch die Frieda, die ich mal zum Tanz geschwenkt,
und der hätt ich gern einen Kuß geschenkt.
Erst wieder im nächsten July,
da fahren wir an der ‚Alten Liebe' vorbei."

Und der zweite denkt: „Ob wohl der Hein schon frißt,
der inzwischen ja längst schon geboren ist?
Ja, den Düwel auch, muß das ein Junge sein,
und ich sehe die lüttjen ja nie ganz klein —
Erst wieder im nächsten July,
da fahren wir an der ‚Alten Liebe' vorbei."

Und der dritte: „Es friert jetzt wohl doll zu Haus,
doch die Gesche, die macht sich ja nichts daraus,
denn die setzt sich ganz ohne was an den Herd,
und sie ist mir im Hemd auch am meisten wert —
Erst wieder im nächsten July,
da fahren wir an der ‚Alten Liebe' vorbei."



DER HERR SOHN / VON HANS KARL BRESLAUER

„Hör'n S' mir auf mit dem Mistbuam!" sagte unlängst mein Hausherr, als ich mich — ich weiß, wie sich ein bescheidener Zweiterstockbewohner einem Wiener Hausherrn gegenüber zu benehmen hat — nach den Fortschritten seines Herrn Sohnes erkundigte. „Nichts als Verdruß macht er mir, der Rotzer!" — „Lernt er so schlecht?" fragte ich leicht bedauernd. — „Ah dös, wann's nur dös war. Aber de Unannehmlichkeiten, de was er mir bei jeder Gelegenheit macht. Gestern erst sagt mei Alte, sie hat sich nämlich einbild't, daß der Bua auf unser Köchin fliagt, alsdann gestern erst sagt's zu unserer Köchin: ‚Sali', sagt's, ‚Sali, ich duld's net, daß so was in mein Haus g'scheh'n tuat! Oder glauben S' leicht, daß ich net siech, was sich hinter mein Rücken abspielt?' Und die Köchin hat drauf g'sagt: ‚Aber, gnä Frau, ich sag ja eh allerweil zu eahm: Jessas na, was fallt Ihna denn ein? Na, so was derfen S' net tuan! Wann uns die Gnädige derwischen tät, nachher gebet's an Mordskrach. Aber, was woll'n S', gnä Frau, er is jo so wild, er vergißt ganz, der gnä Herr, daß er mei Großvater sein kunnt!'"

DIE AUFSICHT

VON WALTER FOITZICK

Ich habe niemals gehört, daß ein Bub auf die Frage: „Na, was möchtest du denn werden?" antwortet: „Museumsdiener." Aber es gibt manche Berufe, die sich in dieser Beziehung mit Trambahnschaffner, General, Zugführer und Flieger nicht messen können.

Also, wie man Museumsdiener wird, weiß ich nicht, es scheint aber dazu eine große Lebenserfahrung zu gehören, denn ich habe noch nie einen in den zwanziger Jahren gesehen; die meisten sind würdige ältere Herren, denen keine hastigen und vorschnellen Bewegungen zu eigen sind. Das ist gut so, denn ihre Aufgabe ist es, sich zwischen Zerbrechlichem zu bewegen und darauf zu achten, daß die ausgestellten Gegenstände nicht berührt werden.

Sie aber dürfen berühren, und ich gestehe, ich habe sie oft darum beneidet, wenn ich gerne wissen wollte, ob ein ausgestellter Gegenstand hart oder weich ist, glatt oder rauh, und sich kühl anfühlt oder lau.

Der Museumsdiener darf es, ja er muß es sogar, wenn er zum Beispiel am Körper einer antiken Marmorvenus einen kleinen Fliegendreck wegwischt.

Ich weiß schon, wenn alle das machen wollten, ginge es dem schönen Gesäß der antikischen Venus nicht anders als Sankt Peters bronzenem Zehen in Rom, der durch die jahrhundertelange Verehrung viel kleiner geworden ist. Und solches wünschte ich der Venus nicht.

Doch das ist wohl nur eine Nebenbeschäftigung des Museumsdieners. Seine Hauptaufgabe ist es, da zu sein und Furcht zu verbreiten, nicht nur Furcht, sich öffentliches Eigentum anzueignen, sondern eben die Furcht, die Venus und das andere zu berühren. Ich halte deshalb in einem Museum immer die Hände auf dem Rücken, um dem Manne schon von weitem zu zeigen, was für ein vorzüglicher und gelernter Museumsbesucher ich bin und daß es mir ganz ferne liegt, ihn zu stören. Es sind gewiß nachdenkliche Leute, diese Museumsdiener, über Kunst mögen sie nicht soviel nachdenken, aber irgend etwas muß der Mensch doch beim Beaufsichtigen denken.

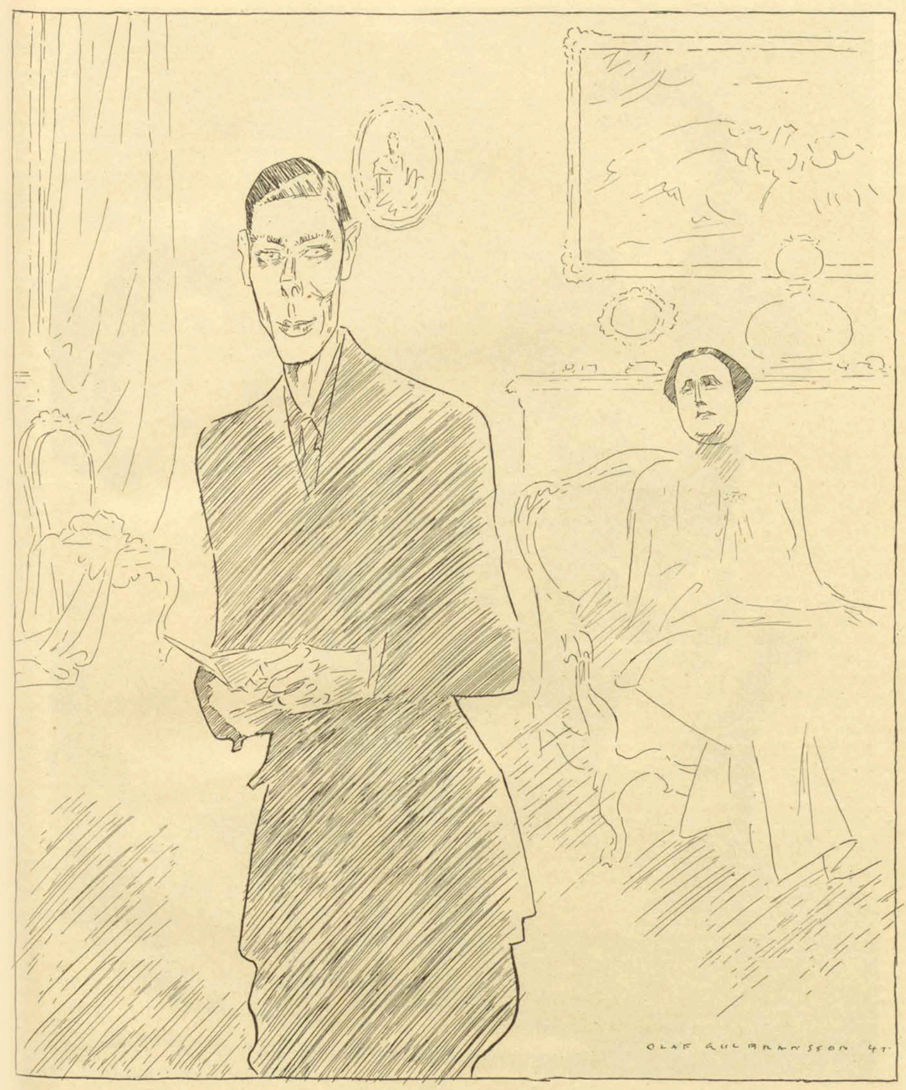
Ich glaube, sie denken hauptsächlich daran, wie spät es jetzt gerade ist, und, wenn eine Uhr schlägt, ziehen sie ihre Taschenuhr und vergleichen.

Es empfiehlt sich, langsam und gedämpften Schrittes durch ein Museum zu gehen, denn, geht man schnell und laut, so erschrecken die alten Herren und vermuten, es käme ein Vorgesetzter. Sie beginnen dann lebhafter zu beaufsichtigen. Sollten sie aber gar zu zweien beieinanderstehen und vom Bier oder anderen menschlichen Dingen sprechen, entfernen sie sich plötzlich in entgegengesetzter Richtung, und jetzt möchte ich es niemand raten, einen heiligen Sebastian zu betasten oder die Uniform eines Türkenbesiegers auf Tuchqualität und Wollegehalt zu prüfen.

Museumsdiener sind die pünktlichsten Leute von der Welt. Schon zehn Minuten vor Schluß werden sie unruhig und belehren, daß gleich geschlossen wird. Sie drängen die Front ihrer Gegner dem Ausgang zu. Ertönt dann der erste Glockenschlag der Schlußzeit, so sind alle an der Tür versammelt, wechseln die Dienstmütze mit einem menschlichen Hut, und niemand sieht es den davoneilenden Herren an, daß sie noch eben die Aufgabe hatten, Furcht zu erregen, was bekanntlich neben der Hervorrufung von Mitleid die Aufgabe der antiken Tragödie war.

Der Weg zum Volk

(O. Gulbransson)



„George, vergiß nicht ein bißchen Taschengeld mitzunehmen, im Krieg müssen auch wir uns in England sozial benehmen!"

La via verso il popolo: "Non dimenticarti, Giorgio, di prendere in tasca un po' di spiccioli. Anche noi in tempo di guerra dobbiamo comportarci da socialisti in Inghilterra!,,

Gewissenhaft

(K. Heiligenstaedt)



„Bist du schon fertig mit dem ganzen Schmöker?“ — „Nein, ich habe nur geprüft, ob der Prospekt stimmt, daß es ein Buch für reifere Leser ist!“

Coscienziosa: "Hai già finito tutto questo volumone?„ — "No; ho soltanto esaminato se il libro è realmente, come sta nel prospetto, per lettori piuttosto maturi!„

JEAN IM GLÜCK

VON KARL LERBS

Ein noch sehr junger, schlanker und natürlich brünetter Mann, den wir (warum nicht?) Jean nennen wollen, schlendert an einem Frühsommernachmittag durch die Straßen der Stadt Marseille und läßt in bester Laune sein dünnes Bambusstöckchen kreisen: denn die Luft ist gut zu atmen und treibt das Blut zu schnellerem Schwung, wenn ein Sommerregen rieselnd den Staub niedergeschlagen hat und eine leichte auflandige Brise eine würzige salzige Frische in die Straßen weht. Wir würden manches an der Erscheinung des jungen Mannes ein wenig befremdlich finden, wüßten wir nicht, daß er in der Pfandleihe angestellt ist, der ihr Besitzer, Herr Maurice de Lafontaine (ursprünglich Moritz Wasserstrahl) den beschönigenden Namen „Achat de Reconnaissances" gegeben hat, und daß das allzu heftig karierte Mäntelchen, die falsche Perle im grünen Plastron und die grauen Einsatzschuhe aus der Hinterlassenschaft eines mexikanischen Artisten stammen, der beim raschen Verlassen der Stadt eiligst Ballast abgeben mußte.
Wir finden, daß dieser Jean bei seinem Bummel über die Cannebière recht unternehmend aussieht, mit einem noch ungeprägten Gesicht, aber einem schon erfahrenen Mund unterm schmalen schwarzen Schnurrbart und mit einem klug und flink die Dinge erfassenden Blick — und daß er seine Möglichkeiten hat, wenn nicht der große Erdrutsch, der in knapp zwei Monaten beginnen wird (denn es ist Anfang Juni 1940) auch ihn unter sich begräbt. Davon ahnt er noch nichts; auch davon nicht, daß das Schicksal ihn und den heutigen Tag dazu aussersehen hat, einmal am anschaulichen Beispiel darzutun, wie sehr gründlich es die landläufigen Begriffe von Glück und Unglück nach Lust und Laune vermengen und umkehren kann. Die Zeit rückt näher, wo er wieder zu seiner Tätigkeit in dem ebenso engen und muffigen wie vielseitigen Unternehmen des Herrn de Lafontaine zurückkehren muß. Zunächst aber wird er sich im Laden des Herrn Pigeot ein Päckchen Zigaretten kaufen und — ja, und bei dieser Gelegenheit einmal nach den Ergebnissen des Rennens in Longchamp fragen; denn er hat in einem Leichtsinnsanfall einen für ihn sehr erheblichen Betrag auf den Sieg der Stute „Suzette" gewettet: nicht etwa, weil sie irgendwelche Aussichten hätte (Herr Pigeot nannte sie ein lächerliches Dromedar und diese Wette einen nichtswürdigen Irrsinn), sondern zu Ehren seiner Freundin Suzette, die in dem Warenhaus des Herrn Navratil Seifen und Duftwaren verkauft. Man muß solche liebenswürdige Zwecklosigkeiten wie diese Huldigung dann und wann wie Blüten in die einförmige Girlande seiner Tage flechten.
Der Tabakladen des Herrn Pigeot ist angefüllt mit seltsam gekleideten und überaus gesprächigen Herren, über deren Erwerbsleben man von niemandem, am wenigsten von ihnen selbst, eine erschöpfende Auskunft erhalten könnte; sie versammeln sich hier, weil Herr Pigeot u. a. ein Berater und Vermittler für Rennwetten ist, gegen eine hohe, aber feste Gewinnbeteiligung; die strenge Korrektheit seiner Abrechnungen ist ebenso bekannt wie per saldo einträglich. Das lärmende Gespräch bricht plötzlich ab, als Jean eintritt, und Herr Pigeot gerät in einen Zustand, der dem Veitstanz oder anderen Krampferscheinungen ähnelt. Jean begreift erst, als er seinen Namen unter einen Schein gesetzt hat und ein dickes, ein sehr dickes Banknotenbündel in der Hand hält: „Suzette" hat die Weltordnung unter ihren Hufen zertreten, mit drei Kopflängen gewonnen und eine völlig sagenhafte Quote gebracht. Jean hat ein Gefühl in der Speiseröhre, als hätte er etwas zu Heißes getrunken, und ihn schwindelt ein wenig; aber seht an: Er blättert mit geübt zählendem Finger das Notenbündel durch, schiebt es mit weltmännisch-nachlässiger Bewegung in die Brusttasche des allzu heftig karierten Mäntelchens, wehrt alle Fragen mit leutseligem Winken ab und geht hinaus, kerzengerade und so beschwingt, als hätte er Sprungfedern unter den Sohlen.
Die nächste Etappe der Geschichte wird abgeschlossen durch den klirrenden Knall, mit dem Jean die Ladentür des Herrn de Lafontaine von draußen zuwirft, Gott sei Dank unmittelbar vor der unbedacht vorgestreckten Nase dieses rührigen Kaufmannes, der gerade noch das stürzende Holzgestell mit dem betagten englischen Maßanzug auffangen kann. Er hat einen unerhört beredten und beleidigenden Vortrag über seine persönlichen Eigenschaften und geschäftlichen Gepflogenheiten hören müssen und ist nicht einmal mehr zu der Erwiderung gekommen, nach deren Anbringung er lechzte, und deren sprudelndes Gezisch seinem Namen durchaus Ehre gemacht hätte. Draußen schreitet Jean von dannen, ein vorläufig freier und vermögender, ein der Zukunft zugewandter Mann.
Es ist nicht zu befürchten, daß er hinsichtlich dieser Zukunft das Augenmaß verliert und sein Geld für Seifenblasen vertut. Sein Sinn ist wohl nicht gerade auf das „Solide", aber auf das Erreichbare und zuverlässig Einträgliche gerichtet. Immerhin ist er so erregt und aus dem Alltagsgleis geworfen, daß ein rastloser Dauerlauf durch die Straßen nichts anderes zu Tage fördert als den Plan zu einer gigantischen Abendfeier mit Suzette, der Glücksbringerin. Eben will er den Fahrdamm überqueren, um drüben in einem Laden ein Geschenk für sie zu kaufen, als ein Herr, der in fliegender Eile von der anderen Straßenseite kommt, gegen ihn prallt und ihn einfach über den Haufen rennt. Auch der Fremde verliert das Gleichgewicht und stürzt über Jean her. Der rappelt sich sogleich wieder auf und will mit einem Schwall urkräftiger Kennzeichnungen auf den anderen losfahren, aber der Eilige ist noch rascher wieder auf den Beinen, murmelt eine Entschuldigung und verschwindet im Menschengewühl der Rue d'Aix. Als Jean, von den Vorübergehenden mitleidig und schadenfroh betrachtet, den Staub von seinem allzu heftig karierten Mäntelchen klopft, stockt jäh seine Hand und greift gleich darauf hastig und zitternd in die Brusttasche. Ein eiskalter Blitzstrahl durchfährt ihn von der Kopfhaut bis zu den Fußsohlen und nagelt ihn auf dem Pflaster fest. Das dicke Banknotenbündel ist verschwunden.
Wiederum wird eine Etappe der Geschichte durch das Schließen einer Tür bezeichnet; diesmal aber wird sie nicht mit schmetterndem Knall und von draußen, sondern leise und von drinnen geschlossen. Jean steht, nach dem müden und schleppenden Erklettern vieler Treppen, in seinem kleinen Dachzimmer — ein vernichteter, ratloser, um seine Zukunft betrogener Mann. Eine dumpfe, ziellose, aufsäßige Wut sitzt ihm wie ein bitterer Klumpen in der Kehle und schmerzende Tränen rinnen an seiner Nase herunter und tropfen auf den Fußboden. Der magere, wortkarge, pessimistisch blickende Kommissar auf der Polizeiwache hat sich alles berichten lassen, ein Protokoll aufgesetzt und, während Jean unterschrieb, die Beförderung einer so großen Summe in der Manteltasche als sträflichen Leichtsinn streng gerügt. Dann war Jean entlassen. Nun ist er so gelähmt, betäubt und geblendet, daß er erst nach geraumer Zeit den Brief bemerkt, der auf seinem Tische liegt. Die Anschrift ist mit der Maschine geschrieben und der Aufdruck auf dem Umschlag besagt, daß es sich um eine Mitteilung des Rechtsanwalts Théophile Lambert handelt. Rechtsanwalt, denkt Jean. Was kann ein Rechtsanwalt von einem Manne wollen, der kein Geld hat und offenbar auch keines haben soll? Nun, es geht in einem hin — und er liest, daß Maître Lambert ihn bittet, sich ehestens zur Entgegennahme einer wichtigen Mitteilung in seiner Kanzlei einzufinden. Ausweispapiere sind mitzubringen. Einer solchen Aufforderung, hinter der etwas dräuend Amtliches lauert, widersetzt man sich nicht, besonders dann nicht, wenn man nichts mehr zu verlieren hat. Gehorsam und unverweilt setzt Jean sich in Bewegung.
Maître Lamberts große Kanzlei ist, wie die eines jeden Anwalts, von etlichen schlecht gekleideten und angestaubt aussehenden Herren und vielen schönen jungen Damen bevölkert, und Jean hat den undeutlichen Eindruck, daß alle ihn neugierig anstarren und aufgeregt miteinander tuscheln, als er mit bemerkenswerter Eile in Maître Lamberts Zimmer geführt wird. Er geht geräuschlos über einen dicken Teppich, den sein berufliches Unterbewußtsein als echten Teheran vermerkt, und fühlt sich scharf und sozusagen erschöpfend durch die blitzenden Gläser einer großen Hornbrille gemustert: Jean Patou —? Die Ausweise —? Aha. Danke. Und nun wird eine verblüffende Frage auf ihn abgeschnellt: Er soll sagen, wieviel Geld er besitzt. Das Wort „Geld" weckt ihn jäh aus seiner Erstarrung; er wirft die Arme in die Luft und seine ganze Erbitterung bricht aus ihm hervor: Geld —? Nein. Er hat kein Geld, keine hundert Franken (er kramt die zerknitterten Scheine aus den Taschen hervor) und er wird auch keines mehr bekommen, denn er hat keine Stellung mehr und was er besaß — oh, er besaß viel — hat man ihm soeben gestohlen. Die Polizei — — Hier aber bricht er ab, denn Maître Lambert hat sich mit federndem Ruck aus dem Sessel erhoben, und nun zeigt sich, daß er eigentlich ein jovialer, munterer Herr ist, einer jener gepflegten rundlichen französischen Anwälte, die finanzpolitisch-parlamentarischen Ehrgeiz haben und das rote Bändchen der Ehrenlegion im Knopfloch des schwarzen Sakkos tragen. Er nimmt mit Wärme Jeans rechte Hand und drückt ihn mit der um die Schulter gelegten Linken sanft in einen Ledersessel nieder; er bekennt sich zu der Überzeugung, daß wir kurzsichtigen Menschen allzu oft für ein Unglück halten, was in Wahrheit ein Glück ist; Jean, sagt er, sei ein staunenswertes Beispiel dafür: Da sei doch damals sein Onkel Pierre Patou, der Bruder seines verstorbenen Vaters, nach einem Zerwürfnis mit seiner Familie nach Amerika gegangen und habe die Verbindung mit der Heimat nur noch durch ihn, Maître Lambert, aufrechterhalten. Nun sei der Onkel romanhafterweise ohne Leibeserben verstorben und habe wiederum ihn, Maître Lambert, zu seinem Vertrauensmann und Mitvollstrecker des Testaments bestimmt. Dieses Testament aber, von dem der amerikanische Konsul eine Abschrift übermittelt habe, ernenne Jean Patou zum Gesamterben — freilich unter einer etwas boshaften Bedingung: der nämlich, daß er zur Zeit mittellos sei und höchstens hundert Franken besitze. Diese Bedingung sei ja nun durch eine ebenso sonderbare wie glückliche Fügung erfüllt und somit das Vermögen von rund einer Million Dollars in bar und mindestens ebensoviel in Wertpapieren und Liegenschaften davor bewahrt, an die Liga zur Hebung des Familienlebens zu fallen.
Da sehen wir nun also bald darauf einen Mann durch die Straßen gehen, der vor einer halben Stunde Millionär geworden ist. Haben wir uns einen solchen Menschen so vorgestellt? Ganz gewiß nicht. Denn Jean schleicht auf unsicheren Füßen bleich und gebückt daher, mit zwinkernden Augen und zitternden Lippen. Die Häuser und Menschen und Fahrzeuge um ihn her kreisen und schwanken, das Pflaster schwappt wie aufgeweicht unter seinen Sohlen, der Kognak, den Maître Lambert ihm gegeben hat, steht als Säule flüssigen Feuers in seinem Innern vom Schlund bis zum Magen; seine Hand umkrampft in der Tasche einen hohen Scheck als Vorschuß auf die Erbschaft, sowie die Abschrift des Testaments und einer Urkunde, mit der er den gewandten und umsichtigen Maître Lambert zu seinem Bevollmächtigten und zum Verwalter seines Vermögens ernannt hat. Jetzt steht die Welt ihm offen, sollte

Winter / Von K. M. Schiller

Eine dünne, zerschlissene graue
Decke hängt über dem Land.
Alle die guten Wege frieren. Die zarte, geliebte Aue
zittert blau. Die dürftige Brücke am Rand

der Gehöfte krümmt sich verfroren. Wenn ich mit einer,
die ich kenne, jetzt über sie ginge, sie bräche entzwei.
Krähen fliegen mit heiseren Schreien an meiner Hütte vorbei.

Nun beginnt es über den Feldern zu schneien.
Weiß und dicht weht's aus den Wäldern heran.
Du mußt es meinem armen Herzen verzeihen,
daß es dich nicht vergessen kann.

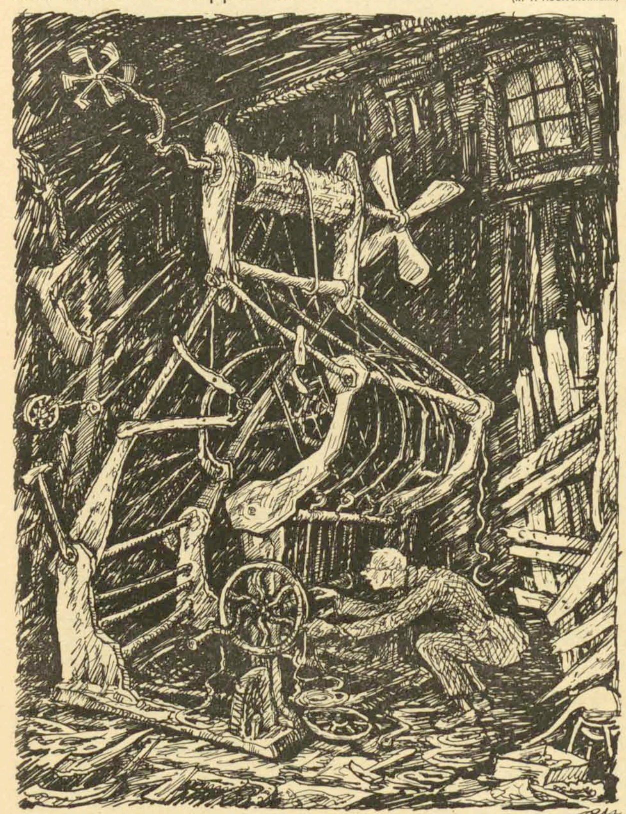
man meinen. Aber er ist am Ende seiner Kraft. Er hat das dumpfe Gefühl, daß sich mit ihm binnen kurzem, wenn er wieder denken und begreifen kann, etwas Erschreckendes begeben wird — irgendein Ausbruch, eine denkwürdige Ausschreitung, eine tolle stimmliche und akrobatische Veranstaltung. Mithin hat er ganz einfach Angst. Er geht nach Hause. Er gedenkt sich zu verkriechen, bevor womöglich noch mehr geschieht. Er muß allein sein.

Er bleibt nicht allein, denn es ist noch mehr geschehen. Vor der Tür, die er von drinnen schließen möchte, steht ein soeben eingetroffener Polizist und überbringt ihm die Aufforderung, sich zwecks Gegenüberstellung mit dem Täter und Identifizierung seines Eigentums auf der Wache einzufinden. Jean hat den mageren, wortkargen, pessimistisch blickenden Kommissar unterschätzt. Dieser erfahrene und gefährliche Beamte hat nach Jeans Fortgang die gegebenen „Fingerzeige" genutzt, Herrn Pigeot mit geräuschlosen, aber wirksamen Mitteln gesprächig gemacht und das Ergebnis dieser Unterhaltung erstaunlich schnell in einen Fahndungserfolg umgesetzt. Als Jean das Wachzimmer betritt und sich zu einem Rundblick zwingt — sieh an: da sitzt, jetzt keineswegs mehr gesprächig, auf einer Bank an der Wand einer von den seltsam gekleideten Herren aus dem Tabakladen, der Wegelagerer von der Rue d'Aix; und auf dem braunen Holztisch liegt das geraubte Banknotenbündel.

Jean beträgt sich keineswegs so, wie es die Anwesenden mit einigem Recht von ihm erwartet haben. Vielmehr nimmt er die Banknoten in die Hand und betrachtet stumm und angestrengt diese schicksalhaften Scheine, die ihm erst vermeintlich Glück brachten, dann zum Anlaß bitteren Unglücks zu werden schienen, dann durch ihre taktvolle Abwesenheit ein noch viel größeres Glück begründeten und nun, nach vollbrachter Aufgabe, gewissermaßen vertraulich und schalkhaft blinzelnd zu ihm zurückkehren. Er begreift plötzlich — nicht alles, nicht, wie wir, die ganze dramatisch berechnete, gesteigerte und gerundete Ironie dieses Schicksalsspiels; das wäre zu viel von ihm verlangt — aber immerhin so viel, daß der Kommissar Anlaß hat aufzuspringen und ihn entsetzt anzustarren: Denn Jean beginnt, mit einem glucksenden Laut, zu lachen und lacht immer lauter und lacht, daß es von den Wänden widerhallt, indessen seiner wie vom Krampf geschüttelten Hand die Scheine entgleiten und einer nach dem anderen langsam kreisend zu Boden flattert.

Der Bastler - Il rappezzatore

(R. v. Hoerschelmann)



DIE TELEFONZELLE

VON RAINER PREVOT

Du hast es vergessen, glatt vergessen! Vergessen, rechtzeitig abzusagen, und jetzt erwartet man dich. Du aber hast was viel Netteres vor, als die langweilige Gesellschaft, die dir wieder den ganzen Abend vermiesen will. Doch wozu gibt es die beglückende Erfindung des Telefons? Die nächste Zelle ist fünf Minuten entfernt; wenn du eilst, erwischt du noch den Anschluß zu deinem anderen, viel einladenderen Stelldichein: Punkt halb acht Uhr, hat die Fanny geschrieben. Dein Herz klopft den Takt der Sekunden.

Draußen ist es schon fast dunkel. Du rasest um zwei Straßenecken, rennst jedesmal einen behäbigen Mitbürger vom Gehsteig und gelangst, mit berechtigten Flüchen beladen, zum ersehnten Glaskasten.

Da ist natürlich schon eine drin, und zwei weitere warten. Jede hat mindestens drei Rendez-vous auszumachen. Denn morgen ist Sonntag. Und die jeweiligen Partner sind entweder nicht daheim oder sprechen anderweitig, am Ende gar mit Rivalinnen! Denn immer wieder sieht deine wartende Verzweiflung das Zehnerl deiner vordringlichen Feindinnen im oberen Schlitz des Apparates verschwinden und im unteren wieder zum Vorschein kommen. Ein tückisches Geduldspiel, das, dreimal wiederholt, eine halbe Stunde dauert. Endlich kommst du dran! Aber jetzt kannst du die Telefonnummer nicht mehr lesen beim blassen Schein der blauen Deckenbirne. Du rennst wütend wieder hinaus: Ein Licht! ... Ein Königreich für ein Licht! ... Aber niemand, der da des Weges kommt, hat Mitleid und eine Taschenlampe, oder will sie dir leihen.

Inzwischen ist die Telefonzelle wieder besetzt. Aber der brave Eindringling hat ein gutes Herz und — Streichhölzer. Mit seiner Hilfe kritzelst du die Nummer auf den Brief der dich zärtlich erwartenden Fanny. Jetzt bist du endlich so weit, ein Zehnerl hast du auch; du atmest erleichtert. Doch was ist das? Dein Zehnerl paßt nicht in den Schlitz, es ist zu dick! Du stürzest abermals hinaus auf die dunkle Straße, um ein dünneres Zehnerl zu betteln. Die erste Dame, der du dein Anliegen vorbringst, versteht dich nicht; sie hält dich für einen „Verdunkelungsräuber" und will um Hilfe schreien. Du flehst um Gnade und findest beim nächsten Fräulein, das des Weges kommt, mehr Mut und Verständnis. Hurra, dein umgetauschtes Zehnerl paßt!

Belegtzeichen! Du probierst es noch einmal, und immer wieder. Ist der Apparat gestört? Oder hat die perfide Bande ausgehängt, damit du diesmal nicht, wie gewöhnlich, absagen kannst? So oft du einwirfst, tutet's dir höhnisch ins Ohr: Komm doch, komm doch! ...

Verärgert gibst du's auf, aber entschlossen, ein Rüpel zu sein und unabgesagt fernzubleiben. Die Fanny wartet hoffentlich noch!

Doch wo ist ihr Brief? Wehe, den hast du mit der aufgekritzelten Unglücksnummer in der Telefonzelle liegen lassen. Und wenn ihn da jemand findet, ist sie „kompromittiert", die Fanny. Hals über Kopf stürzt der Kavalier, der du sein willst, in die Nacht zurück, entgeht mit knapper Not einem Autounfall, einer dahersausenden Trambahn, kassiert unterwegs einige verdiente Rippenstöße ein und steht endlich atemlos vor der Schicksalszelle. Sie ist natürlich wieder besetzt. Die ganze Stadt scheint heute vom Telefonfimmel befallen. Oh, diese verfluchten Rendez-vous!

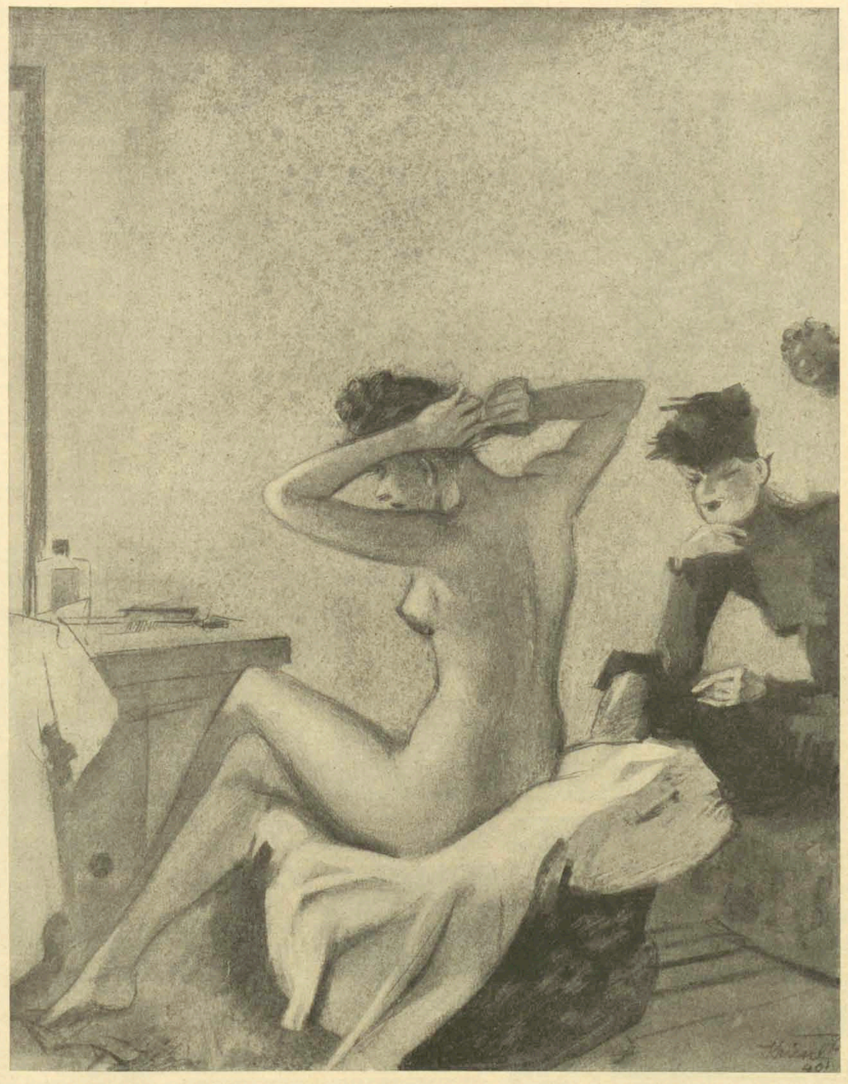
Du brichst jetzt einfach ein. Eine stattliche Venus im Pelz fährt wild herum: „Erlauben Sie mal!" Das ist doch die Höhe! Die Person telefoniert ja gar nicht, sie repariert ihren zerrissenen Strapsgürtel und versichert, bald damit fertig zu sein, wenn du ihr mit einer Sicherheitsnadel aushelfen kannst. Jetzt gibst du dich geschlagen. „Entschuldigen Sie", stammelst du. „Ich suche nur einen Brief, der dort auf dem Telefonbuch lag."

„Ach, Sie meinen den Wisch! Damit habe ich meinen Schuh geputzt und die Schmiere dann weggeworfen."

Fannys zärtlicher Brief! Und eben schlägt es acht Uhr. Vorbei! Mit höhnischem Lächeln rauscht die zusammengeflickte Venus an mir vorüber. Und du stehst verlassen, weggeworfen wie Fannys Brief, neben diesem Glaskasten, der dem Geselligkeitstrieb der Menschen dienen möchte, der Pflege der Eintracht in Geschäft und Liebe.

Die Erzählung

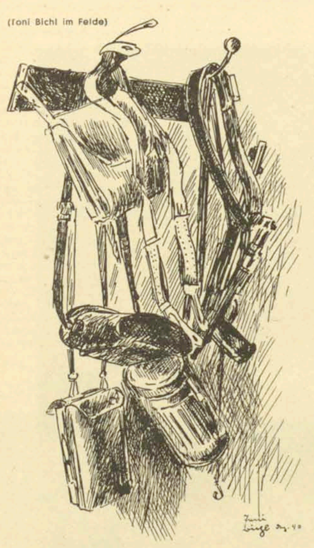
(R. Kriesch)



„ . . . und dann habe ich gesagt: ‚Mein Herr, sie haben ein anständiges Mädchen vor sich . . . ' und er hat gesagt: ‚Oh, das tut mir leid' . . . !"

Il racconto: "... e poi io ho detto: 'Signore, Voi avete dinanzi a Voi una ragazza onesta . . . , ed egli ha detto: 'Oh, mi dispiace, . . . !,,

(Toni Bichl im Felde)



Wie ich meine Rüstung seh',
wenn ich abends schlafen geh'.

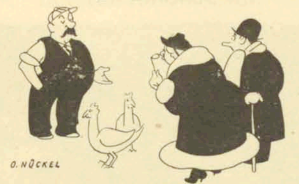
EINE ALTE RATTE / VON MICHAEL SOSTSCHENKO

Die Einzeichnungen für das Flugzeug machten gute Fortschritte.
Einer von den Angestellten, ein alter „Fachmann" in Luftsachen — er war nämlich schon zweimal in einem Fesselballon aufgestiegen —, hatte sich freiwillig gemeldet, in allen Abteilungen des Amtes herumzugehen und zu agitieren.
„Genossen", sagte er, „eine neue Zeit bricht an. Jede Behörde soll künftig ihr eigenes Luftverkehrsmittel in Gestalt eines Flugzeuges besitzen . . ."
Die Angestellten trugen sich willig in die Zeichnungsliste ein. Keiner widersprach dem „Fachmann". Nur in einem Zimmer, in der Rechnungsabteilung, stieß er auf einen Widerspenstigen. Dieser Widerspenstige war der Rechnungsführer Teterkin.
Der Rechnungsführer Teterkin lächelte ironisch und fragte den „Fachmannn":
„Für ein Flugzeug? Hm . . Was für ein Flugzeug soll das denn sein? Wie käme ich dazu, so mir nichts, dir nichts mein Geld dafür hinauszuschmeissen? Bin doch eine alte gerissene Ratte, mein Lieber."
„Erlauben Sie mal", ereiferte sich der „Fachmann", „es handelt sich um ein gewöhnliches Flugzeug . . ."
„So, so, ein gewöhnliches", bemerkte Teterkin mit einem säuerlichen Lächeln. „Wie aber, wenn es sozusagen nicht widerstandsfähig genug ausfällt? Es könnte ja, wenn man damit losfliegt, im Wind zerschellen — und futsch wäre das schöne Geld! Sollte ich also aus Dummheit mein Geld dafür vertun? . . . Als ich meiner Frau eine Nähmaschine kaufte, da habe ich, wohlgemerkt, jedes Rädchen eigenhändig geprüft . . . Wie aber steht's damit hier? Vielleicht tut sich der Propeller sozusagen — nicht drehen? He?"
„Aber erlauben Sie mal", schrie ihn der „Fachmann" an, „den Bau übernimmt doch ein staatliches Werk! Ein Werk! . . . Ein Werk! . ."
„Ein Werk! . . ." äffte Teterkin. „Was will das schon besagen, daß es ein Werk ist? Ich bin zwar noch nicht wie Sie mit einem Fesselballon aufgestiegen, doch bin ich eine alte gerissene Ratte, mein Lieber, und kenne mich aus. So manches Werk sackt wohl das Geld ein, aber was Gescheites kommt dabei nicht heraus . . . Fuchteln Sie mir nicht so vor der Nase herum! Ich werd' schon zahlen. Das Zahlen tut mir nicht weh . . . Ich sag ja das alles nur aus Gründen der Gerechtigkeit. Doch Geld hergeben — hier, bitte schön. Ich bin sogar bereit, für den Mitrjuchin zu zahlen — er ist gerade in Urlaub . . . Hier, bitte."
Teterkin zückte die Börse, zählte nach dem Tageskurs einen Goldrubel für sich selber und einen Viertelrubel für Mitrjuchin ab, zeichnete sich in die Liste ein, rechnete den Betrag nochmals nach und übergab ihn dem „Fachmann".
„Hier haben Sie's . . . Doch stelle ich eine Bedingung, mein Lieber: ich werde das Werk persönlich besuchen. Denn wie dem auch sei: das eigene Auge ist ein Diamant, ein fremdes aber — nur ein elender Glasscherben."
Eine ganze Weile noch brummte Teterkin etwas vor sich hin. Dann machte er sich wieder an seine Rechnerei. Doch konnte er vor lauter Aufregung nicht arbeiten.
Zwei volle Monate war er danach außerstande, zu arbeiten. Wie ein Schatten folgte er überallhin dem „Fachmann". Er lauerte ihm in den Gängen auf. Er interessierte sich immerzu für das Zeichnungsergebnis. Er wollte wissen, wieviel ein jeder gegeben hatte und wo das Flugzeug gebaut werden würde.
Als die Sammlung abgeschlossen und das Flugzeug bestellt worden war, begab sich der Rechnungsführer Teterkin mit einem grimmigen Lächeln ins Flugzeugwerk.
„Na, Jungens, wie geht die Arbeit voran?" fragte er die Arbeiter.
„Was geht denn Sie das an?" fragte der Ingenieur.
„Wieso denn?" wunderte sich Teterkin. „Ich habe mein Geld für das Flugzeug vertan, und da fragen Sie noch? . . . Hier wird ein Flugzeug für unsere Behörde gebaut . . . Ich muß nachsehen."

Teterkin ging lange in der Halle herum, betrachtete das Material, prüfte es sogar mit den Zähnen und schüttelte den Kopf.
„Recht widerstandsfähig müßt Ihr's bauen, Jungens", sagte er zu den Arbeitern. „Ich bin eine alte gerissene Ratte, ich kenne euch .. Gauner seid ihr alle. Erst fabriziert ihr was, und hinterher stimmt daran was nicht . . . Es tut sich beispielsweise der Propeller nicht drehen . . . Ich muß euch also schon bitten, bin ja sozusagen materiell interessiert." Teterkin machte noch einen Rundgang durch die Halle, versprach gelegentlich wiederzukommen und ging fort.
Danach besuchte er das Flugzeug täglich. Zuweilen brachte er es sogar fertig, zweimal zu kommen. Er stritt sich herum, veranlaßte die Auswechslung des Materials und sah sich manchmal auch die Zeichnungen im Arbeitsraum des Ingenieurs an. „Hören Sie mal", sagte da eines Tages der Ingenieur, dem es bereits schwerfiel, höflich zu bleiben, „Sie sollten schon, bitte, na, wie soll ich mich ausdrücken . . . sich nicht weiter beunruhigen. Wir werden schon unser Möglichstes tun. Ersparen Sie sich also Ihre unnützen Besuche . . . Wir müßten nämlich sonst auf den Auftrag verzichten . . . Als Vertreter der Auftraggeber müßten Sie das doch verstehen . . ."
„Aber erlauben Sie mal", sagte Teterkin, „was bin ich denn für ein Vertreter der Auftraggeber? Das bilden Sie sich ein. Ich bin hier als Privatmann. Hab' mein schönes Geld für das Flugzeug vertan."
„Ach so!" schrie der Ingenieur ihn an. „Sie sind also gar kein Vertreter der Auftraggeber! Wieviel Geld haben Sie denn, zum Teufel nochmal, vertan?"—„Wieviel? Einen Goldrubel habe ich vertan."
„Wieso einen Rubel?" fragte der Ingenieur verdutzt. „Nur einen Rubel?" Er riß die Tischschublade auf und warf dem Teterkin den Betrag hin. „Hier haben Sie Ihr Geld zurück, daß Sie der Teufel hole! Hier haben Sie es . . ."
Teterkin zuckte die Achseln:
„Wie Sie wünschen. Wenn Sie's nicht behalten wollen, dann lassen Sie es bleiben. Ich bestehe nicht darauf. Kann meine Bestellung auch anderwärts machen. Bin ja eine alte gerissene Ratte."
Teterkin zählte das Geld nach, steckte es ein und ging. Doch auf halbem Wege kehrte er nochmal um. „Das für den Mitrjuchin auch", sagte er.
„Für den Mitrjuchin?" brüllte der Ingenieur. „Für den Mitrjuchin, Sie alte Ratte?" — Teterkin riß erschrocken die Tür auf und ging eilig hinaus.
„Futsch ist das Geld", flüsterte er vor sich hin. „Den Viertelrubel hat er unterschlagen, der Halunke .. Und so was nennt sich Ingenieur . . ."

(Deutsch von Hans Ruoff)

LIEBER SIMPLICISSIMUS



Ich halte mir Hühner. Eine schöne bunte Schar. Herrische kamen aus Hamburg.
Sie jubelten auf: „Hühner! Hühner!"
„Freilich." — „Was ist das für eine Rasse?"
Ich, ernsthaft: „Das sind zwei Rassen — die kleineren da sind Backhendl und die größeren sind Brathendl — —"
J. H. R.

Graf Bobby sitzt im Kaffeehaus. Er liest die Wiener Bühne. Die Bilderl gefallen ihm so viel gut. Da kommt plötzlich sein Hausmädchen, die Mizzi, gelaufen. „Herr Graf! Herr Graf!"
„Was gibt's denn?"
„Sie haben einen Jungen bekommen!"
Graf Bobby springt hocherfreut auf: „Was? Einen Jungen! Herrlich! — Jetzt laufen S' schnell nach Haus, Mizzi, und sagen S' es auch meiner Frau — aber recht schonend, net wahr, recht schonend — sie war in der ganzen letzten Zeit gar net recht wohl beieinander — —"

Ich lernte im Hotel Pupp ein junges Ehepaar kennen. Es erzählte, ein Jahr verheiratet zu sein. Gestern saßen wir in der Bar.
Gläser kamen auf den Tisch. Sagte der Gatte zur Gattin: „Schau, Helene! Solche Gläser hat meine Frau daheim auch."
J. H. R.

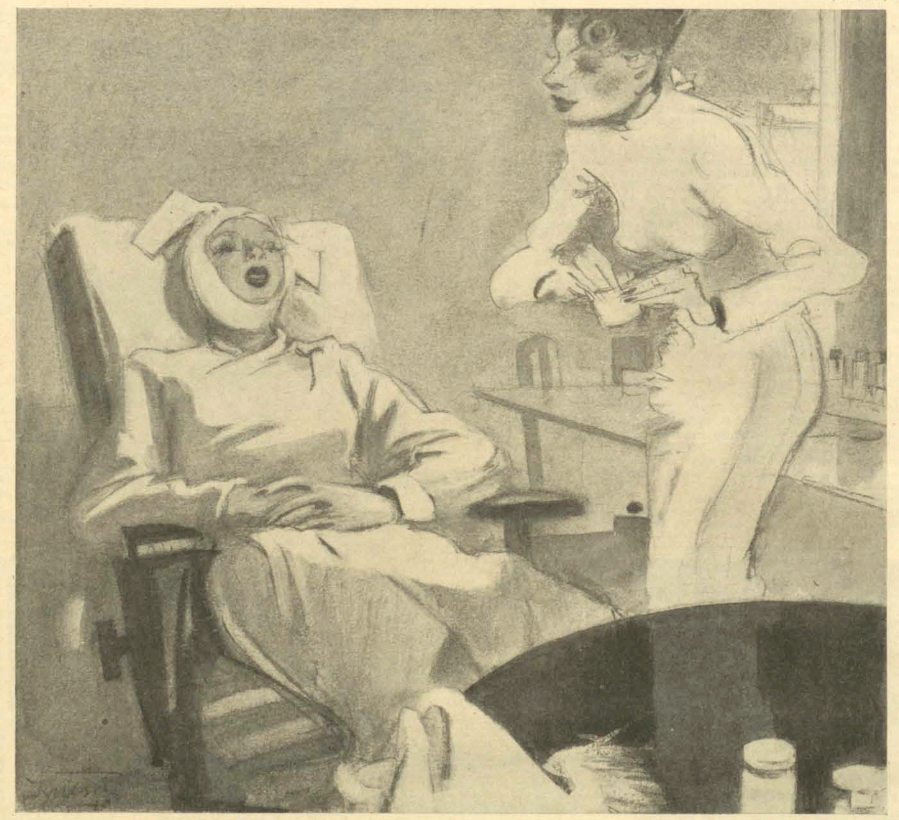
Als ich noch Junggeselle war — —
„Zenta", sagte ich zu meinem Hausmädchen, „ich gehe jetzt zu meiner Braut in die Mariahilfer Straße — wecken Sie mich morgen früh Punkt acht Uhr." — „Jawohl, Herr Doktor."
Am nächsten Morgen wachte ich halb neun Uhr auf. Keine Spur von Zenta. Endlich kam sie abgehetzt die Stiegen herauf.
„Warum haben Sie mich denn nicht geweckt, Zenta?"
Zenta stotterte: „Ich wollte doch — ich war doch eben auf der Mariahilfer Straße —"
J. H. R.

Ich lebe im tiefsten Bayern. Unser Förster freite ein junges Weib.
„A Lutherische soll sie sein — a Protestantische!" Der Installateur nickte heftig: „Hab i mir eh glei denkt, als i vorigen Monat über die Badwann a elektrische Birn anbringen mußt!"
J. H. R.

Ellen Ney, die berühmte Pianistin, gastierte in Gera. Kam einer ins Künstlerzimmer.
„Frau Ney?" — „Ja. Sie wünschen?"
„Freut mich, Sie kennenzulernen — es wird Sie interessieren, meine Frau spielt daheim auch auf dem Klavier — —"
J. H. R.

Im Schönheitssalon

(R. Kriesch)



„Schönheit braucht ihre Zeit, gnädige Frau, die berühmte Kaiserin Kleopatra soll ständig ein paar Hundert Schönheitsmittel benutzt haben!" — „Meinetwegen, dafür hatte sie dann auch 'nen Cäsar und ich nur 'ne schwache Hoffnung auf 'nen Gustav!"

Nel gabinetto di cosmetica: "La bellezza, signora, abbisogna del suo tempo. Si dice che la famosa Cleopatra abbia fatto uso costantemente di alcune centinaia di cosmetici!,, — "Lo credo bene. Ma in compenso ella aveva anche un Cesare, mentre io non ho che la debole speranza di un Gustavo!,,

MEINE BÜHNENLAUFBAHN

VON HANS HARBECK

Es mag sein, daß ich in meinem ganzen Leben nur ein Dutzend Rollen verkörpert habe, aber das ist kein Grund, mich für einen Dutzendschauspieler zu halten.
Ich pfeife auf Atemtechnik, Rhythmik, Fechtstunden und alles schulmäßig Erlernbare. Ich bin ein kindhafter Mime, ein Erz- und Urkomödiant. Ich spiele aus dem Blut und mit den Fingerspitzen. Um ein Haar hätte ich Mitterwurzer und Matkowsky überflügelt. Um *ein* Haar!
Mein erstes Auftreten als Schauspieler fiel mit meinem ersten Auftreten als Dichter zusammen. Ich veröffentlichte damals ein feuerrotes Lyrikbändchen, das „Revolution" hieß und in der staatsgefährlichen Aufforderung gipfelte: „Stoßt Türen ein. Tötet und sengt."
Aus dem instinktiven Wunsch heraus, meine nihilistischen Worte durch positive Taten aufzuheben und solchermaßen das bedrohte Gleichgewicht der Welt wieder herzustellen, spielte ich abends mit Hingebung und merkwürdiger Anpassungsfähigkeit Schutzmänner. Ich war eigentlich Dramaturg, aber meines Lebens schönster Traum und tiefster Sinn waren Schutzmänner, nach denen ich inbrünstig lechzte. Stücke, die man dem Theater vertrauensvoll einreichte, waren von vornherein erledigt, wenn sie keine Schutzmänner enthielten.
Als Schutzmann spielte ich auf der Bühne jeden Partner an die Wand. Als Schutzmann hatte ich jenen monumentalen Zug, um den mancher Künstler sein Leben lang vergebens ringt.
Ich mimte Schutzmänner in wertlosen Schwänken und in Werken von literarischem Rang. Wer je des Glückes teilhaftig geworden ist, einen meiner Schutzmänner zu sehen, wird es begreiflich finden, daß der Nordwestgau des deutschen Schutzmannsverbandes mich zu seinem Ehrenmitglied ernannte und mir außerdem einen aus Handschellen sinnreich konstruierten Kranz überreichte.
Die Presse lobte meine an Mimikry grenzende Darstellungskunst. Nur einmal, in Strindbergs „Traumspiel", gab es einen Mißklang. Ein Rezen-

Französische Gefangene - Prigionieri francesi

(Vierthaler im Felde)



sent schrieb höhnisch, meine Leistung wäre finstere Provinz. Der Teufel mag wissen, wie er dazu kam. Vielleicht hatte ich ihn nicht höflich genug gegrüßt. Vielleicht hatte ihm seine Braut in einer schwachen Stunde eingestanden, daß sie zu mir in sündhafter Liebe entbrannt sei. Wer mich kennt, wird sich dieser letzteren Vermutung anschließen.

Aber Bosheit hat kurze Beine. Die Nemesis ergriff meine Partei. Besagter Rezensent wurde gekündigt und mußte die Hauptstadt verlassen. Die Provinz, die er mir in die Schuhe hatte schieben wollen, nahm ihn auf.

Zwischendurch spielte ich schwerwiegende Chargen. Eine besonders reife Probe meiner Kunst bot ich als Dr. Malkolm in Wedekinds „Franziska". Die Zeitungen sprachen einstimmig von einem Kabinettstück. Meine Rolle bestand aus sechs Zeilen, aber wie ich dieselben hinlegte, das war platterdings außerordentlich. Mit gespannter Aufmerksamkeit wartete ich auf mein Stichwort „Sau", und dann legte ich los:

„Herr Oberkellner, ich möchte zahlen.
Du findest in mir einen ehernen Recken,
dessen Küsse wie schlesisches Himmelreich
schmecken.
Ich fiel nur deshalb durch bei den Wahlen,
weil der Schriftsteller, was er politisch auch
schreibt,
in Deutschland ein Schuft unter Schurken bleibt."

Jeder Zoll an mir war Recke. Mit teutonischer Wucht schleuderte ich die Worte „Schuft" und „Schurke" in den Zuschauerraum, durch den hörbar eine Gänsehaut lief. Meine Brillengläser funkelten wild. Mein Mastixbart bäumte sich martialisch.

Worauf ich meinen Arm um die Hüfte der Dame Schlammgrundel schlang und zielbewußt mit ihr durch die Mitte entschwand. Jeder Theaterbesucher entnahm aus meinem kannibalischen Grinsen, was ich hinsichlich der Schlammgrundel, die von einer blassen Novize andeutungsweise dargestellt wurde, in meinem vor Erregung wallenden Busen plante. Ich sollte sie — ha! — verführen, und so stark war meine Kraft der Autosuggestion, daß ich mich hinter der Szene wie ein Werwolf auf meine Kollegin stürzte und sie wütend an mich preßte. Die gesamten Bühnenarbeiter mußten aufgeboten werden, um mich wie ein englisches Pflaster Stück für Stück von meinem Opfer abzureißen. Das war eine Prozedur, der wir auf die Dauer nicht gewachsen waren. Ich gab die Rolle ab, und die gebrochene Novize verließ für immer das Theater.

Ich spielte nun keinen Recken mehr, sondern episodisch auftauchende Laus- und Lotterbuben, Dienst- und Lebemänner, kurzum, allerlei Gesindel und Gesinde. Als Kellner erntete ich in dem Reißer „Die fremde Frau" einen Überraschungserfolg, der am eklatantesten zum Ausdruck kam in dem tiefsinnigen Urteil des Kunstbetrachters Dr. Hinterstich: „Hier ist kein Komiker, sondern ein komischer Schauspieler!"

Mein Kellner wurde zum Tagesgespräch. Ich hatte eine unwiderstehliche Art, das Tablett zu schwenken und mit der Serviette zu fuchteln. Ich drängte mich wanrlich nicht in den Vordergrund, aber solange ich auf der Bühne stand, beherrschte ich das Feld. Ich besaß eine Gabe, die heute auch den sogenannten Prominenten verloren gegangen ist; ich besaß den metaphysischen Augenaufschlag. In „Trommeln hinterm Herd" war es mir vergönnt, mich selbst zu übertreffen. Obwohl mein Direktor mir die Titelrolle angeboten hatte, entschloß ich mich für den vom fortgesetzten Romanlesen schwachsinnig gewordenen Kellner in diesem Stück. Die Rolle war mir auf den Leib gedichtet. Wenn ich das Tablett fallen ließ und schlotternd äußerte: „Die Hauptsache ist, daß sie ihre Lilie noch hat", ja, dann begann das Parkett vor Begeisterung auszuschlagen, und das Spiel mußte minutenlang unterbrochen werden.

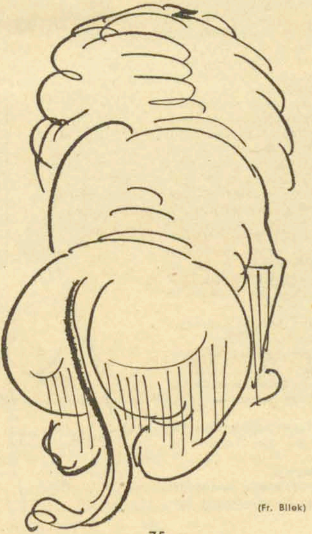
Mein Ruhm führte zu einer Krisis im deutschen Theaterleben. Ich ragte einsam. Ein klaftertiefer Abgrund klaffte zwischen mir und den Darstellungsbeamten.

Die Bühnengenossenschaft wurde mobil gemacht. Hitzige Briefe wurden gewechselt. Stürmische Versammlungen fanden statt.

Das Resultat dieser Bemühungen war, daß eine aus Heinrich George, Emil Jannings, Werner Krauß und Paul Wegener bestehende Abordnung mich kniefällig bat, den Schauspielerberuf an den Nagel zu hängen. Die ergrauten Mimen sahen aus wie Selbstmordkandidaten. Sie hatten alles Vertrauen zu ihrem Können eingebüßt.

Eine Träne der Rührung überschwemmte mich beim Anblick der gramgebeugten Gestalten. Ich schluchzte wie ein Krokodil.

Da ergriff Paul Wegener meine windelweiche Hand und sagte: „Sie rauben uns unser Brot. Man pfeift uns aus, seitdem man Sie gesehen hat. Treten Sie zurück im Interesse Ihrer notleidenden Kollegen!" Wie auf Stichwort fielen die drei andern ein: „Treten Sie zurück im Interesse Ihrer notleidenden Kollegen!" Ich trat zurück.



(Fr. Bilek)

Einsames Mädchen im Prater

Von Josef Robert Harrer

Es war ein sonniger Sonntagnachmittag. Vor dem Geisterschloß im Wiener Prater stand ein einsames junges, hübsches Mädchen und betrachtete verloren die mystische Fassade. Ohne Unterbrechung rollten die Wägelchen in das geheimnisvolle Schloß. Man hörte Lachen und Kreischen. In diesem Augenblick kamen Erich und Hans Karl auf ihrem Praterbummel zum Geisterschloß. Erich stieß seinen Freund mit dem Ellbogen.

„Da, Hans Karl, ein netter Käfer, nicht wahr?"

„Ja, und so einsam! Nirgends in der Naturgeschichte steht geschrieben, daß Käfer, zumal wenn sie schön sind, ein Einzelleben führen. Ich werde die Kleine zu einer Fahrt ins Geisterschloß einladen!" — „Moment!" fuhr Erich dazwischen. „Wer hat das Mädchen zuerst gesehen? Ich! Du wirst wohl einsehen, daß ich —"

„Kommt nicht in Frage! Das Mädchen ist mein Typ! Du schwärmst ja sonst nicht für Rotblond!"

„Ach, wegen der Haare?" sagte Erich. „Das nehme ich praktisch nicht so genau. Also entschuldige mich. Ich werde es versuchen."

Hans Karl zog ihn am Ärmel zurück. „Erich, schau, sei doch nett! Habe ich dir nicht letztens —?"

„Nein, das klingt beinahe wie eine Erpressung! Was letztens war, hat mit diesem Mädchen nichts zu tun. Ich habe sie zuerst gesehen und das gibt mir zweifellos und unbestreitbar das Vorrecht!"

Hans Karl schüttelte den Kopf.

„Vorrecht hin, Vorrecht her! Mir gefällt die Kleine. Und außerdem bin ich der Ältere."

„Der Ältere? Gut! Mädchen sind immer für die Jüngeren da!"

„Ah, du meinst gar, ich sei für das Mädchen zu alt? Lächerlich! Ich werde dir sofort beweisen, daß ich ..." — „Danke, ich verzichte auf den Beweis!" Und er machte einen Schritt auf das einsame Mädchen zu. Hans Karl erwischte ihn noch rechtzeitig an einem Rockzipfel. „Dageblieben! So geht das nicht. Der Zufall soll entscheiden!"

Er zog mit diesen Worten eine Münze aus der Tasche. „Kopf oder Adler! Einverstanden?"

Mißmutig nickte Erich.

„Meinetwegen! Ich Kopf, du Adler!"

Hans Karl warf die Münze in die Luft. Der Zufall aber aller Zufälle ließ in seiner Laune das Geldstück so auf dem Boden landen, daß es mit dem Rande im Sand steckenblieb und so weder den Kopf, noch den Adler zeigte.

„Unglaublich!" sagte Hans Karl unter dem Gelächter der Umstehenden. „Das ist ja fast ein Wunder! So kommt eine Münze kaum einmal unter Millionen Versuchen zum Stehen. Halt, ich weiß, was das zu bedeuten hat! Wir sollen eben beide das Mädchen ansprechen."

„Aber nur einer kann mit ihr ins Geisterschloß fahren!" meinte Erich. „Das Wägelchen faßt doch nur zwei Personen. Wer wird mit der Kleinen fahren, du oder ich?"

„Das Mädchen soll selbst wählen!" sagte Hans Karl. „Das ist die beste Lösung. Einverstanden?" Erich nickte. Nun wandten sich die beiden Freunde dem einsamen Mädchen zu. Aber es war kein einsames Mädchen mehr. Eben trat ein junger Mann mit dem Mädchen auf das Geisterschloß zu; und der junge Mann wandte sich um, er lachte Erich und Hans Karl breit zu und rief: „Ich habe den Rand der Münze gewählt und ich habe — wie Sie sehen — gut gewählt!"

Alte Stadt / Von Rudolf Haberin

Aus Berg und Wäldern drang durchs alte Tor
die Landschaft in die Enge hier herein,
aus ihren Quadern stiegen, Stein um Stein,
die steilen Giebel trotzig stolz empor,
und Fachwerk fügte sich mit Fenstern ein.

Aus Dächern, Türmen, Winkeln, Wand bei Wand,
mit Tal und Gipfeln, wirr und wundersam,
wuchs neue Landschaft auf aus Menschenhand,
als wuchtig aufgewogt die Stadt erstand,
die Fluß und Weg in ihre Obhut nahm.

Und Berg und Wald und Land voll weiter Sicht
trug jeder, der hier blieb, durchs Tor herein
und prägte stumm sein eigenes Gesicht,
das wie vorzeiten in die Stille spricht,
in Form und Maß in seines Hauses Stein.

Wer überdauerte wie er die Zeit?
Und wer wohl geht hier heute ein und aus?
Klar, schlicht und schön blieb es, von euch geweiht,
wie ihr voll Zuversicht, daß der gedeiht,
der hier zu Hause ist in solchem Haus — —

DIE HÜNDIN SABA / VON WALTHER FRANKE-RUTA

Vorausgeschickt sei, daß die Familie Pampuri bei weitem nicht so elend dran war wie ihre Hündin Saba. Der Mann war immerhin Rechtsanwalt und führte allerhand kleine und kleinste Zivilprozesse, für die ihm allerdings niemand Gebühren bezahlte. Saba dagegen war blind.

Die Wohnung lag in einem neuen großen Haus und sah von außen geradezu vornehm aus, aber bei einer Inventur des Küchengerätebestandes wäre eine deutsche Hausfrau in Ohnmacht gefallen. Wir sanken nicht in Ohnmacht, bloß, daß Saba Flöhe hatte, störte uns anfänglich etwas; später schränkten wir unser Tierstreichelbedürfnis auf ein Minimum ein und führten immer ein bißchen Insektenpulver in der Tasche mit uns. Im übrigen waren Pampuris, wie alle Neapolitaner, reizende Leute.

Manchmal, wenn bei uns oder bei ihnen unversehens ein Geldschiff gelandet war, saßen wir bei ihnen oder sie bei uns. Wir tranken Marsala, rauchten pechschwarze Zigarren, spuckten in den Meerbusen von Neapel. Die Frauen strickten Golfs, und wir Männer bastelten so lange am Radio herum, bis sich die Wellen bogen. Dann verfolgten wir interessiert das Aufsteigen eines handfesten neapolitanischen Familienkrachs, Söhne zankten sich mit Vater und Töchter mit Mutter, es wurde sehr viel und gar nicht leise gesprochen, phantastische Flüche und Verwünschungen wurden laut, und wenn wir schon dachten, jetzt zögen sie alle die Stilette und rotteten sich gegenseitig aus, waren sie auf einmal alle wieder ausgesöhnt und ein Herz und eine Seele. Die blinde Saba schnupperte von einem zum anderen und kratzte sich. Dann kratzten wir uns auch, und es war ein stiller, genußreicher Abend.

Rechtsanwalt Pampuri verstand es, in allen Zivilprozessen irgendwie eine verborgene Falte zu finden, aus der man mit Geduld und Tücke einen Strafprozeß fabrizieren oder wenigstens drohend andeuten konnte. Seine Briefe waren furchterregend. Ob er in seinem Büro eine Schreibmaschine hatte, war unbekannt, das Telefon jedenfalls war schon längst in — Reparatur. Manchmal schrieb er einen Schriftsatz auf meiner Maschine, da ging es dann mit haarscharfen Argumentationen und bitterbösen Anspielungen, inwiefern der Fall das Strafrecht streife, höchst gefährlich zu. Die blinde Saba saß dabei, dachte, sie sei auf der Straße, machte langsam im Zimmer sich verbreiternde Pfützchen und kratzte sich. Wir kratzten uns auch, bloß Pfützchen machten wir nicht.

Allmählich, unter dem verderblichen Einfluß unseres übertriebenen Reinlichkeitsbedürfnisses, fiel es den Pampuris auf, daß es uns störte, wenn Saba Pfützchen machte und sich kratzte. Wir machten sogar eines Tages eine zarte Anspielung, ob sich das nicht vermeiden ließe, oder so ähnlich.

„O — est richtig!" rief Signora Pampuri. „Corpo di Bacco! Bei Jupiter! Wir müssen das elende Vieh abschaffen, erschlagen müssen wir es, ermorden, meucheln, zur Hölle gehört es schon lange. Nimm ein Beil, Giovanni, erschlage es, es hat Flöhe und macht Pfützchen, die Wohnung ist ein Saustall, Beppino, geh und töte es!"

Beppino ließ sich eine Zigarette geben und schwor: „Morgen zermartere ich es, in Fetzen zerschlage ich es, laß mich machen!"

Carla weinte auf einmal, ihr junges hübsches Gesicht schwamm unvermittelt in Tränen, sie schluchzte wie eine Duse und rief:

„Töten ja! Aber nicht roh! Zum Tierarzt müssen wir gehen, eine Spritze müssen wir Saba geben lassen, ich kenne einen kleinen Tierarzt, der macht das für zehn Lire!"

„Nein, töten, hinrichten, in die Wirbelsäule schießen!" mischte sich der Rechtsanwalt Pampuri ein, der gewohnheitsmäßig aus dem Zivilrecht ins Strafrecht überging.

„Erschlagen!" rief die Signora. „Zermartern!" rief Beppino.

Schließlich einigte man sich auf die Erledigung Sabas durch tierärztliche Injektionsspritze, sanft und schmerzlos. Die zehn Lire für den kleinen Tierarzt hatten sie nicht im Hause, wir liehen sie ihnen. Auch dieser Abend verlief noch sanft und heiter, die zu meuchelnde Saba schnupperte von Knie zu Knie, machte Pfützchen und kratzte sich, — sie ahnte von nichts. Am nächsten Morgen würden wir ihre Leiche sehen, der Flohquell würde versiegt sein, ein trockener Fußboden wäre unser.

Am nächsten Nachmittag kam Beppino, seine Augen waren verweint. Dahinter standen Carla, wehgebeugt, und Signoras Pampuri, eine gebrochene Hekuba nach dem Falle Trojas. Ganz zuhinterst stand der Advokat Pampuri, das harte Advokatengesicht, die bitterbösen Lippen schmerzlich verzogen. Noch weiter hinten wackelte etwas mit dem Schwanze: die blinde Saba. „Wir haben es nicht übers Herz gebracht", sagte der strafprozeßdrohende gefürchtete Gerichtsgegner Pampuri.

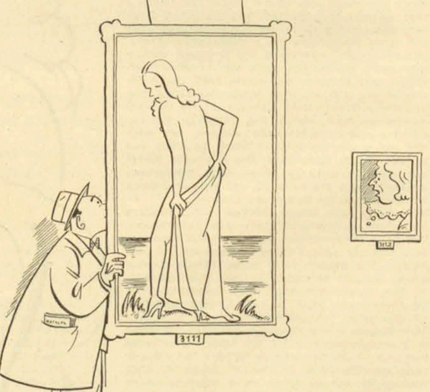
„Ich bin kein Barbar!" schluchzte Beppino.

„Ich habe das arme Tier in eine Garage gebracht und es mit dem dicken Wasserstrahl gewaschen", flüsterte Carla.

„Das hat eine Lira gekostet", erläuterte Signora Pampuri. „Für die restlichen neun Lire habe ich eine Flasche Marsala gekauft, hier ist sie. Wir wollen sie zusammen auf Sabas Wohl trinken. Saba lebt und wird leben bleiben!" schloß sie mit einem Anflug antiker Größe. Die Flasche Marsala vertranken wir an Ort und Stelle. Nach dem zweiten Glase erhob sich ein ungeheurer Familienkrach, der beim dritten Glase plötzlich in nichts verrann. Saba schnupperte wieder von Knie zu Knie, kratzte sich, wir uns auch, es ward wieder ein stiller genußreicher Abend wie immer.

Der Neugierige - Il curioso

(Jos. Geis)



Das magere Schauessen

(E. Thöny)

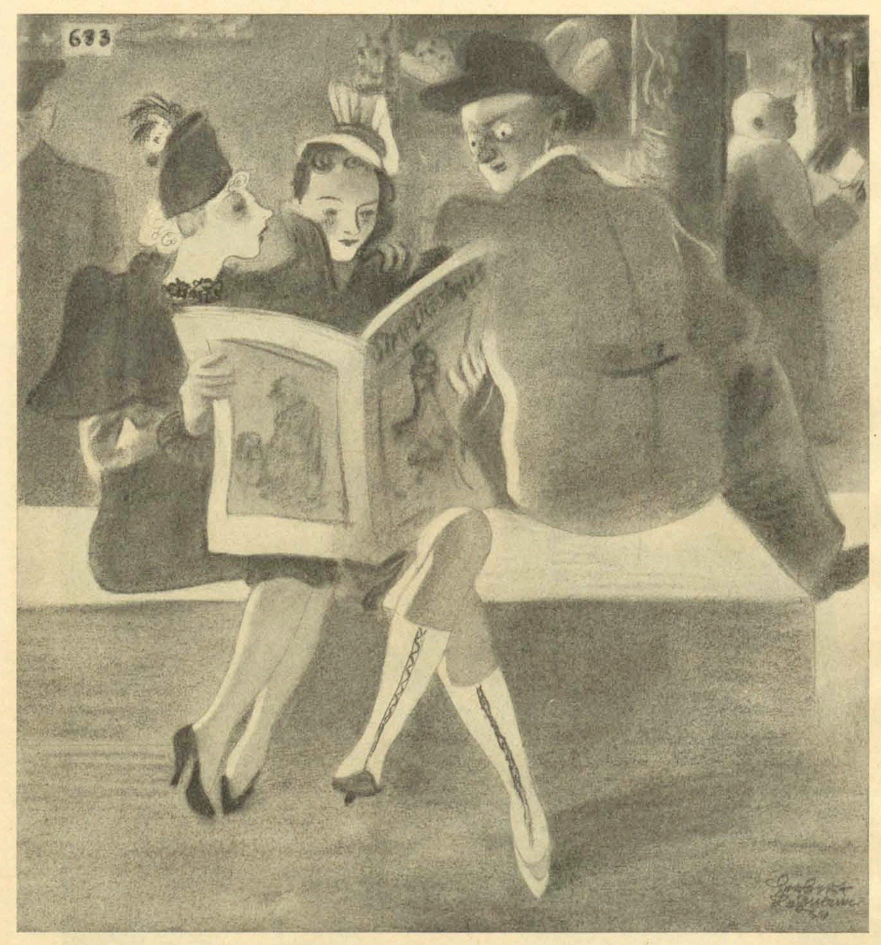


„Hoffentlich verziehen sich die Presseleute bald, damit ich endlich mal was Anständiges essen kann!"

La mostra di pasti magri: "Speriamo che questa gente della stampa se ne vada presto, perchè io possa finalmente mangiar qualche cosa di buono!,,

Der Witz

(H. Lehmann)



„Lach nicht, Lilly — ich glaube, das ist ein Witz, den wir nicht verstehen dürfen!"
„Um so besser, Gina, dann können wir ihn uns nachher von Kurt und Peter erklären lassen!"

La facezia: "Non ridere, Lilly! lo credo che questa sia una facezia che noi non dobbiamo comprendere!„ — "Tanto meglio, Gina; ce la possiamo far spiegare poi da Kurt e Peter!„

EINE KLUGE PERSON / VON HANS KARL BRESLAUER

Salmeder hat neben seiner besseren, deswegen aber nicht schöneren Hälfte kein leichtes Leben, und als sie eines Tages gar nicht zur Ruhe kommen will, brummt er springgiftig: „Jetzt laß mi scho in Ruah! Mi interessiert das net, was de dumme Urschel z'sammreden tuat!"

„Ob's di interessiert oder net, des is mir blunzenbutten!" läßt sich Frau Salmeder nicht stören. „Und dumme Urschel is de Frau Mader no lang kane! De hat g'nua mitg'macht im Leben! Erst heut hat's, wia i's beim Fleischhacker troffen hab, zu mir g'sagt: Frau Salmeder, hat's g'sagt, mir kinnen S' es glauben, de Männer, de Männer! Und Ihner Mann erst! Alsdann, hat's g'sagt, Ihner Mann, wann der mei Mann war, a Mann, der was am mit seine stinkerten Zigarren de Vorhäng anrauchen tuat, und der was jeden Samstag ins Wirtshaus geht, von so an Mann hätt i mi scho längst scheiden lassen!"

Da schaut Herr Salmeder seine Frau nachdenklich an und sagt: „Hat's g'sagt!?... Na, so was. Alsdann, des hätt i derer Frau gar net zuatraut... Ewig schad, daß S' net mit mir verheirat is!"

Verlag und Druck Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296) Briefanschrift München 2 BZ Brieffach
Verantwortl. Schriftleiter Walter Foitzick München. Verantwortl. Anzeigenleiter Gustav Scheerer München. – Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg., Abonnement im Monat RM 1.20 – Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Okt. 1939. – Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. – Nachdruck verboten – Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München

Londoner Plutokratenopfer

(Erich Schilling)



„Es wird immer nur von den Opfern unter dem Volk geredet, wegen der schlechten Schutzräume; auch bei uns ist man nicht sicher. Mein Sohn hat sich gestern im Hotel beim Bomber-Swing-Tanz den Fuß verknaxt!"

Vittime plutocratiche londinesi: "Si parla sempre soltanto di vittime del popolo in causa dei cattivi rifugi; anche da noi non si è sicuri. Ieri in Hotel mio figlio si è slogato un piede danzando il 'Bomber-Swing.!,,

MEIN FREUND JOHANNES

Ich besuchte Johannes. Er saß an seinem Schreibtisch. Vor ihm lag ein großer Kalender, in dem er blätterte und dann und wann ein Datum mit einem dicken Rotstift umrandete.
Ich sah ihm eine Weile zu. Er war bei dem 30. März angekommen, überlegte, schüttelte traurig den Kopf und blätterte weiter. „Aber Johannes", bemerkte ich, „das war doch ein Sonntag."
„Gewiß", sagte Johannes höflich, aber ungerührt. Er blätterte durch bis Ostern. Der Rotstift blieb unbenutzt. Da es ein Terminkalender war, hatte auch dies Fest keinen roten Rand. Auch Johannes gab ihm keinen. Ich fragte nicht mehr. Ich staunte nur noch. Der Geburtstag seiner Frau ging vorüber. Alles wurde nach kurzem Zögern überblättert.
Endlich stutzte er bei einem Datum, sann lange nach und lächelte schließlich hoffnungsvoll. Dann hob er den Rotstift.
„Aber Johannes, an dem Tag ist oder war doch nun wirklich nichts Besonderes los", sagte ich.
„Du weißt auch nichts?" rief Johannes. Er strahlte so, daß ich nur befremdet bestätigen konnte, daß ich auch nichts wüßte.
„Kein Geburtstag? Kein Hochzeitstag? Kein Festtag? Kein Jubiläum?" fragte Johannes nochmals. Ich schüttelte den Kopf.
Da trat der Rotstift in Tätigkeit.
„Ein denkwürdiger, ein erinnerungswerter Tag, an dem ich an nichts zu denken, nichts zu erinnern brauche!" sagte Johannes.

J. Bieger

Der Skilöwe

(J. U. Engelhard)



„Flori, wenn man mit Ihnen allein ist, sind Sie viel netter, als wenn der ganze Kurs zusammen ist!" — „Woll — woll — aane wehrt ma si' leichta ab als so viele!"

Il leone dello sci: "Flori, quando si è sole con Voi, siete molto più gentile che non quando avete tutto il corso insieme!„ — "Già . . . già . . . ! Si resiste più facilmente ad una che a molte!„

München, 5. Februar 1941
46. Jahrgang / Nummer 6

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Kaffeestündchen

(K. Heiligenstaedt)

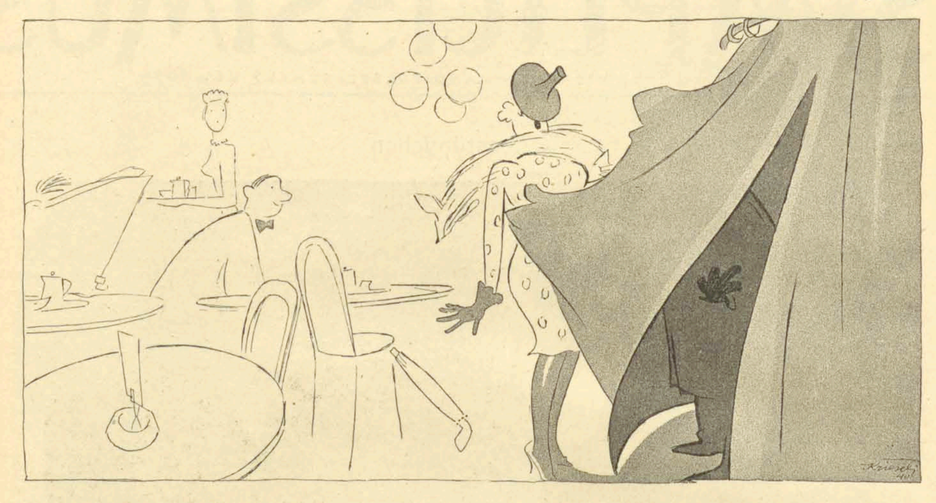


„Daß du dein Wort nicht halten würdest, damit habe ich gerechnet! Aber daß du die Wirtin nicht in die Oper, sondern ins Kino schickst, das um 8 Uhr aus ist, . . . ist doch reichlich blöd!"

All' oretta del caffè: "Che tu non manterresti la parola, ci contavo io già! Ma che tu mandi la padrona di casa al Cinema che termina alle otto di sera . . . invece che all' Opera, questa è proprio una grande balordaggine!„

Der Zusammenstoß

(R. Kriesch)



„Zum Donnerwetter — wo ist denn hier die Klinke?“ **Lo scontro:** “Maledizione! Dov' è mai qui la maniglia?,,

Der Neuling / Von Walter Foitzick

Auch das Straßenbahnfahren will gelernt sein. Verstehen Sie mich recht, ich meine nicht das Fahren in der Straßenbahn. Gewiß, auch dazu gehören Kenntnisse. Man muß wissen, daß man auf der rechten Seite einsteigt, daß man das Fahrgeld bereitzuhalten hat, daß man nicht jederzeit einen Hundertmarkschein gewechselt bekommt und daß es an der Tür zieht. Dies alles sind Finessen, aber das lernt man schließlich, wie Kinder das Gehen lernen. Nur das sogenannte „Bäuerlein“ in etwas gestrigen Geschichten macht da noch Fehler.

Nein, ich meine das Straßenbahnfahren, wie es der Mann da vorne an der Kurbel betreibt, der immer vor- und rückwärts dreht, und dem aus der Schule kommende Buben so genau auf die Finger sehen, daß sie es auch bald können und in einem gewissen Alter Trambahnführer zu werden wünschen.

Ich glaube nicht, daß man einen Autorennfahrer so ohne weiteres an die Kurbel stellen kann und mit ihm zufrieden ist, die Fahrgäste würden es merken. Heute Morgen spürte ich es. Außer den vorschriftsmäßigen Fahrgästen, deren Anzahl mit der angeschriebenen Zahl der Sitzplätze restlos übereinstimmte, hingen wir unser Zehn an den praktischen ledernen Schlaufen, die oben angebracht sind. Wir hingen nicht nur, wir baumelten wie Schinken im Rauchfang hin und her. Doch ich will lieber diesen schmackhaften Vergleich zugunsten eines andern, weniger aufregenden unterlassen. Wir schwankten wie Matrosen in Hängematten bei Taifun und demonstrierten einander die Fortpflanzung des Stoßes an aufgehängten Kugeln, wie man es in physikalischen Kabinetten sehen kann. Wir selbst waren die physikalischen Kugeln oder hängenden Matrosen, und vorne auf der Plattform an der Kurbel stand ein Neuling, der gerade die Beförderung von Großstadtpublikum praktisch erlernte, nicht leicht erlernte. Wir erfuhren das Gesetz von der Trägheit der Massen, wenn unser Trambahnfahrer zu schnell anfuhr und blieben einen Sekundenbruchteil länger an der Haltestelle, wenn er schon ruckartig abgefahren war. Unsere Körper pendelten schon der nächsten Haltestelle zu, wenn er bei ihrem Nahen spontan gebremst hatte.

Die Schaffnerin sauste wie die geheimnisvollen überaus kräftigen Partikel von Höhenstrahlen bei der Atomzertrümmerung mitten zwischen uns hindurch und bewies hierbei wieder, wie schwer und wie selten so eine Atomzertrümmerung gelingt. Diese Schaffnerin mußte schon viel in ihrem Leben durchgemacht haben, denn sie sagte nur milde entschuldigend, daß heute vorne auf der Plattform ein „Lehrbub“ stünde und da könnte man nichts anderes erwarten.

Wir im Innern des Wagens traten uns inzwischen menschlich immer näher. Erstaunlich war es zu bemerken, daß auch Menschen in ein Behältnis durch Schütteln in größerer Zahl hineingehen, als ohne Schütteln. Deshalb ist vom Standpunkte der Massenbeförderung ein Neuling als Fahrer ganz begrüßenswert.

Am Mittag fuhr ich mit einem ausgelernten Fahrer heim. Ah, was war das für ein weiches molliges Fahren, wie sanft ging er in die Kurven und wenn er anfuhr, verlor ich nicht einmal den Faden der Zeitungslektüre und mein Blick wurde nicht ein einziges Mal aus den Ereignissen im Fernen Osten in die Zusammenstellung der Gemüsepreise in der nahen Großmarkthalle hinübergeschleudert. Ich verdankte dem Neuling an der Kurbel das erwachende Verständnis für gutgefahrene Straßenbahn. Man kann eben auch aus dem unerfahrenen Mann auf der vorderen Plattform Honig saugen.

Nasser Schnee

Von

Gottfried Kölwel

Es düsterte und braute
über dem See,
das weite Land ergraute,
wohin ich schaute,
fiel feuchter Schnee.

Er fiel ins dunkle Wasser,
er fiel aufs Land,
der Abend wurde blasser
und immer nasser
befühlte sich die Hand.

An meinem Mantel klebten,
bald ohne Zahl,
Flocken, die kaum noch lebten,
doch neue schwebten
in immer dichterm Fall.

Ich wurde weiß und weißer,
soviel auch schmolz,
die Backen glühten heißer,
ein Weg, ein weißer,
führte ins Föhrenholz.

Zuerst ein leises Knistern,
unheimlich fast,
ertönte hier im Düstern;
des Windes Flüstern
umspielte meine Rast.

Doch plötzlich — welche Stille!
Mein Atem stand,
es ruhte selbst mein Wille.
Ich schaute durch die Stille
hinaus ins trübe Land.

Ein Häslein sah ich laufen,
wohl auf der Flucht,
es hat mit bangem Schnaufen
durch alle Traufen
auch Unterstand gesucht.

Ach, hätt' es mich verstanden
und nicht gefehlt,
in brüderlichen Banden,
vor grauen Landen
selbst, tröstlich wird die Welt.

Zu Eduard Thönys Fünfundsiebzigstem

(9. Februar 1941)



(O. Gulbransson)

Wer solche Augen hat
und solche Finger
— und immer noch ein Blatt
und kein's geringer —,

der spürt den Abend kaum
und seine Bürde,
steht immer jung im Raum,
und wenn er hundert würde!

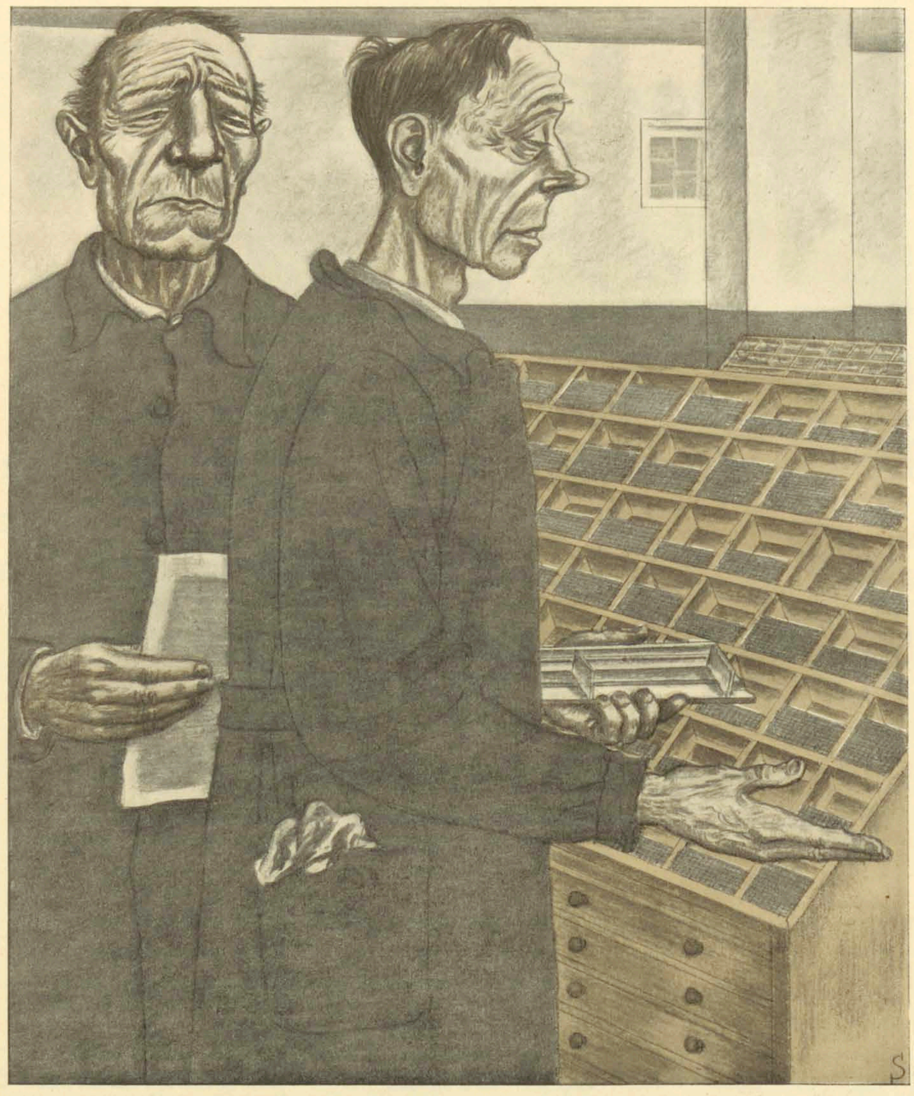
Dr. Owlglaß

MEIN FREUND JOHANNES

Martin war äußerst verliebt in Ingeborg. Er hatte sie und uns zu seinem Geburtstag eingeladen. Nun kam er nochmal zu uns, um sich zu erkundigen, ob wir auch kämen. „Ja, Martin", sagte Johannes nachdenklich, „wir kommen natürlich gerne. Aber Ingeborg hat mich erst angerufen. Wenn du Telephon hättest, hätte sie es dir ja vielleicht selber gesagt, so bat sie mich, dir mitzuteilen, daß sie nicht käme." — Martin wurde blaß. „Warum nicht?", fuhr es ihm heraus.
„Ja, Martin, es tut mir ja furchtbar leid, aber sie sagte, sie wollte es auf jeden Fall vermeiden, mit dir in Berührung zu kommen", sagte Johannes.
„Und warum sagt sie das ausgerechnet dir?", stöhnte Martin argwöhnisch und eifersüchtig. „Konnte sie es mir denn nicht schreiben?"
„Das habe ich ihr auch zuerst vorgeschlagen, aber sie sagte, das wollte sie auf keinen Fall", sagte Johannes mitleidig. — „Und was hast du gesagt? Du hast sie sicher auch noch darin bestärkt!" rief Martin böse. — „Ja, Martin. Ich habe gesagt, daß ich es auch für richtiger hielte", bestätigte Johannes. Da sprang Martin auf und stürzte aus dem Zimmer. Wir sahen ihn vernichtet und müde durch den Garten taumeln. Johannes öffnete das Fenster. „Martin", rief er, „ich vergaß ganz, zu sagen, daß Ingeborg Scharlach hat. Ich soll dich übrigens auch sehr herzlich von ihr grüßen." J. Bieger

Am Setzerkasten der Times

(Erich Schilling)



„Ich kann nicht mehr weitersetzen, ich habe kein ‚S' mehr, in unserem Blatt kommt neuerdings so oft das Wort ‚Sozialismus' vor!"

Alla cassetta del compositore dei 'Times,: "Non posso più proseguire a comporre; non ho più 'S, . . . Da qualche tempo nel nostro foglio ricorre così spesso la parola 'Socialismo,!,,

Buchbesprechung

(H. Lehmann)



„Du, das ist mal ein merkwürdiges Buch — unpassend und trotzdem langweilig!"

Critica di libro: "Ma che strano libro è questo! . . . Sconveniente e tuttavia noioso!,,

DIE DAME JOHANNA

VON PAULA SACK

Don Loguez ist ein guter Mann, aber gar zu leicht gerät er in Zorn. Sie nennen ihn zum Spaß den Advokaten, denn bei jedem kleinsten Anlaß rennt er zum Rechtsanwalt, um seine Beleidiger zu verklagen. Es ist so weit gekommen, daß dieser, den es ärgert, alle Augenblicke sich aufs Gericht begeben zu müssen, um Don Loguez' Sache zu verteidigen und dazu fast immer unrecht zu bekommen, seinem allzu treuen Klienten zum Namenstag eine kleine Ausgabe des bürgerlichen Zivil- und Strafrechts verehrt hat; er möge nun zuvor die Angelegenheit in seinem Buche nachlesen und hernach, im Falle das Recht auf seiner Seite stände, sich an ihn wenden. Auf diese Weise hält er sich den unliebsamen Querulanten ein wenig vom Leibe.

Don Loguez ist fieberhaft damit beschäftigt, die Gefäße für den Wein vorzubereiten. Er ist um so mehr in freudiger Erregung, als die diesjährige Ernte unerwartet üppig ausgefallen ist. Er sieht ein, daß seine sechs Damigiane — „Dame Johanna" heißt solch eine mächtig gebauchte Flasche — nicht ausreichen werden, allen Wein aufzunehmen, den sein Gärtchen ihm in diesem Jahr beschert. So entschließt er sich denn, bei der nahen Glasfabrik eine neue Damigiana zu bestellen, die an Größe die Königin über alle anderen Flaschen sein soll.

Unser braver Loguez, der mit einer guten Portion Geiz ausgestattet ist, wäre am liebsten an beiden Orten gleichzeitig gewesen: draußen, wo die Trauben geschnitten werden, und dort, wo man sie zerpreßt. Da er aber erkennt, daß er sich unmöglich in zwei Stücke teilen kann, beschließt er, dort zu verweilen, wo die größte Gefahr besteht, daß man ihm eine Beere entwendet: bei den Pflückern nämlich. — Voller Ungeduld warten die Arbeiter auf die Ruhepause, um endlich das Wunder zu bestaunen, das gestern frisch aus der Fabrik angelangt ist: die Königin der Damigiane! Verstohlen macht sich einer von ihnen auf den Weg, ein zweiter gesellt sich zu ihm, und atemlos vor Spannung betreten die beiden die Kantine. Sogleich prallen sie im höchsten Schrecken zurück; endlich ermannt sich einer und beginnt aus vollem Halse zu schreien: Don Loguez! Don Loguez!!, dermaßen, daß dieser herbeistürzt und, nach einem Blick in das Innere des Raumes, seinerseits so fürchterlich zu schreien anhebt, daß die Leute nichts anderes meinen als er sei entweder wahnsinnig geworden oder im Begriff, diesmal das ganze Dorf auf die Anklagebank zu bringen. Was war geschehen? Die „Dame Johanna" liegt da, säuberlich in zwei Hälften zerschnitten, als sei sie eine Melone; aus Eifersucht oder Neid — aber wer hat das getan? Don Loguez weint fast aus Kummer über die 30 Pesetas, die das Ding ihn gekostet hat. Einer seiner Arbeiter tröstet ihn, es sei gar nicht so schlimm, und es sei nur ein Glück, daß sich gerade eine Zigeunerbande in der Nähe aufhalte, die bekanntlich immer irgendein Teufelszeug bei sich führten, um Zerbrochenes wieder zusammenzufügen. Gleich wird nach einem Alterchen geschickt, der behauptet, ein wunderbares Heilwasser für solche Schäden zu besitzen. Es sei daher nicht einmal nötig, die Schönheit der Flasche durch Bohrlöcher und Klammern zu verderben. Aber Don Loguez, wütend wie ein Löwe, verlangt und besteht darauf, daß seine Damigiana sowohl geklebt als geklammert werde — „genäht" nennt er es in seiner Sprache —, am liebsten hätte er den Alten sogleich verklagt für seine prahlerische Behauptung, daß der Klebstoff genüge und daß keine „Stiche" nötig seien — er wolle beides!

Der Zigeuner macht sich also ans Werk. Zuerst bearbeitet er jede Hälfte für sich, bohrt die Löcher für die Klammern, bestreicht die Bruchflächen mit seinem Wundersaft. Alsbald ruft er einen der Arbeiter herbei, ihm zu helfen, die beiden Hälften aneinanderzufügen. Von innen her schließt er nun die Klammern und bestreicht nochmals mit aller Sorgfalt die Bohrlöcher mit seiner Flüssigkeit. Nun ist er fertig und will heraus. Nun ist zwar der Bauch unserer „Dame" geräumig genug, ein Männchen seiner Art bequem zu beherbergen, ihr Hals aber — o weh! — erweist sich als zu eng zum Hindurchschlüpfen, wie zierlich auch der Kleine ist. Man ruft Don Loguez herbei, der auf alle erdenkliche Art versucht, den Gefangenen zu befreien; er zerrt am Kopf, am Arm, an den Beinen — vergebens! Da fängt er an zu schimpfen: der alte Dummkopf hätte gefälligst erst die Maße abnehmen müssen, ehe er sich in seine, Don Loguez' Damigiana einsperrte! Voll Wut holt er seinen Kodex, aber wie wild er auch darin blättert, ein solcher Fall ist darin nicht vorgesehen. Soviel aber versteht er: er muß den Arbeiter zuerst entlohnen, ehe er ihn verklagen kann. Deshalb fragt er also den Alten, was er für seine Arbeit verlange. Gar nichts verlangt er, jetzt nicht und in alle Ewigkeit nicht, er will nur heraus aus der Flasche! Darauf begibt sich Don Loguez in aller Seelenruhe zu seinem Advokaten und schildert ihm den Vorfall. Zu seinem Unglück lacht ihm der hell ins Gesicht: nicht ihr habt anzuklagen, vielmehr kann nach dem Gesetze Klage gegen euch erhoben werden, nämlich wegen Freiheitsberaubung. Madonna mi! Er selbst hat sich doch der Freiheit beraubt, als er sich in meine Flasche setzte. Gewiß! Aber eben weil es eure

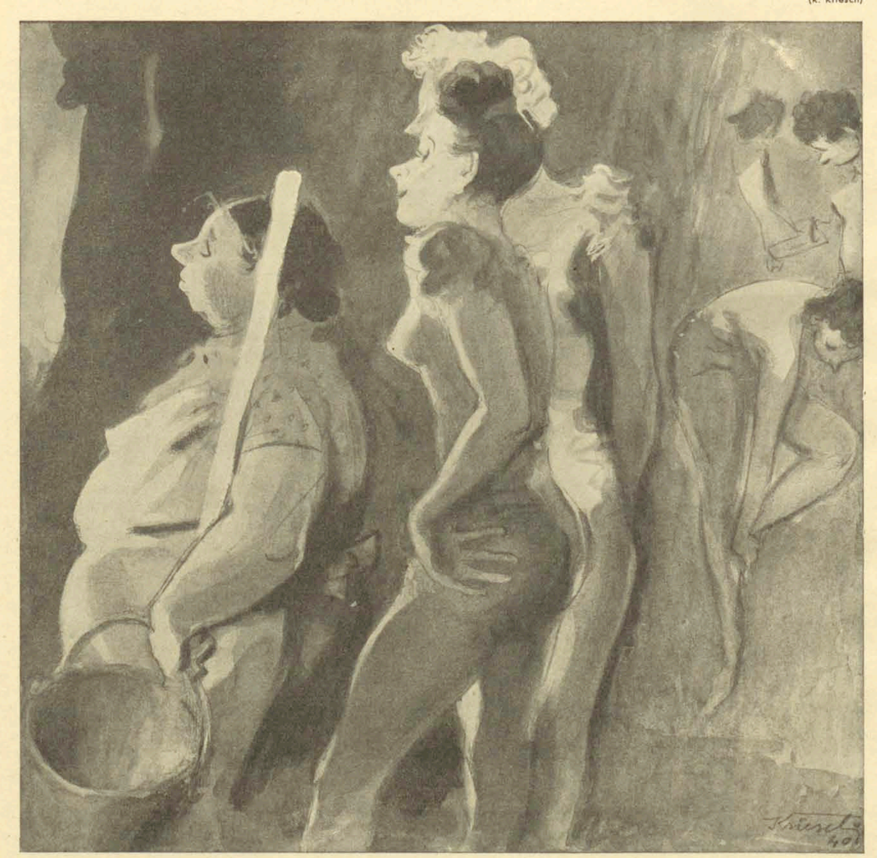
Flasche ist, trifft euch Verantwortung. Aber macht es so: geht nach Haus und einigt euch mit dem Zigeuner. Gegen einige Pesetas versprecht Ihr ihm die Freiheit, zerbrecht dann die Flasche. Legt noch einige Pesetas hinzu und kauft euch eine neue Damigiana. — Das läßt sich hören. Don Loguez kehrt zurück und fragt den Alten, wie hoch er den Wert der von ihm geheilten Flasche anschlage? Stolz auf sein Werk, erklärt der Zigeuner, die Flasche habe nunmehr den vollen Wert einer neuen, unversehrten. — Gut! so gib mir du 15 Pesetas, die Hälfte des Kaufpreises, so werde ich dein Gefängnis zerbrechen. — Zu seiner Überraschung aber erklärt der Alte, daß er nicht daran denke, für seine Befreiung auch nur das geringste zu bezahlen. Solche Hartnäckigkeit war nicht vorgesehen, es heißt also, abermals den Rechtskenner zu Rate ziehen. Für heute ist es dazu zu spät, also verschiebt er den Fall auf morgen.

In der Nacht, als Don Loguez gerade von seiner „Königin" träumt, wie sie voll roten Weines bis zum Halse ihn anlacht, wird er wach von einem schrecklichen Getöse in seinem Garten. Er ergreift die Flinte und eilt zum Fenster, die Diebe zu überraschen. Statt dessen erkennt er, daß das ganze Zigeunerlager sich in seinem Garten versammelt hat, um mit Lachen und Lärmen dem armen Gefangenen Gesellschaft zu leisten. Voll Zorn rennt Loguez hinunter und unbedachterweise stößt er in vollem Lauf mit der „Dame Johanna" zusammen. Sie fällt um und zerschellt an der eisernen Gartentür.

So hat die Verwicklung eine jähe und natürliche Lösung gefunden, und Don Loguez kann seinen Traum von der weingefüllten Königin aller Damigiane in Frieden zu Ende träumen.

Aus der Kulisse

(R. Kriesch)

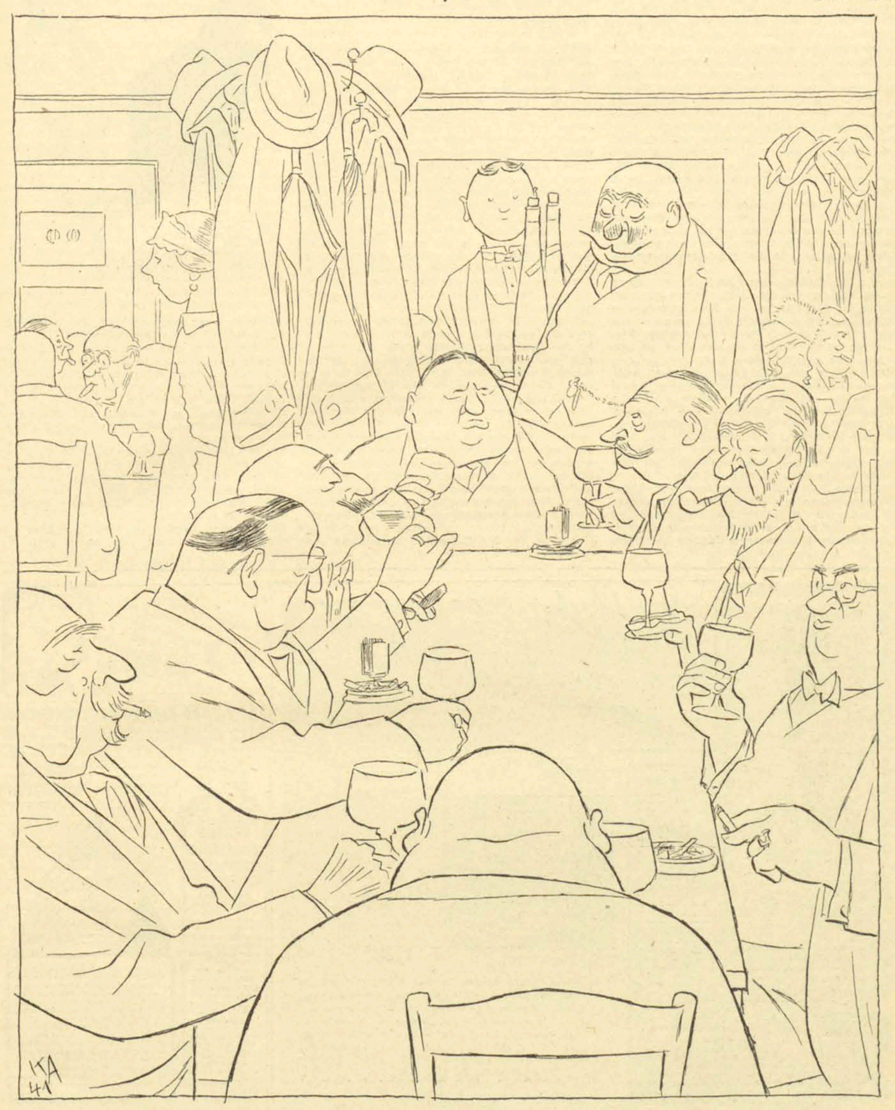


„Wunderbar schauts aus, d' Fräul'n Carola — aber warum singts denn gar so einen Schmarrn?"
„Das ist doch kein Schmarrn, Frau Hinterholzer, das ist ein Schlager!"

Dalle quinte: "Che meravigliosa figura questa signorina Carola! Ma perchè canta un tal pasticcio?,,
"Non è già un pasticcio, signora Hinterholzer, ma un pezzo in voga!,,

Weinprobe

(Karl Arnold)

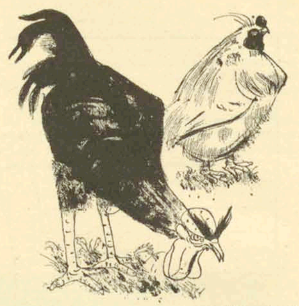


„So a richtiger vollmundiger Spitzenwein is ja grad net!" — „Na ja, aber als a guat süffige Schoppen-Kreszenz darf ma 'n scho ansprechen!"

Assaggio di vino: "Un vero . . . pastoso . . . di prima marca . . . propriamente non è!„ "Ma per un gustosissimo 'Kreszenz, da mezzetta, lo si può pur prendere!„

KLAS DER GOLDSUCHER

VON BASTIAN MULLER



(J. Hegenbarth)

Obwohl Klas der Sohn des Lehrers war, in einem Ort, der fast schon eine Stadt sein konnte, in dem es ein Kino gab und Geburtshelfer und Zahnärzte, und obwohl Klas' Vater schon bei seiner Geburt bestimmt hatte, daß er in seinem Nachkommen aufsteigen wollte, zu Doktorwürden und Hauptmannsrang, nahm alles ein anderes Ende.

Eines Tages war Klas im Goldsucheralter. Das war eine schwierige Zeit. Klas' Vater hielt gar nichts vom Goldsuchen. Er erklärte, es sei glatter Unsinn, pochte auf das Klavier und sagte: „Lerne Etüden."

Das einzig Interessante am Klavier waren die weißen Tasten aus Elfenbein. Als aber Klas entdeckte, daß das Elfenbein nur aus dünnen Plättchen bestand und darunter nur Holz war, gewöhnliches Buchenholz, da war auch das Interessante vorbei.

In dem Ort, der fast schon eine Stadt war, gab es wenig Knaben, die als Spielgefährten geeignet waren. Zu den Häusler- und Handwerkerjungen durfte Klas nicht gehen, die Kinder vom Zahnarzt aber waren Akademikerfamilie und spielten ihrerseits nur mit den Knaben aus den Villen am See. Es war eine unvollkommene Welt.

Klas verlegte sich aufs Lesen. Dagegen hatte sein Vater nichts. Aber nun überwachte er wieder die Lektüre und verbannte mühsam erhandelte Goldgräberheftchen zugunsten von Besserem. „Lies vaterländische Geschichte", sagte der Lehrer, „sie ist bildend und interessant." Klas fand in der vaterländischen Geschichte kaum einen Helden, der nur nach Ruhm und Gold jagte. Alle handelten aus Unterdrückung und Not.

Klas wurde älter und vierzehn Jahre. Bei all den anderen Knaben war die Goldsucherzeit vorbei. Sie hatten sich an Buffalo Bill übergelesen und wollten nun etwas recht Brauchbares werden, Brückenbauer, Wetterwart im Gebirge und Hochseefischer. Sie näherten sich langsam ihren späteren Berufen, manche traten schon als Lehrling beim Bäcker und Mechaniker ein.

Aber Klas wollte mehr denn je Goldgräber und Trapper werden. Irgendwo in der Welt, wo es Wüsten und Urströme, Berge und Wälder gab, in denen das Wild zahlreich war und noch nie den schleichenden Fuß eines Menschen vernommen hatte, wo in den Wassern und Seen reglos die Fische standen und die mörderische Tücke des Angelhakens nicht kannten.

Die Sehnsucht danach wuchs von Tag zu Tag. Und dann, eines Tages war Klas verschwunden. Sein Spargeld war weg. Ein Rucksack mit Kleidern. Sein Vater scheute sich, gleich zur Polizei zu gehen, denn er war ja der Lehrer im Ort und es war eine Schmach, daß gerade der Sohn des öffentlichen Erziehers das unbekannte Weite suchte. Außerdem war sicher, daß Klas sich kein Leid antat, wozu hatte er sonst Geld und Kleidung mitgenommen.

„Mein Sohn ist verreist", erklärte der Lehrer und schwieg. Später traute er sich nicht mehr zur Polizei. Denn obgleich Klas' Vater ausrechnete, daß das Geld höchstens zwei Wochen reiche, kehrte der Sohn nicht heim. Nach vier Wochen geriet des Lehrers Frau in Raserei. Sie lief zur Polizei und schrie jeden Menschen an: „Mein Sohn ist verschwunden! Habt ihr den Klas gesehen?"

Im Ort lernte man die Frau des Lehrers nun erst ein wenig kennen. Sie hatte zeitlebens hinter den weißen Gardinen gesessen und Zurückhaltung geübt. Nun sahen die Menschen, daß sie blaß war und blutarm. Außerdem hatte sie eine schiefe Hüfte. Aber das wußten die Leute schon immer, auch, daß sie das Geld mit in die Ehe gebracht hatte.

Klas aber, der den Ort und Doktorswürden und Hauptmannsrang verlassen hatte und in die Welt lief, hatte nur seinen Goldgräberplan.

Erst wanderte er eine Nacht und schlief dann am Tage in einer Scheune im Heu. Wanderte wieder des Nachts, fuhr ein Stück mit der Eisenbahn und mied die größeren Dörfer. Er rechnete mit der Polizei. Dabei sah er aus wie einer, der aus Freude wandert, mit Rucksack und weitoffenen Augen. Er wanderte nach Norden. Doch bis Hamburg war es noch weit.

Sparsam lebte er von seinem Geld. Sonntags zog er ein frisches Hemd an und wusch das schmutzige im Bach. Sein Weg ging über den Westerwald und er fand in den Bergen einen goldflimmernden Stein. Das Herz schlug ihm höher und er nahm ihn mit, weiter in die Welt.

Ob er nun zu langsam gegangen war oder den Weg unterschätzt hatte, noch bevor er in die

große Tiefebene kam, wo die Heide und das Moor und das fette Marschland beginnt, ging ihm das Geld aus und er zehrte zwei Tage vom letzten, gekauften Brot.
Wäre er nun nicht der Lehrerssohn gewesen, so hätte er versucht zu betteln, aber er entsann sich, wie zu Hause solchen Menschen die Türe vor der Nase zugeschlagen wurde und machte nicht erst den Versuch. Das Haar war ihm gewachsen. Er mußte es immer naß machen und im Nacken ankämmen. Als er nach Hannover kam, fiel ihm die Rettung ein. Er mußte Arbeit suchen. Irgendwas. Vor den Zeitungsgebäuden auf dem großen Platz las er die ausgehangenen Blätter. Ein Laufjunge wurde gesucht. Klas ging hin. Er konnte die Stelle haben. Sofort. Einen Tag arbeitete er, fuhr mit einem Geschäftsrad durch eine fremde Stadt. Dann war es aus. Nachts hatte er auf der Liegewiese eines Strandbades geschlafen. Nun sollte er sich ein Arbeitsbuch beschaffen. Drei Tage hatte er bereits nichts mehr gegessen. Da nickte er dem Farbenhändler zu und schlich davon. Er holte seinen Rucksack aus dem Rhododendronbusch im Park und lief aus der Stadt. Und draußen im Feld, es war schon fast wieder Abend, warf er sich hin und weinte.
Er stahl auf dem Feld Möhren und weiße Rüben. Er dachte mit einemmal daran, nach Hause zu gehen. Aber wie weit war der Weg und was erwartete ihn dort? Würde es wieder Chopinsche Etüden geben, vaterländische Geschichte? Würde es nun nicht vielleicht Verachtung und Verbannung geben, eine Lehre beim Handwerker, ein degradiertes Leben? Klas' Vater hatte schon einmal, zum Ansporn, Derartiges verlauten lassen.
Heiß war dieser Tag. Klas wanderte weiter. Irgendwo mußte Hamburg liegen, mit Schiffen. Und wenn sie nie in Goldgräberlande fuhren. Irgendwohin würden sie ihn vielleicht führen. Aber gleich wieder gab er den Plan auf. Wenn er als Laufjunge kein Glück hatte, wieviel weniger dann auf einem Schiff. Er hatte einmal zu Hause, von einem Mainschiffer, ein richtiges Seefahrtsbuch gesehen.
Und dann kam in der Nacht, als er in einem scharf riechenden Schafkoben lag, ein Gewitter, das sein Leben entschied. Er hatte in der Schule schon einmal einen Aufsatz über ein Gewitter geschrieben, über entfesselte Gewalten, über Blitz und Donner, über seine Entstehung und den Vorgang und den Aberglauben des Volkes. Er mußte nun daran denken, so lange, bis ihm alles Denken verging. Und dann trat etwas ein, was er noch nie verspürt hatte; eine Urangst, ein Zittern und Beben, ein Beten zu Gott.
So allein war er auf der Welt. Die Blitze zuckten grell und gespenstig durch das Haselgeflecht des Koben, die Heide ringsum brannte in weißem Licht, und dann setzte nach Totenstille der Donner ein. Und immer gewaltiger drohte Gott. Am Ende war das allen Lebens Untergang.
Regen fiel. Hagel prasselte. Und nirgendwo spürbar war der warme, mitleidende und bangende Atem eines Menschen. Zum erstenmal war Klas allein auf der Welt in dieser dem Untergang geweihten Stunde.
Wie lange das Gewitter dauerte, wußte er nicht. Nicht, wie lange die Nacht. Nach den Blitzen lag die Erde tot und erschlagen da. Schwarz war die Heide. Naß die Luft. Beim Morgengrauen erhob sich Klas aus seiner kauernden Stellung, warf den Rucksack über und wanderte mit weiten Augen durch die Öde der Landschaft. Manchmal horchte er. Manchmal vernahm er eines Vogels Schrei.
Rot ging die Sonne auf, übergoß alles mit Strahlen und stieg höher und schwamm hinüber in trübes Grau. Pfützen bedeckten seinen Weg. Ein Reh lief gejagt in einem Kiefernschlag. Nach einer Stunde bellte ein Hund. Klas blieb stehen und lauschte. Dann begann er schnell zu gehen. Nach hundert Schritten stand er wieder und lauschte. Eine Krähe strich krächzend irgendwo ab. Sonst kein Laut. Da begann Klas zu laufen.
Noch immer laufend, kam er an den Hof, wo der Hund den Morgen angebellt hatte. Eine blaue Rauchfahne zog in den nassen Morgen. Rot waren die niedrigen Ziegelmauern, grau das Dach, grün das Fachwerk. Hühner standen im Eingang der schwarzen Diele auf einem Bein.
Und dann trat ein Mann aus dem Haus. Er hatte eine Pfeife zwischen den Zähnen und blies Wolken aus. Ein Hahn krähte. Der Mann schaute nach dem Wetter und blieb vor dem Hause stehen. Und plötzlich sah Klas goldene Äpfel an den Bäumen und die grauen, feuchten Nebelschwaden begannen zu tanzen. Er duckte sich hinter die Hofmauer und sah atemlos zu dem Menschen hin. Und plötzlich begann der Mann in seiner braunen Hose zu gehen, schritt gerade auf die Stelle zu, wo Klas hinter der Mauer kauerte. Klas sah es durch eine Lücke in den Steinen. Da begann ihm das Herz noch stärker zu klopfen. Ob er fortlaufen mußte? Ob er wieder fliehen mußte, hinaus in die Heide, wo kein Mensch war, nur Nacht und Öde und Totenstille?
Seine Knie zitterten vor Anstrengung und er stand auf. Der Mann stutzte und trat dann langsam näher. — „Was willst du hier?" fragte er.
„Ich wollte nur hier ... Ich bin auf der Suche ..." stotterte Klas. „Ich wollte nur fragen, ob Sie wohl Arbeit haben?"
Da begann Klas von vorn zu erzählen. Zuerst von dem Klavier. Er hielt aber gleich inne, weil es so unsinnig war, dem Bauern von dem Klavier und den Etüden zu erzählen, und außerdem war es gar nicht das Klavier, was an allem schuld war. Nichts war überhaupt schuld. Kein Mensch hatte ihn getrieben. Er wußte nun nicht weiter und schwieg.
„Aber was soll ich mit dir machen? Du bist davongelaufen, wie? Ja, natürlich, davongelaufen", sagte der Mann und blies Rauch aus seiner Pfeife.
„Machen Sie nichts. Behalten Sie mich erst hier. Ich schreib nach Hause. Und dann ..."
„Was und dann?" fragte der Mann und betrachtete den Knaben.
„Ich will ein Bauer werden", sagte da Klas. „Helfen Sie mir. Ich will ein Bauer werden, wie Sie."
Da lachte der Mann. Kein Mensch wußte warum. Aber er nahm den Knaben mit in das Haus, setzte ihn an den Tisch und gab ihm zu essen. Wie heiß war der Kaffee. Wie schmeckte das Brot.
Klas konnte es nie vergessen. Zwei Dinge konnte er nicht vergessen: Die Nacht und den Morgen. Sie machten für immer einen Bauern aus ihm.

Zeitbestimmung

(Maçon)



„As Faßl is leer und der Herr Verwalter is voll — na muaß ungefähr acht Minut'n vor zwölfe sei'!"

Misura di tempo: "Il barilotto è vuoto ed il signor amministratore è pieno . . . allora devono mancare circa otto minuti alle dodici!,,

EIN NEUES KLEID / VON HANS KARL BRESLAUER

„Um Himmels willen — sehen Sie nur — ein Nagel!" — „Ein Nagel?" — „Ja — hier! Fühlen Sie ihn? Er steht aus der Polsterung heraus! Ich bin daran hängen geblieben." — „Das ist ja unerhört —" — „Da — da — mein neues Kleid . . ." — „Bitte, beruhigen Sie sich, gnädige Frau, ich bin ja untröstlich, daß gerade heute — — — Kellner! Wo ist der Geschäftsführer?"

Der Geschäftsführer kam angestürzt, der Herr schilderte ungehalten den Vorfall, die schöne Frau betrachtete den unheilbaren Riß, die Musik spielte einen nicht zu ihrer verzweifelten Stimmung passenden Walzer und der Geschäftsführer sagte bedauernd. „Ich bitte tausendmal um Vergebung —"

„Bei Ihnen sollte so etwas nicht vorkommen!" gab der Herr seiner Entrüstung Ausdruck, und die schöne Frau kämpfte mit den Tränen.

„Ein neues Kleid . . . Ich bin außer mir, ich hab es heute zum erstenmal an —"

„Gnädige Frau", versuchte der Geschäftsführer die Dame zu beruhigen, „es ist mir ja peinlich — und wir werden den Schaden voll und ganz ersetzen. Gnädigste müssen mir nur sagen, wann ich das Kleid abholen lassen darf?"

„Das —" überlegte die schöne Frau, „das wird nicht gehen . . . Ich werde es Ihnen schicken."

„Vielen Dank, gnädige Frau, und bitte nochmals um Verzeihung, ich bin wirklich untröstlich . . . Herr Professor —"

Der Geschäftsführer begleitete das Paar bis zur Tür, verbeugte sich sehr tief und der Betrieb ging ungestört weiter . . .

„Bitte", sagte der Direktor der Haftpflichtversicherung Pluvius zu dem mit einem zierlich verpackten Karton eintretenden Herrn, „womit kann ich dienen?"

„Ich komme von der Anmeldestelle, Herr Direktor, dort hat man mich an Sie verwiesen . . . Ich bin Geschäftsführer des Café Mozart. Gestern abend blieb eine Dame mit ihrem Kleid an einem aus einem der Polsterstühle herausstehenden Nagel hängen —"

„Hm", machte der Direktor zweifelnd, „sind Sie so überzeugt davon, daß es wirklich der Fall gewesen ist?" — „Vollkommen!"

„Also kein Trick mit einem vorbereiteten Nagel?"

„Nein, nein", sagte der Geschäftsführer kopfschüttelnd, „jeder Zweifel ist ausgeschlossen!" und den Karton öffnend, fuhr er lachend fort, „Ich habe das Kleid gleich mitgebracht. Die modernen Kleider sind ja nicht umfangreich, dafür sind sie um so kostspieliger!"

„Das allerdings", stimmte der Direktor in das Lachen ein, „wir Männer müssen viel Haare lassen, damit die Frauen eine Kleinigkeit anzuziehen haben." — Der Geschäftsführer legte das Kleid über einen Stuhl.

„Wie Sie sich selbst überzeugen können, ist es ein ganz böser Riß."

„Sapristi!" sagte der Direktor verdutzt.

„Ja — an einer heiklen Stelle", nickte der Geschäftsführer schmunzelnd.

„Und die Dame?"

„Sie hat den Schmerz heroisch ertragen . . . Es liegt natürlich im Interesse unseres Unternehmens, derartige Vorkommnisse raschest zu bereinigen . . . Und besonders dann, wenn es sich um Stammgäste handelt. Die Dame war in Begleitung des Kapellmeisters unserer Oper —"

„Ja — dann — dann allerdings . . Ich werde Ihnen sofort die Kassenanweisung ausstellen, mein Herr . . Café Mozart, sagten Sie, nicht wahr? . . . Darf ich um die Police bitten?"

„Hier ist sie — und da ist auch die Schneiderrechnung, die Dame hat sie mitgeschickt . . ." Der Direktor griff nach der Füllfeder.

„Danke . . . Bitte, behalten Sie doch Platz . . . Also, Café Mozart, Police Nummer 34587 —" . . .

„Melanie", sagte Herr Wunderer, als er mit seiner Gattin beim Mittagessen saß, „du solltest heute dein neues Kleid anziehen!" — „Heute?"

„Ja . . . Oder hast du vergessen, daß uns Sponeders zum Abendbrot erwarten?"

„Aber, Ferdinand, ich sagte dir doch, daß ich gestern im Lustspielhaus an einem Nagel hängen blieb . . Ich habe zwar sofort Schadenersatz verlangt, Olga meinte jedoch, daß ich kaum etwas bekommen werde."

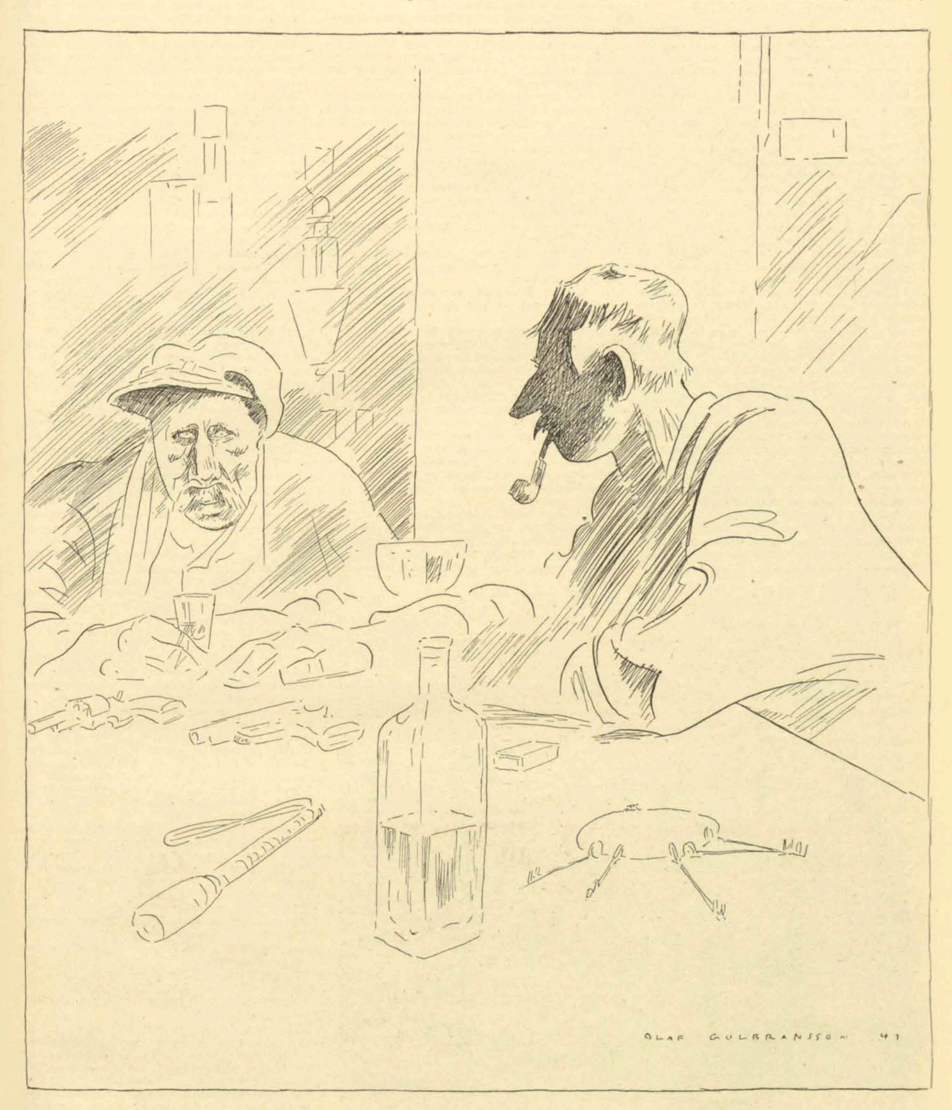
„Olga?"

„Bist du vergeßlich . . . Ich war doch mit Olga im Theater!"

„Ach so, ja, ich erinnere mich . . ." Herr Wunderer vertiefte sich in die Suppe. „Sag einmal, Melanie, wie ist es möglich, daß der Geschäftsführer des Café Mozart mit deinem neuen Kleid zu mir ins Büro kommt und Schadenersatz verlangt, wenn du im Lustspielhaus an einem Nagel hängen geblieben bist? . . . Und außerdem hat Olga, soviel ich weiß, auch noch nie eine Oper dirigiert!"

Gangster in London

(O. Gulbransson)



„Amerika liefert zu wenig Waffen, mit dieser alten Pistole ist ja kein richtiger Überfall zu machen!"

Gangster a Londra: "L' America fornisce troppo poche armi; con questa vecchia pistola non si può assaltar ben bene nessuno!„

DER EWIGE HUMORIST

VON ERNST HOFERICHTER

Peter Zirngiebel wohnt im vierten Stockwerk links. Gegenüber liegt der Eingang zum Speicher. Dazwischen hängt die Hausordnung. Auf dem Vorplatz riecht es von früh bis nachts nach feuchter Wäsche, Kaminkehrer und Katzen.
Hausinwohner, die Herrn Zirngiebel auf der Treppe begegnen, lächeln ihm noch heute eine Art von Beifall ins Gesicht. Und obgleich schon einige Jahre vergangen sind, seit Zirngiebel im „Tagblatt" das Gedicht „Ich geh' auf meine eigne Leich'..." veröffentlichte, hat sich dieses Lächeln um ihn her wie ein Hausschwamm bewahrt. „Sie leben sich leicht, Sie haben Ihren goldenen Humor...!" „Immer heiter und fröhlich — ich möchte Sie sein!" „Sie Glücklicher! Sie wissen nichts vom grauen Elend!" — „Ja, Sie haben das Richtige — stets kreuzfidel und munter —!"
„Und Sie können sich an sich selbst totlachen...!" begrüßt Herrn Zirngiebel seine nächste Umgebung. Häuserweit leuchtet unsichtbar um Peter eine Art von Heiterkeitsschein, ähnlich — wie ihn Heilige tragen. Wer seine Brieftasche verlor, an eitrigen Wurzelhautentzündungen leidet, wem die Frau entlaufen oder der Papagei entflogen ist, sie alle brauchen sich nur des göttlichen Humoristen zu erinnern — und alles geht vorüber.
In dieser Wolke aus Frohgemut lebt Herr Zirngiebel wie die eingeschlossene Mücke im Bernstein: er kann nicht heraus. Wo er hinsieht, verziehen sich die Gesichter, verbeißen die Lippen einen Brocken Gelächter. Er ist der Tau, der auf trockene Wiesen fällt. Und wie er auch blickt, immer sät er Humor, der wie Körner aufgepickt wird...
Wenn Peter des Nachts sich am Stiegengeländer emporzieht, so pfeift er dazu. So lustig sind seine verschleimten Bronchien. Drei Meter von dem Schlüsselloch, da erlischt mit einer gottgewollten Sicherheit der Fünfminutenbrenner. Im Briefkasten steckt heute das Filmmanuskript „Herzen, die auf Weide gehen..." Heiter und treffsicher pointiert wie ein Bumerang, fliegt es immer wieder auf ihn selbst zurück. Beim Lesen des Wortes „Leider..." im Begleitschreiben, da fällt ihm ein, daß morgen die Wohnungsmiete fällig ist, die vor drei Monaten bezahlt werden sollte.
Er setzt sich auf die Kohlenkiste, auf deren Deckel die Flucht nach Ägypten abgebildet ist. Schnell nimmt er seine Zuflucht zu Gotamo Buddha, zur Lehre und Gemeinde. Dazu tritt er mit dem Gummiabsatz einen Küchenschwaben tot, der aus dem Bündelholz kroch.
Auf dem Schreibtisch, der schwer beladen von dichterischen Einfällen und der Gipsbüste Dantes unter der Hängelampe steht, liegt ein Zettel. Darauf steht mit Zimmermannsstift geschrieben: „Peter!!! Du bist ein egoistisches Ekel! Auf Nimmerwiedersehen! Anakonda — — —"'
Dieser Abschiedsbrief ist mit der Flasche „Wasserstoffsuperoxyd" beschwert. Peter besieht sich den Inhalt: „... Vor dem Weggehen hat die Bestie noch schnell gegurgelt, um mich zu schädigen...!" Um den Verlust leichter zu überwinden, zählt er sich ihre Fehler auf.
„... bist schon vergessen!" ruft er aus, wirft sich aufs Bett, heult in die Kissen und formt daraus ihren Wuschelkopf.
„Ich bin der Schuldige! Ich habe dich einmal geistig betrogen — und du mich nur dutzend Male wirklich!"
In derselben Nacht beschließt Peter Zirngiebel in sich zu gehen, weil es ohnedies regnet und die Sohlen durchlöchert sind. Er schreibt mit der großen Zehe auf die Bettladenwand „Erkenne dich selbst" und geht derart zu sich selbst, daß man davon die Schritte hören kann. Diese Wanderung mündet in einen Traum. Er tanzt über den Niagarafall Seil und kocht dazu heiße Wiener.
Am Morgen, vor dem Rasierspiegel, da erkennt er, was er schon immer geahnt: „Ja, ich bin ein Genie und sonst nichts außerdem...!" Um diese Selbsterleuchtung vor Rückfällen zu sichern, beschließt er — sich dieses Ich wissenschaftlich bestätigen zu lassen.
Er überspringt vier Treppen auf einmal, fliegt wie ein Zitronenfalter auf die Plattform der nächsten Straßenbahn und sitzt schon im Wartezimmer seines Freundes Willibald, der Psychologe ist.
„Du rühmst dich doch — ein glänzender Menschenkenner zu sein! Wie siehst du mich? Ich brauche ein Gutachten — für mich selbst!"
„Hm ... hm ...! Also, für dich selbst? — Bitte, Fräulein, schreiben Sie: ... pathologisch introvertiert, Denken inferior, asthenische Konstitution, schizoid überakzentuiert mit paranoiden Assoziationen, thymogenischer Psychoneurotiker, Ha Ypsilon = gefärbt, S = Entartungstyp, prognostisch tendierend nach Dementia praecox mit — — "
„Hahahaha ...! Ta twam asi! Das bist du! Bei jeder Entwertung projiziert der Mensch seine eigenen Schwächen — —!" lacht Peter zum erstenmal laut in seinem Leben, flieht ins Freie und stürmt seiner Wohnung zu.
Am dritten Stiegenabsatz verschnauft er sich. „Jetzt wieder hinauf in die Höhe ... da erwartet mich wieder die Flucht nach Ägypten, neben dem Abschiedsbrief wird noch die Flasche mit Wasserstoffsuperoxyd stehen ... und ich werde versuchen, nochmals in mich zu gehen — — Ich werde meine Stirne halten, daß sie nicht auf den Boden fällt und dazu will ich abermals ein lustiges Manuskript beginnen ... So weiß die eine Hand nicht, was die andere tut ... Es ist zum Dichterwerden! Wie andere auf den Hund, so bin ich auf den Humoristen gekommen ... Ich balanciere zwischen Totlachen und Totschießen, tanze im Traume Seil und koche dazu heiße Wiener... hihihi...!" spricht Peter zu sich selbst. Die Wände des Treppenhauses werden zu nebligen Schleiern und fallen über ihn her. Hundert Mann stark zieht das graue Elend an ihm vorüber und streift seine Ellenbogen ...
„... Müssen Humoristen auch traurig sein — —?" ertönt hinter seinem Rücken eine weibliche Stimme. Peter dreht sich langsam um, sieht in einen Wald von strohblondem Haar und lächelt in die Landschaft ihres Gesichtes.
„Sie kennen mich doch? Ich bin die Tochter des Hausmeisters... und ich erkenne Sie jeden Abend am Schritt, wenn Sie an unserer Wohnungstür vorübergehen ... Aber, bitte, beantworten Sie doch meine Frage! Warum müssen Humoristen auch —?"
„Kommen Sie eine kleine Weile zu mir herauf ...! Diese Frage verdient ein Fest ...! Bei feenhafter Beleuchtung werde ich Ihnen ... Ich will Ihnen sagen ... ja, das muß gefeiert werden — —!"
Sie sagt nicht nein, sie sagt nicht ja. Wie sein Schatten schleicht sie neben ihm her, sechsundzwanzig Stufen hoch.
Da Peter hinter der Türe das elektrische Licht andrehen will, da bleibt es dunkel.
„... die Stromrechnung nicht bezahlt. Natürlich, da wurde mir wieder einmal das Licht gesperrt ... Jetzt bräuchte ich eine Kerze, um mein Kerzenlicht zu finden ...!"
Im Dunkeln sieht er ihr Gesicht leuchten. Es ist blutarm und ersetzt ein Wachslicht. Vier Hände tappen die Wände ab. „Da ...!" Und jetzt fällt ein Stearinschein bis zur Decke hinauf und erhellt die billige Bronzefigur des Buddha. Peter dreht sie augenblicklich mit dem Antlitz gegen die Wand und denkt dazu. „Erhabener aus dem Garten des Anathapindika! Jetzt geh' ich nicht an der Welt vorüber!"
Im Flackern der Kerze sieht er die Haare des Mädchens wie Sirenen über die grünen Teiche ihrer Augen hängen. „Weißt du, was ich möchte? Nur in deinem Arm liegen und in deinen Mund sehen wie in den Krater des Krakatau ...?"
„So tu's doch ...!"
Zwei Menschen sprachen lange kein Wort. Und man hört nur, wie der Docht der Flamme das Stearin frißt. — „Sie lächeln ja...!"
„... und damit hab' ich deine Frage im Treppenhaus beantwortet."
„Sie sind ein komischer Mensch!"
„Ja, und dazu noch schizoid überakzentuiert, thymogen, paranoid, S-Typ, prognostisch dementia praecox und — —"
„Schmarren ...! Du bist doch ein Mann ...!" — —
Nach neun Monaten ist Hochzeit im Nebenzimmer der Wirtschaft „Zum tapferen Buren". Während die Gäste sich die Bratensoße aus den Mundwinkeln wischen, liegt Peter Zirngiebel in den Armen seiner Frau, sieht ihre Haare wie Lianen über grüne Teiche hängen und versenkt sich in den Krater des Krakatau. Daß er dazu mit den Ohren wackelt, das zeigt an, daß er selig ist. Der Freund Willibald erhebt sein Glas: „... ich nehme alle psychologischen Beleidigungen mit dem Ausdruck des Bedauerns zurück. Peter, daß du auch noch geheiratet hast, daran sehe ich — daß du wirklich ein Humorist bist ...!"

(O. Herrmann)



„Na, Käte, was hat denn det Höschen für ne aparte Fassong?"
„Das hat die Gnädige zum Skilaufen anjehabt . . . !"

"Ehi, Catina, che taglio curioso hanno mai queste mutandine?!„ — "Le ha portate la signora quando sciava . . . !„

Zu spät

(J. U. Engelhard)



„Briefe kommen doch nie zur rechten Zeit — Paul mahnt mich ihm treu zu sein — und wenn der Brief mit der Morgenpost gekommen wäre — wer weiß . . . !"

Troppo tardi: "Eppure le lettere non giungono mai a tempo giusto! . . . Paolo mi ammonisce d' esser fedele! . . . E se la lettera fosse giunta colla posta del mattino . . . chissà . . . !„

WOLLEN SIE WASSER, MILDRED?

VON EDMUND BICKEL

Gleich nach Sonnenaufgang waren sie vom Festland abgeflogen, um ihr Ziel möglichst frühzeitig zu erreichen. Morris hatte eine kleinere Maschine mit nur sechs Plätzen bekommen, weil die Gesellschaft sparte. Im übrigen genügte sie ja für den einzigen Fluggast, Miß Mildred Harrington.
Eine herrliche Reise hatten sie gehabt. Die beiden Motoren arbeiteten sich brummend über das Land hin. Ganz langsam erschien es den beiden, die vergnügt miteinander scherzten. Mildred kannte den Flugzeugführer von einigen Gesellschaften her, zu denen sie zufällig zusammen eingeladen waren, wußte, daß er um sie warb, aber er bedeutete für sie nichts mehr als „eben einer von den Boys". Er hatte sich damit scheinbar abgefunden, nur seine Augen verrieten, was er empfand. Aber gerade das machte ihr Spaß. Sie spielte so gern wie eine Katze, die schöne Mildred mit den etwas schrägen grauen Augen. Und mit der gleichen Grausamkeit.
„Wir müssen nach Norden abbiegen, ruft die Wetterwarte." Ken Morris nahm den Kopfhörer ab und sah nach der Karte vor sich. Sein Gesicht wirkte angespannt. Die Sonne brannte bereits kräftig durch die Scheiben der Kabinendecke.
Eine Stunde flogen sie schweigend. Unter ihnen lag das Meer, ruhig, spiegelblank, weit und breit nichts als Wasser. Der Lautsprecher brachte ihnen einen etwas krächzenden Schlager: „Und sie sagte nicht ja, und sie sagte nicht nein..."
Mildred lachte Ken ins Gesicht. „Das paßt auf uns beide."
„Vielleicht noch eine Stunde", gab Ken zurück.
„Was ist dann?"
„Dann kommen ein paar kleine Felseninseln."
Ob sie etwas ahnte? Sie schwieg und nahm ihren Lippenstift aus der Tasche. „Reflexbewegung", dachte Ken.
„Da kommen die Seagull Rocks in Sicht, Mildred. Wir werden einen kleinen Motorschaden haben, fürchte ich", waren seine nächsten Worte nach längerer Pause.
Ken Morris begann, sich die Schuhe auszuziehen, ganz ruhig, als säße er zu Hause am Bettrand.
„Sie sind wohl wahnsinnig, Ken; die Motoren arbeiten doch tadellos!" fuhr ihn Mildred an.
„Weiß ich, aber mit Schuhen schwimmt man so schlecht, wissen Sie, schöne Mildred. Es wird gut sein, wenn Sie sich auch zum Schwimmen bereitmachen. Hinter Ihnen liegen die Korkwesten, nach deren Zweck Sie mich heute morgen gefragt haben. Jetzt wissen Sie, wozu sie da sind. Ich habe es schon früher gewußt."
„Nein, Ken, Sie wollen mir nur Angst einjagen, weil ich nicht so nett zu Ihnen war, wie Sie es wollten. Sie können hier ja gar nicht landen. Kein Platz da auf diesen Inseln."
In einer weiten Kurve umflog Ken Morris die Seagull Rocks, eine Handvoll Felsbrocken im weiten Meer. Zahllose Möven strichen darüber hin, kein Baum, kein grüner Fleck, nur die dunklen Felsen.
„Wer spricht denn vom Landen, kleine Mildred? Nein, ich werde die Maschine auf dem Wasser niedergehen lassen, nicht so weit von der großen Insel, so daß wir hinüberschwimmen können. Die Kiste sackt dann ab, kein Mensch sieht sie wieder. Ich hatte eben Motorschaden."
„Ken, nehmen Sie Vernunft an! Sie werden nie wieder ein Flugzeug zu führen bekommen, sind erledigt, wenn Sie das tun, Ken, bitte, bitte, lieber Ken, ich hab' so Angst!"
„Genau so habe ich mir das vorgestellt. Sie werden es nicht glauben, Mildred. Sie haben mir auch nicht geglaubt, wie lieb ich Sie habe, damals, als Sie mich auslachten und allein sitzen ließen, aber Sie sind ja so vernünftig. Eine ganz kluge, aber auch ganz herzlose kleine Frau."
Er riß das Fenster auf und warf seine Schuhe ins Meer: „Da sehen Sie, die brauche ich nicht zum Schwimmen."
Immer wieder umkreiste er die Inselgruppe, zog sein Hemd aus und ließ es über Bord fliegen, nahm seine Schwimmweste, an der ein Blechkasten befestigt war, um, und dann stellte er die Motoren ab.
Mildred Harrington wußte, jetzt wurde es Ernst: Sie war ihm ausgeliefert, aber vielleicht gab es noch eine Rettung?
Zischend pflügte das Fahrgestell die Wellen. Im nächsten Augenblick klatschten die Tragflächen auf das Wasser.
„Darf ich nach oben bitten, Miß Harrington?" versuchte Ken zu scherzen. „Sonst ertrinken wir in der Kabine, weil wir nicht lange Zeit haben. Die beiden Motoren sind so verdammt schwer."
Schon gurgelte das eindringende Wasser unter ihnen, als sie auf den oberen Teil des Flugzeugrumpfes kletterten.
„Hoffentlich gibt es keine Haie hier", meinte Ken. „Es wäre schade um uns beide, nicht, Mildred?"
Ihr rotes Seidenkleid flatterte in der Brise. Sie sah ihn nicht an, band sich die Schnüre der Schwimmweste strammer, sah nach dem Ufer, und dann sprang sie, ohne ein Wort zu sagen. Kurz nachher folgte Ken, der Mühe hatte, ihr Tempo zu halten. Seine Last war schwer, etwas Lebensmittel und vier Flaschen Wasser.
Mildred war ziemlich außer Atem, als sie endlich festen Boden unter sich fühlte. Auch Morris keuchte.
„Wir müssen in den Schatten, rasch!", zog er sie weiter.
„Wann können wir gerettet werden?" war ihre

erste Frage. Triefend naß ließ sie sich auf einen Stein nieder.
„Nicht so schnell, wie Sie denken. Ich habe einen ganz anderen Kurs genommen, als ich sollte. Hier sucht uns kein Mensch. Aber das habe ich gewollt, weil Sie nicht anders zu gewinnen waren, Mildred. Sie werden bald mürbe sein, denke ich. Haben seit heute morgen nichts gegessen, vor allem werden Sie wahrscheinlich schon Durst haben. Ich habe daran gedacht: Sehen Sie diese Kostbarkeit? Vier Flaschen Wasser für vier Tage! Aber natürlich nur, wenn Sie meine Frau werden wollen. Sonst lasse ich Sie so kaltlächelnd verdursten, wie es Sie nicht gerührt hat, mich immer wieder abzuweisen. Sehen Sie, da in dieser Felsspalte sind die Flaschen gut aufgehoben. Die ist so tief, daß Ihre schönen Hände nicht hinunterreichen. Haben Sie Durst, Mildred? Wollen Sie Wasser, Mildred? Schönes, frisches Wasser."
„Sie sind eine Bestie, Ken. Schämen Sie sich nicht vor sich selbst? Aber warten Sie, wenn wir gefunden werden! Dann wandern Sie ins Zuchthaus, wenn es Ihnen nicht schlimmer geht. Sie wissen doch, was Ihnen bei einer Entführung droht, wissen Sie das?"
„Weiß ich, schöne Mildred, aber das ist mir schon längst gleichgültig. Ich will nichts als Sie. Dann soll mich der Teufel holen!"
„Ich werde mit meinem roten Kleid winken, daß man uns eher findet, als ich — trinken muß, Ken. Sie werden sich doch verrechnet haben."
Er sprang auf, versuchte sie in die Arme zu nehmen, aber sie entwand sich ihm. Wieder packte er sie, riß ein Stück Ärmel herunter, noch einmal, dann fiel sie zu Boden, wo er ihr das Kleid wie in sinnloser Wut zerfetzte und über die Klippen ins Meer warf.
Dann trat er zurück, sah sie an, und sagte: „Wie schön Sie sind, Mildred. Wollen Sie Wasser, Mildred?"
Keuchend richtete sie sich auf. Ihre Lippen waren trocken, die Haare hingen ihr wirr ins Gesicht, und doch war sie bezaubernd.
„Wollen Sie Wasser, Mildred?" fragte Ken lauernd.

Er wußte, sie würde ihn bald darum anflehen. Aber dann erst würde er sie warten lassen, genau so würde er sie auslachen, einen Zug nehmen, um ihre Leiden noch mehr zu genießen.
„Ach, Sie denken, ich müßte auch einmal schlafen. Dann könnten Sie ganz leise an mich heranschleichen und mir einen Stein auf den Schädel schmettern?" fuhr er sie plötzlich an. „Nein, Kindchen, ich halte es lange aus, aber Sie werden nicht wagen, in meiner Gesellschaft in den gewohnten süßen Schlummer zu versinken, weil Sie denken, ich könnte Ihnen etwas Böses antun. Keine Sorge, wir wollen doch keine solchen Sachen machen. Nein, nur einen kleinen Tausch möchte ich: Sie bekommen von mir Wasser, ich bekomme Sie. Beides, was wir wollen."

„Abblenden!" tönte die heisere Stimme des Regisseurs plötzlich dazwischen. „Gut habt Ihr das gemacht, Ihr beiden. Nur die eine Szene, wenn das Kleid zerfetzt wird, die müssen wir wiederholen. Mensch, Ken, das Kleid muß auf einen Ruck heruntergerissen werden, aber nicht auf Teilzahlung, wie du das gemacht hast! Also, los Kinder, dann hören wir für heute auf mit dem Drehen."
„Ich werde mit meinem roten Kleid winken, daß man uns eher findet, als ich — trinken muß, Ken. Sie werden sich doch verrechnet haben..." sprach Mildred, und sah ihren Gegenspieler mit einem rührenden Gemisch von Hilflosigkeit, Angst und Verführungskunst an.
Man muß dem Publikum eben etwas bieten, nicht wahr, lieber Leser?

LIEBER SIMPLICISSIMUS



Ich war als Zeuge geladen. Mein Freund Willi K. sollte —. Ich stellte mich saudumm.
„Sie sollen hier als Zeuge vernommen werden", sagte der Richter, „Sie sollen aussagen, ob Ihr Freund mit besagtem Mädchen im Konkubinat gelebt hat" — „Wo?" — „Im Konkubinat!"
„Na!", sagte ich, „der hat net mit ihr in Konkubinat gelebt, sondern in Tölz!" — „Konkubinat ist doch kein Ort!" — „Was nachher?" — „Ein Zustand!"
„Aha!" sagte ich, „na — in einem Zustand hat er auch nicht gelebt." — „Aber er war doch mit dem Mädchen eng befreundet?" — „Söll wohl!"
„Und die beiden wohnten zusammen?" — „Hä?"
Der Richter wurde nervös: „Ich meine, haben die beiden wie Mann und Frau zusammen gelebt?"
Ich dachte nach. „Wie Mann und Frau?" — „Ja."
„Na! Wie Mann und Frau net!" — „Wie denn?" —
Und ich: „Vül besser!" J. H. R.

Vor den Lokalen „In den Zelten" am Tiergarten versammelte sich jüngste Hitlerjugend, etwa 8—10jährig, nach Geschlechtern getrennt aufgestellt. Zuletzt marschiert noch ein kleiner Trupp 9jähriger Pimpfe an. Da alles bereits abgeschlossen ist, bekommt er von einem Jugendführer den Auftrag, sich in geringem Abstand von einer Gruppe BDM-Mädel aufzustellen. Darob hellste Empörung bei den Pimpfen. Einer von ihnen ruft in höchster Entrüstung aus, begleitet von verständnisinnigem Lachen der erwachsenen Zuschauer: „Wat is'n det nu wieder vorn Käse, uns Männer so mang die Weiber zu stellen!" —

Verlag und Druck: **Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80** (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Okt. 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Séance bei Churchill

(E. Thöny)



„Und was sagt Nelson?" — „Ich habe nur den Arm verloren, Ihr aber sogar den Kopf!"

Seance presso Churchill: "E che dice Nelson?„ — "Io ho perduto soltanto il braccio, ma Voi persino la testa!„

München, 12. Februar 1941
46. Jahrgang / Nummer 7

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Mr. und Mrs. Halifax auf Amerikatournee

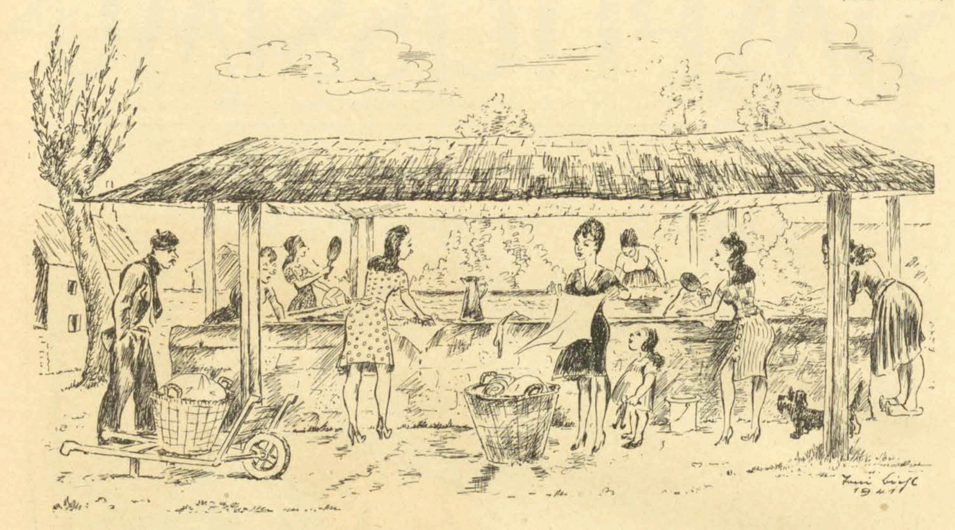
(Karl Arnold)



„O Freund, in üble Lage sind wir kommen!
So helfet bitte uns aus alle dem,
als kleines Kind schon hab ich stets vernommen:
nur wer im Wohlstand schwelgt, lebt angenehm!"

Wäscherinnen in Nordfrankreich - Lavandaie nella Francia del nord

(Toni Bichl im Felde)



DIE VILLENKOLONIE

In der Villenkolonie haben viele Häuser Türmchen und Erker, und die Gärten haben eine Blautanne, und die Hündchen haben im Winter gehäkelte Deckchen und sind durchaus nicht mehr jung, genau so wie ihre Herrchen und Frauchen, mit denen zusammen sie einem behaglichen Lebensabend entgegengehen. Villenkolonien sind meist von gestern, im Gegensatz zu Siedlungen, die sind von heute und ausgerichtet.

Man sollte meinen, in so einer Villenkolonie herrsche tiefer Frieden, weil sich die Leute schon die Hörner abgestoßen haben. Selbst die Reparaturen an der Nachbarvilla sind nicht so aufregend, daß sie mehr als ein gelegentliches Stehenbleiben und Kopfschütteln beim morgendlichen Spaziergang hervorrufen können.

Und doch tobt ein Kampf in der Villenkolonie, ich glaube, in jeder Villenkolonie. Ein Kampf unter der Decke oder der Blautanne, ein erbitterter Kampf.

In der Villenkolonie gibt es nämlich nicht nur abgeklärte Hündchen, sondern auch lebfrische Kätzchen. Wenn Sie etwa in einer Villenkolonie wohnen, werden Sie jetzt sofort blitzenden Auges aufhorchen und wissen, worum es geht. Wenn Sie dort nicht wohnen, muß ich es Ihnen näher erklären. Jetzt bin ich an der heiklen Stelle, an der Peripetie im Drama, wo der Friede in Kampf und Sieg oder Niederlage umkippt. In der Kolonie gibt es nämlich auch Vögel, die geschätzten Sänger oder Zwitscherer, die die Brosamen von den Fensterbrettern picken und an denen das Herz von allen hängt, sollte man meinen. Diese Vöglein sind vogelfrei, aber die Kätzchen sind Eigentum einer Familie. Kraft eines ihnen nicht abzugewöhnenden Naturtriebes stellen die Lieblinge des Hauses den vogelfreien Vögeln nach.

Da klaffen Abgründe!

Hier beginnt der Krieg zwischen den Katzenbesitzern und denen, die ausschließlich die Vögel verehren. Hie Katz, hie Vogel, klingt es über die sauber geschnittenen Hecken hinüber, und zwischen Weißkraut und Sommerrettich wird das Kriegsbeil ausgegraben. Ein Angorakater kann Glück und ehelicher Bindung zwischen Enkeln von Nachbarskindern im Wege stehen. Es fällt schwer, jemand mit „Habe die Ehre, Frau Obermedizinalrat" zu begrüßen, auf deren Lieblingskatze man noch vor einer halben Stunde mit einem Luftdruckgewehr gezielt hat, voll von Instinkten der Jägervorfahren, aus der mittleren Bronzezeit.

Da klaffen Abgründe!

Ich wage es nicht, hier Recht zu sprechen, ich mische mich nicht in den Haushalt der Natur. Ich referiere nur, daß Frau Obermedizinalrat über den Zaun rief: „Sollen halt wegfliegen, wenn die Katz kommt!" Der feindnachbarliche Herr Direktor aber sagte von der Katze: „Das Mistvieh jagt nur aus Bosheit." Ich glaube, hier ist objektive Geschichtsschreibung am Platze.

Foitzick

Nach der Genesung

Von K. M. Schiller

Nach der Genesung
Dieses Leben, es soll weitergehn,
mit den Freuden allen, mit den Nöten,
mit den Morgen- und den Abendröten.
Das ist schön.

Als ich stand am Ende meines Seins,
blickt' ich nicht zurück zum hellen Lande,
und von den Gesichtern, die ich kannte,
sah ich keins.

Nur der letzte Schritt war noch zu tun,
und mein Fuß höb sich schon auf zum Schreiten,
und mein Herz begann nach vielen Leiden
auszuruhn.

Aber da riß mich das Licht zurück,
und ich schick' mich an, mit allen Sinnen
noch einmal von neuem zu beginnen
Leid und Glück.

Welt und Menschen stehen wieder da.
Geh nun, Herz, noch einmal deine Pfade.
Sei getrost und nimm es hin als Gnade,
was geschah.

DIE NOVELLE

VON JO HANNS RÖSLER

Eines Tages lag in der Morgenpost zwischen meinen Briefen die Aufforderung einer Familienzeitschrift, ihr doch eine Liebesnovelle zu schreiben. Das Honorar war über die Maßen gut. „Wir bitten Sie, sehr verehrter Herr Autor", schloß das Schreiben, „einen Stoff aus dem Alltäglichen zu wählen, da wir ihn auf unserer Seite ‚Wahre Geschichten des Herzens' veröffentlichen wollen. Außerdem dürfen wir der Erwartung Ausdruck geben, daß Ihre Novelle fröhlich endet." Ich sagte zu und schrieb ihnen folgende Geschichte: „Ach, wie war die Ilse schön! Ach, was hatte sie für reizende Bäckchen! O wie herrlich war ihr Grübchen am Kinn und weiter oben ihr rosenroter Mund und noch weiter oben ihr zierliches Näschen und ganz weit oben ihre reine Stirn, über die goldige Locken herniederfielen — —" (Ich muß die Wiedergabe der Geschichte hier unterbrechen, um es dem Leser zu bestätigen, was er längst gemerkt hat: Liebesgeschichten sind meine schwache Seite. Es fällt mir nichts dazu ein. Aber dies hätte ja der Verlag wissen müssen, bevor er bei mir eine wahre Liebesgeschichte bestellte. Dies nebenbei. Ich fahre fort:) „Gestern ging ich mit Ilse in der Dämmerung am alten Fluß spazieren. Wir fanden eine verschwiegene Bank. Wir setzten uns auf diese. Ich wollte Ilse küssen. Ilse wollte nicht. Ich sagte: warum nicht, Ilse? Ilse sagte: umsonst ist der Tod! Ich sagte: das versteh ich nicht. Ilse sagte: Dummkopf! Gib mir drei Mark, dann darfst du mich küssen! Ich sagte: drei Mark? So viel Geld? Ilse sagte: unter dem tue ich es nie! — Da gab ich Ilse die erbetenen drei Mark und es ist noch ein recht vergnügter Abend geworden."

Diese Novelle schickte ich dem Familienblatt. Ich kannte es nicht, da ich nicht lesen kann. Ich war sehr stolz auf meine Novelle, denn das ist die einzige wahre Liebesgeschichte, die ich in meinem Leben erlebt habe. Und sie so trefflich zu Papier gebracht zu haben, erfreute mich. Wieder einmal hatte mir der liebe Gott beim Schreiben

Spielereien eines Ministerpräsidenten

(Erich Schilling)



„Und wenn der Krieg vorüber ist, werden wir mit dem Wiederaufbau beginnen!"

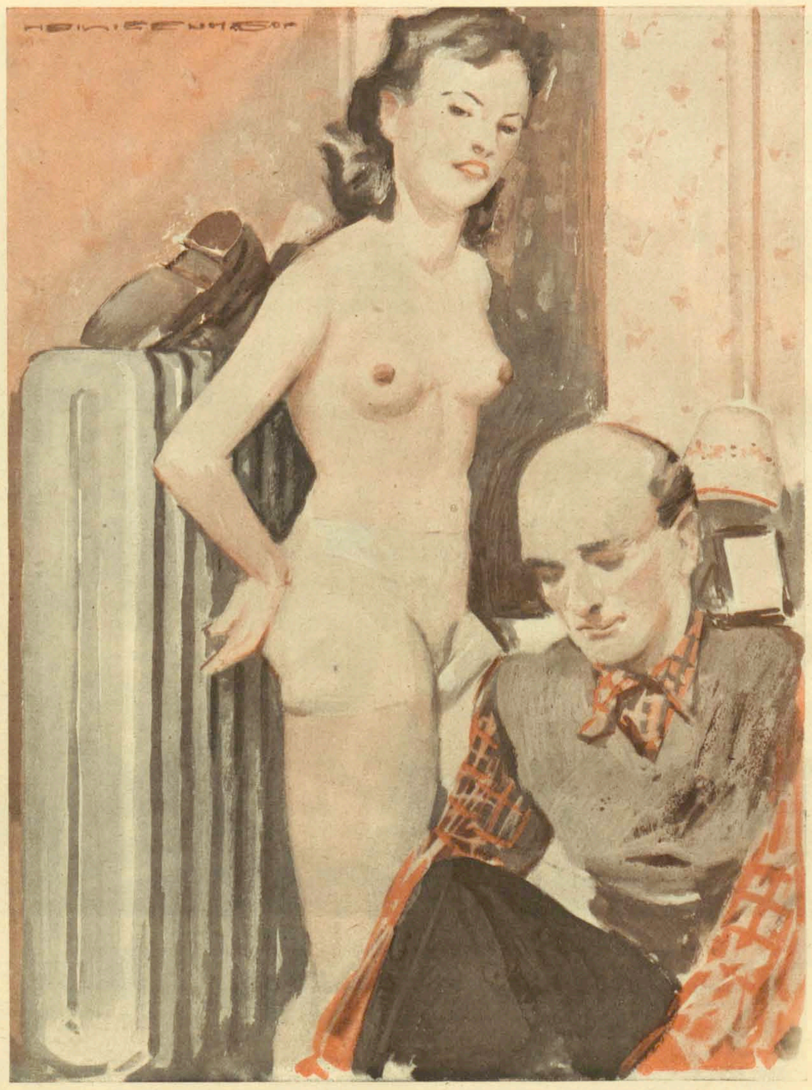
Giocherelli d' un Presidente dei Ministri: "E quando la guerra sarà finita, noi cominceremo a ricostruire!„

über die Schulter geschaut. Das Familienblatt war anderer Ansicht.
„Sie scheinen unser Leserpublikum nicht zu kennen", schrieb es mir. „Ohne uns damit eine Kritik an Ihrem künstlerischen Schaffen erlauben zu wollen, bitten wir Sie, sich über die Zusammensetzung unseres Leserkreises zu informieren, denen wir in dieser Fassung Ihre Arbeit unmöglich vorsetzen können. Das Manuskript fügen wir zur eventuellen Umarbeitung und Neuvorlage bei."

Ich informierte mich. Ich erfuhr, daß sich der Leserkreis des Familienblattes aus Ärzten, Rechtsanwälten, Gewerbetreibenden, Kaufleuten mit einem Durchschnittseinkommen von monatlich annähernd fünfhundert Mark zusammensetzt. Jetzt erkannte ich den grundlegenden Irrtum meiner Novelle. Ich schrieb sie noch einmal, den ersten Teil ließ ich in seiner ursprünglichen Fassung, den Schluß aber änderte ich:
„Gestern ging ich mit Ilse in der Dämmerung am alten Fluß spazieren. Wir fanden eine verschwiegene Bank. Wir setzten uns auf diese. Ich wollte Ilse küssen. Ilse wollte nicht. Ich sagte: warum nicht, Ilse? Ilse sagte: umsonst ist der Tod! Ich sagte: das versteh ich nicht. Ilse sagte: Dummkopf! Gib mir zehn Mark, dann darfst du mich küssen! Ich sagte: zehn Mark? So viel Geld? Ilse sagte: unter zehn Mark tue ich es nie! — Da gab ich Ilse die erbetenen zehn Mark und es ist noch ein recht vergnügter Abend geworden."

Unruhige Nacht

(K. Heiligenstaedt)



„Ich glaube, der Föhn war schuld, daß ich die ganze Nacht nicht schlafen konnte!" — „Ja, oder der Rettich von gestern abend!"

Notte inquieta: "Credo che sia stata colpa del favonio che non potei dormire tutta la notte!„ — "Eh sì; o forse del ravano di iersera!„

DER MANN MIT DEN GOLDENEN RIPPEN

VON REINHARD KOESTER

Unter den Ärzten sind die Chirurgen sicherlich die ehrgeizigsten. Das mag daher kommen, daß sie als Wissenschaftler nicht nur mit dem Kopf arbeiten müssen, sondern auch mit der Hand. Und in entscheidenden Fällen ist die Sicherheit der Hand wichtiger als ihr Wissen. Zugleich aber sind ihre Erfolge handgreiflich, offensichtlich und unwiderlegbar. Bei einem komplizierten Armbruch kann man nachher nicht sagen, „die Natur hätte sich wahrscheinlich auch selbst geholfen".

Und noch weniger kann man das sagen, wenn ein Mann so unglücklich unter ein Auto gerät, daß sämtliche Rippen mehrfach gebrochen sind. Ein solcher Fall ereignete sich aber kurz vor dem Weltkrieg in Jena. Ich weiß übrigens nicht mehr genau, ob es wirklich Jena war, wo es geschah, und ebenso habe ich den Namen des trefflichen Chirurgen vergessen, der sich des hoffnungslosen Klumpen von Menschenfleisch annahm, den man ihm in die Klinik einlieferte. Nennen wir ihn deshalb Professor Flick.

Professor Flick hatte in seinem Leben viel gesehen, aber so ein Häufchen Elend noch nicht. Die vielerfahrene Operationsschwester wunderte sich baß, daß er nicht mit den leis gemurmelten Worten „Exitus bevorstehend" davonging. Freilich, das blutige Etwas atmete noch und das Herz schlug. Professor Flick betrachtete es nachdenklich kopfschüttelnd — und plötzlich trat ein seltsamer Glanz in seine Augen. Wenn es mir gelingen sollte, dies da zusammenzuflicken und am Leben zu erhalten, dachte er, wäre das ein klinischer Erfolg ohnegleichen. Und schon befahl er, den Wagen mit dem Patienten in den Operationssaal zu fahren. Aus einem Häufchen Elend war im gleichen Augenblick nicht nur ein Patient, sondern sogar ein „interessanter Fall" geworden. Das Wunder geschah: der Mann wurde gerettet und war nach Jahresfrist uneingeschränkt lebensfähig! Allerdings hatte das viel Geld gekostet, denn der völlig zertrümmerte Brustkorb mußte durch reingoldene Prothesen nach und nach ersetzt werden. Der Mann aber war völlig mittellos. Für seine lange Behandlung forderte Professor Flick kein Honorar, die goldenen Rippen jedoch mußte — das hatte er in Anbetracht des einmalig dastehenden Falles verlangt — die Kasse der Universität bezahlen. Und dafür wiederum mußte der Patient einen Vertrag unterzeichnen, in dem er sich verpflichtete,

a) jederzeit zu Vorführungen in den Kollegs von Professor Flick zur Verfügung zu stehen, und

b) nach seinem Tode seine leiblichen Überreste der Universität zwecks Entnahme des nur leihweise überlassenen Goldbestandes auszuliefern.

Er wäre undankbar gewesen, wenn er dies nicht gern getan hätte. Zumal er nun, dank der reichlichen Rente, die ihm der unvorsichtige Autofahrer zahlen mußte, ein geruhsames Dasein führen konnte. Vielmehr hätte führen können, wenn er nicht, als er sich nach einem weiteren Jahr wieder ganz rüstig fühlte, die Rente in ein Kapital umgewandelt und sich davon ein kleines Haus mit Obstgarten und ein paar Hühnern am Rande der Stadt gekauft hätte. Während des Weltkriegs und noch drei Jahre nachher lebte er dort freilich glücklich und zufrieden. Es gelang ihm sogar in unermüdlicher fröhlicher Arbeit, seinen kleinen Besitz so auszugestalten, daß er ihn mit dem notwendigsten Lebensunterhalt versorgte. Und als dann die Inflation begann und rasch groteske Formen annahm, hatte er allen Grund, sich glücklich zu preisen. Man liebte ihn wegen seiner Tüchtigkeit und beneidete ihn nicht, weil er doch ein, nur durch ein Wunder dem Tode Entrissener war. Und außerdem war man stolz, den „Mann mit den goldenen Rippen", der von medizinischen Kapazitäten des In- und Auslands aufgesucht wurde, zum Nachbarn zu haben.

Das aber änderte sich schlagartig, als irgendein Zeitungsschreiber, der von ihm gehört hatte, errechnete, wieviel das goldene Innere dieses Mannes in Dollar oder nach dem derzeitigen Stand der Papiermark wert wäre. Um fünf Dollar wurden damals die gewagtesten Raubmorde ausgeführt. Der Zeitungsschreiber jedoch hatte den Wert des goldenen Brustkorbs — wie es sogar ungefähr der Wirklichkeit entsprach — mit einer Summe von über 800 Dollar angegeben, einer Summe also, für die man sich halb, und etwas später ganz Jena kaufen konnte.

Wer solche Werte damals besaß, mietete sich Stahlkammern. Aber dieser im Inneren so unvorstellbar reiche Mensch war doch nur ein kleiner Siedler am Stadtrand, der sich weder eine Horde blutdurstiger Wachhunde noch eigene Detektive halten konnte. Er zitterte — mit Recht — vor Angst um sein Leben. Wie viel schlimmer war er dran als einer, den man in seinem Haus überfallen und binden konnte, um ihm seinen Reichtum zu rauben! Das Gold, das er — wenn auch nur als geliehenes Gut — besaß, konnte man ihm nur zugleich mit seinem Leben nehmen...

Dieser vom Schicksal so arg geschlagene und durch ärztliche Kunst wieder zum glücklichen Menschen erhobene Mann traute sich nun fast zwei Jahre lang nicht mehr aus dem Hause, schlief kaum mehr, sah in jedem, der sich ihm näherte, einen goldlüsternen Mörder, und mußte schließlich — auf flehentliche Briefe hin, die er an die Universität schrieb — in eine Heilanstalt gebracht werden. Er konnte erst viele Wochen nach Einführung der Rentenmark wieder entlassen werden und blieb lange Jahre ein einhäusiger und verschlossener Mensch. Das erste Lächeln huschte über sein nun schon alt gewordenes zerfurchtes Gesicht, als der vom Gold so untrennbare Dollar nahezu auf die Hälfte seiner früheren Gültigkeit abgewertet wurde...

Der Jaguar

(A. Kubin)



Die Mauerblume

(O. Herrmann)



„Mit ander' Leuts Frauen tanzen, det kannste — aber die eigene Braut zu 'n Glas Bier einladen, da schweigt der Kavalier in dir!"

Fiore negletto: "Danzare con le donne altrui, lo puoi ben fare, eh! . . . Ma non sei abbastanza cavaliere da invitare la tua propria fidanzata ad un bicchier di birra!,,

DER BRIEFKASTEN

VON ERNST HANDSCHUCH

Von stärkstem Eindruck auf den verwunderten Küfer Bierwagen war die Tatsache, daß außer seinem Geschlechtsnamen auch die drei Vornamen, die mit seiner Person verbunden sind, haargenau auf dem Briefumschlag verzeichnet standen. Das schlichte Schreiben enthielt das Angebot eines Berliner Lotterieeinnehmers, ein Achtellos der Preußisch-Süddeutschen Klassenlotterie zu spielen.
„Peter Anton Bonifaz Bierwagen steht drauf geschrieben, Küfer in der Kreuzgasse elf. Also, Bärbel, was willst du noch weiter? — Ich gewinn', und wir heiraten", sagte er zu seiner Braut, als sie am Sonntagnachmittag vom Spaziergang heimkehrten. Arm in Arm schritten sie durch das westliche Viertel des Städtchens. Am Finanzamt, das nun schon keinen Schrecken mehr bei Peter auslöste, kamen sie vorbei und an dem großen Garten des R.'schen Landhauses, dessen Mauer einen Briefkasten der Reichspost trägt. In keckem Rot glänzte er in der sinkenden Sonne.
Bierwagen griff kurz entschlossen die längst unterfertigte Bestellkarte aus der Rocktasche, löste sich jach von seiner Braut und warf das graue Papier kühn in den klaffenden Spalt.
„Drei Mark sind drei Mark, Peter", meinte die Bärbel, ein wenig beleidigt, weil er sie nicht noch einmal ausdrücklich gefragt hatte. Sie entzog ihm sogar den Arm. Doch das hielt nicht lange vor.
Zwei Wochen später wurde dem Küfer mitgeteilt, daß er fünftausend Reichsmark gewonnen habe, eine Nachricht, die für Peter allerdings keine besondere Überraschung bedeutete. Denn er hatte ja von vorneherein gewußt, daß er gewänne. War es nicht Grund genug gewesen, daß der Umschlag des werbenden Briefes seine sämtlichen Vornamen in der richtigen Reihenfolge aufgewiesen hatte? — Seine Verwandtschaft war fassungslos vor Neid. Die Bärbel jedoch fand lange nicht die Sprache, und selbst als Peter ihr sagte, daß sie jetzt schleunigst heirateten, konnte sie nur mit dem Kopf nicken.
Das Häuschen, das Peter von seinen Eltern geerbt, war bereitet. Die Möbel standen, wie sie stehen sollten. Die Vorhänge waren aufgehängt und in der Küche konnte jederzeit schon ein Kaffee gebraut werden. Eines aber fehlte für Peter. Es war der Briefkasten, der die glückliche Bestellkarte aufgenommen hatte. Ihn hätte Peter gerne als stolzes Erinnerungsstück an der Mittelwand der niederen Mauer, die Haus und Hof umzirkt, angebracht. Er hatte auch bereits an die zuständige Stelle der Oberpostdirektion des Bezirkes unter ausführlicher Darlegung des Grundes schreiben lassen, wobei er erklärte, sämtliche Kosten für die Anschaffung und den Anschlag des neuen Kastens zu übernehmen. Doch die Direktion hatte ihm bald und knapp mitgeteilt, daß sein Verlangen aus grundsätzlichen Erwägungen heraus nicht erfüllt werden könne.
So geschah es denn, daß der Küfer Bierwagen, bei dem sich der seltsame Wunsch, den Briefkasten, von dem sein Glück ausgegangen war, zu besitzen, zu einem leichten Wahn verdichtet hatte, das postalische Behältnis in der zehnten Nacht nach seiner Hochzeit von der Umfriedung des R.'schen Anwesens abnahm und es in der Frühe des anderen Morgens an seiner Gartenmauer befestigte. Nur deckte er vorerst einen Sack darüber.
Ein Briefkasten der Reichspost war nun doch noch nicht gestohlen worden, selbst in den schlimmsten Zeiten nicht, und das ganze Städtchen stand kopf. Die Polizei, der der Vorfall von dem Eigentümer des R.'schen Grundstückes — dieser betrachtete den roten Kasten sozusagen als einen persönlichen Vorzug — sogleich gemeldet worden war, suchte vergebens nach dem Behälter und dem Menschen, der ihn gestohlen. Man glaubte nämlich entschieden an einen Streich, den sich vielleicht einige betrunkene Burschen erlaubt hatten. Doch die Oberpostdirektion wies, als die Verlustanzeige des Postamtes einlief, sofort auf die einzige und richtige Spur.
Groß und klein im Städtchen hielten den Küfer Bierwagen nun für verrückt. Es war ja auch kein Wunder, wo er auf den ersten Anhieb fünftausend Reichsmark gewonnen hatte, und seine Verwandten dachten schon daran, ihn entmündigen zu lassen.
Aber Peter war, wie es sich bei seiner Vernehmung deutlich herausstellte, bis auf den seltsamen Wunsch nach dem Kasten, völlig bei Verstand. Das Behältnis wurde abgeholt und wieder an seinen alten Ort gebracht. Für den Täter aber setzte es einen Prozeß vor dem Gericht der benachbarten Kreisstadt.
Zwar schlich sich das Lächeln, das das Städtchen vergnüglich erfüllte, nachdem es den wahren Sachverhalt erfahren hatte, auch in den Gerichtssaal. Weil jedoch der Staatsanwalt selber, der es als ein Glück für den Angeklagten bezeichnete, daß er den Kasten, in dem überdies keine Briefschaften lagen, nicht aufgebrochen hatte und somit nur das Delikt des einfachen Diebstahls gegeben war, schon eine niedere Geldstrafe beantragte, fiel das Urteil sehr milde aus.
Peter, der das richtende Geschehen ebensowenig begriff wie ein Außenstehender seine Tat, nahm, vom Vorsitzenden befragt, den erkennenden Spruch an. In seinem Schlußwort erklärte er indes, daß er, solange er den Briefkasten nicht besäße, nimmermehr in der Lotterie spiele.
Als die Oberpostdirektion späterhin die Strafakten zur Einsicht und Kenntnisnahme vorgelegt bekam, tat der Peter einem der maßgeblichen Herren leid. Er machte dem Postamt des Städtchens die Auflage, zu erwägen, ob nicht die Anbringung eines Briefkastens in dem Bezirk, der das Bierwagensche Haus einschließt, gegeben wäre. Die bejahende Antwort hatte alsdann zur Folge, daß an der Mittelwand von Peters Gartenmauer, doch dieses Mal außen, ein Briefkasten angebracht wurde, und zwar der vom R.'schen Anwesen, das dafür einen funkelnagelneuen erhielt. Freudig übernahm der Küfer, dessen wirrer Wunsch endlich erfüllt war, die Mehrkosten. Seine Frau, die treue Bärbel, aber hörte auf zu weinen, ja, sie lächelte sogar ein wenig stolz über ihren Mann, der seinen Willen nun doch noch durchgesetzt hatte. Denn der Spottnamen „Der Briefkasten" blieb ihm, der augenblicks wieder ein Los kaufte, schon sowieso.

Die Heimkehr des Lords

(O. Gulbransson)



„Damned, diesmal habe ich den Hausschlüssel nicht vergessen, aber das Haus ist fort!"

Il Lord rincasa: "Maledizione! Questa volta non ho dimenticato la chiave di casa; ma la casa è scomparsa!„

Mein Leben / Von Hellmut Draws-Tychsen

Ich habe einige Freunde gesammelt,
Männer, Menschen, hie und da:
In Europa, Asien, Afrika –
Weiße, schwarze, gelbe, braune –
Mit ihnen geflucht und gestammelt,
Getrunken, gejubelt, geritten,
Abenteuer erlebt und erlitten.

Die Erde ist ein Paradies,
Ich bin darin eine Sekunde,
Die keck den Pendelschlag verließ
Der ewig-großen Schöpferstunde,
Um mit gotterfülltem Blut und Saft,
Wie es kühner Geister Sendung,
Abenteuer aufzuspüren aus Leidenschaft.

Also attackiere ich Andorra,
Schwärme für Erotika,
Für Frau Venus aus Gomorra
Und für Nippes aus Tanagra,
Olme, Mungos, Brückenechsen,
Pandas können mich behexen.

Tulpen aus Haarlem, Rosen aus Schiras,
Delfter Kacheln und Danziger Lachs
Lösen mich sanft wie die Sonne das Wachs.
Alle Herrlichkeit dieser Erde
Und das Feuer der zahllosen Herde
Und die Leiber nordischer Frauen
Wußte Gott auch für mich zu bauen.

Ich habe einige Freunde gesammelt;
Gottes Güte hat mir das Wort geschenkt,
Das Auge, das sieht, das Ohr, das hört,
Die zarte Hand, die den Feind betört,
Und das Hirn, das denkt.
Die Masse ist dumpf, ihr Gebet bimmbammelt.
Nur den Toren bleibt der irdische Himmel
verrammelt.

INGE SAGT LEBEWOHL

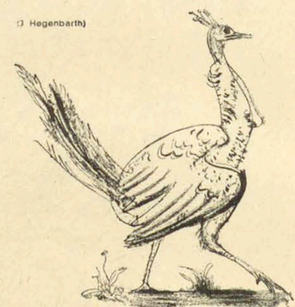
VON HILDE HERBST

„Warum müssen Sie schon gehen, Inge? Es ist der letzte Abend!' Der von der Sommersonne dunkelgebräunte Jüngling sieht das junge Mädchen, mit dem er tanzt, fragend an.

„Ich mag gar nicht gehen. Aber meine Schwester befiehlt es."

Die Musik setzt aus. Der Jüngling beugt sich zu dem Mädchen: „Inge, wenn Sie jetzt gehen, kommen Sie noch einmal zurück. Ich warte hier auf Sie." — „Wie soll ich das machen? Ich schlafe mit meiner Schwester zusammen."

Ehe er ihr antworten kann, steht die Schwester mit Inges Mantel in den Händen neben ihnen und sagt ärgerlich: „Wie lange läßt du mich warten! Komm schnell, es ist schon spät."


(J. Hegenbarth)

Inge bittet schüchtern: „Es ist mein letzter Ferientag. Kann ich nicht noch ein bißchen bleiben?" Energisch wehrt Frau Vera ab: „Gerade weil wir morgen die anstrengende Reise vor uns haben, müssen wir gut ausgeschlafen sein."

Ein kurzer Händedruck mit dem Jüngling, der Inge zuflüstert: „Ich warte, Inge. Du kommst wieder!" Inge wendet sich zur Tür.

Sie trottet mit hängender Unterlippe neben ihrer Schwester her. Natürlich ist zwischen ihr und Vera ein großer Unterschied. Vera ist verheiratet, hat zwei Kinder und ist schon beinah 30 Jahre alt. Aber sie, Inge, hat ihre Schulferien und will sie und das Leben genießen mit ihren herrlichen siebzehn Jahren.

„Hast du eigentlich nie gern getanzt?" fragt Inge. „Natürlich, sehr gern. Aber nicht bis tief in die Nacht hinein. Außerdem sind Sommerfrischenbekanntschaften niemals wertvoll."

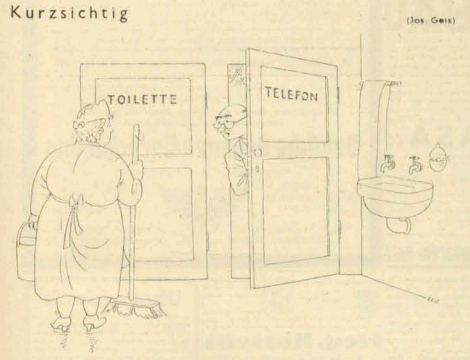
Schrecklich, denkt Inge, wie kalt Vera das sagt! Ob sie selbst wohl auch später so prosaisch würde?

Inge erwidert nichts. Sie will der Schwester nicht widersprechen, um sie nicht zu ärgern. Aber es steht fest bei ihr: zurück muß sie wieder. Dieser Satz: ‚Ich warte hier auf dich', läßt sie nicht los. Er ist wie ein Angelhaken, der ausgeworfen wurde und an dem sie vergeblich widerstrebend zappelt. Horst Gießmann ist so schön dunkelhaarig, und sie schwärmt doch für Dunkle! Auch ist er alt, dreiundzwanzig schon. Sie hat bis jetzt nur mit Gleichaltrigen getanzt, die alle noch die Schule besuchten. Horst Gießmann aber ist schon Student, sogar schon beinahe fertig mit dem

Studieren! Die ganzen drei Wochen haben sie nebeneinander im Sand gelegen und sich lustig unterhalten. Dieser kurze Händedruck vorhin kann unmöglich das Ende dieser herrlichen Tage sein. Frau Vera spricht ununterbrochen. Von Sachen, die noch einzupacken, und Dingen, die noch zu erledigen sind. Sie merkt nicht, daß Inge schweigsam und sichtlich mit anderen Gedanken beschäftigt ist.
Im Zimmer ziehen beide sich bei mattem Licht aus. Frau Vera tritt noch einmal in das Nebenzimmer, wo ihre Kinder schlafen. Inge huscht schnell zur Tür und dreht den Schlüssel so leise wie möglich wieder herum. Dann prägt sie sich genau den Weg von ihrem Bett zur Tür ein und ordnet ihre Sachen mit einer ihr sonst nicht anhaftenden peinlichen Sorgsamkeit auf dem Stuhl. Sie zieht ihr geblümtes Nachthemd mit dem kleinen runden Kragen am Hals an und schlüpft schnell unter die Decke.
Als die Schwester eintritt, schützt Inge furchtbare Müdigkeit vor, dreht sich zur Seite und schließt die Augen. Noch niemals ist ihr aufgefallen, daß ihre Schwester so lange Zeit zum Waschen braucht. Entsetzlich! Jetzt ordnet sie ihr Haar, jetzt reibt sie ihr Gesicht mit dem Gesichtswasser ab und kremt es ein — dauert das alles! Jetzt zieht sie die Uhr auf. Daß sie nur nicht noch einmal nachsieht, ob die Tür auch verschlossen ist! Endlich hört Inge das Bett knacken — die Decke raschelt, das Licht wird ausgeschaltet.
Mit Herzklopfen horcht Inge auf die Atemzüge ihrer Schwester. Wenn sie doch nur bald einschliefe! Von der Straße tönt lustiges Lachen herauf von Menschen, die noch nicht schlafen, sondern die schöne Sommernacht genießen — und in der Tanzdiele wartet Horst Gießmann!
Horst Gießmann sitzt anfangs geduldig in dem Lokal. Er lächelt triumphierend in sich hinein: sie wird kommen, ganz bestimmt. Sie wird seinetwegen irgend etwas unternehmen. Er fühlt sich als Sieger. Nachdem er die dritte Zigarette geraucht hat, wird er ungeduldig und ärgerlich. Die kleine 17jährige Inge wird ihn doch nicht sitzen lassen? Alles um ihn herum lacht und scherzt — nur er sitzt allein und wartet. Schöne, elegante Frauen und reizende hübsche Mädchen in duftigen Kleidern tanzen an ihm vorbei und werfen ihm manchmal verstohlene Blicke zu. Er hätte den Abend wirklich besser ausnützen können.
Da endlich öffnet sich die Eingangstür. Tatsächlich, Inge tritt ein. Horst Gießmann steht auf, geht ihr entgegen, drückt ihre Hand und sagt freudig: „Fein, daß du gekommen bist, Inge. Komm, leg deinen Mantel ab."
Inge wehrt ängstlich: „Nein, ich will gar nicht erst ablegen — ich kann nicht lange bleiben — ich wollte nur Lebewohl sagen"
„Ach, Unsinn. Wir wollen doch zusammen tanzen. Hör', gerade beginnt die Musik." — „Ich kann doch auch im Mantel tanzen."
„Kleiner Trotzkopf!" lacht Horst und legt den Arm um sie.
Aus den wenigen Minuten, die Inge bleiben wollte, werden zwei volle Stunden. Sie tanzen jeden Tanz, sie trinken und lachen, und endlich begleitet er sie durch die dunkle Nacht zum Eingang der Pension. Dort küßt er den süßen, kindlichen, roten Mund. — „Nur eins sag mir", bittet er, „warum hast du den ganzen Abend den Mantel nicht abgelegt?"
Inges Gesicht wird rot. Sie knöpft den Mantel auf, Horst sieht etwas Langes, Buntgeblümtes.
„Ich habe doch nur mein Nachthemd an", sagt Inge schüchtern, schlägt schnell den Mantel wieder zu und schlüpft in die Haustür hinein.

Kurzsichtig

(Jos. Geis)



„Hallo — he — ist denn hier keine Wasserspülung?!"

DAS URTEIL DER PRINZESSIN

VON KURT GROOS

Das ganze Land war voll des Lobes über die Prinzessin. Voll Lobes über ihre Schönheit, Tugend und Klugheit. Die Dichter nannten sie „die Lotosblume". Alle Jünglinge schwärmten von ihr und die Illustrierten hätten gerne Bilder und Berichte über sie gebracht. Aus Scheuheit lehnte die Prinzessin das letztere Ansinnen aber ab.

Der berühmteste Dichter und der berühmteste Maler des Landes beschlossen eines Abends, das ferne Schloß der Prinzessin aufzusuchen und um ihre Hand anzuhalten, damit sie den Würdigsten zu sich erhöhte.

Gerade als der Dichter und der Maler diesen Plan in der Weinstube am Markt ausheckten, trat der dicke Großhändler an ihren Tisch und nahm unaufgefordert Platz.

„Haha!" sagte der Großhändler, „die Idee mit der Prinzessin ist gut; ich werde mich anschließen!"

Der Dichter und der Maler warfen dem Dicken einen verächtlichen Blick zu. Der aber ließ sich nicht beirren. Schließlich, dachten der Dichter und der Maler, kommt es uns vielleicht zugute, wenn dieses Scheusal mitgeht — wir werden desto angenehmer abstechen. —

In der Mainacht machten sich der Dichter und der Maler auf den Weg. Sie erreichten das Schloß, nachdem sie sieben Tage und sieben Nächte gewandert waren. Der Großhändler kam in seinem 12-Zylinder nach.

Es dauerte drei Tage, bis die Prinzessin sich dazu durchgerungen hatte, den Dichter, den Maler und den Großhändler zu empfangen; so scheu war sie. Am vierten Tag lud der Diener dann endlich zu der Audienz in das Amethyst-Gemach. Der Großhändler schritt voran und drückte dem Diener zwei Zwanziger in die vor aristokratischer Dürrheit raschelnde Rechte.

Das Amethyst-Gemach sah pompös aus. Der Großhändler nahm alles in die Hand. Er hob auch den Teppich auf, befühlte das Gewebe mit dem gleitenden Daumen und Zeigefinger (so wie man Geld zählt) und nickte zustimmend. „Belutschistan", sagte er. Darauf ging der Großhändler zum Kamin, griff eine goldene Feuerzange, wiegte sie in der dicken, roten Hand und beschnüffelte sie ganz von nahem.

„900 gestempelt!" rief er dem Dichter und Maler zu, die beide empört waren über diesen Kerl. „Meine Herren!" sagte der Großhändler, „lassen Sie sich durch nichts bluffen. Das hier ist der ‚Angeberaum'! Verarmter Adel; ich habe eine Auskunft eingezogen!"

Der Dichter und der Maler traten zur Seite. Pfui Teufel, dieser schmutzige Kerl!

Zwischendurch erschien der Diener und bat die Herrschaften, sich noch etwas zu gedulden, die Prinzessin sei gerade in der Badewanne.

Der Dicke grunzte vergnügt, schlug sich auf die Schenkel und steckte eine große Brasil an.

Schließlich erschien die Prinzessin. Dem Dicken entfuhr ein bewunderndes „Eujeu!"; er warf schnell den Brasilstummel durch das Fenster.

Die Schönheit der Prinzessin war überirdisch. Die Prinzessin trug an diesem Morgen nichts anderes als einen Schlafanzug aus fließender grüner Seide. Allerdings ist das etwas zuviel gesagt; eigentlich trug sie nur einen halben Schlafanzug. In der Aufregung hatte sie nämlich vergessen, die Jacke des Schlafanzuges anzuziehen; durch diese Vergeßlichkeit wirkte sie womöglich noch reizvoller. Die Prinzessin war äußerst verlegen. „Die Herren?" fragte sie mit ihrer Glockenstimme. Dabei nestelte sie, nach Art unserer Monteure, den Gummigurt ihrer Schlafanzughose aus grüner fließender Seide etwas höher.

Nach dieser Frage knieten der Dichter und der Maler weltmännisch nieder, indem sie mit der linken Kniescheibe und dem aufgesetzten Fuß des rechten Beines grazil den Boden berührten. Also in der Pose, in der man auch den Ritterschlag zu empfangen gewohnt ist.

Der asthmatische Dicke ließ sich danach mit beiden Kniescheiben auf den Boden plumpsen.

Darauf hub der Dichter an, in edelgeformten Sätzen seinen Antrag zu machen. Der Maler ließ den seinen folgen; er verfügte über eine tolle Bildersprache. Die Prinzessin schien entzückt, soweit ihr dies die vorgeschriebene Reserve gestattete.

Der Großhändler, sichtlich ins Hintertreffen geraten, stammelte nur: „Gestatten, gleichfalls!"

„Wohlan!" fistelte die Prinzessin und senkte die Augen. „Wohlan, ich will einem von euch die Hand reichen und ihm gehören — übers Jahr, übers Jahr!" Der Großhändler wunderte sich über dieses große Maß von Selbstbeherrschung.

„Eine Bedingung stelle ich", fuhr die Prinzessin fort, „nur dem gehöre ich, der mir die edelste, schönste Gabe zu Füßen legt. Es wird schwierig für jeden von euch sein. Denn es muß eine Gabe sein, die das Herz einer Frau bis in das Tiefste aufwühlt und betört."

Welch' hohe Seele, dachten der Dichter und der Maler und verneigten sich vor der Prinzessin.

Der Großhändler kritzelte etwas in ein Notizbuch. „Gemacht!" sagte er und erhob sich prustend.

Die Prinzessin gab die Geste des Entschwindens von sich, besann sich jedoch, da sie den Treffpunkt „übers Jahr" noch nicht verlautbart hatte. Sie bebte jetzt eine Kleinigkeit: „Meine Herren! Am gleichen Tage, zu gleicher Stunde in einem Jahr erwarte ich Sie auf dem Rosenhügel im Park von ‚Herzensnot', östlich der Zweigbahn Klein-Dobrin—Machilken!"

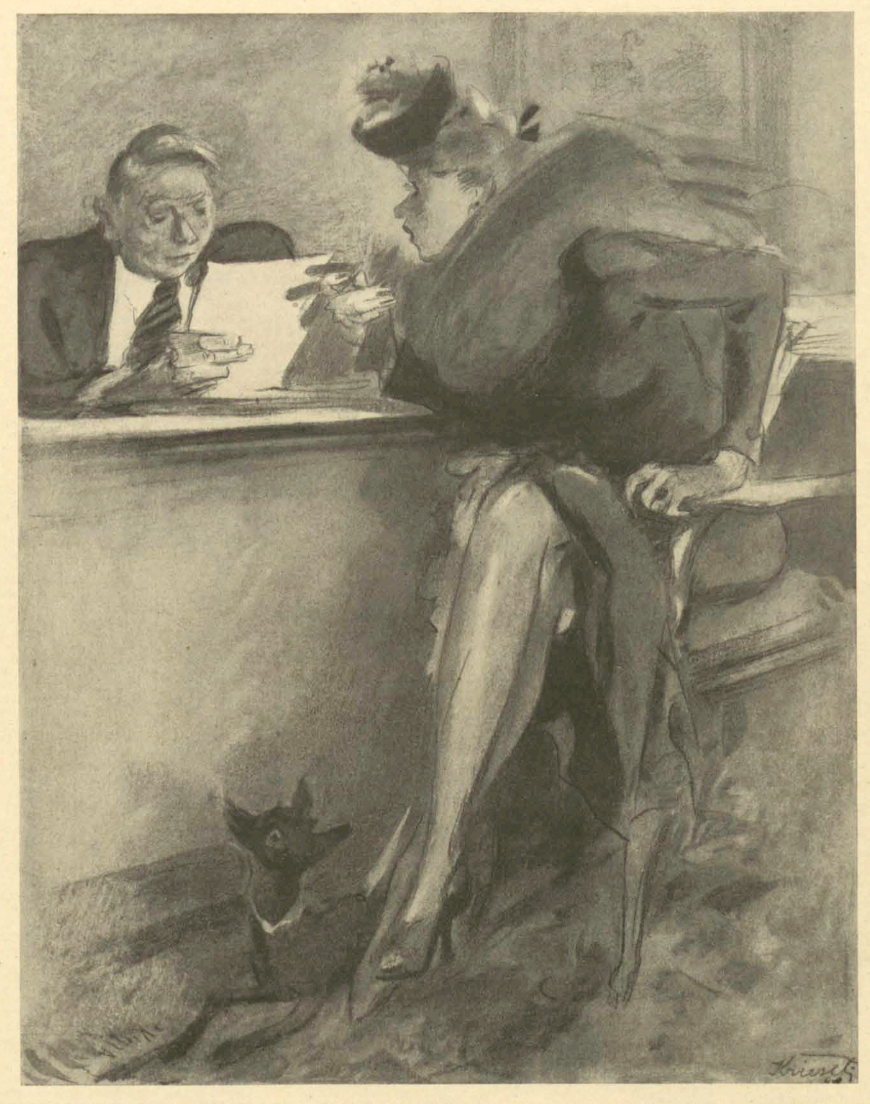
Hiermit war die Audienz beendet. — — — — — —

Übers Jahr pilgerten der berühmteste Dichter und der berühmteste Maler des Landes nach „Herzensnot", kurz vor dem Ziel bremste der Großhändler seinen 12-Zylinder vor ihren Nasen. Sie schritten zur vereinbarten Stunde auf das Parktor zu. Selbst dem Großhändler war jetzt feierlich zumute.

Alle drei hatten ein Paket unter dem Arm, das des Dichters war mit fliederfarbener Seide um-

Der Scheidungsgrund

(R. Kriesch)



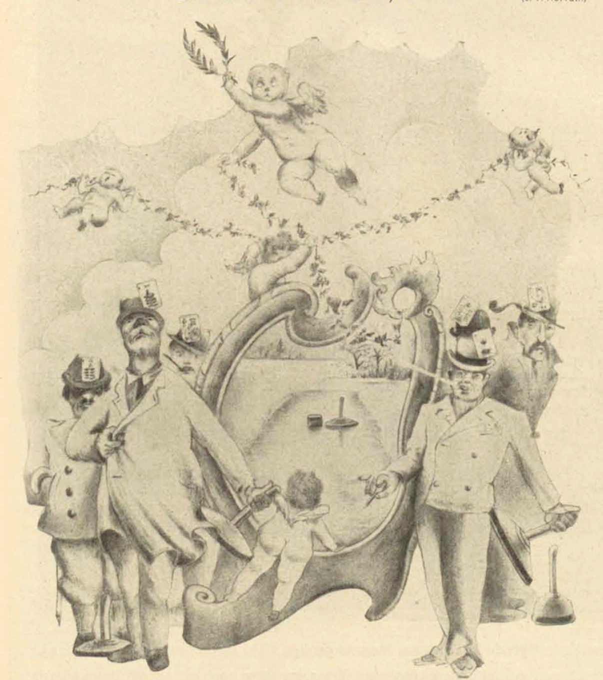
„Wie, Herr Rechtsanwalt - Sie meinen dieser beleidigende Brief meines Mannes genüge nicht zur Einleitung der Scheidung?"
„Nein, gnädige Frau - daß Sie nicht kochen können und mit anderen Männern flirten, spricht ja noch nicht gegen Ihren Mann!"

Il motivo di divorzio: "Come mai, signor avvocato, Voi pensate che questa lettera offensiva di mio marito non sia sufficiente per iniziare il divorzio?,,
"No, signora. Che 'Voi non sappiate cuocere e - che a Voi piaccia civettare con altri uomini', ciò non basta a procedere senz' altro contro Vostro marito!,,

wickelt, das des Malers von rötlich getöntem Pergament umhüllt. Der Großhändler trug ein sehr umfangreiches Paket; es war in braunes Packpapier eingeschlagen und durch dicke Papierkordel zusammengehalten.
Auf dem Rosenhügel thronte die Prinzessin; eine vom Knie bis zum oberen Strumpfende führende Laufmasche war ihr gerade aufgegangen; sie schob den Rock zurück und versuchte dem Schaden durch Spucke Einhalt zu gebieten. Wie häuslich sie so wirkte!
Die drei Männer traten vor sie hin.
Die ganze Szene erinnerte übrigens stark an die bekannte Sache „Das Urteil des Paris", die damals nur mit umgekehrten Geschlechterrollen und ohne Anwesenheit eines Großhändlers startete.
„Wohlan!" sagte die Prinzessin und ihre schönen Augen schweiften wohlwollend über den großen Dichter und den großen Maler, sie sah, daß es beide ausgesprochene Adonisse waren.
Als erster kniete der Dichter in der schon einmal geschilderten Weise vor der Prinzessin nieder, indem er das fliederfarbene Paketchen aufnestelte. Er reichte ihr insgesamt tausend Blätter mit den wundervollsten Gedanken, die je ein Dichter sich ausgetüftelt hatte. Die Prinzessin las die ersten drei Seiten und es kamen ihr Tränen dabei, so aufgewühlt war sie. Aus diesen Blättern quoll eine Sprache, die schöner war als der Schlag der Nachtigall, gewaltiger als das Rauschen des Meeres, weicher als das Moos im Dickicht, süßer als der Duft des Honigs.
Danach trat der berühmteste Maler des Landes vor. Auf tausend Blättern — es war seine Lebensarbeit — hatte er „Das Lied der Rose" gemalt. Es begann mit einer Rosenknospe und es endete mit den letzten sterbenden Rosenblättern auf der harten Erdscholle. Dazwischen lag ein ganzes Rosenleben und Rosenblühen. Der Maler hatte die blühende und sterbende Rose schöner gemalt, als je eine profane Rose zu blühen und zu sterben überhaupt in der Lage wäre.
Wie überwältigt war die Prinzessin von diesem gemalten Gesang der Rosen!
Der Dichter sah den Maler an, der Maler sah den Dichter an. Wem gebührte die Krone?
Da trat plötzlich auch noch der Großhändler vor. Seine dicken roten Finger rissen das Packpapier von dem braunumwickelten Paket, fetzten an der Papierkordel (wie weh das der Prinzessin tun muß! dachten der Dichter und der Maler) und zogen einen langen Mantel aus der Umhüllung. Es war ein Pelzmantel. Ein Breitschwanzmantel, ein echter. Innen mit Hermelin gefüttert, außen der breite Kragen aus Blaufuchs.
Die Augen in dem süßen Gesicht der Prinzessin wurden ganz rund, die Pupillen weiteten sich und leuchteten. Sie ließ den weichen feuchten Mund vor Erstaunen etwas offenstehen.
„Bitte!" sagte der Dicke und half ihr in den Pelzmantel. Die Prinzessin reichte dem Großhändler den Arm, damit er sich unterhaken konnte. „Du Guter, du Lieber", sagte sie, „wie habe ich dich verkannt; komm, dir allein gehöre ich!"

Ein Vivat dem Eisstock

(L. v. Horvath)



Schnelles Aug und Armes Kraft,
Rauher Reden starker Saft,
Kartenblatt als Hutes Zier —
Eisstock — dir gehören wir!

Der Schandfleck der Familie

Von Emerich Roboz

Die junge und schöne Gräfin Aranka Regöczy wollte ihren Gatten, den Oberstmundschenk Regöczy, zu seinem sechzigsten Geburtstag mit ihrem Porträt überraschen. Also fragte sie ihren Beichtvater, ob er ihr nicht einen Maler empfehlen könne. Der Vikar von Visegrad erkundigte sich danach bei seinem Organisten, der in Künstlerkreisen verkehrte, und dieser dachte sofort an einen jungen Maler, der eben von einer Italienreise zurückgekehrt war. So wurde der junge Otto Klar, der Sohn eines einfachen Gärtners, der Gräfin vorgestellt. Kaum hatte der Oberst Regöczy sein Schloß verlassen, um sich dem Hofdienst bei Palatin Erzherzog Josef zu widmen, erschien auch schon täglich der Maler und bannte das süße Gesicht und die liebreizende Gestalt der jungen Gräfin auf die Leinwand.
Die Besuche mußten geheimgehalten werden, damit die Geburtstagsüberraschung auch wirklich gelinge. Und so trugen die täglichen Sitzungen den Charakter versteckten Rendezvous. War das der Grund oder war es, daß der Künstler sowie sein schönes Modell kaum mehr als zwanzig Frühlinge zählten, waren es die mädchenhaft unschuldigen Augen und die kindhaft zarten Brüstchen der Gräfin? Sicher ist nur, es geschah, womit weder der fromme Vikar noch der Organist gerechnet hatten: Aranka und Otto verliebten sich ineinander und gaben ihrer Liebe auf die gewohnte Weise mit schmachtenden Blicken, mit Seufzern und glühenden Händedrücken Ausdruck. Ob es bei den Blicken und Seufzern blieb? Wer weiß es. Das Damenzimmer, in dem die schöne Aranka den jungen Maler empfing, gab das zärtliche Geheimnis nicht preis. Niemand hätte von dieser Liebe etwas geahnt, wäre Otto nicht von der schlechten Gewohnheit befallen gewesen, Briefe zu schreiben. Otto tat dies mit wahrer Leidenschaft. Kaum hatte er das Schloß verlassen, setzte er sich, noch erfüllt von dem Zauber der reizenden Gräfin, hin und schrieb ihr flammende Liebesbriefe.
Das Porträt gelang vortrefflich. Otto hatte all seine Liebe hineingemalt und die strahlte nun aus den schönen Augen, dem seligen Lächeln ihres Mundes wider. Der Graf war von dem Geburtstagsgeschenk entzückt und belohnte den Maler reich. Als der alternde Gatte aber zufällig einen der glühenden Liebesbriefe auffing, kannte sein Zorn keine Grenzen. Otto hatte auch nach Fertigstellung des Porträts nicht aufgehört, an Aranka zu schreiben, seine Gefühle waren nicht im geringsten erkaltet. Graf Regöczy machte seiner jungen Frau eine Riesenszene, ließ das Porträt auf den Boden tragen und ordnete an, es gleich einem wertlosen Ding unter das Gerümpel zu werfen. Mit dieser Mißachtung dachte er sich besser zu rächen, als hätte er es verbrannt.
Auf den Flügeln des Klatsches verbreitete sich die Geschichte rasch und Aranka wurde doppelt verachtet. Einen Liebhaber? Nun ja, so etwas kam vor, aber warum stieg diese Aranka so tief hinab, warum nahm sie den Sohn eines Gärtners? Warum nahm sie nicht einen der vielen Dienstbereiten der guten Gesellschaft? Warum nicht den scharmanten Fürsten Eszterhazy oder den Baron Zichy? Die süße, blonde, mädchenhafte Gräfin galt von nun ab als der Schandfleck der Familie, von der man nur mit einem Achselzucken sprach...
Es vergingen sechzig Jahre, Aranka schlummerte schon lange in der Familiengruft der Regöczys. Da ließ eines Tages der nunmehrige Graf Geza Regöczy das Dach des Schlosses ausbessern und man fand bei den Arbeiten zufällig ein verstaubtes, in einen Winkel geworfenes Porträt.
Das Bild wurde vorsichtig gereinigt, und erstaunt erkannte der Graf das Meisterwerk Klars. Natürlich kannte der Graf die galante Affäre seiner Großmutter und er hatte auch einige Bedenken, das Gemälde zur Schau zu stellen. Dennoch tat er es und man kam von weit her, um das Bild zu bewundern, um so mehr, da Meister Otto Klar soeben hochbetagt gestorben war. Die Kunstkritiker stellten fest, daß dieses Bild Klars das beste war, das dieser noch bei Lebzeiten zum Klassiker gewordene Meister geschaffen hatte.
Wieder vergingen fünfzig Jahre, und das Vermögen der Regöczy schmolz wie viele große Vermögen. Die wirtschaftliche Krise beendete, was die Zeit versäumt hatte, und der Graf György

An der Themse

(E. Thöny)

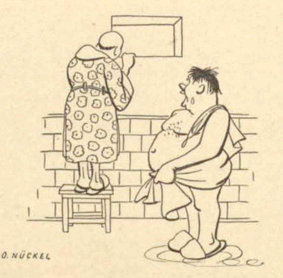


„Man scheint einen großen Angriff zu erwarten, die Docks werden eingenebelt!"
„Und ich habe gehört, Ausländer wollen besichtigen!"

Sul Tamigi: "Pare si attenda un grande attacco; i docks vengono annebbiati!,,
"Ed io ho inteso che stranieri vogliono farvi un' ispezione!,,

Zoltan Regöczy, der schöne Frauen, schöne Pferde und schöne Autos gleicherweise anbetete, begann nacheinander die Kunstschätze seines Schlosses zu verkaufen. Endlich wurde auch das Haus selbst versteigert. Nur wenige Möbel und das Gemälde das die Meisterhand Klars von Györgys Urgroßmutter verfertigt hatte, nahm der Graf mit in die elegante Garçonniere in der Andrassystraße in Budapest. Das Gemälde wollte er zuletzt verkaufen, schon deshalb, weil der Wert der Klarbilder von Tag zu Tag stieg. Und er dachte mit gewisser Zärtlichkeit an seine Ahne, an die blonde Gräfin Aranka, an diesen Schandfleck der Familie, denn György hatte für Liebesabenteuer jeder Art vollstes Verständnis. Alle seine Freunde und Freundinnen kannten das Bild, das er mit geziemendem Stolz also vorzustellen pflegte:
„Das ist meine Urgroßmutter, die die Geliebte des großen Klar war."
Als der Verkauf des Bildes nicht mehr hinauszuschieben war, ließ Graf György durch einen jungen Maler eine Kopie anfertigen, die besonders gut gelang. Das Original ging nach Amerika und der Graf György Zoltan Regöczy vergeudete blitzschnell die Summe, die ihm seine hochgeschätzte Ahne eingetragen hatte.
Eines Tages wollte er einen letzten Besitz der Familie, ein kleines, reich intarsiertes Tischchen verkaufen. Liebevoll streichelte er die Platte, drückte dabei auf eine verborgene Feder und eine winzige Lade sprang vor. Achtzehn Briefe lagen darin, achtzehn Liebesbriefe des großen Otto Klar an die schöne Aranka.
Graf Regöczy las sie gerührt und dann untersuchte er sorgfältig die Unterschriften der vergilbten Blätter. In jedem der Briefe war das Porträt erwähnt, jeder trug die volle Unterschrift Otto Klars. Der Graf konnte den Leichtsinn des Malers und seiner bezaubernden Ahne nicht genug loben.
Im Laufe der Zeit ließ er achtzehn Kopien des Bildes anfertigen und belegte die Echtheit jeder einzelnen durch einen Brief Klars. Graf György nahm ein Vermögen ein und lebte herrlich und in Freuden. So oft er eine hohe Summe kassierte, seufzte er dankbar: „Ein Glück, daß unsere ehrbare Familie einen solchen Schandfleck hat..."

LIEBER SIMPLICISSIMUS



Zoufalik schwitzt im Dampfbad. Kommt schmunzelnd ein Herr in die Dampfkammer und sagt geheimnisvoll: „Sie, Herr, möchten S' was sehen?" „Was denn?" fragt Zoufalik, „was ist's denn?" „Da draußen im Gang hab ich ein Fenster g'funden! Na so was — alsdann höher geht's nimmer!" „Was S' net sagen!" wird Zoufalik lebendig. „Am End kann ma gar in a Damenkabine einischaun!?" „So is!" lacht der Herr. „Kommen S' nur, aber recht stad, daß uns kaner hört!"
Zoufalik schleicht dem Herrn nach, steigt behutsam auf einen Stuhl, schaut neugierig durch das Fenster, fährt zurück und schnauzt den freundlichen Herrn an: „Blöde Witz, de Sie mit mir machen... Glauben S', daß ich auf mei Alte neugierig bin?" H. K. B.

Wir saßen in Tegernsee, im Schloßkeller, und trugen unserem Durst auf die vernünftigste Weise Rechnung. Weil ein kluger Mann auch was essen soll, wenn er trinkt, bestellten wir uns jeder einen Radi.
Mein Freund, nicht gerade aus Preußen, aber auch kein Einheimischer, nahm das Eintreffen der Gewünschten nicht mit der Gelassenheit hin, die den Sachkundigen auszeichnet.
„Der schaut ja aus wie ein Gedicht, der Radi."
Die Antwort der Kellnerin erfolgte fast schon im Weitergehen und mit der Ruhe, die ihren körperlichen Ausmaßen entsprach: „Aba wirk'n, liaber Herr — wirk'n tuat a nöt wia'n Gedicht." C. R. F.

Ich fragte unseren Luftschutzwart: „Was war bisher Ihr schwerster Dienst?"
Der Luftschutzwart seufzte:
„Ich bin in ein Mädchen verliebt. Das Mädchen wohnt in einer Gartenwohnung. Eines Nachts zog sich das Mädchen bei offenem Fenster aus. Und ich mußte rufen: Fräulein, Licht aus!" J. H. R.

Herr Endlweber — Herr Endlweber ist nämlich Stammgast in dem Wirtshaus, wo ich ab und zu ein Glas Bier trinke — sah dieser Tage von der Zeitung auf und wandte sich an seinen Freund Pammer.
„Hörst, Pammer, paß amoi auf, was da in derer Zeitung drinnen stehn tuat... Eine Prestigefrage aber ist es —"
„—tische!" sagte Pammer belehrend, „Prestischefrage!"
Endlweber brummte etwas vor sich hin und las weiter: „— ist es für Churchill —"
„Tschör — tschill!" unterbrach Pammer neuerdings den Freund, der ärgerlich aufsah.
„Jetzt hör scho auf, jo!... Was san denn dös für saudumme Wörter, de ma net amoi so lesen tuat, als wia ma's hinschreibt?"
„Es ist halt scho so", erwiderte Pammer leicht überlegen, „in de fremden Sprachen is halt scho a so... Akarat als wia bei uns is des... Mir schreiben jo aa Gesäß und aussprechen tuat ma's Orsch!" H. K. B.

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Okt. 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Hauswart Larsen und seine kluge Frau

Von Thomas Oeye

In dem großen Neubaublock, der etwa ein halbes Hundert Zwei- und Dreizimmerwohnungen umfaßte, führte Hauswart Larsen ein strenges, aber gerechtes Regiment. Er verstand es, den Lärm der Kinder auf ein erträgliches Maß zu beschränken, die Hunde, die da irgendwelche dunklen, unsauberen Absichten hegten, von dem Grundstück fernzuhalten, — und wehe dem jungen Paar, das abends in einer der Haustürnischen Schutz vor den unerwünschten Blicken der anderen suchte. Im übrigen galt Herr Larsen jedoch als handwerklicher Tausendkünstler, und seine stete Hilfsbereitschaft hatte manchem Mieter schon aus peinlicher Verlegenheit geholfen. Haperte es mit der Lichtleitung, war die Wasserleitung verstopft oder hatte jemand die Wohnungsschlüssel vón innen steckengelassen, immer war Larsen, ob früh ob spät, zur Stelle und half dem Mangel auf fachmännische Weise ab, ohne jemals eine Oere Trinkgeld dafür anzunehmen. Kurzum, Larsen war das Ideal eines Hauswartes. Was Wunder also, daß er schließlich auch der Vertraute des Hauswirtes wurde und den Auftrag erhielt, die Mieten einzukassieren, — ein Geschäft, das er mit besonderer Sorgfalt und präziser Pünktlichkeit ausführte.

In einer der teuersten Wohnungen im dritten Stock des Aufgangs C wohnte ein Junggeselle, der Börsenmakler Torlassen. Ein sehr vornehmer Herr von hocheleganten Äußeren, der leider nur — den dritten Monat schon — die Miete schuldig war.

„Du, Anton", sagte Frau Larsen eines Tages zu ihrem Mann, „Fräulein Malle, wes die Wirtschafterin bei Torlassen ist, hat mir heute erzählt, daß sie seit einem halben Jahr keinen Lohn mehr gekriegt hat. Die Ärmste. Sie befürchtet nun, daß dem noblen Herrn allmählich der Boden unter den Füßen heiß zu werden beginnt und er eines schönen Tages unter Hinterlassung der vielen Schulden, die er überall gemacht, auf Nimmerwiedersehen verschwinden könnte. Und da er doch schon so lange mit der Miete im Rückstand ist, dachte ich..."

Hier legte Larsen die Zeitung aus der Hand und sprang erregt auf: „Hast recht, Alte. Wir dürfen den Beutelschneider nicht mehr aus den Augen lassen, sonst gibt es unter Umständen am nächsten Ersten bei der Mietsabrechnung einen bösen Tanz mit dem Hausherrn."

Am nächsten Morgen, als Larsen gerade die Straße kehrte, fuhr ein Auto vor dem Hause vor.

„Morgen", grüßte der Chauffeur und fragte: „Wohnt hier ein Herr Torlassen?" Und als Larsen bejahend nickte, fügte er hinzu: „Ich soll den Herrn nämlich rasch zum Hauptbahnhof fahren."

Der Chauffeur verschwand im Innern des Hauses, und bald darauf kam er mit einem riesigen Koffer die Treppe herunter. Torlassen folgte ihm dichtauf, auch er trug einen großen Koffer.

Da trat Larsen an ihn heran und grüßte. „Nanu, Sie wollen wohl verreisen, Herr Torlassen?"

„Ja, ich mache rasch mal einen kleinen Abstecher über Berlin nach Budapest", erwiderte Torlassen hastig und wollte sich abwenden.

Larsen aber vertrat ihm den Weg. „Abstecher hin, Abstecher her!" sagte er. „Nach Berlin oder nach Budapest kommen Sie nicht, bevor Sie mir nicht die rückständige Miete bezahlt haben. Das macht akkurat fünfhundert Kronen aus."

„Was Sie nicht sagen, lieber Mann", höhnte der andere erregt.

Aber Larsen ließ sich nicht beirren. „Sehen Sie den Schutzmann dort drüben an der Ecke?"

Torlassen holte die Brieftasche hervor und reichte dem Hauswart einen Hundertkronenschein.

„Schönen Dank", entgegnete dieser. „Trotzdem aber werden Sie nicht abreisen, bevor Sie nicht auch den Rest beglichen haben."

„Nun gut, dann muß ich Ihnen eben einen Scheck geben." Torlassen zückte Scheckheft und Füllfeder und schrieb einen Scheck über 400 Kronen aus.

Larsen kraute sich nachdenklich hinter dem Ohr, ehe er den Scheck einsteckte. Dann aber half er dem Chauffeur das Gepäck festmachen, und gleich darauf fuhr das Auto mit Torlassen davon und verschwand um die nächste Straßenecke.

Als Larsen ein paar Stunden darauf den besagten Scheck über 400 Kronen der Bank zur Einlösung vorlegte, meinte der Kassierer, daß das Papier leider nicht honoriert werden könne, auf Torlassens Konto seien nur 390 Kronen gutgeschrieben, die er indessen nicht auszahlen dürfe, weil der Scheck ja auf einen höheren Betrag ausgestellt sei. Punktum.

Betrübt zog Larsen wieder ab und berichtete zu Hause seiner Frau das Mißgeschick, das ihm widerfahren war. Dabei seufzte und stöhnte er und ließ sich sorgenschwer in die Sofaecke fallen. Frau Larsen aber lächelte plötzlich und stemmte die Arme in die Seite. „Anton, was bist du doch für ein mordsjämmerlicher Schafskopf." „Wieso?" „Nun, das will ich dir nachher erzählen."

Eine halbe Stunde später stand Frau Larsen vor dem Schalter der Bank und zahlte den Betrag von 10 Kronen auf das Konto des Börsenmaklers Balthasar Torlassen ein. Als sie gleich darauf nach Hause zurückkehrte, rief sie ihrem Manne zu: „Anton, spute dich. Schnell, schnell, daß dir keiner zuvorkommt. Denn Torlassen hat gewiß noch mehr ungedeckte Schecks ausgegeben."

Larsen lief zur Bank, und er strahlte über das ganze Gesicht, als er mit den 400 Kronen zurückkam. „Das hast du großartig gemacht", sagte er zu seiner Frau, die ihm bereits erzählen konnte, daß Torlassen kurz vor seiner Abreise in einem Brief an das Amtsgericht das Konkursverfahren gegen sich beantragt hatte. „Die zehn Kronen wird uns der Hauswirt gern ersetzen!"

(Einzig berechtigte Übertragung aus dem Norwegischen von Werner Rietig)

Die alte Rothaut

(Wilhelm Schulz)



„Das waren Zeiten, als wir noch Schnaps und Glasperlen bekamen, heute kriegen wir nur englische Pfunde!"

Il vecchio Indiano pelle rossa: "Quelli erano tempi . . . quando ci davano ancora acquavite e perle di vetro, mentre oggi non riceviamo che sterline!,,

München, 19. Februar 1941
46. Jahrgang · Nummer 8

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Börse in der Kirche zu Manchester

(Wilhelm Schulz)

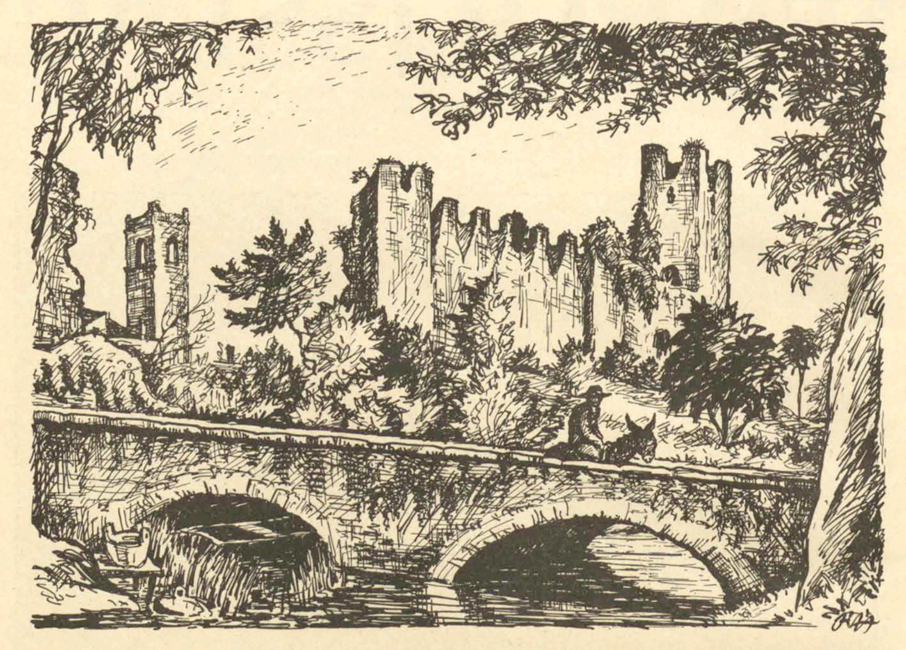


„Ich muß dir sagen, Sally, auf der Börse war mir 's lieber, wir sind schon mal aus einem Tempel vertrieben worden!"

Borsa in chiesa a Manchester: "Devo dirti, Sally, che mi placeva di più alla Borsa; già una volta fummo cacciati via dal tempio!„

Castelfranco

(R. v. Hoerschelmann)



Das Fräulein mit der Kunkel

VON WALTER FOITZICK

Es ist wie im Märchen. Um Dich ist Dunkel. Du wagst keinen Schritt zu tun in der düstern, düstern Höhle. Da ertönt leise Musik, oder auch laute. Die Prinzessin tritt auf Dich zu, in den Händen trägt sie ein freundliches Lämpchen. Wenn die Prinzessin auch nicht gerade flüstert: „Fürchte Dich nicht, wackerer Fremdling, ich will Deine Beschützerin sein", so nimmt sie Dich doch bei der Hand und geleitet Dich durch finstere Gänge. Sie heißt Dich auf einem samtenen Thronsessel Platz nehmen, und nun wird sie Dir die Wunder der Welt weisen oder wenigstens einen Teil von ihnen. Das Lämpchen erlischt, die Prinzessin ist verschwunden und vor Dir tut sich jene Abteilung der Weltwunder auf, die man Wochenschau nennt. Es ist nämlich kein Märchen, es ist ein Kino, und die Prinzessin, die Dich so freundlich beim Arm nimmt, ist das Fräulein, das die Plätze anweist.

Ach wie wenig weißt Du von dem Fräulein, eigentlich nur soviel, daß sie ein weißes Schürzchen anhat und ein Häubchen auf dem Kopf. Nie trifft der Strahl ihres Lämpchens ihr Gesicht, immer nur trifft er Deine Eintrittskarte, aus der man ersehen kann, wo Du hingehörst, sowohl im Kino als auch in welche Gehaltsklasse. Das Fräulein teilt die Menschen gewiß in solche aus den vorderen Reihen, den mittleren und denen ganz hinten, denn mehr weiß sie nicht von den Menschen, falls sie es nicht von den Leuten auf der Leinwand her kennt.

Aber das Fräulein schaut niemals auf die Leinwand und selbst, wenn das Kino schwach besucht ist und sie sich doch mit Leichtigkeit darüber orientieren könnte, ob und wie der Willi Birgel zum Ziel kommt. Sie tut es nicht, sie steht mit einem andern Leuchtfräulein in der Nähe des Eingangs und spricht davon, wieviel Punkte sie für die neue Bluse ausgegeben hat. Wenn sie aber sagt: „Ich werde doch nicht verrückt sein", so bezieht sich das keineswegs auf den Willi Birgel und ähnliche filmische Dinge. Überhaupt spricht das Fräulein sehr wenig, denn es hat gar keine Gelegenheit dazu, weil die vorn auf der Leinwand das Wort haben und die lassen es sich nicht zweimal sagen, sondern reden, was die Apparatur hält. Steht aber mal die Maschine still, so ruft das Fräulein: „Bitte nachrücken!" Wehe dem, der da nicht nachrückt, dann zeigt es sich, daß das Fräulein mit der Kunkel Haare auf den Zähnen hat. Mit den Nichtnachrückern hat sie ihren ewigen Ärger, und das ist der Berufsärger der Prinzessin im Dunkeln.

So, das ist alles, was ich von dem Fräulein weiß. Ich bin nicht einmal sicher, ob sie der Filmkammer angehört und den Marschallstab einer Prominenten in der Schürze hat. Wenn man das erfahren wollte, müßte man zu so einem Fräulein sprechen: „Würden Sie mir vielleicht die Freude machen und mit mir heute abend nicht ins Kino gehen". Darin besteht nämlich die Schwierigkeit, man kann doch so ein Kinofräulein nicht ins Kino einladen, und wo soll man sonst eine Bekanntschaft beginnen.

Im Bett / *Von Ratatöskr*

Viel zu selten wird das Bett besungen,
das uns aus der Zeitlichkeit entrafft,
dieser frohe Tummelplatz der Jungen,
dieser Ruheport der Greisenschaft.

Als ein Herr in höheren Semestern
preis' ich's von der letztern Seite nur.
Mögen mich die Jüngelinge lästern!
Jeder folgt des eignen Wesens Spur.

Aus des Tagwerks peinlicher Etappe,
durch den Abendschoppen präpariert,
steig' ich herzhaft gähnend in die Klappe,
die schon weich und zärtlich nach mir giert.

Hab' ich erst die Kerze ausgepustet
und zuvor noch dies und das getan,
wird zum Abschied auf die Welt gehustet,
und dann fängt das Phantasieren an.

Alle Pflichten, alle grauen Sorgen,
alle Vorgesetzten werden stumm.
Stillvergnügt vertröst' ich sie auf morgen.
Jetzt bin ich ein Individuum.

Kann mich ungestört als solches fühlen,
lasse mich von Morpheus, wie ich mag,
an die lieblichsten Gestade spülen . . .

Und dann — allerdings — wird's wieder Tag.

Heinrich von Zügel †

(O. Gulbransson)

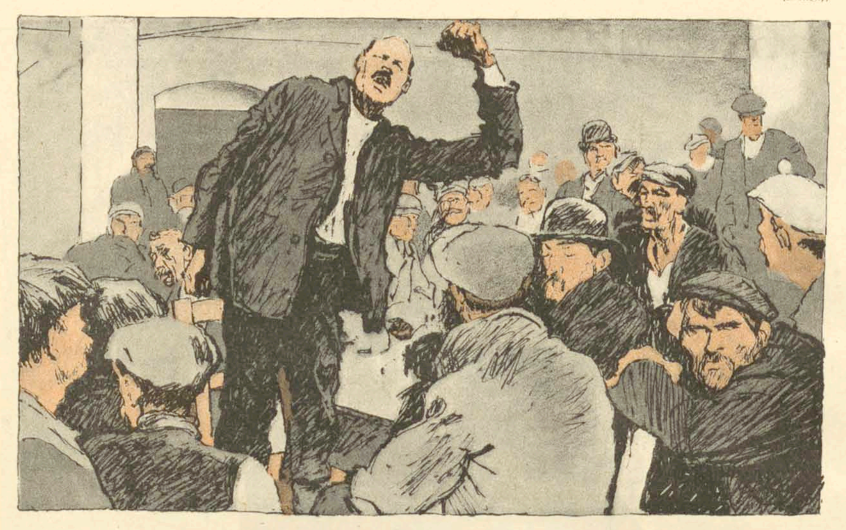


„Und dort hinten, Herr Professor, ist der Stall mit den himmlischen Schafen, falls Sie arbeiten wollen!“

Enrico von Zügel †: "E . . . là di dietro, signor Professore, nel caso che vogliate lavorare, c' è la stalla con le pecore celesti!„

Mimikry

(E. Thöny)



„Mr. Atlee bei seinen Wählern!" "Mr. Atlee fra i suoi elettori!„

„Mr. Atlee bei seinen Auftraggebern!" "Mr. Atlee presso i suoi mandanti!„

DAS GEDICHT / VON EFFI HORN

Artur kam die Treppe heraufgerast. Ich hörte schon an dem Gepolter, das er auf dem Fußabstreifer vor der Tür vollführte, daß er in großer Aufregung oder zumindest sehr in Schwung war. „Hör zu —" sagte er, kaum daß er im Zimmer stand, warf sich in einen Sessel, daß die Sprungfedern jaulten, goß sich mit selbstverständlicher Sicherheit ein großes Glas Slibowitz — ostmärkisches Erzeugnis, 45 Prozent — ein und sagte bedeutsam: „Mein Gedicht kommt!"

„Ah", sagte ich mehr höflich als erleichtert, denn Arturs Gedicht war sozusagen der wunde Punkt unserer Gespräche. Artur, ein bis dahin fröhlicher und unbescholtener Verfasser von recht netten und ganz gut bezahlten Geschichten, hatte ein Gedicht geschrieben. Nicht etwa unter dem Zwang eines jäh erwachten Naturgefühls oder unter den Peitschenhieben eines vom Unglück verfolgten Eros — nein, aus purem Übermut und weil andere es auch taten. Das Gedicht hieß „Schneeschmelze" und war somit zu seinem und Arturs Unglück an eine bestimmte Jahreszeit gebunden. Es gehörte zu jenen Stößen von Gedichten, die täglich auf den Redaktionen aller Zeitungen in aller Welt einlaufen und mit Blaustift den großgeschriebenen Vermerk „aktuell" tragen, der wie ein Apéritif den Appetit des Schriftleiters gerade auf diese Verse reizen und bis zur Gier steigern soll.

Arturs Schneeschmelze umfaßte achtzehn Strophen zu je vier Zeilen. Ich möchte mir über das Gedicht kein abschließendes Urteil erlauben. Ich habe es zu oft lesen und hören müssen, so daß ich allmählich eine Art Idiosynkrasie gegen den an sich ganz natürlichen Vorgang der Schneeschmelze bekommen habe. Auf Arturs Befragen habe ich jedesmal antworten müssen, das Gedicht sei recht hübsch und es gebe schlechtere, die gedruckt würden. Ich wagte nicht zu sagen: noch schlechtere.

Während mir so die Geschichte des Gedichts, angeregt durch den jähen Glücksfall seiner Verwertbarkeit, durch den Kopf schoß, hatte Artur noch ein Glas Slibowitz getrunken. Nun begann er aufs neue:

„Du weißt, daß mein Gedicht bisher von allen Zeitungen zurückgekommen ist, wo ich es auch anbot. Je nach dem Grad meiner Bekanntschaft mit dem jeweiligen Schriftleiter kam es begleitet von Waschzetteln, Briefen oder Handschreiben, aber es kam. So wurde diese „Schneeschmelze", die erst nur eine kleine Laune von mir war, allmählich ein Steckenpferd, ihre Unterbringung im Druck ein Ziel für mich."

„Ich habe dir noch nicht gesagt, daß ich das Gedicht wesentlich gekürzt habe, um es gängiger zu machen. Ich habe Strophe vierzehn weggelassen, obwohl damit der gedankliche Zusammenhang etwas unterbrochen ist. Es umfaßt jetzt nur noch siebzehn Strophen. Dann aber kam mir blitzartig eine Idee. Das heißt, sie kam eigentlich nicht mir, sondern einem anderen, dessen Name als Erzähler bekannter ist als der meine, dessen Erfolge als Lyriker aber den meinen nahezukommen scheinen. Er wendete eine List an, die ich sofort erfaßte, als ich neulich eine hübsche Novelle von ihm las. Er hatte nämlich in ihr, gleichgültig um alle tieferen Zusammenhänge, neun seiner bisher unveröffentlichten Gedichte untergebracht. Sie erschienen in Kleindruck, waren, glaube ich, in Nonpareille eingefügt, aber drin waren sie. Du kannst dir nicht denken, wie geschickt der Bursche das gemacht hatte: da fanden beispielsweise Spaziergänger lose Blätter, auf denen die ‚seltsam packenden Verse standen' (und dann kamen sie!), da erinnerten sich Liebende gegenseitig an das Gedicht —, weißt du noch, Herbert, wo du es mir zuletzt sagtest, es lautete so ...', da hörten Träumende von fern wie ein Lied die Worte — und es folgten vierzig gereimte Zeilen — da deuteten Sterbende auf halb verblichene Verse und murmelten: ‚Ich habe sie immer aufgehoben — es stand kein Name dabei'. Nun, der Leser weiß natürlich, auch ohne daß der Name dabeisteht, daß sie vom Autor der ganzen Geschichte sind — der bescheidene Autor aber läßt gleichsam die Frage offen, ob sie nicht von Goethe seien."

„Leiser Neid packte mich. Darauf hätte ich auch kommen können. Aber noch war es nicht zu spät. Ich habe nun mein Gedicht ebenfalls in eine Geschichte eingebaut, nein, nicht eingebaut — einzementiert habe ich es, mit Eisenbeton darin verankert, und nicht nur in eine Geschichte, sondern für alle Fälle gleich in zwei."

„Das einemal wird das Gedicht Mittelpunkt einer Kriminalgeschichte, der ich den Titel „Der hinkende Versfuß" gegeben habe. Ein Einbrecher findet am Ort seines Raubes zufällig ein Blatt mit Versen und da er dichterisch begabt ist, kann er es sich nicht versagen, einen etwas hinkenden Versfuß auszubessern. (Ich brauche dir wohl nicht zu erklären, daß ich mich schweren Herzens zur Einfügung dieses hinkenden Versfußes erst nachträglich entschlossen habe!) Der Verbrecher nun verbessert das Gedicht mit einem Farbstift, den er leichtsinnigerweise in der Tasche hat. Alles andere bleibt dann dem Spürsinn eines Kriminalinspektors überlassen, der den Burschen mit Hilfe des Buntstiftes entlarvt."

„Zum zweiten habe ich das Gedicht ganz beiläufig, aber glaubwürdig in eine Liebesgeschichte verwoben. Sie heißt ‚Glück im Schnee'. Die Schneeschmelze wird gleichsam zum Symbol zwischen den beiden Liebenden — das Gedicht aber durch die Fortdauer der Liebe der Beiden sozusagen Lügen gestraft. — Beide Geschichten sind angenommen, zu üblichem Honorar, bei Vorbehalt üblicher kleiner Änderungen und Zusendung üblicher Belegexemplare. No — was sagst du jetzt?"

Ich sagte wenig, wir feierten das Gedicht. Arturs Dichterleidenschaft schien im übrigen eingedämmt zu sein, nun, da sie am Ziel war. Ich war froh darüber. Er war für andere Sachen so begabt. Doch ich freute mich zu früh. Sie flammte vierzehn Tage später wieder auf, neu angefacht vom kühlen Wind düsterer Tragik. Wieder kam Artur zu mir, doch nicht mit jenem Schwung seines ersten Besuches, sondern mit einer seltsamen, schier hoffnungslosen Mattigkeit, wie man sie an Marathonläufern sehen kann, die kurz vor dem Ziel aufgeben müssen.

„Na, mein weißer Bruder", sagte ich munter, „soll ich dem großen Schmelzer jener Masse, den die Bleichgesichter Schnee nennen, ein Glas Feuerwasser bringen oder wünscht er für seine Gesänge zu Ehren des großen Manitu das Lexikon der Reime oder soll ich ..."

„Den Mund halten sollst du", unterbrach er jedoch jäh meine heitere Ansprache, ließ sich mit einem fürchterlichen Plumps in den Sessel fallen und schaute mich mit dem Blick eines wunden Rehes an.

„Da sind sie", sagte er endlich und warf zwei Zeitungen vor mir auf den kleinen Tisch.

„Ah, die Gedichte", sagte ich anerkennend und war damit taktloser, als ich es beim besten Willen im Augenblick ahnen konnte.

Artur antwortete nicht. Er sah nur gespannt zu, wie ich die erste Zeitung entfaltete. „Liebe im Schnee" stand rot angestrichen unterm Strich. Aber kein Versgefüge unterbrach den Bau sorgsam mit Prosa gefüllter Spalten. Ich schaute erstaunt auf. Arturs Zeigefinger wies auf eine Stelle mit Pünktchen. „Da hätte es hineingehört", hieß diese Bewegung. Ich las: „Weißt du noch die Verse, die du mir einstmals schriebst, Liebster — die von der Schneeschmelze? Sie haben gelogen, wie alle Gedichte lügen ... Ich will sie nie mehr hören!"

„Und wo sind sie?" fragte ich vorsichtig.

„Raus — weg — das Mädchen will sie nie mehr hören, wie du siehst. Den Satz hat die Schriftleitung eingefügt — ihr schien das eine belanglose Änderung."

Ich legte die andere Zeitung auseinander und suchte nach Arturs Titel „Der hinkende Versfuß". Die Geschichte hieß bedeutend schlichter „Der Einbruch". Aber da standen ja Verse —

„Reichlicher fließen
Die Bächlein zumal
Sind es die Wiesen,
Ist es das Tal?"

Das „die" vor den Bächlein war gesperrt gedruckt, es gehörte nicht hinein und der gebildete Einbrecher, der das Gedicht kannte, wie es richtig hieß, strich es mit Buntstift weg. Da es für seine Überführung weniger auf das Gedicht, als auf den Buntstift ankam, war von da ab der Gang der Handlung so, wie Artur es vorgeschrieben hatte. Ich wußte nicht gleich, was für Verse das waren. Jedenfalls keine von Arturs achtzehn Strophen. Vorsichtig sagte ich: „Aber die Verse sind schön."

„Sie sind von Goethe", sagte Artur grimmig. „Sie schienen dem Schriftleiter besser hierher zu passen, erstens der Jahreszeit wegen, zweitens weil der Verbrecher sie kennen und daher eher verbessern konnte. Auch waren sie kürzer. Verstehst du all diese Gründe?"

„Nein", sagte ich ehrlich. „Für einen Einbrecher, finde ich, hätten es doch wirklich deine Verse auch getan, Artur ..."

Aber Artur war für Trost nicht zugänglich. Er schaute mich wütender an, als ich für meine guten Worte glaubte verdient zu haben.

Auf einem toskaniſchen Hügel

Von Fritz Knöller

Saß am Rain in fremdem Land.
Nacht iſt's. Worte unbekannt.
Fledermäuſe ſtreifen leis mein Ohr.
Süße Düfte, linde zauberſt du hervor,
Marmorgleiche Nacht!

Unter mir zutiefſt zerbrochne Pracht
Weinberauſchter Götterzeit.
Brünſtger Rauch der Fruchtbarkeit
Weilt auf dieſer Erde.

Aus jener Grotte dort ein Raunen.
War's ein Laut von brunnendunklen Lippen?
Hob die Sibylle ihre Hand,
Weisſagung früh verſtummter Lippen?
Wie ſüß, wie ſchauernd fremd iſt dieſes Land!

Fernſuchend heb ich das Aug empor.
Die Sterne, welche hier der Himmel liebt,
Sind mir bekannt.
Der Blütenſtaub der Himmelsſtraße ſtiebt
Weithin; ſo auch in meinem Vaterland.

Ich ſeh im ſchwarzen Holz
Den Rehbock ſpringen.
Ich hör den Bach im mooſigen Geſtein
Laut ſingen.

Ich ſeh den Mond mit dämmerſüßem Schein
Sich drängen in den Traum des Mädchens ein.
Ich hör den Wind die Tannenwipfel flüſternd drehn,
Ich ſeh den Staub vorm Tau der Nacht vergehn.

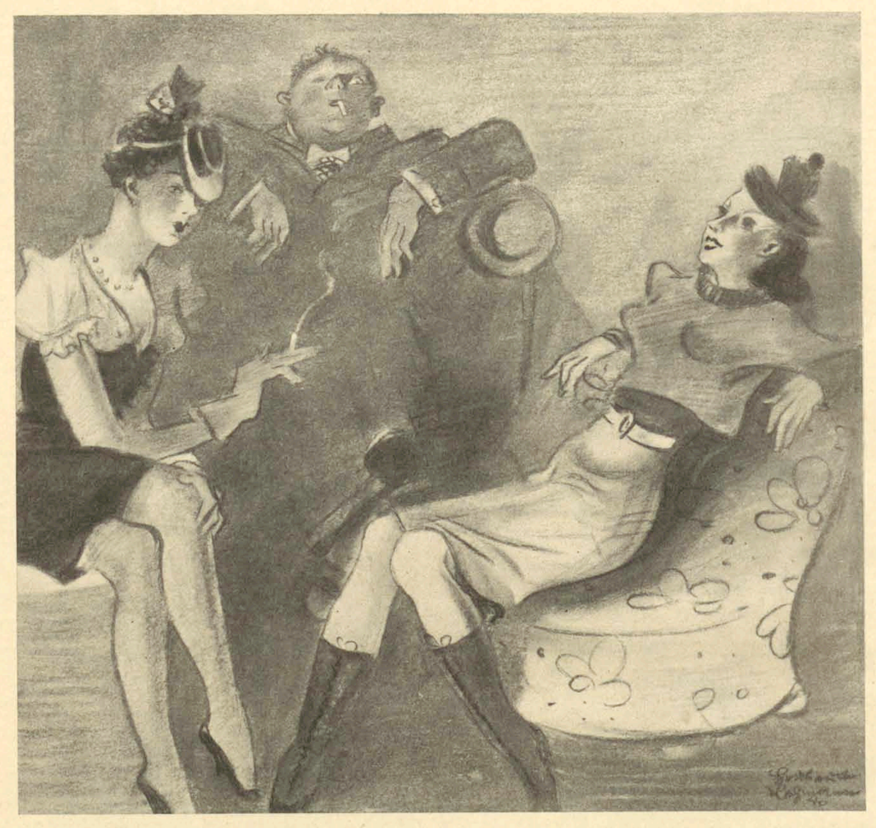
Ich ſeh die Matten hold gebreitet,
Die Berge blau ins Ferne hingeweitet.
Ich hör den kühlen Klang der Glocken
Und auf der Höh den Hirt die Ziegen locken.

Du grünes Land,
Du waſſer=, winde=, wälderreiches,
Dich liebt ich ſchon,
Als ich, dem Leben abgewandt,
Im Mutterſchlafe mich befand.

Dich grüß ich als dein lieber Sohn.

Der Fundus

(H. Lehmann)



„Wo hast du eigentlich die hübschen hohen Schuhe her, Brigitte?“ — „Die stammen noch aus Eduards Zeiten. Aloys konnte sie nicht leiden, drum sind sie jetzt noch wie neu!“

Fondo di riserva: "Dove mai, Brigida, hai preso fuori questi graziosi stivali?,, — "Sono ancora dei tempi di Edoardo. Luigi non poteva soffrirli, così adesso sono come nuovi!,,

HAARSCHNEIDEN

VON JO HANNS RÖSLER

Es gibt drei Dinge, die ich verabscheue: Zahnziehen, Photographieren und Haarschneiden. Meine Freunde wissen, wie ich aussehe. Sie sagten es mir auch: „Laß dir die Haare schneiden, Johannes!“ „Schon wieder?“ — „Du siehst unmöglich aus!“ — „Aber ich war doch erst vor vierzehn Wochen!“ „Keine Ausreden! So gehen wir nicht mehr mit dir!“ Ich trat zum Spiegel. In der Tat: das Haar kam mir schon wieder im Bogen aus dem Kragen heraus.

„Freunde!“ sagte ich, „wenn ihr wüßtet, wie man mich beim Haarschneiden martert! Ich habe kaum Platz genommen, da geht es los. Die Schere klappert und das Mundwerk schnattert. Ununterbrochen redet der Mann. Er redet über den schlechten Schnitt seines Vorgängers, jammert über die Stufen und Ecken, die mir der andere geschnitten, daß er dort zu viel und hier zu wenig herausgenommen habe und daß die Spitzen aussehen, als hätten sie die Mäuse abgebissen. Dann redet er vom dürren Haar und dichten Haar und dünnem Haar und dickem Haar, er redet von den Mitteln dafür und dagegen, vom Vorteil der Massage und vom Nachteil der Bürste. Dann aber hebt es erst an. Denn jetzt beginnt nach dem programmäßigen der trokadere Teil: er schwätzt vom Wetter dieses Sommers, des vorigen Sommers und des vorvorigen Sommers, er schwätzt vom Schnee des letzten Winters, dieses Winters und des kommenden Winters, er schwätzt vom Einfluß der Granaten auf die Regenwolken und daß die Unterseeboote beim Auftauchen Gewitterbildung begünstigen, er malt auf den Staub des Spiegels die Stelle der günstigsten Landungsmöglichkeiten und rechnet auf den Zinken des Kammes die voraussichtliche Dauer des Krieges nach. Lasse ich mir in Wien die Haare schneiden, schimpft er auf Berlin. Sitze ich

in Berlin, schimpft er auf Wien. Er beweist mir beim Haarschneiden haargenau, was falsch gemacht worden ist und was besser gemacht werden muß. Nimmt er Kopfwasser, spricht er von Portugal und Spanien. Reibt er mich mit russischem Kölnischwasser ein, kommt der Osten aufs Tapet. Beim Bürsten spricht er vom Auskehren und beim Scheitelziehen vom radikalen Auskämmen. Dann schwätzt er von der Steuer, von der Kunst, von Hinze und von Kunz. Ich aber hänge halbtot im Sessel und taumle zur Kasse, begleitet von seinen frommen Wünschen: Danke sehr, mein Herr! Bald wieder, mein Herr! Meine Empfehlung, mein Herr! Auf Wiedersehen, mein Herr! Freunde, das hält der Zehnte aus!" Die Freunde wußten einen Rat. Ich fiel ihnen um den Hals.

Als ich das nächste Mal zum Haarschneiden ging, suchte ich mit Bedacht einen Salon, wo man mich nicht kannte. Ich trat ein, erwiderte den Gruß mit einem stummen Nicken und nahm schweigend auf dem angebotenen Sessel Platz. Dann nahm ich meine Brieftasche heraus, zog einen Zettel hervor und überreichte ihn dem Haarschneider. „Bitte schneiden Sie mir das Haar", hatte ich geschrieben, „ich bin stumm und taub." Ein seliges Lächeln glitt über das Gesicht des Haarschneiders. Er stürzte an die Kasse, riß einen Zettel vom Block und schrieb darauf: „Stumm und taub? Welches Glück! Ich bin es nämlich auch! Wir werden uns herrlich unterhalten!"

An der Wiege des Lords

(Erich Schilling)



„Das herzige Bübchen wird einmal das Kriegsministerium übernehmen, denn es ist zum Befehlen geboren!"

Alla culla del Lord: "Questo grazioso bambinello assumerà un giorno il Ministero della guerra, poichè esso è nato per comandare!,,

EIN VERGNÜGTER TAG

VON EDMUND BICKEL

Mit den beiden Kindern von nebenan durfte ich spielen; denn Lieschen und ihr kleiner Bruder Heinz waren nett und ihre Eltern ordentliche Leute. Viele Nachmittage waren wir drei einträchtig zusammen, bis es zu unserem Erstaunen schon wieder einmal Zeit war, daß wir schlafen gehen mußten.

Aber am schönsten war es, wenn die Großmutter von den beiden zu Besuch kam. Wie niemand sonst wußte sie spannende Geschichten und Märchen zu erzählen, in denen sich die Wirklichkeit vom Traum nicht mehr unterscheiden ließ. Atemlos, mit glänzenden Augen und roten Backen hörten wir ihr zu. Leibhaftig stand der böse Wolf vor unseren Augen in der Dämmerung und begehrte mit falscher Stimme Einlaß bei den ahnungslosen sieben Geißlein, die noch fröhlich meckerten, während uns eiskalte Schauer über den Rücken rieselten, bis alles doch noch ein gutes Ende nahm. Kaum fand man wieder in die Wirklichkeit zurück, um dann bald noch einmal in wirrem Traum das und anderes mit zu erleben. Auch von anderen Tieren konnte die nette Großmutter herrlich erzählen. Sie war eine lebhafte kleine Frau mit dunklen großen Augen, zierlich, und einem Mittelscheitel in dem noch kaum grauen Haar. Wie auf ein Zauberwort von ihr standen die blanken Schimmel, die wilden Rappen und der zottige Löwe im Zimmer, um ebenso plötzlich einem wolligen Lämmchen oder einer ganz kleinen lustigen Katze das Feld zu räumen. Dazu wieherte es und stampfte es wie in einem Stall, da brummte der Bär, das Schäfchen blökte und die Katze miaute bald da, bald dort. Für uns Stadtkinder war das ja so viel schöner, weil wir so vieles nur aus den Bilderbüchern kannten. Waren die Eltern von Lieschen und Heinz dabei, dann blieb die Großmutter ziemlich still, aber das merkten wir Kinder nicht so. Einmal kam das Gespräch am Teetisch auf Hunde. Die Mutter erzählte von Leuten, die einen winzigen Rehpinscher hatten, und Heinz sagte plötzlich: „Ach, Mutti, ich möchte auch so einen ganz kleinen Hund, nur so einen ganz kleinen!"

„Nein", sagte der Vater, „das geht nicht. Vielleicht später einmal, wenn du immer schön folgst."

„Aber ich möcht' doch so schrecklich gerne so ein Hündchen haben, bitte, bitte!" bestand der kleine Heinz auf seinem Wunsch.

Eben, als der Vater etwas antworten wollte, hörten wir unter dem Tisch ein kleines schrilles Hundestimmchen bellen, daß wir sofort darunter suchten. Aber schon kam das Gekläff aus der Ecke neben dem Klavier, und dann hörten wir es wieder unter dem Tisch.

So schnell wie der Spuk gekommen war, verschwand er. Ich weiß noch, wie Heinz unter dem Tisch herumkroch, um den kleinen Hund zu suchen. Großmutter lächelte dazu, und der Vater sagte zu ihr verweisend: „Laß das doch!"

Kaum waren wir aber mit der Großmutter wieder allein, da gab es gleich neuen Spaß für uns. Der Übermut blitzte ihr nur so aus den dunklen Augen. Einmal, an einem Sonntag, durften wir mit ihr einen Spaziergang machen. Schon in der Straßenbahn ging es los. Vor lauter Menschen bekamen wir Kleinen kaum Luft. Auf einmal hörten wir einen kleinen Hund jämmerlich kreischen, als hätte ihn jemand getreten, und dann bellte er, wie außer sich.

Pan im Schnee

Von Remigius Netzer

Eines Morgens erwachte Pan:
Vor seiner Grotte lag Schnee
Auf der weiten arkadischen Bahn,
Und Eis hing in seiner Näh;
In seinem Fell und in seinem Haar
Kleiner, lichter Kristalle Schar.
Er sprang aus dem Felsen, auf helle Flur
Drückte er seine gehufte Spur
Und lief, und der Schnee stäubte hoch empor,
Bis ferne sein Bild sich endlich verlor . . .

Und nach Stunden hört man im weißen Hag
Der Rohrflöte klagenden, traurigen Schlag.

(Jos. Geis)



Ihre Sorge: „Hoffentlich hält der Pneumatik den Jungen aus — der Bengel wird verdammt schwer!"



„Wer hat hier den Köter?" schimpfte der Schaffner. Alle Leute suchten mit, einige riefen etwas und lachten. Wieder klang es ganz frech: „Wauwauwauwau!" mit schriller Stimme, doch dieses Mal von weiter vorn. Wütend stampfte der Schaffner in die Richtung und warf uns dabei fast um. „Der Hund muß 'raus!" knurrte er böse. Als wäre es die Antwort, kam das Gebell von neuem, aber vom anderen Ende des Wagens. Wir jauchzten vor Vergnügen, die Großen lachten und irgend jemand machte einen bellenden Hund nach. Die Großmutter aber sagte zu uns ernst: „Seid doch artig, Kinder!" und mußte dann selbst lachen. Aber den kleinen Hund fand der Schaffner nicht, soviel er ihn suchte und aufpaßte.

Ein richtiger vergnügter Nachmittag wurde das damals. Am Ziel der Fahrt gingen wir mit der Großmutter in einen Kaffeegarten. Eine kleine Kapelle musizierte, und es war voll von sonntäglichen Menschen in bunten Kleidern. Jeder von uns bekam ein großes Stück Torte und dazu ein Glas Milch. Die Musik spielte, und ich erinnere mich noch, wie die Großmutter den Takt mit dem Kopf wiegte. Da tönten mitten hinein schrille Pfiffe, und alle Leute suchten den Täter. Auch wir sprangen auf. Der Geiger war ganz blaß, spielte aber weiter. Aufgeregt kam ein großer schwerer Mann. Da pfiff es von neuem in die Musik. „Na ja", meinte eine Frau vom Tisch nebenan, „die spielen aber auch so falsch." Großmutter antwortete: „Da haben Sie wohl recht" und trank ein Schlückchen Kaffee.

Ich sah, daß sie kicherte.

Immer wieder hörten wir pfeifen, wenn die Musik ganz arg daneben geraten war. Ein Mann rief: „Ruhe!", worauf es gleich wiederholt pfiff. Ein Tumult entstand. Der Geiger hörte auf und packte sein Instrument in den Kasten. Da lachte ein Mann in unserer Nähe laut und schallend, doch sahen wir ihn nicht. Andere lachten mit. Es war ein Gaudium für groß und klein. Dann führte die Großmutter uns drei schön nach Hause.

Voll Eifer erzählten wir unsere Erlebnisse den Eltern meiner Spielkameraden. Die sahen sich gegenseitig an, sagten aber nichts vor uns. Nachher hörte ich den Vater laut sprechen. Er war über etwas böse.

Die nette Großmutter kam dann nur noch selten zu Besuch und ging nie mehr allein mit uns spazieren, so oft wir sie auch darum baten.

Erst viel später erfuhr ich den Grund. In ihren jungen Jahren war sie als Bauchrednerin aufgetreten und hatte sich und ihren Jungen damit durchs Leben gebracht. Das war dem Sohn und der Schwiegertochter jetzt peinlich; denn sie wollten nicht, daß bei den Leuten bekannt wurde, was einmal früher gewesen war.

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nückel)



Beim Abendbrot neulich verkündete unsere Tochter: „Jetzt hab i die Wurscht von mei'm Brot runtergfressn."
„Aber Mäusle, wie war das doch? Wer frißt?"
Mit der Überlegenheit, mit der man Selbstverständlichkeiten sagt, zeigte sie, daß sie es sehr wohl wußte: „Die Tiere."
„Na also! Und was tun die Menschen?"
„Die Menschen?" — und sie legt den Kopf schief und schaut mich sehr lächelnd an — „die Menschen fressen die Tiere." C. R. F.

Felicitas lebt nur für den Sport.
Ich erzählte ihr von meinem Unfall. Ich schloß: „Als ich erwachte, schwamm ich in Blut."
Felicitas fragte: „Im Freistil, Johannes?" J. H. R.

Wir trafen einen jungen Schriftsteller, von dem wir wußten, daß er gerne und reichlich trank. Johannes nahm ihn deshalb ins Gebet.
„Wie wollen Sie es jemals zu etwas bringen, wenn Sie dauernd in einem nicht ganz nüchternen Zustand sind. Denken Sie doch auch mal an Ihre Zukunft!"
„Ja", klagte der also Gemahnte, „ich sehe es ja ein. Aber sehen Sie mal, wenn man so arbeitet wie ich, dann vergißt man sich in seinem Eifer leicht einmal. Aber geben Sie mir doch einen Rat, wie ich es einrichten soll, das Trinken einzuschränken."
Ich mischte mich ein.
„Machen Sie es doch einfach so: Stellen Sie bei der Arbeit die Flasche möglichst weit weg. Trinken Sie immer erst dann ein Glas, wenn Ihnen eine Arbeit wirklich gut gelungen ist."
„Na, völlige Abstinenz kannst du ja nun nicht gleich verlangen", sagte Johannes. J. Bieger

Ich wollte mir Hühner halten.
Ich suchte Leghennen.
In einer Farm bot man mir einen Gockel und eine Henne an. — „Was kosten sie?"
„Fünfzehn Mark das Stück."
„Gut. Ich nehme die Henne."
„Und den Hahn?"
„Nein." — Die Farmerin seufzte:
„Sie werden doch nicht so grausam sein, die beiden zu trennen. Die Henne geht schon über acht Jahre mit dem Gockel!" J. H. R.

NUR EIN BLICK AUF DIE KIRCHTURMUHR

VON JOHAN LORÉN

Als Herr Erikson eines Nachts aus dem Schlaf erwachte, hatte er das unbestimmte Gefühl, daß es bereits Morgen und höchste Zeit war, aufzustehen und ins Büro zu eilen. Doch als er die Rollgardine in die Höhe zog, erwies es sich, daß draußen noch tiefste Finsternis herrschte, und er mußte, um die Uhr zu erkennen, die dem Bett gegenüber an der Wand hing, das elektrische Licht einschalten.

Die Uhr zeigte fünf Minuten nach zwei. Mit einem Seufzer drehte Erikson sich auf die andere Seite. Aber er verspürte jetzt nicht denselben Drang, wieder einzuschlafen, wie wenn es zehn vor acht gewesen wäre, und erst nach geraumer Weile fand er erneut den Schlaf.

Es ist schwer zu sagen, wie lange er jetzt schlief, denn als er das zweitemal erwachte, zeigte die Uhr noch fünf Minuten nach zwei. Erikson war mit einem Mal blitzwach, sprang aus dem Bett und nahm die Wanduhr näher in Augenschein. Der Perpendikel hatte aufgehört zu schwingen, kein Ticken war zu hören. Erikson eilte an das Fenster des benachbarten Eßzimmers und blickte auf die Straße hinaus. Die Sonne war bereits aufgegangen, es war ein schöner, klarer Sommermorgen und hell wie am Tage. Aber noch herrschte ringsum friedliche Stille, kein menschliches Wesen war weit und breit zu erblicken.

Wie sollte er da erfahren können, wie spät es war? Die Wanduhr war der einzige Zeitmesser in der Wohnung, nach dem man sich unter regulären Umständen hätte richten können. Seine Taschenuhr trug Erikson in der Brieftasche in der Form eines Pfandscheines bei sich, an der Weckeruhr war die Feder wieder einmal überdreht, und Frau Eriksons Armbanduhr pflegte niemals aufgezogen zu sein. Die einzige Möglichkeit zu erfahren, wie spät es war, bot die Turmuhr der schräg gegenüberliegenden Kirche. Erikson öffnete also das Fenster und lehnte sich hinaus. Aber so oft er in all den Jahren, die er hier wohnte, dieses Manöver ausführte, mußte er erfahren, daß seine Anstrengungen vergebene Liebesmühe waren. Ein Balkon des Nebenhauses verdeckte gerade den Teil des Turmes, an dem die Uhr eingelassen war, und entgegen der stillen Hoffnung Eriksons war weder der Balkon des Nachbarn inzwischen eingezogen, noch die Kirche näher herangerückt worden.

Es blieb Herrn Erikson nichts weiter übrig, als sich auf die Straße hinauszubemühen. Er brauchte ja nur ein paar Schritte vor die Haustür zu tun, um die Uhr zu sehen. Und da er zu ebener Erde wohnte und er zu der anscheinend sehr frühen Morgenstunde nicht zu befürchten brauchte, Leuten zu begegnen, warf er rasch den Mantel über das Nachthemd und begab sich barfuß und im übrigen unbekleidet auf die Straße hinaus.

Als er an den Straßenrand getreten und den Blick zum Kirchturm emporgerichtet hielt, schlug plötzlich die Haustür hinter ihm zu. Sie war mit einem Patentschloß versehen, und Erikson griff in die Manteltasche, um den Schlüsselbund hervorzuholen. Doch, ach du Schreck, diesmal hatte er die Schlüssel ausnahmsweise in die Hose gesteckt, die er leichtsinnigerweise im Schlafzimmer zurückgelassen hatte. Er stand also ausgeschlossen vor dem Hause, und er warf der Haustür einen recht bösen Blick zu.

Erikson bot einen gar komischen Anblick, so wie er dastand ohne Schuhe und Strümpfe und mit aufgeschlagenem Mantelkragen. Als Mitglied einer Zirkustruppe hätte er gewiß einen guten August abgegeben, aber als Beamter der Stadtverwaltung, der er war, fand er es weniger amüsant, sich so auf der Straße zu zeigen. Er trat an das offene Eßzimmerfenster seiner Wohnung heran und rief den Namen seiner Frau. Die Tür zum angrenzenden Schlafzimmer stand offen, und sie würde ihn gewiß hören. Frau Erikson hingegen schien heute einen besonders festen Schlaf zu haben, jedenfalls antwortete sie nicht. Weshalb Erikson lauter zu rufen anfing — jedoch mit dem gleichen Mißerfolg. Zu guter Letzt brüllte er wie ein Ausrufer auf dem Jahrmarkt. Sie aber, die immer behauptete, bei dem leisesten Geräusch aufzuschrecken — sie schlief den Schlaf der Gerechten und ließ sich nicht stören.

Erikson versuchte, durch das Fenster einzusteigen. Aber das Fenster erwies sich als zu hoch, und die kahle Wand bot keinen Halt. Mit zerschundenen Händen, und nachdem er den Nagel des rechten großen Zehen sich abgerissen hatte, nahm er davon Abstand und griff statt dessen zu einem bequemeren Mittel. Er nahm einen größeren Stein vom Boden und warf ihn zum Fenster hinein in der Hoffnung, daß er damit den nötigen Effekt erzielen würde. Und in der Tat — die Wirkung war verblüffend. Der Stein landete nämlich auf dem Büfett, und der helle Klang von tausend Scherben des kostbaren Kristallgeschirrs durchbrach für einige Augenblicke die morgendliche Stille. In den Häusern ringsum fing es plötzlich an, lebendig zu werden, und aus den Fenstern erschallten laute Stimmen, die riefen: „Hilfe! Räuber, Diebe, Mörder!" Sie aber, die es eigentlich anging, Frau Erikson, blieb davon unberührt und schlief weiterhin ihren gesegneten Dornröschenschlaf.

Um unerwünschten Blicken zu entgehen, zog sich Erikson in die Haustürnische zurück und harrte geduldig der weiteren Dinge, die da geschehen würden. Er hatte jetzt gut Zeit, die Kirchturmuhr zu studieren, und sah zu, wie sich der Stundenzeiger langsam der vier näherte. Erst um sechs Uhr würde der Hauswart erscheinen, die Haustür aufzuschließen.

Als die Uhr halb fünf schlug, hörte Erikson, wie im zweiten Stock ein Fenster aufgemacht wurde. Hier schien ihm Erlösung zu winken, und er rief hinauf, man möge ihm leihweise einen Haustürschlüssel hinunterwerfen. Aber aller gesunden Vernunft zum Trotz war man offenbar auch diesmal nicht auf ihn aufmerksam geworden. Er zog sich enttäuscht in seinen Schlupfwinkel zurück und lehnte sich dabei mit dem Rücken gegen die Tür. Und plötzlich — o Wunder über Wunder — gab diese nach und Erikson taumelte rücklings in den Hausflur hinein. Des Rätsels einfache Lösung war nämlich, daß die Haustür gar nicht verschlossen war. Der Hauswart hatte am Tage zuvor das Patentschloß herausnehmen und zum Schlossermeister zur Reparatur schicken lassen.

(Aus dem Schwedischen von Werner Rietig)

Die Weise

(Steffi Kohl)



„Sei nicht traurig wegen Gerhard — die Männer sind das nicht wert, Sylvia."
„Das meint man mit achtzehn, Lilly — mit achtundzwanzig weiß man's schon besser!"

La savia: *"Silvia, non essere triste in causa di Gerardo! Gli uomini non lo meritano!,, — "Eh, Lilly, a diciott' anni si pensa così; ma a ventotto si giudica già meglio!,,*

Der Schuldige

(R. Kriesch)



„Wie kannst du mich mitten im Schnee hinfallen lassen, Herbert?"
„Du darfst doch immer tun, was du willst, Liebling!"

Il colpevole: "Come mai, Herbert, mi lasci cadere in mezzo alla neve?„ — "Tesoro mio, tu puoi far pur sempre ciò che vuoi!„

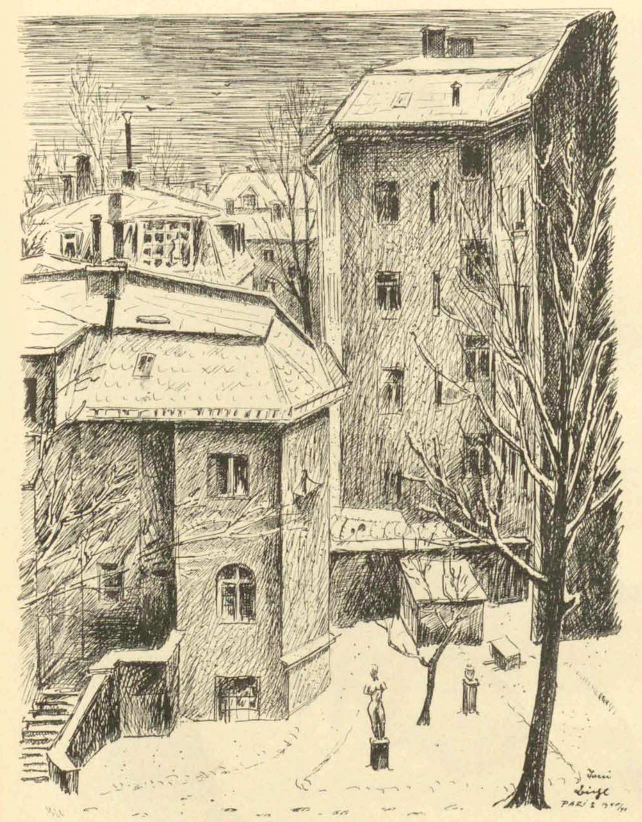
MEIN FREUND JOHANNES

Johannes rief mich an: „Sag mal, du hattest doch neulich, als dein Spritkocher unter dem Grogkessel übergelaufen war und ein Feuer entstand, so eine fabelhafte Löschmethode. Martin hat mir davon erzählt. Wie hast du das eigentlich gemacht?" „Ach, das war ja nicht weiter schwierig. Da waren ja nur ein paar Tropfen daneben gegangen. Teils auf das Tischtuch, teils auf den Stuhl. Oder wohl besser auf die Stuhllehne. Da hab ich erst versucht, es auszupusten, aber das ging nicht. Im Gegenteil, da verspritzte es nur noch mehr. Dann nahm ich ein Taschentuch und legte es drüber. Weißt du, um dem Feuer den Sauerstoff zu entziehen und es so zu ersticken. Man muß dabei aber beachten ..." — „Entschuldige, daß ich dich unterbreche, aber ich fürchte, ein Taschentuch ist zu klein", warf Johannes ein. — „Ja, das merkte ich auch bald. Ich suchte dann was anderes und nahm schließlich ein Sofakissen", fuhr ich fort. „Ein Sofakissen? Schade, das wird auch zu klein sein." — „Wieso, Johannes, brennt es denn bei dir?" „Leider ja", sagte Johannes.
„Herrgott, und was?", rief ich.
„Inzwischen so ziemlich das ganze Haus", sagte Johannes.

J. Bieger

Schnee auf den Dächern von Paris

(Toni Bichl im Felde)



DER EIFERSÜCHTIGE

VON HEINZ SCHARPF

„Einsteigen!" ruft der Schaffner. Türen werden zugeschlagen. Eine rote Mütze erscheint in der Flanke des Zuges, ein Pfeifsignal schrillt.
Ein junger Mann nimmt zum letztenmal Abschied von seiner Frau. Dann besteigt er den Wagen und neigt sich weit aus dem Fenster. Die Räder beginnen zu rollen. „Leb' wohl, Ursula!" Sein Tuch flattert.
Die Zurückbleibende winkt ihm mit hocherhobener Hand nach.
In diesem Augenblick sieht der Abreisende einen stutzerhaften Laffen, wie er Ursula umkreist und anstarrt. Oh, er kennt diese Sorte von Männern, die jede Gelegenheit ergreift, um sich an schutzlose Damen heranzumachen. Der Teufel hole den Kerl!... Dann entschwindet die Bahnhofshalle seinem Blick.
Mißmutig betritt der junge Mann ein Abteil. Dabei meditiert er: Eigentlich hätte ich ja auch mit dem nächsten Zug wegfahren können. Nervös zündet er sich eine Zigarette an, bläst den Rauch zur Decke und denkt dabei an seine Frau. Jetzt wird sie durch die Sperre gehen und der Laffe natürlich hinter ihr drein. Siedend heiß steigt es ihm auf bei dem Gedanken. Der Stutzer wird sie ansprechen, sie wird ihn keines Blickes würdigen, aber so rasch wird er nicht locker lassen, ah! Der junge Mann erhebt sich und tritt ans Fenster. Vielleicht steht Ursula dieser Situation völlig hilflos gegenüber, versteht es nicht, den Zudringlichen richtig abzuweisen? Ach, denkt er, da hört man Konzerte auf tausend Meilen, sieht über unvorstellbare Strecken fern, aber einen Blick auf seine gerade entschwundene Frau zu werfen und einen Laut von ihr zu vernehmen, vermag man nicht. Weiter verfolgt er im Geiste den Weg, den sie machen wird. Sie will erst noch zu Tante Edith, sagte sie, und dann gleich schlafen gehn. Jetzt wird sie wohl gerade den Stadtplatz überqueren, ausgesetzt den Blicken der Männer, und ihr auf dem Fuß folgend der Laffe... Verwünscht, daß er nicht doch lieber mit dem Nachtzug gefahren ist! Aber das könnte er ja noch, er bräuchte nur am Südbahnhof auszusteigen und mit der Straßenbahn zurückzufahren... Blödsinn! schilt er sich und will mit Gewalt die einstürmenden Gedanken abschütteln.
Da ziehen die Bremsen an. Der Zug hält. Südbahnhof. Der junge Mann bleibt fest sitzen. Aber der Zug bekommt hier eine Verspätung, er will nicht vom Fleck... und hinter Ursula geht der Laffe, holt sie ein und beginnt auf sie loszuquatschen... der Eifersüchtige ergreift plötzlich seinen Koffer, verläßt das Abteil, man fährt ohne ihn weiter.
So, da steht er. Nun schämt er sich wahrhaftig vor sich selbst, kommt er sich weidlich lächerlich vor. Und was wird Ursula erst für Augen machen? Aber er wird eine Ausrede gebrauchen, er wird sagen, er habe ein wichtiges Schriftstück liegen gelassen, was ihn zur Umkehr zwang. Dann besteigt er die Straßenbahn und fährt zu Tante Edith. Ursula wird unterdessen schon bei ihr eingetroffen sein.
Tante Edith empfängt ihn mit erstaunten Augen. Aha, hat der Junge in seiner Verliebtheit wieder mal was liegen gelassen, so, so. Sie nimmt ihn scherzend aufs Korn, während er wie auf Nadeln dasitzt. Eigentlich müßte Ursula schon lange hier sein, berechnet er, aber sie hat wohl einen kleinen Umweg gemacht. Mit halbem Ohr hört er auf Tantes Stimme. Ach, die Gute kann es sich nicht abgewöhnen, dem jungverheirateten Neffen wohlgemeinte Ratschläge zu erteilen. Sie sieht die Welt noch immer, wie sie zu ihrer Zeit war. Damals gab es das alles noch nicht, daß eine Frau allein ein Kaffeehaus besucht, daß eine Dame öffentlich raucht, daß Eheleute getrennte Schlafzimmer haben.
Der junge Mann schwitzt Blut. „Warum kommt Ursula nicht, warum kommt sie nicht?" fragt er sich, immer unruhiger werdend, am liebsten möchte er Tante den Mund stopfen. Dann erhebt er sich und eilt fort. Gewiß ging Ursula vom Bahnhof direkt nach Hause. Aber ein Blick auf die dunkle Fensterfront in seiner Wohnung überzeugt ihn dann sofort, daß sie noch nicht daheim ist. Er fährt zu ihrer Freundin, auch dort trifft er sie nicht an. Er begibt sich auf den abendlichen Korso, in der Hoffnung, jemandem zu begegnen, der sie gesehen hat. Umsonst. Er betritt ein Café, setzt sich ans Fenster und späht hinaus, wie ein Jäger auf dem Anstand. Wo nur mag sie sein? Er eilt ans Telephon und ruft nach allen Richtungen. Vergebens. Ganz verstört setzt er sich wieder an seinen Beobachtungsplatz. Wenn sie jetzt so ahnungslos vorbeikäme, begleitet von einem Unbekannten, er weiß nicht, was er täte.
Da sieht er draußen einen Herrn vorübergehen, den Laffen von der Bahn. Er springt auf und stürzt hinaus — ein Zechpreller in den Augen des Kellners — und heftet sich an seine Fersen. Kurz darauf lüftet der Verfolgte vor einem Fräulein den Hut und wandert Arm in Arm mit ihm weiter. Der junge Mann atmet auf. Abermals nimmt er den Weg nach Hause, steigt langsam die Treppen empor und fühlt dabei sein Herz klopfen. Er sperrt die Wohnung auf, nichts regt und rührt sich. Natürlich, das Mädchen hat Ausgang. Er öffnet die Tür zum Schlafzimmer seiner Frau, dreht das Licht an, alles ist unberührt. Wo nur bleibt Ursula, wo nur kann sie sein? Es ist jetzt die Stunde zwischen zehn und elf. Nun leeren sich Kinos und Theater, nun muß sie doch kommen. Aber wie er auch horcht, es bleibt alles still.
Da wird es ihm zur Gewißheit: Ursula hat ihn belogen, sie wollte gar nicht zu ihrer Tante, weiß der Himmel, wohin sie ging, oder die Hölle. Der Schweiß tritt ihm auf die Stirn, völlig fassungslos setzt er sich auf Ursulas Bett. Der verwirrende Duft, der daraus steigt, macht ihn wahnsinnig. Wenn sie jetzt hereinträte, mit glühenden Wangen, beschwipst, von einem andern kam — Tod und Teufel, er würde sie auf der Stelle erschießen und den Verführer dazu, und alles, was ihm in den Weg käme, wie ein Amokläufer.
Plötzlich steigt eine ungeheure Angst in ihm auf. Vielleicht ist ihr etwas passiert? Ein Autounglück...? Er ruft die Rettungsgesellschaft an, die Polizei; nirgends weiß man etwas von seiner Frau, sie ist im Hexenkessel der Stadt spurlos verschwunden. Am ersten Tag ihres Alleinseins bringt sie die Nacht außer Haus zu. Er ballt die Fäuste, beißt die Zähne aufeinander, schäumt vor Erregung. In seiner Eifersucht beginnt er nach

Der Verehrer

(K. Heiligenstaedt)



„Aha, jetzt kommt er, weil ihm die Abfahrtsstrecke zu eisig ist — bin ich aber auch, mein Lieber . . . !“

L' adoratore: “Aha! . . . adesso egli viene perchè la linea di partenza gli è troppo gelata! **Ma ora,** mio caro, lo sono anch'io . . . !„

verräterischen Dingen zu suchen. Er sieht unter die Kopfpolster, reißt Kästen und Laden auf, stöbert in Schachteln und Briefschaften, wühlt alles durcheinander, nichts, nichts! Nur Andenken an ihn, seine Bilder, seine Briefe, seine Haare, oh, die Frau verstand es, alle Spuren zu verwischen.
Da hört er leise die Eingangstür gehen. Alle seine Muskeln sind gespannt. Was wird er vernehmen? Aber es ist nur das Mädchen, das von seinem Ausgang heimkehrt und sich auf leisen Sohlen in seine Kammer begibt.
Wie dann der Verkehr unten auf der Straße verstummt, überwältigt ihn wieder das Grauen. In seiner Phantasie malt er sich die quälendsten Bilder aus. Er sieht Ursula betäubt, entführt, ermordet. Und ohnmächtig muß er hier sitzen! Eine Zigarette nach der anderen zündet er sich an. Tritt zum Fenster. Draußen hat es zu regnen angefangen. Schwere Tropfen schlagen nieder. Er schließt die Augen und denkt, alles ist nur ein wüster Traum. Gelächter unten auf der Straße läßt ihn zusammenschrecken. Eine übermütige Gesellschaft zieht vorbei. Oh, wenn sie nur dabei wäre, wenn sie nur endlich käme! Die Uhr schlägt drei. Jetzt hat er alle Hoffnung aufgegeben. Stöhnend tritt er vom Fenster zurück, verlöscht das Licht, sitzt im Dunkeln da und brütet. Diese Nacht vernichtet sein ganzes Leben. Auf einmal hört er die Haustüre knarren. Schritte erschallen auf der Treppe, aber sie verlieren sich ins obere Stockwerk. Und die Nacht hat kein Ende. Schon nahen die grauen Stunden des Morgens. Jetzt klappt er ganz zusammen. Eine Trostlosigkeit überkommt ihn, die ihn völlig lähmt, ihm die Tränen in die Augen treibt. Was hat er von aller Rache? Gibt sie ihm sein verlorenes Glück wieder? Ist es nicht zehnmal besser, er jagt sich die Kugel, die er dem andern zudachte, selbst in den Kopf? Schlurfend begibt er sich in sein Zimmer hinüber. Im Wandschrank hängt seine Pistole.
Er knipst das Licht an. Da, sein Herz setzt einen Augenblick aus, in seinem Bett liegt Ursula, ein Bild von ihm in der Hand und lächelt im Schlaf.

Eislauf — Pattinaggio



(Vierthaler im Felde)

Das schönste, das bravste, das beste Kind!

Von Josef Robert Harrer

Als ich heute in der Parkanlage inmitten schöner junger Frauen saß, bin ich zu der Erkenntnis gekommen.
Allen Gelehrten der Sprachwissenschaft möchte ich, ohne eine ehrende Würdigung meiner Person in ihren Publikationen zu verlangen, diese meine intuitive Erkenntnis mitteilen, die uns sagt, woher der Gebrauch des Superlativs stammt. Mit einem Worte, er stammt von den Frauen, genauer gesagt, von den Müttern!
Vor etlichen Jahrtausenden sagte eine Mutter von ihrem kleinen Kinde: „Mein Liebling ist ein schönes Kind!" oder „Es ist ein braves Kind!" oder „Es ist ein gutes Kind!"
Bald darauf wurde der Komparativ entdeckt, als eine andere Mutter sagte: „Mein Kind ist schöner als das der Nachbarin!"
Der Sprung zum Superlativ war damit vorbereitet; denn die Nachbarin meinte mitleidig lächelnd: „Mein Kind ist das schönste!"
Und das sagen seither alle Mütter von ihren Kindern; der Superlativ war gefunden und beherrschte fortan den Sprachgebrauch der Mütter, sobald sie über ihre Kinder zu plaudern begannen. Einige Jahrtausende ist das so geblieben. Da wäre es beinahe an der Zeit, eine Steigerung für den Superlativ zu finden; denn wenn Frau Schabenbeck ihr Kind das schönste nennt, sollte doch Frau Köglauer ihren Sprößling, der ihrer Meinung nach schöner als das schönste Kind der anderen Mutter ist, auch mit Worten so bezeichnen können.
Ich würde ihr zu dem Ausdruck raten:
„Mein Erich ist ein schönsteres Kind!"
Dann könnte Frau Titzbach wieder behaupten:
„Meine Mizzi ist das schönsteste Kind!"
Und auch das läßt sich ohne wesentliche Anstrengung noch steigern.
Wie gesagt, ich saß im Park und war nahe daran, der Schar junger Mütter rings um mich meine Vorschläge dieser Ausdrucksweise zu unterbreiten. Vorerst aber lauschte ich noch, wie die jungen Mütter untereinander über ihre Kinder sprachen.

Verlag und Druck: **Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80** (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. – Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Okt. 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

„Mein Hansi ist wirklich das folgsamste Kind!" Hans stand im Rasen und pflückte Blüten vom Strauch; als ihn die Mutter rief, weil der Schutzmann kam, schnitt er eine Grimasse und pflückte unbekümmert weiter.
„Mein Irenchen ist das am besten erzogene Kind!" Irenchen stand vor der Mutter und bohrte in der Nase, wobei es gleich zwei Finger verwendete, den Daumen der linken und den kleinen Finger der rechten Hand.
„Mein Ernsterl ist das gutherzigste Kind der Welt!" Am Wegrand hockte Ernsterl und zerschnitt mit seinem Schaufelchen einen Regenwurm in kleine Stückelchen. „Meine Nelly ist das schönste Kind!" sagte eine Mutter mit glänzenden Augen.
Nelly schlich auf vorbildlichen O-Beinen um den Sandhaufen herum und schielte, daß man schwindelig wurde, wenn man ihr zusah.
Da unterließ ich es, den jungen Frauen meine eben gefundene Steigerungsmöglichkeit des Superlativs zu verraten; ich glaubte nämlich, daß bei Hansi, Irenchen, Ernsterl und Nelly der Superlativ eigentlich schon eine Übertreibung war.
Ich erhob mich und nahm am anderen Ende des Parkes auf einer Bank Platz, auf der bereits ein einsames junges Mädchen saß. Wir kamen ins Gespräch. Ich meinte:
„Es ist rührend, wie die jungen Mütter von ihren Kindern in den höchsten Ausdrücken sprechen, nicht wahr? Jede hat in ihrem Sprachgebrauch nur den Superlativ! Fast wird man verleitet, es den Müttern nachzumachen! Ich könnte jetzt zum Beispiel sagen, ohne zu übertreiben: ‚Ich habe das größte Glück, neben dem schönsten Mädchen von Wien zu sitzen!' ... Warum lächeln Sie?"
„Weil ich kein Mädchen mehr bin. Ich bin verheiratet. Und außerdem sehen Sie in mir eine Mutter! Und ich kann sagen, die glücklichste Mutter des schönsten, des bravsten, des besten Kindes, das es gibt!"
„So?" fragte ich neugierig. „Wo ist es?"
Während ich suchend um mich blickte, errötete die junge Frau; leise erwiderte sie: „Es kommt in fünf Monaten zur Welt!"

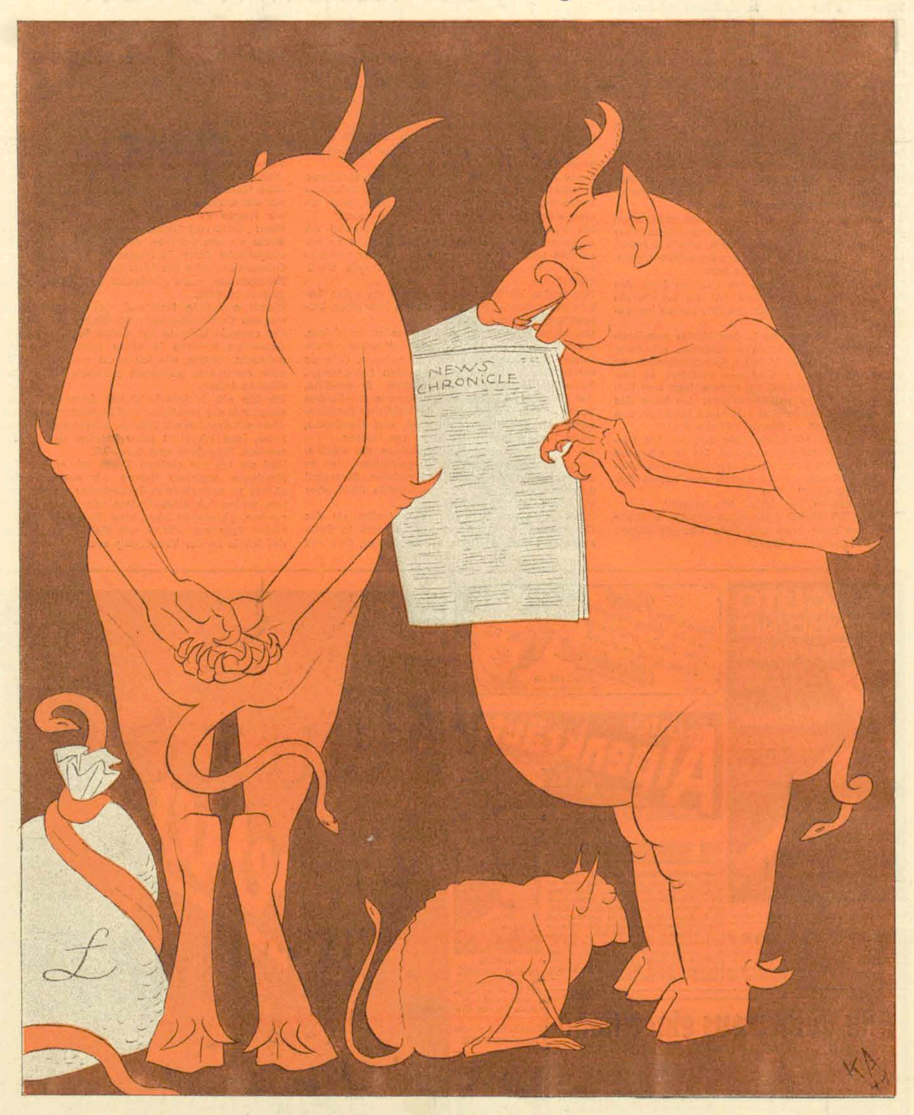
JUX NACH NOTEN

VON HANS HARBECK

Er hieß Orlando Bälgetreter, und ich gebe zu, daß das eine Belastung ist. Trotzdem glaubte ich zunächst, daß der gute Orlando dank seiner kräftigen Grundnatur dem schleichenden Einfluß seines musikalischen Namens die Stirn bieten würde.
Es kam anders. Neulich wünschte er mir auf einer Karte viel Gluck zum Geburtstag. Deutlich stand da Gluck. Immerhin blieb noch die Möglichkeit eines Schreibfehlers bestehen.
Kurze Zeit darauf traf ich ihn in einem Gasthaus. Er blickte mich freudestrahlend an und versicherte treuherzig: „Fagott sei Lob und Dank, daß ich dich alten Jungen endlich mal wiederssehe!"
Ich stutzte und betrachtete meinen Freund mit sorgenvoller Miene. Er schien das nicht zu bemerken und rief, als gerade ein Kellner vorüberflitzte: „Herr Auber, noch einen Chopin Weißwein!"
Nun wußte ich Bescheid. Hier war ein edles Gehirn der vollständigen, wenn auch harmlosen Umnachtung anheimgefallen.
Um nicht in Rührung und Trauer zu versinken, raffte ich mich dazu auf, den Fall mit wissenschaftlicher Sachlichkeit aufs Korn zu nehmen. Orlando enttäuschte meinen Forschungstrieb keineswegs. Seine Unterhaltung wurde lebhaft. Er erzählte, daß er sich in Bellini — damit meinte er offenbar Berlin — sehr wohl fühle und glucklicher Familienvater sei. Choraleon, sein Sohn, und Klaväoline, seine Tochter, seien der Stolz des Hauses.
Als ich fragte, ob seine Sprößlinge die musikalische Laufbahn einzuschlagen gedächten, rieb er sich vergnügt die Hände und meinte: „Mascagni wissen, was das Schicksal im Schilde führt, aber ich erhoffe das Beste."
Leichtes Gewölk zog über sein Antlitz, als das Gespräch vorübergehend die Unruhen in Palestrina berührte. Aber dann beschloß er, sich den Appetit nicht verderben zu lassen und bestellte für uns ein Suppé.
„Als ersten Gong schlage ich eine Brühe vor, eine Kraftbrühe mit viel Tosellerie und Trompetersilie." Unwillkürlich schnellte ich statt „Bitte sehr!" den Namen „Bizet" hervor.
Dieser kühne Einfall entlockte meinem Orlando einen Aufschrei der Bewunderung. Im weiteren Verlauf der Mahlzeit gelang mir die Wendung: „Sei so Spinett und reich mir den Spinat!"
Mein Freund sank mir gerührt an den Busoni, und als wir unseren Hunger gestillt hatten, erhoben wir unsere Stimmen und versicherten in Duettform: „Gold und Silcher lieb ich sehr..."
Bevor wir uns trennten, entfuhr mir noch der unvergeßliche Satz: „Je länger Delibes!"
Orlando schlürfte ihn (den Satz) mit himmlischem Behagen und pries glucksend das Gluck, mir begegnet zu sein.
Womit endgültig feststand, daß sein Gluck zu meinem Geburtstag kein Schreibfehler war.
Der rasende Orlando hat meine Beziehungen zur deutschen Sprache in einen seltsamen Aufruhr gebracht. Worte, die ich sonst gedankenlos las oder aussprach, gewinnen plötzlich ein gespenstisches Leben.
Ich bin ein leidenschaftlicher Autosportler und eigentlich ein sachlicher und vernünftiger Mensch. Aber seitdem ich mit Orlando Bälgetreter soupiert habe, lese ich nicht mehr Essolup und Dunlop, sondern Espenlaub und Durchfall.
Und als ich vor einigen Tagen mit meiner Frau überlegte, welchen Namen wir unserem demnächst zu erwartenden Stammhalter geben wollten, schlug ich allen Ernstes vor, ihn Pleuel zu nennen. „Wenn es aber eine Toch'er ist?" warf meine Frau ein. „Dann soll sie Leuna heißen!" rief ich in holder Verwirrung aus.

Britischer Kreuzzug

(Karl Arnold)



„Wir müssen ihre schmutzigen Geschäfte besorgen, aber nach außen hin führen sie ihre Firma im Namen Gottes!"

Crociata britannica: "Noi dobbiamo fare i loro sozzi affari; ma al di fuori essi gestiscono la Ditta nel nome di Dio!,,

München, 26. Februar 1941
46. Jahrgang / Nummer 9

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Secret Service

(E. Thöny)

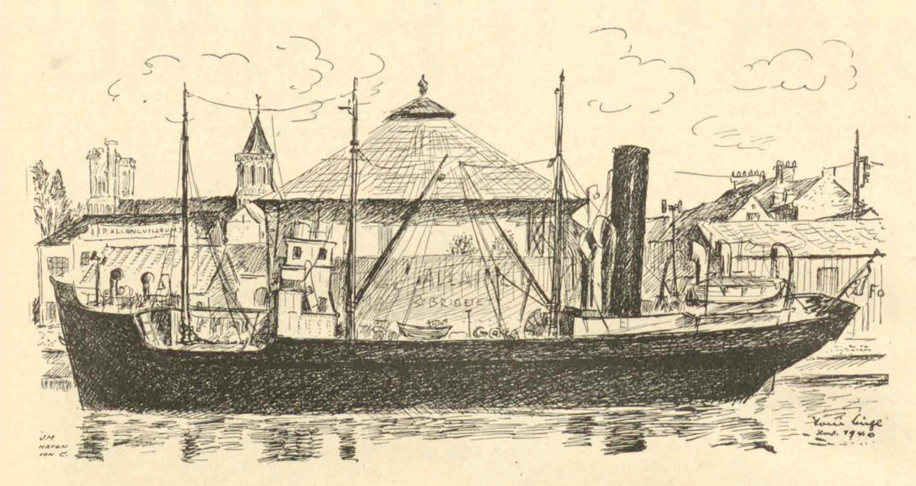


„Meine Herren, ich erhalte soeben eine wertvolle Nachricht: Die Deutschen landen entweder im März oder April, im Süden oder Westen, während im Osten oder Norden eine Landung auch nicht ausgeschlossen ist!"

"Signori miei, proprio adesso ricevo una preziosa notizia: I Tedeschi sbarcano in marzo od in aprile, a sud o ad ovest, mentre non è nemmeno escluso uno sbarco ad est o a nord!,,

In einem kleinen französischen Hafen

(Toni Bichl im Felde)



KNOPFLOS / VON WALTER FOITZICK

Bisher habe ich die Existenz dieses Knopfes überhaupt nicht beachtet. Mein Gott, wer sorgt sich schon um seinen obersten Mantelknopf, wohlgemerkt, den rechten, den linken gibt es nämlich auch. Die linken Knöpfe sind in einer senkrechten Reihe angetreten und haben überhaupt keine Funktion, sie sind nur da, vermutlich, damit sich die rechte Reihe nicht so einsam vorkommt. Die linken kommen niemals an die Front, auch dann nicht, wenn ein rechter Kamerad ausgefallen ist. Es sind rechte Drohnen, diese linken Knöpfe!

Also bei mir handelte es sich um einen rechten Knopf, der die Aufgabe erfüllte, als äußerster Flügelmann den Mantel oben zusammenzuhalten. Ich hätte ihm auch heute morgen keine nähere Aufmerksamkeit gewidmet, wenn es mir nicht so vorgekommen wäre, als sei das Halteseil, mit dem er an den Mantel festgelegt ist, nicht etwas lockerer als sonst. Er ließ gewissermaßen den Kopf hängen. Da sich meine Spezialbegabung nicht auf Knöpfe und deren Befestigungen erstreckt, fragte ich die Frau, die es wissen muß, wie sie über den Knopf dächte. Die Frau ergriff ihn brüsk, legte sich in die Sielen und zog mit aller Kraft am Knopfe.

Der Knopf widerstand der Urgewalt weiblichen Zugriffs und die Frau sagte: „Bis heute Abend hält er sicher noch." Mir schien es, als ob nach diesem Eingriff der Knopf noch mehr den Kopf hängen ließ, aber ich glaubte an den Fachmann oder die Fachfrau.

Ich kann mich noch gut erinnern; später saß ich in der Straßenbahn und las, da hörte ich, wie anscheinend dem Herrn neben mir ein Geldstück herunterfiel und fortrollte. Als höflicher Mensch machte ich Bewegungen, die ausdrücken sollten, als wolle ich ihm behilflich sein, das Geld aufzuheben. Der Herr schien aber ein Plutokrat zu sein, denn er kümmerte sich überhaupt nicht um den Verlust, im Gegenteil, er tat sogar so, als sei mir etwas heruntergefallen. Ich aber wußte genau, daß ich nichts fallen gelassen hatte. Beim Aussteigen merkte ich dann allerdings, daß sich der Knopf selbst hatte fallen lassen. Nun kam mir die Erkenntnis, was das für eine leere Stelle ist, auf der einmal ein Knopf saß. Habe ich nicht recht, sie kommt einem vor, wie die Hauptstelle der ganzen Bekleidung. Man fühlt sich wie Adam ohne Feigenblatt nach der Vertreibung aus dem Paradiese. Man meint, jeder müsse einem zurufen: „Menschenskind, sie sind ja ein Mann ohne rechten oberen Mantelknopf."

Außerdem ist jener Ort nicht nur leer, er ist auch wüst, denn es sprossen da einige Wurzeln heraus, mit denen der Knopf sich am Mantel festhielt, so ein häßliches Gefaser. Versuchen Sie mal, diese Fäden zu entfernen, dann werden Sie merken, wie fest der Knopf eigentlich hätte sitzen müssen, wenn es ein Knopf gewesen wäre, der sich nach den Naturgesetzen richtet. Sie werden sich mehrere Nägel abbrechen, um den wüsten Platz zu roden, der Sie aller Welt als unordentlichen Menschen preisgibt. Selbst wenn es gelingt, bleibt immer noch die Öde des modernen Schlachtfeldes übrig.

Keinen Trost bieten die übriggebliebenen fünf Knöpfe. Auch diese jetzt lächerlichen Gesellen sind dem Untergange geweiht, wie die Termiten eines Baues, dem die Königin abhanden gekommen ist. Sie müssen abgetrennt und durch neue ersetzt werden. Dieses ist das große Geheimnis im Knopfwesen: man bekommt niemals einen Knopf zu einer vorhandenen Serie von Knöpfen nachgeliefert, nie! Man widerspreche mir nicht, ich vertrage heute keinen Widerspruch. Ich bin ein Mann, der einen wichtigen Knopf verloren hat.

Der Säugling

Von Ratatöskr

Drei Damen sieht man hier versammelt
um einen Säugling, welcher piepst
und rätselhafte Laute stammelt.
Sie finden alles allerliebst.

Sie schäkern mit dem jungen Hahnen.
Da tönt ein Zetermordio.
Die Mutter faßt ein banges Ahnen;
sie lüftet forschend das Plümeau.

Sieh da: in autogener Nässe
schwimmt ihrer Liebe Unterpfand.
Jedoch auch dieses weckt Int'resse,
und hilfreich rührt sich jede Hand.

Wenn unsereins sich so benähme,
uneingedenk der Bürgerpflicht,
wie man da unsereinem käme!
— Nun, Gott sei Dank, so sind wir nicht.

DER ALTE GENIESSER

Diese wahre Begebenheit liegt schon viele Jahre zurück.

War da einmal ein neuer Landgerichtspräsident, der die Gewohnheit hatte, die in seinem Bezirk liegenden kleinen Amtsgerichte unangemeldet zu inspizieren. Besonders an den Sitzungstagen erschien er gerne unerkannt im Zuhörerraum, um seine Richter unbefangen in der Ausübung ihres schweren Amtes zu beobachten. Einmal kam er auch in ein verstecktes altbayerisches Nest, begab sich von der Bahn sofort in das Amtsgebäude und wollte eben den Sitzungssaal betreten, vor dem eine Anzahl Bauersleute herumstanden. Ehe er aber noch die Türklinke in die Hand nehmen konnte, hatte ihn schon der alte Offiziant Hufnagl beim Rockzipfel.

„Wo woll'n S' denn hi'?" fragte der Offiziant.

„Hier in den Sitzungssaal!" sagte der Präsident.

„Da kinnas jiatzt net eini, da werd grad a recht a hoakle G'schicht verhandelt, da is die Öffentlichkeit ausg'schloss'n!"

Der fremde Herr nahm den Offizianten etwas beiseite und sagte gedämpft: „Sie kennen mich natürlich noch nicht. Ich bin der neue Landgerichtspräsident!"

„Na, na", lachte da der alte Hufnagl, „da is nix z'macha, dös kenna ma scho. Vor a paar Jahrln san ma da scho amal neig'fall'n, da is a oana kemma und hat si' als Staatsanwalt ausgeb'n und na wars gar koana. Sie waar'n a so a alta Genießer!" Dabei stieß er den angeblichen Präsidenten jovial in die Seite.

Der Herr Präsident soll künftig seine Besuche immer angemeldet haben. L. N.

MEIN FREUND JOHANNES

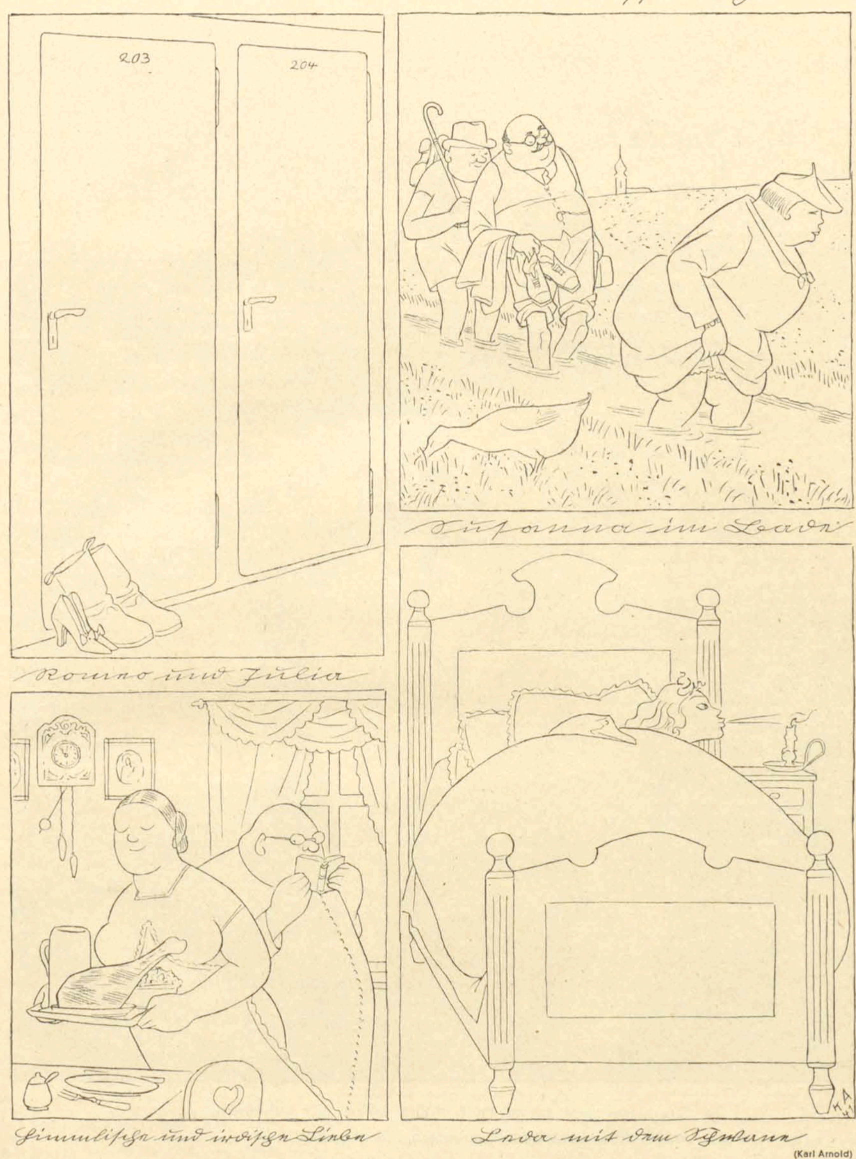
Martin hatte Geburtstag. Johannes und ich waren unterwegs, ihm ein Geschenk zu besorgen. „Schenken wir ihm doch ein paar Aschbecher", schlug ich vor.

„Gut, aber nicht aus Metall. Lieber aus gebranntem Ton", sagte Johannes.

„Warum denn das, Johannes?", forschte ich.

„Die sieht man sich nicht über", sagte Johannes.

„Wie kommst du denn darauf? Wieso denn das?", rief ich. — „Weil sie vorher kaputtgehen", sagte Johannes. J. Bieger



(Karl Arnold)

Vecchi motivi in nuova forma: 1) Giulietta e Romeo 2) Susanna al bagno 3) Amore celeste e terreno 4) Leda col cigno

Der Selbstmörder

(Wilhelm Schulz)



„ . . . und wenn ich ihn nicht erhöre, läßt er sich auf einem englischen Handelsschiff anheuern, hat er gesagt!"

Il suicida: ". . . ed egli mi disse che se io non gli presto ascolto, si farà arruolare in una nave mercantile inglese!„

EINSEITIGES ZWIEGESPRÄCH

VON STELLA ADORJAN

Ort der Handlung: Krankenzimmer in einem Sanatorium. In dem mit herrlichen Blumen geschmückten Raum liegt Irene mit der Miene einer Märtyrerin in ihren Kissen. Kurz zuvor hat man ihr die Mandeln herausgenommen. Der sie operierende Arzt war sich der Größe und Bedeutung dieses medizinischen Ereignisses wohl kaum bewußt. Eine Krankenschwester sitzt, in einem Buche lesend, in einem Sessel neben dem Bett. Peter, der Verehrer der leidenden Dame, erscheint mit einem Blumenstrauß.

Peter (tritt mit den Zehenspitzen an das Krankenbett heran, legt die Blumen hin und benimmt sich etwas läppisch): Na also... Gottlob ist alles gut abgegangen... ein paar Blumen für dich... Gut, daß wir es jetzt hinter uns haben. Nicht wahr, Temperatur hat sie doch keine?

Krankenschwester: Gott sei Dank fühlt sich unsere liebe kleine Patientin schon wieder recht wohl. Sie hat sich heldenhaft benommen! Wollen Sie nicht ablegen...

Peter (teilnahmsvoll zu Irene): Wie lange hat die Operation gedauert?

Irene (schließt leidend die Augen).

Krankenschwester: Heute dürfen wir noch nicht sprechen. Der Herr Professor hat es uns verboten.

Peter (erstaunt): Kann sie denn auch gar nicht reden?

Krankenschwester: Sie könnte schon. Aber es ist ihr wirklich strengstens verboten; es könnte schlimme Folgen haben. Bitte sie nach nichts zu fragen, sondern ihr nur zu erzählen. (Sie steht auf.) Wenn etwas gebraucht wird, bitte ich zu läuten. (Ab.)

Irene (bedeutet Peter Platz zu nehmen).

Peter (wirft sich in Rednerpositur): Danke, ich möchte mich jetzt nicht setzen. Bei allem Mitgefühl, das ich dir entgegenbringe, begrüße ich diesen heutigen Tag aus vollem Herzen! Niemals hätte ich gedacht, daß ich ihn einmal erleben würde. Ich kann einmal fünf Minuten lang zu dir sprechen, ohne erwarten zu müssen, daß du mich unterbrichst, ohne zu befürchten, daß du mir das Wort abschneidest. Liebste Irene, daß du heute nicht sprechen kannst, gäbe mir noch keine Gewähr für dein Schweigen: denn du kannst auch nicht Bridge spielen und spielst doch Bridge, du kannst auch nicht singen und singst doch dauernd. Für dein Schweigen bürgt mir einzig und allein das weise Verbot des höchst sympathischen Professors, der anscheinend verschiedene Drohmittel angewendet hat, um zu erreichen, daß du jetzt endlich einmal dein aus Operationsgründen ungeschminktes Mündchen nicht auftun wirst!

Irene (greift nach der Klingel).

Peter (schiebt die Glocke weiter fort): O nein, hier wird jetzt nicht geläutet, höchstens nach dem Monolog. Wir sind zu zweit auf eine unbewohnte Insel geraten, es gibt jetzt keine Hilfe, kein Entrinnen, bevor ich nicht mit brutaler Härte alles, aber auch alles gesagt habe, was sich seit Jahren in mir aufgespeichert hat. Liebe Irene: du bist im Grunde genommen eine gescheite Frau, ergib dich in dein Schicksal! Heute kannst du mir nicht ins Wort fallen, heute kannst du nicht den Hörer auflegen, heute wird einmal gelitten, mein Liebling! Ein Glück, daß man dir ein bißchen Morphium gegeben hat. Der Tag der ausgleichenden Gerechtigkeit ist gekommen! Das ist unser erstes selbständiges Konzert, das kein Mensch stören wird. Du wolltest vor kurzem nicht einmal Schlusnus zu Worte kommen lassen. Ich hatte mich so gefreut, ihn singen zu hören. Doch statt ihn hörte ich dich neben mir die Arie des Mephisto trällern. Ich ging mit dir ins Theater, ich wollte Shaws köstliche Dialoge hören: doch gerade bei der spannendsten Stelle begannst du mir etwas ins Ohr zu wispern. Richtig, du erzähltest, zu Marianne soll auch der Storch gekommen sein, aber es sei auch nicht alles glatt gegangen. Was da nicht alles glatt gegangen war, konnte ich nicht mehr verstehen, denn die Umsitzenden begannen heftig zu zischen. Wahrscheinlich galt das den Schauspielern, die deinen Vortrag störten. Irene! Du bist im Grunde genommen ein Engel, aber ein unerträgliches Geschöpf — ein unmöglicher Engel! — Irene (schüttelt empört den Kopf).

Peter: Hiermit schließe ich feierlich die Augen. Statt Zwischenbemerkungen machst du Zwischengebärden; aber im Augenblick bin ich auch darauf nicht neugierig. Irene! Mit verbundenen, geschlossenen Augen, wie die leibhaftig gewordene Justitia, stehe ich vor dir und zähle deine Fehler auf. Habe keine Angst, bis morgen früh kann ich ohnedies nicht hierbleiben. Jedenfalls aber muß ich die Zeit ausnützen, während die Krankenschwester nicht im Zimmer ist. Sag mir einmal: warum kommst du immer und überall zu spät? Warum muß ich mein halbes Leben auf dich wartend verbringen, Zeitung lesend, vor deinem Zimmer, vor deiner Haustür, verärgert und nervös? Warum habe ich noch nie im Kino die Wochenschau gesehen, die mich am meisten interessieren würde? Und warum kenne ich von keinem einzigen Theaterstück den Anfang? Warum kommen wir zu jeder Einladung zu spät (meist um eineinhalb Stunden), und warum muß immer ich — der Unschuldige! — die Vorwürfe der Hausfrau einstecken, weil ich doch nicht gut sagen kann, daß ich zwei von diesen eineinhalb Stunden auf dich warten mußte? Warum verbringe ich meine besten Jahre wartend unter verschiedenen Normaluhren, in Haustoren, bei Schneiderinnen und Hutmacherinnen und in den Foyers von Konzertsälen? Warum telefonierst du eine Stunde lang ohne Unterbrechung und warum sagst du dann, man rufe dich ununterbrochen an und du habest indessen mit sechs Leuten gesprochen? Warum behauptest du, ich wolle dich heiraten, du mich aber nicht! Und warum wartest du nicht, bis ich um deine Hand anhalte? Warum erzählst du, daß dich Erich auch heiraten will, und Fritz und Kurt, und überhaupt alle Männer, die ledigen, die geschiedenen, die verheirateten, die verwitweten? Warum sagst du jeder Freundin nach, sie sei alt geworden, und warum glaubst du, daß du als einzige auf Gottes weiter Welt nie altern wirst? Warum schielst du in mein Blatt beim Bridgespielen? Schließlich spielen wir um lächerlich geringe Beträge — verlang doch lieber die paar Groschen, die dir dein Mogeln eintragen kann. Warum behauptest du, daß du auch nicht weniger Stimme habest als die Toti dal Monte, daß du auch nicht minder gut Schach spielst wie Aljechin? Warum glaubst du, daß die Leute heute nicht die politischen Ereignisse, sondern deine Mandeloperation besprechen? Warum sagst du: „Die Männer schwärmen eben für dumme Frauen", wenn von Lilis Erfolgen die Rede ist... und warum findest du völlig reizlose Frauen bezaubernd schön? Und warum...

Krankenschwester (tritt ein): Nun, was macht unsere liebe Patientin? Hoffentlich hat sie sich recht gut unterhalten. — Peter: O davon bin ich überzeugt! Aber jetzt will ich nicht länger stören...

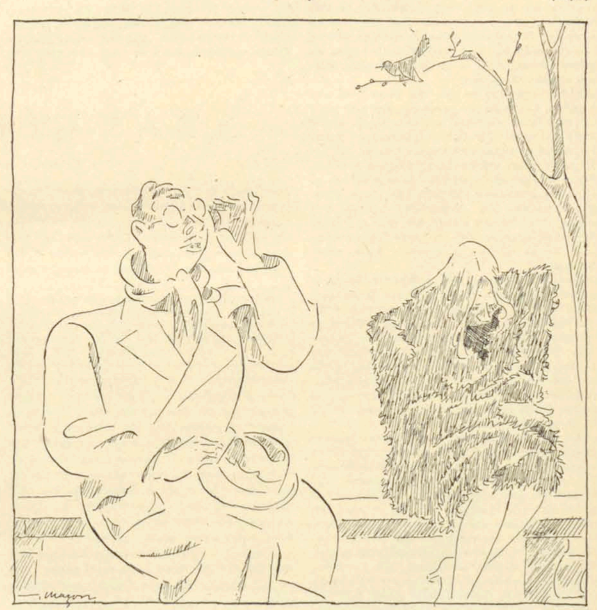
Krankenschwester: Bitte kommen Sie nur recht bald wieder. Morgen darf die Patientin schon wieder sprechen...

Peter: So?! Morgen habe ich leider keine Zeit. Da schau ich dann lieber heute nachmittag noch einmal vorbei... (Geht triumphierend ab.)

(Aus dem Ungarischen von H. B. Wagenseil)

Sein Versprechen

(Maçon)



„Weißt du, Klaus-Rüdiger, daß wir heiraten wollten, im Frühjahr, wenn die Amsel aufs neue singen würde?" — „Gott ja, Uta, aber es braucht doch nicht gleich bei der ersten Amsel, die singt, zu sein!"

La sua promessa: "Sai tu, Klaus-Rüdiger, che volevamo sposarci in primavera, quando il merlo ritorna a cantare?,, — "Eh sì, Dio mio, Uta! Ma non occorre poi farlo tosto col primo merlo che canta!,,

DIE WURST IM SCHNEE

VON BRUNO WOLFGANG

Miller war früher ein begeisterter Skiläufer gewesen. Nun aber standen die Bretter schon jahrelang unbenützt im Winkel. Er hatte keine Zeit und — um die Wahrheit zu sagen — auch kein Geld. An seinem vierzigsten Geburtstag packte ihn die Sehnsucht nach dem geliebten Sport und zugleich die Angst, es könnte schon zu spät sein. Er suchte also nach einem Skiparadies mit möglichst niedrigen Preisen für eine Woche. Etwas Proviant, vor allem die Eier der letzten Wochen, hatte er zusammengespart. Er hoffte also mit der kleinen Summe, die ihm zur Verfügung stand, durchhalten zu können.

Das Abteil im Zuge war voll besetzt. Und schon wenige Kilometer nach der Abfahrt begannen die meisten Insassen zu essen. Aus den Tiefen der Rucksäcke stiegen Aluminiumbüchsen, von denen manche die Größe einer mittleren Schreibtischlade hatten. Alle diese Leute hatten das Skiparadies bei sich. Sie hatten Butterbrote, Wurstsemmeln, Sardinen, sogar Schokolade und Äpfel. Ein hübsches Mädchen kredenzte Wein und aß auch selbst mit gutem Appetit. Sie hieß Rita und war die Herrscherin dieses Abteils, das die Genüsse eines Skiparadieses mit denen des Schlaraffenlandes verband. Hie und da sah sie aufmunternd zu Herrn Miller herüber, als wollte sie sagen: „Iß doch auch!" Er erwiderte den Blick mit Wärme, aber fast noch mehr fühlte er sich von den vielen guten Eßbarkeiten gefesselt. Der Eindruck war so stark, daß er beschloß, in der nächsten größeren Haltestelle eine Fleischmarke zu opfern. Er griff nach seiner Brieftasche, öffnete sie und erschrak: nach kurzem Suchen gab es keinen Zweifel mehr — er hatte alle seine Marken daheim vergessen.

Trotzdem entschloß er sich, die Reise nicht aufzugeben. Es reizte ihn geradezu, nun erst recht die materiellen Genüsse zu verachten. Er mußte eben mit seinem Proviant auskommen. Im Unterkunftshaus bezog er sein kleines Zimmer und beeilte sich sofort, auf die Ubungswiese zu kommen. Als er drunten durch die Gaststube ging, sah er seine Reisegenossen bei Tisch sitzen und essen. Rita hatte ein Glas dampfenden Tee vor sich und wärmte sich die Hände. Sie warf ihm heimlich einen Blick zu, der ihm mehr Wärme spendete, als es ein Tee je vermocht hätte, selbst mit Rum.

Draußen standen die lang entbehrten Berge in weißer, glitzernder Pracht. Auf der Wiese tummelte sich das fröhliche Volk der Skileute. Manche sausten wie Sternschnuppen, nur hie und da mit dem Gesäß wedelnd, blitzschnell zu Tal. Andere pendelten wie wandelnde Glocken den Abhang nieder, und hie und da tauchte mitten aus dem krabbelnden Schnee ein hilfloses Mädchengesicht. Vorsichtige Senioren rutschten in breiter Omnibusspur der Stelle entgegen, die sie für ihren Stern ausersehen hatten.

Miller begann das Training. Es dauerte immerhin einige Zeit, ehe der eingefrorene Stemmchristiania wieder auftaute. Doch bald war es wieder eine Lust wie in alter Zeit. Kraft durchströmte den Körper, das Herz schlug fröhlich und die Lungen füllten sich mit köstlicher Luft. Als er nach getaner Arbeit dem Hause zuglitt, stürzte gerade die Lawine der Sportgenossen ins Speisezimmer. Die Kellnerin schleppte dampfende Teller herbei, Messer und Gabeln klapperten, die Kinnladen klapperten erwartungsvoll. Miller wandte sich ab und stieg in sein kahles Zimmer hinauf. Dort verzehrte er ein Ei und ein Stückchen Brot. Der Magen knurrte unzufrieden. Er stieg die Treppe wieder hinab und sagte bei jeder Stufe nach der Methode Coué: „Ich bin satt, ich bin satt, ich bin satt." Aber es half nichts. Auf der Veranda lag Fräulein Rita wohlig in der Sonne hingestreckt wie eine Katze. Sie hatte gut gegessen, fühlte sich äußerst behaglich und blinzelte ihm aus dem linken Augenwinkel zu. Sie hatte es leicht.

Am nächsten Tage erwachte er mit einem deutlichen Hungergefühl. Er verzehrte seine ganze Tagesration schon während des Aufstiegs. Er mied die Spuren der ewig essenden Menschen und streifte durch den Wald, der ihm heute viel von seiner Schönheit eingebüßt zu haben schien. Das rechte Naturgefühl wollte nicht aufkommen, denn wie eine Vision verfolgte ihn der Gedanke an Selchfleisch mit Kraut, dessen Duft gestern abends durch alle Ritzen und Spalten des Hauses gezogen war. Er kehrte erst nach der Mittagstunde zurück, um sich neue Tantalusqualen zu ersparen. Er ging auf sein Zimmer, legte sich nieder und blätterte zerstreut in alten Jahrgängen alpiner Zeitschriften.

Aber er fand keine Ruhe. Fast gegen seinen Willen stand er plötzlich wieder draußen und stieg dem Waldrand zu. Die Sonne stand schon tief, blauschwarze Schatten schlichen die Hänge hinan. Hastig strebte er aufwärts, erfüllt von einer förmlichen Gier nach Höhenluft und Einsamkeit. Allmählich aber ward er sich dessen bewußt, daß ihn die Natur vollkommen gleichgültig ließ. Was ihn vorwärts trieb, war ein schnödes Verlangen nach eßbaren Dingen. Mit Schrecken bemerkte er, daß sich die Landschaft sonderbar verwandelt hatte. Die Berge waren bezuckerte Gugelhupfe, die weißen Schneeflächen lagen als riesige Lebensmittelkarten hingebreitet. An Stelle der beschneiten Baumstrünke standen abgeschnittene Würste mit Schlagobers. Er fuhr nicht mehr zwischen den hohen Buchenstämmen dahin, sondern durch einen Wald gigantischer bezugsscheinfreier Salami. Entsetzt wandte er die Skier talwärts. Da stand am Wege eine dürre Gestalt mit Amtskappe und sprach: „Ich bin die Einheitswurst. Sie haben mich zu grüßen!" In wahnsinniger Angst fuhr er sausend davon. Über ihm flogen unabsehbare Scharen von schwarzen Raben. Sie legten harte Eier in die Luft, die wie ein Steinregen auf ihn niederprasselten. Er stürmte weiter. Krachend fuhr er durch das Fenster in sein Zimmer, riß die Skier herunter, bestrich sie dicht mit Steigwachs, schnitt die Rasierseife in Scheiben darüber hin und verschlang die so belegten Bretter mit malmenden Wolfszähnen. Die Bindung geriet ihm in die Luftröhre. Er drohte zu ersticken ... er rang nach Atem ... er schrie auf ... er erwachte ... Er lag ausgestreckt auf seinem Bett. Ein dicker Zeitschriftenband ruhte wie ein Alp auf seiner Magengrube.

Es war zu viel. Wie ein Tiger sprang er in den Speiseraum und verschlang dort alles, was er erreichen konnte. Er hinterließ einen Zettel: „Marken folgen mit Luftpost." Dann stürzte er davon. Beim Zaun stand Fräulein Rita und lächelte ermunternd, während sie ihre weißen Zähne in einen roten Apfel versenkte. Er riß seine Blicke von dem Apfel los und eilte davon. Er haßte dieses Weib.

So war wieder einmal Adam durch Eva vermittels eines Apfels aus dem Paradies vertrieben worden. Herr Miller aber hatte einen schlagenden Beweis für die Richtigkeit des Satzes: Die Liebe geht durch den Magen.

DAS GEHEIMNIS

VON WILHELM HAMMOND-NORDEN

Unser Leben ist voller Geheimnisse. Rätsel begegnen uns auf allen unseren Pfaden, und die meisten vermögen wir nicht zu lösen. Das gilt im großen wie auch im ganz kleinen. Da fällt mir zum Beispiel soeben eine kleine Provinzzeitung in die Hand, und dort finde ich im Textteil diese Anzeige:

> Flottes, gut aussehendes junges Mädchen wünscht eleganten Herrn zwecks späterer Heirat kennen zu lernen. Angebote unter „Treu" bis zum 14. Mai an die Anzeigen-Filiale des Blattes.

Heiratsanzeigen sind ja nichts Seltenes. Auch flotte, gut aussehende junge Mädchen pflegen gelegentlich auf dem Umweg übers Inserat ins Ehebett zu purzeln. Daß die Kennmarke „Treu" gewählt wurde, mag den einen locken und den anderen schrecken. — Aber das alles interessiert mich nicht. Auch die Frage, wie es wohl um die Seele eines Menschen aussehen mag, der vom Lebenspartner nichts weiter verlangt, als daß er ein „eleganter Herr" sei, bedrückt mich nicht.

Aber, bitte: warum gerade bis zum 14. Mai? Bis zum 14. Mai — sind noch über hundert Tage Zeit. Was hat sich die Dame wohl dabei gedacht, als sie just diesen Tag zum Schluß- und Stichtag wählte?

Die Antwort: „Sie hat sich wohl gar nichts gedacht!" lasse ich nicht gelten. Damit macht man es sich zu leicht. Sicher hat sie sich etwas gedacht. Aber: was? — Ich habe es mir nun einmal in den Kopf gesetzt, das herauszubekommen.

Hat sie am 14. Mai Geburtstag? Hat sie ein Gelübde getan, daß sie am 15. Mai in ein Kloster gehen will, wenn bis zum Vorabend dieses Tages niemand die Freundseligkeiten gegen sie eröffnete? Hat ihr eine Wahrsagerin aus den Karten oder aus dem Kaffeersatz-Satz gelesen, daß der 14. Mai ihr Glückstag sei?

Ich blicke auf den Kalender. Der 14. Mai ist in diesem Jahre ein Mittwoch, ein ganz gewöhnlicher Mittwoch, wie es deren über fünfzig Stück in jedem Jahr gibt. — Mich aber packt allmählich der Jagdeifer. Das Geheimnis wird zum Wild, dessen Spur ich zu verfolgen trachte. Aber das Wild ist geschickter als ich.

Wieder einmal stellt sich heraus, daß das Denken allein nichts nützt. Ich muß schon zur Tat übergehen. Ich muß unter „Treu" an die Filiale des Blattes schreiben, ich muß mich um die flotte, gut aussehende Dame bewerben. Wer sein Wissen vermehren will, muß Opfer bringen können, das wird mir jeder Forscher bestätigen. Ich bin zwar kein ausgesprochen eleganter Herr, aber ein beherzter Schnitt in meine Kleiderkarte könnte dem vielleicht abhelfen. Das heißt, nein, das geht auch nicht, bewerben kann ich mich nicht, was soll meine Frau davon denken?

Da sehen Sie es: ein ganz simples Geheimnis, ein Wald- und Wiesengeheimnis sozusagen, aber man kommt nicht drauf. Das Rätsel bleibt ungelöst, es wird als Geheimnis ins Unterbewußtsein entschweben. Oder ist vielleicht einer der Leser so nett, das flotte Mädchen, Kennwort Treu, zu ehelichen. Damit ich vielleicht doch noch hinter das Geheimnis des 14. Mai komme!

Größenwahn

(O. Gulbransson)

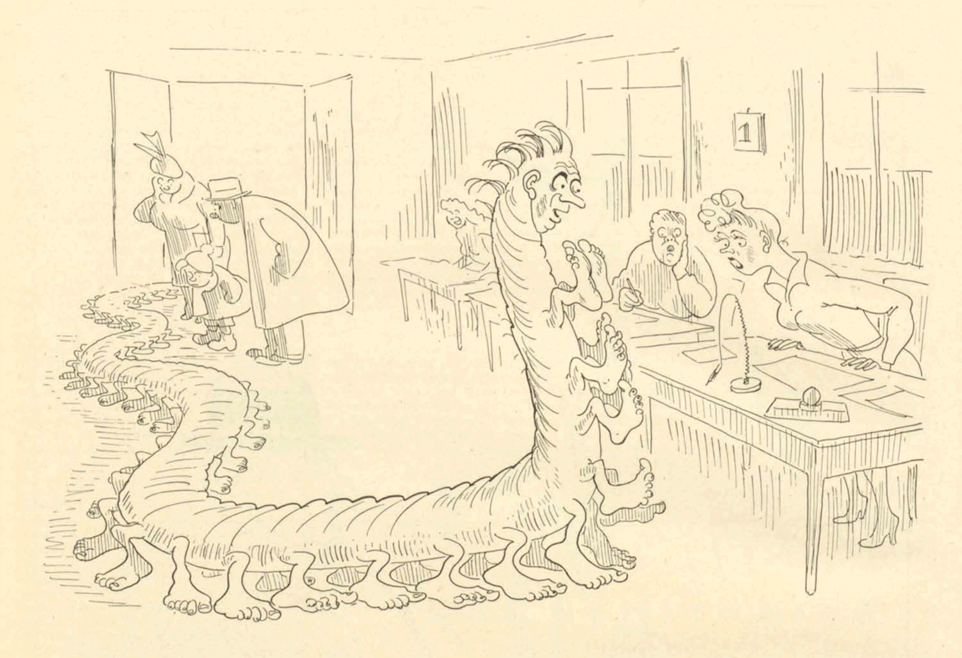


„Aber Mister Löwenstein, warum tragen Sie keinen Stahlhelm?" — „Ja, glauben Sie denn, ich riskiere, daß mich die Deutschen von oben für ein militärisches Ziel halten!"

Megalomania: "Ma perchè, Mister Löwenstein, non portate un elmo d' acciaio?„ — "Ah . . . pensate Voi ch' io arrischi che i Tedeschi mi prendano dall' alto per un bersaglio militare?!„

Der Tausendfüßler auf dem Bezugsscheinamt

(Fr. Bilek)



La scolopendra davanti all' Ufficio "Tessere„

Ist sie wirklich so leichtsinnig?

Von Hans Karl Breslauer

„Klaus, woher kommst du in so rosiger Stimmung?" Klaus hemmte den Schritt und reichte dem Freund die Hand. „Aus der Leihbibliothek —"

„Und kann man in dieser Leihbibliothek auch auf gute Laune abonnieren?"

„Lieber Gerhard, wenn man das Glück hat, einen Engel kennenzulernen, dann kommt die gute Laune von selbst. Denk nur, ich sitze da vorhin in der Straßenbahn einer entzückenden Blonden gegenüber, die, in die letzten Seiten eines Buches vertieft, nichts zu sehen und zu hören schien. Na, sagte ich mir, wenn eine Frau so tut, als existiere man nicht für sie, dann kann man getrost auf das Gegenteil schwören... Ja, alter Junge, ich weiß, wie man Eroberungen macht! Als ich ausstieg, verließ sie ebenfalls die Straßenbahn, und kaum war ich in der Leihbibliothek, war sie auch schon dort!"

„Du meinst, kaum war sie dort, warst du auch dort!"

„Ich hielt es nicht für notwendig, ihr nachzugehen, weil ich wußte, daß sie mir folgen würde!"

„Bescheiden bist du nicht!"

„Ich kenne die Frauen! Übrigens habe ich auf dem Buch, in dem sie las, die Anschrift meiner Leihbibliothek gesehen."

„Ach so", lachte Gerhard, „das ist etwas anderes."

„Ich wartete, bis sie gewählt hatte, dann bat ich das Fräulein, das uns bediente, mir das Buch zu geben, das die entzückende Frau zurückgebracht hatte — und da konnte sie sich nicht länger zurückhalten und schenkte mir den ersten Blick... Du, Gerhard, Augen hat sie — Augen!" Klaus versank in verzückte Erinnerung und Gerhard fragte neugierig: „Und weiter?"

„Genügt das nicht?"

„Du sagtest doch vorhin, daß du eine Eroberung gemacht hast. Ich sehe nichts davon!"

„Muß man denn alles gleich sehen?" erwiderte Klaus, den Freund überlegen auf die Schulter klopfend, „der Anfang ist die Hauptsache, alles Weitere ist eine Kleinigkeit. Heute nachmittag kommt sie zu mir!"

„Zu —", Gerhard blieb das Wort in der Kehle stecken, „— zu dir in die Wohnung? Aber das ist ja unmöglich! So leichtsinnig ist keine Frau, daß sie auf einen ersten Blick in der Leihbibliothek —"

„Sie kommt, verlaß dich auf mich! Und weißt du, weshalb sie kommen muß, weil ihr Leichtsinn sie dazu zwingt, sich ihre Fleischkarte bei mir abzuholen!"

„Was?" Gerhard zweifelte an dem Verstand des Freundes und wiederholte: „Was?"

„Jawohl! Sie hat nämlich ihre Fleischkarte, die sie als Lesezeichen benützte, in dem Buch vergessen, das hab ich in der Straßenbahn bemerkt und deshalb das Buch sofort entlehnt! Verstehst

Der Abschied / Von Harry Frommelt

Und morgen zieht auch er ins Feld hinaus,
mit dem ich eine Jugend zugebracht.
Es tauchen viele Schatten aus der Nacht
und geistern lautlos durch das alte Haus.

Wie er so still, so mannhaft Abschied nimmt,
das soll ihm ewig unvergessen sein.
Er blickt gelassen in den roten Wein.
Die Lampe dämmert. Die Zigarre glimmt.

Es sinkt ein Blatt vom Baume und verweht.
Im Stundenglase rinnt ein Körnlein Sand.
Kein Lebewohl! Wir stehen Hand in Hand.
Er grüßt und geht.

du mich jetzt? Die Fleischkarte wird ihr abgehen, sie wird sich erinnern, wird in die Bibliothek zurückeilen, meine Adresse verlangen — und die Sache ist geleimt!" Klaus warf sich in die Brust: „Mein Lieber, eine Fleischkarte holt man sich auch vom Mond, wenn man sie dort vergessen hat —"

„Das allerdings —" sagte Gerhard, und Klaus sah nach der Uhr.

„Aber jetzt muß ich schauen, daß ich zu Hause bin, wenn sie kommt. Auf Wiedersehen, Gerhard, und nimm dir ein Beispiel an mir — immer die Augen offenhalten, dann kommt man zu was!"

Am nächsten Nachmittag trafen sich die Freunde wieder. „Gerhard", sagte Klaus, „weißt du zufällig eine Wohnung für mich?"

„Du hast doch eine", erwiderte Gerhard erstaunt.

„Gehabt... Meine Hauswirtin hat mir gekündigt!"

„Und weshalb so plötzlich? Du warst doch sozusagen der Hahn im Korb!" Gerhard sah den Freund forschend an. „Du, sag einmal, ist vielleicht aus der Fleischkarte ein Kündigungsgrund geworden?"

„Jawohl... Als ich sie darauf aufmerksam machte, daß mich eine Dame besuchen würde, erklärte sie mir etwas entschieden, daß sie Damenbesuche unter keinen Umständen dulde, daß sie dazu da sei, die Wünsche ihrer Mieter zu erfüllen — dann kam es zum Krach — und darauf zur Kündigung."

„Ach so, deshalb also", sagte Gerhard schmunzelnd. „Wegen der Schönen aus der Leihbibliothek... Na — und ist die Kündigung dafürgestanden? Hat sie sich die Fleischkarte geholt?"

„Dafürgestanden!... Geholt!... Dumme Frage!... Natürlich!" brummte Klaus. „Oder würdest du auf eine Fleischkarte verzichten?... Nur hat sie ihren Mann darum geschickt!"

LIEBER SIMPLICISSIMUS


(O. Nückel)

Gestern war ich bei einem Begräbnis. Nicht als Leidtragender, sondern nur deshalb, weil es der Anstand erforderte. Den Kranz der Witwe des Verstorbenen schmückte eine prächtige Seidenschleife mit den wenigen Worten: Meinem unvergeßlichen Gatten. Ich stand ziemlich im Hintergrund, dort wo die Herren Träger geduldig auf ihr Trinkgeld warteten, und als alles vorbei war und die Trauergäste sich nach allen Richtungen zerstreuten, wandte sich die Witwe an einen der Träger:

„Geh'n S', möchten S' mir an G'fallen tuan?"

„Aber i bitt' schön!" sagte der in Anbetracht des reichlichen Trinkgeldes diensteifrig gewordene Träger, „was wünschen S' denn, gnä Frau?"

„Alsdann, dann san S' so guat", die Witwe zeigte auf die unweit liegenden Kränze, „— des dort is mei Kranz... ja — der... Geh'n S', nehmen S' de Schleifen herunter und bringen S' mir's her. Um de schöne Seidenschleifen wär ja ewig schad — de kann ich's nächstemal wieder brauchen!" H. K. B.

Der Bauführer in unserem Lager war ein netter Kerl, aber er schrieb schrecklich gern. Nicht nur Briefe, auch die Wochenberichte an seine vorgesetzte Behörde waren ellenlang und wurden schließlich beanstandet: er solle seine Angaben in Zukunft gefälligst ganz knapp und sachlich, möglichst statistisch fassen.

Nun gab es in unserem sonst ganz männlichen Lager außer der Sekretärin des Bauführers noch eine Köchin, die ebenso knusprig wie ledig war. Eines Tages ließ es sich aber gar nicht mehr recht vermeiden, daß der Zimmerer Hansjohann, dem ihr Herz gehörte, sie heiratete.

Der Bauführer hätte über dieses ergiebige Thema gern seitenlang nach oben berichtet, aber er entsann sich des jüngsten Donnerwetters. Schließlich kam er zu folgender, wirklich ganz knapper und statistischer Lösung: ... ferner heirateten in der Berichtswoche im Lager 2,7 Prozent der Männer 50 Prozent der Frauen...

Es war noch geraume Zeit vor dem Weltkrieg. Für das Offizierkorps unseres Bataillons war in einem großen Haus ein sehr hübsches Kasino neu eingerichtet. Das sollte nun durch einen Ball feierlich eingeweiht werden.

„Müller", sagte Leutnant X., der Kasino-Offizier, tags zuvor zu der Oberordonnanz, „sorgen Sie mir dafür, daß die Damengarderobe gut in Ordnung ist. Vergessen Sie auch die Nachtgeschirre nicht. Es kommen im ganzen sechzehn Damen."

Als Leutnant X. eine Stunde vor Beginn des Balles alle Räume nochmals revidierte, standen in der Damengarderobe — militärisch ausgerichtet, die Henkel nach vorn — sechzehn Nachtgeschirre.

DER BERGJÄGER

VON ANTON SCHNACK

Eine kühne Bergballade:
Wildererbedroht, heimtückisch, rußgeschwärzt,
Wo er Sieger bleibt auf schmalem Latschenpfade.
Steinschlag regenmürber Grate
Hat verrucht gepfiffen, hat den Mann verletzt.

Wetterfester Hut mit schwarzer Spielhahnfeder,
Auf der Frühjahrsbalz im Lärchenwald erlegt.
Ein Gesicht aus braungegerbtem Leder,
In der Steilwand (siebenhundert mauerglatte Meter)
Hat die Schneesturmwut es messerscharf umfegt.

Die Ballade sah den Mann nie feige,
Niemals mutlos, nie beim Pirschgang müd,
Sicher kletternd im Geröll der steilen Steige,
Kennend jeden Vogelruf im Baumgezweige,
Wissend, wo das Edelweiß, das scheue, blüht.

In der Mannsballade donnern Föhnlawinen,
Duftet Bauernschnaps, der rauh die Kehle beißt.
In der Mannsballade lächeln Mädchenmienen,
Deretwegen er, beim Watschentanz erschienen,
Freche Nebenbuhler untern Wirtstisch schmeißt.

Hirsch und Gams in der Ballade stürzen:
Unfehlbar, genau die Treffermeisterschaft.
Und die Dirndln in den bunten Schürzen,
Wie weiß er mit Küssen ihren Sonntag zu verkürzen,
Und sie glühen süß im Feuer seiner Kraft.

Abgebaut soll werden

Von Soya

Das Stimmungsbarometer im Direktionsgebäude der Zahncremefabrik „Schneewittchen" auf Aktien zeigte Sturm, und mit finsteren Mienen saßen sich die beiden Direktoren, die Herren Borg und Bang, gegenüber.

„Zum Kuckuck!" begehrte Borg auf. „Die Einnahmen sind in der letzten Zeit um 8 Prozent gesunken, die Unkosten dagegen um 12 Prozent gestiegen. Mit anderen Worten: Wir sind pleite, wenn das so weitergeht. Wir müssen rationalisieren, das heißt, es muß eine Reduzierung des Personalbestandes vorgenommen werden."

„Ganz meine Meinung", nickte Bang, und Borg fuhr fort: „Ich machte heute morgen einen Rundgang durch die Fabrik, und ich muß sagen, daß ich nicht einen Arbeiter — oder Arbeiterin — entdecken konnte, der mir entbehrlich zu sein schien."

„Ganz meine Meinung", nickte Bang hierzu beifällig und setzte hinzu: „Ja, dann wären also unsere Kontordamen diejenigen ..."

„Nee", widersprach hier Borg seinem Sozius heftig. „Was die Frauen anbelangt, so sind sie in unserer Administration immer noch die Tüchtigsten. Doch was ich sagen will: Eigentlich sind wir hier zuviel männliche Wesen; für sechs Männer gibt es in unserem kleinen Büro nicht genug Arbeit. Und da dachte ich, daß Sie ..."

Bang zog ein langes Gesicht: „Wollen Sie damit sagen, daß ich aus der Firma abgeschoben werden soll?" Er entrüstete sich: „Ich, der ich die Firma dank meiner genialen Reklameideen erst zu dem gemacht habe, was sie jetzt ist! Was waren Sie damals schon, Herr Borg? Ein Mann mit kleinen Ersparnissen und vielen Kindern, denen Sie nun, nachdem sie herangewachsen sind, ein Aktienpaket nach dem anderen zugeschanzt haben, bloß um die Aktienmehrheit über mich zu gewinnen. Ein wahrlich ehrenwerter Handel!"

„Nun, nun, lieber Kollege, lassen Sie mich doch gefälligst erst einmal ausreden", besänftigte ihn Borg. „Ich beabsichtige ja gar nicht, Sie aus dem Geschäft hinauszudrängen. Vielmehr meine ich, daß Sie die Arbeit unseres Generalvertreters, des Herrn Liebling, übernehmen sollen. Sie können sich auf diese Weise noch viel nützlicher als bisher machen."

Bang überlegte eine Weile — das Reisen schien ihm eine leichtere und angenehmere Tätigkeit als die monotone Kontorarbeit zu sein — und so sagte er: „Nun gut, zum Wohle unseres Unternehmens bin ich bereit, das Opfer auf mich zu nehmen. Selbstverständlich setze ich voraus, daß ich für meine Verkaufstätigkeit auch eine angemessene Provision erhalte."

Eine halbe Stunde später betrat Herr Liebling, bisheriger Generalvertreter der Firma, das Privatbüro des Direktors Bang. „Herr Direktor, Sie haben mich rufen lassen!"

„Tja", eröffnete Bang mit einem tiefen Seufzer die Unterhaltung. „Lieber Herr Liebling, die schlechte Geschäftslage zwingt uns zu gewissen Einsparungen. Mit Herrn Direktor Borg bin ich daher übereingekommen, daß ich von nun an Ihren Posten übernehmen und die Generalhandelsvertretung unserer Firma selbst besorgen werde."

„Gern, das steht Ihnen völlig frei", entgegnete Liebling mit seinem gewinnenden Zahnpastenlächeln. „Doch ich darf wohl die Herren auf meinen Jahresvertrag aufmerksam machen. Übrigens habe ich da kürzlich ein Angebot bekommen, den Verkauf der neugegründeten Zahnpastenfabrik Novadenta zu organisieren."

Hierauf lenkte Bang augenblicklich ein: „Hm, ja, so war es ja gar nicht gemeint. An Kündigung oder Entlassung haben wir überhaupt nicht gedacht. Es soll ja nur eine kleine Umorganisation unseres Bürobetriebes vorgenommen werden. Und da Sie uns als der geeignetste Mann erscheinen, sollen Sie von morgen ab die Arbeit des Prokuristen übernehmen. Herr Zigarius ist zwar ein äußerst tüchtiger Mann, aber es soll abgebaut werden, und da muß eben einer das Opfer bringen."

Liebling zögerte nicht lange — er war des ständigen Reisens schon längst überdrüssig und sehnte sich nach einer ruhigeren Position — und sagte: „Allright, ich bin einverstanden — jedoch unter der Bedingung, daß Sie mich als Kontorchef und mit einem Gehalt engagieren, das der höchsten Jahresprovision entspricht, die ich bezogen habe."

„Hm, ja", druckste Bang unentschlossen.

„Ganz wie Sie wollen, dann gehe ich eben zur Konkurrenz über."

„Nun denn — in Gottes Namen — ja."

Als nächsten ließ Bang den Prokuristen Zigarius zu sich rufen. Er hielt ihm Vortrag über die schwierige Geschäftslage (die Zigarius im übrigen viel besser kannte als er) und eröffnete auch ihm, daß man gewisse personelle Umplacierungen werde vornehmen müssen.

Zigarius ließ den Chef ruhig ausreden, dann sagte er: „Ist ja alles schön und gut, Herr Bang. Aber von einer Ersparnis kann dabei kaum die Rede sein. Ich bin bekanntlich der einzige im Hause, der das komplizierte System unserer Buchhaltung völlig überschauen kann. Wenn Sie mich entlassen, werden Sie gezwungen sein, einen Buchhaltungsspezialisten anzustellen, und das kostet ..."

„Lieber, bester Herr Zigarius", unterbrach ihn hier Bang enthusiastisch. „Wir wollen Sie nicht entlassen, sondern es soll lediglich der Posten eines Prokuristen eingezogen werden. Verstehen Sie mich recht. Und so muß eben der Buchhalter, der Herr Tänzler, so befähigt er auch ist, daran glauben. Was ich Sie darum fragen wollte: Wären Sie bereit, neben der bisherigen Leitung der Buchhaltung Herrn Tänzlers Arbeit zu übernehmen, wenn Herr Liebling Sie auf eine andere Weise entlasten würde?"

Zigarius überlegte, dann meinte er: „Ja, der Firma wegen würde ich es tun. Rang und Würde haben mich nie gekümmert, doch das Gehalt muß das gleiche bleiben."

Freundschaftlich klopfte Bang dem verdienten Mitarbeiter auf die Schulter und erklärte: „Sie dürfen unbesorgt sein. In dieser Hinsicht bleibt alles beim alten."

„Selbstverständlich, Herr Direktor, steht es völlig in Ihrem Ermessen, mich zu kündigen", sagte Tänzler, der Buchhalter der Firma, als er in das Privatkontor seines Chefs zitiert wurde. „Aber wissen Sie auch, daß ich neben der Buchhaltung gleichzeitig den fremdsprachlichen Schriftwechsel erledige, und daß ich der einzige im Hause bin, der dazu imstande ist? Wenn ich gehe, werden Sie gezwungen sein, extra einen Mann anzustellen, der Ihnen die Fremdsprachenkorrespondenz führt. Ob sich das wirklich billiger stellt?"

„Verehrter Herr Tänzler", schaltete hier Bang vermittelnd ein. „Es ist ja gar nicht unsere Absicht, Sie zu entlassen. Vielmehr sollen Sie nur auf Grund einer kleinen Umorganisation unseres Kontorpersonals jetzt die Arbeit des Herrn Tennis übernehmen. Herr Tennis ist der jüngste Angestellte, ihn können wir am ehesten entbehren."

Tänzler überlegte. „Hm, ja", entschied er sich schließlich, „wenn der Firma damit gedient ist, warum nicht. Aber es bleibt doch bei meinen bisherigen Gehaltsbezügen?"

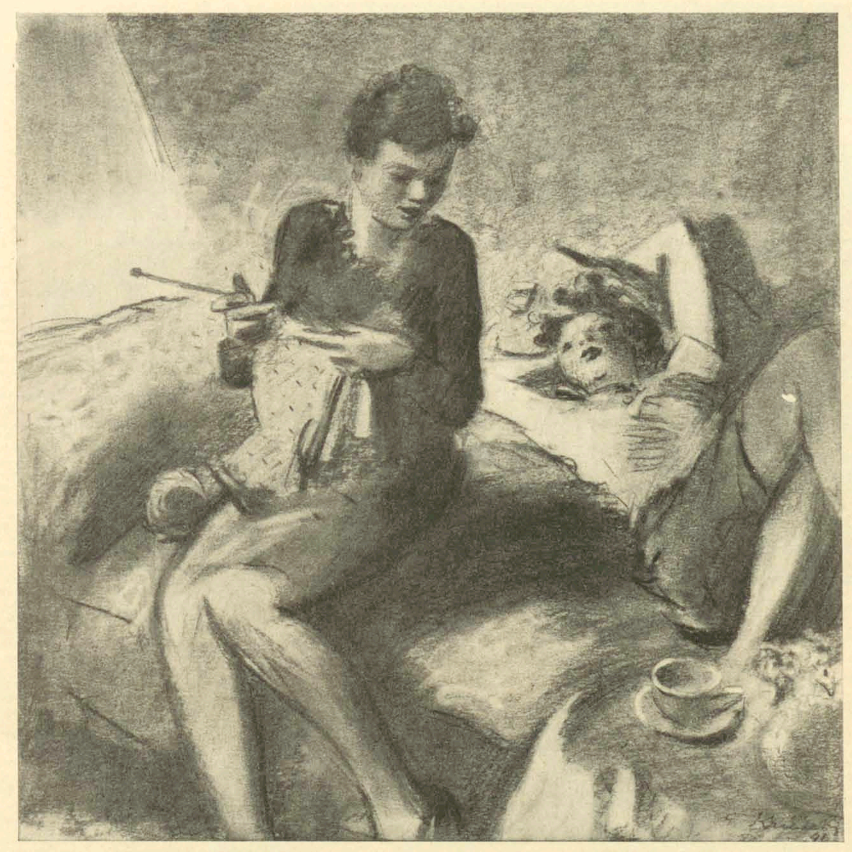
„Selbstverständlich, selbstverständlich", beeilte Bang sich zu versichern.

Auch der junge Herr Tennis ließ sich nicht einschüchtern, als er vor seinen Chef hintrat, und dreist und herausfordernd bemerkte er: „Nun gut, Sie können mich gern entlassen. Doch wollen Sie bitte nicht vergessen, daß Sie mich damals auf die Empfehlung meines Onkels, des Herrn Bankdirektors Nobel, anstellten. Und wenn ich nun zu ihm gehe und ihm erzähle, daß Sie mir gekündigt haben, dürfte mein Onkel böse, sehr böse darüber werden."

In Anbetracht der unangenehmen Folgen, die der Zorn des Onkels, des Herrn Bankdirektors, auf den Bankkredit der Firma haben könnte, gab Bang auch diesmal klein bei, und wohlwollend sagte er: „Junger Mann, wir mißverstehen uns offenbar. Sie sollen gar nicht entlassen werden, sondern Ludwig, unser Botenjunge, wird gehen müssen. Was ich Ihnen nur sagen wollte, war, daß Sie nun seine Arbeit machen müssen. Freilich ist es für einen jungen Mann von neunzehn, zwanzig Jahren eine wenig ersprießliche Tätigkeit, Briefmarken zu kleben und Pakete zur Post schaffen zu müssen. Aber daran sind nun einmal die schlechten Zeiten schuld. Im übrigen: Arbeit

Erkenntnis

(R. Kriesch)



„Glaubst du eigentlich, daß es wahre Kameradschaft unter Frauen gibt, Erika?"
„Solange sie nicht in den gleichen Mann verliebt sind, bestimmt, Susi!"

Riconoscimento: "Erica, credi tu realmente che fra donne vi sia un vero cameratismo?„
"Sì, certamente, Susi, fintantochè però esse non sieno innamorate nello stesso uomo!„

schändet nicht. Trösten Sie sich, ich selbst tat bis zu meinem 27. Lebensjahr nichts anderes."
Ludwig trat, als er gerufen wurde, die Hände in die Taschen vergraben, ein, zog aber dann die Rechte heraus, denn ein Direktor ist nun einmal ein Direktor.
„Hören Sie, Ludwig, wir sind gezwungen, gewisse Personaleinschränkungen vorzunehmen, und da werden wir Sie zum nächsten Ersten leider entlassen müssen."
Zu des Direktors großer Verwunderung schien der Junge keineswegs traurig darüber zu sein. Jedenfalls rief er triumphierend aus:
„Au fein, pikfein! Ich wollte sowieso kündigen. Ein Freund von mir hat Stellung bei einem Weinhändler gekriegt, wo er allein an Trinkgeldern mehr verdient als ich an Lohn bekomme in Ihrem Kramladen."
Vierzehn Tage später kehrte Direktor Bang von seiner ersten Geschäftsreise zurück. Der Erfolg schien ein nicht allzu glänzender gewesen zu sein, und er beeilte sich, seinem Sozius zuvorzukommen, indem er fragte: „Na, wie geht's?"
„Danke gut", erwiderte Direktor Borg. „Will sagen, eigentlich habe ich die Arbeit hier im Büro ein wenig unterschätzt. Gewiß, für zwei Direktoren ist zu wenig Arbeit da; aber für einen allein ist es wieder zuviel. Um ein Beispiel zu nennen: diese entsetzlich vielen Telefonanrufe am Tage. Man kann doch nicht gleichzeitig das Telefon bedienen und Verhandlungen führen und daneben auch noch die Post diktieren."
„Um Himmelswillen, Sie haben doch nicht einen neuen Mann engagiert", brach hier Bang entgeistert aus. „Denn dann wären unsere ganzen Sparmaßnahmen eine reine Schildbürgerhistorie gewesen."
„Nein, nein, lieber Kollege, seien Sie unbesorgt", erwiderte Direktor Borg daraufhin. „Ich habe lediglich wieder einen kleinen Büroboten eingestellt, der das Telefon zu bedienen hat." Und auf Bang anspielend, fügte er ironisch hinzu: „Und ich muß sagen, so geht es ausgezeichnet; der Junge macht seine Sache wirklich gut."
(Aus dem Dänischen von Werner Rietig)

Spirituelle Überraschung

(L. v. Horváth)



„Nein, wer hätte das gedacht, daß Franz und Emil sich je wieder versöhnen würden!"

Sorpresa spettrale: "Ah ... chi mai avrebbe pensato che Francesco ed Emilio si sarebbero un giorno riconciliati!„

SPUKHAUS ZU KAUFEN GESUCHT

VON EMERICH ROBOZ

Dreißig lange Jahre hatte Julius Schelenz treu und brav hinter dem Kassenschalter der Holzfirma Lange gesessen, hatte riesige Kontobücher gewälzt und sorgfältig jeden Pfennig gebucht. Dreißig lange Jahre — und nun war er frei, niemand hatte ihm mehr etwas zu sagen, er konnte tun und lassen, was er wollte.

Gewichtig ausschreitend, trug Julius Schelenz seinen gewaltigen Bauch spazieren. Der Kneifer saß ein wenig vorne auf der fleischigen Nase, die blaßblauen kurzsichtigen Augen schielten darüber hinweg. Asthmatisch kam der Atem aus der Brust, prustend blies er den Seehundschnurrbart hoch und ließ ihn etwas flattern.

Herr Schelenz ging verloren durch seine Tage. Etwas fehlte ihm. Man kann nicht so viele Jahre nach der Uhr aufstehen, nach der Uhr essen und nach der Uhr arbeiten, um dann plötzlich nichts als Zeit zu haben. Herr Schelenz seufzte. Wenn wenigstens Helene noch gelebt hätte. Helene, die Gattin mit dem sanften Namen und dem so gar nicht sanften Wesen. Wie hatte er sich immer geärgert, wenn seine dürre Frau wie ein Wirbelwind durch die Wohnung gejagt war, hier eine Tür zuknallend und dort ein Fenster. Ständig war Leben und Lärm um ihn gewesen und nun war es plötzlich so still geworden! Es mußte etwas geschehen! Zu lange schon hockte er hier in Klagenfurt herum, spielte abends seine Partie Tarock und debattierte mit Leuten, die tagsüber richtig beschäftigt waren und ihn, den Pensionisten, nicht mehr für voll nahmen. Julius Schelenz wollte endlich wissen, wo er seinen Lebensabend verbringen würde. Er verlangte nicht viel: ein kleines Häuschen, irgendwo, wo es auch ein Fischwasser gab und wo er seine bescheidenen Renten verzehren konnte. Seit Wochen suchte ein Realitätenvermittler ein Heim für ihn. Nun, wenn er heute auch noch nichts gefunden hatte, wollte Schelenz die Sache selbst in die Hand nehmen. Entschlossen suchte er Herrn Steinborn, den Vermittler, auf. „Noch immer nichts?" begrüßte er ihn streitlustig.

„Doch, Herr Schelenz. Ich habe da ein Häuschen an der Hand, das allen Ihren Ansprüchen genügen würde. Es ist billig, spottbillig; fischen können Sie nach Belieben in einem Flüßchen oder im See, und wenn Sie Gesellschaft haben wollen, sind Sie in einer halben Stunde in Villach, wo Sie alles finden, was Sie wünschen. Velden ist ein hübscher Fleck Erde, das wissen Sie ja, aber —"

„Was aber?" „Sind Sie abergläubisch?"

„Lachhaft!"

„Dann ist es gut. In dem Häuschen spukt es nämlich, deshalb ist es auch so billig. Wenn Sie sich allerdings vor Geistern fürchten, dann —"

„Herr!" unterbrach ihn Schelenz mit dröhnendem Lachen. „Herr! Ich war mehr als zwanzig Jahre verheiratet, also fürchte ich mich weder vor dem Teufel, noch vor Geistern."

Zwei Tage später traf der dicke Julius Schelenz in Velden ein und fand alles herrlich. Das Häuschen war klein, es hatte im Erdgeschoß neben der winzigen Küche nur ein einziges großes Wohnzimmer und im Oberstock ein schmales Schlafzimmer, dessen Fenster direkt auf den See sah. Die kleine Villa lag vor dem Wind behütet im Schutze eines großen Felsens, der sie beträchtlich überragte. „Hier wird es sich leben lassen", seufzte Schelenz erfreut und legte sich zur wohlverdienten Ruhe.

Er war eben im Begriffe einzuschlummern, als im Hause krachend eine Tür zuschlug. „Laß das, Helene", sagte er schlaftrunken, aber gleich fiel ihm ein, daß die gute Helene längst im Erbbegräbnis der Schelenz den ewigen Schlaf schlief. Er war hell wach und setzte sich auf. „Klick, Klack", knallte ein Fensterflügel zu und dann knarrte herausfordernd eine Rolljalousie, die sich nur ungern herunterziehen ließ.

Schelenz stand auf, machte Licht und durchsuchte das Haus. Türen und Fenster waren alle richtig zu, von keinem Rouleau ausgesperrt lachte der Mond Kärntens in die Zimmer. Kopfschüttelnd legte er sich wieder hin. „Sollten doch die Geister?..." murmelte er. „Ach Unsinn!" Und er schlief ruhig bis zum Morgen.

Es gab keine Nacht mehr, in der es im Hause Schenzel nicht gespukt hätte. Ja, die Geister meldeten sich auch pünktlich jeden Samstag nachmittags gegen alle Vorschriften der Schauerromane. Regelmäßig um elf Uhr abends begann der Spuk, dauerte eine halbe Stunde und schwieg dann bis sieben Uhr früh. Dann klirrten die Fenster, knallte die Tür. Manchmal schlürfte es seufzend durch das Haus, dann wieder trabten schwere Schritte über die Treppe.

Julius Schelenz fühlte sich äußerst wohl. Das waren die vertrauten Geräusche, mit denen seine verstorbene Frau ihn sein ganzes Leben umgeben hatte. Schelenz nannte den Geist beim Namen seiner Gattin, und wenn der Spuk einmal nicht Punkt elf Uhr begann, dann fragte er vorwurfsvoll aus dem Bett heraus: „Nun, Helene? So faul heute? Los, los und keine Müdigkeit vorgeschützt!" Meist krachte als Antwort auf diese Herausforderung mit lautem Knall die Tür zu und Julius war äußerst befriedigt über seinen gehorsamen Spuk. Zwei Jahre lebte Julius Schelenz glücklich und zufrieden in der Gesellschaft seines Spukgeistes, der ihm das beruhigende Gefühl gab, nicht allein zu sein. Und dann plötzlich war es aus, wie abgeschnitten. Der freundliche Geist hatte ihn verlassen und er war sehr einsam. Bald liebevoll, bald zänkisch wütend forderte er den Spuk auf, die gewohnte Pflicht zu tun. Nichts wollte helfen, kein gutes Wort, keine häßliche Beschimpfung. Schelenz hatte die ganze Freude an seinem nun so stillen Häuschen verloren, immer öfter wanderte er nach Villach, um seinen Groll gegen den unverlässigen, ungetreuen Spukgeist im Wein zu ersäufen. Wem immer er von seinem Kummer sprach, der lachte ihn aus.

Bis er auf den jungen Bachner traf. Dem tat der gute Alte leid und er klärte ihn auf, daß am Ausbleiben seines geliebten Spuks wohl der Bau der neuen Brauerei in Velden schuld war.

„Sie glauben, daß mein Geist lieber in der Brauerei herumspukt?" fragte Schelenz traurig.

„Das wird wohl so sein", lachte Bachner. „Vielleicht ist er scharf auf Bier? Nein, im Ernst, Herr Schelenz, die Sache verhält sich so: Ihr Häuschen hat ja die Felswand im Rücken, die jeden Schritt und jeden Laut in meinem Haus, das ja nahe bei dem Ihren liegt, als Echo zurückwirft. Spuk gab es leider nicht und hat es nie gegeben. Seit die Mauern der neuen Brauerei höher gediehen sind als Ihre Villa, fangen sie den Schall auf. Ich komme täglich um elf Uhr nachts nach Hause, ich knalle mit Türen und Fenstern und lasse meine Rouleaus herunter. Samstag kam ich immer schon um fünf Uhr, daher spukte es dann schon nachmittags. Kurz gesagt: Ihr Spuk war ich, aber nun ist es zu Ende, ich werde nie mehr bei Ihnen geistern."

„Nie mehr? Wie schade! Ich hatte mich so hübsch daran gewöhnt und kann meinen Geist wirklich gar nicht mehr entbehren."

Bachner lachte und verabschiedete sich. Aber am nächsten Sonntag lachte er noch mehr und mit ihm lachten ganz Velden und Villach. Denn im Tagblatt stand breit und fett folgende Annonce:

> Spukhaus zu kaufen oder zu mieten gesucht. Bevorzugt solche, in denen die Geister mit Türen und Fenstern knallen. Zuschriften an Julius Schelenz, Velden.

Der Einsichtige

(K. Heiligenstaedt)



„Komisch — im Tal verstehen wir uns immer viel besser, Werner!" — „Ganz einfach, Cläre: unten geb' ich dir immer recht, aber skilaufen kann ich nun wirklich besser als du!"

Il perspicace: "Strano! Giù nella valle, Werner, ci comprendiamo sempre assai meglio!„ — "La cosa è semplicissima, Chiara. Abbasso io ti do sempre ragione; ma quanto a sciare, io so farlo realmente meglio di te!„

FLORIAN UND FLORA

VON REINHARD KOESTER

Solange Florian lebte, habe ich immer behauptet, er sei der schönste Hund der Welt. Wahr ist, daß der Bruder seines Vaters um ein Haar Weltmeister geworden wäre und als Träger unzähliger erster Preise und Meistertitel als Deckrüde so stürmisch gefragt war, daß er seinen Besitzer ernährte, obwohl der ihn wiederum fast ausschließlich mit rohen Filetbeefsteaks und Eiern fütterte, damit er seinen Pflichten nachkommen konnte. Das arme Tier starb im besten Dackelalter an vollkommener Entkräftung. Das war freilich vor 1914.

Florian war das Gegenstück seiner Mutter, die sehr klein und zierlich war. Denn er war länger als der rassigste Dackel sein soll, rauhhaariger als irgendeiner, und dabei derb-breitbrüstig wie ein Panje-Hengst. Daß er einen edel geformten langen und spitz zulaufenden Kopf hatte, sah man nur, wenn er aus dem Bad kam, dann allerdings sah er aus wie ein überzüchteter Seehund. Im gewöhnlichen Leben verhüllte ein riesiger Schnauzbart, an den sich je nach Jahreszeit Schnee, welke Blätter oder allerlei Unrat hefteten, dies Rassemerkmal der spitzen Schnauze, und über die Augen hingen ihm so dichte Wellen von Simpelfransen, daß man nicht begriff, wie er überhaupt noch sehen konnte. Beschnitt man sie ihm jedoch, war sein Weltbild anscheinend stark gestört.

Nun habe ich achtzehn Jahre Zeit gehabt, darüber nachzudenken, ob ich meine Ansicht, daß er der schönste Hund der Welt gewesen sei, aufrecht erhalten könne oder nicht. Offen gestanden, ich kann es nicht. Womöglich war er nicht einmal der klügste Hund der Welt, obwohl es mir schon schwerer fällt, dies zuzugeben oder anzuzweifeln. Unbedingt aber war er eine der stärksten Hundepersönlichkeiten, die zu kennen ich die Ehre hatte. Ein Beispiel mag das beweisen. Als nach dem Weltkrieg der grausige Spuk der Inflation begann, kaufte ich mir in einer oberbayerischen Einöde ein ziemlich verfallenes Bauernhaus, zu dem noch etwa drei Tagwerk Land gehörten, und errichtete darauf eine Hühnerfarm. Sehr zu Florians Freude, denn er fühlte sich vom ersten Tag an als unbeschränkter Herr des Besitzes, den er täglich frühmorgens und beim Abendwerden in rasendem Lauf umbellte, um Neugierige zu warnen. Den als Wachhund angeschafften Schäferhund verachtete er unsäglich, weil der in der Hütte vor dem Haus übernachten mußte.

Aber nun muß von seinem Liebesleben die Rede sein, soweit man bei einem Philosophen, wie Florian es war, von Liebesleben sprechen kann. Da hatte ein kleiner Häusler in der Umgebung eine Spanielhündin, ein armes, verprügeltes Tier, das oft zu uns durchbrannte, um einen Happen zu erwischen und eine liebevolle Hand zu spüren. Flora hieß sie. Ganz rasserein war sie nicht, aber die Folgen der Sünden ihrer Mutter waren kaum erkennbar. Nun hatte es Florian gnädigst geduldet, daß meine Frau einen mehr als rassereinen und deshalb stark hysterischen Spaniel mit in die Ehe gebracht hatte. Als echter Dackelmann nahm er diesen Aestheten nicht für voll, der sich nach dem wöchentlichen Bad nicht sofort auf dem Misthaufen wälzte, um sich neu zu parfümieren, noch tote Mäuse still ins Maul geklemmt mit nach Hause brachte, oder mit Schlächterhundgebrüll gegen einen zottigen Bernhardiner vorging. Florian kannte keine Angst —: nur wenn er einen klapperdünnen Rehpinscher mit einer rosa Schleife am Halsband sah, kniff er aus.

Merken Sie es auch schon? Man wird alt und verliert sich in Erinnerungen. Also zurück zu Flora. Man soll nicht zuviel sagen, aber ich möchte glauben, daß sie Florians erstes Liebeserlebnis war. Anderthalb Jahre zuvor hatte man sie zuchtgemäß meinem Spaniel beigesellt und das Ergebnis war großartig. Ein Sohn, den ich als „Deckhonorar" erhielt, war des verstorbenen herrlichen Schauspielers Albert Steinrück Freude, bis ihm die Räder eines Berliner Autos diese Freude zermalmten. Als es das nächstemal so weit war, war ein Bauerndackel meinem Spaniel zuvorgekom-

Die liebe Gertrud

Von Paula Sack

Das ist die liebe Gertrud,
die all ihr Geld hertut.

Sie hätte sonst längst ein Sparkassenbuch,
denn ihr Freundeskreis ist groß genug.

Sie hat im Äußeren so was Gepflegtes
und im Tonfall so was Angeregtes.

Nicht jeder hat zwar soviel Busen gern,
und wenn auch, es ist eben unmodern.

Macht nichts, an der Gertrud ist was dran,
das erkennen aber auch alle an.

Manche nur in lobenden Worten,
andere auch in fremden Geldsorten.

Natürlich, wie solche Mädchen sind,
hätte sie gerne Mann und Kind.

Man muß ihr mal sagen, woran es liegt,
daß sie noch immer keinen abgekriegt.

Sie müßte doch wissen, Jungfrauen wie sie,
ohne Bankkonto schaffen die es nie.

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift. München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Okt. 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

men und hatte seltsam behaarte Geschöpfe erzeugt. Darum wurde Flora diesmal, sorgsam an einem um den Hals geschlungenen Bindfaden geführt, zu uns gebracht. Mit der Bitte, sie unserem hysterisch-reinrassigen Spaniel zuzugesellen. Die Tochter des Häuslers brachte sie. Ich war gern bereit, meinen Spaniel zur Verfügung zu stellen, hatte aber Bedenken. Denn drei Tage vorher war Flora selbständig auf meinem Hof erschienen und war dann verschwunden. Florian aber war sehr hochbeinig und mit stolz erhobener Rute, ins Haus gekommen. Darum lehnte ich jede Verantwortung ab. Ich stellte den Zwinger, den ich für meine Wolfshündin erbaut hatte, zur Verfügung. Der Spaniel gebärdete sich wie toll, aber Flora biß ihn weg. Das sagte einem alten Hundezüchter genug. Dann aber kam Florian. Langsam, mit dem sicheren Schritt des Wüstlings, näherte er sich dem Gitter des Zwingers. Beobachtete ohne Erregung die vergeblichen Bemühungen des Aestheten und wendete sich mir zu, der ich gespannt an der Haustür wartete. Er sah mich an und grinste. Daß er lachen konnte, wußte ich. Aber nun grinste er höhnisch-triumphierend. Als wollte er sagen: „Längst geschehen. Da ist alle Mühe vergeblich." Und ich sagte der Tochter des Häuslers: „Nehmen Sie Flora ruhig wieder mit. Florian hat gelächelt. Es ist leider zu spät"

Florian und ich haben recht behalten. Flora bekam sehr schöne Kinder. Es fanden sich Abnehmer, weil sie so schön waren. Aber in Zuchtbüchern werden sie nicht geführt, obwohl sie sehr lang, sehr rauhhaarig und spitzschnauzig waren. Wenn sie nicht langgefranste Schlappohren gehabt hätten, wäre nie ein Mensch auf den Gedanken gekommen, daß ihre Mutter eine Spanielhündin war...

Die Gebildete

(O. Herrmann)

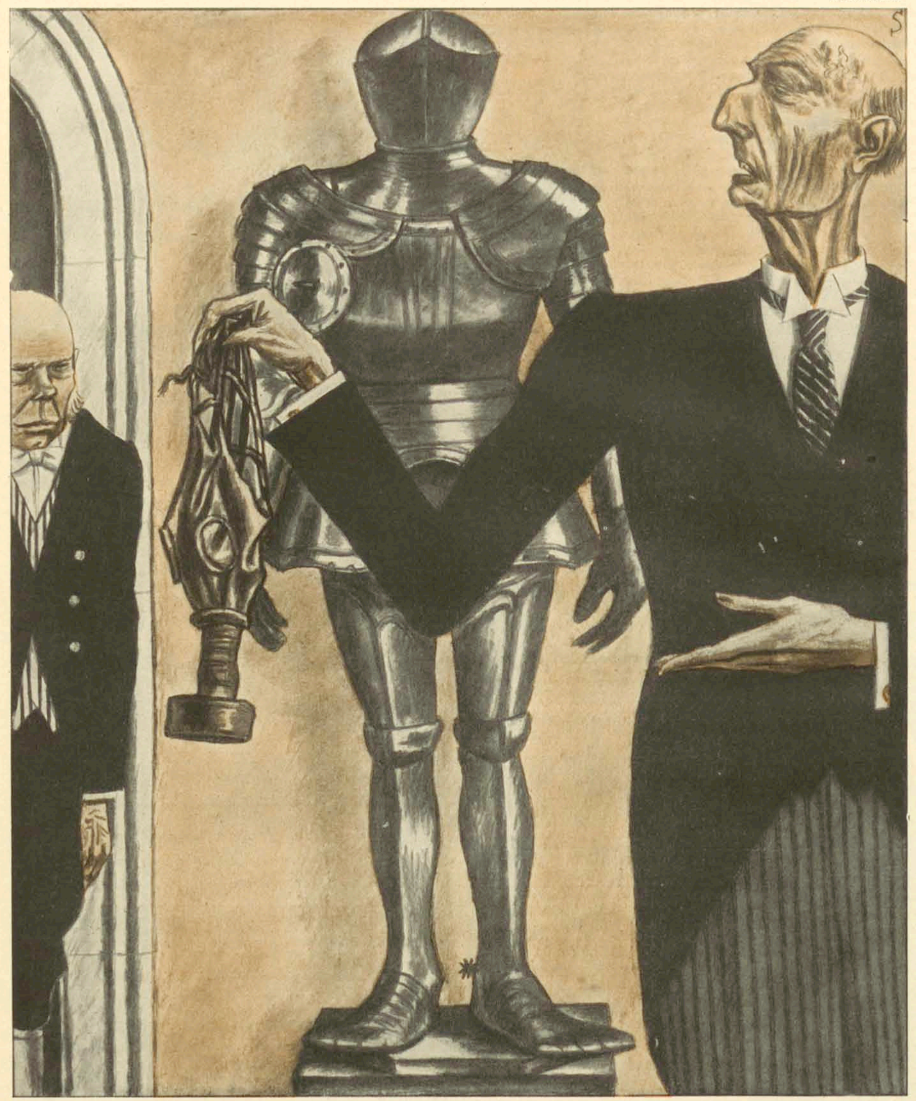


„Du mußt einen ungeheuren Sauerstoffbedarf haben, Lisa, so viel gähnst du in einem fort!" — „Sauerstoff — Quatsch! Ein netter Mann sollte hier sein!"

La colta: "Tu, Lisa, devi avere un enorme bisogno d' ossigeno, chè non fai altro che sbadigliare!,, — "Ossigeno? . . . Che ignorante! Qui ci vorrebbe un bel giovanotto!,,

Das Geschenk Seiner Lordschaft

(Erich Schilling)



„Meine Gasmaske ist nicht mehr ganz dicht, aber sie sieht noch ganz gut aus! John, schenken Sie sie einem Armen, der wird sich gewiß darüber freuen!"

Il regalo del Lord: "La mia maschera antigaz non è più completamente ermetica; ma sembra ancora buonissima! Regalatela, John, ad un povero che ne avrà certo piacere!„

München, 5. März 1941
46. Jahrgang / Nummer 10

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Winston - Wellington

(O. Gulbransson)

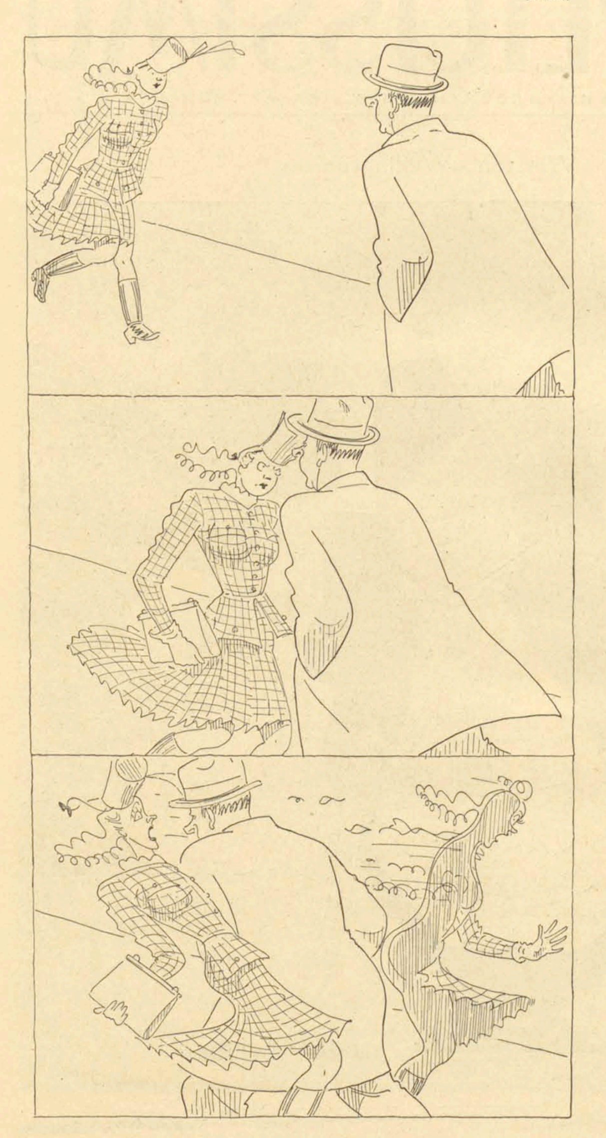


„Ich wollte, es wäre Abend und die amerikanischen Zerstörer kämen!“

Winston - Wellington: "Vorrei che fosse sera e che venissero i cacciatorpediniere americani!„

Der Durchbruch

(Fr. Bilek)



Sfondamento

Einem Lenzdichter

Von Ratatöskr

Bekanntlich stammt der Name März
von Mars.
Verzichte drum aufs Jubilieren, Herz,
und spar's!

Schenk' dir die Vorlenzpoesie
zunächst.
Mir scheint der Sachverhalt als wie
verhext.

Die Jahreszeit birgt Schabernack
im Schoß.
Ist erst die Katze aus dem Sack,
dann – los!

ES RIECHT SO GUT

VON WALTER FOITZICK

Als ich eben meine Schreibtischschublade aufmachte, roch es herrlich nach Äpfeln. Das kam daher, daß ich eine Tüte mit Äpfeln einige Tage in der Schublade hatte.
Na, was denken Sie jetzt?
Ich weiß, Sie denken sofort an Schiller, weil Sie ein gebildeter Mensch sind. Alle gebildeten Menschen denken bei riechenden Äpfeln sofort an Schiller, weil der immer Äpfel in der Schreibtischschublade hatte. Weniger gebildete Menschen denken, wenn sie Äpfel riechen, nur an Äpfel.
In meinem Falle werden Sie vielleicht zusätzlich gedacht haben: „Wo hat der Kerl die Äpfel her." Bitte schön, ich hab sie rechtmäßig erworben.
Auch ich rieche Äpfel gerne, aber deswegen habe ich sie nicht in der Schublade, ich habe sie nur drin vergessen, und außerdem ist die Sache mit den Äpfeln schon von Schiller besetzt. Man wird doch als Schriftsteller keine Gerüche plagiieren.
Außerdem ist Apfel kein Herrenparfüm. Ich habe mich nämlich entschlossen, mir ein Herrenparfüm zuzulegen, weil eine gute Freundin von mir so was gern hat. Von Herrenparfüms weiß ich sehr wenig. Ein Onkel von mir hatte früher immer „Juchten". Das roch nach Leder und war sehr fesch, weil es andeutete, daß man sich gerade aus dem Sattel geschwungen hatte. Später, als ich zum Militär kam, rochen wir unter anderem auch nach Leder. Ins Taschentuch aber haben wir dieses Parfüm nicht getan. Ich habe auch nicht bemerkt, daß Damen, wenn sie an uns rochen, gerade dieses Aroma anziehend fanden. Vielleicht wars kein reines Juchten.
Ich bilde wohl keine Ausnahme, wenn ich sage, daß ich den Geruch von Gänsebraten sehr gern habe. Auch viele Damen schätzen Gänsebraten. Aber wer wird deshalb ein Schüßchen Gänsebratensoße sich aufs Taschentuch tun oder auf die Revers seines Anzugs? Nein, das ist nicht üblich. Warum eigentlich nicht? Dem Walfisch nimmt man auch irgend einen Körperteil ab und macht daraus ein Parfüm für Damen, und Walfisch ist lange nicht so schmackhaft wie Gänsebraten, ja selbst an Hammelkotelett kommt Walfisch nicht heran.
Die richtigen Dichter schnuppern sehr viel an Frauen herum und sie bringen es sofort zu Papier, wenn sie meinen, daß die Haut eines Mädchens nach Ambra oder Mandeln oder Pfirsich duftet. So schreiben sie's wenigstens. Wenn sie sehr naturverbunden sind, lassen sie sogar manchmal eine den kräftigen Ruch von Kühen sinnbetörend ausströmen. Die Parfümindustrie hat sich dieser Sache noch nicht bemächtigt, obwohl man doch sehr von den süßen Gerüchen abgekommen ist. Keine Frau, die auf ihren Geruch hält, möchte heute noch nach Flieder oder Veilchen oder Maiglöckchen duften. Als feine Dame hat man kombiniert zu riechen, und auf der Flasche steht ein aromatischer Mädchenname geschrieben. Herrenparfüms mit der Aufschrift „Artur" oder „Ferdinand" oder „Emil" gibt es nicht.

Unbequeme Zeugen

(Erich Schilling)



„Überlebende haben ausgesagt, daß unsere Geleitzüge zu langsam sind. Ich schlage deshalb vor, in Zukunft Schwimmwesten und Rettungsboote, diesen unnötigen Ballast, nicht mehr mitzunehmen!"

Testimoni molesti: "I superstiti hanno deposto che i nostri convogli-scorta sono troppo lenti. Quindi propongo che in avvenire non si prenda più dietro la superflua zavorra dei panciotti da nuoto e delle scialuppe!„

MEIN FREUND JOHANNES

Johannes bedurfte der Erholung. Sein Hausarzt, der um unsere Freundschaft wußte, bat mich, Johannes dazu zu veranlassen, mal für eine Zeit ganz auszuspannen. Ich ging also zu ihm und fand ihn auch in verständiger Stimmung.

„Gut, ich bin bereit, die Arbeit an meinem Buch für acht Wochen einzustellen. Aber meine Kurzgeschichten muß ich regelmäßig weiterschreiben und veröffentlichen", sagte Johannes.

„Nein, mein Freund. Auch damit sollst du dich nicht beschäftigen. Fahre los, treibe Wintersport und laß Papier und Bleistift zu Hause", befahl ich.

„Das ist unmöglich!", widersprach Johannes.

„Darf ich um Begründung bitten?" fragte ich.

„Ich will niemand brotlos machen", sagte Johannes.

„Na, höre mal, du hast doch Rücklagen gemacht. Deine Familie wird eine ganze Weile davon leben können", stellte ich fest.

„Meine Familie gewiß", sagte Johannes. „Und um wen sonst machst du dir Sorgen?", forschte ich.

„Um die, die es gewohnt sind, aus meinem Extrakt ihre Suppe zu kochen", sagte Johannes. J. Bieger

Zukunftssorgen

(E. Thöny)



„Gentlemen, wir müssen uns eben damit abfinden, daß nach dem Krieg bei den andern alles anders werden soll!“

Pensieri per l' avvenire: "Gentlemen, dobbiamo pur rassegnarci all' idea che dopo la guerra anche dagli altri ci abbia ad essere un completo mutamento!„

DER MÖRDER

VON BASTIAN MÜLLER

Ich habe einen Menschen gekannt, der zum Mörder wurde. Er hieß Johann. Ich kannte ihn schon von Kind an. Schon am ersten Tage, als ich in einem neuen Anzug aus meines Vaters alter Hose in die Schule geführt wurde, den Ranzen auf dem Rücken, in dem die Schiefertafel gegen die hölzerne Griffelbüchse klapperte und die alte Fibel meines Bruders mit einem neuen, blauen Umschlag war, sah ich ihn. Er war genau so alt wie ich, bis auf ein paar Monate. Er war der einzige, der keinen Ranzen hatte, sondern seine Tafel und die Griffeldose und die Fibel, von einem Bindfaden zusammengehalten, offen unter dem Arm trug.

Sein Blick war grau und zu Boden gerichtet. Seine Mutter war bei ihm, groß und mit roten Flecken auf den Backen und schwanger. Er war irgendeins der vielen Kinder in der hergewanderten Familie. Seine Wangen waren bleich und schmutzig. Er hatte mit seinen unsauberen Händen Tränen verwischt. Seine Mutter erzählte all den anderen Müttern, welch schrecklicher Bengel ihr Johannes sei.

„Denken Sie sich, er wollte gar nicht in die Schule und lief mir davon. Mein Mann ist zu spät zur Arbeit gekommen, weil er hinter dem Bengel herlaufen mußte. Aber er hat ihn Mores gelehrt. Er hat ihm den Hosenboden richtig voll gegeben."

Wir anderen, die braven Kinder angesehener, wenn auch armer Eltern, hörten das alles und sahen scheu zu dem finsteren, bleichverheulten Jungen hinüber. Wir mochten auch nicht gern hier stehen und jeden Morgen allein in die Schule gehen. Wir hatten Angst vor dieser drohenden Welt, dem Stock der Lehrerin, dem Stillsitzen. Zu genau kannten wir es aus den höhnischen Schilderungen der älteren Geschwister. Aber wir hatten nicht den Mut aufgebracht, davonzugehen.

So waren uns die Schläge erspart geblieben.

Natürlich dachte damals niemand, daß Johannes ein Mörderherz hatte. Wir dachten kaum über ihn nach. Er war unerreichbar. Er lernte nicht und raufte nicht, außer wenn er angegriffen wurde. Dann aber war er gefährlich. Er biß und trat. Bald hatte er ein Messer.

Wir hatten bald alle ein Messer. Damit schnitten wir unsere Namen in die Bänke jeder Klasse, die man mühsam eine nach der anderen durchsitzen mußte. Wir kratzten damit an unseren Fingernägeln herum, schnitzten Zahnstocher und sonst was. Wir drohten damit, wenn wir in Händel gerieten, aber wir hatten Angst, es offen in die Hand zu nehmen und dem Feind entgegenzuhalten. Das wagte nur Johann. Er bekam furchtbare Schläge dafür. Erst vom Oberlehrer, der den Bengel ohnehin nicht riechen konnte, dann von seinem Alten, weil er in der Schule sich so unbeliebt machte. Das brachte die ganze Familie in Verruf und das wieder schädigte das Geschäft von Johanns Vater. Der war Maurer und handelte daneben mit Alteisen und Lumpen. Wenn er nun unbeliebt wurde in unserer Gegend, gab ihm niemand mehr den alten Kram, der ihm doch etwas Geld einbrachte.

Aber daß die Familie unbeliebt war, sie sogar von allen gemieden wurde, lag daran, daß sie Hunde und Katzen aßen. Wenigstens behauptete es jeder. Und es lag ja auch auf der Hand. Ich selber hatte einen kleinen, fahlen Hund, ohne Rasse, ohne Eigenschaften, ohne Charakter. Treu war er, nur auf seine Art. Manchmal sah er mich an, das war seine Treue, das, was dann in seinem Blick lag. Sonst war er wenig zu Hause, strolchte durch die Felder und wilderte unter den Junghasen. Einmal kam er mit Schrotschüssen heim. Es half aber nichts. Eines Tages war er fort. Meine Mutter sagte, es sei ein Segen. Ich schaute sie finster an. Ich ahnte, daß es nicht ohne ihr Wissen war. Nach ein paar Tagen, als ich aus der Schule kam, sah ich das Fell meines Hundes am Schuppen von Johanns Vater zum Trocknen angenagelt hängen. Ich weinte vor Zorn und Scham. Ich hatte meinen Hund nun plötzlich gern.

Seit der Zeit sah ich Johann nicht mehr an. Mir wurde übel, wenn ich seine Nähe roch. Er hatte Fleisch von meinem Hund gegessen. Ich mußte jedesmal speien. Nun merkte ich, daß es einigen anderen Jungen auch so ging. Aber wir sprachen kein Wort darüber. Wochenlang hing das fahle, gelbliche Hundefell am Schuppen. Ich ging nun durch die Felder heim.

Aber dann hatten wir eine Genugtuung. Eines Tages kam Johann wieder einmal nicht zur Schule. Nun war es heraus. Der Junge würde eines Tages zum Verbrecher werden. Er hatte bei Bauer Reiners zwei Enten gestohlen, sie unten am Bachgraben gefangen, ihnen den Kopf abgeschnitten und sie gebraten. Ganz für sich allein. Das war nun herausgekommen. Bauer Reiners meldete es der Polizei. Johanns Vater mußte die Strafe bezahlen und auch die Enten. Nun hieß es überall: „Die stehlen wie die Raben." Johanns Vater war in Zorn geraten und als Johann wieder in die Schule kam, hörte er auf einem Ohr nicht mehr und auf dem anderen sehr schlecht. Sein Vater hatte ihn halb taub geschlagen. Darauf war Johann selten mehr in der Schule zu sehen. Der Lehrer ließ ihn laufen. Auch er sah ihn lieber von hinten. Später sah die Welt ganz anders aus. Ich ging unter die Maurer. Auch das war kein schlechter Beruf. Da arbeitete ich nun neben Johanns Vater und sagte du zu ihm. Er war gar kein übler Kerl. Ein bißchen zu sehr aufs Geld bedacht. Aber er hatte ja auch ein Dutzend Kinder. Ein bißchen schlecht in der Arbeit war er auch. Es kam ihm nicht so genau drauf an. Und dann hatte er die Angewohnheit, die Henkelmänner zu verwechseln, die fast alle gleich aussehenden, weißen Emaillenäpfe. Und manchmal griff er sich mittags einen, der nicht seiner war und aß leckere Speckkartoffeln und Soßenfleisch. Irgendeiner von uns hatte dann eine Suppe aus Kohl und von fadem Geschmack. Anderntags klärte sich der Irrtum und der Polier ergriff das Wort. „Johann", sagte der Polier, „laß das sein. Du mußt doch, verdammich, deinen Henkelmann kennen."

Und dann wußte es eines Tages der ganze Ort: der Sohn vom Maurer und Lumpenmann hat eine Frau beraubt und erschlagen, zusammen mit einem Komplizen. Sie haben ihn schon gepackt. Der Maurer und Lumpenmann stand unter uns an der Mauer. Ich war sogar sein Nebenmann. Wir sahen ihn alle an.

Wir sahen ihn alle an und waren voll Scheu und Spannung. Wir warteten, was er tun würde. Wir wollten keinen Mann unter uns haben, der Vater eines Mörders war. Wir waren drohend und mit Zorn geladen.

Aber Johann, der Alte, arbeitete unter uns, gleich neben mir. Manchmal stieß bei der Arbeit sein Arm mich an. Wir warteten darauf, daß er jeden Augenblick gehe. Wir rückten mittags weit von ihm ab. Jeder sah prüfend auf seinen Henkelmann.

Aber Johann schwieg und fuhr abends schweigend heim. Wir kehrten in der Wirtschaft ein und tranken einen zusammen. Wir überlegten. Es mußte doch etwas geschehen. Wir erwarteten von diesem Alten zumindest eine Erklärung, einen Vaterfluch über den Mörder und Bann.

Aber Johann kam am anderen Morgen wieder und sah uns gar nicht an. Er stand neben mir an der Mauer. Mittags aß er aus seinem Henkelmann.

Erst als die Verhandlung kam, fehlte Johann zwei Tage. Er war geladen.

Wir erfuhren das Urteil. Es lautete nicht auf den Tod. Es lautete auf eine Reihe von Jahren. Es hieß, Johann, der Sohn von dem Alten, sei ein Opfer seines Lebens geworden. Die schwere Jugend fiel ins Gewicht. Man sprach von ungerechten Eltern und schlechtem Beispiel.

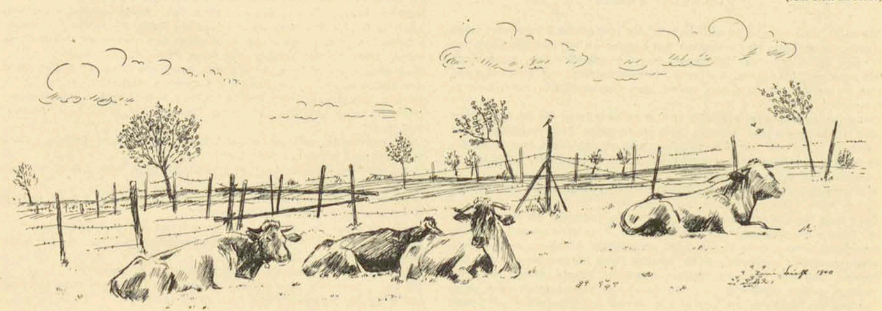
Der Vater des Mörders hatte erklärt, sie hätten aus Not Katzen und Hunde essen müssen. Und da wäre ein Vorfall mit Enten gewesen. Ein Diebstahl seines Sohnes, der das Fleisch von den Katzen und Hunden nicht essen wollte. Daher, aus dieser Zeit, erkläre sich vielleicht vieles. Nun sah er es ein.

Es stand nicht alles in der Zeitung. Es sprach sich so herum. Jeder wußte etwas mehr. Der Oberlehrer wurde beschimpft. Und die Leute sagten, er sei auch mit schuld, er habe den Jungen immer für einen Verbrecher gehalten. Aber nun sehe man, wohin so was führe.

Merkwürdig schlug die Stimmung um. Aber das merkten die Leute nicht einmal. Sie machten einen Märtyrer aus Johanns Jungen. Aber ich wußte, daß das falsch war. Er war nie ein Engel gewesen. Nun schreckte er vor nichts mehr zurück. Wenn wir früher in Gedanken unseren Feinden das Messer in den Bauch rennen wollten, dann nahm er es offen in die Hand.

Wer weiß, wie es mit dem Mord war. Es konnte sein, daß manche von all den Leuten, die sonntags zur Kirche gingen, etwas Ähnliches gedacht und im finsteren Herzen geplant hatten. Aber sie falteten die Hände vor dem Altar. Sie waren nicht wie der, der es nun zu aller Entsetzen getan hatte. Der Vater des „Unglücklichen", wie der alte Johann nun hieß, kam nach den zwei Tagen wieder zur Arbeit und stand unter uns. Er ging ein paar Tage etwas gebeugter. Er arbeitete schlechter noch als sonst. Ich sah es genau, denn ich war sein Nebenmann. Aber niemand jagte ihn vom Bau. Nur mittags sah sich jeder erst genau seinen Henkelmann an.

(Toni Bichl im Felde)



Freundinnen

(Hanna Nagel)



„Kein Wort hat Else den ganzen Nachmittag über unsere neuen Hüte gesagt!" — „Siehst du, ich habe ja gewußt, daß sie ihr gefallen werden!"

Amiche: "Non una parola in tutto il pomeriggio ha detto l' Elsa sui nostri nuovi cappelli!„ — "Vedi, io già sapevo che essi le dovevano piacere!„

BEETHOVEN REDET AUS DEM GRABE

VON ADOLF WALTER

Vielleicht, weil ihr eine so weithin sichtbare körperliche Erscheinung zuteil wurde, hat es Tante Klementine mit den ätherischen, mit den übersinnlichen Dingen. Sie wiegt unter Schwestern brutto hundertfünf Kilo, netto einen Meterzentner geradeaus. Sie spielt leidenschaftlich und falsch Klavier, und sie veranstaltet Sitzungen, um mit dem Geisterreich in Verbindung zu treten.
Onkel Gustav hinwieder erscheint an Klementinens Seite, die ihn in strengen Züchten hält, wie der winzige, halb verhungerte Termitenkönig neben seiner überlebensgroßen, schwerfälligen und wurstförmigen Frau Gemahlin. Er ist galligen Temperaments, ungemein leicht reizbar, und, wenn es ungefährlich ist, schrecklich boshaft.
In die Reichweite dieses recht eigentümlichen Paares wagte sich ab und zu der Neffe Theodor, familiär Theo genannt.
Der Knabe Theo, achtzehn Jahre alt, blaßhäutig, rothaarig, der Nasenrücken mit Sommersprossen geschmückt, sah aus, als ob er nicht bis fünf zu zählen vermöchte. Dieses mehr immaterielle, vergeistigte Aussehen, er trug auch eine tiefschwarz geränderte Brille, brachte Tante Klementine auf den Gedanken, daß sich Theo als Medium bewähren könnte. Schon der erste Versuch gelang auffallend gut, und der junge Mann erhielt nach jeder Leistung ein Fünfmarkstück, das er zum Ankauf von Zigaretten, gerösteten Edelkastanien und gebratenen, knusperigmehligen Kartoffeln dringend benötigte.
Die Sitzungen wurden abends im schönen, im Staatszimmer der Tante Klementine abgehalten. Die Fenster waren verdunkelt. Überdies verwehrten schwere Plüschvorhänge dem findigsten Lichtstrahl den Eintritt. Die elektrische Tischlampe, mit rotem Seidenpapier dicht umhüllt, ergab ein mystisches Dunkel. Theo saß in der Ecke des Dekorationsdiwans und fiel allmählich, während Tante Klementine eine mit Wasser gefüllte große Glaskugel vor seine Nase hielt, in Trance. Es geschah dies nicht ohne unwillkürliche Zuckungen der Gesichtsmuskeln und der Extremitäten des Mediums, bis Theo endlich mit geschlossenen Augen einer abgründigen Bewegungslosigkeit anheimfiel.
Nunmehr war er eine willfährige Durchgangsstation geworden, eine Art vom Umschaltwerk, das die Fragen Klementinens an Verstorbene in einer dem Menschenverstand unerklärlichen, rätselhaften Weise ins Metaphysische wandelte und umgekehrt die Kundgebungen der schwerelosen Geister ins menschlich Verständliche übersetzte.
Onkel Gustav wurde ins Nebenzimmer verbannt, weil er durch seine bösartige Ungläubigkeit den Kontakt störte. Immerhin nahm er die Unterhaltung wahr, und er knirschte dabei im Gedanken an das wieder einmal verspätete Abendessen vernehmlich mit dem von der Krankenkasse loyal beigestellten abnehmbaren Gebiß.
Was die Mitteilungen aus der vierten Dimension angeht, sei, an den Rand geschrieben, bemerkt, daß die ehemaligen Großen dieser Erde, mit denen Tante brennend gerne in Verbindung trat, mehr aus ihrem Privatleben als von ihren Werken und Leistungen zu plaudern die Neigung hatten, wie aus einer Unterredung mit Napoleons unsterblicher Hülle eindeutig hervorgeht.
„Wie befinden Sie sich, Majestät", fragte Klementine ehrfurchtsvoll.
„Schlecht, schlecht, miserabel", ächzte der Kaiser der Franzosen durch den Mund Theos. „Ich habe schon wieder Magenweh."
„Haben es Majestät schon mit Kümmel versucht?" riet Klementine mütterlich. „Am besten ist freilich Kamillentee, auch russischer —"
„Sie erinnern mich an den Feldzug 1813", sagte Napoleon unwirsch. „Damals habe ich mir Frostbeulen geholt, die mich so geplagt haben, daß ich sogar bei der denkwürdigen Unterredung mit Metternich in Dresden vor der Völkerschlacht bei Leipzig zeitweise unter dem Tisch die Schuhe abgestreift habe. Bestimmt hat es der Österreicher bemerkt, und er ist nur deshalb so frech geworden."
Tante Klementine, geehrt und entzückt über die intimen Mitteilungen, begab sich an den Flügel, um ihrer Hochstimmung geeigneten Ausdruck zu verleihen. Sie brachte, aus dem Gedächtnis und mehr nach dem Gefühl, Beethoven Opus 111 zum Vortrag, während der Onkel im Zimmer nebenan jede unrichtige Note mit jähem Reißen der Glieder begleitete.
Minder erfreulich war ein Gespräch mit Artur Schopenhauer.
„Sind Sie noch immer auf uns Damen so schlecht zu sprechen?" erkundigte sich Tante Klementine mit bittersüßer Stimme.
„Ich habe schon einmal gesagt", knurrte der schwarzseherische Philosoph, „und ich wiederhole mich nur ungern, daß die ‚Dame', dies Monstrum europäischer Zivilisation, ein Wesen ist, welches gar nicht existieren sollte; imgleichen, daß es nur Hausfrauen geben sollte und Mädchen, die es zu werden hoffen. In dem Zustand des Nichts, in dem ich mich befinde, als welches aber nur ein Nichts für die an Zeit und Raum gebundenen Menschen bedeutet, gibt es, fast hätte ich gesagt ‚Gott sei Dank', keine Spur von Weibern. Das ist einer der größten Vorteile des Jenseits, eine Feststellung, die ich gelegentlich der jüngsten Erscheinung meines Willens zum Leben auszusprechen vergessen habe. Und jetzt Schluß! Sehen Sie in Ihrer echt weiblichen Prätention und Arroganz nicht ein, daß Sie mich in meinen nun endlich — um mit weltlichen Begriffen zu operieren — einsehbaren metaphysischen Betrachtungen stören?"
Tante Klementine, mißlaunig, brach die Unterhaltung ab, setzte sich, um ihren Ärger zu besänftigen, ans Klavier und schändete die Mondscheinsonate.
Um diese Zeit des regen Verkehrs mit erhabenen Geistern lernte Theo ein Mädchen kennen. Es war, wie er urteilte, lieblich und wunderbar und hatte Vorliebe für Zuckerwaren. Diese neuerliche Belastung seines Geldbeutels erfüllte Theo mit Bangen, und er wandte sich vorerst an Onkel Gustav wegen Erhöhung des Honorars für seine medialen Leistungen.
Nicht ohne Gegendienste zu verlangen, bewilligte Onkel als Abfindung die den Neffen erschütternde Summe von zwanzig Mark.
Gelegentlich der nächsten Seance meldete sich Ludwig van Beethoven.
„Hört Ihr mich, Meister", flüsterte Klementine, „mich, Eure dankbare Schülerin?"
„Sprechen Sie lauter!" grollte der Unsterbliche, schlecht gelaunt. „Wissen Sie nicht, daß ich schwerhörig bin?"
„Bitte sehr", rief Klementine, „es scheint, ich habe Pech. Sie haben heute keinen guten Tag."
„Sehr richtig. Darmbeschwerden. Der Achtzehnhundertzweiundzwanziger Grinzinger hat zu viel Säure. Verdammt."
„Kann ich etwas für Sie tun, verehrter Meister?" schrie Klementine.
Theo wand sich in Krämpfen auf dem erzitternden Diwan. Er gab unverständliche Laute von sich.
„Was sagt er?" forschte sie ängstlich. „Was hat er gesagt?"
„Er sagt", quetschte Theo mühsam hervor, „die Frau Klementine Moldaschl soll endgültig aufhören, seine Sonaten zu spielen!"

Die Aussicht

(J. U. Engelhard)



„Ich glaube, da kommen die beiden jungen Männer, die gestern Abend mit uns im Gasthaus waren!" — „Ach die zwei, die sich so auf den schönen Blick hier oben gefreut haben!"

La bella vista: "Credo che vengano su quei due giovanotti che iersera erano in trattoria con noi!„ — "Ah, quei due che già tanto pregustavano la bella vista di quassù!„

GUTER RAT / VON P. ROSENKRANTZ

Meine Großmutter schon hat mich gelehrt, daß man einen guten Rat, der einem erteilt wird, stets befolgen soll. Ein an sich wirklich guter Rat, den zu befolgen ich mich denn auch stets bemüht habe. Nur einmal sollte die liebe alte Dame, die nun schon längst das Zeitliche gesegnet hat, darin unrecht bekommen. Und das ist bedauerlich; denn der Rat, den ich mir von anderer Seite holte, war nämlich gar nicht schlecht, nur fiel er unglücklich für mich aus. Und das kam so:

Ich hatte ein Buch geschrieben. Ein wirklich gutes Buch, von dem ich überzeugt war, daß es mir gelingen würde, bevor ich überhaupt den Plan gefaßt hatte, es zu verfassen. Auch Kristersen, mein Kollege und Konkurrent, muß der Ansicht gewesen sein, daß mein Buch gut war, — jedenfalls besser als das seine, das er zur gleichen Zeit veröffentlichte. Und ein schlechter, gemeiner und neidischer Kerl, der er ist, rächte er sich dadurch, daß er in der Zeitung, bei der er angestellt ist, mein Machwerk in Grund und Boden kritisierte und mich im übrigen in den Augen der Leserschaft als einen entsetzlichen Idioten darstellte und lächerlich machte.

Was sollte ich tun? Kristersen kurzerhand die Freundschaft aufkündigen? Das konnte ich nicht, weil ich es bereits besorgt hatte. Ich dachte an ein Duell. Aber ein solches Unternehmen war wiederum mit einem nicht unerheblichen Risiko verbunden; denn so wie ich zu Kristersen stand, mußte ich mich auf das Schlimmste gefaßt machen. Auch erwog ich die Möglichkeit einer Beleidigungsklage. Das hätte sich natürlich machen lassen. Aber dummerweise hatte Kristersen einen Ausspruch über meine Person getan, der, wäre sein Anwalt frech genug, sich womöglich würde beweisen lassen. Auch dürfte es mir kaum gelungen sein, den Richter davon zu überzeugen, daß ich ein annähernd „mittelmäßiger Dichter" bin.

Doch die Sache auf sich beruhen zu lassen, ging ebenfalls nicht. Da erinnerte ich mich des guten Rates meiner seligen Großmutter und suchte guten Rat — bei einem alten Förster draußen auf dem Lande, der mir schon öfters Proben eines gesunden Menschenverstandes geliefert hatte. Und sein Rat war auch diesmal gar nicht übel. Er kannte in dem Nachbardorfe einen robusten und handfesten Pferdepfleger, der Herrn Kristersen, gegen entsprechende klingende Münze, eine ordentliche Tracht Prügel verabreichen würde.

Ich suchte also den Pferdepfleger auf und besprach mit ihm, wie und wo er Kristersen auflauern sollte, wenn dieser gegen Mitternacht die Redaktion seines Provinzblättchens verlassen würde. Ich selbst beschloß, mich in der Nähe aufzuhalten, um mich zu überzeugen, ob der Auftrag, den ich gegeben, auch zur Genüge ausgeführt wurde und — wozu es leugnen? — um mir nicht den Genuß entgehen zu lassen, mitanzusehen, wie mein böser Freund sich unter den Hieben des von mir gedungenen Bravos winden würde.

Des Försters Rat war, wie gesagt, wirklich gut. Nur nahm er für mich einen peinlichen Verlauf:

Es war fünf Minuten nach Mitternacht und die Straßen menschenleer, als ich schleichend in die Gasse einbog, in der Kristersens Redaktion gelegen ist. Da packte mich plötzlich eine kräftige Hand im Nacken, und im selben Augenblick schlugen harte Stockschläge mir auf Kreuz und Rücken ein, daß mir im Nu Hören und Sehen verging und es mir in allen Gliedern meines armen Körpers brannte. Ich versuchte, mich freizumachen und Widerstand zu leisten, aber unbarmherzig wurde ich in die Knie gezwungen, tief und immer tiefer.

Nie im Leben habe ich so entsetzlich viel Prügel einstecken müssen wie in jener Nacht. Ich rief vergeblich nach der Polizei. Ich fluchte, bat und bettelte, ich versuchte, mich umzudrehen, doch unaufhörlich ergossen sich die Schläge über mich. So gab ich es auf. Ich dachte schließlich überhaupt nicht mehr, sondern litt nur und hielt so lange aus, bis ich unter den Schlägen zusammensank.

Sonderbarerweise kam während der ganzen Zeit kein Straßenpassant vorbei. Bis endlich ein Mann um die Ecke bog, und ich eine Stimme sagen hörte: „Nun mag es genug sein, Jensen. Laß ihn laufen!" Es war Kristersen. Ich raffte mich langsam wieder vom Boden auf — es war mir, als seien mir alle Knochen im Leibe verbogen — und sah, wie Kristersen die Brieftasche zückte und dem Gewalttäter vier Zehnkronenscheine reichte.

„Danke", sagte der Mann und steckte das Geld ein.

Worauf Kristersen mir noch einen Blick zuwarf, der die Mordlust in des frömmsten Mannes Seele zu entfachen imstande war, und dann fröhlich summend davonging.

Ich sah rot. Da vernahm ich des Pferdepflegers heisere Stimme hinter mir: „Der Herr müssen schon entschuldigen. Aber als ich vorhin dem anderen Herrn begegnete, an dem ich Ihren Auftrag vollführen sollte, kam ich mit ihm ins Gespräch. Er bot mir die doppelte Summe Geldes, die Sie mir gaben, falls ich den Spieß umdrehen und Sie statt seiner verdreschen würde. Na, wer von den Herren die Prügel kriegen sollte, war mir ja schließlich egal. Und da nach Adam Riese 40 Kronen immerhin das Doppelte von 20 Kronen ausmachen, kriegten eben Sie die Keile. Nun ja, ein jeder will schließlich leben, und ich hoffe, daß mir der Herr deswegen nicht weiter böse sind." Damit ging der Gefühlsmensch. Und ich? Ja, der Rat war gut. Doch was dabei für mich herausgekommen, das dem alten Förster zu erzählen, brachte ich nicht über mich, — ich schwieg. Und was Kristersen anbelangt, so kann ich nur sagen, daß er mir inzwischen nicht sympathischer geworden ist. (Aus dem Dänischen von Werner Rietig)

Betrunkene Geschichten

Von Wilhelm Hammond-Norden

Adolf, Hans und Hermann saßen beisammen und tranken immer noch eins. Das heißt, sie waren noch nicht betrunken, sie waren nur sehr fröhlich, und dann hatten sie einen Einfall: Jeder sollte eine Geschichte erzählen, die ihm im Zustande der Trunkenheit widerfahren ist, und derjenige, der für sein betrunkenes Erlebnis am stärksten bestraft worden ist, der sollte „Sieger" sein, der brauchte heute abend nichts zu bezahlen.

Adolf

Zuerst kam der kleine Autohändler Adolf. Er erzählte:
Wir waren mal so richtig „voll" und torkelten singend durch die Straßen der Stadt. Vor einer Haustür sahen wir einen, der offenbar noch viel schwerer geladen hatte als wir, denn er versuchte vergeblich, das Schlüsselloch zu finden, er warf den Schlüssel schließlich auf das Steinpflaster und legte sich, als sei das die selbstverständlichste Sache der Welt, daneben.
Wir eilten an die Umfallstelle und merkten, daß der Mann schon schlief. Da war uns sofort klar, daß wir irgendeinen Unsinn anstellen mußten. Hurra, in einem naheliegenden Garten entdeckte ich riesige Mengen von Nelken. Ich ging hinein und holte armweise diese wohlduftenden Blumen, die wir dann mit sehr viel Liebe um unsere Bierleiche garnierten. Dann schlichen wir davon. Es ist uns später authentisch berichtet worden, daß der Erwachende ausgerufen haben soll: „Kinder, ich bin nur scheintot!"
Für mich selbst hatte die Sache allerdings ein unangenehmes Nachspiel, weil es herauskam, daß ich es war, der die Nelken gestohlen hatte, und weil der Gartenbesitzer keinen Spaß verstand. Ich mußte ein hübsches Sümmchen Strafe zahlen.

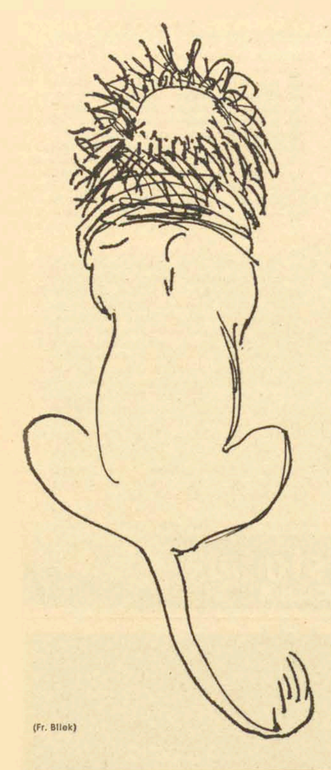
Hans

Der zweite war Hans, ein langer, hagerer Musiker, der früher „schwer" getrunken hat, jetzt trinkt er „eigentlich" so gut wie gar nicht mehr. Daß er hier in der Runde der Zecher saß, war Zufall, Laune des Schicksals.
Hans berichtete: Ich war mit meinem Freunde Eilert im Harz. Wir hatten lange und ausgiebig an unseren Gläsern gesogen. Nun beschlossen wir, uns ein bißchen an die frische Luft zu begeben. Es war im Winter, und obwohl alles verschneit war, erstiegen wir einen ziemlich halsbrecherischen Felsen. Wir waren mit dieser Leistung eigentlich schon sehr zufrieden. Aber dann gelangten wir an einen kleinen, etwa zwei Meter breiten Mühlenteich, der von einer dünnen Eisschicht überkrustet war. Ich sagte: „Da springen wir rüber!" Eilert warnte: „Du schaffst es nicht!" „Was?", rief ich entrüstet, „die lächerlichen zwei Meter!" — „Es ist glatt", gab Eilert zu bedenken, „du kannst nirgends abspringen!"
Na, ich wollte ihm das beweisen, ich sprang — und ich sprang aufs Eis. Das Eis gab nach, ich stand bis zum Bauchnabel in dem kalten Wasser. Eilert sah das und sagte: „Na, ich komm auch dahin!" und sprang mir nach, um genau neben mir zu landen.
Das war die vollendetste Form der Kameradschaft, die ich je erlebt habe. Wir arbeiteten uns aus dem Wasser heraus und liefen nach Haus. Unsere Strafe bestand darin, daß wir uns anderntags neue Stiefel kaufen mußten...

Hermann

Hermann war der letzte. Hermann ist ein pausbäckiger, fröhlicher Mensch. Es ist eigentlich alles über ihn gesagt, wenn man berichtet, daß er bei seinen Kameraden nur Bacchus genannt wird.
Junge, Junge, begann Hermann, wie waren wir damals voll. Es war auf einer ländlichen Tanzerei. Wir gossen ebensoviel Wein in unsere Kehlen wie nebenbei. Und dann gab es Pudding.
Emma war auch da. Emma war das schönste Mädel auf dem Tanzboden, und wir waren alle mächtig hinter ihr her. Ich wollte ihr nun einen Gefallen tun, ich nahm einen besonders vollen Teller mit Pudding und eilte zu ihr. Aber kurz vor ihr verlor ich ein bißchen das Gleichgewicht, nicht viel, nur so ein bißchen, aber immerhin: der Pudding ergoß sich über Emmas Kleid.
Da fing Emma fürchterlich zu schimpfen an. Ich aber, in meinem Suff, nahm sie einfach auf den Arm. In nüchternem Zustand hätte ich das wohl gar nicht gewagt. Ich trug sie in die Küche. Meine beiden besten Freunde folgten uns. In der Küche zogen wir Emma einfach das Kleid aus. Sie wehrte sich und schrie und schimpfte, aber wir kümmerten uns nicht darum, und die alte Köchin sagte nur: „Wie ist das möglich!" Emma sah in ihrem Zorn und ohne ihr Kleid reizend aus.
Na, und dann haben wir den Pudding sachgemäß entfernt und Emma das Kleid wiedergegeben. Nicht wahr, das ist eine lustige Geschichte, aber auch ich habe meine Strafe zahlen müssen, denn ich habe Emma dadurch so gut kennengelernt, daß ich sie ein Jahr darauf heiratete.

Hermann wurde auf Grund seiner Darlegung einstimmig zum „Sieger" erklärt und hatte am heutigen Abend alle Getränke umsonst.



(Fr. Bilek)

GLATZE BEVORZUGT

VON JOSEF ROBERT HARRER

Der Maler Knesling hatte uns versprochen, einen netten Kollegen in unsere Runde einzuführen. Gestern abend, als wir im wenigsten daran dachten, erschien er mit ihm. Er sagte:

„Das ist Hubert Plasser, bekannt durch seine Holzschnitte und —" — „Verlacht ob seiner Rekordglatze!" ergänzte Plasser den Satz.

Er war uns sofort sympathisch, er, über dessen freundlichem Gesicht die schönste Glatze glänzte, die je die Lichter eines Wiener Kaffeehauses widergespiegelt hat. Wir kamen ins Gespräch. Erich meinte: „Bester Herr Plasser, Sie sind doch noch jung! Warum machen Sie nichts gegen die Glatze? Sie bürdet Ihnen doch Jahrzehnte auf, die Sie noch nicht gelebt und —"

„Geliebt haben, nicht wahr?" sagte lachend der Mann, indem er über die Politur seines kahlen Schädels streichelte, ohne daß seine trainierten Finger dabei ausrutschten. „Sie werden doch nicht wollen, daß ich gar eine Perücke tragen soll!" — „Warum denn nicht?" fragte Erich.

„Eine Perücke? Perücken erkennt man doch auf zehn Schritte schon!"

„Das ist eine irrige Ansicht! Ich habe im letzten Sommer einen Herrn getroffen, der eine so vollendete Perücke trug, daß er mit ihr eine Wette gewann. Er behauptete, daß er zum Friseur gehen werde, um sich die Haare schneiden zu lassen, ohne daß dieser, der doch ein Fachmann in solchen Dingen sei, bemerken werde, daß er einer Perücke die Haare stutze. Der Herr gewann die Wette; denn der Meister mit Kamm und Schere schnitt ihm die Haare, ohne zu bemerken, daß der Herr eine Perücke trug. So wunderbar war die Perücke gearbeitet und so angegossen passte sie auf den kahlen Schädel."

„Unglaublich!" erwiderte Plasser. „Eine solche Perücke ist eben ein selten gelungenes Kunstwerk! Man erkennt aber eine Perücke auch daran, daß die Haare sich nie ändern, daß sie nie nachwachsen!"

„Halt!" unterbrach ihn Ferdinand. „Auch dagegen gibt es Abhilfe! Ich habe von einem Fall gehört, der sich vor Jahren an der Riviera abgespielt haben soll. Dort machte ein Herr die Bekanntschaft einer sehr schönen Dame, die, wie sich bald im Gespräch ergab, eine unheimliche Abneigung gegen Männer mit Perücken hatte. Der Herr hatte selbst das Gespräch auf dieses Thema gebracht, weil er eine Perücke trug. Da er stets den Einwand befürchtete, den Sie eben gemacht haben, hatte er immer drei Perücken bei sich, eine mit ganz kurzen Haaren, so als wäre er eben vom Friseur gekommen, dann eine mit längeren Haaren und eine dritte Perücke mit Haaren, die dringend nach einem Haarschnitt verlangten. Als er die Dame kennenlernte, trug er Perücke zwei, eine Woche später vertauschte er sie gegen Perücke drei. Sie saßen auf der Terrasse des Hotels; da sagte er: ‚Entschuldigen Sie, bitte! Ich habe ganz vergessen! Ich muß mir schnell die Haare schneiden lassen!' Er ging ins Hotel zurück, während die Dame glaubte, er begebe sich zum Friseur, und kam eine Viertelstunde später mit Perücke eins zurück. So hielt er die Dame die ganze Zeit über in einem Glauben, der alles eher zum Inhalt hatte, als daß ihr Verehrer eine Perücke trage."

Plasser schüttelte den glitzernden Kopf. „Fabelhaft, wirklich sehr schlau! Aber trotzdem kann ich mich nicht entschließen, eine Perücke zu tragen. Die Glatze ist mir lieber. Ich trenne mich nicht von ihr; ich würde ja sonst meine Rente verlieren." — „Welche Rente?" fragten wir erstaunt.

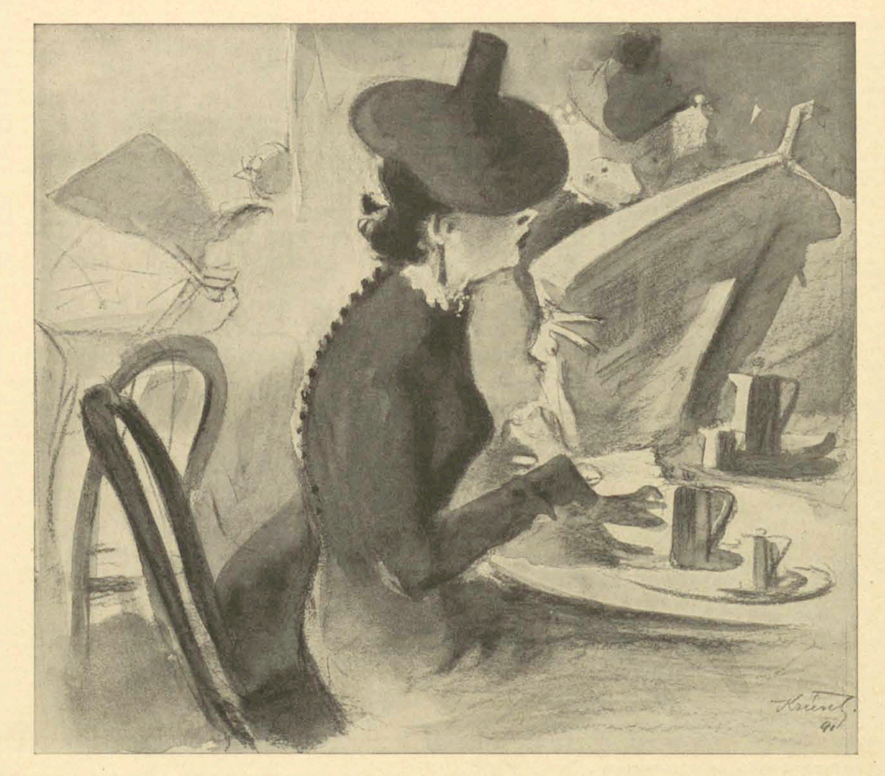
„Lassen Sie mich erzählen! Als mir die Haare bedenklich auszugehen begannen, riet mir ein Friseur seine Erfindung an, ein garantiert wirkendes Haarwuchsmittel. Ich wehrte ab, da geriet er in Aufregung. Er versprach mir eine Monatsrente von 100 Mark, wenn sein Mittel im Laufe von drei Monaten nicht wirken sollte. Ich ging darauf ein. Und was meinen Sie, daß geschah?"

„Das Mittel nützte nichts!" riefen wir im Chor, einig wie nie.

„Im Gegenteil! Das Mittel war tatsächlich ausgezeichnet. Schon nach fünf bis sechs Wochen

Im Café

(R. Kriesch)



„Ah, da schau her — dein geschiedener Mann heiratet zum dritten Mal, Gerda!"
„Na viel Glück — ich hätte ihn schon beim zweiten Mal nicht mehr genommen!"

In caffè: "Oh, guarda un po', Gerda, che tuo marito divorziato prende moglie per la terza volta!„ — "Buona fortuna! . . . Io non l' avrei preso nemmeno alla seconda volta!„

sproßten die Haare, mein Schädel glich einer Wiese im ersten Frühling, nur die Farbe war etwas anders. Da überlegte ich. Und ich kam zu dem Entschluß, daß 100 Mark, mühelos verdiente 100 Mark im Monat mehr wert seien als eine schöne Mähne. Also: Glatze bevorzugt! Ich ließ und lasse mir zwar von dem Friseur allwöchentlich mit seinem Mittel den Schädel einreiben, aber ich ließ und lasse mir auch, wenn es nötig ist, von einem anderen Friseur den Schädel rasieren! So komme ich zu schönen 100 Mark! Und mit meiner Glatze habe ich mich längst abgefunden. Sie werden mich doch nicht verraten, meine Herren, da ich jetzt zu Ihrer Runde gehöre, mich, den Freund Ihres Freundes Knesling!"

Wir rückten von dem merkwürdigen Menschen ab. Wir verstanden unseren Freund Knesling nicht, daß er sich mit einem solchen Betrüger überhaupt abgeben konnte. Plasser bemerkte sofort, daß wir unangenehm berührt waren. Er sagte lachend: „Ich kann mir denken, wie Sie jetzt über mich urteilen! Daß ich ein Betrüger bin, nicht wahr? Oh, schütteln Sie nur nicht den Kopf! Aber ich bin kein Betrüger; denn das Geld bleibt in der Familie. Ich habe nämlich die Tochter des Friseurs geheiratet. Der Vater, sonst ein Geizhals, hat ihre Mitgift derart gekürzt, daß wir sie eben mit Hilfe meiner Glatze hereinbringen, meiner Glatze, die eigentlich keine ist!"

Wir lachten erleichtert auf. Erich meinte: „Und warum haben Sie denn mich und Ferdinand die Perückengeschichten erzählen lassen und nicht gleich Ihre Geschichte gebracht?"

„Ach", erwiderte Plasser, „Menschen mit einer Glatze sind gutmütig. Die hören ganz gerne zu, wenn andere reden!"

EROTICA

Bist du nicht schön von Angesicht,
Mein liebes Kind, verzage nicht:
Dreh' dich energisch in der Taille
Und zeig' die Kehrseit' der Medaille!
Denn glaub es: auch ein schöner Nacken
Kann manche Männer seelisch packen! W. U.

DER DRAMENDICHTER

Ich will ihn mal beschreiben: Er ist dürr und lang wie ein Monolog, mager wie eine Fabel. Sein Blick ist unbestimmt wie eine Exposition und geheimnisvoll wie die Peripetie. Und da seine ganze Erscheinung wie eine Tragödie wirkt, könnte man ihn auch in Akte einteilen, und zwar könnte man seine Beine, mit denen er in die Literatur eintrat, als ersten Akt ansehen, seinen Bauch, der sich konkav an die Wirbelsäule anlehnt, als zweiten Akt, den inhaltsreichsten dieses Ganzen, den durch seine Leere gekennzeichneten dritten Akt könnte die Brust bilden und den vierten, den Schluß der Tragödie, sein Kopf.

Er lief durch Belgrad wie besessen auf die Jagd. Er mußte heute noch irgendeinen fangen, dem er sein Schauspiel vorlesen kann. Es waren schon fünf Monate her, seit er es vollendet hatte, und noch war es ihm nicht gelungen, es jemanden vorzulesen. Da traf er einen Bekannten, einen ungekämmten Lyriker, den er aus tiefster Seele schon deswegen beneidete, weil er seine „Schöpfungen" in der Tasche tragen konnte.

„Wohin des Wegs?" fragte der Dramendichter mit dem finsteren Tonfall, mit dem sein Held etwa im vierten Akt sprechen würde.

„Ach", antwortete der Lyriker, „die Leute sind doch zu unbarmherzig! Seit heute früh versuche ich, mir einen Dinar zu pumpen. Ich bin mit Haaren bewachsen wie ein Waldmensch. Ich wollte mich rasieren lassen — aber..."

In der Seele des Dramendichters blitzte ein böser, ein abscheulicher Gedanke auf. In diesem Augenblick hatte sein Gesicht den Ausdruck des Intriganten aus dem zweiten Akt seiner Tragödie, durch dessen Schuld am Schluß des fünften Aktes sieben Personen unschuldig ums Leben kommen. Mitleidlos maß er den ausgehungerten, unrasierten, vollkommen ahnungslosen Lyriker mit den Blicken und sagte ihm sanft im Tonfall der erwähnten Rolle:

„Ich könnte dir helfen."

Die Züge des Dichters erhellten sich wie in den glücklichen Momenten, wenn ihm ein neues Lied einfiel. Er riß den Mund auf und hielt die Hand hin, um den Dinar entgegenzunehmen.

„Geld habe ich keines, aber ich kann dich rasieren."

Der Lyriker war ein wenig enttäuscht, weil ihm im Grunde gar nicht so viel am Rasieren lag als an dem Rest, den er auf den Dinar herausbekommen hätte. Aber dann erinnerte er sich an eines seiner schönsten Gedichte, das mit den Worten schloß: „Lieber etwas als gar nichts." So folgte er dem Bühnendichter in seine Wohnung.

Und nun spielte sich eine echt dramatische Szene ab. Der „Lyrische" setzte sich auf den Stuhl, und der „Dramatische" drapierte ihm ein Handtuch um den Hals und begann ihn einzuseifen. Dann zückte er das Rasiermesser mit einem so blutgierigen Ausdruck wie der eifersüchtige Ehemann im fünften Akt seiner Tragödie, spannte die Haut des Lyrikers, strich ein-, zwei-, drei-, viermal drüber, und unter dem Schaum wurde die glänzende lyrische Haut sichtbar. Der „Dramatische" hielt das Messer hoch und kniff ein Auge zu. Er war mit seiner Arbeit zufrieden, die linke Seite des Dichters war rasiert. So knickte er denn das Rasiermesser wieder zu, ging ins Nebenzimmer und kam mit dem Manuskript wieder zurück.

„Was ist das?" erschrak der Lyriker. — „Ja, weißt du, ich wollte dir meine Tragödie vorlesen."

„Nein, um Gottes willen, Bruder", schrie der Lyriker auf. „Ich habe keine Zeit."

„Wir sind schnell damit fertig", entgegnete der andere.

Dem Lyriker kam der Gedanke, sofort zu fliehen, er maß mit einem Blick den Abstand bis zur Tür, aber — fiel ihm in diesem Augenblick ein — es war ja nur die eine Gesichtshälfte rasiert, die andere war bloß eingeseift, und hilflos sank er in den Stuhl zurück.

Inzwischen hatte der „Dramatische" bereits das Manuskript aufgeschlagen und mit dem ersten Akt begonnen, während der „Lyrische" im Stuhl zurückgelehnt, ausdruckslos, vor großer Angst ganz starr dreinschaute wie jemand, den man auf der Bahre in den Operationssaal trägt.

Der andere ist schon im ersten Akt drin, und seine monotone Stimme klingt dumpf wie eine Totenglocke. Er liest, liest, liest, liest. — Er liest gierig, wie ein todhungriger Mensch fressen würde.

Und das halbrasierte, halb eingeseifte Opfer sitzt hilflos auf dem Stuhl und rollt mit den Augen. Erst hatte sich der Ärmste bemüht, den Zeiger der Uhr an der Wand zu verfolgen, sich dann aber voller Abscheu von dem Folterwerkzeug abgewandt, das mit dem Dramendichter im Bunde zu sein schien, nur um ihn zu quälen. Dann starrte er stumpf auf eine Fliege an der Decke, ihre Bewegungen aufmerksam verfolgend. Dann fielen ihm die Augenlider zu, einmal, zweimal — das dritte Mal blieben sie zu — er war eingeschlafen.

„Nein, das geht nicht!" schrie der Dramendichter, als er das bemerkte, und schüttelte ihn wie einen Rekruten beim Militär. „Du hast die schönste Stelle verpaßt. Wir müssen zurückschlagen und die siebente Szene wieder lesen." — „Ich habe sie doch gehört!" — „Nein, du hast sie nicht gehört!"

Und der Dramatiker schlug neun Seiten zurück, was für das arme Opfer bedeutete, daß an Schlafen gar nicht mehr zu denken war. Er riß die Augen weit auf und ergab sich wieder in sein Schicksal.

Es verging eine Stunde, es vergingen deren zwei, drei, vier, fünf, sechs Stunden. Sechs Stunden hatte jener vorgelesen und war noch immer nicht fertig.

Der „Lyrische" blickte auf den Rest ungelesener Blätter und seufzte tief. Dieser Rest ließ noch immer kein baldiges Ende voraussehen. Er machte eine verzweifelte Bewegung mit der Hand, als wollte er um Gnade flehen. Da berührte er zufällig den unrasierten Teil seines Gesichts und fühlte, daß ihm bereits ein neuer Bart gewachsen war.

Kaum wurde er sich dieser tröstlichen Tatsache klar, als er das Handtuch ergriff, sich die Seife von der anderen Gesichtshälfte abwischte und verzweifelt zur Tür stürzte wie einer, der vor einer Überschwemmung davonläuft.

(Aus dem Serbischen von Sava D. Zeremski)

ERLEBNISSE AUS DEM JENSEITS

VON KATRIN J. MALLER

Ich habe Europa, Asien, Nord- und Südamerika, Afrika und Australien, kurzum die ganze Erde mit ihrem Leben und Treiben überaus satt. Von jedem Fleckchen gibt es Reisebeschreibungen, Kulturfilme und riesige Reklameplakate in Bahnhofshallen und Reisebüros. Wie schon gesagt, ich habe das alles restlos satt! Ich möchte etwas Neues! Etwas, wovon es noch keine Baedekerabhandlungen und Reklamekataloge gibt!

Es ist schwer, im 20. Jahrhundert etwas Geeignetes zu finden. Nach langem Überlegen hatte ich etwas, das Jenseits! Um dahin zu gelangen, kaufte ich mir einen Revolver und erschoß mich. Ein kurzer Stratosphärenflug — und ich war am Ziel meiner Wünsche! Zuerst traf ich da den alten, in Wetterfragen oft mißverstandenen St. Petrus. Er lehnte lässig an der Himmelstür und lächelte mir freundlich entgegen: „Na, Froilein, was wollen Sie denn?" fragte er, während ich ihn gebührend bestaunte. „Gerne 'mal den lieben Gott besichtigen", antwortete ich. Er: „Aber bitt' schön. Entree zehn gute und zwei sehr gute Werke!" Ach, du lieber Himmel!!! Die hatte ich ja nun leider zu Hause auf dem Nachttisch liegen lassen. Ich flehte, mich doch so hereinzulassen! Es half nichts: „Bedaure", er lächelte jetzt weit weniger freundlich, „ich habe strengste Weisung, niemanden ohne Entree hereinzulassen. Es hat sich schon zuviel Kroppzeug hereingeschlichen. Gehen Sie doch einmal zu Herrn Luzifer, der hat eine andere Valuta. Vielleicht haben Sie für den etwas Passendes!" Ich spannte also meine Flügel aus und ließ mich senkrecht in die Tiefe fallen. Mister Luzifer war gerade beim Fünf-Uhr-Tee. „Ah, meine Gnädigste!" Er stand sofort auf, als er mich sah, und kam auf mich zu. „Was führt Sie zu mir?" — „Ich möchte mich auf unbestimmte Zeit bei Ihnen einlogieren. Sie haben doch noch etwas frei?" Herr Luzifer bejahte eifrig. Er zog sein großes Notizbuch aus der Tasche, um sich über meinen Lebenslauf zu orientieren. Langsam zog er seine Augenbrauen in die höchsten Höhen und ich wandte mich interessiert dem Studium des Teppichmusters zu. Endlich klappte er sein Buch zu und erklärte mit bedauerndem Achselzucken: „Ganz untalentiert sind Sie nicht, nein! Aber Sie hatten oft, ich möchte sagen für unsere Begriffe zu oft, Skrupel! So etwas würde in der Betriebsgemeinschaft hier stören. Man könnte das als Sabotage betrachten! Sie verstehen, es tut mir leid..." Wieder ein bedauerndes Achselzucken. Luzifer legte seinen schönen, langen Schwanz über den Arm zum Zeichen, daß die Audienz beendet sei. Ich erhob mich sichtlich geknickt. Liebenswürdigerweise begleitete er mich noch bis zur Tür und machte mich auf das „Auslandsinstitut für Seelenwanderung" aufmerksam, das gegenüberlag.

Leichtgehobenen Mutes ging ich also dahin. Ein älterer Herr mit einem großen Turban empfing mich und fragte nach meinen Wünschen. „Ich möchte gerne eine passende Maske für meine Seele", erwiderte ich, worauf mich der beturbante Herr in einen Salon führte, in welchem lauter ausgestopfte Tiere herumhingen und -standen. „Haben Sie vielleicht ein Lunovis (Luna = Mond, Ovis = Schaf)?" fragte ich höflich. Es gab wohl eins. Leider war es nur in einer einmaligen Ausführung vorhanden und z. Zt. vergeben. Damit mich der Besitzer des Salons besser beraten konnte, zog ich meine Seele aus der Handtasche hervor und reichte sie ihm. Von der langen Reise war sie schon etwas zerknittert. Ich war immerhin schon an die Porta Coeli und bei Luzifer zum Fünf-Uhr-Tee gewesen. Doch die Konturen konnte man noch deutlich erkennen. So riet mir der freundliche Herr zu einer Kreuzung von Damwild und Kanin mit einem Schuß ochsis hornis, an der in dem Institut gerade gearbeitet wurde. Das erste Muster sollte in rund zweihundert Jahren gebrauchsfertig sein.

Zweihundert Jahre!!! Für drüben keine lange Zeit, denn da fällt mit jedem Kalenderblatt ein Jahrhundert! Ich dachte wohl noch zu irdisch und befürchtete, in der Zwischenzeit vor Langweile umzukommen, und so schlug mir der alte Herr einen kleinen Spaziergang vor, um die Zeit zu überbrücken. Wege gibt es da keine, und um eine einheitliche Richtung zu haben, hielt ich mich geradeswegs nach Osten.

Erst kam ich an einem Buddha vorbei, dem ein anziehendes Lächeln um die Lippen spielte und drei Weisheitsbauchquetschfalten ein unbedingt interessantes Äußeres verliehen. Nicht weit entfernt von diesem Buddha wehte der Schleier des Bildes von Sais lose im Winde der Erkenntnis hin und her. Erinnerungen an meine Schulzeit tauchten auf, indes ich weiterschwebte. Mir standen ja zwei Jahrhunderte zur Verfügung, und die wollte ich ausnutzen. Ein großes, einfaches Haus erweckte meine Aufmerksamkeit. Über dem Portal stand „Nirwana". Neugierig öffnete ich die Pforte und trat in eine große Halle ein. Da sah ich gerade noch das Bild von Sais ohne Schleier, dann war ich schon aufgelöst.

Luv und Lee / Von Hans Duis

Es steht in Blankenese
ein Haus an der Elbchaussee,
da schaun zwei schöne Mädchen
tagtäglich nach Luv und Lee.

Die eine schaut nach Norden
mit Schiffen, die seewärts fliehn,
die andre nach Sankt Pauli
mit Schiffen, die heimwärts ziehn.

Die erste, die heißt Jenny
und ist schon verheiratet,
die zweite, die heißt Heike
und liegt noch allein im Bett.

Zur Basis zurückgekehrt

(Wilhelm Schulz)



„Ihr Sohn ist Fallschirmjäger, da können Sie ja von Glück reden, aber meiner ist bei der Londoner Feuerwehr!"

Ritornato alla base: "Vostro figlio è paracadutista e potete già chiamarVi fortunata, ma il mio fa il pompiere a Londra!„

WIEDERSEHEN BEI FAUST

VON JO HANNS RÖSLER

Ich saß im Burgtheater. Es war eine Festvorstellung von Goethes „Faust". Unmittelbar vor mir saßen zwei Herren, die entfernt verwandt waren, sich aber zehn Jahre nicht gesehen hatten und die der Zufall just in Goethes „Faust" zusammenführte. Ich aber lauschte nicht mehr den Vorgängen der Bühne, ich schrieb fein säuberlich das Gespräch der Zwischenakte mit, das jedesmal sofort anhub, sobald sich der Vorhang gesenkt hatte.

Nach dem Vorspiel im Himmel:

„Ja, was sehe ich denn da? Nun schlägt's dreizehn! — Hermann? Du, mein Rabe? Wie kommst du denn hierher? Das ist ja toll! Ich denke schon die ganze Zeit, bist es oder bist es nicht — mich laust der Affe! Du bist es effektiv! Der Goethe muß das direkt geahnt haben, daß wir zwei uns heute abend hier treffen — ‚von Zeit zu Zeit seh ich den alten Herrn' — das ist jetzt auch schon wieder zehn Jahre her, daß wir uns nicht gesehen haben — übrigens, kennst du dich da aus, ich bin ganz im Bilde — bei dem Vorspiel auf dem Theater vorhin: war das der Autor des Stückes persönlich?"

Nach dem ersten Akt:

„Das ist ja wirklich ganz großartig, daß wir zwei uns mal wieder begegnen! So ein Zufall! Ich freue mich ganz kolossal! Wie geht es denn immer? Was macht die Kunst? Noch immer in Honig? — Schönes Stück, was? Prima Aufführung! Na und der Osterspaziergang? Der ist nicht von Pappe, man kriegt direkt Lust aufs Freie! Sag mal, Hermann, warst du nicht vorige Ostern auf der Zugspitze? Siehste, Kummers haben euch oben getroffen und es uns erzählt — du kennst Kummer nicht? Natürlich kennste Kummern! Das ist doch der, der auch so einen Pudel hat — ja, den Kummer meine ich. Na und wie geht es deiner lieben Frau? Grüß sie recht, recht herzlich von mir — wir reden oft von euch — manchmal ist es uns direkt, als müßte die Tür aufgehen und ihr müßtet hereintreten auf Besuch — ich kann dir gar nicht sagen, wie ich mich freue, daß wir uns einmal wiedersehen! Schade, daß deine liebe Frau nicht mit dabei ist! Aber jetzt machen wir nicht wieder eine so lange Pause, heute abend, wenn der Rummel hier vorüber ist, feiern wir unser Wiedersehen! Du, ich weiß einen tollen Laden hier — türkisch, echt — — —"

Nach dem zweiten Akt:

„Sag mal, Hermann, das ist mir vorhin gerade eingefallen, wie geht es denn eigentlich deiner Tochter Grete? — bitte, ich bitte dich, unter Verwandten — ich weiß, Margot nennt sie sich und Grete heißt sie — du, die muß doch schon an die — warte, laß mich mal schnell rechnen — also an die dreißig Jahre ist die Grete jetzt mindestens — die Grete auf der Bühne ist übrigens auch älter als sie aussieht, die ist nur so auf jung zurechtgemacht — schade daß deine Frau nicht mit da ist, die versteht auch immer, aus sich was zu machen — also was macht die Grete? Ich habe vorhin daran denken müssen, wie die oben auf der Bühne den Schmuck gefunden hat — ich habe doch damals auch deiner Tochter zur Konfirmation die silberne Halskette geschenkt — ich weiß nicht, ob du dich noch entsinnst, solche Sachen vergißt man gerne — sag mal, hat die Grete eigentlich geheiratet? Noch immer nicht? Da wird es aber höchste Eisenbahn, mein lieber Hermann! Oder hat sie Vermögen? Ich bitte dich, warum nicht? Heute verschiebt sich das in Nullkommanischt! Wo du angefangen hast mit deinem Kunsthonig — draußen in der Vorstadt — und heute? Heute sitzt du bomforzionös ganz vorn bei einem Klassiker und früher hat sich deine Frau bei meiner Frau den Roman aus der Pirnaer Zeitung ausgeborgt. Ich weiß noch wie heute — wie ich einmal mit der Zeitung verschwunden bin, ist mir deine Frau nachgelaufen und hat an die Tür gebumbert und gerufen: Herr Richard, ich habe den Roman noch nicht gelesen!"

Nach dem dritten Akt:

„Ist dir nischt aufgefallen, Hermann? Nein — gar nischt? Mir schon! Hast du gehört, wie der Faust mit Vornamen heißt? Heinrich heißt er, jawohl, Heinrich! — Fällt dir dabei gar nischt auf? Kennst du keinen Heinrich? Wer heißt denn noch so? In der Verwandtschaft! — Na also! Jawohl, mein Sohn heißt Heinrich! Ich täte mich an deiner Stelle einmal wenigstens beiläufig erkundigen, wie es dem Heinrich geht! Das gebietet schon die pure Höflichkeit! Das nützt dir gar nischt, wenn du in Goethe gehst — erst kommt der Benimm und dann erst die Bildung! Und jetzt ist es mir auch wie Schuppen von den Augen gefallen, jetzt weiß ich, warum wir uns jahrelang nicht gesehen haben, jetzt steht alles wieder haarscharf spiegelglatt vor mir — komisch, daß ich gerade neben dir im Faust sitzen muß und daß zufällig im Faust auch ein Gretchen und ein Heinrich vorkommen — du weißt nicht, wo ich hinaus will? Dann werde ich es dir flüstern: damals wollte mein Heinrich eure Grete heiraten, aber da war euch mein Heinrich nicht gut genug, da hat deine Frau, die bissige Urschel, zu meiner guten Frau — —"

Nach dem vierten Akt:

„Hier biste gerührt, aber damals, wo du die Kinder auseinandergerissen hast, nur weil wir einen offenen Laden hatten und du Fabrikant warst, da hast du auf dem hohen Roß gesessen! Da waren wir — ein Dreck waren wir! Da war keiner gut genug für eure Grete, da habt ihr auf einen Fürsten gewartet und jetzt hockt sie daheim mit ihren drei-

Bäume im Märzmond

Von Gottfried Kölwel

Nacht stehn die Bäume in der Nacht,
wie sie der Schnee verließ,
der Mond am Himmel zeichnet sacht
ihr Abbild auf den Kies.

Noch starren sie, verwirrt und schwarz,
skeletthaft anzusehn,
im Holze doch steigt schon das Harz,
um atmend zu verwehn.

Sie tasten wie im Traum durchs Licht,
die Zweige ausgespreizt,
doch wagen sie zu knospen nicht,
obschon zur Luft gereizt.

Des Mondes Kühle hält sie leis
noch in den Schlaf gebannt,
indes sich süß von Reis zu Reis
schon das Erwachen spannt.

So stehen und so warten sie,
zum Lichte hingestreckt,
bis endlich sie die Melodie
des Frühlings ganz erweckt.

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Okt. 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

unddreißig Jahren, wenn's reicht! Aber das geschieht euch ganz recht! Mit der Nase im Himmel und mit dem Arsch auf dem Kunsthonig! Worauf hinaus denn, bitte, worauf hinaus? Jetzt weiß ich auch, warum wir uns so lange nicht gesehen haben! Jetzt weiß ich, warum wir das Band der Verwandtschaft für alle Ewigkeiten zersägt haben! Und gerade neben dich komme ich bei einem Klassiker zu sitzen! Wenn ich meine Frau dabei hätte, die würde dir noch ganz andere Dinge sagen! Ich habe bloß nicht mehr daran gedacht, aber ich habe gleich gewußt, wie ich dein dämliches Gesicht neben mir sah, irgendwas stimmt da nicht! Aber damit du zerspringst und es daheim deiner Alten als Neuigkeit mitbringen kannst: Ingenieur ist mein Heinrich geworden, jawohl, Ingenieur! Und deine Grete? Sechsunddreißig Jahre ist sie geworden und weiter nischt! — So und jetzt gehe ich! Den ganzen Kunstgenuß hast du mir verkorkst!! Die achtmarkfünfzig sind perdüh! Und wem verdanke ich das wieder? Dir aus der buckligen Verwandtschaft! Aber da kennst du mich schlecht — du denkst, ich bleibe noch eine Minute länger neben dir sitzen? Nicht in die Lamäng! Sieh du dir das Schicksal deiner Grete ruhig allein an, hast ja gehört, wie es geht: und wenn dich erst der eine hat, dann hat dich gleich die ganze Stadt! Deine Tochter mit ihren vierzig Jahren wird auch nicht ihre Blüte heimlich haben verwelken lassen — laß mich durch, los — sitzt da wie der Pfarrer von Kirchfeld — ich gehe jetzt in den türkischen Salon — und das eine kann ich dir noch flüstern: so einen Krampf wie die Brüder hier oben machen — einmal und nicht wieder! — mit dem Faust können sie mich in Zukunft buckelfünfern! Mahlzeit!"

Nach dem fünften Akt:

Zwei Herren rennen stumm, ohne Abschied, zur Garderobe.

Auf ihrem Platz bleibt ein zerknittertes Textbuch zurück. „Goethes Faust" steht darauf.

LIEBER SIMPLICISSIMUS



(O. Nückel)

Ich war zu Gast bei einer Wiener Familie. Dort hatte man am Tag zuvor eine neue Köchin aufgenommen. Der Hausherr machte eine unfreundliche Bemerkung über sie. Die Hausfrau aber hob erschrocken die Hand.

„Karl! Karl! Wir machen doch erst unseren Probemonat! Du weißt ja noch gar nicht, ob sie uns behält!" J. H. R.

Als ich dieser Tage meine Fleischration besorgte, stand Frau Wotruba — Frau Wotruba war einmal meine Hausfrau — stand also Frau Wotruba, die Fleischkarte in der Hand, vor dem Ladentisch und stieß plötzlich einen jämmerlichen Seufzer aus. „Aber, Frau Wotruba", sagte ich, „wer wird denn gar so seufzen!"

„Oh, du mein, Sö san aa do!" Frau Wotruba ließ ihre Äuglein über Kalbfleisch, Rindfleisch, Schweinshaxen, Leberwürste, Schweinernes und einen inmitten seiner einstigen fetten Herrlichkeit ruhenden Schweinskopf gleiten. „A Kreiz is halt, a recht's Kreiz! ... Wann i des alles so anschaun tua, nachher muaß i immer an mein Alten denken. Zwanz'g Jahr is er jetzt scho tot ... Wissen S', wann er das derlebt hätt', wann er jetzt'n bei mir sein kunnt —"

„Liebe Frau Wotruba —" Ich suche nach ein paar passenden Trostesworten, aber die zutiefst Gerührte schüttelte schmerzlich den Kopf.

„Na, na, da gibt's kan Trost net ... In an so an Fall, als wia den meinigen, da is a Unglück ... Wissen S', mei Alter hat an schwachen Magen g'habt, nix als Milchspeisen hat er vertragen, kan Bissen Fleisch hat er essen derfen — und da muaß i halt immer dran denken, wia schön als des war, wann er jetzt no leben tat ... Da hätt' i zu der meinigen seine Fleischkarten aa no dazua!" H. K. B.

Ein Ehepaar ging durch die Dresdner Gemäldegalerie, der Ehemann vornweg, die Frau, eine üppige achtundfünfziger Figur hinterher. Im Rubenssaal verhielten sie lange und flüsterten aufgeregt miteinander. Dann ging der Ehemann zum Saaldiener.

„Können Sie mir eine Auskunft erteilen?"

„Gern. Worum handelt es sich?"

„Meine Frau hätte gern die Adresse des Malers — sie möchte sich gern von ihm porträtieren lassen — —" J. H. R.

Ich habe ein Aquarium. Gestern bekam ich Nachwuchs. Hundert kleine silberne Fischlein schwammen um das Elternpaar herum. Am Nachmittag besuchte mich mein Mädchen. Sie war erst seit gestern mein Mädchen. Und das war schön. Begeistert blieb sie vor dem Aquarium stehen, betrachtete alles, dann sagte sie:

„Daß ich es dir bei dieser Gelegenheit gestehe, Johannes — ich habe daheim auch eines — —"

„Ein Aquarium?" — „Nein. Ein Kind." J. H. R.

Beunruhigend

(K. Heiligenstaedt)



„Ich weiß Bescheid, gnädige Frau, . . . er liebt die langen schwarzen . . . !"

Tranquillizzante: "Io lo so benissimo, signora . . . Egli ama le lunghe nero-brune . . . !„

München, 12. März 1941
46. Jahrgang Nummer 11

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Internationale Größe

(E. Thöny)

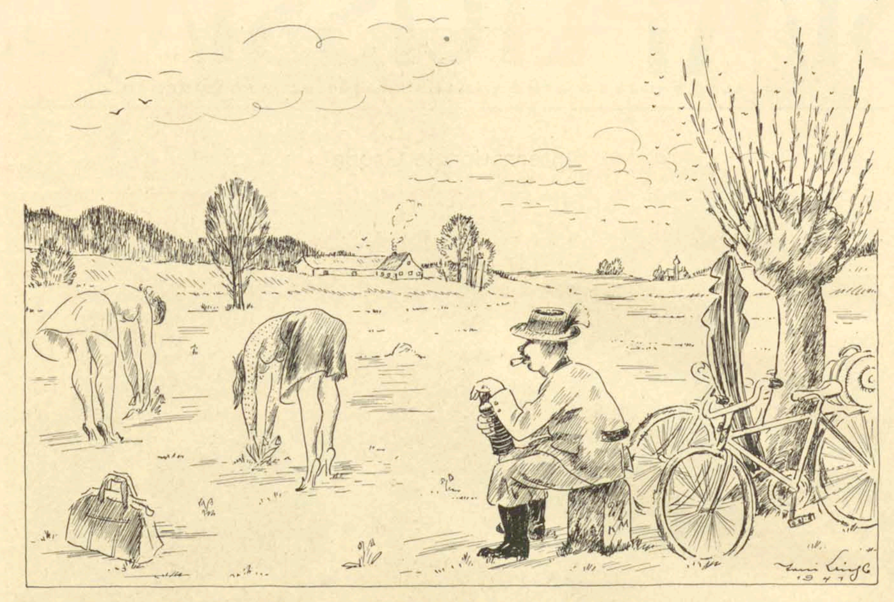


„Ich habe nix Angst vor die Invasion, ich sprechen eine so tadellose Deutsch, daß sie mich halten müssen für eine Landsmann!"

Alto personaggio internazionale: "Io aver niente-paura per invasione; io parlare tanto buono lo tedesco da mi dover prendere per una compaesano!,,

Schneeglöckchen

(Toni Bichl im Felde)



„Wirds dir nicht zu kalt zum Sitzen, Onkel Otto?" — „Nein, nein, ich hab einen ganz guten Platz da...!"

Bucaneve: "Non sarà troppo freddo per te, zio Ottone, lo startene là seduto?,, — "Oh no no! . . . Qui ho un magnifico posto!,,

Die schweren Verwandten

Von Walter Foitzick

Die Verwandten hatten Webers geerbt, das heißt, Webers waren zu ihren eigentlichen Verwandten auf die gleiche Art und Weise gekommen wie andere Leute auch. Aber diese Verwandten hatten sie tatsächlich geerbt. Jetzt standen diese Verwandten im Speicher ihres kleinen Hauses, und einige im Keller, namentlich die ganz schweren. Die Verwandten bestanden nämlich aus Marmor, aus eitel Marmor.

Einst hatten die Bildsäulen Salon und Halle und Eßzimmer in Frau Webers Elternhaus geschmückt. Als der elterliche Haushalt aufgelöst wurde, fielen sie ihnen durch Erbschaft zu. Webers hatten sich nichts Böses gedacht, als sie diese Erbschaft annahmen. Es waren ja Kunstwerke, Kunstwerke von der Hand eines seinerzeit berühmten Künstlers, von dem sogar regierende Fürsten Vorfahren in Stein aushauen ließen und diese mancher Stadt zum Geschenk machten. Würden Sie etwa auf so eine Erbschaft verzichten, wo doch viele reiche Fabrikanten auch ihre Vorfahren und Verwandten damals von diesem Künstler in Stein nachbildeten? Außerdem waren es ja Verwandte, die Großmutter in Carraramarmor und Großvati desgleichen, und einige zu ihrer Zeit strahlend schöne Tanten, wie es in der Familientradition hieß. Sie hatten alle eine sehr unmoderne Frisur, diese Tanten, eine Frisur in carrarischem Marmor. Unten waren Großmuttchen und der Großpapa und die Tanten nicht da, sondern nur oben, sie waren Büsten. Das änderte aber ihr Gewicht keineswegs, denn dafür hatten sie Sockel, Säulen und ganze Felspartien, wieder aus Marmor.

Haben Sie schon mal Marmor gehoben? Wenn ja, werden Sie wissen, daß Marmor sein Gewicht hat. Wo der einmal steht, wächst kein Gras mehr und außerdem muß er dort stehen bleiben, bis drei oder vier geübte Männer kommen und ihn an eine andere Stelle transportieren.

Webers hatten erst gehofft, die Museen würden sich um so schwere Kunst reißen. Sie rissen sich aber nicht, so berühmt war der Künstler denn doch nicht, obwohl seine Denkmäler nur so herumstanden.

In dem kleinen Haus war kein Platz für das Monumentale und so war es eben in den Speicher und den Keller gewandert. Gewandert ist gut, nein, es war gewuchtet worden.

Frau Weber besaß Pietät, sie hing an ihrer Familie, wenn auch nicht so sehr an dem Marmelstein. Sie war dagegen, als ihr Mann einmal den Vorschlag machte, man solle die Plastiken in der Nacht heimlich in den öffentlichen Anlagen geschmackvoll aufstellen. Die Stadtverwaltung würde es nicht merken; man würde sie für ehemalige Bürgermeister oder sonstige Wohltäter der Gemeinde halten und pfleglich behandeln, mit Tulpenbeeten umgeben und dem Schutz des Publikums empfehlen. Nein, das war Frau Weber peinlich. Ein Gärtner könnte es doch einmal merken, und dann würde man nachsehen und finden, daß diese Denkmäler nicht im Führer durch die Kunststätten der Stadt stünden.

Einmal allerdings wurden die Familiendenkmäler in die Wohnung geschafft. Die Laderinnung arbeitete im Schweiße ihres Angesichts. Das geschah deshalb, weil die Witwe des Bildhauers zu Besuch kam. Sie wollte doch einmal die Nachkommen des Mäzens ihres Mannes besuchen, die mit soviel künstlerischem Verständnis das Erbe des Verblichenen bewahrten und sich nicht von ihm trennen wollten.

Was sollten da Webers anders tun? Sie schmückten die Wohnung mit den Bildwerken und den Sockeln. Die Witwe war gerührt. Später sagte Herr Weber, die Kunst müsse wieder fort, er wolle in keiner Siegesallee wohnen.

Onkel Felix schlug vor, die Verwandten in Scheiben zu schneiden und zu Marmorplatten für Nachttischchen zu verwenden. Da hätte man aber Frau Weber sehen sollen, nein, das ginge denn doch nicht, Großmutti im Aufschnitt.

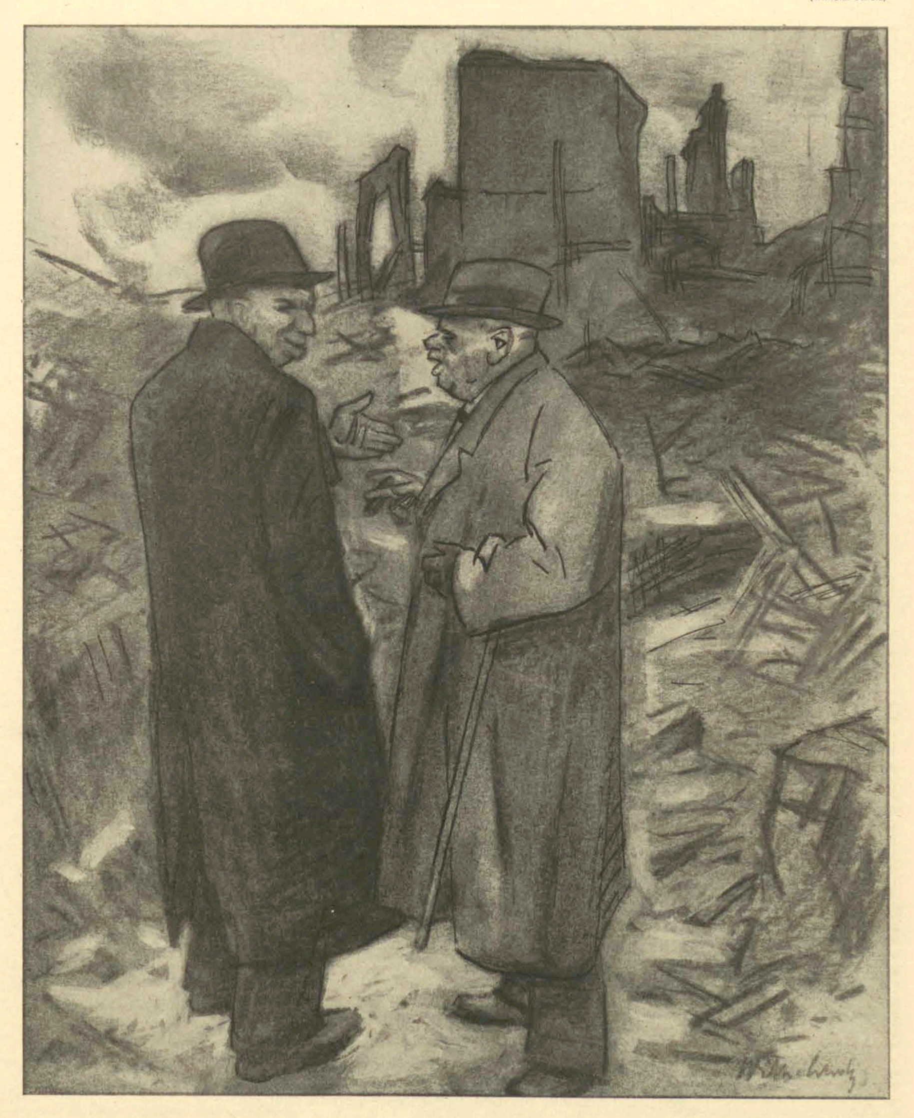
Die Bildhauersgattin hatte übrigens ein ganz vorzügliches Gedächtnis, und es fehlte ihr die große Bronze der kleinen Edith, eine Kinderplastik in Lebensgröße. Diese hatten Webers bei der Metallablieferung geopfert und viel Ehre mit den fünf Zentnern erworben. Der Bildhauersgattin erzählten sie nichts von dieser Ehre, sondern konnten sich an die schwere Edith einfach nicht erinnern.

Jetzt sind die Verwandten wieder fortgeräumt und warten darauf, daß sie wie alles Menschenwerk in Staub zerfallen. Ach, Marmor ist sehr haltbar, manchmal sogar dauerhafter als menschlicher Ruhm.

Eine Hoffnung haben Webers allerdings noch. Vielleicht kommt mal eine Marmorsammlung. Was wird das bei Webers für ein Spenden geben!

Business

(Wilhelm Schulz)



„Die Trümmer gehören schon mir, nach dem Krieg gründe ich eine Ruinenbesichtigungs-A.-G.!"

Business: "Le macerie appartengono già a me. Dopo la guerra fonderò una Società Anonima: 'Visita Rovine,!„

General Frühling

(E. Köhler)



„Da —, mach' dich langsam fertig!" — „Ich kann nicht, ich soll ausgerechnet bei den Engländern General werden!"

Il generale 'Primavera,: "Ecco qui . . . prepàrati pian piano!,,
"Non posso; devo diventar generale e . . . proprio per gl' Inglesi!,,

RUND UM DEN KARPFENTEICH

VON HEINZ STEGUWEIT

Wenn einer karessieren möchte, und er darf nicht, weil die Mutter warnte, er wäre noch zu jung, so ist das nicht sonderlich bitter. Denn sehet, der Sohn, dieser feine Nichtsnutz, hat immer noch die Möglichkeit des süßen Ungehorsams: Er macht dennoch den Arm krumm und führt sein Mädchen ins Grüne, komme was mag. Wenn aber einer karessieren möchte, und er darf's nimmer, weil die eigne Gattin drohte, er wäre schon zu reif, zu vernünftig, womöglich zu alt für derlei Aventüren außerhalb der einmal vorgeschriebenen Wege und Punkte, dann regt sich unser Mitgefühl für den edlen Gefangenen. Wir haben es in dieser Geschichte mit Männlichkeiten beider Sorte zu tun. Denn Fränzel, der heitere Schütze, war an zwanzig Jahre jünger als jener Hauptmann Liburtius, dem er hilfsbereit täglich die Stiebel polierte, blank wie Tafelsilber, muß man wissen. Fränzel war ledig, Liburtius längst ehelicher Genoß, — ihr ahnt die Spannungen, ihr seht schon die sprühenden Funken solcher Nachbarschaft.

Schön ist das Soldatenleben? Langsam, nur Geduld, alles Lebendige vollzieht sich doch in Wellen, dem Gipfel einer Lust folgt jeweils das Tal hurtiger Notwendigkeiten; das Dasein pflegt mehr Gräben als Höhen zu spendieren, und letztlich ist jener Wanderer am glücklichsten gebaut, der auf dem Gipfel immer wieder singen oder lieben kann, so sehr er noch schnaufen muß vom Klettern hierher.

Die Kompanie hatte Gewaltmärsche hinter sich, und der Gang durchs Revier der Splitter, Minen und Kugeln war keine Promenade gewesen. Heuer aber, da die Gefechte ruhten und der Gewinn des Sieges in allen Quartieren gefeiert wurde, sah sich der Hauptmann in den Gemächern jenes flandrischen Schlosses um, das ihm zur Herberge angewiesen war. Nun, eine Wasserburg inmitten schimmernder Buchen, der Teich ein spinatgrünes Süppchen, zuweilen floh eine Ente aus dem Binsicht, und weil der Sommer glomm, schien das geschwinde Spiel der Libellen ein besonderes Fest: Was wußten sie vom Krieg, für Freund wie Feind glitten sie umher, Gott wußte allein, wovon sie sich nährten, die stummen Vögel der Anmut.

Hauptmann Liburtius stand im Erdgeschoß, blickte durchs Fenster auf allen Spaß der Natur: „Fränzel, wir haben es gut getroffen. Und wo wohnst du —?"

„'ne Treppe höher, Herr Hauptmann." Indes er's sprach, kramte er den Koffer aus, der hatte Striemen und Schrammen, ein Vormarsch war eine rauhe Reise. Zugleich entwich dem Munde des Jungen ein Seufzer, so von Herzen gar, wie ein Soldat ihn immer seufzen sollte.

„Kerl, wo klemmt es dich?"

„Ach, die Mädels, Herr Hauptmann, die maledeiten Dinger!" — „Sind keine da?"

„Ei doch. Lauter runde. Wie die Karpfen im Teich. Aber sie sprechen nur flämisch, und ich angele auf deutsch. Wer beißt da an?"

So lächelte er, indes der Offizier lachte. Das war immer so: Die Ledigen lächeln, sie haben alles noch vor sich. Doch die Gebundenen lachen laut, den holden Zauber kennen sie längst und begaben sich der Scheu vor dem Geheimnis.

„Nich lachen, Herr Hauptmann. Ich bin halt dumm." Der Glückliche. Er darf noch, dachte Liburtius. Ich sonne mich im Erinnern, meditierte er außerdem.

Doch der erste Ruhetag blieb nicht ungenutzt. Jeder schrieb nach Hause, der Hauptmann an die Gattin, der Fränzel nach Muttern. Und man sah sich um, die Gärten schwelgten, es musizierte in Hecken und Kronen; wo die Mücken wimmelten, dort sausten auch Schwalben, und die Amseln zupften sich Würmer aus dem Rasen wie weichen Spargel. Ja, und drei flandrische Jungfern kamen des Weges, üppige Schätze mit Kannen voll Milch und Gesichtern voll Kichern oder Gesang. — Unsereins will sich mit dem Anblick begnügen, dachte der Hauptmann, wüßte ich nur die Seufzer meines Fränzel zu salben. Wo steckte der Bursch?

Er sah ihn nicht. Denn weit im andern Winkel des Parks stand der Junge auf einer Brücke aus Birkenholz. Schaute hinab ins Gewässer, wo fette Karpfen dösten, zehnpfündige Gesellen, vollreif zum Schnappen; sie ließen sich füttern mit Krümeln, freilich auch mit Fliegen, die Fränzels Hand schleunig zu haschen wußte. Den Wisch verstand er vom Dorf daheim. Und wie die Karpfen so langsam, so aufreizend träge am Fuß der Brücke sich sammelten, hatte auch der Bursch sein Wähnen und Trachten: Ich will auf alles verzichten, sann er, könnte ich nur meinem Hauptmann gesottenen Karpfen servieren!

So dachte der Ledige an den, der nicht karessieren durfte. Und ging heim ins Schloß, bastelte aus Draht und Kordel eine Angelschnur, lang genug, um spät abends, wenn das Mondlicht ins Gehege schneite, den heimlichen Fang zu versuchen.

Ich erzählte, daß Fränzels Kammer über des Hauptmanns Gemächern lag, genau eine Treppe hoch; wer also unten wohnte, vermochte die Schritte des oberen zu hören, das Gebäude war alt, der Boden dünn, die Landschaft ringsum ohne Donner und Harm.

Genug. Als die zehnte Abendstunde vom Söller klang, stieg der Fränzel ins Erdgeschoß, schloß die Hacken, baute sich auf: „Hat der Herr Hauptmann noch Wünsche?"

„Nee. Geh nur schlafen, hau dich hin, bis morgen."

Und der Junge klomm wieder hinan, parierte aber nicht, löschte vielmehr seine Kerze und legte sich bäuchlings ins Fenster. Drunten glimmerte der Teich, jedes Windchen machte ein Wellchen, und des Mondes Vorwitz sprühte umher. Mit diebischer Behutsamkeit ließ Fränzel die Schnur in den Abgrund rinnen, ein Wurm bog sich schmerzhaft an der Krampe — ach, was da ködern will, krümmt sich beizeiten. Der Angler aber, dem Glück vertrauend, rechnete klug: Find' ich kein Mädel, hol' ich den Fisch. Und hängt mir kein Schatz an der Lippe, soll mir der Karpfen aufs Würmchen beißen. Gott erhalte das Fleisch.

Eines Anglers Geduld pflegt ungeheuer zu sein. Ein Angler mag zwischen Aufgang und Untergang nur eine Ölsardine erben, er lobet dennoch den Herrn. Ein Fischer kann vom Abend bis zur Frühe vergeblich sein Netz bewachen, er spürt doch viel und hebt zu singen an: Wie schön leuchtet uns der Morgenstern! Und kommt eines Tages der gute Fang, segnet der Harrende solchen Preis aller Mühe.

So war es mit Fränzel am flandrischen Fenster. Immer wieder warf er die Kordel aus, wohl zehnmal teilte ein frischer Wurm das Geschick des alten, bis — des Burschen Herz schlug lauter fast als die Mitternachtsstunde vom hohen Gestühl — bis ein Zerren und Zucken den Angler beinah aus dem Rahmen stürzen ließ: Ein Großtier hing am Haken. Da glühten die Ohren, und der Arm packte sich lahm. Eine Viertelstunde ließ Fränzel den Gesellen seine Purzelbäume schlagen, hierher und dorthin floh die Kreatur durchs gepeitschte Wasser, doch ihr Bezwinger lockerte nicht die Kraft. Bald muß er vernünftig sein, rechnete Fränzel, und so war es denn: Zug um Zug holte er die Schnur ins Haus, am Ende zappelte der Fisch, ein Kamerad von artigen Maßen. Schwer wie ein Kalb hing die Last, zwar immer noch voll Trotz, das Tier klatschte oft ans Gemäuer und endlich gar an des Hauptmanns Fenster …

Gestattet ein Atemholen, es scheint hier notwendig. Bedenkt, das Bersten einer Scheibe klirrte durch die Nacht. Und in des Hauptmanns Zimmer, das unter Fränzels Stube lag, klimperten die Scherben umher. So daß der Offizier, vom friedlosen Geräusch aus dem Bette fahrend, nur noch den formlosen Schatten eines Wesens bemerken konnte, das, wie auf einer Leiter aufwärts steigend, nach oben entschwebte: Hol's der Teufel, ein Späher oder Dieb, ein Feind oder was —?

Fränzel aber teilte im oberen Stockwerk nunmehr die Todesangst seines Fisches. Er wußte: Der Karpfen hatte unten ins Glas gehauen, und der Hauptmann konnte bei aller Tiefe des Schlummers solchen Lärm nicht überhören, sintemal doch einige Splitter ins Bett des Offiziers gefallen sein mußten. Was nun, was tun, ach, angelnde Jungens sind helle auch in der Dunkelheit: Fränzel hörte Schritte auf Treppe und Flur, also klappte er sein Bett auf, warf den Karpfen hinnein, sagte „kusch dich", deckte das Bett wieder zu …

… als die Tür geöffnet wurde und der hohe Herr Liburtius auf der Schwelle stand: „Licht machen!" Bleibt gnädig, ihr Engel des Himmels, flehte Fränzel insgeheim. Wortlos suchte er Feuerzeug und Kerze, bis die Kammer im milden Licht des Stearinstummels glänzte. Zwar trug der Offizier nicht Sterne noch Stiefel und nur einen Schlafanzug mit bläulichen Streifen, dennoch salutierte der Angler straff vor dem Herrn. Und da Fränzels Rücken dem Bett zugekehrt war, so daß die blinkernden Augen nicht sahen, was hinter ihnen geschah, begriff des Burschen Seele keineswegs, warum der Hauptmann, von Heiterkeit geschüttelt, nicht schelten und nur noch lachen konnte. War doch der Karpfen humorlos genug, weder zu kuschen, noch sonst sich fromm zu verhalten, vielmehr zappelte er unter der Steppdecke weiter, es sah aus wie ein Strampeln, so ungeduldig, so voll des holden Verlangens.

Da der Hauptmann die Lage erkannt zu haben meinte, lachte er noch immer, anders zwar als am gestrigen Morgen. Das neue Lachen scholl nicht mehr eintönig und verzichtend, es gedieh zu einem Belcanto des Vergnügens, es wurde ein Genuß aus des Herzens sonntäglicher Kammer, denn das halb wache und halb noch schlaftrunkene Auge weidete sich am Streich der Wirklichkeit: „Rühren, Fränzel, rühren. Bist doch ein wahrer Verzeihmirsgott —!"

Zwar nahm der Junge nunmehr bequeme Haltung an, er schmunzelte sacht, wußte aber noch immer nicht, daß hinter seinem Rücken das Bettzeug alleweil sich erregte. Hauptmann Liburtius bewunderte so viel Leidenschaft; also dämpfte er jegliches Ergötzen, es war ja nicht seines Herzens Kundschaft, die er hätte verscheuchen können. Und, die schnöde Tür wieder schließend, hauchte er wohltätigen Tonfalls: „Weitermachen, Fränzel, weitermachen", schlich hinab, das geborstene Fenster elegisch zu bestaunen: Not bricht Eisen, Scherben bringen Glück, und die Liebe ist eine Himmelsmacht.

Drei Tage lang wurde der endlich entschlafene Karpfen in Fränzels Waschschüssel ausgeschwemmt, dann dampfte er, garniert mit Meerrettich und gebrühten Zwiebeln, auf des Hauptmanns Tisch.

„Ich wollte dem Herrn Hauptmann eine Freude machen", schwor der redliche Bursch.

„Es dürfte auf Gegenseitigkeit beruhen", drohte Liburtius und entfaltete die Serviette. Im Schloßpark aber sangen die Vöglein so wunderschön …

Liebeslied / Von Willibald Omansen

Unter Schubiacks und Halunken,
müd im Staub vor Herdentreibern,
sachte bin auch ich gesunken,
und ich hab' mich oft betrunken,
teils an Wein und teils an Weibern …
Bis dein Augenstern gewunken.

Sieh, ich bin ein grimmer Igel,
stachlig, schlangenbissig, wüst,
doch noch flieg' ich über Hügel,
ohne Bügel, ohne Zügel
meistre ich mein Schicksalsbiest.

Liebes Mädchen, liegt das Zöpfchen
dir auch heute brav ums Köpfchen,
bleibst doch ewig mein Idol.
Schicksalhaft und unerfüllbar
lieb ich dich. Schmerzlich. Unstillbar.

Licht in diesem Krämertal!
Zwischen Ramsch und Ausschußware
blühst du als mein Lebensmal.
Rätselseele, wunderbare!
Jauchzend über Gram und Qual
grüß' ich deine neunzehn Jahre.

Der junge Ehemann

(R. Kriesch)



„Sei doch etwas leiser, Fritz!" — „Ich denk ja nicht dran, jetzt wo wir verheiratet sind, freu ich mich über jede Treppenstufe, die ordentlich knarrt!"

Il giovane sposo: "Non far troppo rumore, Fritz!„ "Ma che! Non ci penso affatto! Ora che siamo sposati, ci trovo un gran gusto ad ogni scricchiolata di gradino!„

Eine unmögliche Frau

Von Bela Szenes

Die Frau, die ich als Vorlage für meinen Roman „Eine unmögliche Frau" nahm, hatte ich mehrere Jahre zuvor bei einer abendlichen Geselligkeit auf der Margareteninsel kennengelernt. Sie war wirklich eine unmögliche Frau. Auch ihren Gatten und dessen Freund lernte ich damals kennen. Einige Jahre später begegnete ich der Frau wieder, damals am Wörther See. Es war aber bereits ein anderer Mann in ihrer Begleitung, nur der Freund war geblieben.

Man erzählte mir mancherlei Ungewöhnliches über sie. Ich war in solchen Dingen noch ein Stümper und konnte nicht verstehen, wieso einer Frau, die keine „Stümperin" mehr war, derlei Dinge passieren konnten.

Ich beobachtete die Frau. Sie fesselte mich. Eines Tages meinte sie: „Sie können wirklich einmal auch über mich einen schönen Roman schreiben!" Auch späterhin kam sie noch öfter auf diesen Gedanken zurück. Wir begegneten einander dann in der Folge noch einige Male auf der Straße in Budapest, tauschten einige flüchtige Gemeinplätze „Wie geht es Ihnen?" und gleich darauf: „Küß die Hand!"

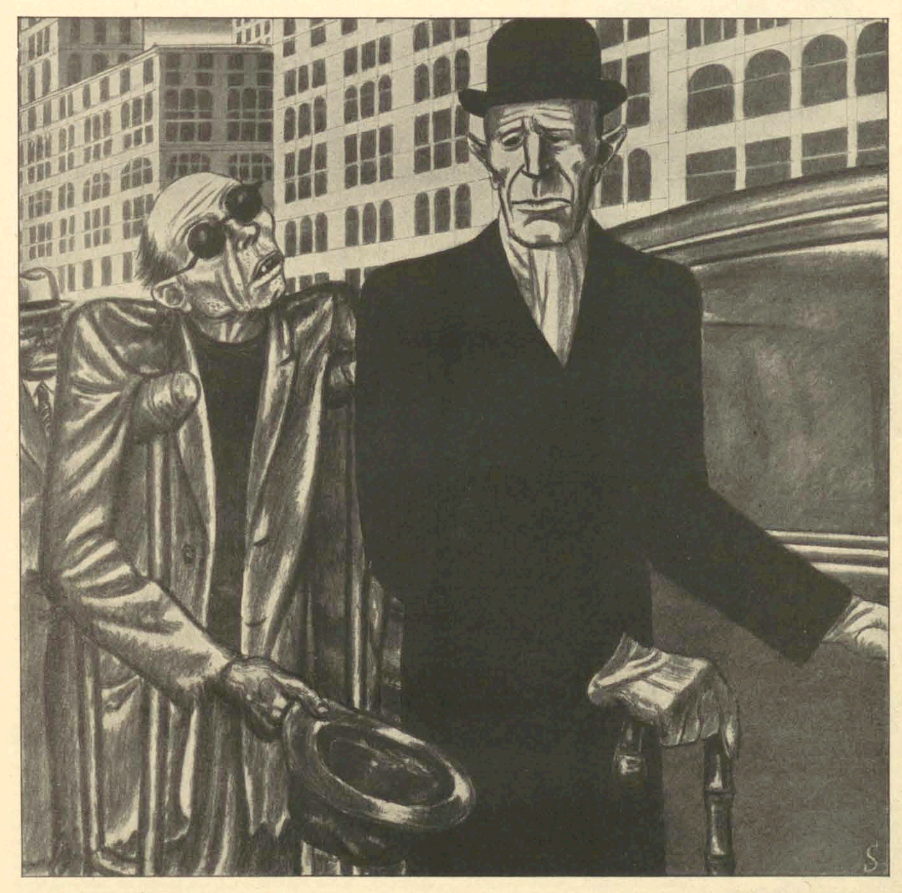
Vergangenes Jahr, an einem Herbsttag, sah ich sie von der Straßenbahn aus. Ich erinnerte mich an ihren Lebenswandel, sowie an alles, was ich über sie wußte. Sie setzte sich in meinen Gedanken fest und war nicht mehr daraus zu vertreiben. Da schrieb ich eines Tages meinen Roman „Eine unmögliche Frau" und war überzeugt, kein Leser würde ernstlich glauben, daß so etwas in Wirklichkeit möglich wäre. Niemand würde daran denken, daß ich da eine wahre Geschichte erzählt hatte. Nur wir beide — ich und die „unmögliche Frau" — würden wissen, daß sich das alles auch tatsächlich zugetragen hatte. Den Namen hatte ich selbstredend geändert und auch sonst die Umstände ein wenig verschoben.

Kaum waren aber in einer bekannten Zeitschrift die ersten Fortsetzungen der „Unmöglichen Frau" erschienen, da meldeten sich zu meiner größten Überraschung dutzendweise Damen, die in der Heldin des Romans sich selbst wiederzuerkennen glaubten und sich aufs äußerste kompromittiert fühlten. Ihrer Tätigkeit nach waren es Schauspielerinnen, Filmdarstellerinnen, Baroninnen, Bankierstöchter, geschiedene Frauen usw. Sie alle stellten fest, in den bisherigen Romanfortsetzungen sei ihre Lebensweise verblüffend getreu wiedergegeben. Die meisten von ihnen wiesen darauf hin, daß bereits ihre Freundinnen, Verwandten, Mütter oder Gatten darauf aufmerksam geworden wären und forderten kategorisch, ich solle ihr Leben nicht weiter behelligen und umgehend jede weitere Veröffentlichung des Romans einstellen. Es gab unter ihnen auch solche, die sich freuten, einer Unsterblichmachung für würdig befunden worden zu sein, und die mir sogar weitere Daten und Einzelheiten zur Verfügung stellen wollten. „Und", fügten sie hinzu, „falls es dem Herrn Schriftsteller vielleicht lieber wäre: eventuell auch gerne bei persönlicher Rücksprache."

Eine der Damen schrieb mir, allerdings ohne ihren Namen zu nennen: „Mein Herr! Ich weiß ganz

Halifax und der Bettler

(Erich Schilling)



„Ich bitte um eine kleine Unterstützung, Herr Kollege!"

Halifax ed il mendicante: "Vi prego, collega, di favorirmi un piccolo sussidio!,,

genau, daß das Ganze nur ein gemeiner Racheakt der Frau W. ist. Die Frau W. hat Sie so genau über alles unterrichtet. Sollten Sie aber die Unverfrorenheit besitzen, auch noch alles Weitere so wahrheitsgetreu wiederzugeben, dann wehe Ihnen und der W."

Allmählich gewöhnte ich mich an diese Briefe und dachte auch nicht mehr viel an meinen Roman. Da traf ich gestern unerwartet „sie" auf der Straße. „Sie", das Vorbild, die Wirkliche, die Dame von der Margareteninsel, die ich als Vorlage für meinen Roman genommen hatte. „Wie geht es Ihnen, mein Bester?" begrüßte sie mich. „Seitdem ich Sie zuletzt gesehen habe, sind Sie ja ein berühmter Mann geworden! Ich las mit Begeisterung Ihren neuen Roman ‚Eine unmögliche Frau'."

Jetzt wurde der Ausdruck ihres Gesichtes plötzlich nachdenklich und ernst. „Sie sind ein schlechter Mensch, ich bin sehr böse auf Sie!"

„Auf mich? Ja, weshalb denn?" brachte ich erbleichend hervor.

„Sie schlechter Mensch!" wiederholte sie und schlug mir neckisch mit dem Handschuh auf die Hand, „wann werden Sie denn endlich auch über mich einen schönen Roman schreiben?"

(Aus dem Ungarischen von H. B. Wagenseil)

Drunter und drüber

Ob blond, ob braun, ob schwarz, ob grau –
Was drunter sitzt, das ziert die Frau.
Das schönste Haar wie Seidenzwirn
Deckt oft ein kleines Großgehirn! W. U.

Kunstbetrachtung

(Jos. Geis)



„Jetzt fällt's mir ein — Herz hätt' i gestern nachspielen müssen, dann hätt' ich 's Solo g'wonnen!"

DAS AALESSEN / VON BASTIAN MULLER

Golden sank die Sonne. Über den Inseln im Fluß hob sich, noch kaum merklich, ein weißer Nebel. Ich wanderte den Fluß entlang, pfiff leise vor mich hin. Ich sah, wie die Rebberge in der Abendkühle, die sich wohltuend ins Tal senkte, dunkel und glänzend wurden. Auf die Weinstöcke fiel nun der Tau.

Nach der großen Flußbiegung sah ich den Kutter nah beim Ufer auf grünem Wasser liegen. Mein Magen knurrte vor freudiger Erwartung. Heute würde es ein gutes Mahl geben, von Hein, dem Fischer bereitet. Ich war ein wenig stolz auf mich. Schnell wurden die Menschen meine Freunde. Nun war ich drei Wochen in dem kleinen Städtchen und bereits luden mich die Menschen zu sich aufs Schiff, zu frisch gefangenem Aal. Und nicht nur Hein war es, der so freundlich zu mir war. Ich lachte leise. Da war noch jemand anders, dem ich zulächelte und von dem ich manchmal ein Lächeln bekam. Luise war es, die Tochter vom Fährmann Kern. Leider traf ich sie bisher noch nie am Abend.

Ich hatte Hein gebeten, mit dem Bereiten des Essens zu warten, denn ich wollte alles ganz genau sehen. Er stand auf Deck des plumpen Kutters und winkte von weitem. Als ich ein Stück weiter war, stieg er hinab ins Beiboot und kam zum Ufer. Da erwartete er mich. Sein junges Gesicht war ganz braun vom ewigen Wind und der Sonne, seine Zähne weiß und sein Bart frisch rasiert. Er reichte mir die Hand und lachte mich an. Aber mein Anerbieten, ihn zum Kutter zurückzurudern, lehnte er ab. „Dann kommen wir nie dort an", sagte er und zeigte auf die gurgelnde Strömung.

Noch nie in meinem Leben war ich auf so einem Schiff gewesen. Breit und kurz wie ein Holzschuh lag es an schweren Ketten vertäut. Stark war der stumpfe Mast, nur zum Ausfieren des Netzbaumes bestimmt. Ganz ohne eigene Kraft, ohne Motor und Segel ausgestattet, war es nur auf die Ketten angewiesen, an denen es nachts zum Fang in die Strommitte gewunden wurde. Hinten auf der Back standen die großen Winschen und im Vorschiff war die Luke für frische Aale, gefüllt mit Wasser, hielten sie sich da frisch.

Das alles war mir neu und ich sah es mir an. Hein nahm einen Kescher und stocherte damit in der Luke herum. Wählerisch fischte er unser Abendbrot. Es war ein dicker, grüner Aal, den er schließlich mit einem Sacktuch faßte und dem er mit scharfem Messer hinter den Kiemen das Rückgrat durchschnitt. Ich fand es nicht sehr schön, eine dünne Spur hellroten Blutes rann auf das Deck. Aber Hein war sehr geschickt, und als ich wieder hinsah, hatte er den Aal an einen Nagel gehangen und zog ihn ab.

Währenddem sank vollends die Sonne. Grün wurde auch der Himmel, aber auf eine seltsame Weise grün, überhaucht von einem blassen Gold,

glimmend wie Perlmutter, aufleuchtend, wieder blasser werdend, höher und unendlicher. Wir sprachen nicht miteinander. Nur Hein sagte: „Nun schür ich das Feuer an."

Die Kombüse stand mittschiffs und man ging ein paar Stufen hinunter in die Plicht. Die war aus zwei Teilen, achtern die Kojen und vorne der eiserne Herd und ein Tisch. Das war nun Heins Welt für einen ganzen Sommer. Überall lagen die Kutter im Strom, nur waren auf den meisten zwei Menschen, der Fischer und seine Frau. Hein machte die Arbeit allein. Er legte trockenes Rebholz an und stellte die Pfanne auf. Dann hielt er ein Streichholz ans Reisig, und hell loderte das Feuer auf. Die trockene Pfanne begann zu rauchen. Er sah mich vielsagend an: ich sollte obacht geben, so briet man den Aal. Als die Pfanne fast glühte, warf er die Stücke des dicken, fetten Aals hinein, es zischte in weißen Wölkchen auf, und das helle Fleisch krümmte sich in der Hitze. Hein drehte es schnell, und so schloß es sich von allen Seiten. „Da bleibt der Saft drin", sagte er. Und nun war schon der Duft in unserer Nase, noch dünn und zart. Aber noch hatte Hein seine Kunst nicht gezeigt. Aus einer Büchse holte er etwas, was er sein Gewürz nannte. Es sah aus wie gestoßener Majoran, roch aber anders. Es war auch Salz und ein wenig Paprika darin, das konnte ich riechen. Hein streute es mit spitzen Fingern über jedes einzelne Stück. Die schwollen in ihrem Saft fast zu doppelter Größe und drohten zu platzen. Dann nahm Hein jedesmal für einen Augenblick die Pfanne vom Feuer.

Doch nun kam das Wunder. Unter dem Tisch stand eine Flasche herber Riesling, die nahm er und etwas Butter, und beides tat er in die Pfanne. Da erfüllte ein schwindelerregender Duft die kleine Kombüse. Hein schmunzelte über das ganze Gesicht. Es war deutlich zu sehen, das Essen war gelungen. Aber dann war draußen ein leiser Pfiff und Hein horchte auf und sah mich an. „Besuch?" fragte ich. Ich gestehe, ich sah es nicht gern. Hein ging an Deck, und gleich darauf hörte ich ihn ins Beiboot springen. Ich ging ihm nach und sah jemand am Ufer stehen. Ich sah es gleich, es war Luise. Im ersten Augenblick konnte ich gar nichts denken. Aber dann rief ich hinüber: „He! Willkommen an Bord."

Ich tat drei Schritte hin und wieder zurück und war plötzlich voll Ungeduld. Ich hatte ein heißes Gefühl für Hein. „Ein feiner Kerl", so lobte ich ihn. Vor ein paar Tagen hatte ich ihm von meiner heimlichen Liebe erzählt. Nun war er so nett und brachte uns zum erstenmal zusammen.

Aber dann schien es mir, als die beiden vom Beiboot an Bord jumpten, als habe Luise gar nichts von mir gewußt. Sie sah mich groß und verwundert an. Es war nun schon dämmrig-dunkel und wir gingen alle nach unten. „Nehmt Platz", sagte Hein.

„Das heißt, Luise, du kannst schon die Teller holen, du weißt ja, wo sie stehen. Und bring die grünen Gläser, die Römer, wir trinken einen Steger, vielleicht holst du ihn rein." Da erst wußte ich es.

Den letzten Zweifel nahm mir Hein, indem er mich ansah, während Luise draußen war und aus dem Vorluck, wo das Eis für den Versand war und der Wein kühlte, die Flasche holte. „Ja", sagte er noch und schlug mir mit der Hand auf die Schulter, daß ich lachen mußte.

DER PANTOFFELHELD / VON OLAV SÖLMUND

Lars Olsen war eine gutmütige, weiche Seele. Man mochte ihn gerne, weil er zudem stets fröhlich war. Das aber änderte sich zusehends, seit er Antje Sören geheiratet hatte. Sein Frohsinn schwand immer mehr, und die Kameraden in Boerlunds Fabrik machten sich ihre Gedanken darüber. Lars kam auch seitdem nur noch einmal wöchentlich zum Stammtisch. Na, in den ersten Wochen der Ehe fand man das erklärlich und verzeihlich, daß aber Lars auch am Freitagabend, wenn der Lohn ausgezahlt wurde, nur immer eine einzige Krone in der Tasche hatte, das war seltsam.

Das ging nun schon seit Wochen so, und Lars wurde immer bedrückter. Da nahm ihn sich eines Abends Ole Hansen vor: „Nun sag doch mal, Lars, was ist bloß mit dir? Hält dich die Antje zu kurz, ist sie sauer?"

Lars antwortete nicht gleich. Nach einer Weile erst sprach er endlich bedächtig: „So ähnlich ist es. Sie meint, es sei nicht nötig, daß ich ins Wirtshaus gehe. Hat mir das Leben schon ziemlich sauer gemacht. Sie nimmt mir den ganzen Lohn ab und gibt mir dann immer nur eine Krone, und auch diese nur mit Murren und Vorwürfen. Etwas aber muß der Mensch doch haben!"

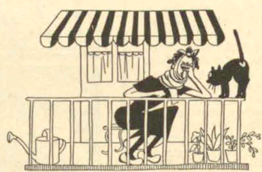
„Ja, ja!" nickte Ole Hansen, und nachdem er eine Weile angestrengt nachgedacht hatte, meinte er: „Lars, ich hab's! Am fünfzehnten gibt's Lohnerhöhung. Davon sagst du deiner Antje nichts. Das Mehr behältst du einfach für dich, und wir kaufen uns davon ein Los und spielen in der Lotterie. Es werden alle damit einverstanden sein, und es bleibt außerdem immer noch etwas übrig, um an den Freitagabenden einige Gläschen mehr als sonst zu trinken!" Lars war zwar etwas ängstlich, es könnte herauskommen. Als aber auch die übrigen Kameraden damit einverstanden waren, machte er mit.

Die Freitagabende wurden wieder feuchter, und Lars, der jetzt einige Kronen mehr in der Tasche hatte — bei der Löhnung gab er sie wohlweislich Ole zum Aufbewahren — war froh gestimmt wie früher und freute sich mächtig, daß er Antje so ein Schnippchen schlagen konnte.

Und da er sich wohl hütete, später als sonst und etwa beschwipst nach Hause zu kommen, geschah es doch einmal, dann hatte dieser oder jener Geburtstag gefeiert — kam Antje auch nicht hinter den kleinen Betrug. Das war so: Wie verabredet, hatten sie gemeinsam ein Los gekauft, das sie auch weiterspielten. Es war ein Viertellos der Staatslotterie. Das kam nun mit einem hohen Gewinn heraus. Jeder der vier Stammtischfreunde erhielt bare zwölftausend Kronen ausgezahlt. Das war ein Jubel! Als Lars die knisternden Scheine in Händen hielt, da eilte er spornstreichs nach Hause, um Antje von dem Glück zu berichten. Sie sah den kleinen, vor Freude strahlenden und zappelnden Lars durchdringend an, griff nach den Banknoten und fragte dann mit unheilverkündender Stimme: „Woher hast du denn das Geld gehabt, um in der Lotterie zu spielen, he?"

Der vielversprechende junge Mann stand vor Helenens Vater. Der Vater war freundlich. Er bot dem jungen Mann eine Zigarre an.
„Sie lieben meine Tochter?" — „Ja. Sehr."
„Sie wollen sie heiraten?" — „Von Herzen gern."
„Haben Sie einen Beruf?" — „Leider nein."
„Ich werde Sie in meine Fabrik einstellen. Melden Sie sich morgen früh in meinem Büro. Hier ist der Vertrag." — „Herzlichen Dank."
„Haben Sie Schulden?" — „Leider ja."
„Viele?" — „Es reicht."
„Ich werde Ihre Schulden bezahlen, junger Mann."
„Zu viel der Güte!"
„Kommen Sie! Diktieren Sie mir die Schecks!"
Der junge Mann nannte Namen und Summen. Der gute Vater schrieb.
Dann schickte er die Schecks zur Post.
„Nun wäre alles in Ordnung, junger Mann."
„Ich bin Ihnen ja so dankbar!"
„Haben Sie mir sonst noch etwas zu beichten?"
„Nur eine Kleinigkeit." — „Was denn?" — „Meine Frau weiß noch nichts davon." J. H. R.

Der Mann stand lange vor dem Postschalter. Er betrachtete das Schild über dem Schalter. Dann trat er mißtrauisch heran.
„Wenn ich diesen Brief jetzt einliefere, ist er dann morgen früh in Hamburg?" — „Jawohl!"
„Ist das sicher?" — „Ja, das ist absolut sicher!"
„Und können Sie das nicht verhindern — der Brief soll nämlich nach Leipzig." P. H.


(O. Nückel)

Neben mir wohnte ein älteres prüdes Fräulein. Die Prüde hatte einen Vogel, einen Kanarienvogel, just ein Männchen. Jeden Morgen nun stand die Prüde fünf Minuten auf ihrem Balkon. Ich wußte nicht den Grund. Gestern erfuhr ich ihn. Denn die Wirtsfrau rief: „Sie können jetzt wieder hereinkommen, Fräulein — der Kanarienvogel hat sein Bad beendet!" J. H. R.

Draußen regnete es in Strömen. Die Straßen waren aufgeweicht. Da läutete es bei Otto. Die Freundin seiner Frau kam. Otto öffnete die Tür: „Nur herein in die gute Stube!"
„Der gute Teppich!" — „Wieso?"
„Ich habe ganz schmutzige Füße."
Otto lachte: „Das macht nichts — Sie haben ja Schuhe an!" J. H. R.

Ich aß fast jeden Abend im „Dorfkrug". Ich liebte diese Gaststätte nicht nur ihrer vorzüglichen Speisen wegen, auch die mit allem Komfort eingerichtete und grüngekachelte Herrentoilette machte das Gegenteil des Speisens zur hellen Freude. Um so überraschter war ich, als eines Tages meine Frau empört zum Tisch zurückkam und sich über die geradezu vorsintflutlichen Verhältnisse der primitiven Damentoilette beschwerte. Ich hielt dies zuerst nicht für möglich, überzeugte mich aber dann in einem günstigen Augenblick von der Wahrheit dieses Zustandes. Zufällig kam der Wirt vorüber. Ich stellte ihn zur Rede.
„Ja mei —", sagte der Wirt, „was wollens denn? Die Damen san ja eh ka gute Kundschaft — sie trinken nix, verzehren nix — von dem Aburtsechserl kann i kanen Palast hinbauen!"
„Aber Sie müssen doch auf Ihre Stammgäste Rücksicht nehmen, die hie und da ihre Frau mitbringen!"
Der Wirt brummte:
„Die Frauen von den Stammgästen wissens eh — die gehen bei uns einfach aa auf die Herrentoiletten!" J. H. R.

In der First Avenue war es. Elegante Frauen trafen sich. Mabel hatte erst vor kurzem geheiratet.
„Wie geht es, Mabel?"
„Gestern habe ich auf der Straße meinen Mann getroffen!"
„Mein Gott, wie klein ist die Welt." J. H. R.

Diät

(O. Herrmann)



„Herr Hinterlechner, der Herr Doktor hat doch extra gesagt, Sie sollen Ihren Magen schonen!"
„Is' scho' recht, Schwester, dann laß' ma halt die Tropfen weg!"

Dieta: "Signor Hinterlechner, il Dottore ha pur detto extra che dobbiate aver riguardo col vostro stomaco!„ — "Benissimo, Suora; allora smettiamo una buona volta le gocce!„

DAS RÄTSEL UM ANNA TOSCHENKA / VON KURT GROOS

Endlich (an diesem Tage traf der verhängnisvolle Brief ein!) beschloß Petersen, den berühmten Psychotherapeuten Dr. Achmed Mulminger aufzusuchen. Er mußte ihn aus dem fürchterlichen Traumdschungel der letzten Monate befreien!

Die Praxis des Dr. Mulminger befand sich in einem äußerst behaglich eingerichteten, fensterlosen Raum, den indirektes Licht schwach erleuchtete. Dominierend war die sattrote Farbe in leicht schwingenden Abstufungen; vorwiegend purpurrot und burgunderrot. Ebenso wie die tiefen Polstermöbel, waren auch die Wände und die Decke rötlich getönt — der Raum wirkte dumpf-anschmiegend. Bücher, Bilder oder andere eckige Dinge fehlten. Auf der ovalen Schreibtischplatte stand ein Reagenzglas in das ein bläulicher Komplex eingepfropft war, der sich in seiner engen Hülle etwas wand. Daneben lag ein konvex geschliffener Achatstein von gelber Farbe, in der Mitte von grünlichen Ringen durchzogen. Mit diesem Stein pflegte Dr. Achmed Mulminger, falls erforderlich, seine Klientel zu hypnotisieren.

Der berühmte Psychotherapeut (er saß in einem tiefen Sessel hinter dem Schreibtisch) lud Petersen mit ruhiger Geste ein, gegenüber Platz zu nehmen. Danach forderte er ihn mit leisen, angenehm-bestimmt klingenden Worten auf, sich vollends zu lockern, alle Hemmungen abzustreifen, und seine Träume zu erzählen.

„Lieber Dr. Mulminger! Seit Monaten geistert ein gewisses Frauenzimmer namens Anna Toschenka durch meine Träume!"

„Heißt sie Toschenka oder etwa gar Taschenka?" erkundigte sich Dr. Mulminger interessiert.

„Nein, Toschenka, mit o, ihr Vorname ist Anna. Was, frage ich mich dauernd, will diese Person in meinen Träumen? In meinem ganzen Leben kannte ich weder eine Toschenka noch eine Anna, auch keine Russin, denn die Toschenka, eine ansehnliche, um nicht zu sagen, verführerische Person, behauptet, Russin zu sein, ihr Vater habe unter General Denikin in der Weißen Südarmee gekämpft."

„Sagte sie vielleicht nicht, daß es Admiral Koltschak gewesen wäre, unter dem ihr Vater kämpfte?" unterbrach Dr. Mulminger.

„Nein, sie redete nur von Denikin", erwiderte Petersen. — „Bitte, fahren Sie fort!"

„So sehr ich mich tagsüber gegen Personen ihrer Art sträube, muß ich eingestehen, daß mir ihre Gesellschaft in meinen Träumen manchmal durchaus angenehm war, trotzdem viel beklemmende Dinge in diesen Träumen geschahen. Vor einiger Zeit hielt mich die Toschenka (diesen Traum werde ich ausführlicher erzählen!) in der Rankestraße an. Eigenartigerweise erschrecke ich jedesmal, wenn sie mich anspricht. Sie machte mir damals den Vorschlag, gemeinsam mit der Zahnradbahn auf den Pilatus zu fahren; solche verrückte Ideen hat sie dauernd! Seltsamerweise kann ich ihr nie widersprechen. In der Zahnradbahn wurde die Toschenka zärtlich, äußerte, mich auf dem Gipfel des Pilatus heiraten zu wollen. Ich nickte natürlich zustimmend, wie immer." — „Das hätten Sie

(Fr. Bilek)



Auf den Leim gegangen — Andati nella pania

nicht tun dürfen!" tadelte Dr. Mulminger. „Bitte, erzählen Sie weiter!" „Na, ich tat es aber. Auf dem Berggipfel heirateten wir. Es passierten aber keine mir der Toschenka gegenüber trotz der Heirat unerlaubt erscheinenden Dinge, ganz abgesehen auch von den sich auf dem Berg ergebenden rein technischen Schwierigkeiten, denn in Brusthöhe trennten uns zähe, undurchdringliche Schichtwolken. Die Toschenka behauptete zwar, es wären Spiralnebel; bestimmt waren es aber Schichtwolken."

„Kamen die Schichtwolken von oben?" unterbach Dr. Mulminger erneut.

„Nein, aus unseren Hüften. Vornehmlich aus der linken Hüfte der Anna Toschenka, anfangs hatte ich sogar das Gefühl, sie wolle mich einnebeln. Anna — wir hatten in der Zahnradbahn beschlossen, uns fortan zu duzen — flüsterte etwas in die uns trennenden Schichtwolken; danach sanken wir tief durch sie hindurch. Immer lichter, lauiger wurden die Wolken nun, schließlich konnten wir eng umarmt weitersinken. In mein Blut kam ein neues, berauschendes Gefühl. ‚Liebster, jetzt wollen wir die Hochzeitsreise antreten!' flüsterte Anna. Sie schmiegte sich so eng an mich, daß ich fast ohnmächtig wurde; allerdings eine sehr angenehme Art von Ohnmachtsnähe war es." „Träumten Sie das bunt oder einfarbig?" fragte der Seelenarzt. „Eigentlich mehr einfarbig, anderes aber auch wieder grell. Beispielsweise waren die Lippen von Anna Toschenka in den Träumen sehr grellrot; vielleicht lag es daran, daß sie den Lippenstift so oft gebrauchte."

Dr. Mulminger beugte sich interessiert vor: „Noch eine wichtige Frage. Waren Sie je in früheren Jahren auf dem Pilatus, in dessen Nähe, oder haben Sie anregende Bücher über diesen Berg gelesen?"

Petersen lachte höhnisch und verzweifelt auf. Selbst während des Traumes habe er angenommen, daß der Berg Pilatus eine Erhebung in der Nähe Jerusalems oder einer anderen biblischen Gegend sei. Erst am nächsten Morgen habe er durch das Lexikon sehr erstaunt festgestellt, daß der Pilatus den Vierwaldstätter See überrage, also sehr weit von dem ehemaligen Landpfleger in Judäa entfernt. „Das ist wichtig!" murmelte Dr. Mulminger. „Nun bitte weiter!" „Die durch die Schichtwolken führende Hochzeitsreise ging zuerst nach San Juan de Puerto Rico auf der Insel Portoriko, obgleich ich Altötting vorschlug, denn dort kenne ich eine wirklich preiswerte Pension, auch die Betten sind gut. Aber ich drang bei Anna mit meinen Wünschen ja nie durch. Kaum fanden wir festen Boden unter uns, waren also in San Juan de Puerto Rico angekommen, da gefiel es Anna Toschenka dort schon nicht mehr; so launisch ist sie. Sie wollte plötzlich zu den großen Sundainseln, nach Borneo. Anna brach meinen Widerstand, indem sie mich heftiger an sich preßte, was mir, offen gestanden, nicht schlecht gefiel. Durch locker übereinanderliegende Zirruswölkchen glitten wir nach Borneo. Dort angekommen, jagte uns gleich ein gewaltiger Orang-Utan, so daß wir, wollten wir das Leben retten, hochschnellen und weitergleiten mußten. Trotzdem hatte Anna die tropischen Gegenden noch immer nicht satt. Honolulu auf den Hawai-Inseln schien ihr nun der einzig richtige Ort; von dort wollten wir Ausflüge in das Landesinnere unternehmen. So also leide ich in meinen Träumen unter den Launen dieser Anna Toschenka. Allerdings tat ich ihr dieses Mal unrecht; auf Hawai war es schön! Massenweise tanzten dort erfreulich geformte Mädchen um lohende Feuer. Sie waren zwar äußerst mangelhaft bekleidet, um das Wort Bekleidung überhaupt zu gebrauchen; für Hawai genügte es aber wohl. Als ich mich mit einer Gruppe dieser Mädchen unterhielt, um ihre interessanten Trachten genauer besehen zu können, machte die Toschenka eine peinliche Eifersuchtsszene. Sie riß mich an sich; wir schnellten wieder hoch. Ich sah eben noch, daß eine amerikanische Reisegesellschaft uns von unten filmte.

Vollkommen übergangslos — selbst das Schweben brach jäh ab — landeten wir in dem Schlafzimmer dieser Anna Toschenka. In früheren Träumen hatte ich dieses Zimmer noch nie gesehen; ich sagte ja schon, daß nichts Unerlaubtes zwischen uns war. Plötzlich erkannte ich, daß Anna unbekleidet war. Ich weiß, daß sie sich in ihrem Schlafzimmer nicht entkleidete; darauf achtete ich genau. Also mußte sie auch schon auf dem Pilatus, in San Juan de Puerto Rico, auf Borneo und in Honolulu so herumgelaufen sein. Dort überall hatte ich es zwar nicht bemerkt. In der letzten Zeit bin ich aber auch so fürchterlich flüchtig und vergeßlich. Kurz und gut, als ich mit der Toschenka in deren Schlafzimmer gelandet war und sie unbekleidet sah — es war nur ein Augenblick! — brach der Traum ab. Mich überkam das Gefühl einer Betäubung. Dieses Betäubungsgefühl hielt bis zu meinem Erwachen an; ich erwachte an diesem Morgen um sieben Uhr vierunddreißig."

„Hm, so; hmhm!" meinte Dr. Achmed Mulminger. „Dann wollen wir Ihre Träume jetzt mal von dieser Anna Toschenka bereinigen!" Bei diesen Worten umklammerte seine Linke langsam den gelben Achatstein mit den grünen Ringen in der Mitte; Petersen sollte anscheinend hypnotisiert werden. „Aber nein, nein, lieber Dr. Mulminger, ich bin ja noch gar nicht zu Ende!" rief Petersen verzweifelt. „Die Träume sind schließlich nicht einmal das Schlimmste. Sie müssen mich bis zum grauenhaften Abschluß anhören, ehe Sie mit der Behandlung beginnen — das Schlimmste ist dieses hier!" Petersen überreichte dem berühmten Psychotherapeuten den verhängnisvollen Brief, den er heute morgen mit der zweiten Post erhielt. Diesen Brief:

Anna Toschenka (zur Zeit Privatklinik Professor Galginger)

Mein heißgeliebter Peter, mein ewiger Traum!

Endlich, endlich ist es so weit! Wir sind nicht mehr zu zweien, Lieber, wir sind zu dritt nun! Wie glücklich ich bin, Peter! Immer und immer habe ich in diesen langen Wochen an unsere heiße Liebe, an unsere herrlichen Tage denken müssen! Am glücklichsten waren wir wohl auf dem Gipfel des Pilatus. Und danach diese herrliche Reise in die paradiesischen Tropen! Haben wir nicht zuviel Geld ausgegeben?

Nun ist es schon neun Monate her; ich meine, gestern wäre es gewesen. Mein Geheimnis aber behielt ich für mich, deshalb allein blieb ich Dir so viele Wochen fern. Ich wollte Dich überraschen, nun überrasche ich Dich! Ein Junge ist es! Auch er soll Peter heißen, Peter Petersen, genau wie Du! Solltest Du aber, Liebster, eine monatlich festzulegende Verpflichtung der ehelichen Gemeinschaft vorziehen (was ich keineswegs glaube!), so wird er eben Peter Toschenka heißen; wie hübsch klingt auch das! Nun eile zu uns! Nimm die Linie sechs; sie hält direkt vor der Klinik! Anna! Ewig Deine Anna!

PS. Auch Peterlein läßt schön grüßen!

PS. Sie nehmen hier elf Mark pro Tag. Ist das zuviel?

Dr. Achmed Mulminger ließ den Brief langsam aus der schlaff gewordenen, ein wenig zitternden Rechten herabsinken. Aus der anderen Hand kollerte der gelbe Achatstein mit den grünen Ringen auf den Schreibtisch — der bläuliche Komplex im Reagenzglas zuckte erschreckt zusammen.

Dr. Mulminger mußte sich sammeln, tief innen. Zusehends erlosch das Licht in seinen Augen. Aber das Erblindetscheinende der Pupillen war nur das Strahlen in sich selbst. Geheimnisvoll östlich sah er so aus; er konferierte mit seinem anderen Ich. Schließlich erhob er sich aus dem Sessel, mit äußerster Willenskraft hatte Dr. Mulminger sich aus der sammelnden Erstarrung, aus der grenzenlosen Abwesenheit herausgerungen. Tief nachdenklich durchmaß er den Raum einige Male sehr langsam, manchmal etwas zusammenschauernd.

Endlich trat er auf Petersen zu. Das Gesicht des berühmten Psychotherapeuten war außerordentlich ernst, als er sich diesermaßen abschließend äußerte: „Ich will ehrlich sein! Die Lösung Ihres Problems geht über meine Kraft. Sie scheinen mir ein hoffnungsloser Fall. Versuchen Sie aber doch noch das Allerletzte! Fahren Sie mit der Linie sechs zu Anna Toschenka!"

Das ideale Modell

(K. Heiligenstaedt)



„Die stand phantastisch! Da konnte man zwischendurch Besorgungen machen gehen . . . !"

Il modello ideale: „Ella posava magnificamente! Si poteva nel frattempo uscire a far provviste!„

Der Eingebildete

(Maçon)



„Wenn Sie Eahna so schö' o'streicha, Fräulein, na muaß ma ja i pfeigrad an Schmalzler aus'n Schnurrbart wisch'n . . . !"

DIE HOCHZEIT / VON ANNA WIED

Freilich, Wolodka Savituschkin hatte es ein wenig eilig gehabt. Es lag ein kleiner Irrtum vor. Man kann sagen, Wolodka hatte sich seine Braut im Gedränge nicht genau angesehn. Richtig gesagt, ohne Hut und Mantel hatte er sie überhaupt nicht gesehn, weil sich ihre Begegnungen immer auf der Straße abspielten. Kurz vor der Hochzeit ging Wolodka Savituschkin mit seiner Braut zu ihrer Mutter, um sich vorzustellen. Er zog den Mantel auch nicht aus. Sozusagen im Vorbeigehen.

Wolodka hatte seine Braut in der Trambahn kennengelernt. Sie stand vor ihm und hielt ein Paket. Wolodka bedauerte sie und sagte zu ihr: „Setzen Sie sich auf meine Knie, es fährt sich so leichter!"

„Aber nein", erwidert sie. „Danke!"

„Dann geben Sie mir Ihr Paket. Genieren Sie sich nicht. Es steht sich dann leichter."

Nein, sie gibt auch das Paket nicht. Hat sie Angst, daß er damit ausreißt oder was sonst . . . Wolodka schaute nochmals auf sie und verlor den Kopf. Gott, dachte er, was für nette Fräulein auf der Trambahn fahren. An der nächsten Haltestelle drängte sich das Fräulein zum Ausgang. Wolodka stand auch auf. Am Ausgang wurden sie bekannt und gingen dann zusammen. Das alles hatte sich so schnell und schmerzlos abgewickelt, daß Wolodka schon nach zwei Tagen bei ihr erschien und ihr einen Heiratsantrag machte. Nächsten Tag ließen sie sich im Standesamt als Ehepaar einschreiben.

Nach der Trauung gehen die jungen Leute in die Wohnung der Mutter, wo natürlich großes Durcheinander herrscht. Es erwarten sie eine Menge Gäste, Tische werden gedeckt, Flaschen entkorkt und eine fieberhafte Geschäftigkeit zeugt von der Erwartung eines großen Ereignisses.

Seine junge Gattin verlor Wolodka schon im Hausgang aus den Augen. Verwandte umringen ihn und schleppen ihn ins Zimmer, schwatzend und gratulierend. Aber wo seine junge Frau ist, kann Wolodka nicht herauskriegen. Es wirbeln so viele Mädchen im Zimmer herum, aber so einfach von der Straße weg aus dem Licht ins Halbdunkel — schlagt ihn tot, er kann sie nicht wiedererkennen. Mein Got, denkt Wolodka, niemals ist mir etwas Ähnliches passiert.

Welche von ihnen ist nun meine junge Angetraute? Er fängt an, sich im Zimmer umzuschauen, stößt mal an die eine, dann an die andere. — Diese scheinen nicht besonders darüber erbaut. Jetzt wird es Wolodka etwas unheimlich. „O je", denkt er, „in was bin ich da geraten. Ich finde meine Frau nicht mehr."

Da fangen die Verwandten an, ihn scheel anzusehen: was geht denn dieser junge Mann wie ein

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.

Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1 Okt. 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Verrückter herum und schleicht sich an alle Mädchen heran. Wolodka stellt sich an die Tür und ist in heller Verzweiflung. Gott sei Dank, denkt er, gleich sitzt man bei Tisch, dann wird es sich schon herausstellen. Die sich neben mich setzt, die wird es sein. Würde sich doch diese Hellblonde dort hersetzen. Aber weiß Gott, am Ende setzt man mir irgendeine schieche Schachtel her, und nachher leb mit ihr!

Unterdessen fangen die Gäste an, sich an den Tisch zu setzen. Die Mama bittet, sich noch eine Weile zu gedulden. Aber die Gäste sind nicht mehr zum Halten, sie werfen sich aufs Essen und Trinken. Dann schiebt man Wolodka auf den Ehrenplatz. Und an seine Seite setzt man ein Mädchen. Wolodka schaut sie an; es wird ihm ganz leicht ums Herz. Da schau her, denkt er, die ist nicht übel. Die Nase steht nicht so heraus.

Überwältigt von der Fülle seiner Gefühle füllt Wolodka sein und ihr Glas und macht sich daran, seine hübsche Nachbarin zu küssen.

Da ertönt ein empörtes Geschrei. Ist das ein Narr? So ein Hundesohn! Auf alle Mädchen wirft er sich. Seine junge Gattin ist noch nicht zum Tisch gekommen, macht sich erst zurecht, und er läßt sich schon mit einer andern ein.

Wolodka hätte natürlich alles zum Spaß wenden können. Er ist aber gekränkt. In dem Tumult haut ihm jemand eine Flasche auf den Kopf. Wolodka schreit: „Da soll noch ein Hund drauskommen! Setzt man da neben mich verschiedene Weiber, und ich soll mich da noch auskennen!"

Da erscheint die Braut im weißen Kleid mit Blumen geschmückt. „Ach — so ist das!" sagt sie, „nun, das wird dir schlecht bekommen!" Darauf wieder Geschrei und Tumult: die Verwandten jagen Wolodka aus der Wohnung. „Laßt mich wenigstens vorerst was essen", sagt Wolodka, „seit heute morgen hab ich noch nichts im Magen wegen dieser dummen Heiraterei!"

Da packen ihn die Verwandten und wollen ihn die Treppe hinunterwerfen. Doch da stellt sich die Neuvermählte dazwischen: „Loslassen! Ihr Lackel! Das ist m e i n Mann, den verhaue ich allein! Nicht wahr, mein Täubchen?"

AUF DER ANLAGENBANK

VON ERNST HOFERICHTER

Zwischen elf Uhr vormittag und drei Uhr nachmittag stand die Anlagenbank mit der gußeisernen Aufschrift „Nur für Erwachsene" in der Sonne. In dieser Zeit war sie vollbesetzt. Eine Weile hörte man nur das Klappern der Stricknadeln. Dann sprach zuerst die Frau, die auf ihrem Sofadeckchen einem Engel eine Posaune an den Mund stickte: „...Ja, ja, wia geht's allaweil...?"

„Wia's halt so geht...! 's Fruahjahr merkt ma schon richti... Bei mir dahoam scheint d' Sonna schon bis in d' Kohlenkisten eini...! Da siehgt ma, wia's mit'm Jahr aufwärts geht."

„Rabit geht's...! Vorige Woch hab i in meine Stiefel no dö doppelten Schuaheinlagn gsteckt, heut tuat's as schon a Zeitungspapier .."

„Da siehgt ma aber, wie ma alt werd. Winter um Winter vergeht... Heuer sand in unser ausgstopftes Oachkatzel d' Schaben einikemma..."

„Haben Sie net vorigs Mal gsagt, daß's a Papagei war...?"

„Na, da täuschen S' Ihna! I hab ausdrücklich zu der Frau, die heut net da is, gsagt, daß wir als Erinnerung an den Papagei, der uns vor vierzg Jahr auskomma is, a Oachkatzel ausstopfa habn lassen..."

„Dös hab i halt in der Eile verwechselt. Also, in dö Frau sand... beziehungsweise in dös Oachkatzel sand Eahna d' Schaben..."

„Sehr richtig...! Herr Nachba...!"

„Für Sachan, dö weit zrückliegn, da hab i a bessers Gedächtnis. Besonders aus da Jugendzeit, da woaß i no alle Detailler, zum Beispiel, wia s' dös Denkmal von dera Göttin errichtet habn."

„Sie moana dö Bavaria?"

„Na, i moan dö Zeit, wo im Panoptikum in da Neuhauser Straßen dö Sioxindianer mit'm Buffalo Bill an der Spitze..."

„Jessas, dös war vor a vierzg Jahr...! Damals war's grad aa Frühjahr...! Freilich, da kann i mi noch guat einnern. Dös war akrat in dem Jahr, wo in der Zeitung gstanden is, daß s' in dö Anlagn an der Sonnenstraßn a Kreuzotter gfunden worden is...!"

„Stimmt haargenau! Fünf oder sechs Jahr vor'm russisch-japanischen Kriag muaß dös gwesen sei?" — „Na, da irren S' Eahna aber gewalti!"

„Unser Papagei is auskemma, wia dö Schlacht bei Port Arthur war und a Jahr drauf ham' ma dann dös Oachkatzel..."

„In dös dö Schabn einikemma sand...?"

„Jawohl, da ham' ma dö Schabn, beziehungsweise dös Oachk..."

„Wann war denn dös mit Port Arthur, wenn...?"

„Genau in dem Fruahjahr, wo dös mit dera Kreuzotter war...!"

„Aha, jetzt kimm i allmählich drauf...! In dera Zeit muaß aa mei Großvata in Ramersdorf in d' Düngergruben einigfalln sei, worin er dersuffa is... Dös woaß i aber nimmer so genau."

„Entschuldigen S', weil Sie grad von Eahnan Großvater redn, was wollt i jetzt sagn? — Ja, jetzt fallt ma's wieder ein...! Was für Schuaheinlagn habn Sie zum Beispiel...?"

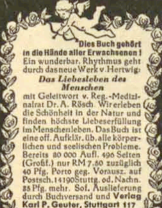
„Dös is verschiedn...! Da gibt's Leit, dö schwörn auf Filz oder Stroh oder Papadeckl. Dös is reine Anschauungssache...! Aber, wia gsagt, wenn's amal Fruahjahr werd, dann nimm i nur mehr a Zeitungspapier..."

„Und jedn Morgn nüachtern a Tass' Blutreinigungstee..., dös halt Leib und Seel z'samm. Da kann Eahna nix mehr passiern... Und wenn Sie wega dö Schabn Eahnam Oachkatzel statt a Haselnuß a Naphthalinkugel in d'Pfoten stecken, dann sand S' aa in dieser Beziehung gegn jedes Schicksal gefeit...!"

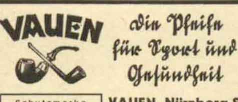
„Heuer rentiert si sich's nimmer, aber im nächsten Fruahjahr, da..."

Der letzte Sonnenstrahl verschwand von der Anlagenbank, und mit ihm erhoben sich auch die Frühlingsgäste, einer nach dem anderen...













Das Erwachen

(R. Kriesch)



„Zu dumm, wenn man so schlampig träumt: den Gang hatte er von meinem Mann, die Figur von Hans Albers und sonst ähnelte er unserem Briefträger. Da soll sich einer auskennen!“

Il risveglio: „Che stupidità fare un sogno così confuso! . . . Egli aveva l' andatura di mio marito, la figura di Hans Albers e nel resto somigliava al nostro portalettere. Com' è possibile raccapezzarsene !?„

München, 19. März 1941
46. Jahrgang / Nummer 12

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Ohm Jannings

(O. Gulbransson)



„Wenn ich nicht wüßte, daß ich Ohm Krüger bin, möchte ich meinen, ich sei Emil Jannings!"

Ohm Jannings: "S' io non sapessi d' esser Ohm Krüger, potrei credere d' esser Emilio Jannings!„

Die Geburt des Frühlingsgedichtes - La nascita della poesia primaverile

(Fr. Bilek)



TEPPICHKLOPFEN

VON WALTER FOITZICK

Ich bin ein begeisterter Anhänger des Teppichklopfens. Für mich gehört das Ausklopfen von Teppichen und Betten zu den ausgesprochenen Frühlingsgeräuschen, und es rangiert gleich neben Amselschlag und Vogelgezwitscher. Wenn ich die markigen Hiebe von Hausfrauen und Hausangestellten durch Höfe und Gärten schallen höre, dann weiß ich bestimmt, daß nun der Frühling nicht mehr ferne ist. Die lassen sich nämlich durch meteorologische Fehlmeldungen nicht täuschen. Die Stare können irrtümlicherweise zu früh kommen, aber wenn Frau Müller drüben klopft, dann ist es Zeit, die Fenster zu öffnen. Ich öffne sie, und lasse Amselschlag und Müllerschlag hinein.

Viel schlummernde weibliche Kraft kommt beim Bettenklopfen schlagartig zutage. Wo hat man noch Gelegenheit, auf so was einzudreschen? Im Kriege? Der moderne Krieg hat den Zweihänder beseitigt, aber beim Ausklopfen kann man ausholen. Man schlägt ins Halbweiche. So eine Matratze oder so ein Teppich hat gerade die richtige Elastizität. Stahl wäre zu hart und Butter zu weich. Teppiche und Matratzen sind ausgezeichnet im Nehmen. Ein geniales Instrument so ein Ausklopfer! Wer mag ihn erfunden haben in seinem tiefdurchdachten Verhältnis von Breite und Länge? Es klatscht und kracht, wenn man aufhaut. Wie armselig, wenn bei einem Schlag kein Krach entsteht! Werfen Sie mir, bitte, keine Staubsauger als Knüppel zwischen die Beine. Ausklopfen ist gediegenes Handwerk, und ich bin überzeugt, daß die Prinzessin Nausicaa, als sie ihres Vaters königliche Tunika frühlingshaft reinigte, knallend zugeschlagen hat. Können Sie sich Nausicaa mit einem Staubsauger vorstellen? Odysseus hätte die motorisierte Nausicaa gewiß abgelehnt.

Ich kann von meinem Fenster aus genau die Unterschiede der brachialen Gewalt der verschiedenen Klopferinnen hören. Frau Müller hat den besten Anschlag, ich kenne ihn in dem morgendlichen Konzert heraus. Sie ist das, was Franz Liszt seiner Zeit unter den Pianisten war. Einen wundervollen Anschlag hat sie, volltönend und kräftig, während eine Köchin mehr links im Piano sicherer ist. Aber beim Teppichklopfen entscheidet das Fortissimo.

Ich kenne einen, der mag das Teppichklopfen nicht. Er kennt alle Klopferinnen in seinem Viertel, und man behauptet, er habe in seinem Arbeitszimmer eine Karte mit allen in Frage kommenden Haushalten aufgehängt. Wenn nun eine über die polizeilich zugelassene Klopfzeit hinaus sich hören läßt, unternimmt er Schritte. Ach, dieser Mann hat die Poesie des Teppichklopfens nie begriffen, obwohl er wertvolle Dramen geschrieben hat.

Nur die Lautsprecher stören mich manchmal im harmonischen Zusammenklang der Teppich- und Matratzenvirtuosinnen, und da stehe ich ganz auf Seiten der Polizei.

Garten = Aventüre

Von Ratatöskr

Ein Hund befindet sich im Garten,
dem man den Namen Wauwi gab,
um auf Erlebnisse zu warten,
und pendelt auf und pendelt ab.

Derweilen stiehlt ihm eine Krähe
den Knochen, den er aufgespart,
damit sie näher ihn besehe
auf Tauglichkeit und Wesensart.

Sie fliegt mit ihm zu diesem Zwecke
auf einen breiten Fichtenast,
rechts unten in der Gartenecke.
Dem Wauwi ist das tief verhaßt.

Er rennt herbei und bellt und wimmert
und hüpft und rast in wildem Tanz -
was unsre Krähe wenig kümmert.
Sie kennt den Barwert der Distanz.

Zudem tritt nunmehr eine zweite,
die Sinn für Neckereien hat,
ablenkungsfreudig ihr zur Seite
und macht den Wauwi rabiat.

...So sehen wir als Endergebnis,
wie es des Schicksals Huld verlieh:
Der Wauwi hat jetzt sein Erlebnis.
Den Knochen hat das Federvieh.

Die erste Geige

(R. Kriesch)



„Unsere Geigerin legt wieder mal ihre ganze Seele in die Saiten!"
„Eine arme Seele — dem Wimmern nach!"

Il primo violino: "La nostra violinista mette dinuovo sulle corde tutta la sua anima!,,
"Una povera anima . . . con tanto piagnucolio!,,

Heute wie damals

(E. Thöny)

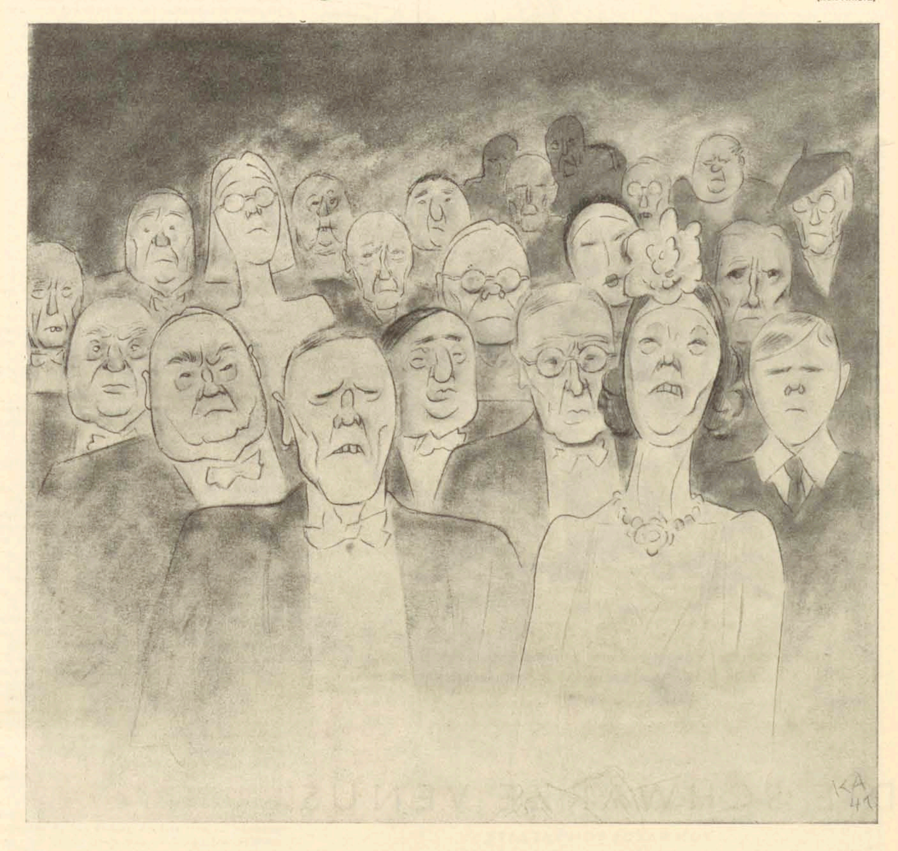


„Mein Großpapa hat sich um die Kolonisation Afrikas große Verdienste erworben, von den Zinsen leben wir heute noch!“

Oggi come allora: “Mio nonno s' acquistò grandi meriti nella colonizzazione dell' Africa. Noi ancor oggi viviamo degl' interessi!„

Engländer und der Burenfilm

(Karl Arnold)



„Diese verfluchte Weltgeschichte, daß sie auch nichts vergessen kann!"

Inglesi ed il film dei Boeri: "Che anche questa maledetta storia mondiale non possa dimenticar mai nulla!„

Die letzten Buren / Von Ludwig Thoma (1900)

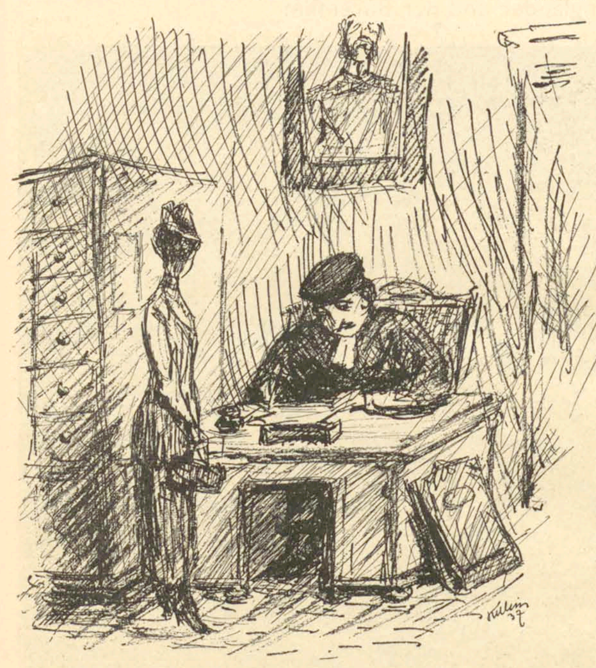
Der Herr hat seine Hand von uns gezogen,
Den wir mit Herz und Mund so oft gepriesen,
Die weisen Fürsten haben uns betrogen.
Jetzt zeigt den Bauerntrotz der alten Friesen.

Die liebe Heimat darf der Feind verderben,
Und schweigend hat die Welt es zugegeben.
Ihr Brüder, ist es besser nicht, zu sterben,
Als mit den Feigen kläglich weiterleben?

Sie sollen ihren Ruhm noch teuer zahlen,
Und manche Witwe soll noch lange trauern,
Dann mögen sie an Fürstenhöfen prahlen
Mit ihren Siegen über arme Bauern.

Das Verhör — L' interrogatorio

(A. Kubin)



„Sie behaupten also, das Kleid nicht genommen zu haben, Fräulein Schön!" — „Ja, Herr Richter — ich müßte schon aus sittlichen Gründen ein so ausgeschnittenes Kleid ablehnen!"

"Dunque Voi, signorina Schön, affermate di non aver tolto l' abito?,,

"Sì, signor giudice. Già per ragioni di moralità dovrei rifiutare un abito così scollato!,,

DIE SCHWARZE VENUS

VON GABOR VON VASZARY

Aus den Urwäldern ferner Länder soll sie gekommen sein, diese Frau mit dem panthergleichen Körper, um ausgerechnet Budapest zu erobern. Das ist ihr auch gelungen. Man spricht von nichts anderem als von ihr. Kaum ist dieser neue Revue-Stern aufgetaucht, ist er auch schon unerreichbar geworden. Man hütet sie hinter sieben Schlössern. Schon durch den Theatereingang durchzuschlüpfen ist eine besondere Kunst. In dem Korridor aber, der zu den Garderoben führte, packt mich eine dicke Frau: „Hallo, junger Mann, wohin?"
„Zur braunen Venus!"
„So, was Sie nicht sagen!"
„Doch."
„Die Künstlerin empfängt keine Journalisten."
„Hier ist von Journalisten keine Rede."
„Das kennen wir. Da lügt jeder!"
„Sehen Sie, gute Frau — Sie wissen doch nicht, wovon die Rede ist."
„Wovon also ist denn die Rede?"
„Wir lieben uns!"
„Wer?" — „Die braune Venus und ich."
Die Dicke ist keineswegs erschüttert. Im Gegenteil, sie sieht mich ungläubig an.
„Das kennen wir. Das ist offensichtlich ein Trick" — sagt die Dicke dann sehr bestimmt. — „Kommt nicht in Frage! Selbst wenn Sie es amtlich beweisen, daß Sie der Papa der Künstlerin sind, auch dann lasse ich Sie nicht herein."
Während wir uns so unterhielten, rennt ein Herr in Hemdsärmeln an uns vorüber, den Garderoben zu.
„Da war auch einmal ein Journalist, der fuchtelte mit seinem Revolver herum. Aber auch der hat nichts erreicht. Da können Sie mal sehen."
Eine schwierige Person. Wenn ich mich noch lange mit ihr abgebe, wird sie sich mein Gesicht merken und mir jeden weiteren Schritt unmöglich machen. Ich aber brauche diese Reportage dringend, da ich nicht einen Heller besitze.
Nochmals kommt ein Herr in Hemdsärmeln mit einer Limonade vorbei und verschwindet in den Garderoben. Die Dicke beachtet ihn nicht.
„Versuchen Sie jetzt nicht etwa, mit mir zu flirten. Es wäre vergeblich!" sagt sie zu mir.
Ich gehe hinunter in die Bar, ziehe meinen Rock aus, lasse mir eine Flasche Mineralwasser und zwei Schinkensemmeln geben und gehe damit wieder zurück.
Die Dicke zankt sich eben mit zwei Journalisten herum. Der eine sieht aus, wie ein großer Bluthund — er ist Reporter einer amerikanischen Zeitung — der andere wie ein kleiner Mops — er ist ebenfalls Amerikaner und paßt auf den größeren auf. Sie beschäftigen die dicke Person derart stark, daß ich so in Hemdsärmeln, ohne besondere Schwierigkeit in den Korridor gelange, der zu den Garderoben führt. Ich trete aufs Geratewohl durch die erste vertrauenerweckende Tür ein.
Aus einer Wolke von Puder und Parfüm überfällt mich ein Dutzend halbnackter zwitschernder Mädchen. Ohne weiteres nehmen sie mir die Sodaflasche ab und essen die beiden Schinkensemmeln stehenden Fußes auf. Dann schreien sie durcheinander: „Mir einen Himbeersprudel!"
„Hierher eine Limonade, Kleiner!"
„Einmal Selter, Darling!"
„Zweimal Sodawasser!"
„Ein Eis. Vanille und Himbeer!"
Ein unappetitlich korpulentes Mädchen will mich fast erwürgen:
„Mir auch, mir auch, mein Goldfasan!"
Mein Gott, wieviele Frauen! Wieviele unbefriedigte Frauen! Von hinten zerrt man mich an den Haaren und schreit mir die Ohren voll. Jetzt ziehen sie schon an meinem Hemd. Scheinbar werde ich noch in einer Nacktrevue auftreten. Nur unter Aufbietung aller Kräfte gelingt es mir, wieder auf den Korridor zu gelangen. Den Korridor laufen zwei wildgewordene Männer entlang.
„Anfang! Anfang!" — brüllen sie.
Das bedeutet den Beginn der Vorstellung.
Türen schlagen und halbnackte Frauen rennen wie verrückte Mäuse hin und her. Um mich herum entsteht ein Gewühl von weißen Schenkeln, runden Schultern, wohlgeformten Armen.
Es war heller Wahnsinn, hier eine Reportage schreiben zu wollen.
Für alle Fälle renne ich in der Richtung, in der die meisten rennen.
Während des Laufens sehe ich zufällig durch eine halb offene Tür und erblicke ganz unerwartet die braune Venus. Fast genau so, wie Gott sie erschaffen hatte. Das heißt, nur halb ist sie ganz nackt, halb ist sie schon braun. Eben wird sie von zwei Frauen schokoladenbraun eingefärbt.
Nicht im Traume hatte ich zu hoffen gewagt, sie so unmittelbar zu erleben.
Nun, die braune Venus ist nämlich noch lange nicht schwarz, nein, noch nicht einmal braun. Sie ist von der Sonne gut gebräunt, weiter nichts.
Sie zankt sich eben mit den beiden Frauen. Sie sucht etwas und schreit herum. Die beiden Frauen folgen ihr überall hin und reiben sie dabei ein. Mittlerweile hüpft sie vor Nervosität und brüllt die eine Garderobenfrau furchtbar an. Die blickt auf und sieht mich. Darauf rennt sie auf mich zu, drückt mir ein kaffeebraunes Etwas in die Hand, stößt mich durch die Tür — direkt auf die braune Venus zu und rennt davon.
„Reib ein, du Idiot, und glotz nicht!" — schreit mich die andere Frau an.
Ich beginne mit dem Einreiben.
Ich habe noch niemals eine nervöse Frau nackt gesehen — jetzt soll ich gerade bei so einer berühmten anfangen? — und dann gleich mit dem Einreiben? Das ist eine heikle Reportage.
„Nicht streicheln, reiben!" schreit mich die braune Venus an.
Wir duzen uns. Das fängt ja gut an. Vorläufig hab ich sie noch nicht zurückgeduzt. Aber bald wird die Zeit auch dafür gekommen sein.
Alle Augenblicke kommt jemand vom Korridor hereingerannt, um gleich wieder jammernd wegzulaufen. Die Stimmung wird immer nervöser.
Dann rennt die braune Venus davon. Ihr schön eingeriebener Körper streift mich. Das ist das einzige Andenken, das mir von ihr blieb.
Wie ich nun in der verwaisten Garderobe sitze — rennen zwei nervöse Männer herein, dann wieder hinaus, ohne jeden ersichtlichen Grund. Ich merke sofort, wenn ich hier ruhig bleibe, spiele ich mit meinem Leben. Hier muß man herumrasen und brüllen.
Und so rase ich wie ein Wilder in Hemdsärmeln durch die Gänge und schreibe meine sensationelle Reportage, unterbrochen von dicht hagelnden Aufträgen auf Mineralwasser, Schinkensemmeln und Himbeersprudel.
Kurz darauf war die braune Venus anderswo die große Attraktion. (Aus dem Ungarischen.)

Die griechische Frage

(Erich Schilling)



„Ob es doch nicht besser wäre, wenn wir wieder Diskus anstatt Handgranaten werfen würden?"

La questione greca: "E non sarebbe meglio che gettassimo dinuovo dischi, anzichè granate?,,

MEIN NERO / VON ANNA VON SCHROTT

Peter war ein sehr netter junger Mann. Bei Tage. Bei Nacht aber schnarchte er. Und dieses Schnarchen war die tiefe Kluft, die ihn von den andern Menschen trennte — und auch von allem Menschenglück. Denn der arme Peter meinte, daß derart lautes Schnarchen gewiß ein Scheidungsgrund sei und verzichtete somit von vornherein auf eine Lebensgefährtin. Und weil er sich seiner Schnarcherei schämte, bemühte er sich stets, sie vor seinen Mitmenschen zu verbergen. Er bewohnte, denn er war mit Glücksgütern gesegnet, eine Dreizimmerwohnung im letzten Stock eines Wolkenkratzers und schlug im mittleren der drei Zimmer sein Lager auf, um ja keinen seiner lieben Nachbarn im Schlafe zu stören. Wenn er Nachts reisen mußte, bezahlte er beide Schlafwagenplätze, und wollte er in einem Hotel übernachten, so bestellte er immer im letzten Stock ein Zimmer am Ende des Korridors und mietete dazu auch noch das Nebenzimmer. Mehr konnte er beim besten Willen nicht tun. Trotzdem kam es vor, daß sein Schnarchen durch Wände, Fenster und Doppeltüren drang.

Da geschah Folgendes: Peter ging in die Sommerfrische. Und zwar hatte ihm sein Arzt wegen seines stark angegriffenen Kehlkopfes Spaziergänge um das Gradierwerk von Reichenhall verordnet.

Peter mietete schon lange vorher das Zimmer am Ende des Korridors in der ersten Etage einer einstöckigen Villa, die in einem großen Park stand und von einem herrlichen Bernhardiner bewacht wurde.

Leider konnte ihm diesmal, wegen des außerordentlichen Andranges, das Zimmer nebenan nicht bewilligt werden, und man kann sich Peters Schrekken vorstellen, als er am Morgen aus der Tür dieses Nebenzimmers eine entzückende junge Dame treten sah...

„Junge Mädchen haben einen tiefen Schlaf", beruhigte er sich, und als er einige Zeit später die junge Dame im Park traf, damit beschäftigt, Nero mit ihrer belegten Frühstückssemmel zu füttern, stellte er sich ihr vor und begann ein Gespiäch mit ihr. „Ein schöner Hund!" begann Peter.

„Ja, und er wäre vollkommen", antwortete das Fräulein, „wenn er nicht so entsetzlich schnarchen würde... Stellen Sie sich vor! Ich hörte heute nacht jemand so schnarchen, daß die Wände erzitterten. Ich konnte mir diese Töne nicht erklären; denn ein Mensch konnte das unmöglich sein. Ich sprang also ans Fenster, um der Sache nachzugehen. Und da lag also Peter unter meinem Fenster und schnarchte... Was sagen Sie?"

Peter atmete aus, wie von einem Alpdruck befreit. „Ja, ja!" sagte er dann beistimmend, „auch ich hörte ihn!" Und er streichelte Nero, und von diesem Augenblick an hatte der Hund keinen besseren Freund als den Peter. Doch das Abenteuer geht weiter: Der Peter verliebte sich natürlich in die reizende junge Dame, und auch sie verspürte keine Abneigung gegen ihn. Für Peter aber war die Sache hoffnungslos; denn niemals hätte er einem geliebten Wesen zugemutet, seine Schnarchnächte mit ihm zu verbringen.

(Toni Bichl im Felde)



Er beschloß also abzureisen, um seiner Qual ein Ende zu machen. Ja! Er mußte abreisen! — Aber nein! Er konnte ja gar nicht abreisen; denn in dem Augenblick, da er fort war, würde Nero nicht mehr schnarchen, und das junge Mädchen, das durchaus nicht auf den Kopf gefallen war, würde wissen, daß er geschnarcht hatte! Einen so schlechten Eindruck aber wollte er nicht hinterlassen. Aber wie es vermeiden? Peter ging lange im Garten

auf und ab und dachte nach... Und plötzlich kam ihm der rettende Gedanke. Er mußte abreisen, ja, — aber er mußte Nero mitnehmen! Nero war sein Double, er und Nero waren fürs Leben aneinandergekettet! Und er hatte sich ohnehin schon lange einen Hund gewünscht. Peter begab sich also zu dem Besitzer der Villa, und nach langem Hin- und Herfeilschen und nach Bezahlung einer horrenden Summe wurde Peter der Besitzer Neros. Jetzt war Peter gerettet. Mit Nero unter seinem Fenster konnte er jetzt unbesorgt schnarchen, wo, wann immer und so laut er wollte...

Doch die Geschichte ist noch nicht zu Ende. Peter ging nun, von Nero begleitet, stolz auf ihn, aber doch brechenden Herzens in den Park, um von der Dame seines Herzens Abschied zu nehmen für immer.

„Ach!" sagte das Fräulein ehrlich betrübt. „Sie reisen? — Und Sie nehmen Nero mit? Ach, wie schade! Ich hatte mich so an sein Schnarchen gewöhnt. Er schnarcht auf eine so sympathische Art. Und ich kam mir dabei so behütet und beschützt vor! Ich werde jetzt gar nicht mehr schlafen können!"

„Wenn das Ihr Ernst ist", sagte Peter hochrot vor Freude, „wenn das wirklich Ihr Ernst ist, dann... ja, dann darf ich es wagen, Sie um Ihre Hand zu bitten! — Darf ich das?... Denn Nero ist unschuldig! Nicht Nero schnarcht... Ich bin der Nero!"

ANBANDELUNG / VON DEERT VENSTERKRANTZ

Die alte Kesselbergstraße führt vom Kochelsee bis hinauf nach einem Engpaß oberhalb vom Walchensee. Nimmt man die ersten Meter aus, den Anlauf, so kann man dreist behaupten: sie hat eine hübsche Steigung. Am höchsten Punkt, nachdem sich alte und neue Straße vereint haben, steht eine Hütte, wo man Andenken kaufen und eine Kleinigkeit verzehren kann. Rechts von der Hütte führt der Aufstieg zum Herzogstand, links zur Jocheralpe.

Dies war die Vorgeschichte, und jetzt geht's los.

Ein älterer Herr stiefelt bergab... Richtung Kochel.

Ein junges Mädchen stiefelt bergauf... Richtung Urfeld. Sie hat ein weinrotes Dirndl an und scheint aus der Stadt zu sein.

Dort, wo lichtgrünes Stauwasser von einer grauen Mauer umfangen wird, begegnen sie einander.

Der ältere Herr grüßt höflich. Das junge Mädchen dankt kurz. Anschließend fragt sie, wie weit es noch ist.

Der ältere Herr erwidert: „Eine kleine halbe Stunde."

Denn es handelt sich tatsächlich um eine kleine halbe Stunde, und das ist eine halbe Stunde, wohingegen eine gute halbe Stunde bis zu drei Stunden dauern kann. Das junge Mädchen stiefelt fürbaß.

Der ältere Herr schaut ihr wohlgefällig nach und läßt sich dabei auf den mollig warmen Steinen nieder. Dann nimmt er seine Kamera zur Hand und legt einen Film ein. Dann zieht er den rechten Stiefel aus und — — aber das führt wohl zu weit. Dann wirft er einen Blick auf seine Uhr. Dann einen in die Runde. Und dabei fällt ihm etwas Bläuliches auf, mitten auf dem Wege. Und eben will er sich aufrappeln und den bläulichen Gegenstand näher untersuchen, da hört er Schritte von unten nahen und bleibt sitzen.

Die Schritte sind ein Soldat.

Er stapft auf den bläulichen Gegenstand los, bückt sich und hebt ihn auf. Und gewahrt den älteren Herrn.

Der ältere Herr sagt: „Das hat eben ein Fräulein verloren." Und zeigt dabei den tüchtig steigenden Weg hinan.

Der Soldat hält den Gegenstand unschlüssig in den Fingern: ein türkisblaues Rechteck mit lustigen Seidenbändern.

„Nehmen Sie's mit!" sagt der ältere Herr.

Der Soldat denkt sich was, grüßt und stapft wieder los. Mit der bläulichen Sache. Und die Bänder flattern bei jedem seiner Schritte.

Den älteren Herrn legen wir nunmehr ad acta. Er hat ausgedient, und wir brauchen ihn nimmer.

Der Soldat jedoch strebt mächtig den Weg empor und ist in wenigen Minuten bei der Hütte angelangt, wo man Andenken und so fort.

Den Gegenstand sieht man nicht. Er hat ihn eingesteckt.

Aus dem Tal kommt das Mädchen gekeucht. Offenbar war sie unten in Urfeld und hat erst in der Gastwirtschaft den Verlust bemerkt.

Sie trippelt an unserem Soldaten vorüber, und der Soldat tut nicht dergleichen.

Als sie seinem Gesichtskreis beinah entschwindet, ruft er hinterdrein: „Hollah, Fräulein!" — Das Fräulein bremst. — „Ham S' was verloren?"

„Ja — meine Schürze."

„Ich hab sie gsehn. Am Wegweiser hängt sie." — „Wo?" — „Wo der Weg zum Kraftwerk abbiegt." — Ei du lieber Schreck! Das Mädchen seufzt so heftig, daß man es bis zur Hütte hört.

„Was krieg ich", fährt der Soldat fort, „wenn ich sie bei mir hab?"

Und greift in seinen Hosensack.

Zögernd naht das Mädchen. Dem schmucken Ding schwant schon, worauf er abzielt.

Er schwenkt die türkisblaue Schürze.

Wir überblättern eine Seite, verlassen den Schauplatz und eilen vierundzwanzig Stunden voraus.

Auf der Höhe erhebt sich der Aussichtspilz.

Hinter dem Pilz hat man einen wetterfesten Verschlag angelegt. Mit Pritsche, Ofen, Zeißglas.

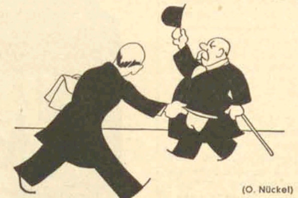
In dem Verschlag versieht unser Soldat seinen Dienst.

Wer hockt neben ihm? Ein weinrotes Dirndl. Und verliebt flattern die Seidenbänder der türkisblauen Schürze.

DAS HÜTCHEN

Zwischen Karlsruhe und der alten Markgrafen-Residenz Durlach verkehrt eine Straßenbahn. An einem heißen Sommertage saß darin nur ein älterer, außerordentlich dicker und schwitzender Herr, der seinen schönen, gelben, steifen Strohhut neben sich auf die Bank gelegt hatte und auf der langen Strecke zwischen den beiden Städten eingeschlafen war, dann eine Mutter mit ihrem etwa vierjährigen Sohn und der Erzähler. Der Schaffner stand an der Wagentür und schaute hinaus. Dem kleinen Jungen wurde es langweilig. Er kletterte umständlich von seinem Sitz, rutschte mit dem Kreuz die Bank entlang, indem er die Füße von sich stemmte und gelangte schließlich zu dem Herrn mit der „Butterblume". Die beäugte er immer interessierter und hatte sie schließlich unversehens in der Hand, von der in die Landschaft blickenden Mutter unbeobachtet. Er drehte den Hut, ließ ihn auf den Boden kullern, nahm ihn auf, stülpte das Futter um und ließ dabei einen dicken Kranz Zeitungspapier herausfallen. Den besah er und schob ihn dann verächtlich mit dem Fuß unter die Bank. Das Hutfutter krempte er wieder sorgsam ein und legte den Hut an seinen Platz. Das sah die Mutter gerade noch und rief ihrem Sprößling. Mit jähem Ruck und Heulen hält die Straßenbahn. Der Schaffner brüllt in den Wagen: „Bahnhof Durlach!" Der dicke Herr fährt auf, beeilt sich, seinen Strohhut aufzusetzen und stutzt. Er nimmt den Hut ab, setzt ihn wieder auf, dreht daran, schüttelt den Kopf, nimmt nochmals den Hut und rüttelt und sagt erstaunt und ungläubig im Hinausgehen: „Herrgottsakrament, seit 2 Jahr hab ich den Hut un nie hat er baßt, jetzt auf eimal baßt er!" — Die herausgefallene Zeitungspapiereinlage ringelte sich in der anfahrenden Straßenbahn.

LIEBER SIMPLICISSIMUS


(O. Nückel)

Einer, der als Vater der Stadt nicht weniger bekannt war, denn als liebender Kenner des heimischen Weinbaus, schritt über die Neckarbrücke. Gemessen und steif erhobenen Hauptes. Kam ein Freund und grüßte ihn von weitem. Der Dank, den er erhielt, war steif, wie der Gang.
„Ha no, Guschtav, brauch'sch net so schtolz to, wenn d' au Feuerwehrkommandant bisch."
„Saudumms Gschwätz — ", mit schwerer Stimme, aber nicht ohne Würde antwortete jener, der vom Frühschoppen kam, — „a bißle wenn i mi bück', na lauft's obe wieder naus." C. R. F.

Der Schlichtingerbogen in München führt steil aus der Hofbräuhausgegend zur Burgstraße hinauf. Ein ältlicher, abgezehrter Mann versuchte mit wenig Erfolg seinen schwerbeladenen Handkarren hinaufzuschieben. Vielleicht wäre es ohne Hofbräuhausnähe besser gegangen. Ich griff helfend ein und schob den Karren mit voller Anstrengung in einem Zug fast bis zur Höhe. Dann machte ich eine Sekundenpause und schaffte den Rest. Schon mußte ich die Rüge wegen dieses Kunstfehlers hören: „Schmalz war scho no da, aber s' Herz laßt halt nach!" L. V. B.

Frau Anneliese kränkelt. So sagt sie wenigstens. Als ich sie unlängst traf, fragte ich höflich: „Wie geht's, Frau Anneliese?"
„Ach was", antwortete sie, das rotgepunktete Mündchen verziehend, „die Ärzte wissen ja alle miteinander nichts. Der eine rät mir zu dem, der andere zu jenem — und schließlich weiß ich es selbst am besten, was mir fehlt ... Ich brauche Gebirge, Schneeluft, Wintersport — und muß dahinsiechen!"
„Dahinsiechen!" sagte ich bestürzt. „Das ist doch nicht notwendig, wenn Sie wissen, was Ihnen fehlt!"
„Und ob ich's weiß!" rief Frau Anneliese. „Mir fehlen rund gerechnet zweihundertfünfzig Punkte, wenn ich mich für einen Kuraufenthalt ausstatten will!" H. K. B.

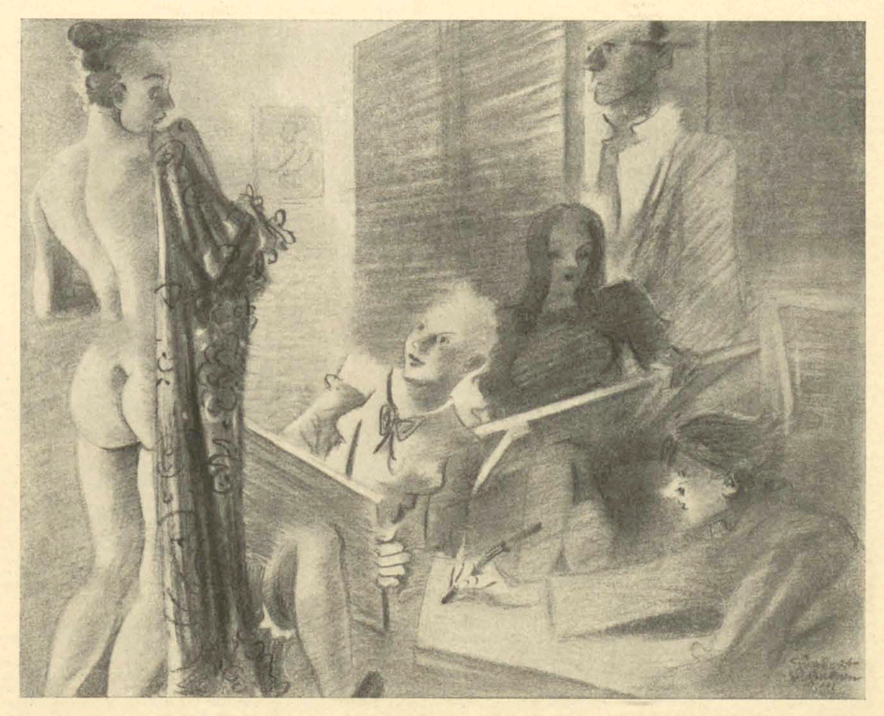
*

MEIN FREUND JOHANNES

Wir drei kramten mal wieder in alten Erinnerungen. Martin war bei seinem Lieblingsthema Geldsorgen angekommen.
„Es ist doch eigentlich ganz angenehm, daß wir jetzt alle über das Gröbste hinaus sind. Du wirst auch froh sein, Johannes, daß du nun ganz anständige Einnahmen hast", dozierte er.
„Ach, manchmal denke ich, ich stünde mich besser, wenn es wieder so wäre wie früher", sagte Johannes.
„Nanu", wunderte sich Martin, „früher mußtest du doch mit jedem Pfennig rechnen, und jetzt hast du soviel, daß du sogar Rücklagen machen kannst."
„Ja, das ist richtig. Aber bedenke mal, früher gab ich ja auch viel weniger aus. Wieviel würde ich da jetzt also sparen können!" sagte Johannes ernst. — Martin versank in tiefes Grübeln.
— Wir wollen ihn dabei nicht stören. J. Bieger

Naturstudie

(H. Lehmann)



„Der Faltenwurf ist noch nicht recht schön!“
„Meinen Sie den vom Mantel, Herr Professor?“

Studio dalla natura: "Le pieghe non sono ancora proprio belle!„ — "Intendete, signor Professore, quelle del mantello?„

Thea kommt wieder zu spät!

Von Josef Robert Harrer

Fünf Minuten nach acht Uhr kam Herr Braun, der Abteilungsleiter, zum erstenmal in den Saal. Seine Augen durchbohrten Sessel und Schreibtisch Theas. Aber damit zauberte er Thea nicht an ihren Platz. „Wieder unpünktlich!“ zischte er, daß Theas Kolleginnen erschauerten. Zehn Minuten später wiederholte sich die Szene. In diesem Augenblick stürzte Thea in den Saal. Als sie Herrn Braun erblickte, verzog sie das Gesicht, was etwa bedeutete: Pech gehabt! Herr Braun richtete sich in seiner ganzen Größe vor Thea auf.

„Fräulein, Sie kommen wieder zu spät! Was gibt es heute für eine Ausrede?“

„Herr Braun, leider —“

„Natürlich, leider war eine Straßenbahnstörung! Immer ist auf der Linie, die Sie benützen, eine —“

„Nein, Herr Braun, es war keine Verkehrsstörung. Aber —“

„Sie mußten die Hausarbeit für den kleinen Bruder durchsehen!“

„Nein, Fritz hat für heute keine Hausarbeit! Ich —“

„Beide Schnürriemen zerrissen! Nicht wahr?“

„Das war leider gestern! Ich habe heute —“

„Ja, ja, ich kann es mir schon denken! Sie haben die Schreibtischschlüssel zu Hause vergessen! Sie kehrten also um, sie zu holen! Ach, ich kenne doch Ihre tausend Ausreden schon auswendig, eine fauler als die andere!“ — „Die Schlüssel? Nein, die habe ich bei mir gehabt. Ich —“

„Müssen Sie mich immer unterbrechen?“

„Herr Braun, es tut mir leid, daß ich mich verspätet habe! Ich kann aber wirklich nichts dafür! Die Uhr, die Weckeruhr ist schuld!“

Herr Braun lachte. So lachten im Mittelalter die Henker, wenn ein Verurteilter so kindisch war, sie um Gnade zu bitten.

„Die Weckeruhr! Fräulein, die Ausrede mit der Uhr, die zu spät geht, ist älter als die Uhren selbst! Und so gänzlich phantasielos ist diese Ausrede, daß ich mich schäme, Mädchen, die solche Ausreden gebrauchen, in meiner Abteilung zu beschäftigen! Die Weckeruhr ging zu spät! Da kichern doch die Seehunde!“ — „Nein, Herr Braun, die Weckeruhr ging nicht zu spät!“

„Fräulein, wollen Sie mich ulken? Sie sagten doch soeben, daß die Weckeruhr an Ihrem Zuspätkommen schuld ist!“

„Ja, das schon! Aber ich sagte nicht, daß sie zu spät ging!“

„Ja, was denn sonst?“ — „Sie ging vor!“

„Vor? Fräulein, da hätten Sie ja zu früh ins Büro kommen müssen!“

„Das wieder nicht, Herr Braun! Die Weckeruhr ging nämlich nicht soviel vor, wie ich angenommen hatte!“ „Und wieviel hatten Sie angenommen?“ — „Drei Minuten!“

WIRTSHAUS AM PASS

VON ANTON SCHNACK

Es steht ein Gasthof, windumfegt am Alpenpaß.
Die Berge ringsum steil, unnahbar, kraß;
Und das Tiroler Tal im Dunste fern und blaß.

Die Straße klettert neunzehnhundert Meter hoch empor,
Seit tausend Jahren Pforte, Reisetor
Für Wagen, Wanderer und frommen Pilgerchor.

Die Winter bauten hohen Schnee ums Haus
Und die Lawine donnerte vom Hang mit dumpfem Braus
Und rüttelte am Schindelwerk des Bau's.

Die Kaufmannswagen haben schwer geknarrt
Und Pferdehufe haben unduldsam gescharrt.
Ein Heimatloser hat ins Tal Tirol gestarrt.

Fuhrleute, schwarz die Haare, schmal und fremd,
Trollblumen hinterm Ohr, bunt das verschwitzte Hemd,
Die Köpfe vor Ermüdung in die Hand gestemmt.

Sie aßen zur Polenta scharfen Lauch,
Sie brachten Süden, Sonne, Gartenhauch
Und pafften aus Virginiastengeln blauen Rauch.

Die Jäger stolperten herein mit aufgeriss'nem Wams,
Im Rucksack das Geläuf der scheuen Gams,
Am frechen Hut die Reiser eines Fichtenstamm's.

Hausierer brachten Tand und süße Spezerein.
Holzfäller lechzten nach dem dunkelroten Wein,
Der Wirt kam mit dem Krug und schenkte ein.

Wenn aus der Bergschlucht stieg der schwüle Föhn
Und in den Kiefern pfiff mit winselndem Gestöhn,
Verklärte sich der Mittag gläsern, schön.

Mich trieb's umher, vom Wettersturz bedrückt,
Doch von dem zauberischen Farbenspiel entzückt:
Zum Greifen nahe war das Land Tirol gerückt.

DAS FRÄULEIN HEDWIG

VON EZIA D'ERRICO

Wir begegneten uns häufig auf der Stiege: Fräulein Hedwig und ich. Sie wohnte im sechsten, ich im fünften Stock. Daß sie Hedwig hieß, wußte ich, weil ich manchmal die Hausmeisterin sie vom Hof herauf rufen hörte: — Fräulein Hedwig, ein Brief für Sie! Die alte Jungfer ließ dann schnell ein Körbchen am Strick herunter, das sich jedesmal mit dem eisernen Draht verwickelte, an dem im Hof die Wäsche hing. Jedesmal sauste das Körbchen wild herunter und stieg langsam wieder in die Höhe. Alle Bewohner des Hauses, die dann über die Hinterbalkons gebeugt standen, konnten sehen, daß der Brief nichts anderes war, als eine jeder Drucksachen, wie sie die Firmen auf gelbem Papier versenden, beginnend: „Geehrter Herr, wir haben uns entschlossen, den dringenden Wünschen der Familien entgegenzukommen, indem wir einen neuen Staubsauger anbieten..." und enden „in Erwartung Ihres geschätzten Auftrags wird ein Vertreter unserer Firma Sie in den nächsten Tagen besuchen..." usw.
Natürlich hatte Fräulein Hedwig nicht den geringsten Bedarf für derartige Dinge; sie lebte in so kleinen zwei Zimmern mit Küche, daß, glaube ich, nicht mal der Staub Platz hätte.
Schon am frühen Morgen hörte ich sie immer in ihren Holzpantoffeln in der Wohnung herumklappern, in einem munteren — für mich, der ich Spätaufsteher bin, eher lästigen — Hin und Her und ich wartete auf die günstige Gelegenheit, ihr ein paar Filzpantoffeln anbieten zu können.
Eines Tages fielen meine Augen zufällig auf den Kalender und ich las: Sankt Hedwig.
Das wäre eine Idee, dachte ich, eilte schnell hinunter zum nächsten Schuhladen und erstand ein Paar recht hübsche Filzpantöffelchen. „Kann ich sie umtauschen, wenn sie nicht passen sollten."
„Natürlich, mein Herr, wenn Sie sie am gleichen Tage wiederbringen." Mit dem Päckchen in der Hand schellte ich bei Fräulein Hedwig.
„Entschuldigen Sie, Fräulein... heute ist Ihr Namenstag, nicht wahr? Ja, also... in meinem Land ist es üblich, daß die Hausnachbarn an diesem Tag kleine Geschenke austauschen und da dachte ich das Nützliche mit dem Erfreulichen zu vereinen und habe Ihnen ein paar Pantöffelchen gebracht. Auf diese Weise werden Sie, wenn Sie Ihre Arbeit verrichten, an mich unverbesserlichen Langschläfer denken... bei diesen verfluchten Zementböden... Ich weiß nicht mehr, was alles ich ihr noch in scherzhaftem und herzlichem Tone vormachte, indessen sie mich mit grauen, weit aufgerissenen Äuglein in ihrem platten gelblichen Gesicht betrachtete. Sie schaute mich auf eine Weise an, die weder erfreut noch traurig war. Nach meiner kleinen Ansprache, die mich zum Schwitzen gebracht hatte, nahm ich ihre Aufforderung, zu einer Tasse Kaffee einzutreten, wie eine Befreiung an.
Die Behausung von Fräulein Hedwig war genau wie ich sie mir vorgestellt hatte: ein Magazin von altmodischen Möbeln und geschmacklosen Gegenständen. Während ich auf das Tropfen im Kaffeefilter aufpaßte, betrachtete die alte Jungfer nachdenklich die Pantoffeln; ich blickte mich indessen um. Ein Schweigen band uns beide an die Dinge, daß ich langsam Pein empfand. Ich hätte wer weiß was dafür gezahlt, wenn ich ohrfeigen oder schreien hätte dürfen... aber das Fräulein Hedwig schien nicht einmal meine Gegenwart zu bemerken und fixierte weiter wortlos die Pantoffeln. Langsame Minuten schlichen dahin auf der Uhr mir gegenüber an der Wand, von der Küche hörte man manchmal die Wassertropfen vom Hahn ins Becken fallen.
Als Fräulein Hedwig sich erhob, um die Zuckerdose von der Anrichte zu holen, versuchte ich zu fliehen.
„Ach wie viele Kinder!" rief ich und zeigte mit der Hand auf unzählige kleine Zelluloidpüppchen, die auf die Möbelstücke verteilt, mit Bändchen an den Vorhängen angebunden waren und sogar von der Lampe herunterhingen.
Gleich merkte ich, daß ich wieder eine Dummheit gesagt hatte, zu der ersten bei der Pantoffelübergabe dazu.
Das alte Fräulein indessen lächelt: „Ja, das sind meine Kinderchen... der da zum Beispiel ist Michelino."
Sagt sie, nimmt ein Püppchen zur Hand, drückt ihm den Kopf zwischen den Fingern und läßt kullernd sein Glasauge auf den Tisch fallen. Sie beeilte sich keineswegs, es wieder aufzuheben, legte das arme Püppchen wieder hin und nahm ein anderes, dem sie auf eine grausige Weise Arme und Beine entfernte, legte es vor mich hin auf den Tisch und sagte: „Der ist der Erstgeborene ... was würden Sie sagen, wenn er so geboren wäre?"
Den Kaffee in der Tasse rührend, suchte ich vergeblich eine schlagende Antwort, wenn schon nicht eine geistreiche, so doch wenigstens eine intelligente. Aber ich fand nichts anderes als: „Wenn die echt wären, wären Sie gewiß nicht so grausam." — „Glauben Sie?"
„Ich bin sicher... Sie sind gewiß gut, man sieht es an allem, an Ihrem Gesicht..."
„Mein Gesicht? Gefällt es Ihnen?"
„Es hat einen Ausdruck von Güte..."
Die alte Jungfer brach in ein durchdringendes Gelächter aus.
„Großartig! Güte ist gut gesagt!... Sie sind der Mann, der an alles denkt, von den Pantoffeln bis zur Güte. Wenn ich heirate, werde ich Ihnen auch ein Geschenk machen."
Ich machte einen befriedigten Seufzer.
„Freut mich sehr, das zu hören..."
„Daß ich mich verheirate?"
„Gewiß... das ist eine Neuigkeit..."
„Eine unerwartete?"
„Keineswegs, aber ich wußte nicht..." „Wollen Sie das Bild des blauen Prinzen sehen?" „Gerne..."
Sie öffnete eine Kommode, zog eine große Schachtel heraus, öffnete die Schachtel und zeigte mir das Foto eines Jahrmarktsathleten mit aufgeschwollenem tätowiertem Bizeps, schwarzem Bärtchen und in die niedrige Stirn gekämmten Haarfransen.
Das Foto war vergilbt und ich taxierte, daß es aus dem vergangenen Jahrhundert stammte. Ich muß hinzufügen: der Mann war vollkommen nackt und erinnerte an jene Akademiemodelle, die gewohnt sind, sich in klassischen Posen zur Schau zu stellen. „Ein schöner Mann", murmelte ich, um etwas zu sagen.
„Ein besonders kräftiger Mann", erwiderte das Fräulein Hedwig wie selbstverständlich und fügte hinzu: „Für mich ist das Wichtige, daß er sehr stark ist" — und eine kleine Bewegung der Überraschung von mir gewahrend, noch genauer:
„Er muß mich rächen..."
„Er muß Sie bei einem Feinde rächen?"
„Bei einem? Bei allen... bei allen Menschen? Scheint Ihnen das wenig?"
Sorgfältig legt sie das Bild wieder in die Schachtel und murmelt wie zerstreut: „Sie werden der erste sein, den er umbringen wird, dann alle anderen. Die, die in diesem Hause wohnen, dann die in den Nachbarhäusern, die auf der Straße vorübergehen, die hinter den Schreibtischen sitzen, die Uniformen tragen, die bortenverzierte Mützen tragen, die Auszeichnungen tragen... kurz alle... wenn ich sage alle, dann ist das klar, nicht wahr?"
„Wäre es nicht besser..." begann ich, aber die Alte unterbricht mich sofort:
„Was wäre besser? Was?? Zu spät, werter Herr, zu spät... ich begreife, daß es für Sie bequemer wäre, aber es ist zu spät, sage ich Ihnen."
In ihrer Stimme war würdevolle, aber unnachsichtige Bestimmtheit.
Ich stehe auf, um mich zu verabschieden.
Im Vorraum steht auf einer Konsole unter einer darübergestülpten Glasglocke geschützt eine Art zusammengekrampfte rosa Meermuschel. Ich will sie schon näher betrachten, aber eine gewisse Scheu rät mir, die Augen wegzudrehen.
„Schauen Sie sie nur an, sie ist versteinert", sagt die alte Jungfer in ihrem seltsam abgehackten Tonfall, „ein Arzt, der einbalsamiert, hat sie so präpariert... einstweilen halte ich sie unter dieser Glasglocke, aber bei den Exekutionen werde ich sie ins Schlafzimmer tragen, denn mein Mann wird Sie im Schlafzimmer ermorden, vor diesem Ding da... Fein ausgedacht, nicht wahr?"
Ich murmelte irgendeine Antwort, machte eine Verbeugung, zog mich rückwärts zur Türe zurück und verwickelte mich nochmals, mich in unmöglicher Form entschuldigend. Seitdem sind viele Jahre vergangen. Immerhin: sollte ich mich jemals mit einem gigantischen Nacken mit gekräuseltem Bart und in die Stirn frisierten Haarfransen schlagen müssen: ich würde nicht einmal versuchen, mich zu verteidigen, weil ich wüßte, ich bin Nummer Eins, und es ist absolut notwendig, daß er mich umbringt. (Übersetzt von Wally P. Schultz)

Hüttenfrühling

(K. Heiligenstaedt)



„Was, schon wieder 'ne Verlobung? Is ja der reine Heiratsmarkt da oben!" — „Nur nicht neidisch sein, Walter, du kommst ja als Zwischenhändler dabei auf deine Rechnung!"

Primavera nei rifuge alpini: "Che?! . . . Un altro fidanzamento? . . . Ma qui sopra c' è proprio il mercato dei matrimoni!,, — "Non averne invidia, Walter! Tu, come mediatore, ne hai già il tuo bel tornaconto!,,

DIE TOCHTER ALBIONS

VON ANTON TSCHECHOW

Vor dem Haus des Gutsbesitzers Grjabow kam eine hochelegante Equipage auf Gummirädern mit einem dicken Kutscher und Plüschsitzen angefahren. Aus dem Wagen stieg der Kreis-Adelsmarschall Feodor Andreitsch Otzow. Im Vorraum stieß er auf einen verschlafenen Lakaien. „Sind die Herrschaften zu Hause?" fragte der Marschall.

„Nein. Die Herrin ist mit den Kindern zu Besuch gefahren und der Herr ist mit dem Fräulein Gouvernante beim Fischen. Seit dem frühen Morgen."

Otzow stand eine Weile nachdenklich da, dann ging er zum Fluß, um Grjabow zu suchen. Er fand ihn, nachdem er etwa zwei Werst vom Haus weg am Fluß entlang gegangen war. Als er von der Höhe des Ufers hinabsah und Grjabow erblickte, mußte Otzow laut auflachen... Grjabow, ein großer, dicker Mann mit einem sehr großen Kopf, saß, die Beine nach türkischer Art gekreuzt, im Sand und fischte. Der Hut saß ihm im Nacken und die Krawatte hing an der Seite herunter. In seiner Nähe stand eine lange, dürre Engländerin mit vorstehenden, gierigen Augen und einer Vogelnase, die eher einem Haken als einer Nase ähnlich war. Sie hatte ein weißes Spitzenkleid an, aus dem ihre mageren, gelben Schultern stark hervorleuchteten. An ihrem goldenen Gürtel hing eine goldene Uhr. Sie fischte auch. Um die beiden herum herrschte Grabesstille. Beide saßen unbeweglich wie der Fluß, auf dem ihre Schwimmer tanzten.

„Das ist ja ein tötendes Vergnügen und ein bitteres Schicksal", rief Otzow lachend. „Guten Tag, Iwan Kusmitsch!" — „Ah... Du bist es?" fragte Grjabow, ohne einen Blick vom Wasser wegzuwenden. „Bist du gekommen?"

„Wie du siehst... Beschäftigst du dich immer noch mit diesem Blödsinn? Hast du ihn noch nicht aufgegeben?"

„Wie, zum Teufel... den ganzen Tag fische ich, seit dem Morgen... Aber heute fischt es sich schlecht. Ich habe nichts gefangen und dieses Affenweib auch nichts. Wir sitzen und sitzen, aber kein Teufel beißt. Gerade als ob sie einander gewarnt hätten."

„Spuck doch drauf! Komm, wir wollen Wodka trinken!"

„Warte... Vielleicht fangen wir doch noch was. Gegen Abend beißen die Fische besser... Seit dem frühen Morgen sitze ich hier, Bruder! Es ist so langweilig, daß ich es gar nicht sagen kann. Da hat mich schon der Teufel geritten, daß ich mich an dieses Fischen gewöhnt habe. Ich weiß, daß es Unsinn ist und bleib doch sitzen. Ich sitze da wie ein Spitzbube, wie ein Zuchthäusler, und starre auf das Wasser wie ein Idiot. Ich müßte zum Mähen fahren, aber ich fische. Gestern hat in Chaponew der Hochwürdige Gottesdienst gehalten, aber ich bin nicht hingefahren, nein, hier bin ich gesessen mit diesem Sterletweib... mit diesem Teufelsweib... mit dieser..."

„Nun... bist du verrückt geworden?" fragte Otzow, der verlegen mit schiefem Blick auf die Engländerin hinsah. „Du schimpfst vor einer Dame..."

„Der Teufel sei mit ihr! Das ist ganz Wurst, sie versteht ja kein Wort Russisch! Du kannst sie loben oder schimpfen — das ist ihr ganz gleich! Schau die Nase an! Von der Nase allein kannst du in Ohnmacht fallen! Tagelang sitzen wir beisammen, und es wird auch kein Wort gesprochen! Sie steht da wie eine Vogelscheuche und glotzt mit ihren Stielaugen aufs Wasser."

Die Engländerin gähnte, wechselte den Wurm und warf die Angel wieder aus.

„Ich kann mich nicht genug wundern, Bruder!" fuhr Grjabow fort. Jetzt lebt diese Idiotin schon zehn Jahre in Rußland und spricht aber auch kein Wort Russisch! Unsere Aristokratinnen fahren zu ihnen und lernen schnell in ihrer Sprache kläffen, aber sie... weiß der Teufel, was das für Leute sind! Schau die Nase an! Die Nase schau an!"

„Nun, hör auf... das ist peinlich... Was fällst du über eine Frau her?"

„Sie ist keine Frau, sondern ein Mädchen... Vielleicht träumt sie von Bräutigamen, die Teufelspuppe. Und ein Geruch geht von ihr aus, wie von etwas Verfaultem.. Ich kann sie nicht ausstehen, Bruder! Ich kann sie nicht gleichgültig ansehen! Wenn sie mich mit ihren Glotzaugen ansieht, dann krümmt sich in mir alles zusammen, gerade als ob ich mich mit dem Ellenbogen an einem Geländer geschlagen hätte. Sie fischt auch gern. Schau hin: sie fischt und betet! Auf alles schaut sie mit Verachtung... Da steht sie da, die Kanaille, und denkt, daß sie ein Mensch, folglich die Herrin der Natur ist. Und weißt du, wie sie heißt: Wilka Charlowna Thaiss! Pfui!... Nicht zum Aussprechen!"

Als die Engländerin ihren Namen hörte, drehte sie die Nase langsam in die Richtung auf Grjabow hin und maß ihn mit einem verächtlichen Blick. Von Grjabow weg erhob sie ihre Augen zu Otzow und übergoß ihn mit Verachtung. Das geschah alles schweigend, würdevoll, langsam.

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Okt. 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

„Hast du gesehen?" fragte Grjabow, laut lachend. „So, da habt Ihr's! Ich halte diesen Triton nur für die Kinder. Wenn diese nicht wären, hätte ich sie auf zehn Werst nicht in die Nähe meines Gutes herangelassen... Eine Nase hat sie, genau wie ein Habicht... Und die Taille? Die Puppe erinnert mich an einen langen Nagel. Am liebsten, weißt du, möchte ich die packen und in den Boden hineinschlagen. Wart... bei mir beißt scheinbar etwas..."

Grjabow stand auf und nahm die Gerte in die Hand. Die Schnur wurde angezogen... Grjabow zog nochmal und konnte den Haken nicht herausziehen...

„Hängengeblieben!" sagte er stirnrunzelnd. „Scheinbar an einem Stein... Der Teufel hol's!..." Das Gesicht Grjabows wurde kummervoll. Seufzend, aufgeregt und Flüche murmelnd begann er an der Schnur zu zerren. Aber alles half nichts. Grjabow erblaßte.

„'s ist ein Jammer! Jetzt muß ich ins Wasser steigen." — „Hör doch auf!"

„Das geht nicht... Gegen Abend fischt es sich gut... Jetzt diese Geschichte da, Herrgott! Ich werde ins Wasser steigen müssen. Ich muß! Ach, wenn du wüßtest, wie ungern ich mich ausziehe! Die Engländerin da muß man umdrehen... Es ist peinlich, sich vor ihr auszuziehen. Sie ist doch immerhin eine Dame!"

Grjabow warf Hut und Krawatte auf den Boden. „Miß... e—e—e—", wandte er sich an die Engländerin. „Miß Thaiss! Je vous prie... Nun, wie soll ich es ihr sagen? Was soll ich dir sagen, daß du es verstehst? Hören Sie... dorthin! Dorthin sollen Sie weggehen! Hörst du?"

Miß Thaiss überschüttete Grjabow mit Verachtung und gab einen Nasenlaut.

„Was? Verstehen Sie nicht? Geh weg von hier, sage ich! Ich muß mich ausziehen, Teufelspuppe! Dorthin geh! Dorthin!"

Grjabow packte die Miß an den Ärmeln, wies auf das Gebüsch hin und fügte hinzu: „Geh ins Gebüsch und versteck dich dort." Die Engländerin bewegte energisch ihre Augenbrauen und sagte schnell einen langen englischen Satz. Die Gutsbesitzer lachten laut auf.

„Zum erstenmal im Leben höre ich ihre Stimme... Feines Stimmchen, da ist nichts zu sagen! Sie versteht nicht! Nun, was soll ich mit ihr anfangen?"

„Spuck drauf! Komm, trinken wir Wodka!"

„Geht nicht, jetzt muß ich fischen... Abend... Was soll ich jetzt tun? Ist das eine dumme Geschichte! Ich muß mich vor ihr ausziehen..."

Grjabow warf seinen Rock und seine Weste ab und setzte sich in den Sand, um die Stiefel auszuziehen.

„Höre, Iwan Kusmitsch", sagte der Adelsmarschall, sich ins Fäustchen lachend. „Das ist schon der reinste Hohn."

„Kein Mensch hat sie ersucht, nicht zu verstehen! Das soll eine Lehre für sie sein, diese Ausländer!" Grjabow zog die Stiefel aus, warf die Wäsche von sich und stand im Adamskostüm da. Otzow hielt sich den Bauch vor Lachen. Er wurde rot vor Gelächter und Verlegenheit. Die Engländerin ließ die Augenbrauen auf und ab gehen und zwinkerte mit den Augen... Über ihr Gesicht lief ein stolzes, verächtliches Lächeln.

„Ich muß mich abkühlen", sagte Grjabow und schlug sich auf die Hüften. „Sag um Gottes willen, Feodor Andreitsch, warum bekomme ich im Sommer immer eine Flechte auf der Brust?"

„Jetzt geh schnell ins Wasser oder deck dich mit etwas zu! Viech!"

„Vielleicht ist sie verlegen geworden, das Luder!" sagte Grjabow, bekreuzte sich und ging ins Wasser. „Brrr... das Wasser ist kalt... Schau, wie sie mit den Augenbrauen wackelt! Sie geht nicht weg... Sie steht über der Masse! Ha—ha—ha. Sie hält uns nicht für Menschen!"

Er ging bis zu den Knien ins Wasser, dann richtete er sich in seiner ganzen gewaltigen Größe auf, zwinkerte mit den Augen und sagte:

„Das Bruder, ist für sie nicht England!"

Miß Thaiss wechselte kaltblütig den Wurm, gähnte und warf die Angel wieder aus. Otzow drehte sich um. Grjabow machte den Haken los, tauchte unter und stieg schnaubend aus dem Wasser. Nach zwei Minuten saß er schon wieder im Sand und fischte. (Übersetzt von August Albert)

NACHT

Von Maximilian Brantl

Schöne Nacht! Die dunkle Stimme
eines Flusses rauscht und hallt,
und mir ist, ein Feuer glimme
aus der Höhe, aus dem Wald.

Spende durch die schwarze Stille,
Flamme, Licht auch meinem Haus,
durch mein kleines Zimmer quille,
durch mein Herz, hinein, hinaus!

Fluß und du, verströmend flute
allgewaltig auf mich her,
spül' dies Herz, das ausgeruhte,
leuchtende, hinaus ins Meer!

Rapport beim Himmelswachtmeister

(Wilhelm Schulz)



„Und was gibt es sonst noch?" — „Ohm Krüger bittet um Urlaub, er möchte zu gerne unten auch mit dabei sein!"

Rapporto al guardiano del cielo: "E che c' è ancora di nuovo?,,
"Ohm Krüger chiede congedo; bramerebbe d' esser presente anche lui laggiù!,,

München, 26. März 1941
46. Jahrgang / Nummer 13

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Edens nächste Reise

(Erich Schilling)

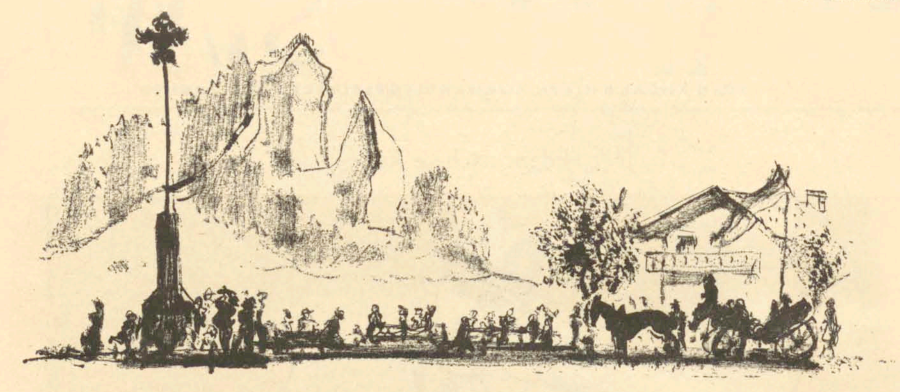


„Wohin? Am besten zähl' ich's an den Knöpfen ab!"

Prossimo viaggio di Eden: "Dove? . . . Meglio di tutto è ch' io lo tragga a sorte dai miei bottoni!„

Frühjahrsausflug

(J. Hegenbarth)



DAS AUSFÜLLEN

VON WALTER FOITZICK

Von den Statistikern ist eigentlich alles schon mal ausgerechnet worden, und so bin ich überzeugt, daß jemand festgestellt hat, wie oft der normale Mensch im Laufe eines normalen Lebens einen Zettel mit seinem Namen, seinem Geburtsdatum, seinem Geburtsort, seiner Zugehörigkeit zu irgend etwas versieht. Nein, ich will nicht alles aufführen, was man auf einem Papier ausfüllen kann oder muß, teils in Buchstaben, teils in Zahlen, jaja, auch in Zahlen.

Buschmänner haben, glaube ich, sehr wenig auszufüllen, und so steigt der Grad der Zivilisation mit der Menge des Auszufüllenden. Wir selbst haben einen sehr hohen Grad der Zivilisation erreicht. Mir liegt keine Statistik vor.

So ein Zettel besteht aus Vorgedrucktem, und immer, wo eine Lücke im Vorgedruckten ist, soll etwas hineingeschrieben werden. Der Platz ist niemals sehr reichlich bemessen, man muß sich meist zwischen das Gedruckte drängen, und wer zum Beispiel in Kleinvorderoschersleben unglücklicherweise zur Welt gekommen ist, wird seine liebe Not haben, seinen Geburtsort in die vorgeschriebene Lücke zu zwängen. Da lob' ich mir Ulm. Ulm paßt vorzüglich hinein. Es ist ein raum- und zeitsparender Ort. Aber wer denkt daran bei seiner Geburt, oder welche Eltern achten darauf, es ihren Kindern auf diesem Gebiet bequem zu machen? Und doch könnte man, immer falls eine Statistik vorhanden wäre, sich Stunden und Stunden ersparter Zeit ausrechnen.

Lange Namen wie sie oft Ritter und Schloßherren haben und hatten, müssen aus einer Zeit stammen, wo nicht viel ausgefüllt wurde, aus einer listenarmen Zeit. Monarchen haben das Verfahren abgekürzt. Sie unterschreiben nur mit Vornamen; nicht einmal die Nummer fügen sie hinzu. Aber Monarchen haben viel abgekürzt. Na, und wer ist heutzutage noch Monarch? Die Branche ist im Rückgang.

Ich habe einmal in einem Hotel gewohnt, da ist vor mir, ziemlich lange vor mir, auch der Kaiser Barbarossa abgestiegen. Wir wohnten im gleichen Zimmer. Vier Mark fünfzig mit Frühstück. Wenn es mit rechten Dingen zugegangen ist, hat Barbarossa auch nicht mehr für Zimmer und Frühstück zu zahlen brauchen. Als mir der Zettel zum Ausfüllen vorgelegt wurde, mußte ich sofort an ihn denken. Da war nämlich eine Rubrik: „Begleitung". Mein Gott, muß der Barbarossa ausgefüllt haben, all die Minister und Gaugrafen, und fünftausend Reisige hatte er auch noch bei sich. Alle mußten, wie es auf meinem Zettel stand, namentlich aufgeführt werden, und für die Wahrheit und Genauigkeit seiner Angaben hat auch er seine Unterschrift, bitte recht leserlich, daruntersetzen müssen. Das Fremdenbuch aus der Zeit war leider nicht mehr vorhanden.

DER SCHÜCHTERNE JÜNGLING

VON BERTOLDO

Wir befinden uns in der Halle eines größeren Hotels. Bequeme Sessel, Tische, Palmen und sonstiges notwendiges Zubehör stehen herum. Leute kommen und gehen. Kellner starren gelangweilt in die Luft.

In einem Sessel sitzt Fräulein Julia. Neben ihr steht ein junger Mann namens Archimedes.

Fräulein Julia (schaut ringsherum und amüsiert sich über das dauernde Kommen und Gehen).

Der junge Herr Archimedes (blickt ringsumher, offensichtlich völlig verwirrt).

Fräulein Julia (sieht den jungen Herrn Archimedes und betrachtet ihn gründlich von oben bis unten).

Der junge Herr Archimedes (fühlt sich beobachtet und wird rot bis an die Haarwurzeln).

Fräulein Julia (wendet die Augen von Herrn Archimedes ab und bewegt nervös das linke Bein).

Der junge Herr Archimedes (tut als wollte er sich entfernen, kann sich aber nicht entschließen, kehrt wieder zurück und bleibt hinter dem Sessel des Fräulein Julia stehen und starrt sie an).

Fräulein Julia (fühlt sich beobachtet, öffnet die Handtasche und läßt absichtlich ihr Taschentuch zu Boden fallen). Der junge Herr Archimedes (beeilt sich, das Taschentuch aufzuheben und überreicht es Fräulein Julia. Fräulein Julia (neigt lächelnd den Kopf).

Der junge Herr Archimedes (neigt ebenfalls den Kopf und wird rot bis an die Haarwurzeln. Dann macht er einen Schritt, bleibt aber wieder stehen, völlig verlegen). Fräulein Julia (seufzt).

Der junge Herr Archimedes (seufzt ebenfalls).

Fräulein Julia (läßt die Puderdose zu Boden fallen, offensichtlich in der Absicht, den jungen Herrn Archimedes endlich zur Eröffnung eines Gespräches zu ermuntern).

Der junge Herr Archimedes (beeilt sich, die Puderdose aufzuheben und überreicht sie Fräulein Julia). — Fräulein Julia (neigt lächelnd den Kopf).

Der junge Herr Archimedes (errötet, macht schüchtern einen Schritt vorwärts und wird noch verlegener). Fräulein Julia (beißt sich auf die Lippen).

Der junge Herr Archimedes (versucht Haltung zu gewinnen, spitzt die Lippen, um zu pfeifen, zieht sein Zigarettenetui heraus, nimmt eine Zigarette und zündet sie an. Aus vollen Backen stößt er den Rauch zur Decke).

Fräulein Julia (erhebt sich plötzlich und stürzt davon, ohne den jungen Herrn Archimedes auch nur eines Blickes zu würdigen).

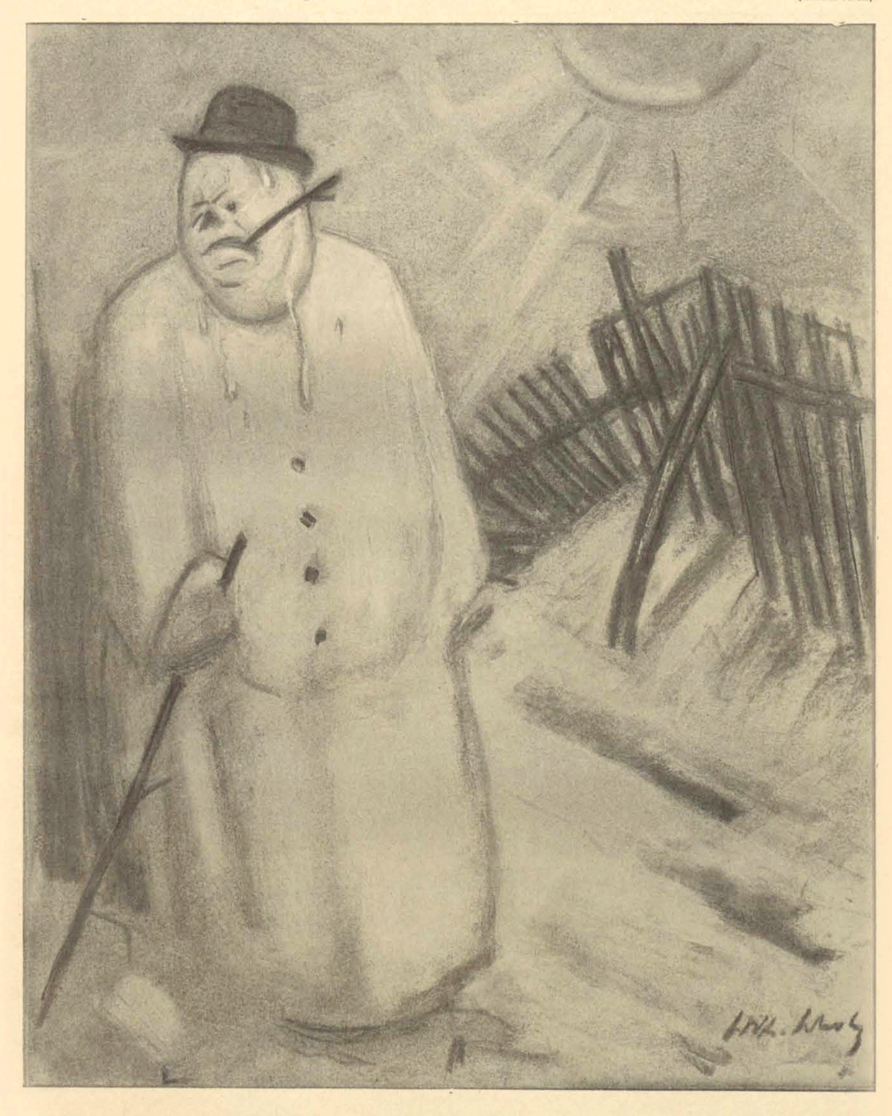
Der junge Herr Archimedes (sieht Fräulein Julia sich entfernen und stößt einen tiefen Seufzer aus. Dann beugt er sich auf den Sessel, auf dem Fräulein Julia gesessen hatte, nimmt seinen völlig zerquetschten Hut, bringt ihn liebevoll wieder in Form, setzt ihn auf und entfernt sich hochbefriedigt nach der anderen Seite). (Übersetzt von E. H.)

MEERBUSEN

Ein Meeresbusen wogt nicht sehr,
Drum ist er Busen, und nicht Meer.
Der Mädchenbusen nehme sich
Ein Beispiel dran – und zähme sich! W. U.

Sorgen des Schneemanns Churchill

(Wilhelm Schulz)



„Im Winter über habe ich mich ja ganz gut gehalten, aber diese verdammte Frühlingssonne!"

Apprensioni d' una statua di neve: "Ho resistito benissimo per tutto l' inverno, ma . . . questo maledetto sole di primavera!„

Churchills Wrack

(O. Gulbransson)



„Englands Sieg ist sicher! Durchhalten! Durchhalten!"

La carcassa di Churchill: "La vittoria dell' Inghilterra è sicura! . . . Resistere, resistere ad oltranza!,,

SILBERBLÄTTER

VON MASSIMO BONTEMPELLI

In einem fahrenden Zuge saßen sich eine junge Dame und ein Knabe von elf Jahren gegenüber. Sie kannten sich nicht. Und sahen sich auch nicht an. Die Dame sah den Knaben nicht an, weil ihr Gemüt von unruhigen Gedanken bewegt war, der Knabe sah die Dame nicht an, weil er sich schämte, noch kein Mann zu sein.

Beide aber schauten hinaus in die Gegend. Lange Pappelreihen flogen an ihnen vorüber. Die Fenster standen offen, und die Luft glitzerte über den Wiesen. Marcello sah in der Ferne Pferde auftauchen und wieder verschwinden, von Zeit zu Zeit erschien wohl auch ein großer Stier. Diese Bilder lenkten ihn ein wenig von einem großen Kummer ab, der ihn seit seiner Abfahrt quälte. Es machte ihm sogar Spaß, die Gräben aufzuspüren, welche die Wiesen durchziehen und sich in der Ferne verlieren. Er hatte große Lust, sich auf den Sitz zu knien, um besser sehen zu können; dann fiel ihm aber ein, daß sich so die kleinen Kinder in der Eisenbahn benehmen und ließ es sein. Als er hörte, daß sich die Dame bewegte, drehte er sich ohne zu überlegen um. Sie war aufgestanden.

Ihr Gesicht war von einem Schleier bedeckt, und dies schien Marcello eine interessante Angelegenheit zu sein. Aber sie wandte ihm sofort den Rücken, und, indem sie die Arme hob, begann sie ihre Sachen im Netz zu ordnen: sie rückte erst einen kleinen Koffer zurecht und warf dann ein Buch und eine illustrierte Zeitschrift auf ihren Sitz. Neben dem Koffer lag eine Tasche, eine Pelzboa und ein in Seidenpapier eingehüllter Gegenstand. Sie öffnete zwei- oder dreimal die Tasche, nahm für einen Augenblick den in Seidenpapier eingewickelten Gegenstand zur Hand, legte ihn aber sofort wieder an seinen Platz zurück. Marcello gefiel es, sie so mit erhobenen Armen stehen zu sehen. Als die Dame mit ihrer Kramerei fertig war, fuhr sie fort in das Land hinauszublicken. Sie stand aufrecht und lehnte nur leicht ein Knie auf den Rand des Sitzes. Marcello bewunderte diese Stellung und wünschte sehr, sich auch in dieser Weise mit dem Knie aufzustützen, aber er hätte eher daran denken müssen als sie. Die Dame beobachtete die vorüberfliegende Landschaft mit solcher Aufmerksamkeit, daß Marcello sich vorlehnte um zu sehen, ob da wohl irgendein bemerkenswerter Gegenstand aufgetaucht wäre. Doch die Ebene war leer.

Marcello fühlte sich plötzlich wieder untröstlich, denn er war nun mit seinen Gedanken wieder zu sich selbst zurückgekehrt. Er verkroch sich in seine Ecke, und mit gesenkten Augen begann er von neuem, über seinen großen Kummer nachzudenken. Sein Kummer war dieser:

Ich weiß nicht, ob allen Lesern gewisse seltsame Blätter gegenwärtig sind, die den botanischen Namen Lunaria führen. In manchen Gegenden nennt sie das Volk Judassilberlinge oder Silberblätter, in anderen Mondpflanze oder Mondviolen. Einstmals pflegten die Damen sie zu Sträußen gebündelt in die Vasen ihrer Salons zu stellen. Ich habe „Blätter" gesagt, aber es sind eigentlich keine Blätter, sondern eine Art von Skeletten, die von den Schoten der Pflanze übrigbleiben, wenn der fleischige Teil dahingeschwunden ist. Die dünnen Scheibchen hängen an leichten Stielen, sie erscheinen wie kleine Pergamentblättchen, sind durchsichtig wie Membrane und von einer bleichen Farbe, wirklich silber- oder mondfarben. Jede Scheibe endigt in einer herzförmigen Spitze, und am äußersten Ende dieser Spitze sprießt noch ein allerkleinstes aufrechtes Äderchen hervor wie die Haarbüschel der wenige Monate alten Kinder. In Marcellos Hause befand sich im Salon seiner Mutter eine Vitrine, in der die Mutter viele seltsame Dinge aufbewahrte, und auf der Vitrine standen Fotografien und davor ein Väschen mit einem Zweig, einem einzigen Zweige von Silberblättern. Marcello hatte ihn oft betrachtet. Der Zweig teilte sich in mehrere Stielchen und jedes trug sein Blatt, fünf Blätter waren es im ganzen. Eines Tages war der Zweig zur Erde gefallen, und die alten Blätter waren zerbröckelt.

Marcellos Mutter — wer weiß, welchen Erinnerungswert diese Blätter für sie gehabt hatten — war über diesen Verlust sehr verzweifelt gewesen. Sie hoffte leidenschaftlich, den verlorenen Zweig durch einen neuen zu ersetzen, aber in ihrem Orte gab es solche Pflanzen nicht, und seit vier Monaten sehnte sie sich nun danach.

Als Marcello zu Beginn seiner Ferien für acht Tage als Gast zu einer befreundeten Familie in die Großstadt eingeladen wurde, hatte er seiner Mutter feierlich versprochen, ihr einige Zweige dieser kostbaren Pflanze mitzubringen. Aber im Verlaufe dieser Woche hatte er sich so gut unterhalten, daß er sein Versprechen vergaß. Erst als er im Zuge saß, erinnerte er sich plötzlich daran. Der Zug hatte sich aber bereits in Bewegung gesetzt, und die Taschentücher seiner Freunde entschwanden gerade seinen Blicken.

Marcello fühlte sich in die Erde sinken vor Scham und Gewissensbissen. Zuerst loderte ein großer Zorn gegen sich selbst in ihm auf, dann fiel er in eine tiefe Verzagtheit. Jede glückliche Vorstellung entschwand aus seinem Bewußtsein, und die vergangene Woche erschien ihm nur wie ein tiefer Abgrund von Schuld. Er hörte wieder die Seufzer seiner Mutter vor der leeren Vase und die flehenden Worte bei seiner Abfahrt und sah die eigene Seele wie ein schwarzes Ungeheuer. Endlich ermüdete er an der unnützen Selbstquälerei und gewann so eine Art Ruhe; er konnte sich damit zerstreuen, in das Land hinauszusehen oder die ihm gegenübersitzende Dame zu betrachten, die — Gott weiß wann — zu ihm ins Abteil gestiegen war. Dann war er, wie wir gesehen haben, in seine Mutlosigkeit zurückgefallen. Die Dame hatte sich wieder gesetzt, ihr Buch zur Hand genommen und las einige Seiten darin.

Marcello verspürte eine große Lust, den Titel des Buches zu entziffern. Von Zeit zu Zeit hob es die Dame ein wenig, und dann blitzten wohl die roten und schwarzen Lettern auf dem Deckel, aber nicht genug für ihn, um die Worte zu erfassen. Nun legte die Dame das Buch wieder auf die Bank ohne es zu schließen, dann erhob sie sich, zog die Tasche herab und legte sie neben sich. Sie entnahm daraus ein Etui und eine Schachtel Streichhölzer, nahm aus dem Etui eine Zigarette und legte dann Zigarette, Etui und Streichholzschachtel auf das offene Buch. Warum raucht sie nicht? Jetzt hob sie langsam mit ihren beiden Händen den Schleier vom Kinn bis in die Höhe der Backenknochen: so zusammengerollt schnitt der Schleier auf eine seltsame Art ihr Gesicht in zwei Teile. Marcello erwartete das Anzünden der Zigarette. Statt dessen erhob sich die Dame wieder und nahm vom Netz jenes in Seidenpapier gewickelte Päckchen. Sie legte es zwischen Tasche und Buch. Dann setzte sie sich wieder, nahm eine illustrierte Zeitschrift auf die Knie und öffnete sie ohne hineinzuschauen. Marcello war gespannt wie in einem Kino.

Von Zeit zu Zeit, wenn der Knabe bemerkte, daß er die Dame mit zu großer Intensität betrachtete, fuhr er zusammen; sie aber zollte ihm keinerlei Aufmerksamkeit, ihr Blick war immer zerstreuter auf immer entferntere Ziele gerichtet.

Die Sonne stand hoch am Himmel und schickte Wellen von Schläfrigkeit über die Erde. Marcello fiel wohl einige Male das Kinn auf die Brust. Er schloß die Augenlider, und es schien ihm, als sähe er vom kleinen Abteilfenster aus das ganze Land bedeckt mit Silberblättern. Durch ein kurzes Geräusch kam er wieder zu sich, hob den Kopf und sah, daß die Dame das Paket zur Hand genommen hatte und es auszuwickeln begann. Er schaute gespannt darauf hin. Die Dame löste das Papier und es erschien ein großer Strauß von Silberblättern.

Marcello hätte am liebsten aufgeschrien vor Erstaunen und vor Freude. Für einen Augenblick glaubte er noch zu träumen, aber nein, er träumte nicht. Und wie viele es waren! Vielleicht dreißig, vielleicht fünfzig Zweige, wer hätte sie zählen können? Sein Herz begann laut zu klopfen. Es schlug so, weil ihm im tiefsten Innern der Gedanke aufgetaucht war: ich muß die Dame bitten, daß sie mir einen dieser Zweige schenkt! Sein Herz beruhigte sich erst wieder, als der Gedanke Entschluß geworden war, denn wenn man handeln will, ist es vor allem nötig, ruhig zu sein.

Die Dame hob einen Augenblick den großen Strauß empor und schüttelte ihn leicht; ihm schien es, als ob hundert Glöckchen läuteten, der Zug wurde zu einem Festsaal.

Jetzt hielt sie in der einen Hand die Zweige und in der anderen das Seidenpapier, und ganz selbstvergessen an das Rückenpolster gelehnt schaute sie weit in die Ferne: sicher dachte sie jetzt weder an das Papier noch an die Blumen.

Inzwischen fragte sich Marcello, mit welchen Worten er wohl die Unterhaltung eröffnen sollte. Z. B.: „Gnädige Frau..." und dann, ohne sie zu Worte kommen zu lassen, ihr alles sagen, alles bekennen, endlich sie um einen Stiel bitten, einen einzigen, ein Zweiglein, um es der Mutter bringen zu können. Sicherlich wird sie es ihm geben, daran ist kein Zweifel. Die Schwierigkeit ist nur zu wissen, wann, in welchem Augenblick, man anfangen müßte zu reden. Wenn der Moment gekommen wäre, würde es genügen, diese ersten Worte zu sagen: „Gnädige Frau..." und sie wird dann den Kopf nach meiner Seite wenden und zuhören. Aber vielleicht würde es besser sein, wenn sie ihren Kopf schon gedreht hätte, wenn sie aufgehört haben würde, da hinauszusehen. Wohin blickt sie? Die Dame schien sich ihm zu fügen, denn sie senkte jetzt den Blick. Wenn sich im Verlaufe der nächsten Minuten ihre Augen auch nur für winzige Sekundenteilchen in der Richtung auf Marcello befunden hätten, wäre die Sache gemacht gewesen. Doch schließlich war das nicht so wichtig. Sicherlich ist der Augenblick der Reife nahe herbeigekommen. Aber die Szene verändert sich ein wenig: sie hat jetzt die Hände geöffnet und zur einen Seite das Papier und zur anderen den Strauß gedankenlos neben sich gelegt. Warum raucht sie nicht die Zigarette? Nichts geschieht. Marcello beginnt die Silberblätter zu fixieren, bannt sie förmlich mit dem Blick; ihm ist es, als würden sie verschwinden, wenn er die Augen von ihnen löste; aber sofort sagte er sich, daß die Lage jetzt eine andere ist, nein, daß sie sogar viel besser ist; wenn sie bemerkt, daß er die Pflanzen anblickt, vielleicht wird sie dann von selbst daran den-

KATHRIN / Von Hans Duis

Die Rosa ist ein stilles Kind,
Kathrin, die hat mehr Witz,
und dabei ist sie so geschwind,
ein Mundwerk wie der Blitz.

Da kommt schon ein Matrose an
und sieht Kathrine stehn:
»Bist du die schöne Rosasa,
so kannst du mit mir gehn!«

»Ich bin wohl nicht die Rosasa,
das ist die Schwester mein,
willst du mit ihr zum Standesamt,
so komme nur herein!«

»Was soll ich auf dem Standesamt,
ich bin doch ein Matros',
ich habe kein' Zylinderhut
und keine schwarze Hos'!«

ken, ihm eine anzubieten. Ja, das würde das Einfachste sein. (Ach, Marcello, warum lässest du dir die Sicherheit des Handelns entfliehen?) Man muß ein wenig Geduld haben. Vielleicht hat sie die Absicht, die Blätter in die Tasche zu stekken oder in jenen Koffer da oben? Aber es sind zu viele, sie werden nicht alle hineingehen. Wenn sie Anstalten machte, sie hineinzulegen, werde ich mich höflich anbieten, ihr dabei zu helfen, und irgend eine wird dann draußen bleiben. „Behalte sie zum Andenken an mich", wird die Dame dann sagen, und ich werde antworten: „Danke sehr, gnädige Frau." Marcello ist sehr zufrieden mit dieser Wendung, und er braucht ein gutes Weilchen um zu bemerken, daß dies nur ein Hirngespinst war. Nun fühlt er sich schwer bedrückt und sein Kopf ist voller Wolken.

Aber die Dame kehrt zum Leben zurück. Sie nimmt ein Streichholz und nimmt auch endlich die arme Zigarette, die schon so lange Zeit auf sie wartete. Ach, wenn Marcello nur Streichhölzer in der Tasche gehabt hätte! Die Erwachsenen beeilen sich in solchen Fällen sehr. Nun hat sie sich die Zigarette selbst angezündet. Vielleicht ist jetzt der Augenblick gekommen. Das blaue Rauchwölkchen, das fast bis zu Marcellos Gesicht kommt, scheint ein Hauch aus dem Paradies zu sein. Jetzt ist's ganz gewiß der richtige Augenblick, Marcello öffnet den Mund: „Gnädige Frau..." Hat er es gesagt oder nur gedacht? Er weiß es nicht genau. Vielleicht hat seine Stimme ihm nicht gehorcht; er versucht es lauter: „Gnädige...", aber in diesem Augenblicke nimmt die Dame plötzlich die Zigarette aus dem Munde und wirft sie mit einem gewaltigen Schwunge aus dem Fenster. Die Bewegung war so heftig, daß Marcello erschrak. Was hat diese Frau nur? Sicher ist sie jetzt schlechter Laune, und es ist ein wahres Glück, daß er noch nicht gesprochen hat. Nun hebt die Dame ihre Hände zum Gesicht, nimmt den Schleier ganz ab und sinkt mit einem tiefen Seufzer auf ihren Platz zurück.

Noch befinden wir uns auf hoher See.

Indessen nimmt die Dame den Strauß in die Hand und betrachtet ihn. Sicherlich liebt sie die Silberblätter auch sehr, aber ein Zweiglein, ein einziges Zweiglein davon wird sie mir gewiß gern geben. Man muß nur endlich reden. Jetzt hebt die Dame den Kopf. Vielleicht wird sie etwas sagen.

Doch statt dessen schleudert sie plötzlich mit der gleichen Heftigkeit, mit der sie vorhin die Zigarette wegwarf, nun auch den ganzen Strauß Silberblätter aus dem Fenster hinaus.

Wenn nach vielen, vielen Jahren Marcello von diesem Drama aus seiner Jugend erzählte, mußte er bekennen, daß er seither wußte, was versteinern heißt. Er konnte sich nicht erinnern, wie lange er damals zur Bildsäule erstarrt dagesessen war. Er wußte nur, daß er endlich aufgesprungen und eine heiße Angst ihm vom Herzen bis zur Kehle gestiegen war, die sich dann in einigen lauten Schluchzern Luft machte.

Jetzt endlich bemerkte die Dame Marcello.

Sie neigte sich zu ihm, der ganz außer Atem war und strich ihm besänftigend über die Schultern. „Was hast du, Jungchen, warum weinst du?"

Marcello unterbrach plötzlich sein Weinen. Er schwieg einen Augenblick, trat dann einen Schritt zurück und antwortete mit Pathos: „Das wirst du niemals erfahren." Und sagte das in so geheimnisvollem und energischem Tone, daß die Dame davon ganz bestürzt und verstört wurde. Sie kam erst wieder zu sich, als sie bemerkte, daß der Zug hielt, die Tür des Abteils sich geöffnet hatte und irgend jemand in freudiger Begrüßung den Knaben in die Arme schloß: „Marcello, Marcello!"

(Aus dem Italienischen von Mathilde Drangosch)

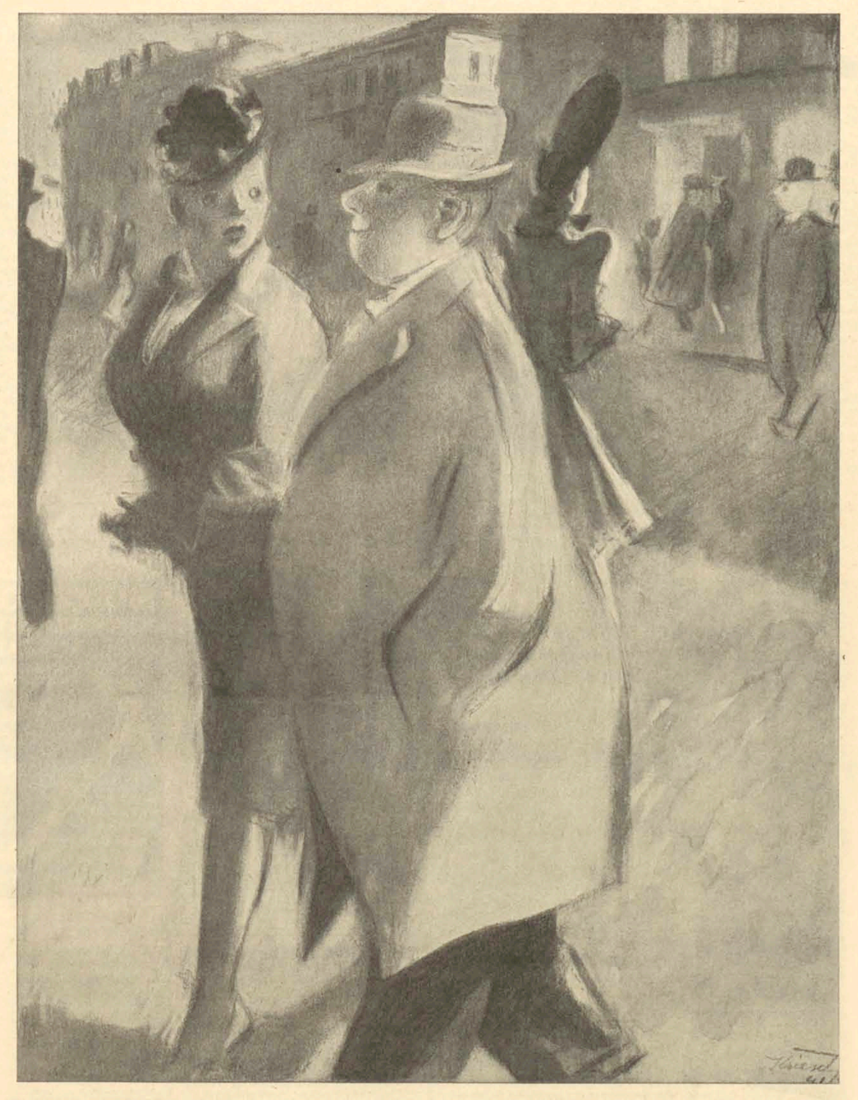
Der Angler

(O. Nückel)



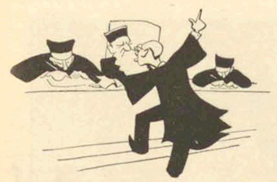
Der Angeber

(R. Kriesch)



„Warum grüßt du denn die Dame so verlegen, Alfred? Bei der bist du wohl mal abgeblitzt?"
„Unsinn, ich kann mich nur nicht genau erinnern, wie nah ich ihr seinerzeit gestanden bin!"

Il millantatore: "Perchè mai, Alfredo, saluti così imbarazzato quella signora? . . . Una volta facesti di certo fiasco con lei!„
"Ma che sciocchezza! Solo non mi ricordo esattamente in quanta intimità io sia stato a suo tempo con lei!„



(O. Nückel)

Vor einer Ehescheidungskammer des Landgerichts Berlin vertrat der Rechtsanwalt Meyer XIII. eine Frau im Ehescheidungsprozesse. Sie wollte sich von ihrem Manne scheiden lassen, weil er sie unwürdig behandle. Der Anwalt war bei seinem Plädoyer, wie es leider häufig geschah, von seinem Pult weg dicht vor den Richtertisch getreten. „Meine Herren", begann er und „sprudelte", „meiner Mandantin kann es nicht länger zugemutet werden, mit diesem Despoten zusammenzuleben."

Der Vorsitzende nahm stillschweigend ein Löschblatt und wischte die Spuren des „Sprudelns" weg.

Der Anwalt fuhr fort und sagte schließlich: „Meine Herren Richter, wenn Sie bedenken, wie dieser Despot meine Mandantin behandelt — —"

Wieder wischte der Vorsitzende die Spuren weg. Meyer XIII. war im Fahrwasser:

„Darum, meine Herren Richter, bitte ich Sie, die arme Frau von diesem — —"

Weiter kam er nicht. Der Vorsitzende hob die Hand. „Herr Rechtsanwalt, würden Sie nicht lieber Tyrann sagen?"

Bode

HIE HUND — HIE GARTEN

VON ELL WENDT

Moosbichlers besitzen einen Hund und einen Garten. Das ist an sich nichts Ungewöhnliches. Es gibt viele Menschen, die einen Hund und einen Garten besitzen. Sie werden von denjenigen beneidet, die einen Hund ohne Garten ihr eigen nennen. Seltener von denen, die sich eines Gartens ohne Hund erfreuen. Man sollte meinen, doppelter Besitz mache glücklich. Moosbichlers jedoch strafen diese Annahme Lügen. Sie schaffen Gegensätze, wo freudige Eintracht herrschen sollte. Wenn der Lenz die lauen Lüfte erwachen läßt, entbrennt in der Moosbichlerschen Ehe der Kampf: Hie Hund — hie Garten!

Der Hund heißt Xaver und ist ein Schnauzl, der Garten heißt Frau Moosbichlers ein und alles und ist eigentlich nur ein Gärtchen. Aber wieviel Liebe und Kunstdünger hat Frau Moosbichler ihm angedeihen lassen! Im Frühjahr machen Schneeglöckchen und Krokus den Rasen zu jenem blumengestickten Teppich, davon die Dichter singen. Das Staudenbeet prunkt in buntem Wechsel mit Tulpen und Narzissen, mit Schwertlilien und Lupinen, mit Phlox, Goldraute und Herbstastern. Und was die Fliederbüsche betrifft — wer sich unterstände zu behaupten, Moosbichlers Fliederbüsche hätten in der Nachbarschaft ihresgleichen, müßte der Lüge geziehen werden. Frau Moosbichler ist mit Recht stolz auf ihren Garten. Es ist nicht mehr als billig, wenn sie von Herrn Moosbichler erwartet, daß er ihrem Streben nach gärtnerischer Vollkommenheit Anerkennung und Unterstützung zolle. Herr Moosbichler aber — sei es, daß er der wahren Naturverbundenheit ermangelt, sei es, daß er das Tier über die Pflanze stellt — Herr Moosbichler sieht im Garten nicht mehr und nicht weniger als einen idealen Tummelplatz für den Hund Xaver. Er ist imstande, ohne Gemütsbewegung mit anzusehen, wie Xaver Frau Moosbichlers Schwertlilien buchstäblich untergräbt, und die wahllos verstreuten Zeugen seiner ungewöhnlich guten Verdauung stören ihn nicht im geringsten.

„Irgendwo muß der Hund doch schließlich —" beantwortet er Frau Moosbichlers empörte Klagen. „Aber nicht in meinem Garten!" protestiert Frau Moosbichler und fordert, daß Xaver Geschäftliches von nun an nur noch auf der Straße erledige. „Aber du weißt doch, wie jung und unachtsam er ist", wendet Herr Moosbichler ein. „Möchtest du, daß er überfahren wird?"

Frau Moosbichler schweigt erbittert. Natürlich möchte sie Xaver nicht als ein Opfer des Verkehrs betrauern müssen. Auch sie hängt an ihm, sie wünscht ihm nichts Böses, er soll nur ihren Garten in Ruhe lassen.

Im Winter, wenn eine Schneedecke Gut und Böse im Moosbichlerschen Garten verhüllt, ruht der Kampf. Aber der Schnee vergeht, und Xavers Missetaten bleiben. Sie tauchen als verwitterte Versteinerungen aus dem unschuldsvollen Weiß hervor und bewirken, daß Frau Moosbichler mit frischen Kräften zur Frühjahrsoffensive übergeht. Diesmal erklärt sie Herrn Moosbichler rund heraus, ihre Geduld sei am Ende, und sie fühle sich zum Äußersten entschlossen. Herr Moosbichler versucht, sich darüber klar zu werden, was mit dem Äußersten gemeint sein könne. Er kennt seine Frau als eine stählerne Natur mit einem bedrohlichen Hang zum Entweder-Oder, während er selbst zu Kompromißlösungen neigt. Auf der Suche nach einer solchen fallen ihm die Düfte ein, die sich beim Düngen von Äckern würzig der Frühlingsluft vermählen.

„Meinst du nicht", fragt er im Hinblick auf die Versteinerungen im Garten, „daß es ein ganz guter Dünger ist?"

Hundedünger! Hat man so etwas schon gehört! Frau Moosbichler lacht hohl. Franz Moosbichlers Mangel an Naturverbundenheit schreit wirklich gen Himmel. Er mag ein vortrefflicher Altphilo-

loge sein, aber von den Geheimnissen des Keimens und Werdens versteht er rein gar nichts. Auf diese Weise ist ihm also nicht beizukommen. Frau Moosbichler versucht es mit einem Dolchstoß von hinten. „Wenn der Hund dir mehr bedeutet als ich —", sagt sie und läßt eine vielsagende Pause folgen.

Dieses Abschieben einer sachlichen Angelegenheit auf das Geleise des Gefühlsmäßigen verwirrt Herrn Moosbichler vollends.

„Aber Reserl —", stammelt er hilflos.

Reserl antwortet nicht. Sie greift zur Schaufel, um — sie sagt es drohend — zum allerletzten Mal im Garten Ordnung zu schaffen. „Du kannst dir die Sache inzwischen überlegen", wirft sie Franz über die Schulter hinweg zu.

Franz Moosbichler folgt ihr ratlos. Er weiß nicht, was er sich eigentlich überlegen soll. Wie schön könnte das Leben sein ohne Streit und Hader! Draußen lacht die Sonne, nur im äußersten schattigen Winkel des Gartens liegt noch ein Fetzchen Schnee, es riecht gut nach Erde und Frühling.

Während Frau Moosbichler verbissen mit der Schaufel wirkt, träumt Franz verloren vor sich hin, wobei sich die erstaunliche Tatsache ergibt, daß dem Nichts positivere Resultate entspringen können als der emsigsten Tätigkeit. Franz entdeckt träumenderweise und wie von ungefähr, was Reserls zornmütigem Eifer entgeht: das erste Schneeglöckchen! Er bückt sich und klaubt es vorsichtig aus dem feuchten Rasen.

„Reserl — da schau her!" ruft er freudig und hält ihr seinen Fund entgegen.

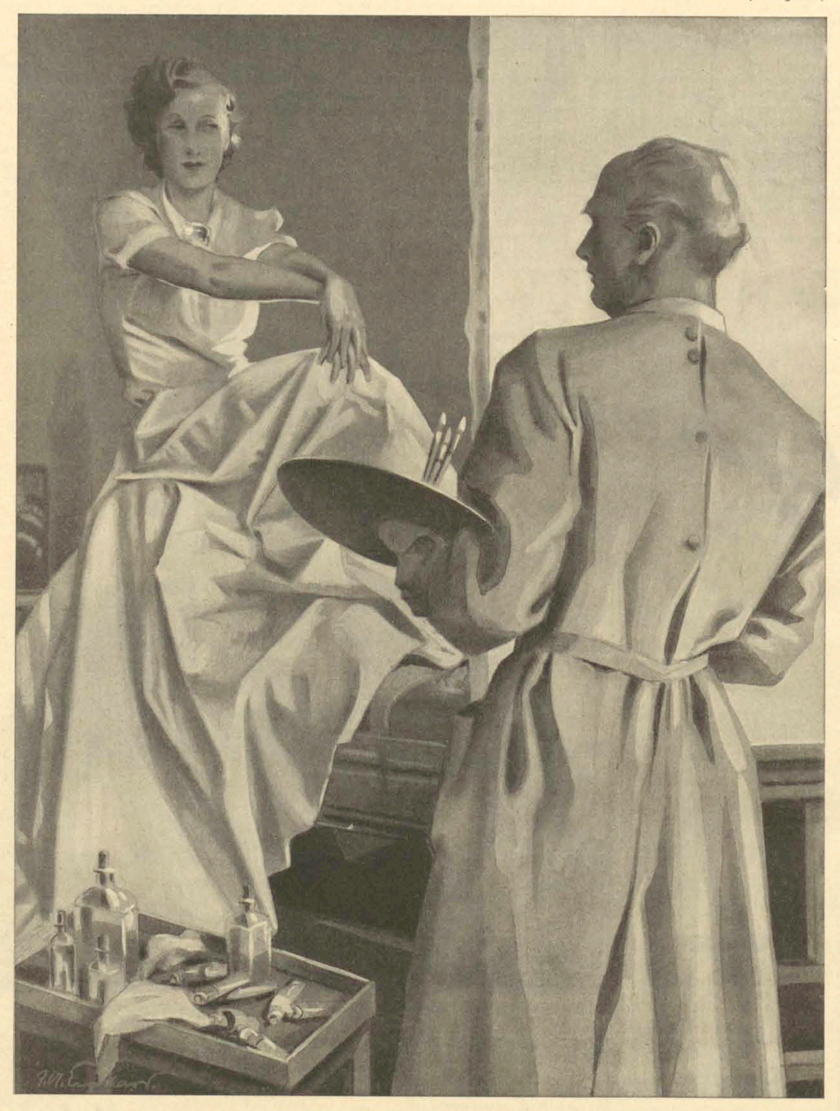
Frau Moosbichler läßt die Schaufel fallen. Das Gefühl von Freude und Rührung, das uns beim Anblick der ersten Frühlingsboten übermannt, legt sich besänftigend auf den Groll in ihrem Busen. Franz Moosbichler wittert seinen Vorteil und ist gewillt, ihn auszunutzen. Während er sich ungeschickt bemüht, das Schneeglöckchen an Reserls Bluse zu befestigen, versichert er, er werde von nun an den Hund Xaver regelmäßig an der Leine auf die Straße führen. „Wirklich?" fragt Frau Moosbichler zwischen Zweifel und Hoffnung.

„Du kannst dich darauf verlassen!" schwört Herr Moosbichler und schaut krampfhaft nach einem zweiten Schneeglöckchen aus, mit dem er seinen Schwur bekräftigen könnte. Doch diesmal versagen sich ihm die Hilfsquellen der Natur, und er muß es bei einem Kuß bewenden lassen.

Der Frieden ist geschlossen. Es ist ein Kompromißfrieden, und seine Haltbarkeit darf bezweifelt werden. Aber wer weiß, ob er überhaupt zustande gekommen wäre, wenn Frau Moosbichler geahnt hätte, daß sie beim Empfang von Franzens Versöhnungskuß mit einem Fuß mitten in Xavers jüngster Hinterlassenschaft stand!

Das Modell

(J. U. Engelhard)

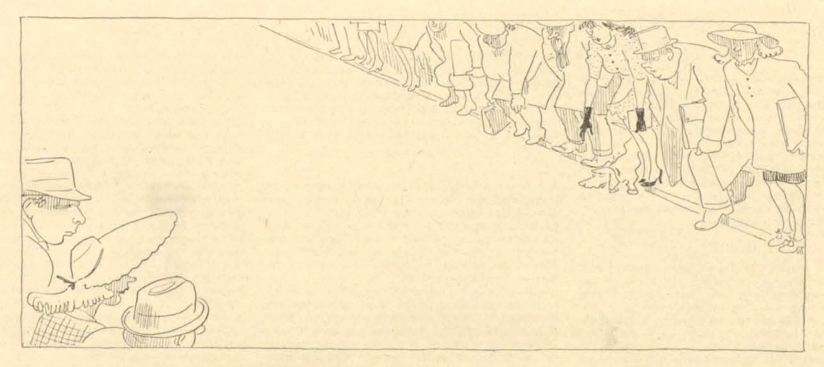


„Seit du mich als ‚Verführung' malst, Karl, ist mir erst klar geworden, wieviel Mühe man bei euch Männern damit hat!"

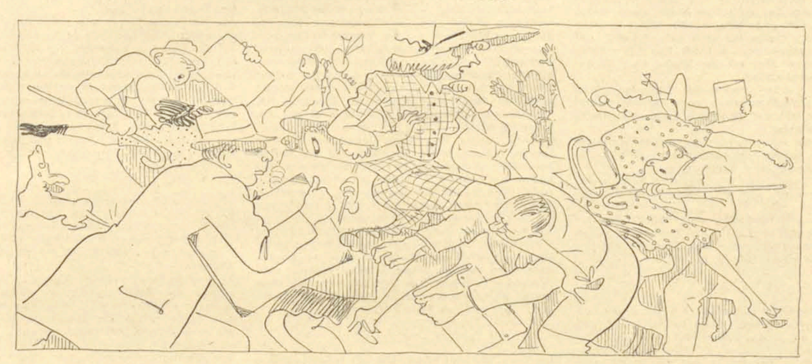
Il modello: "Solo da quando tu, Carlo, mi dipingi come la 'Seduzione, . . . ho capito chiaramente quanta fatica ci occorre con voi uomini!,,

Unter der Verkehrsampel - Fra i semàfori di circolazione

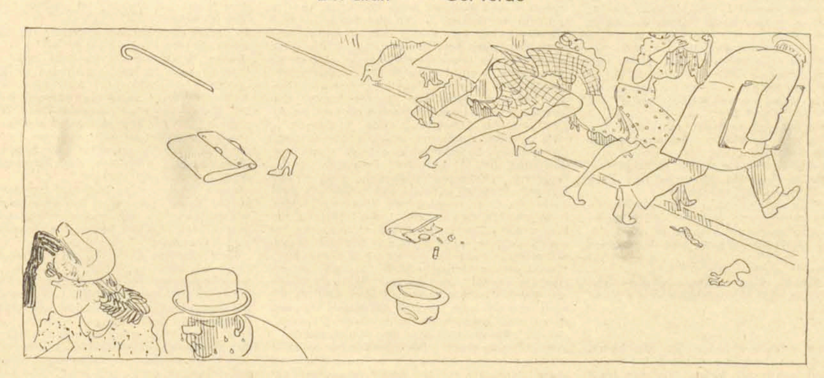
(Fr. Bilek)



Bei Rot — Col rosso



Bei Grün — Col verde



Bei Gelb — Col giallo

WIE ICH ELEKTRIKER IN KANSAS WURDE

VON HANS RIEBAU

I.

Es war schwer damals — 1931 — in den Vereinigten Staaten; aber am schwersten war es in den Farmerdistrikten. Infolgedessen hatte mich die böse Fee, die, wie es schien, meine Amerikareise arrangiert hatte, ausgerechnet nach Südosten fahren lassen: nach Kansas.

Dort standen auf den Feldern zwanzig Meter hohe, gelbe Kegel. Man goß ein wenig Petroleum darauf, und dann brannten sie sehr lustig, die gelben Kegel. Es war Weizen, den die Farmer, da sie ihn weder verkaufen noch länger lagern konnten, in Asche verwandelten.

II.

Nun, unter diesen Umständen war es Tollkühnheit und Dummheit zugleich, wenn ein Mann in die Vermittlungsbüros ging und nach Arbeit fragte. Ich tat es trotzdem, flog auf die Straße, ging zum nächsten, wurde mit leeren Flaschen und geballten Fäusten bedroht, und dann — — dann war ich bei Herrn Samuel Cingt.

Herr Samuel Cingt verhandelte — ich konnte es durch die schlecht geschlossene Tür sowohl hören als auch sehen — mit einem struppigen älteren Mann. Der struppige ältere Mann mußte ebenso dumm und tollkühn sein wie ich, denn Samuel Cingt lachte höhnisch auf. „Arbeit?" rief er, „und ausgerechnet auf der Farm? Vierzehntausend liegen hier auf der Straße, hast du gehört: vierzehntausend."

„Ich habe gehört", nickte der Struppige, „aber der Unterschied zwischen den vierzehntausend und mir ist der, daß ich noch ein paar Dollar in der Tasche habe."

Samuel Cingt schwieg. Man hörte es seinem Atem an, wie er angestrengt nachdachte. „Hast du Papiere?" flüsterte er schließlich.

„Natürlich", sagte der Struppige. Ich hörte etwas rascheln und sah, daß er eine Banknote auf den Tisch legte.

In diesem entscheidenden Augenblick bemerkte Samuel Cingt, daß die Tür des Zimmers nicht genügend fest geschlossen war. Er stand auf und trat sie mit einem Fußtritt zu.

III.

Der Struppige war gegangen. Ich durfte eintreten. Wieder lachte Samuel Cingt höhnisch auf. „Arbeit!" rief er, „und ausgerechnet — —"

„— auf der Farm", nickte ich. „Vierzehntausend — ich weiß es — liegen hier auf der Straße, aber der Unterschied zwischen mir und den vierzehntausend ist der, daß — —"

„Ach so", sagte Samuel Cingt, „ich muß die Tür doch einmal reparieren lassen." Dann versank er in Nachdenken.

„Arbeiter mit zwei Fäusten braucht hier niemand", flüsterte er, nachdem eine Weile vergangen war, „aber qualifizierte Kräfte — nun ja — Williamson stellt sich um — er hat eine große Kraftzentrale, füttert sie mit Weizen, weil er billiger ist als Kohle und Strom — —"

„Ich bin eine qualifizierte Kraft", sagte ich.

Samuel Cingt blinzelte mich an. „Beweise?" fragte er, „hast du Papiere?"

Ich hatte meine eiserne Ration, den Fünfzigdollarschein, schon in der Hand. Als er auf dem Tisch lag, nickte Samuel Cingt befriedigt.

„Tatsächlich", murmelte er, „eine qualifizierte Kraft." Dann nahm er ein Formular und füllte es aus. „Also ab übermorgen", sagte er, „bei Williamson, als Elektriker, Heizer und Maschinenschlosser."

„Als Elektriker?" erschrak ich.

„Gewiß", lächelte Cingt, „Schwierigkeiten gibt es nicht. Du bist nicht allein. Es ist noch ein Werkmeister da."

IV.

Ich zog die öde Straße entlang. Die Sonne brannte, und auch die gelben hohen Kegel brannten links und rechts vom Wege. „Die böse Fee", dachte ich, „nun hat sie dich zum Elektriker gemacht." Und weiter dachte ich: „Wozu nur und warum? Fünfzig Dollar — das war dein letztes Geld. Dafür hast du Arbeit. Aber ist diese Arbeit fünfzig Dollar wert? Oder hat die Arbeit in diesem verdorrten und wahnsinnig gewordenen Lande, in dem man ihre Erträgnisse verbrennt, sozusagen einen Sammlerwert, der sich nicht in Dollars ausdrücken läßt?" Es mußte wohl so sein

V.

Williamson empfing mich mit allen Anzeichen der Ungeduld. „Wo bleiben Sie denn?" rief er, „melden Sie sich sofort beim Werkmeister."

Ich ging, suchte und fand den Werkmeister. Aber ich mußte mich gegen die Wand lehnen und dreimal tief durchatmen, bevor ich ein Wort sagen konnte. Es war der Struppige, der vor mir bei Samuel Cingt gewesen war.

„Passen Sie auf", sagte er und blätterte in der roten Bedienungsvorschrift für II RT kombinierte Kraftanlagen, „es ist alles sehr einfach. Das Werk, eine Hochdruckkolbenmaschine mit zwei Gleichstromgeneratoren und Akkumulatorenbatterie, ist seit zwei Jahren außer Betrieb, weil der Überlandstrom billiger war. Wir sollen es wieder in Gang setzen und mit dem noch billigeren Weizen heizen. Zuerst also" — der Werkmeister blätterte weiter in seinem Buch — „Kesselstein abschlagen, dann Mannloch dichten, Wasser tanken, vorwärmen, dann Dampf auf, inzwischen Generatorenwicklungen auf Isolierung nachmessen, Ölschalter auffüllen, Spannungsdifferenzen ankurven. Weiter Säure auf Batterie, richtig polen, Ladeautomat einstellen, Relais auswechseln und so weiter. Na, Sie wissen ja Bescheid. Wenn Dampf auf ist, rufen Sie mich!"

„Gewiß", sagte ich, „wenn Dampf auf ist, rufe ich Sie." Dann setzte ich mich auf ein leeres Benzinfaß, vergrub den Kopf in den Händen und dachte nach. Was hat der Meister gesagt? Kesselstein vorwärmen? Öl nachmessen, Spannungsdifferenzen polen, Säure ins Mannloch und Dampf auf in den Generatorenwicklungen?

Ich war nie ein guter Schüler gewesen, aber so schlecht wie in der Physik hatte ich in keinem Fach abgeschnitten. Woran mochte es liegen, daß, wenn man an einem Schalter knipste, eine Glühbirne zu brennen anfing? Ich hatte mir über derlei Wunder noch keine Gedanken gemacht. Jetzt aber war ich Elektriker.

VI.

Ich stand auf und fühlte, wie mir jenes seltsame Etwas über den Rücken rieselte, das jeder kennt, der einmal die letzten Minuten vor einem Sturmangriff an der Westfront mitgemacht hat. Aber so gut wie es damals — an der Front — kein Schwanken und kein Zurück gab, so war es auch jetzt. Mit festen Schritten ging ich in die Halle hinein und auf jenes dunkle Ding zu, das ich für den Kessel hielt. Ich hatte Glück. Das große dunkle Ding hatte ein Feuerloch, mehrere Klappen und eine Unzahl von Ventilen. Es war also zweifellos der Kessel. Ich machte mich an die Arbeit und war entschlossen, den Struppigen zu Hilfe zu rufen, sobald mir irgend etwas verdächtig erschien. Zunächst aber gab es nichts Verdächtiges. Ich tat ein paar Zeitungen in das Feuerloch, schichtete Holz darüber, warf, als die Flammen loderten, Kohlen und schließlich zwei Sack von dem ausgedörrten Weizen hinterher. Dann ging ich, den Generator, die Isolierung, die Pole und die Spannungsdifferenzen zu suchen. Sie waren nicht so leicht zu finden wie der Kessel. Während ich noch mit der Lampe in dem großen Maschinenhaus umherleuchtete, gab es den ersten Zwischenfall. Eine Klappe über dem Feuerrost fiel mit lautem Knall zu Boden, und als ich mich umdrehte, sah ich, daß der Kessel hier und da ein paar rotglühende Stellen hatte. „Ei weih", rief ich, „Wasser! Und dann den Werkmeister!"

„Wieso Werkmeister?" rief eine Stimme zurück. Ein Mann in Hemdsärmeln, eine kurze Pfeife im Mund, stand, wie aus dem Boden gewachsen, vor mir. „Ich heiße Cuntrick", sagte er, „und bin Vertreter der Elektrizitätsgesellschaft. Williamson, der Schuft, will also tatsächlich seine alte Strommühle wieder in Gang setzen?"

„Ich bin der Elektriker", erwiderte ich, „und Williamson hat tatsächlich Pläne der von Ihnen angedeuteten Art."

„Das sehe ich", knurrte Cuntrick. „Ich will dir aber mal einen Vorschlag machen, mein Junge." Er legte seinen Arm um meine Schulter. „Überheiz den Kessel mal ein bißchen und lasse die verrostete Bude in die Luft gehen. Du bekommst hundert Dollar und eine Monteurstellung, und was mich betrifft, so würde ich in diesem Fall Bezirksvertreter meiner Gesellschaft bleiben, im anderen Falle hingegen — — "

„Kommt gar nicht in Frage", rief ich, „sehe ich aus wie ein Saboteur und Verbrecher?"

Dann sprang ich auf eines der Ventile zu, auf dem ich soeben — welch ein Wunder! — das erlösende Wort „Water" gelesen hatte, und drehte es auf.

Cuntrick lief, was er laufen konnte, aus dem Maschinenhaus. Im Kessel aber gab es eine Detonation wie ein Volltreffer. Dann setzte schwerstes Artilleriefeuer ein. Es bullerte, tobte, kreischte, donnerte, daß ich mir die Ohren zuhalten mußte. Weißer Dampf zischte aus allen Klappen, Löchern und Fugen des Kessels.

Als die Explosionen wie eine Revolverkanone prasselten, hielt auch ich es für angebracht, mich auf die Flucht zu begeben. Ich lief auf den Hof, lief den Weg zur Landstraße hinauf, vorbei an schreienden und gestikulierenden Menschen. Ich lief über ein endloses Feld, lief durch vertrocknete Gräben, und als ich erschöpft innehielt, hörte ich von weitem inmitten des Schnellfeuers eine Schlußdetonation: eine Feuergarbe stieg zum Himmel. Ich schloß die Augen und ließ mich rückwärts in das hohe Gras fallen.

VII.

Wie lange ich dort gelegen habe, weiß ich nicht. Als ich die Augen öffnete, war ich nicht allein. Neben mir saß, in der Bedienungsvorschrift für II R T kombinierte Kraftanlagen blätternd, der Struppige. Ich erschrak. Wollte er mich holen? Wollte er —?

Aber er wollte gar nichts. Als ich aufstand, stand auch er auf. Stumm gingen wir durch das Gras, landeten auf einem Weg; der Weg mündete in eine Straße, und an der Straße stand — nachdem wir eine Stunde marschiert waren — ein Wellblechhäuschen neben einem Backsteinturm. Es war die Umformerstation der Elektrizitätsgesellschaft.

„Halloh", rief Cuntrick und nahm die Pfeife aus dem Mund, „da bist Du ja! Prompt gearbeitet, muß ich sagen."

Er klopfte mich auf die Schulter. „Ich habe eine Stelle als Monteur frei, wie ist es?"

„Danke", schüttelte ich den Kopf, „was mich betrifft, so habe ich meine Laufbahn als Elektriker endgültig abgeschlossen. Aber hier, der Werkmeister, wird die Stelle gern nehmen, wie?"

Der Struppige verzog sein Gesicht. „Oh, nein", sagte er, „ich bin ebenso wenig Elektriker wie Du, von Werkmeister gar nicht zu reden . . ."

„Du auch nicht?" erschrak ich, „was bist Du denn?"

„Klavierspieler", flüsterte der Struppige, „und dann auch noch Kunstpfeifer."

„Teufel! Teufel!" schrie Cuntrick und schlug sich auf die Knie. Dann ließ er uns einen Schluck aus seiner Flasche tun, zögerte einen Augenblick, griff in die Jacke und gab jedem von uns einen Fünfzigdollarschein.

„Macht, daß Ihr weiter kommt", sagte er dann, „aber schnell!"

Wir machten, daß wir weiter kamen. Der Struppige, durch den Schluck aus der Flasche belebt, pfiff die Rigoletto-Arie mit bewundernswürdiger Kunstfertigkeit. In der Ferne, nun schon fast am Horizont, stand noch immer eine Wolke aus weißem Dampf und schwarzem Qualm am Himmel.

„Die II R T kombinierte Kraftanlage!" sagte ich.

Der Struppige nickte und warf, ohne seine Arie zu unterbrechen, die rote Bedienungsvorschrift in den Straßengraben.

Der Urlauber

(K. Heiligenstaedt)



„... der hat ja eine beachtliche Treffsicherheit!" — „Kein Wunder, er ist Heckschütze!"

Soldato in congedo: "... costui ha una bella precisione di tiro!„ — "Nessuna meraviglia! È un franco-tiratore!„

Menschen, die Stoffe verschenken

Von Hans Karl Breslauer

Jawohl, solche Zeitgenossen gibt es, und man kann sogar behaupten, daß deren, die keine Stoffe zu verschenken haben, ganz wenige sind. Meine Bekannten zum Beispiel haben alle diese großzügige Eigenschaft, und so oft ich die Ehre habe, eine neue Bekanntschaft zu machen, nimmt das Gespräch folgende Wendung:
„Also — Sie schriftstellern auch?!"
Wenn ich nach dieser Einleitung leicht gereizt fragen will, ob man einen Buchhalter fragt, ob er buchhaltert oder einen Bildhauer, ob er bildhauert und höflich beginne: Entschuldigen Sie, aber —" dann werde ich immer kühl unterbrochen: „Na, entschuldigen brauchen Sie sich deswegen ja nicht. Es versucht's halt jeder. Ich hab gottlob dazu keine Zeit, weil ich einen Beruf habe! Aber wenn ich mich einmal eine Viertelstunde hinsetzen wollte, dann könnte ich Geschichten schreiben! Geschichten — sag ich Ihnen! Oder glauben Sie nicht? Passen Sie auf, ich werde Ihnen gleich etwas erzählen, das ist ein Stoff für Sie! Damit werden Sie einen Bombenerfolg haben!"
Die geschäftstüchtigen Stoffverschenker schenken mit Beteiligung.
„Lieber Freund, umsonst ist nicht einmal der Tod! Ich verlange nur die Hälfte von dem Honorar, dafür schenke ich Ihnen einen Stoff, den man Ihnen aus der Hand reißen wird!"
Die Witzbolde schenken mit vergnügter Miene bärtige Scherze, und die Überlegenen, die für ihre Stoffe den richtigen Mann suchen, beginnen nach einem einleitenden Räuspern:
„Ich lese die Geschichten, die man in den Zeitungen findet, prinzipiell nicht, das ist ja alles schon tausendmal dagewesen, das müssen Sie doch selbst zugeben... Ich könnte Romane erzählen, ich ja! Mir fliegt das nur so zu! Und wenn Sie mir versprechen, die Geschichte zu Papier zu bringen, werde ich sie Ihnen erzählen. Mein Großväter hat das selbst erlebt!"
Wenn man dann, nach dieser selbsterlebten Großvatergeschichte bescheiden einwendet, daß man genau dasselbe erst vor wenigen Tagen im Landboten gelesen hat, kommt es erstaunt zurück: „Sind Sie ein komischer Mensch! Wozu sind Sie Schriftsteller? Die Geschichte ein wenig zu ändern, das muß Ihnen doch leicht fallen — das ist doch Ihr Beruf! Oder nicht?"
Es gibt aber auch Zeitgenossen, die sich die Sache so vorstellen:
„Ich werde Ihnen eine nette Geschichte erzählen. Sie müssen mir nur versprechen — es ist nicht Eitelkeit, Gott bewahre, aber Ordnung muß sein und die Bekannten, Sie verstehen — Sie müssen mir also versprechen, daß Sie meinen Namen als Autor erwähnen —" und wenn die Stoffverschenkerin eine Dame ist, fährt sie folgendermaßen fort: „— ich habe ja schon so viel geschrieben, aber mir fehlen die Verbindungen! Wie fangen Sie es eigentlich an, daß Ihre Sachen gedruckt werden? Ich weiß ja, es ist alles Protektion!... Ich hätte da einen Stoff für eine Novelle — einfach wundervoll — hören Sie nur..."
Und alles das wird einem gewissermaßen punktefrei ins Haus zugestellt! Kann man mehr verlangen? Ich wäre dafür, diesen freundlichen Zeitgenossen für jeden verschenkten Stoff einen Punkt von der Kleiderkarte abzutrennen, selbst auf die Gefahr hin, daß sie nackt herumlaufen müssen!
Als mir vor einiger Zeit die Geduld riß, beschloß ich eine Pauschalrache zu nehmen, setzte mich hin und machte aus so einem geschenkten Stoff eine Kurzgeschichte.
Warum auch nicht? Ich erfüllte damit nur einen Herzenswunsch und erfüllte ihn so peinlich genau, daß ich alle mir jemals zugeflüsterten Wünsche sozusagen in eine Schreibmaschine warf, den Namen der Erzählerin des wahren Erlebnisses diskret in die Handlung einflocht und ihr auch das Honorar überwies.
Die Folgen waren die denkbar besten.
Zwei Tage nach Erscheinen der Kurzgeschichte reichte der Gatte der Stoffe verschenkenden Dame die Scheidungsklage ein und ich konnte den durchschlagendsten Erfolg der letzten Jahre buchen: Man erzählte mir wochenlang keine Geschichten mehr!
Dieser Tage jedoch kam der Gatte der Dame zu mir und sagte nach einer kurzen Einleitung: „Jedenfalls danke ich Ihnen, denn ohne Sie — ich weiß wirklich nicht..." er drückte mir gerührt die Hand und fuhr fort: „Aber das allein ist es nicht, warum ich zu Ihnen komme... Es ist — ich habe nämlich eine blendende Idee... Machen Sie aus meiner Scheidung ein Lustspiel mit Gesang, ich trete Ihnen den Stoff ab — wenn Sie mich mit der Hälfte an dem Geschäft beteiligen!"
Augenblicklich lerne ich bei meinem Freund, dem Tierstimmenimitator Carlos, bellen — und morgen schon kommt an meine Wohnungstür eine Tafel: „Achtung! Bissige Hunde!"

Bergfrühling

Von Georg Schwarz

Zuhinterst im dunklen Flur
Stößt die Magd den Riegel zurück:
Da schneidet aus der Natur
Die Tür ein leuchtendes Stück.

Ein silberner Springbogen spritzt
Draußen in Trog und Krug,
Ein Schwälblein herniederblitzt
Und fängt einen Tropfen im Flug.

Schmelzwasser rieselt und träuft,
Silberne Ader am grünen Leib
Des Berges, die Sonne läuft
Übern Firn als feurige Scheib'.

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Okt. 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

DAS DAMENTASCHENTUCH

VON KARL STITZER

Kunkel heißt sie, die Gute, die Tüchtige, die meine Wäsche besorgt. Sie ist gewissermaßen für die frischgewaschene und glattgebügelte Außenseite meines Daseins verantwortlich. Sie bewahrt mich vor der Schande, den Daseinskampf etwa mit unsauberem und zerknittertem Oberhemd aufnehmen zu müssen, sie behütet mich vor der Blamage, in festlicher Runde ein schmutziges Taschentuch zu ziehen.
Gewissenhaft ist sie und zuverlässig, das muß man ihr lassen. Sie ist die Ordnung in Person. Nie kommt bei ihr auch nur die geringste Verwechselung vor. Ich weiß das aus langjähriger Erfahrung. Daher brauche ich beim Empfang des in strahlend weißes Papier gehüllten Wäschepakets auch nie nachzuzählen, ob es stimmt. Ich weiß das auch so, unbesehen! Was oben draufsteht, ist auch drin. Ein Versehen gibt es nicht — eher geht die Welt unter! Nur neulich einmal ... Aber die Welt steht immer noch.
Da befand sich nämlich zwischen meinen Taschentüchern ein kleines, duftiges Damentaschentuch mit Spitzenrand. So was benutzt ein Mann nicht, noch nicht einmal für die Brusttasche des Jacketts. Wie kam dies Ding wohl unter meine Wäsche? Da mußte sich Frau Kunkel doch einmal geirrt haben. Also hin zu ihr. „Frau Kunkel, das gehört mir nicht!" — „Doch, das ist Ihr Taschentuch!" „Aber ich kenne doch meine Sachen. So ein Ding habe ich nie besessen."
„Wenn's im Paket drin war, haben Sie's auch hergebracht", belehrte sie mich und fügte bedeutungsvoll hinzu: „Vielleicht hat's jemand bei Ihnen liegen lassen? Fragen Sie nur mal nach!"
Wenn das wahr wäre, so könnte es höchstens Mizzi gewesen sein, dachte ich bei mir. Die war etwas unordentlich. Also zog ich mit dem Dings wieder nach Hause. Mizzi ist — das muß hier erklärt werden — ein Überbleibsel vom vorigen Sommer. Damals befuhr ich häufig irgendwo da draußen mit meinem kleinen Boot einen schönen See. Da man nun in einem Boot nicht immerzu philosophieren und lyrische Gedichte an Segel, Wind und Wellen machen kann, stieß ich öfter in einer bestimmten, idyllischen Bucht an Land, um zu baden und mich unter Menschen zu tummeln. Dort war auch Mizzi Stammgast. Mizzi ist sehr hübsch. Es kam, wie es kommen mußte — also kurz gesagt: ein Spiel mit buntem Wasserball, Neckereien in den Fluten und am Ufer, schließlich Kaffeeklatsch im Sande, Einladung in mein Boot, dortselbst ein paar Badeanzug-Ferientage, eine romantische Mondscheinfahrt ... und ich hatte Mizzi am Halse.
Es war ja alles ganz schön, aber die große Liebe — nein, die war es nicht! Dazu war Mizzi, alles in allem, zu leicht gebaut. Sie ahnte es wohl auch selbst, wenn sie es auch nicht zugeben wollte. So kam sie mir denn immer noch zu Besuch ins Haus, anhänglich wie eine Klette. Allmählich litt mein Seelenzustand darunter, aber aus Mitleid hatte ich nie gewagt, energisch den Schlußstrich zu ziehen. Neulich beehrte sie mich wieder mit einem ihrer inhaltlosen Besuche.
„Mizzi, ist dies dein Taschentuch?"
„Zeig' mal her! — Nein! Wo hast du es her? Von welcher Person stammt das Ding?"
Was ist da weiter zu berichten! Eifersucht, große Szene, Tränen, Krach, eine zerschmissene Tasse und Abschied für immer. Temperament hatte sie schon, das muß man zugeben.
Gelöst war nunmehr das Problem mit Mizzi — aber noch nicht das Rätsel des Taschentuchs. Also wieder hin zu Frau Kunkel. Ich erzählte ihr alles. „Na, dann geben Sie man wieder her!" meinte sie zufrieden und nahm das Tuch an sich.
„Ja, aber —" stotterte ich verwundert, „Sie haben doch neulich mit größter Bestimmtheit abgestritten, daß Sie sich irren könnten! Und nun geben Sie auf Anhieb zu, daß ..."
„Gar nichts gebe ich zu! Ich habe die Sache absichtlich von Anfang an so gefingert und Ihnen das Ding da zugesteckt! Erinnern Sie sich noch, daß Sie mir vor einiger Zeit mal über die Mizzi Ihr Leid geklagt haben? Na ja! Ich weiß doch, wie man so was macht, ich kenne doch die Frauen!" Dabei zwinkerte sie listig mit den Augen. Auf meine Frage, ob das ominöse Taschentuch schon öfter eine derartige Mission zu erfüllen hatte, verweigerte sie mit einem vielsagenden Blick die Auskunft.
Kunkel heißt sie übrigens nicht, die Brave. Aber ihren Namen verrate ich nicht, und wenn man mich in Stücke reißen wollte! Sonst rückt ihr nämlich Mizzi, falls sie dies zufällig liest, auf die Bude und reißt ihr die Haare einzeln aus. Und das hat sie wirklich nicht verdient!
Ist es eigentlich noch nötig, zu vermerken, daß es sich in Wirklichkeit nicht um ein Taschentuch, sondern um einen Schlüpfer gehandelt hat? Der Kundige wird ohnehin wissen, daß ein gewöhnliches Taschentuch die Mizzi, so wie sie gebaut ist, nicht erschüttert hätte! Nur mit Rücksicht auf die Nerven etwaiger zartbesaiteter Leserinnen habe ich mich bisher um die Erwähnung dieses diskreten Wäschestücks herumgedrückt. Nun, am Ende der Geschichte, kann ich es ja ruhig sagen. Jetzt kann man sie nicht mehr vorzeitig und mit Entrüstung in die Ecke werfen!

MEIN FREUND JOHANNES

Martin war recht pessimistisch gestimmt. Ihm war ein Geschäft, von dem er sich großen Gewinn erhofft hatte, völlig fehlgeschlagen, ja, es hatte ihm sogar Verlust gebracht. Trostsuchend war er zu uns gekommen und klagte uns nun sein Leid. Wir hörten geduldig zu, ohne den Fluß seiner Rede zu unterbrechen. Da bewies er uns klipp und klar, daß er ein restlos ruinierter Mann sei. „Ja", seufzte er, „es ist so. Ich muß nun den Kampf für mein nacktes Dasein beginnen." — „Martin", sagte Johannes, „tu mir einen Gefallen. Kämpfe jedenfalls auch noch für eine Badehose." J. Bieger

Auch das Kammerfenster

(E. Thöny)



„Siehst, Zenzi, i hab' recht g'habt gestern abend, da steht's schwarz auf weiß, im Frühjahr soll man 's Fenster aufmachen!"

Amoreggiamento alla finestra: "Vedi, Zenzi, ch' io avevo ragione iersera: qui sta scritto chiaro e tondo che in primavera si deve aprir la finestra!,,

München, 2. April 1941
46. Jahrgang / Nummer 14

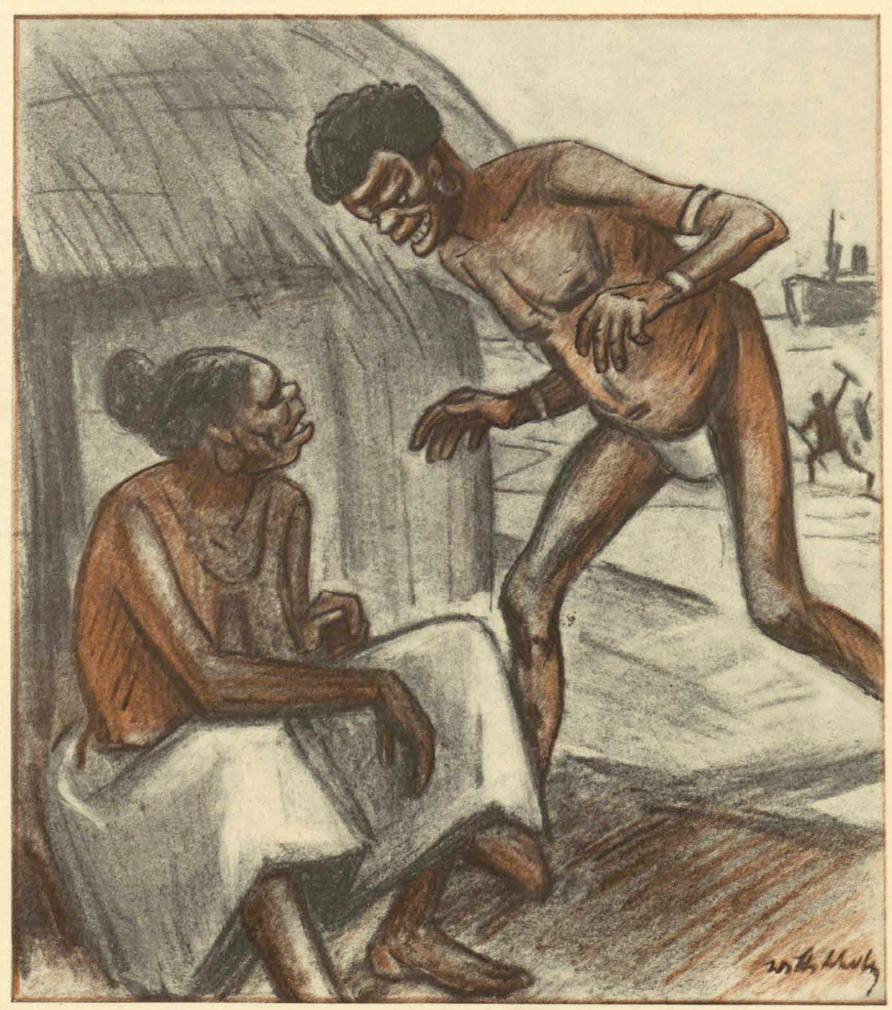
30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Der fliegende Fidschiinsulaner

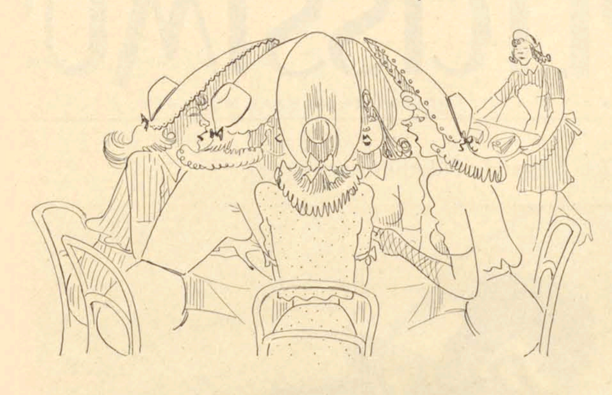
(Wilhelm Schulz)

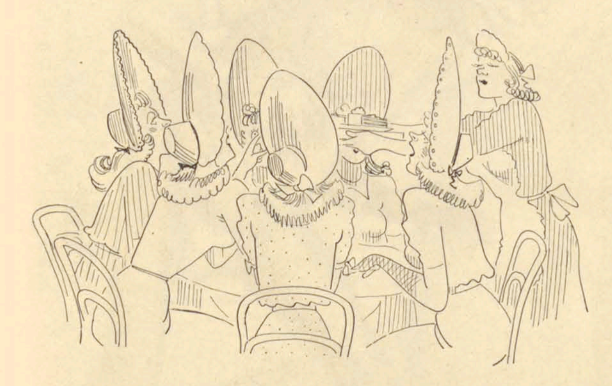


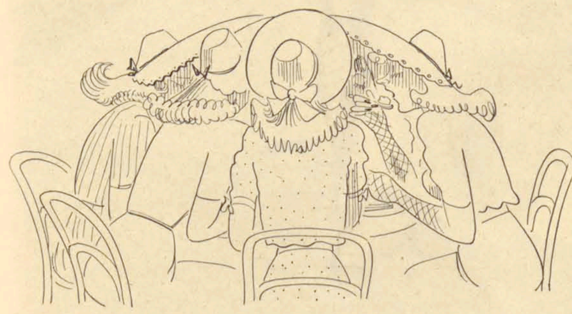
„Mutti, richte mir Pfeil und Bogen her, ich gehe unter die Royal Air Force-Krieger!"

L' isolano volante delle Figi: "Mamma, preparami freccia ed arco; vado fra i guerrieri della Royal Air Force!„

Im Schatten der neuen Frühjahrshüte







(Fr. Bilek)

All' ombra dei nuovi cappelli di primavera

DIE KONSERVE

VON WALTER FOITZICK

Hausmanns haben ein Päckchen bekommen, von einem, der draußen bei den Soldaten ist. Sie öffneten es gemeinsam. In dem Päckchen waren zwei Packerl, das eine weich, das andere hart. Herr Hausmann roch an dem weichen und sagte: „Käse, Weichkäse." Frau Hausmann roch auch und sagte: „Puder, Körperpuder." Als sie es öffneten, erkannten sie sofort, daß es Damenstrümpfe waren. Die mußten für Frau Hausmann sein. In dem andern Packerl, dem harten, war vermutlich etwas für Herrn Hausmann. Sie fingerten daran herum, aber da es viel Hartes auf der Welt gibt, kamen sie zu keinem Resultat. Sie öffneten also das Packerl. „Aha", sagte Herr Hausmann. „Was ist es denn", fragte sie. „Du siehst es ja." Frau Hausmann sah allerdings. Sie sah eine Blechdose, eine Konservendose.

„Das esse ich heute abend", sagte Herr Hausmann.

„Ißt du denn das gerne?"

„Natürlich, was ist es denn?"

Frau Hausmann besah die Dose: „Hier steht was drauf."

Es stand was Fremdländisches drauf. Sie holten ein Lexikon und sahen nach. Aus dem Wörterbuch ergab sich aber nichts Rechtes. Sie hatten das Gefühl, es müßte irgendwie mit Bären zusammenhängen. Vielleicht war es eingemachter Bärenschinken. Den hätte Herr Hausmann längst schon mal gern gegessen.

Am Abend machten sie die Dose auf. Es roch nach Fisch. Kann Bärenschinken nach Fisch riechen? Herr Hausmann kostete vorsichtig. „Sehr ungewöhnlich", sagte er und dabei sah er auf das Etikett, auf dem Männer in Ölzeug, wasserdichtem Ölzeug, abgebildet waren, Fischer. Sollte das Zeug vielleicht zum Wasserdichtmachen von Leder dienen? Hausmanns probierten es auch auf ihren Schuhen. Sie wurden wasserdicht. Aber wie gesagt, aufs Brot konnte man es auch schmieren und das wurde vielleicht auch wasserdicht, ungenießbar wurde es nicht.

Heimlich hat Frau Hausmann die Paste auch aufs Parkett gestrichen, sie bewährte sich glänzend als Bohnerwachs. Nun können sich Hausmanns nicht entscheiden, als was sie die Konserve ansprechen sollen. Hoffentlich kommt der Absender als Urlauber bald heim, um Aufklärung zu geben, und hoffentlich hat dann Herr Hausmann das Bohnerwachs nicht aufgegessen.

VOM FÖHN

Von Ratatöskr

Zwiegespältig ist der Föhn.
Leute gibt's, die mit Gestöhn
auf denselben reagieren
und die Contenance verlieren.

Andre fühlen sich beschwingt,
wenn er durch die Gassen singt,
fassen Pläne und Entschlüsse,
knacken ungeahnte Nüsse.

Hat es aber ausgeföhnt,
ist man wieder wie gewöhnt:
sittsam, liebenswürdig, locker,
kurzum: brav und medioker.

Dem, der hier zur Neugier neigt,
scheint die Frage angezeigt:
Aeolus, sag' an, wasmaßen
hast du diesen fahren lassen?

Amerikanische Englandhilfe

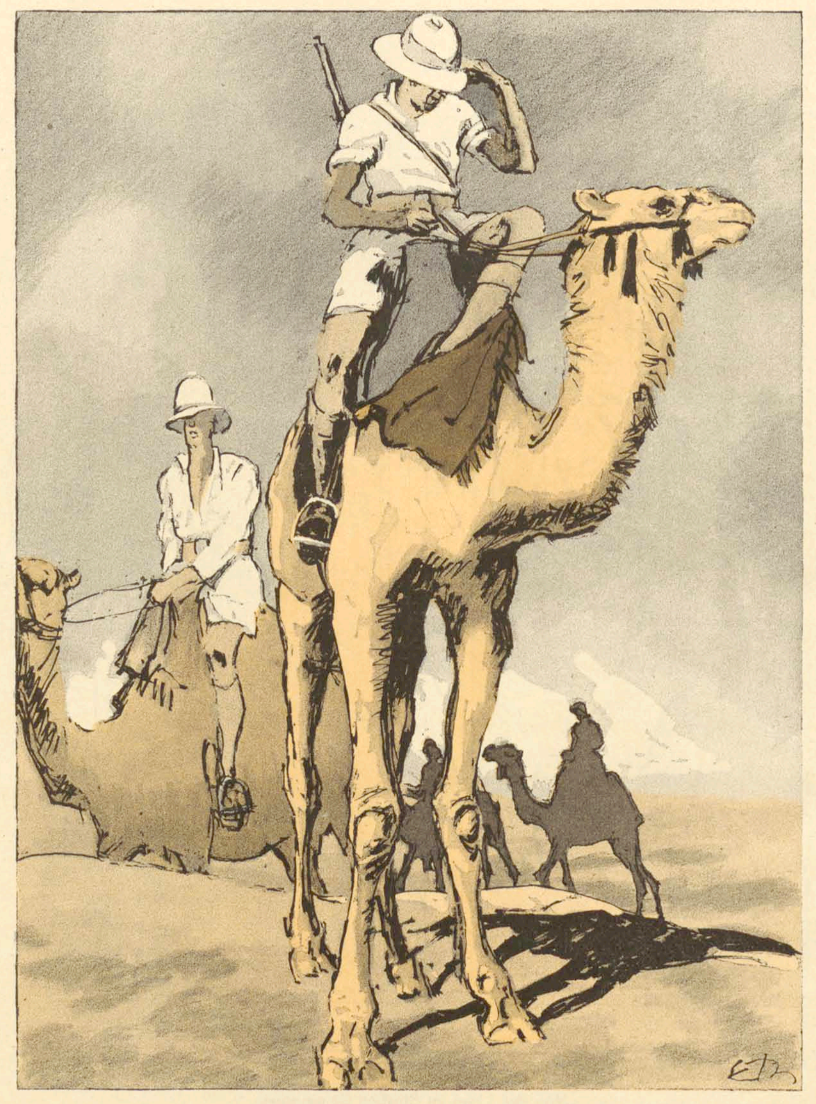
(O. Gulbransson)



„Wie der Löwe im Sterben ist gelegen,
haben sie ihm ein Stück Fleisch gegeben.
Nicht daß es heißt, wegen der Not
ist der Löwe tot."

Im Wüstensandsturm

(E. Thöny)

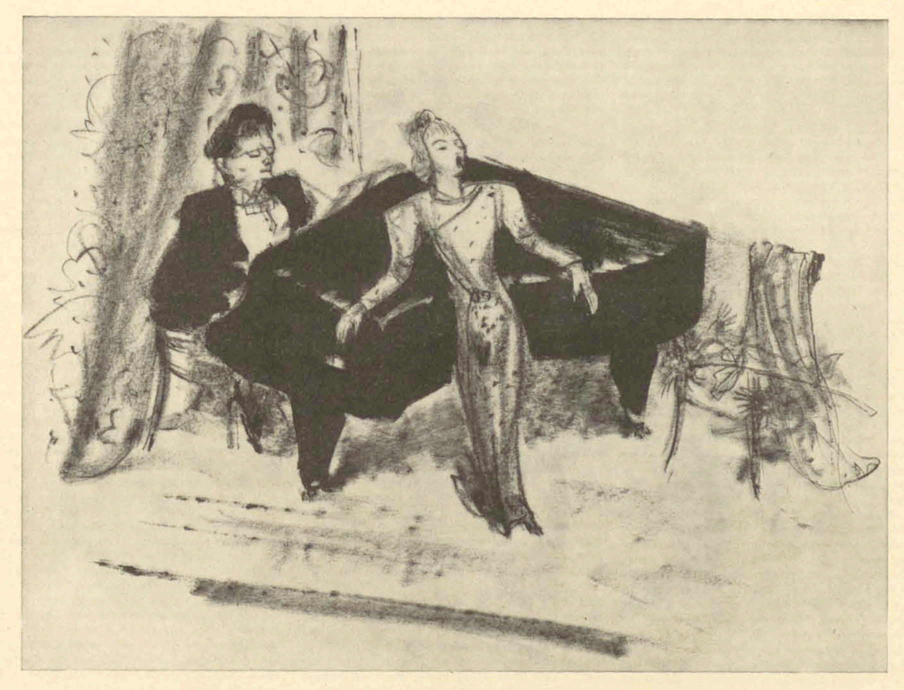


„ . . . und da sollen wir Engländer von den Amerikanern Sandsäcke bekommen, sogar gefüllt!“

Tra le bufere di sabbia nel deserto: “. . . e dire che noi Inglesi dovremmo ricevere dagli Americani . . . persino dei sacchi ripieni di sabbia!?„

Die Singprobe

(J. Hegenbarth)



„Nehmen Sie die Stelle etwas leiser, Fräulein Agathe, und gehen Sie erst bei ‚heimlich — leise' ins fortissimo über . . . !"

La prova di canto: "Attaccate, signorina Agata, un po' più lievemente e solo dal 'dolce-ascoso, passate su al 'fortissimo, . . . !,,

DIE CHEMIKERIN

VON HEINZ SCHARPF

Miß Ethel Fips von der Howard University war rotblond, hatte veilchenblaue Augen und eine Figur, die in jeder Girltruppe die Truppe überflüssig gemacht hätte. Sie war nur deshalb nicht beim Film, weil ihre Klugheit ihrer Schönheit dabei im Wege stand.

Daniel Chilp, ein Boy aus dem Westen, mit viel Nuggets in der Tasche und einem ebenso goldenen Herzen, kam, sah und verliebte sich sterblich in das bezaubernde Mädchen.

Er wollte sprechen, schöne Worte, verliebte Worte, hinreißende Worte, doch vermochte er nur zu stottern. Er schrieb an die Studentin, schöne Gefühle, tiefe Gefühle, einmalige Gefühle, es wurden nur matte Verse daraus.

„Was sollen mir schöne Worte?" sagte sie, „morgen lösen sie weniger schöne ab. Was sollen mir Briefe? Papier ist geduldig, morgen reimen sich die poetischen Ergüsse auf eine andere. Ich bin Chemikerin, mein Spezialgebiet ist die Hormonforschung. Für mich ist alles Leben ein chemischer Prozeß und der Mensch ein Produkt seiner Hormone."

„Sie sind eben weniger Frau als Wissenschaftlerin", seufzte der Jüngling aus dem Westen.

„Im Gegenteil", wurde er belehrt, „ich bin sogar eine sehr frauliche Frau. Darum gefällt mir ausschließlich der männliche Mann. Nicht die gespielte, wattierte Männlichkeit, sondern die stofflich maskuline, die chemisch meßbare."

„Ja, läßt sich denn Männlichkeit chemisch messen?" staunte Daniel ehrlich.

„Gewiß", nickte Miß Fips, und ohne jede weitere Aufforderung begann sie sogleich aus der Schule der Hormonlehre zu plaudern. „Haben Sie schon etwas von einem Hahnenkammtest gehört?" fragte sie.

„Nein", gestand Daniel, der sich bis jetzt nur für gefüllte Truthähne ohne Test interessiert hatte. Die Chemikerin reagiert etwas sauer. „Wir gehen davon aus", dozierte sie, „daß, paradox ausgedrückt, das männliche Hormon die Mutter der Männlichkeit ist. Die Hormonmenge selbst läßt sich an der Hahnenkammskala ablesen. Wenn man nämlich jungen Hähnen ihre Männlichkeit unterbindet, — hier errötete Daniel bis unter die Sommersprossen — dann bleibt die Entwicklung des Hahnenkamms aus. Verabreicht man ihnen männliches Hormon, dann wächst der Kamm proportional der verabreichten Dosis. Eine Hahnenkammeinheit, HE genannt, wird definiert als diejenige Substanzmenge, welche an einem Kapaun ein Wachstum um 20 Prozent hervorruft. Klar?"

Daniel bejahte, für die Leiden und Freuden eines solchen Kapauns volles Verständnis ausdrückend.

„Mit Hilfe des HE-Verfahrens", fuhr Ethel munter fort, „kann man aus dem Sekret der Niere eine qualitative Berechnung aufstellen, ob jemand mehr oder weniger Männlichkeit besitzt. Durchschnittlich befindet sich in 150 cm^3 Nierenfiltrat eine HE." Die Chemikerin nannte übrigens das Filtrat der Niere, aus dem die approbierten Ärzte einige, die Kurpfuscher alle Krankheiten diagnostizieren können, unbeirrt bei seinem volkstümlichen Namen, was den Boy aus dem Westen neuerdings erglühen ließ.

„Wie?" jappte Daniel, „und Sie wären prosaisch genug, in Herzensangelegenheiten nicht das Herz, sondern die trockene HE-Skala sprechen zu lassen?"

„Gewiß", versicherte ihm Ethel. „In der Liebe sind bekanntlich die Männer große Schwindler. Drum prüfe chemisch, wer sich bindet!"

„Gut", erhob sich Daniel Chilp, „ich will mich Ihrer Methode ausliefern, selbst auf die Gefahr hin, ein Opfer der Wissenschaft zu werden. Doch erhoffe ich mir eine Ehe in reiner Hormonie."

Und gleich am nächsten Tag schickte er ihr einen herrlichen Blumenstrauß ins Laboratorium und als Angebinde ein HE-Probefläschchen, fein geschliffen. Seitdem liebt ihn die Chemikerin.

Und sie wird ihn weiter lieben, es sei denn, sie käme darauf, daß Daniel jenem Fläschchen mit Hilfe seiner Nuggets von einem Pharmazeuten ein Hormonpräparat beimixen ließ, das seine Hahnenkammeinheiten zur mehrfachen Potenz erhob. In der Liebe wird eben immer geschwindelt.

HEIN KRÖGER SPINNT EIN GARN

VON BRUNO EYS

„Diese Geschichte erzähle ich nicht gern", sagte Hein Kröger, „denn so oft ich sie bisher erzählt habe — es war immer wieder einer in der Runde, der das Maul aufriß: ‚Hein, das kann nicht wahr sein!' Ich aber sage euch: So wahr ich hier sitze, so wahr ist auch diese Geschichte! Gewiß, es ist ein Rätsel, daß ich noch lebe; das gebe ich gern zu... wo ich mich doch in jener bösen Nacht, vor mehr als vierzig Jahren, erschossen habe. Und ich bestreite auch nicht, daß dieses Rätsel die Geschichte unglaubwürdig macht — trotzdem aber ärgert es mich, wenn mir jemand sagt, was ich da erzählt habe, könne nicht wahr sein —"

„Erzähle, Heini!" bettelten die Gratulanten, die sich zum Geburtstag — dem achtzigsten! — des launigen Seebären eingefunden hatten, „beginne, Heini, beginne! Heute glauben wir alles, was du erzählst!"

Hein Kröger schmunzelt, zerdrückt genießerisch ein Schlückchen Grog zwischen Zunge und Gaumen und dann beginnt er, langsam, mit bärbeißiger Deutlichkeit und scharfen Gesten, denen allerdings die Müdigkeit des Achtzigjährigen anhaftet: Wie er in seinen besten Jahren einmal in den Gewässern um Madagaskar in die Gefangenschaft eines gefürchteten Piraten geriet, jedoch — zu seiner Verwunderung — von diesem nicht sofort niedergemacht wurde. Das Verhalten des Schiffskommandanten und der anderen Räuber ihm gegenüber war einfach ein Novum, etwas noch nie Dagewesenes: Er durfte sich auf dem Schiff frei bewegen, wurde auch gut verpflegt, aber — niemand sprach ein Wort mit ihm... „Am dritten Tage meiner Gefangenschaft", erzählte Hein, „stieg ich mit trotziger Miene zum Kapitän auf die Brücke und sagte unwirsch: ‚Käpt'n, wenn Ihr etwa glauben solltet, daß ich geneigt sein werde, mich unter Eure Leute einreihen zu lassen, so wäre das ein Irrtum!'

Er lachte wiehernd und dann erwiderte er: ‚Das brauchst du nicht zu fürchten, my boy! Denn das könnte uns nur Schaden bringen... ihr Deutschen seid für unser Metier nicht geeignet, ganz und gar nicht... nein, nein; wir haben mit dir einen ganz anderen Spaß vor. Wenn du neugierig bist, kannst du erfahren, was der gescheiteste und begabteste von meinen Leuten für dich ersonnen hat —'

‚Ich will nichts wissen, Käpt'n!' fiel ich dem abscheulichen Kerl ins Wort und dann kehrte ich ihm den Rücken und ging die Treppe hinab.

Zwei Tage später erfuhr ich Näheres über den Spaß, von dem der Schiffskommandant gesprochen hatte. Und ich sage euch: es war wirklich eine ganz verteufelte Sache!...

An Bord lief ein gelbbrauner Bursche herum, ein Inder, jung, sehnig, der, wie ich tags zuvor zufällig gehört hatte, von Fakiren viel gelernt hatte. Die Leute behaupteten, er sei imstande, einem die Nase vom Gesicht wegzustehlen — und die abgebrühten Halunken lachten nicht, als sie das sagten.

An dem erwähnten Tag also, spät abends, holen mich zwei Mann aus meiner Koje und bringen mich in einen großen Raum, der anscheinend für allerlei Orgien benützt wurde. Daß es da gerade hoch herging, sah ich auf den ersten Blick.

Die zwei Mann führten mich zum Kapitän und der grinste: ‚Na, da bist du ja! Du hast es scheinbar eilig, von meinem Schiff zu verschwinden, nicht?' Ich brummte: ‚Lieber heute als morgen!'

‚Gut so! Jetzt wird man dir also zeigen, wie das am heitersten zu machen ist!'

Er klatschte in die Hände und im nächsten Augenblick kam der gelbbraune Bursche angesprungen. ‚Engh el Khan', sagte der Piratenkapitän, ‚der wüste Junge hier weiß meine Gastfreundschaft nicht zu schätzen; er möchte von unserem Schiff weg. Tue, was du kannst. Ich denke, es ist am besten, du schickst ihn in die Hölle!'

Der Inder machte seinem Herrn eine tiefe Verbeugung, dann wandte er sich mir zu. Er sah mich mit seinen schwarzen Augen sekundenlang eindringlich an... man merkte, er dachte angestrengt nach... schließlich sagte er in schlechtem Englisch: ‚Ich verurteile dich zum Tode —'

In mir kochte plötzlich helle Wut — so arg, daß ich mich kräftig genug fühlte, es mit der ganzen Bande aufzunehmen; und so fragte ich höhnisch: ‚Du verurteilst mich zum Tode? Ja... aber... wer soll denn der Henker sein?' Ich zog den Revolver und sah herausfordernd rund um mich.

Wildes Gelächter der Burschen war die Antwort, die mir zuteil wurde. Der Inder aber sagte nun viel lauter: ‚Ich verurteile dich zum Tode durch Selbstmord!'

Hatte ich bisher geglaubt, daß man mich verulken wollte, so wurde mir nun Gewißheit, daß der Inder die Absicht hatte, mich irgendwie als Medium zu verwenden... Ich fühlte plötzlich den Blick des gelbbraunen Kerls — und zwar schmerzend... im Gesicht, auf der Brust, in den Armen ...und wenige Augenblicke später stand ich wie gelähmt und wunderte mich, daß ich auf den Füßen stehen konnte —"

Kröger brach ab, wischte sich mit der Hand über den Mund und dann brummte er: „Ich möchte nun doch nicht weiter erzählen — es könnte vielleicht doch einer unter euch sein, der mir nachher wieder sagt: ‚Hein, das kann nicht wahr sein!' Das aber möchte ich nicht mehr hören!"

Die Männer im Rund bestürmten ihn, weiter zu erzählen — es werde keinen Zweifler geben, sie wüßten recht gut, daß alles, was er erzähle, wahr sei...

Und Hein läßt sich wirklich bewegen, fortzufahren: „Also — der Inder sagt zu mir: ‚Ich verurteile dich zum Tode durch Selbstmord!' — und ich denke an ein Experiment... Die Totenstille, die plötzlich im Raume eingetreten ist, fällt mir auf... kein Wort ist zu hören, niemand bewegt sich... nur einer beginnt sich zu rühren: ich!... Ich hebe ganz langsam die Hand, die den Revolver hält, setze die Waffe an die Schläfe, strecke den Zeigefinger... ein leichter Druck auf den Abzug — der Schuß kracht, ich fühle einen Stich im Gehirn, sinke zu Boden und in diesen wenigen Sekunden höre ich noch wüstes Beifallsgejohle und dann nichts mehr... Das ist der Schluß der Geschichte."

Die Gratulanten, sieben Mann, darunter der Bürgermeister des Ortes, machen nun doch verdutzte Gesichter. Was Hein erzählt hat, ist starker Tabak, stärker als das tollste Jägerlatein... Er hat sich erschossen... an seinem achtzigsten Geburtstag erzählt er, daß er eigentlich seit vierzig Jahren tot sein sollte... Daß indische Fakire allerlei Fähigkeiten besitzen, das weiß man; sie haben in Europa oft genug ihr Können gezeigt, in Kneipen und Schnick-Schnack-Buden... aber ein solches Kunststück? Wer das begriff, der war wohl auch imstande, das Universum zu begreifen...

Auf Hein wirkte das Schweigen seiner Umgebung provozierend. Er fragte: „Na, hat keiner von euch etwas zu sagen?"

Der Bürgermeister brachte mühsam hervor: „Wir glauben, daß deine Geschichte wahr ist, Heini."

Der alte Seebär schmunzelte wie vorhin, zerdrückte wieder ein Schlückchen Grog zwischen Zunge und Gaumen, und dann sagte er: „Das freut mich, Freunde! Und deshalb will ich euch nun auch erklären, wieso ich noch lebe, wieso nicht einmal eine Narbe an meiner Schläfe zu sehen ist...: Der Inder, der mich zum Tod verurteilte, war mir gar nicht böse gesinnt. Er dachte nicht daran, mich zu morden — er war nur gezwungen, mir dies zu suggerieren, weil ich sonst wahrscheinlich selbst ihm das Spiel verdorben hätte... In dem Augenblick, in dem das Geschoß den Lauf verließ, nahm er ihm die Schwerkraft — es fiel, leicht schwebend wie eine Flaumfeder, zu Boden, statt meinen Schläfenknochen zu durchstoßen... Das hat er mir nachher selbst erzählt, als wir als Gäste eines Auslugpostens der Seepolizei auf Madagaskar Freunde wurden... Nun? Was sagt ihr jetzt? Ich habe diese Erklärung bisher noch nie abgegeben, weil man mich jedesmal durch idiotische Ungläubigkeit erzürnt hat... Was meint ihr nun?"

Und — wieder recht mühsam — brachte der Bürgermeister hervor: „Heini — das kann nicht wahr sein..."

GASSE DER KINDHEIT

Von Anton Schnack

Sie führt durch eine Mauerstadt in Franken,
Rapunzelgasse, schattenschwarz und schmal;
Voll Kneipen, wo die nassen Fischer tranken
Weine aus einem Feuertal.

Dort schwirrten Schwalben stahlblau unterm Tore,
Es zankten Spatzen und der Rotschwanz flog.
Es sang der Brunnen aus gekrümmtem Rohre
Ewig das gleiche Lied in den verschabten Trog.

Im Hof des Schmiedes loderte das Feuer,
Ein Bauernpferd trat Funken aus dem Stein.
Verbleichte Wappen prunkten im Gemäuer
Ruhm, Ehre, Tod, verkündet von Latein.

Dort war die Werkstatt von dem Bauernschreiner.
Dem Knaben war es wie ein Spiel,
Wenn dünn und knisternd, immer feiner
Der Span gerollt vom Hobel fiel.

Und an den Steinen hing mit schwarzen Tatzen
Noch Feuersbrunst aus schwerem Unheiljahr;
Auf Sandsteinsimsen tanzten Teufelsfratzen,
Madonnen lachten sanft und wunderbar.

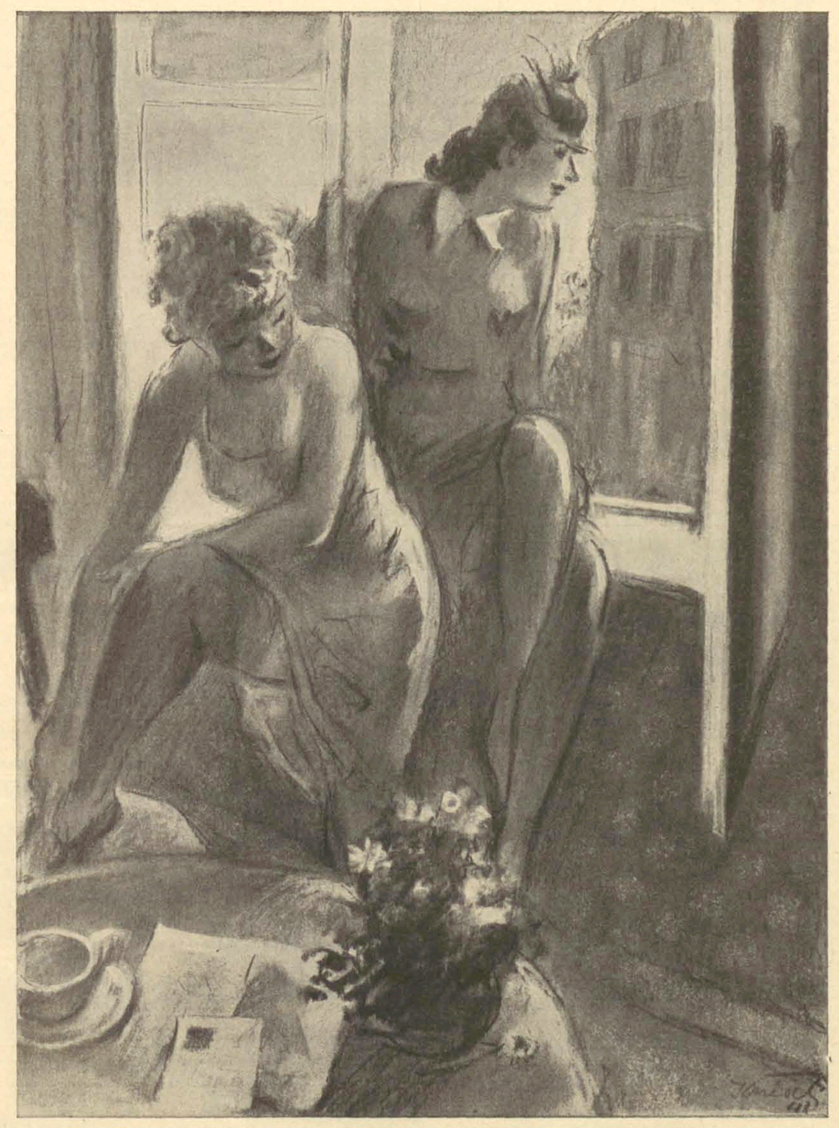
Wer waren die Geheimen, die voreinst hier liefen
In Stolz und Armut oder Kleiderpracht?
Wer waren die Geheimen, die hier Jahre schliefen
Im Fachwerkhaus, im dumpfen Zimmerschacht?

O unmeßbarer Lärm der vielen Schuhe!
Das Pflaster war vom Fluß ans Land geschwemmt,
Und wie der Fluß nicht kannte Rast noch Ruhe,
So strömte das geheime Leben dieser Gasse nicht gehemmt.

Es hatte eine Spur ins Pflaster eingegraben
Und lief von Tor zu Tor.
Und nachts drang dieses geisterhafte Gehen, Traben
Dumpf wie ein Meer ans Ohr.

Ihr Thema

(R. Kriesch)



„Wenn ich mich nur erinnern könnte, was ich dir unbedingt heute erzählen wollte, Grete!"
„Sicher was von Claudias unglücklicher Liebe — das hör ich doch so gern!"

Il suo tema: "Oh se almeno mi venisse in mente, Grete, quello che ti volevo raccontare proprio oggi!„ "Indubbiamente qualcosa dell' infelice amore di Claudia . . . Mi fa tanto piacere il sentirlo!„

EIN PFIFFIKUS

VON HANS REIMANN

Simon Kremser, der Posthalter von Schwabhausen, kutschierte über Land. Nicht zu seinem Vergnügen, sondern weil er eine Vorladung erhalten hatte, sich Dienstag, den soundsovielten März 1895, im Amtsgericht einzufinden.
Es war kalt, Rauhreif bedeckte Sträucher und Bäume der langen Chaussee, herzhaft griff der Scheck aus. Bald war Dachau erreicht. Zu Fuß hätte man zwei Stunden gebraucht.
Kremser war vergnügt und heiterer Dinge. Vergangenen April hatte er bei Strebel & Wachsmann in München einen Dampfkessel erworben. Preis: 1200 Mark. Der alte war ihm gutgeschrieben worden. 300 hatte er angezahlt und den Rest in Monatsraten abgetragen. Hernach kam die Firma mit einer Klage und verlangte die 300 Mark noch einmal. Der Fall lag klar. Man konnte den Irrtum, den ein windiger Buchhalter von Strebel & Wachsmann begangen hatte, aus der Welt schaffen, indem man ein Papier vorzeigte.
Kremser hatte Dachau erreicht und zockelte mit seinem Einspänner den Berg hinauf.
Da stand ein untersetzter junger Mann, städtisch gekleidet, mit einem schwarz umrandeten Zwikker und fragend hochgezogenen Augenbrauen. Und winkte. Kremser hielt.
Der Mann mit dem Zwicker trat an die Chaise des Posthalters und sagte: „Du, heit bin i dei Gegner. Kimm amal rauf zu mir und erzähl, wie die Sach war!"
Kremser spannte im Zieglerbräu aus, versorgte seinen Schecken und stiefelte in die Behausung des jungen Mannes.
Der hatte zwei Zimmer bei einem Schneidermeister gemietet. Das eine diente ihm, dem ersten in Dachau ansässigen Advokaten, als Kanzlei. Zu tun hatte er nichts. Es fehlte völlig an Klienten. Deshalb las er viel. Und weil er viel las, hatte er Schulden bei einem Buchhandlungsreisenden, der ihm einen Haufen historische Werke aufgeschwatzt hatte.
Jetzt lockte er heftige Wolken aus seiner Pfeife und hörte aufmerksam zu. Als Trumpf haute Kremser das bewußte Papier auf den Tisch.
„Paß auf!" meinte der Advokat, nachdem er das Schriftstück mit Bedacht gelesen hatte. „Des derfst fei net herzeigen."
„Ha!" lachte der andere. „Da wer i verurteilt."
„Gewiß nicht. Sagst, hast es verlegt, und ersuchst um Vertagung!"
„Und wenn mir was passiert?"
„Passiert dir nix. Mach halt, wie ich dir sag!"
Bei der Verhandlung machte es Kremser halt, wie ihm der Advokat gesagt hatte.
Hui, der junge Mann mit dem Zwicker zog gewaltig vom Leder. Wie? Was? Die Summe sei längst bezahlt? Die Quittung liege irgendwo daheim in Schwabhausen? Das wichtigste Beweisstück habe der Kremser vergessen? Auf solchen plumpen Schwindel falle kein Mensch herein. Jedes Kind könne merken, daß da etwas faul sei im Staate Dänemark.
Und so wehrte er sich zornig gegen eine Vertagung und beantragte, den Beklagten zu verurteilen. Der Amtsrichter vertagte trotzdem.
Hinterher nahm sich der Rechtsanwalt insgeheim den Posthalter vor und ermahnte ihn, nächstesmal zweispännig zu kommen.
Drei Wochen später kutschierte Kremser mit seinen beiden Schecken nach Dachau. Die Sonne wärmte, die Fluren waren grün geworden, überall sproß es.
Wiederum stand der Advokat da und winkte.
Wiederum hielt Kremser.
„Du, Posthalter, hast die Quittung dabei?"
„Freili!" „Heit derfsts fei no net herzeigen. Sagst, hasts net gfunden! Beantragst no mal Vertagung!"
Kremser tat, wie ihm geheißen.
Der Advokat donnerte den Posthalter in Grund und Boden. Er ging gewaltig in den Saft. War lichterloh empört über die Schlamperei des Beklagten. Zweifelte am Vorhandensein dieser angeblichen Quittung und wehrte sich grimmig gegen Vertagung.
Der Amtsrichter setzte trotzdem einen letzten Termin fest. In vier Wochen.
Mitte April kutschierte Simon Kremser zum dritten Mal nach Dachau. Mit seinen beiden Schecken. Handhoch schaute der Weizen heraus, der Himmel war wie Seide, Lerchen stiegen.
Wiederum stand der Advokat da.
„Posthalter", sprach er, „heit mußt dei Schriftstück herzoagn. Jetzt gehts nimma anderst."
Bei der Verhandlung fragte der Amtsrichter, ob sich die fragliche Quittung endlich gefunden habe.
Kremser überreichte sie feierlich.
Der Amtsrichter las das Schriftstück.
„Na, Herr Doktor", versetzte er sodann und händigte es dem Advokaten ein. „Bitte, überzeugen Sie sich selber!"
Unwirsch nahm der zwickerbewaffnete junge Mann das Papier und las, was da geschrieben war. Seine Augenbrauen schoben sich höher und höher. Er war außer sich. Er schien es nicht zu fassen. Und schwieg verbissen.
Freispruch des Posthalters Simon Kremser.
Die klagende Firma hatte die Kosten zu berappen und die Versäumnistage des Posthalters und eine einspännige Fuhre und zwei zweispännige Fuhren und vor allen Dingen die mehrfache und ausführliche Tätigkeit ihres Anwalts.
So kam es, daß Ludwig Thoma, der erste in Dachau ansässige Advokat, seine ellenlange Bücherrechnung zu begleichen vermochte.

DON TEODORO

VON WILHELM LUKAS KRISTL

Das ist nun schon zehn Jahre her, aber ich werde das Bild Don Teodoros in weiteren zehn Jahren noch deutlich vor mir haben. Denn meine erste Spanienreise sollte Granada krönen, und ich bin seitdem gerade nach Granada nie wieder gekommen.

Viel hatte ich damals über die Stadt gelesen und gehört, über diese Märchenstadt der maurischen Könige und Kalifen, über die uralten Gassen, ewig umweht vom Hauch des Orients, über die vielbesungene Alhambra, dem Gedicht aus steinernen Spitzen... Als sich daher der Zug an jenem sattblauen andalusischen Nachmittag Granada näherte, war mir, als führe ich einer Offenbarung entgegen, dem großen Ereignis meines Lebens.

Ich hatte mich auf den Besuch dieser Stadt nicht nur literarisch vorbereitet. Ich besaß außerdem die Adresse eines Landsmannes, der schon Jahre dort wohnte, die Adresse eines idealen Führers also, der auch bereits brieflich von Freunden gebeten worden war, sich meiner anzunehmen. Von Sevilla aus teilte ich dem Herrn telegraphisch meine Ankunft mit, damit er mir ein Quartier besorge und mich am Bahnhof abhole. Somit schien für alles gesorgt und ich überließ mich ganz und gar jener freudigen Erregung, die mich damals ergriff, als mir das nach allen Schilderungen traumhaft schöne Granada so unmittelbar bevorstand.

Don Teodoro Pentenrieder erkannte auf dem Bahnhof sofort den ihm Empfohlenen: „Sie sind wahrscheinlich der mir signalisierte Herr? — Pentenrieder."

Mich empfing ein mittelgroßer, breitschultriger Mann, so um die vierzig. Das rundliche Gesicht, auf dem wie eine struppige Zahnbürste ein gestutzter Schnurrbart saß, war von buschigen Koteletten flankiert. Sowohl über dem Gesicht als über den grauen, halb zusammengekniffenen Augen lag ein Schatten leichten Mißvergnügtseins, der sich auch nicht verflüchtigte, als sich Señor Pentenrieder zu einem kurzen, mehr sauren als süßen Lächeln aufraffte. Umso verbindlicher glaubte ich mich geben zu müssen und ich schüttelte herzlich die mir entgegen gehaltene schlaffe Hand.

„Ja, stimmt. Soo, Sie sind der Herr Pentenrieder!"

Dieser nahm mir einen Koffer ab, ging auf ein Auto zu, nannte dem Chauffeur einen spanischen Namen und hieß mich einsteigen. Alsdann setzte er sich zu mir, und der Wagen fuhr an. Plötzlich beugte sich Señor Pentenrieder vor. Er sah mir in die Augen und fragte, und das klang weitaus mehr vorwurfsvoll als neugierig: „Sagen S' amal, wie komma denn eigentlich Sie nach Granada?"

Ich lachte, als hätte ich eine Dummheit begangen, als müsse ich mich entschuldigen. Ich starrte ihn eine Weile baff an, ehe ich begann, von meiner bisherigen Reise zu erzählen und davon, daß ich mir Granada zum Schluß aufgesparrt hätte.

„Ich wollt, ich könnt mit Ihna heimfahren", knurrte er. „Seit neun Jahr sitz ich in dem Kaff. Geschlagene neun Jahre, Sie, das is a Zeit! Manchmal mein' ich, ich muß alles wegschmeißen und mich einfach auf d' Eisenbahn setzen. Und so vergeht ein Jahr ums andere. Was nützt die schöne Stellung in meiner Firma, wenn ich da versauern muß. Aber sterben tu i da net, dees woaß i!"

Mein Landsmann durfte doch in einem der schönsten Orte Europas wohnen... Schüchtern wandte ich ein: „Granada soll doch so schön sein, Herr Pentenrieder. Man liest und hört jedenfalls so viel davon."

„Mhm! Wer an dem alten G'lump a Freud hat, zum Anschaun meinetwegen, für vierundzwanzig Stund. Wenn diejenigen, die darüber Bücher und Zeitungen vollschreiben, ihr ganzes Leben in dem Loch verbringen müßten, na vergingert ihnen schnell die Begeisterung. Nix los, gar nix. Von der Alhambra können S' auch net runterbeißen. Da gehn S 'einmal nauf und na gehn S' a ganzes Jahr nimmer nauf. Und was is'n schon, die Alhambra! Eigentlich is ja lauter Gips. Und da, wo der Gips wegbrochen ist, das Dekorative, die Verzierungen, sinds alte Ruinen, oite Mauern. Das meiste existiert doch gar nimmer. Vor hundert Jahr hat sich noch kei' alte Sau drum kümmert. Da ham sie's noch als Steinbruch hergnommen."

Señor Pentenrieder winkte unwillig ab.

Wir waren längst durch die ganze Gran Via gefahren und befanden uns schon im Herzen Granadas. Aber ich war nicht dazugekommen, mehr als einen flüchtigen Blick hinaus zu werfen. Dann hielt das Auto vor einem schmalen Haus mit vielen geschlossenen grünen Fensterläden: Die Fonda. Don Teodoro wartete, bis ich mich gewaschen und umgezogen hatte und genehmigte sich unterdessen ein paar Jerezaner Chatos. Er hatte

sich dem Gast zuliebe den Nachmittag freigemacht und wollte mir in einem ersten Rundgang die Stadt zeigen.
Bald führte er mich durch bucklige, gewundene Gäßchen über eine schmale steinerne Brücke den berühmten Albaicin hinauf, den sandigen, von der Sonne ausgedörrten Zigeunerhügel. Dunkelfarbige Menschen, riesige Kakteenstauden, hochbepackte Esel, von singendem Lärm erfüllte Gassen, der ganze Opernzauber, hier ergoß er sich am hellen Nachmittag über ein phantastisches Parkett. Und dann, ja dann erhoben sich auf dem Hügel gegenüber die gewaltigen, rot schimmernden Quadern und Türme der Alhambra, im Glanz der scheidenden Sonne Andalusiens...
„Seit neun Jahr in dem Kaff", hörte ich dazu meinen Begleiter. Ununterbrochen, pausenlos haderte er mit seinem Schicksal, das ihn in diese verlorene Ecke der Welt verbannt habe, wo man keinen Christbaum und keinen Fasching kenne, kein Mädel richtig poussieren dürfe, wo's viel Hitze und viel Staub, aber wenig Gemütlichkeit und kein Weißbier gebe, und wo man sich als Kaufmann schwer tue, weil die Bevölkerung so bedürfnislos sei.
„Nein, das gehört nimmer zu da Alhambra. Aber weiter oben, sehn S' den schloßartigen Bau da, das is der Generalife, die Sommerresidenz. Wenn 's ihnen in da Alhambra nimmer paßt hat, sind s' da nauf gangen. Da müssen S' Ihna vor allem den Garten anschaun mit die Spritzbrunnen. Da könnt ma's eher aushalten als drunt in Granada. Da droben schon. Und den nötigen Harem dazu..."
Don Teodoro lachte kurz und hart und sandte einen verächtlichen Blick ins Tal hinab, wo die Stadt verführerisch und zauberhaft wie ein blinkendes und blitzendes Würfelspiel dalag.
In den zwei Tagen, die ich in Granada verbrachte, wich Teodoro Pentenrieder selten von meiner Seite. Er opferte mir viel Zeit. Ich sollte doch Granada kennenlernen, und er tat sein Möglichstes. Unermüdlich führte er mich von einer Kneipe in die andere. Aber selbst beim zehnten Gläschen wurde er nicht lustiger, nicht beschwingter. Der graue, leicht mißvergnügte Blick blieb unverändert und ruhelos brach Don Teodoro stets nach einer Weile in einem Lokal auf, um in ein anderes zu gehen. „Was is, gehn ma wieder a Häusl weiter", knurrte er, „es is eben nix los. Aber dees woaß i, sterben tu i da net, no Señor, sterben tut der Teodoro in Granada nicht!"
Als ich wieder im Zug saß, las ich noch einmal im Baedeker nach: „Granada ist als der Schauplatz einer wechselvollen Geschichte und wegen der zahlreich gut erhaltenen Überbleibsel einer reichen fremdartigen Kultur und Kunst ein Höhepunkt jeder Spanienreise." — — —
Zehn Jahre ist das nun schon her und von Don Teodoro habe ich lange Zeit nichts mehr gehört. Gestern bekam ich einen Brief: „Sollten Sie Theodor Pentenrieder kennen, so kann ich Ihnen mitteilen, daß sich dieser kürzlich in Granada verheiratet hat."



Ritt in den Frühling

(L. v. Horváth)



Den alten Damen fährt beim Bridge
Der Frühling in die Glieder.
Die Blumen blühn - es blüht der Kitſch,
Und alle dichten wieder.

Auch manches brave alte Roß,
Das bisher ging am Zügel,
Schnaubt nun: es ſei der Pegaſos,
Und meint, es hätte Flügel.

Die Dichter nämlich glauben meiſt,
Nun müßt ſich alles wenden —
Doch auch ein Lied, das „Frühling“ heißt,
Kann im Papierkorb enden.

E. H.

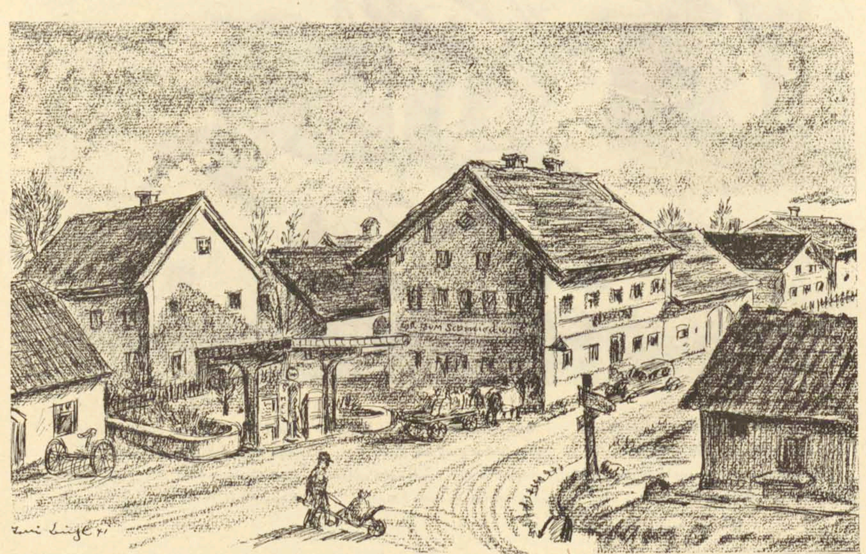
RASPUTINS BACKENZAHN

VON KURT GROOS

Petersen bestieg das Zugabteil, verstaute die Koffer und befaßte sich eingehend mit seinem Gegenüber. Eine interessante Dame, Lisaweta Ogoschin, wie er später erfuhr.
Von Anbeginn schon hatten ihre Schicksale dadurch verbindende Ausrichtung, daß beide im gleichen D-Zug nach Karlsbad fuhren, um sich dort zu entfetten.
Plötzlich schreckte Petersen zusammen. Oben im Gepäcknetz entdeckte er neben der Hutschachtel eine Art Einmachglas mit feindurchlöchertem Schraubdeckel. In dem Glas wand sich eine Kreuzotter. Sie hob hin und wieder den Kopf hoch und züngelte, verhielt sich sonst jedoch manierlich.
Man kam in interessante Gespräche. Lisaweta Ogoschin erklärte, sie nehme die Kreuzotter als Talisman gegen Gliederreißen überallhin mit.
Ob der Schraubdeckel auf dem Glas auch bestimmt fest angedreht sei, fragte Petersen. „Ja, doch! Ganz fest!"
Die Ogoschin zeigte dann ein Lederbeutelchen mit einer getrockneten und fein pulverisierten Fledermaus; das Sicherste gegen Migräne und Halsentzündungen
Auch erzählte sie später, leicht errötend, ihre Korsettstangen seien nach dem besonderen Verfahren eines in Damaskus lebenden Persers in Affenfett geglüht und gehärtet, wodurch sie sich vollkommen gegen Blitzschlag feie.
Eine äußerst scharmante Person, doch wahrscheinlich etwas abergläubisch, fand Petersen.
Aber das Interessanteste an Lisaweta Ogoschin war doch Rasputins Backenzahn! An der Wurzel hochkünstlerisch eingefaßt, trug sie ihn an langer Goldkette um den Hals.
Dieser schöne Schmuck war Petersen gleich aufgefallen, doch glaubte er, er sei ein Hirsch- oder Ebergrandel.
Die Ogoschin klärte nun darüber auf, daß es sich nicht um eine Jagdtrophäe, sondern um den obersten rechten Backenzahn Rasputins handele. Ihr Vater, früher ein sehr berühmter Zahnarzt in Petersburg, zog ihn. Rasputin, von fürchterlichsten Backenzahnschmerzen erlöst, war durchaus damit einverstanden, daß der Vater der Ogoschin den Zahn als Andenken behielt. Der Wundermönch segnete den Zahn und erwähnte, er sei ein sicheres Amulett gegen Eisenbahnunglücke.
Die Ogoschins trugen den Zahn fortan auf allen Eisenbahnreisen, was neben ungeheueren Vorteilen nur den winzigen Nachteil hatte, daß nie zwei Mitglieder der Familie gleichzeitig getrennt reisen konnten. Dieser Zahn machte Warwara Rjatonjenka, Lisawetas Großtante, damals zur einzigen Überlebenden bei dem berühmten Zugunglück in der Nähe von Semipalatinsk.
In Karlsbad angekommen, stürzte Lisaweta zuerst in eine Tierhandlung. Durch ihre innere Stimme erfuhr sie, daß die Kreuzotter Hunger habe, eine Ahnung, die sich bewahrheitete. —
Petersen wollte die Kur in Karlsbad mit einer geschäftlichen Transaktion verbinden, einen gewissen Przobam besuchen. Es handelte sich um den Verkauf eines größeren Zinshauses in Treptow. Glückte der Verkauf, bekam Petersen eine recht stattliche Provision.
Ehe er Przobam aufsuchte, begab er sich zu Lisaweta Ogoschin. Er bat sie, zu seiner geschäftlichen Besprechung Rasputins Backenzahn als Talisman mitnehmen zu dürfen.
Die Ogoschin zögerte anfangs und verwies auf das viele Unglück, das sicher entstehe, falls der Zahn verloren gehe. Bedenken möge er auch, daß sie in diesem Falle den Rückweg von Karlsbad nach Petersburg zu Fuß antreten müsse und so weiter.
Absolut beruhigt könne sie sein, beteuerte Petersen. Rasputins Backenzahn würde er wie einen Augapfel hüten, ihn in das sicherste Fach seiner Brieftasche legen; sie sei mit einer kleinen Kette am Rock vernietet. Zudem klammere er die Tasche noch durch zwei große Patent-Schließnadeln fest. Lisaweta Ogoschin gab schließlich nach und lieh die Kette aus. Wie am Schnürchen klappte der Hausverkauf!
Nach Abschluß des Geschäftes schlenderte Petersen, wunderbar gestimmt, am Ufer der Eger entlang. Es juckte ihn, die Kette mit dem Wunderzahn nochmals genau zu betrachten.
Nachdem er sich den Zahn ausgiebig besehen hatte, kreiselte er die Kette in fröhlicher Stimmung mit Daumen und Zeigefinger; ein unbewußter Ausdruck freudiger Erregung.
Als Petersen den Talisman wieder in die Brieftasche schieben wollte, machte er eine grauenhafte Entdeckung. Der Zahn, Rasputins Zahn, war nicht mehr in seiner Umfassung! Petersens Herzschlag setzte einige bange Sekunden aus, aus allen Poren trat kalter Angstschweiß. Lisaweta Ogoschin würde wahnsinnig werden, wenn er ohne den Zahn zurückkam, sie hielt ihn für Rußlands größte Reliquie.
Das Unglück war wohl passiert, als Petersen die Kette so gedankenlos in der Luft rotierte, wodurch er den sicher in seiner Fassung schon sehr gelockerten Zahn den Gesetzen der Zentrifugalkraft auslieferte.
Petersen lief das kurze Wegstück zurück. Er mußte den Zahn finden! Jede Steinritze des Pflasters untersuchte er. Hinzugekommene Kinder halfen ihm; 100 Kronen versprach der dem Finder. Alles erfolglos!
Konnte es nicht auch sein, daß der Zahn zur Seite des Flusses also in das Wasser der Eger geflogen war?
Immer mehr Kinder beteiligten sich; die des Schwimmens kundigen stießen auf den Grund der Eger. Die Belohnung war auf 200 Kronen erhöht worden. Stunden verrannen, Petersen wurde immer nervöser, verzweifelter. Aber Rasputins Backenzahn blieb unauffindbar.
Nur noch ein allerletzter Ausweg blieb. Petersen begab sich zu einem Zahnarzt, um sich den obersten rechten Backenzahn ausreißen zu lassen. Der

Oberbayerische Dorfstraße

(Toni Bichl)



Vor dem Spiegel

(K. Heiligenstaedt)



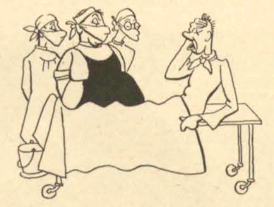
„Hm, hm, hochgeschlossene Kleider sollen jetzt wieder modern werden!“

Davanti allo specchio: "Hm, hm! . . . Ora dovrebbero tornar di moda gli abiti chiusi al collo!?„

Arzt staunte sehr, da der Zahn vollkommen gesund war.
Petersen brauste auf und schrie wütend, daß er mit seinen Backenzähnen mache, was er wolle. Komische Käuze gab es; der Arzt vollführte kopfschüttelnd sein Werk.
Petersen ließ den Zahn chemisch säubern, zahlte und rannte spornstreichs zum nächsten Goldschmied. Nachdem hier die Ersatz-Reliquie fachmännisch in das Kettenanhängsel eingeklemmt worden war, fand Petersen, daß sein Zahn sich in dieser künstlerischen Fassung ebenso gut mache wie der des Wundermönches. Erst spät abends erreichte er die Pension Lisaweta Ogoschins. Die Ogoschin war in höchster Verzweiflung. Viele Stunden schon bangte sie um Rasputins Backenzahn.
Petersen entschuldigte sich mit Verzögerung seiner geschäftlichen Transaktion Gleichzeitig verabschiedete er sich höflich und vielmals dankend, denn Lisaweta wollte in der Frühe des kommenden Tages die Rückreise antreten; sie packte schon. — Am übernächsten Tag berichteten die Zeitungen von dem äußerst heftigen Zusammenprall zweier Züge kurz hinter Pardubitz Petersen hat nie erfahren, wie sein Backenzahn gewirkt hat.

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nückel)



Der Kranke erwachte aus der Narkose. Der Arzt stand an seinem Bett. „Wie fühlen Sie sich?" „Besser, Herr Doktor." — „Und anfangs?" „Anfangs war mir, als hätte ich eins mit einem Holzhammer auf den Schädel bekommen." Der Arzt lächelte verlegen: „Sie müssen das schon bitte entschuldigen — uns war nämlich das Chloroform ausgegangen — —" J. H. R.

In Paris geht folgende Geschichte um.
Kommt da ein Mann aus der „Provinz" nach Paris zu einem alten Freund, der es bereits bis zum Abteilungschef in irgendeinem Ministerium geschafft hat, und bittet ihn um seine Hilfe, ein „Amt" zu bekommen. „Tut mir furchtbar leid, mein Lieber", sagt der andere. „aber was meinen Sie, wieviel gute Bekannte schon mit derartigen Bitten an mich herangetreten sind. Hier, sehen Sie selbst, mehr als zwanzigtausend!"
Der Anwärter auf einen Regierungsposten ist sehr enttäuscht, er hat sich das viel leichter vorgestellt. Aber dann meint er geistesgegenwärtig: „Hören Sie mal, dann brauchen Sie doch dringend jemand, der diese Eingaben sortiert? Das wäre der richtige Posten für mich!"

Kurz, ehe Garmisch-Partenkirchen eine vereinigte Gemeinde wurde, fand dort ein Wettsingen statt. Die von Krünn siegten. Einer von Garmisch konnte es nicht lassen und hänselte den Partenkirchner Baß. — „Mei —", sagte der, „dös wird a Kunschtstück sei. Die hamm ja g'übt." C. R. F.

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296) Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach
Verantwortl. Schriftleiter. Walter Foitzick, München Verantwortl Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg., Abonnement im Monat RM. 1 20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Okt 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten — Postscheckkonto München 5920 Erfüllungsort München.

FRÜHLINGSAHNEN

VON EDMUND BICKEL

Mitte März mag es gewesen sein. Ich saß in einem bitterkalten Wartesaal eines kleinen Bahnhofes. Blaugefroren stand der eiserne Ofen mitten in dem eisigen Raum, daneben ein wohlgefüllter Kohleneimer. Zum Lesen hatte ich keine Lust, auch war es zu dämmerig. So dachte ich ein wenig nach. Das ist immer ein angenehmer Zeitvertreib. Alles mögliche fällt einem da ein, wenn man Zeit und Ruhe hat. Meine Uhr wollte ich vom Uhrmacher holen — den Geburtstag vom Schwiegervater nicht vergessen — einmal eine andere Zigarettenmarke versuchen — Haare schneiden lassen — keine erschütternden Sachen.

Mein Blick fiel auf eine sonnige Frühlingslandschaft: Mandelbäume blühten, ein lachendes, dunkelhäutiges Mädchen zeigte seine schönen Zähne und hielt einen Korb voll bunter Blumen vor sich. Im Hintergrund wehte eine Palme über dem tiefblauen Meer. „Frühling in Sizilien", stand darunter. Daneben war zu lesen „Frühling in den Dolomiten", mit Alpenglühen auf ragenden Bergzinnen, Enzian und grünen Matten voll von Blumen. Nacheinander genoß ich den Frühling im Geist, von links nach rechts: „Frühling in Marienwerder", in Japan, in Bayrischzell, auf Grönland, in Krimmitschau, in den Rocky Mountains, am Äquator, in Wien und wo es sonst noch Frühling gibt, der auf buntfarbigen Plakaten in alle Welt versandt wird, damit wartende Reisende Anregungen bekommen.

Zwei Männer kamen geräuschvoll herein, die Tür knallte, daß der ganze Bahnhof erbebte. Sie setzten sich mir gegenüber auf die Bank. Es war ein Mann in mittleren Jahren mit wettergegerbten Zügen und Sachen. Seine Stiefel waren derb und schmutzig. Der andere Mann war alt, rauchte eine Pfeife und hustete. Er rieb sich die Hände und sah zu mir herüber: „Ist das eine Kälte!"

Ich lächelte, weil darauf nicht zu antworten war.

„Na", fuhr er fort, „bald muß es ja wärmer werden."

„Bis der Frühling kommt, müssen wir aber doch noch etwas Geduld haben", meinte ich.

„Wenn er überhaupt kommt", fiel der andere ein.

„Kommen muß er aber doch", widersprach ich.

„Was heißt müssen?" fragte der Alte. „Er muß gar nicht."

Ich dachte nach. Sollte der Frühling einfach einmal ausbleiben, so etwa wie ein Zug ausfällt? Manchmal hatte er ja zwar nur kurze Zeit gedauert. Dann war es gleich Sommer geworden, aber ganz weggeblieben war er nie, wie ich mich erinnerte. „Nein", fing ich wieder an, „der Frühling kommt sicher."

„Ja, das habe ich auch oft schon gedacht, und dann blieb er eben doch aus, kam ganz einfach nicht", sagte der Mann mit den schmutzigen Stiefeln. „Man kann sich nicht auf ihn verlassen."

„Haben Sie das schon einmal erlebt?" fragte ich ihn.

„Oft genug", bestätigte er mir, „leider. Man wartet und sitzt da und wartet, aber er läßt sich nicht sehen. Es ist so ärgerlich."

„Da hat er recht", bestätigte der Alte und zündete seine Pfeife umständlich wieder an. „Ich habe es auch schon mehr als einmal erlebt. Ich kenne ihn schließlich auch schon seit sechs Jahren. Wie lange kennen Sie ihn denn schon?"

Sonderbar, dachte ich bei mir. Das ist doch ein alter Mann, viel älter als ich, der ganz vernünftig aussieht. Aber er behauptet, er kennt den Frühling erst seit sechs Jahren, merkwürdig, merkwürdig.

„Ich kenne den Frühling schon seit vierzig Jahren", antwortete ich.

Die beiden sahen einander erstaunt an. Sie hatten mich offenbar im gleichen Verdacht wie ich sie, daß ich nicht ganz richtig war. Der mit den schmutzigen Stiefeln lachte belustigt:

„So alt ist er ja noch gar nicht. Der Frühling ist doch erst etwas über dreißig!"

Die Tür ging auf und ein Mann kam herein, klein, dick, mit einem komischen Köfferchen in der Hand. Er hatte es eilig und war offenbar rasch gelaufen.

„Na, da ist er ja, der Paul Frühling!" sagte der Mann mit den schmutzigen Stiefeln zu mir, „kennen Sie den?"

„Nein", antwortete ich, „ich habe einen ganz anderen gemeint, einen großen, schlanken Blonden."

Frühling am Rhein

Von Fritz Knöller

Als ich den Strom sah, der Rhein heißt,
Der golden und grün, mittagschwer gleißt,
Da war ich noch ein Knabe.

Sein Brausen zwischen den Prahmen der Schiffsbrück
Rüttelte, schien mir, am Himmel,
Und sein Leib schob das Land drängend zurück.

Nach Teer roch er und flinken Fischen,
Und Männer, trompetenblasend, auf weißen
Schiffen,
Hell bewimpelten, fuhren stromab.

Drüben aber, das grüne, sonnenheiße Land,
Das war die Pfalz,
Gar voll des Weines und der Luft.
Ein Kohlendampfer kämpfte aufwärts;
Es stöhnte ihm die Brust.

Die neue Freiheitsstatue

(Erich Schilling)



„Roosevelt der Hüter der demokratischen Ideale!"

La nuova statua della libertà: "Roosevelt, tutore degli ideali democratici!,,

München, 9. April 1941
46. Jahrgang / Nummer 15

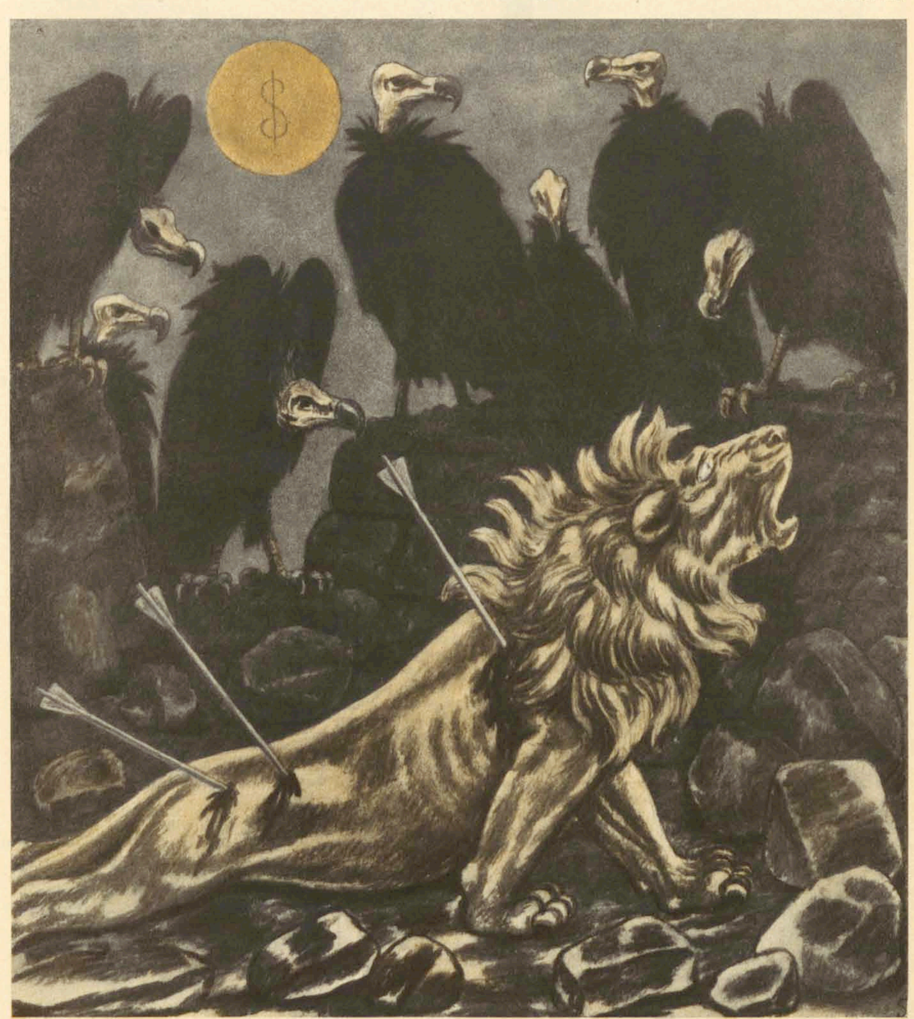
30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Die Wallstreet-Aasgeier

(Erich Schilling)



„Brüll nicht so ängstlich, lieber Britenlöwe, denn siehe, wir sind ja bei dir bis an dein Ende!"

Gli avvoltoi perenotteri di Wallstreet: "Non ruggir tanto dalla paura, caro leone britannico, perchè, vedi, noi ti restiamo tutt' appresso sino alla fine!,,

Der Mond über dem Dorf

(Toni Bichl im Felde)



WANN DARF MAN?

VON WALTER FOITZICK

Im Kino ist es leicht. Wenn Rühmann vorne auf der weißen Leinwand ist oder auch nur auf dem Plakat steht, dann darf man im Kino lachen. Man darf sogar schon lachen, wenn er noch gar nicht da ist. Man darf lachen auf Vorschuß. Bei Moser ist es ebenso. Wo Moser ist, wird nicht geweint, und wer den Wunsch hat, so richtig einmal von Herzen traurig zu sein, glücklich traurig, geht nicht zu Moser und zu Rühmann.

Zum Weinen sind andere Leute da. Zwar sagt das Kinoplakat nicht: ‚Hier wird geweint', aber die Kenner kennen sich aus, und richtige Genüßlinge im Tränenspenden suchen sich schon so einen richtigen abseitigen Heulwinkel im Kino aus, wo sie es laufen lassen können.

Man erkennt sie ein bißl, wenn es hell wird, Männer pfeifen dann mit tränenfeuchtem Blicke oder sagen sehr nachdrücklich: „So, wohin geh'n wir jetzt essen?" oder auch: „Ich meinte eben, ich hätte meine Hausschlüssel vergessen." Aber wir wissen, sie haben doch geweint, als die Musik mit Orgelton begleitete, mit wehmütig lindem Orgelton, wie Er mit Ihr oder Sie mit Ihm ins Leben hinausfuhren und ein anderer Er und eine andere Sie und alle Kinobesucher in edler Entsagung nichts dagegen hatten. Noch fallen die Tränen auf roten Samt, wenn schon die Stimme des Lebens laut ruft: „Ausgang bitte rechts!".

Also dann darf man weinen, dann wird geweint. Es weinen Generale außer Dienst, Stenotypistinnen und Kunstmaler. Ob auch Filmkritiker weinen, weiß ich nicht. Wenn nicht, müssen das die härtesten und ausgekochtesten Menschen von der Welt sein, aber so ein Beruf verlangt ganze Männer.

Ja im Kino, da ist es leicht, da weiß jeder, wann er zu weinen und wann er zu lachen hat. Im Theater ist die Sache erfahrungsgemäß schon wesentlich schwieriger. Theater will gelernt sein. Man stört wenigstens niemanden, wenn man an der falschen Stelle weint. Weinen stört den Nachbarn nicht, weinen geht still und unauffällig vor sich.

Ich saß mal im Theater neben einem Mädchen in der Aufführung von ‚Emilia Galotti'. Ich kannte das Mädchen nicht und habe es niemals kennengelernt, aber ich werde immer an sie denken, denn noch heute spüre ich ihren Griff am Oberarm. Sie hatte einen harten Zugriff, und den betätigte sie jedesmal, wenn die Sache auf der Bühne gefährlich wurde. Wochenlang habe ich ihr Mitleid mit Emilia an meinem Oberarm gefühlt. Ich wußte, daß die Sache schief ausgeht, aber meine Nachbarin wußte es nicht. Na, da können Sie sich vorstellen, wie ich mich vor der Katastrophe fürchtete, denn, wenn es schon sein muß, will man nur um seiner selbst willen hart angefaßt werden und nicht um Emilias willen.

Und neulich saß ich auch im Theater, da wurde ein Schauspiel gegeben, ein geistreiches Schauspiel. Vor mir saß einer, der kannte sich nicht recht in geistreichen Schauspielen aus. Er hielt vieles für urkomisch, was nur sarkastisch gemeint war, und dann lachte er von Herzen. Die Leute um ihn aber sahen ihn an und machten „Pst", weil er immer an der falschen Stelle herauspruschte, und es gibt doch gar keine Vorschrift, was man für komisch zu halten hat und wann man lachen darf.

Mein Gott, literarisches Theater will halt gelernt sein. Wie praktisch wäre es, wenn immer ein rotes Lämpchen vorne über der Bühne aufleuchtete, an Stellen, wo man herzlich zu lachen hat und vielleicht auch ein rosa Lämpchen, wenn man verstehend schmunzeln soll. Man könnte Ungeübteren wirklich etwas entgegenkommen.

Schwäbische Schänke

Von Eugen Roth

Steht da ein altes, trunken geneigtes,
Kummergebeugtes,
Lachengeschütteltes Haus.
Krächzt ein Schild dran. Ist eine Schänke.
Wohlan, ich denke,
Da kommt keiner ungebeten,
Stolpre gradaus.
Winde mich über die schneckengedrehten,
Ausgetretenen, ächzenden, knarrenden
Treppen voller Äste und Gruben.
Stoße die Tür auf zur lichtdurchwehten,
Fensterblitzenden Stuben,
Wink der im Winkel sitzenden,
Häkelnden, harrenden Kellnerin.
Setze mich breit an den sandgescheuerten
Sonneumklirrten Ahorntisch.
Schau her, schau hin,
Steht schon, blinkend frisch
Vor mir der Rote, der lichtbefeuerte
Wein aus dem Unterland...
Schenkt schon das Mädchen mit weißer Hand.
Blond ist sie und blau,
Gleicht genau einer heiß umworbenen
Weh verdorbenen, längst verstorbenen Frau.
Laß die Weiber! denk ich und trinke.
Alte Liebe! träum ich und winke:
Holde Beschwörung, sie sei mir erlaubt.
Und wie ich trinke, wie ich versinke,
Wölbt mir der Wein das einsame Haupt.

Im Atlantik

(Karl Arnold)

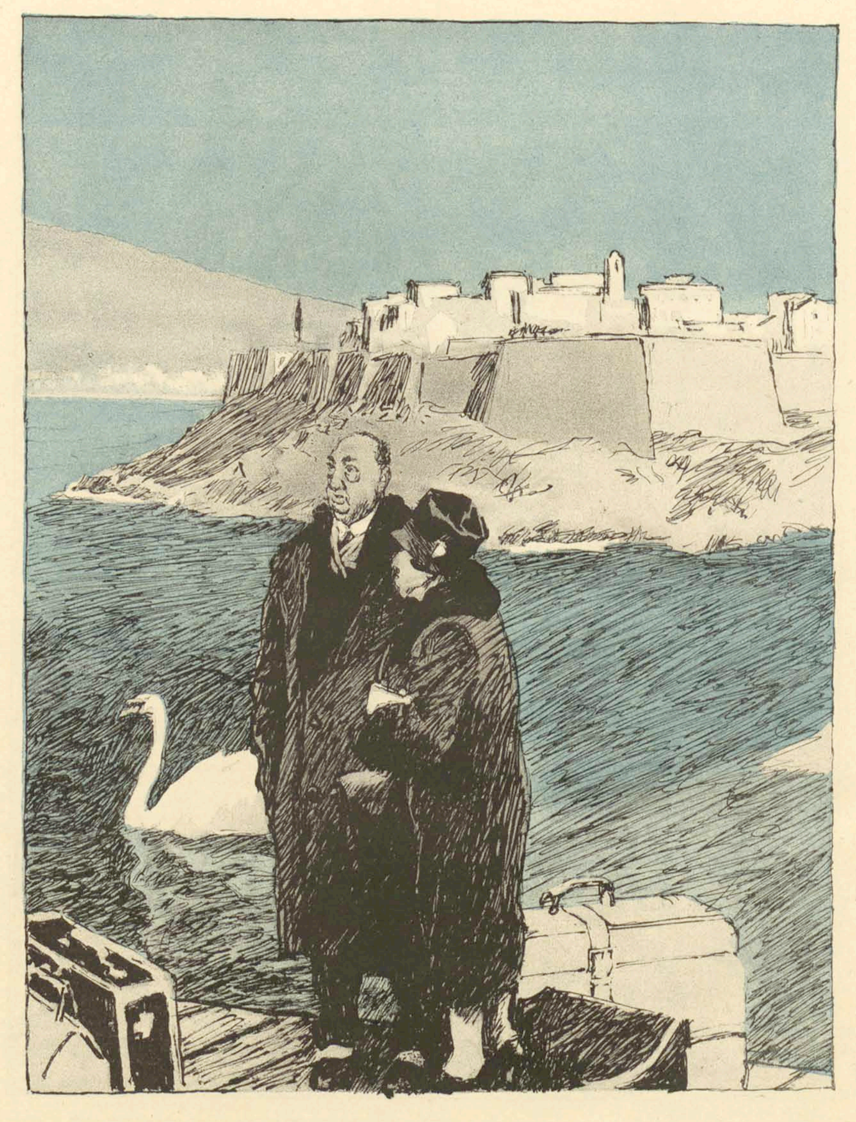


„Kinder, kommt schnell, das Englandhilfsgesetz ist für uns bereits in Kraft getreten!"

Nell' Atlantico: "Venite presto, ragazzi! La Legge-Soccorso-Inghilterra, è per noi già entrata in vigore!„

In Lissabon

(E. Thöny)



„Schau den schönen Schwan!" — „Bin ich Lohengrin? Ein Klepperflugboot wäre mir lieber!"

In Lisbona: "Guarda che bel cigno!„ — "Sono io Lohengrin? . . . Preferirei un idrovolante Clipper!„

Ewige Welt / Von Gottfried Kölwel

Die schwarze Nacht schleicht um das Haus,
ein Marder geht nicht leiser aus,
gleich einem grünen Augenkern
funkelt am Himmel wo ein Stern.

Unheimlich ist die Stunde da,
in der geschieht, was je geschah:
im dichten Wald, im weiten Feld
schreit, was dem Raub zum Opfer fällt.

O heimgesuchte Kreatur,
das Blut vertropft auf deiner Spur.
Ein Vogelbalg, ein Häslein tot,
liegt da im frühen Morgenrot.

Vorbei, was gestern hat gelebt!
Das Aug' erschrickt, das Herz erbebt.
Doch während noch die Lippe schweigt,
am Himmel schon die Sonne steigt.

Als achte sie des Todes nicht,
füllt sie die Welt mit neuem Licht.
Der hemmungslose Tag beginnt,
soviel der Mensch auch denkt und sinnt.

Es blinkt der Tau, es glänzt der Fluß,
was lebt, bewegt zum Gang den Fuß,
es kriecht der Wurm, der Flügel schwirrt,
die Lerche schwebt und jubiliert.

DIE VORNEHME KATZE

VON EFFI HORN

Ich habe eine Reihe überaus feiner Tiere gekannt, deren Vornehmheit den Umgang mit ihnen etwas erschwerte. Da war Caligula, ein Skyeterrier, dem jeder Bissen mit Löffel und Gabel gereicht werden mußte, da war der Knabe Parmesan, ein angeblicher Harzer Roller, der zwar nicht sang, dafür aber verlangte, daß seinem täglichen Bad ein feiner Zusatz von Eau de Cologne und Isländischem Moos beigegeben wurde und da ist der Kater Figaro, der nachts nur auf einem Kissen von rotem Samt schlafen kann und grundsätzlich nur Getränke, die genau 35 Grad Wärme haben, zu sich nimmt.

Figaro, von dem allein hier die Rede sein soll, wurde von Cläre Friedrichson in ihre sonst sehr glückliche Ehe mit Paul Riederer mitgebracht. Paul Riederer brachte dem Kater von vornherein jenes leichte Mißtrauen entgegen, das Männer häufig allen Gegenständen gegenüber zeigen, von denen die Schwiegermütter behaupten, sie seien süß und den Töchtern sozusagen unentbehrlich. Er behauptete, Figaro, der im Hausgebrauch „Mimimies" gerufen wurde und weder auf den einen noch auf den anderen Namen hörte, sollte, wenn schon klassisch, dann schon lieber Rigoletto heißen, denn man sähe das Untier ohnehin nie anders als mit einem unliebenswürdigen Buckel. Trotz dieser leisen Feindschaft seitens des Hausherrn führte Figaro durchaus das Leben eines vornehmen Katers, der im Hause wohlhabender Eltern ohne Beruf die Zeit verbringt. Die gesamte Wohnung stand zu seiner Verfügung, er verbrachte die Nächte auf seinem Kissen im Musikzimmer, die Vormittage an einem Fenster mit Morgensonne, den frühen Nachmittag in einer Schüssel aus Nymphenburger Porzellan auf einer Barockkommode, die Zeit nach dem Tee in der Vitrine und die Abendstunden auf seinem Samtpolster, das dann im Bücherschrank genau zwischen Goethes Werken und der Geschichte Tom Jones, des Findlings, zu stehen hatte. Wenn Besuch kam, warf sich Figaro vor ihm auf den Tisch und gab seinem Frauchen damit Gelegenheit, entrüstet zu sagen: „Aber, aber, Figaro — also das tut er doch sonst nie — geh sofort herunter." Worauf Figaro durch völlige Mißachtung solcher Wünsche laut und deutlich dartat, daß dieses Herumliegen auf dem Tisch durchaus zu seinen Gewohnheiten gehörte. Versuchte der liebenswürdige Gast die leichte Spannung, die sich dadurch zwischen den Worten der Hausfrau und den Taten ihres Lieblings ergab, zu überbrücken, indem er den blaugrauen Perserkater mit vorsichtigem Finger zwischen den Ohren kraulte, so konnte es geschehen, daß Figaro das je nach Laune mit wohligem Schnurren oder mit dem energischen Hieb einer über Zudringlichkeiten entrüsteten Jungfrau quittierte — denn Unberechenbarkeit gehörte zu den hervorstechendsten Merkmalen seiner Herrennatur.

Ein jäher Wechsel trat in seine Beziehungen zur Umwelt, als seine Begegnung mit einer Maus in Szene gesetzt wurde. Unbestimmbare Pläne dieser Art hatten längere Zeit in Paul Riederer gearbeitet, aber feste Gestalt nahmen sie erst an, als er während einiger Urlaubstage auf dem Land einen alten Bauern traf, der gerade seinen Hund wegen unerlaubten Jagens verprügelte.

„Geh, verschlagen Sie ihn nicht", sagte Paul Riederer, der den Alten kannte, aber der antwortete mit schöner Überzeugungskraft und Seelenruhe: „A Hund g'hört g'haut!", worauf er friedlich und versöhnt mit seinem ebenfalls längst wieder zufriedenen Hund den Heimweg antrat. Nun wagte zwar Paul Riederer diesen lapidaren Satz über Hundeerziehung nicht ohne weiteres auch auf Katzen anzuwenden, aber immerhin dachte er darüber nach, was eigentlich einer Katze zukam und er stellte dabei fest, daß sie ans Mausloch gehörte und sonst nirgends hin.

Bei seiner Heimkunft hatte er diese Erkenntnis fast schon wieder verdrängt, als Figaro selbst ihre Erneuerung geradezu herausforderte durch den unbeschreiblichen Hochmut, mit dem er den Mann seines Frauchens empfing. Er schaute durch ihn hindurch wie durch eine schlecht geputzte Fensterscheibe und gab zu verstehen, daß er sich beim besten Willen an den Herrn nicht mehr erinnern könne. Es könnte ja zugegebenermaßen sein, so tat er, daß man sich irgendwo mal flüchtig kennen gelernt hätte, aber wann, wo und wie — das sei seiner Erinnerung völlig entschwunden.

„No — Mimimies — komm her", lockte der Heimgekehrte freundlich, aber der Kater schaute starr und unbeweglich nach der anderen Seite und Cläre, Pauls Frau, lachte hell auf und rief: „Er ist halt eine Herrennatur — ja, sowas muß angeboren sein, Paul!"

Paul Riederer setzte darauf zu längeren Ausführungen an, in denen er nicht ohne eine Spur von Pedanterie dartat, daß auch Katzen einen Lebenszweck zu erfüllen hätten, der jenseits des bloßen Hübschseins und Geschmeichels läge und auf dem Gebiet des Mäusefangs zu suchen sei. Dabei holte er aus seinen Erinnerungen Bilder von Katzen auf Bauernhöfen, denen sofort ein Besen oder eine Pfanne nachflöge, sowie sie nur die ihnen zugewiesenen Jagdgründe in Stall und Keller mit Küche und Wohnhaus zu vertauschen suchten, und die allein unter dem einzig richtigen Gesetz von Leistung und Gegenleistung stünden, das zwar nicht Auge um Auge hieß, aber immerhin lautete: Maus um Milch und Milch um Maus.

Und während Cläre als wohlwollende Zuhörerin eifrig an einem roten Pullover strickte und Figaro als desinteressierter Tischgenosse Ohren und Gesicht einer gründlichen Reinigung unterzog, erzählte Paul Riederer auch von seiner Begegnung mit dem alten Bauern und seiner daraus folgenden Erkenntnis, daß eine Katze in den Keller und ans Mauseloch gehörte, statt ans gefüllte Näpfchen. „Probiers doch", sagte Cläre friedlich, „setz' ihn doch mal auf die Spur" und lachte behaglich, wie Leute in guten Wohnungen tun können im sicheren Bewußtsein, daß durch die Warmwasserheizung nur schwer eine Wasserratte Zutritt in ihr Heim finden könnte.

Paul Riederer aber war ein Mann der Tat und sagte, er wolle das degenerierte Stück Katze schon auf den Trab bringen. Und da er von Freunden wußte, daß sie Mäuse im Keller hatten, verschaffte er sich erstens eine Falle und zweitens die Erlaubnis, sie in deren Keller aufzustellen.

Nach längerem Warten fing sich eine winzige und völlig verängstigte Maus in dem Drahtgehäuse. Die Frau des Bekannten machte angesichts ihrer Armseligkeit den Vorschlag, sie im Wald laufen zu lassen, aber Paul lehnte energisch ab.

„Warum nicht gleich im Warenhaus", brummte er entrüstet und schob mit seiner Mausefalle unterm Arm nach Hause.

Figaro ahnte nichts von der Sensation, die seinem bisher so behaglichen Leben als muntere Einschaltung zugedacht war. Er lag auf einer Illustrierten und der neuesten Steuererklärung, die er beide als weiche Unterlage für sich in feinste Streifchen zerkratzt hatte, und ließ sich ein Restchen Nachmittagssonne auf sein graues Fell strahlen. Er war unsagbar vornehm. Die Augen fielen ihm des öfteren zu und sein Schnurren ging in leises Schnarchen über.

Auf Zehenspitzen nahten Herr, Frau und Maus. „Figaro", sagte Paul Riederer zärtlich und der Kater riß die Augen auf. Er fühlte sich vom Schreibtisch gehoben, auf den Boden gesetzt — und plötzlich regte sich vor ihm ein kleines graues Ding, das heftig quietschend in die Ecke rannte. Nie wurde geklärt, welch furchtbare Vorstellungen in diesem Augenblick den Kater überfluteten. Tatsache ist, daß er mit einem gellenden Schrei einen jähen Satz machte, sich weit hintenüberwarf, in schreckliche Zuckungen verfiel und sich, mit vier Beinen strampelnd, der Länge nach auf dem Boden wälzte.

„Mimimies", rief Cläre erschrocken, „Faß, Figaro, faß!" schrie in blindem Jagdeifer Paul Riederer, dem die Situation noch keineswegs klar war. Am ruhigsten verhielt sich die Maus, die am Vorhang hochgeklettert war und sich lautlos dort anklammerte. Figaro wand sich in wilden Krämpfen. Er war so unsagbar vornehm, daß die Vorstellung, mit einer Maus zu tun zu haben, die Grundlagen seines seelischen Gleichgewichtes in heftigstes Schwanken brachte. Es grauste ihm bis zum Erbrechen vor diesem niedrigen grauen Tier.

„Blödes Vieh", sagte Paul Riederer schließlich, der vergeblich versuchte, die Maus wiederzufinden. Cläre trug die erschütterte Katze zärtlich auf und ab. Sie hielt eine der blaugrauen Pfoten gefaßt und behauptete ernsthaft, der Puls gehe erschreckend schnell. Er rase sozusagen.

Es dauerte Stunden, bis Figaro einen Teil seiner ruhigen Vornehmheit wieder gefunden hatte. Er mußte in ein anderes Zimmer gebracht werden, in dem weder Anblick noch Geruch einer Maus ihn auch nur im leisesten an die Lieblingsspeise seiner Ahnen erinnerten. Auch in diesem von keiner Maus bedrohten Raum kroch er vorsichtig auf dem Bauch und suchte sofort eine geschützte Ecke zwischen zwei Bücherregalen auf. Er wollte sich nicht einem neuen Überfall aussetzen.

Erst nach zwei Tagen trieb der Hunger die Maus zum zweiten- und letztenmal in die mit angeröstetem Mehl appetitlich gedeckte Falle. Figaro nahm allmählich das Leben einer vornehmen Katze wieder auf, doch fand er nie mehr das volle Vertrauen zu seiner Umwelt wieder. Er benahm sich wie ein Sieger, der vor einer Niederlage bewahrt blieb, doch immerhin eine Wunde fürs Leben davongetragen hat. Sein Mißtrauen machte ihn noch um einen Schein vornehmer und zum Glück verstand er nicht, daß Paul Riederer oft und gern vom Sieg der tapferen Maus über den hysterischen Kater erzählte. Er verstand aber auch nicht, wie sehr Frau Cläre sich dann jedesmal für ihren armen verschüchterten Liebling einsetzte und glühend schwor, es käme ihr, so lange die Katze lebte, nie, aber auch nie mehr eine Maus ins Haus!

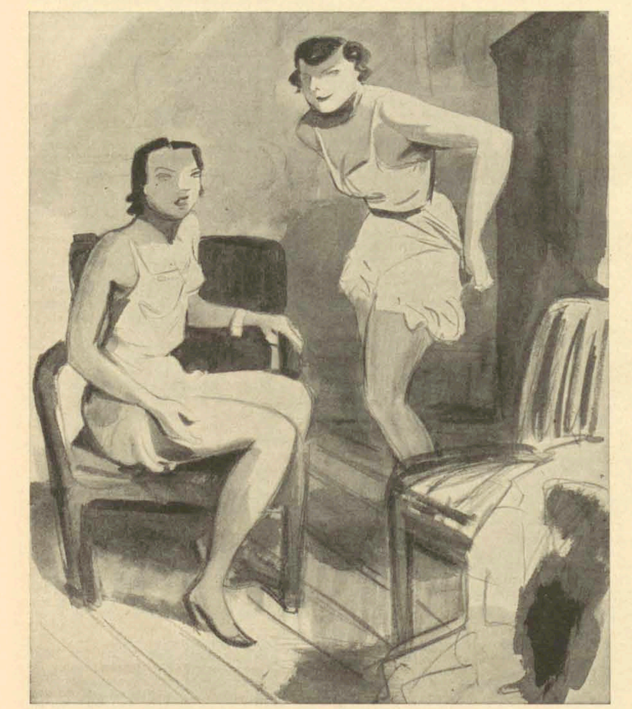
DAS ÄRGERNIS

VON HERBERT A. LÖHLEIN

Der alte Kranwitter und der Möserer hockten beim dritten Viertele Roten und immer noch schlichen sie wie die Katz um den heißen Brei. Bis sich endlich der Kranwitter räusperte: „Hiez möcht i doch wissen, obs wahr ischt, daß du a Gschihüttn verpacht hascht?"
„Sell wohl!" sagte der Möserer gelassen. „Wann du den alten lupfigen Streubodn manst, drobn am Brennkogel, woll, woll!"
„So, so... du haschst also a Gschihüttn..." wiederholte der Kranwitter ungläubig und qualmte aus seinem Kloben wie eine alte Ölfunzel. „Hascht dann du so Deppn gfundn — so Gschifahrer?!"
„San kane Deppen — san Weiberleut...", gab der Möserer gleichgültig zurück. Langsam verdaute der Kranwitter den Brocken. Nach einer Weile pfiff er leise durch die Zähne, nahm einen kräftigen Schluck, strich sich den Schnauzbart trocken und meinte dann: „So, so!"
Jetzt räusperte sich der Möserer: „Warum sagscht du ‚so, so'?!" — „No — dös bedeut gar nix, wann i ‚so, so' sag!" antwortete der Kranwitter vorsichtig, weil er noch einen ganzen Rucksack Fragen auf dem Buckl hatte.
„Dann isch guet!" meinte der Möserer trocken. Eine Weile war es wieder still in dem verräucherten Herrgottswinkel der alten Bauernschenke. Dann räusperte sich der Kranwitter noch einmal: „Was sinds denn für Weiberleut, die woscht jetz hascht auf deiner Gschihüttn?" „Han?" fragte der Möserer scheinheilig, um Zeit zu gewinnen.
„I man, sinds schiane oder schiache?"
„Schiach sinds net, was i so gsehn hab, wies in der Sunn glegn san..." „So, so!"
Wieder schaute der Möserer dem Kranwitter forschend auf die rotfunkelnde Nase. Aber der tat, als ob er nicht bis drei zählen könnte.
„Hiez muß i scho ganz dumm fragn: Hascht du was Genaueres gsehn, wies so in der Sunn glegn san?" „Wie meinscht du denn dös?" fragte der Möserer lauernd.
„No — warscht du da direkt in der Näh dabei?"
„Söll net", bekannte der Möserer. „I hab nur hinterm Bildstöckl vom abgstürzten Fussl Vincenz — Gott habn selig — außi glurt. Ma hats mitn Feldstecher ganz guet sehn könna..."
Der Kranwitter trank gierig das dritte Viertele aus und bestellte ein neues. Dann sagte er, gewissermaßen als Abschluß einer langen und eingehend gewälzten Gedankenreihe: „Aha!" Das machte wiederum den Möserer nachdenklich:
„Warum sagscht jetzt du ‚aha'?" „No — des bedeut nix, wann i ‚aha' sag. I sag nur ‚aha', weils dann stimmt, was da so dischbudiert werd!"
„Hascht du was Genaueres ghört, was da so dischbudiert werd?" wachte jetzt der Möserer auf.
„Sell wohl. Du sollscht wia der Tuifl hinter dene Weiberleut her sein, und es soll a Malefizärgernis sei da obn auf deiner Gschihüttn!"
„'s ischt verstunkn und verlogn!" entrüstete sich der Möserer. Er trank mit einem Zug das dritte Viertele aus und bestellte auch ein neues.
„Der Tuifl ischt in die Weiberleut drin! Da hockns in der Sunn mit nix wia a klane Hosn hams an, die Sakrawölter dö!"
„Meiner Söl — des ischt an Ärgernis und a grobs dazue. Dös dürft nit erlaubt sei!" sagte der Kranwitter leidenschaftlich und soff das vierte Viertele auf einen Zug aus und bestellte ein neues. Dann fragte er neugierig:
„Was ischt dann oberhalb?"
„Was meinscht damit?" wollte der Möserer wissen.
„No — i man — oberhalb der klanen Hosn — ischt da die Maschkera gar?"
„Da ischt nix wie a Schneuzhadern, a tipfelter...", bekannte der Möserer giftig.
„Dann ischt dös a doppeltes Ärgernis!" entschied der Kranwitter. „Hörscht mi — du mußt dös dene Weiberleut verbiatn!"
„Dös ischt nit so leicht zum tuan...", gab der Möserer kleinlaut zu. „Ma siechts ja selm ganz gern oder nit?!"
„Tuifl, Tuifl — dann druckscht d' Augn zu oder schaugst weg!"
„Dös könntscht du selm nit!" begehrte der Möserer auf. — „Die Weiberleut tuan nämlich den Schneuzhadern gar nimmer hin, seit i alle Täg auf d' Alm kumm!"
„Höllsakra — so an Ärgernis!!" entfuhr es dem Kranwitter. „Wann mi nit 's Ischias in mein Haxn so plagn tät, wahrhafti, i steigert auffi auf dei vertuifelte Gschihüttn! Do werd aner mitn Tuiflaustreibn nit fertig! Tuescht du nix dagegn — an Wachsstock anzündn, aufn Kreuzweg gehn?"
„Sell wohl...", sagte der Möserer zerknirscht. „I tunk alle Täg a gweichtes Palmkatzl in Weichbrunn einer und legs dann auf den Weg, wo zur Gschihüttn auffiführt. Dann gelob i, daß i mit kan Fuaß mehr drübersteig!"
„No — und hats gholfn, des Gelöbnis?"
„Jetzt geh i den andern Weg übern HöllriegIgrabn auffi — es ischt a verfluachter Umweg von vier Stund bis zum Kobel auffi. Und mei Alte hats scho gmirkt — an Saukrach gibts nach dem andern, alles wegen dene Weiberleut!"
„So, so...", sagte nach einer langen Pause der Kranwitter wieder einsilbig. „Alsdann hat dös sell scho sei Richtigkeit, was da noch so dischbudiert werd über di!"
„Was werd denn no alles dischbudiert über mi?" fragte der Möserer giftig zurück.
„No — des bedeut nix, wann die Leut dischbudiern, was nit wahr is. Da sagns beischbielmassi, daß du jetz scho mittn in der Nacht bei dem Stadel hintn rausschleichst und wiara Wülderer zum Kobel auffipirschst — weil di dei Alte am Tag nimmer furt laßt!"
„Verstunken und verlogen isch das!" verteidigte sich wieder der Möserer. „Dös sell ischt nur, weil ma nachts de Weiberleut nit so guet siecht als wia am Tag, und da ischt die Sünd klaner wie am Tag, hascht mi?"
„So, so..." Der Kranwitter sagte es voller Verständnis. Und wurde nun plötzlich ganz zutraulich.
„Laß dir verzölln — i hab selm scho amal so an Ärgernis ghabt — drobn an der Riffelschartn, sechs Wochn lang — o jeh!"
„So, so...", sagte jetzt der Möserer verdruckt.
„Alsdann hättst nit solln dischbudiern über an Ärgernis, wenn du selm an Stecken voll hascht!"
„No — i hab wenigstens de Weiberleut auf meiner Hüttn kan solchn Depp gmacht wia du!"
„Was willscht damit sagn?!" wollte der Möserer erstaunt wissen.
„No — i hab mirs kamotter gmacht. I hab die Madeln mit runter g'nommen, weil i doch an Gschisportler vermiet. Und i habs a nimmer derschnaufen könna, zweimal am Tag auf d' Alm auffi. No — san gern mitganga, de Weiberleut, a Milch hams aa wolln und an Butter dazua!"
„Ja — hiez muaß i scho ganz dumm fragn: Was ischt jetz dann da für an Unterschied, und warum werd dann net über di dischbudierd?!" fragte der Möserer wütend.
„Dös sell werd i dir sagn: Drobn auf der Gschihüttn ischts an Ärgernis, weils die andern aa sehn wolln. Heruntn aber ischts a Fremdenpension, und die hat a jeder! Hascht mi jetz, du saudummer Tuifl, du saudummer?!" — —

Wandlungen

(O. Herrmann)

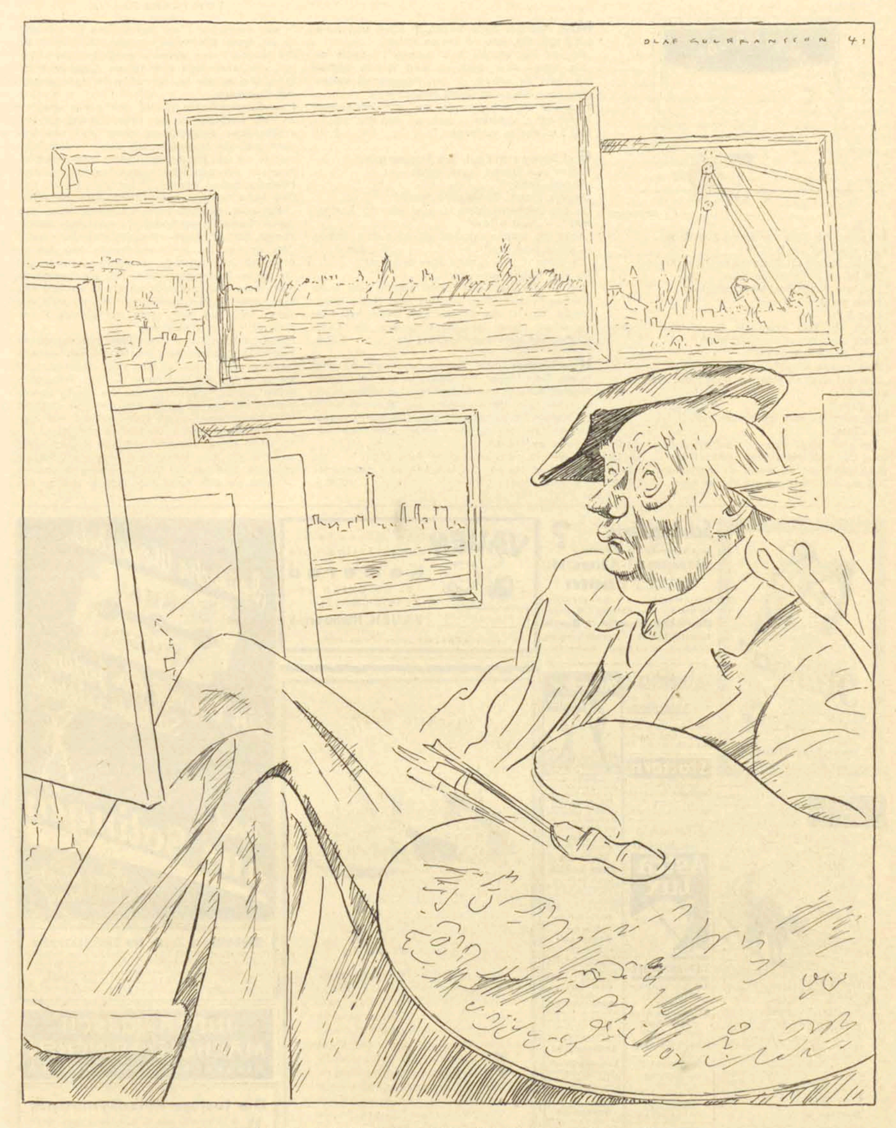


„Den weißen Stoff hat mir meine Patin eigentlich für mein künftiges Brautkleid geschenkt, aber jetzt habe ich mir ein paar Blusen draus machen lassen!" — „Hast recht, Elly, er wäre ja sonst doch nur alt und brüchig geworden!"

Trasformazioni: "In realtà la stoffa bianca l'ebbi in regalo dalla madrina pel mio futuro abito di sposa; ma invece io ne feci fare alcune bluse!„ — "Hai ragione, Elly, chè altrimenti essa invecchia e si screpola!„

Spezialist für englische Hafenbilder

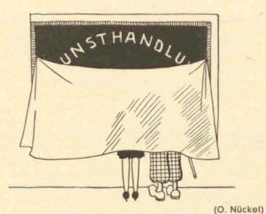
(O. Gulbransson)



„Ich glaube, ich muß mich auf Stilleben umstellen!"

Specialista in quadri di porti inglesi: "Credo ch' io debba pur passare alla pittura di natura morta!„

LIEBER SIMPLICISSIMUS



(O. Nückel)

Ich stand mit Kitty vor einem Kunstladen.
Kitty wies auf ein Bild.
„Schau, Johannes! Die zwei herzigen Kinder!"
„Das ist ein Pettenkofen, Kitty."
„Und wie billig! Drei Mark achtzig!"
„Es ist ein Druck, Kitty!"
„Kein Bild?"
„Doch ein Bild, aber ein Druck! Das Original kostet über zwanzigtausend Mark."
„Was? Zwanzigtausend?"
„Wenigstens, Kitty!"
„Und auf dem Original ist genau das gleiche zu sehen?"
„Ja, Kitty."
Kitty verstand die Welt nicht mehr.
Sie sagte:
„Das muß aber dann ein selten dummes Luder sein, der sich das Original gekauft hat — der ist doch geschnappst, wenn er überall das gleiche Bild um drei Mark achtzig kaufen kann —" J. H. R.

Mein Nachbar hatte Birnen in Hülle und Fülle. Ich fragte ihn, was sie kosten sollten.
„No, an Höchstpreis halt verlang i", sagte er.
„Sie haben aber doch so viel! Warum müssen Sie denn da unbedingt den Höchstpreis verlangen, noch dazu von Ihrem Nachbarn?"
Er zuckte die Achseln: „Ja, mei, mit dem Gesetz is halt net z' spassen — mehr als den Höchstpreis trau i mi net zu verlangen." P. H.

Graf Bobby stand auf dem Stephansplatz. Kommt sein Freund Franzl daher.
„Servus, Bobby!"
„Servus, Franzl! Wohin eilst denn?"
„In der Stephanskirchen ist eine Trauung. Kommst mit?" — „Hast a Taxi?"
„Aber die Stephanskirchen ist doch dort drüben — keine zehn Schritt — —" „Wo denn?"
„Da drüben!" Franzl zeigt über den Platz.
Da sagt Bobby verwundert:
„Das ist die Stephanskirchen? Vierzig Jahr wohn i schon in dem Wien und bis heut hab i immer glaubt, das ist die Karlskirchen! Dabei hab i mi eh schon immer gewundert, wieso die Karlskirchen auf dem Stephansplatz steht!" J. H. R.

Hans-Joachim, mein Freund, gedachte zu ehelichen. Oma Treger, der weibliche Mentor unserer Jugend, äußerte ihre Bedenken. „Sie müßten wählerischer sein, Hans-Joachim." — „Wählerischer?"
„Ja. Lassen Sie es mich mit einem Vergleich sagen: Sie müßten sich so nach einem Mercedes-Kompressor umschauen."
„Mhm. Und wem entspräche dann Olga?"
„Die Olga? Ha no, des isch halt so a gebrauchts D.K.W.le." C. R. F.

DER FRECHDACHS

VON FRANZ FARGA

In der eleganten Diele des großen Hotels ging es um diese Nachmittagsstunde sehr lebhaft zu. Die jungen Paare waren unermüdlich beim Tanzen, die Jazzkapelle kam keinen Augenblick zur Ruhe, und an der Bar herrschte ein beängstigendes Gedränge.

Frau Generaldirektor fühlte sich etwas unsicher an dem Tischchen an der Ecke, das ihr der Geschäftsführer aufgestöbert hatte. Aber es war doch weniger langweilig, als oben im Hotelzimmer zu warten, bis ihr Mann seine endlosen Konferenzen mit den Herren des Verwaltungsrates beendigt haben würde.

Das hatte auch der Geschäftsführer begriffen. „Sehr wohl, gnädige Frau! Ich werde dann den Herrn Gemahl verständigen, wenn er zurückkommt. Soll ich Ihnen einen Eintänzer schicken?" „Wo denken Sie hin!" wehrte sie ab. „Für so etwas bin ich noch nicht alt genug ... das ist gut für meine Schwiegermutter! Ich will überhaupt nicht tanzen, ich will mich nur etwas weniger einsam fühlen!" „Den tanzlustigen Herren wird das sicher sehr leid tun", sagte der galante Hoteldirektor, sich zurückziehend.

Frau Erna konnte von ihrem Platz aus das ganze Tanzparkett überblicken. Eine Weile sah sie aufmerksam und belustigt hin, aber dann gestand sie sich, daß dieses Treiben nur die Tanzenden selbst glücklich machen könnte. Für die Zuschauer war es nur ein Schieben und Drängen verzückt lächelnder Paare. — Ich hätte auf meinem Zimmer bleiben sollen! — dachte sie entmutigt.

Ein schon älterer und sehr beleibter Herr kam und forderte sie zum Tanzen auf, was sie dankend ablehnte. Dem hat der Arzt Bewegung verordnet! — sagte sie sich. Aber dann mag er sich an die

Eintänzerinnen halten! Ernest würde sich hier ebenfalls langweilen, er haßt ja das Tanzen!
Sie hatte an ihren Mann gedacht und war etwas ungehalten über ihn, weil er sie in dieser großen Stadt sich selbst überließ und nur an seine Geschäfte dachte. In diesem Augenblick fielen ihr drei junge Herren auf, die unweit von ihr saßen und lächelnd nach ihr blickten.
Dummköpfe! — dachte sie empört. — Machen die sich vielleicht über mich lustig? —
Aber einer der Herren war jetzt aufgestanden und kam keck auf sie zu.
Na, warte nur, du Grünschnabel! Dir werde ich heimleuchten! — nahm sie sich vor. Der junge Mann hatte sich verbeugt und sagte leise: „Ich bitte um eine Ohrfeige, meine Gnädige!"
„Wie?!" Sie glaubte, falsch gehört zu haben.
„Ich bitte um eine Ohrfeige!" wiederholte er.
„Sie sind wohl verrückt? Lassen Sie mich in Ruhe oder ich wende mich an den Direktor!"
„Ich beschwöre Sie, das nicht zu tun, Gnädigste... geben Sie mir lieber eine Ohrfeige!"
„Möchten Sie mir erklären, was dieser törichte Scherz bedeuten soll?" „Sehr gerne... ich habe mit meinen Freunden gewettet, daß ich Sie ansprechen und von Ihnen eine Ohrfeige bekommen werde!" „So eine Frechheit!" zürnte sie.
„Es ist keine Frechheit!" bettelte er, wobei seine Augen flehend blickten. „Ich sitze ganz auf dem Trockenen... und die Wette geht um fünfzig Mark!" — „Kein Wort mehr... schämen Sie sich!" herrschte sie ihn an, worauf sie sich erhob und dem Ausgang zustrebte.
Aber schon, als sie im Fahrstuhl stand, hatte sich ihr Zorn verflüchtigt, und oben in ihrem Zimmer dachte sie: — Der arme Junge... nun verliert er fünfzig Mark! Vielleicht hat er das Geld dringend notwendig! —
Sie dachte eine Weile nach, dann setzte sie sich an den Schreibtisch: ‚Ich möchte nicht, daß Sie durch mich zu Schaden kommen! Aber nehmen Sie fortan das Leben etwas ernster!' schrieb sie, steckte in den Briefumschlag eine 50-Mark-Note und klingelte dem Kellner.
„In der Bar sitzen drei junge Herren an dem vierten Seitentisch rechts... der eine ist auffallend blond, groß und trägt einen grünen Schlips mit roten Punkten... Sie können sich gar nicht irren! Geben Sie ihm diesen Brief, ohne jede weitere Erklärung!" Der Kellner verzog keine Miene. „Wird besorgt, Frau Generaldirektor!"
Aber es waren kaum fünf Minuten verstrichen, als er sich wieder einstellte. Er überbrachte ebenfalls einen Brief und dazu einen großen Strauß herrlicher Rosen.
„Eine Empfehlung von dem blonden Herrn!" sagte er todernst, worauf er sich zurückzog.
Sie starrte eine Weile die Rosen an. Unerhörte Verschwendung! dachte sie als sparsame Hausfrau, fühlte sich aber doch sehr geschmeichelt. Dann riß sie den Brief auf und las: „Gnädigste! Ich hatte mit meinen Freunden um hundert Mark gewettet, daß ich Sie anspreche, worauf Sie mir fünf Minuten später fünfzig Mark schenken würden. Da Sie mir dazu verholfen haben, die Wette zu gewinnen, will ich nicht undankbar sein!"
In dem Brief lag der 50-Mark-Schein.
Ein Frechdachs! — dachte sie wütend. Aber dann mußte sie lachen. — Ein Glück für Ernest, daß ich eine anständige Frau bin! Denn jetzt hätte ich alle Ursache, mich für diesen entzückenden Bengel zu interessieren!

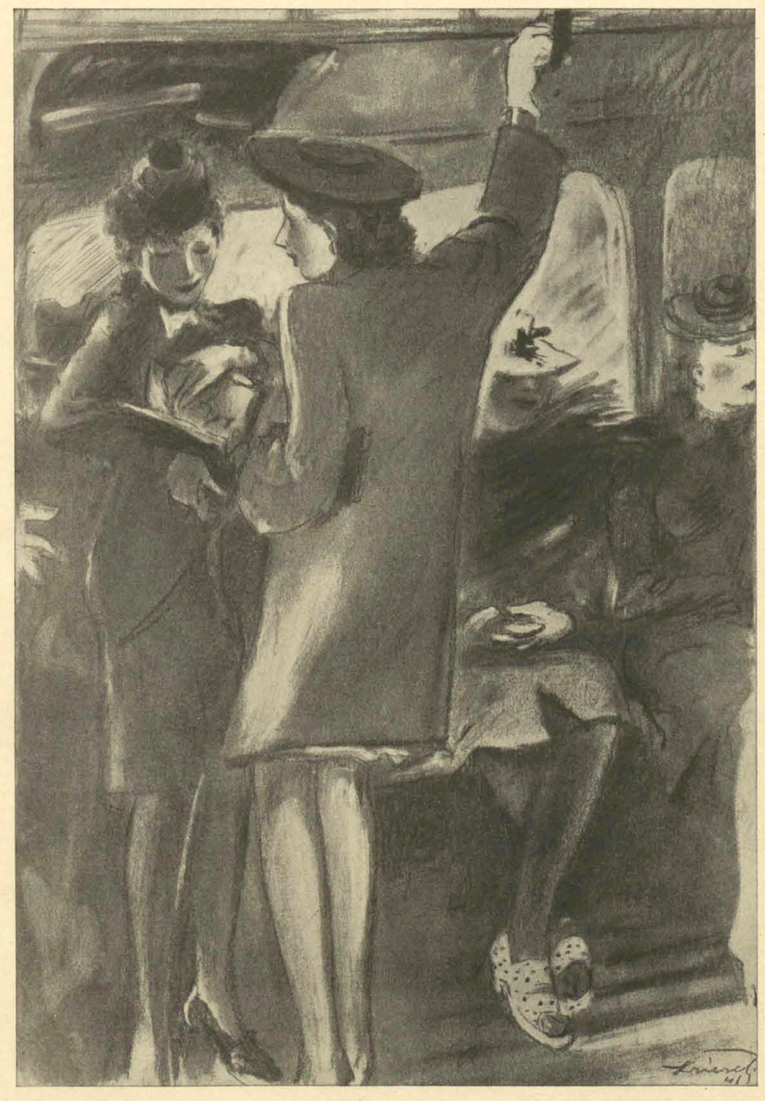
Fußballkampf mit dem eigenen Vogel

(Fr. Bilek)



Briefgeheimnis

(R. Kriesch)



„Mein Gott, warum schleppst du denn deine ganze Korrespondenz mit dir herum?" — „Ich möchte nicht, daß es Krach gibt wie neulich, als Franz versehentlich seine Brieftasche zu Hause liegen ließ!"

Segreto di lettera: "Dio mio, perchè mai trascini teco in giro tutta la tua corrispondenza?„ — "Non vorrei che scoppiasse un altro chiasso come di recente, quando Franz lasciava inavvedutamente giù a casa il suo portafogli!„

HERZLICHEN GRUSS!

VON WILHELM GROSS

Die schwedischen Matrosen, Kalle Svensson und Ole Pettersson waren die dicksten Freunde, bis eines Tages die Pauke ein Loch kriegte. In Antwerpen auf dem Gemüsemarkt war es, daß Kalle von der Polizei verhaftet wurde. Weil er in reichlich angeheiterter Stimmung seinem Übermut Ausdruck verliehen, indem er den Marktfrauen die Körbe umgestoßen hatte. Ole, sein Landsmann, hatte ihm verächtlich und schadenfroh nachgerufen: „Ungeschickter Bauerntölpel!"

Er, Kalle Svensson, ein Bauerntölpel, eine Landratte! Das war für Kalle, den alten Seefahrer, der von der Schulbank weg dem Elternhause durchgebrannt war, der ärgste Schimpf, der ihm je angetan wurde. Er schwor, bittere Rache zu nehmen, und gelobte, Ole ein paar kräftige Maulschellen zu versetzen.

Doch als Kalle am nächsten Morgen, nach Zahlung einer größeren Geldbuße, aus der Polizeihaft entlassen wurde, erfuhr er zu seinem Kummer, daß der Freund inzwischen nach China abgedampft war, während er selber noch am selben Tage eine Reise hoch in den Norden nach Trondheim antreten mußte. Ole und er würden also einander für längere Zeit nicht zu Gesicht bekommen — ein Umstand, der die Bitterkeit der Rache, die Kalle geschworen, nur vermehrte. Auf dem Grunde seiner mißhandelten Seele wuchsen sich die Ole zugedachten Maulschellen zu einer handfesten Tracht Prügel aus, nach der von Ole — Kalles Reden nach — am Ende nichts weiter übrigbleiben würde als die Knopflöcher.

Jahre vergingen. Kalle war in Seemannskreisen eine Berühmtheit geworden. Jeder der Kameraden kannte die Geschichte von Kalle Svensson und Ole Pettersson. Da, nach sechs Jahren kühnen Hoffens, sollte Kalle endlich die Erfüllung seines Herzenswunsches zuteil werden. In New York war es. Kalle hatte nach halbjähriger abenteuerlicher Fahrt mit einem Seehundsfänger gerade abgemustert und war mit drei Kameraden an Land gegangen. Die Vier waren bestrebt, Langentbehrtes schleunigst nachzuholen, und hatten bereits der dritten Bar ihren Besuch abgestattet, als sie jetzt ein neues Lokal betraten und Kalle dort einen Mann erblickte, der auf einem Hocker vor dem Schenktisch saß und an einem Drink lutschte. Kalle trat an ihn heran und schlug ihm freundschaftlich auf die Schulter: „Hallo, Ole!" Der andere drehte sich um und rief erfreut: „Hallo, Kalle! Komm, setz dich zu mir, trinken wir eins!"

Doch Kalle dankte und sagte: „Warte hier einen Augenblick, ich komme gleich zurück."

Damit verließ er das Lokal und bestieg mit seinen Kameraden ein Taxi. „Zur nächsten Polizeiwache!" rief er dem Chauffeur zu.

Auf der Polizeiwache angelangt, fragte er den wachthabenden Beamten: „Was kostet es hierzulande, wenn man einem anderen Manne eine ordentliche Tracht Prügel verabfolgt?"

„Ist der Herr Ausländer?" Und als Kalle hierzu bejahend nickte, meinte der Polizist: „Dann kostet es 50 Dollar Strafe. Doch wer soll die Prügel kriegen?" „Es ist ein Landsmann von mir, ein Schwede."

„Ach so, auch ein Ausländer. Dann kostet es bloß 25 Dollar. Doch wenn Sie ein Gentleman sind, sorgen Sie, bitte, gleich dafür, daß der Mann nachher ins Krankenhaus geschafft wird."

„Krankenhaus! Der Mann braucht kein Krankenhaus, ich werde die Leichenbestattung beauftragen", erwiderte Kalle düster. „Doch hier sind die 25 Dollar, ich zahle sie gleich im voraus."

Die Vier begaben sich in die Bar zurück. Ole hatte getreulich auf sie gewartet und bestellte nun für jeden ein Glas Bier.

Diesmal nahm Kalle an. „Ich bin viel zu gut erzogen, als daß ich es einem alten Kameraden ablehnen würde, ein Glas Bier mit ihm zu trinken, auch wenn ich ihm hinterher eine ordentliche Tracht Prügel verabfolgen will", sagte er und fügte ermahnend hinzu: „Doch bezahle die Lage lieber gleich, denn es wäre peinlich, wenn du deinen Erben nur Zechschulden hinterlassen würdest."

„Well!" antwortete Ole gelassen. „Das kann ich nachher immer noch regeln. Vor drei Jahren habe ich mich übrigens hier verheiratet und betreibe hier in der Gegend ein Möbelgeschäft. Ich wohne gleich um die Ecke, und wir könnten unsere kleine Auseinandersetzung am besten auf dem Hinterhof meines Hauses austragen. Es würde meinem Söhnchen Spaß machen, zuzugucken."

„Nee, das arme Kind soll nicht den Rest seines Lebens von unheimlichen Erinnerungen geplagt werden", widersprach Kalle. „Am besten bereinigen wir die Angelegenheit gleich hier draußen."

„Auch gut", sagte Ole und legte die Zigarre aus der Hand. „Hallo, Kellner, bringen Sie uns allen noch mal ein Bier! Und für Mr. Svensson legen Sie dann, bitte, einen feuchten Schwamm und ein frisches Handtuch zurecht."

Er hängte die Jacke über einen Stuhl und krempelte die Hemdärmel auf. Kalle tat desgleichen. Alsdann traten die Männer auf die Straße hinaus. Kalle eröffnete den Kampf mit einem kräftigen Schwinger, doch Ole wich geschickt aus, und es wurde lediglich ein Loch in die Luft geschlagen.

„Warum schlagen wir uns eigentlich?" fragte Ole und langte dabei nach dem Kinn seines Gegners. Kalle parierte den Schlag, doch kam sein Daumen dabei erheblich aus der Lage.

„Von wegen Bauerntölpel und so und wegen deines frechen Grinsens", fauchte Kalle. „Doch ich werde es deiner Witwe schon schonend beibringen . ."

Weiter kam er nicht; denn im selben Augenblick spuckte er zwei Backenzähne aus. Doch unentwegt kämpfte er weiter. Da — ein erneuter Schlag von Oles Faust! Diesmal flog ein Stück von Kalles Ohrläppchen zu Boden.

„Pah", trösteten Kalles Freunde sich, „ist ja alles nur Berechnung von ihm. Er will Ole erst sich müde kämpfen lassen, dann wird er ihn knockout schlagen."

Doch Ole schien gar nicht müde zu werden. Im Gegenteil, mit zunehmender Heftigkeit bearbeitete er seinen Gegner, und plötzlich ging Kalle in die Knie und sackte zu Boden. Der Boxkampf war beendet.

Ole nahm den Besiegten, der bewußtlos geworden war, und bettete ihn großmütig in den Rinnstein. Dann rückte er die Krawatte zurecht und rief den anderen zu: „Kommt, Jungens, ein bißchen frische Luft wird ihm gut tun."

Sie betraten erneut die Bar, und nachdem sie noch ein paar Bier miteinander getrunken hatten, verabschiedete sich Ole und sagte: „Grüßt mir den Kalle, wenn er wieder zu sich kommt, recht herzlich. Auf Wiedersehen!" Und weg war er.

Als Kalle nach einer halben Stunde das Bewußtsein wiedererlangte, fragte er als erstes: „Wo ist mein Freund Ole?" „Weg, er läßt dich herzlich grüßen."

„Zur Polizeiwache!" rief Kalle daraufhin stöhnend und bestieg erneut ein Taxi.

Kalle war noch immer recht unsicher auf den Beinen, als er das Dienstzimmer des Polizisten betrat.

„Ich will meine 25 Dollar wiederhaben", lallte er. „Mir geht es nicht gut."

„Das sehe ich", erwiderte der Beamte. „Ich werde sofort das Krankenhaus anrufen und ein Bett für Sie bestellen."

(Einzig berechtigte Übertragung aus dem Dänischen von Werner Rietig)

(A. Kubin)



Vision im Böhmerwald

Nach und nach

(K. Heiligenstaedt)



„Hast du eigentlich Marianne schon die Adresse deiner Schneiderin gegeben?"
„Nein, erst habe ich ihr mal die Telefonnummer meiner Masseuse gesagt!"

A poco a poco: "Hai già dato davvero l' indirizzo della tua sarta alla Marianna?,,
"No, dapprima le dissi il numero di telefono della mia massaggiatrice!,,

DIE LAUBE / VON ROLF FLUGEL

Sie ist aus Geißblatt oder Jasmin und beginnt ihre Funktion nach einer weit verbreiteten Meinung im Frühling. Sie gehört gefühlsmäßig zu Jean Paul und Lenau, ist nicht heizbar und regendurchlässig, so daß sie nur bei gutem Wetter beziehbar ist. In einer Laube wird geflüstert. Es waren unsere Großeltern.

Heute ist sie im wesentlichen abgeschafft. Auch bei mir war es schon die vordere Plattform der Linie 2. Viele sind inzwischen ohne Laube zum Mann gereift. Wir hatten eine, doch war sie an einer hohen Mauer gelegen, vermoost und wenn man die Bretter aufhob, die als Fußbodenbelag Verwendung fanden, konnte man mit Asseln und Tausendfüßlern spielen. Dies war in der frühen Knabenzeit und vor der umstürzlerischen Entdeckung der weiblichen Psyche. Später duftete der Jasmin, das Auge der Geliebten war der obligate unergründliche Bergsee, ihr gelöstes Haar schloß sich wie ein Zaubermantel um die beiden Köpfe.

Vor zwei Jahren war ich in Thüringen. Da hatten sie auch eine. Wir benutzten sie zum Bowletrinken. Die Nachbarn lagen in den Fensterrahmen, aber sie deckte mit dem Laub der christlichen Nächstenliebe den Schlußabsatz unseres Treibens. Solchermaßen galt es mit wilden Zügen und Schlücken den Liebreiz des blonden Töchterleins zu überwinden. Weil doch die Eigene schwarz ist.

Ein Laubengarten ist etwas anderes als die Gartenlaube. Diese sind schachbrettartig am Rand der Großstädte anzutreffen und zu Kolonien vereint, jene wurde frei ins Haus geliefert und man las darin. Der Roman erschien in Fortsetzungen. Er war ein literarisches Monstrum und die Törinnen hießen Elschen usw. Der Bote, der die Zeitschrift brachte, war noch sehr jung und eigentlich eine Bötin. Einmal habe ich sie auf der Treppe abgefangen. Da ward zur Laube, was vorher nur als Stiegenhaus Benutzung fand. Aber dann rauschte im Zwischenstock die Wasserspülung.

Als Schlagertexte, von Synkopen geschüttelt, grünen die Lauben im Tanzsaal bis heute. Als botanischer Gegenpol zu den Blumen von Hawai haben sie es schwer, aber sie halten sich, von roten Lippen geträllert, bis zur letzten Trambahn. Weiterhin steht ihnen das Klima im Weg.

Im Lexikon steht unter Laube, Laube Heinrich, Schriftsteller, 1849 bis 1867 Direktor des Wiener Burgtheaters, Förderer Grillparzers usw. Auch die Laubsägearbeiten hier erwähnen, hieße das Thema weiter verwirren. Bleiben wir endend beim ursprünglichen Gegenstand, der sich kühl, aber keineswegs kühlend um den Brand der Herzen legt, die heftig schlagen wie die unferne Nachtigall! Als Gebrauchsgegenstand der täglichen Liebe hat sie, wie gesagt, einige Runden verloren. Doch liegt das vielleicht auch daran, daß bei uns auf zehn Straßenbahnplattformen noch nicht eine Laube trifft.

Der Mäzen

(Jos Geis)



„Das Stilleben nehme ich — das gefällt mir!"

Verlag und Druck: **Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80** (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach. Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Okt. 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München

IMMER NUR LÄCHELN!

VON HANS RIEBAU

Es gibt vielerlei Künste in der Welt. Zum Beispiel die Malerei, die Musik, die Literatur, die Kunst, zweistimmig durch die Nase zu pfeifen oder gar den gemeinen Menschenfloh durch silberne Reifen einen doppelten Salto schlagen zu lassen.

Die gewaltigste Kunst unter den Künsten des Lebens jedoch ist die Lebenskunst. So jedenfalls stand es im Vorwort des Buches von Johannes Niemond zu lesen, der sich vermessen hat, anhand seines Werkes jeden Unglücklichen zu einem Glücklichen, jeden Schwachen zu einem Starken und jeden Weinenden zu einem Lachenden zu machen. Ich las das Buch mit begieriger Seele und trieb mir die Grundregel Numero I wie ein gußeisernes Fundament unter die schwanken Mauern meines Lebenshauses. Die Grundregel Numero 1 aber lautete: „Lächeln Sie! Was auch geschehen mag: Lächeln Sie!"

*

Ich begann zu lächeln. Ich lächelte, als mir der Hausmeister einen jener wuchtigen, auf die Zahlung der fälligen Miete bezüglichen Sätze nachrief, wie sie nur von Hausmeistern formuliert werden können. Ich lächelte, als die Straßenbahn vor mir hielt. Ich lächelte, als der Schaffner „Besetzt!" rief. Ich lächelte, als es anfing zu regnen; ich bin ein Mann von eiserner Konsequenz, und ich lächelte weiter, als der Regen rote Streifen aus der Krawatte und in den grauen Frühjahrsanzug wusch. Auch als der Absatz meines rechten Schuhs über den Fußweg rollte, lächelte ich. Lächelnd humpelte ich weiter. Lächelnd sah ich, wie die Leute lächelten, und ich lächelte selbst dann noch, als ein Witzbold mir nachrief: „Kiek mal! Der hat'n Absatz unterm rechten Schuh!"

*

Voll heiteren Mutes betrat ich die Wohnung Onkel Leopolds, der noch nie einen seiner Neffen im Stich gelassen hat. Lächelnd erfuhr ich, daß der gute Onkel verreist sei. Lächelnd bückte ich mich und griff nach einem Portemonnaie, das ein gütiges Geschick auf den grauen Weg, unmittelbar vor meine Füße, gelegt hatte. Lächelnd bemerkte ich, wie zwei Lausejungen das Portemonnaie an einem grauen Zwirnsfaden fortzogen. Am Kiosk blätterte ich in den Zeitschriften. Lächelnd stellte ich fest, daß wieder einmal keine meiner munteren Geschichten erschienen war.

Ich lächelte, als ich den Schalterraum der Städtischen Sparkasse betrat. Lächelnd präsentierte ich einen Scheck. Lächelnd vernahm ich, daß er ohne Deckung sei. Ein Lied auf den Lippen, lustwandelte ich zurück durch den Regen, vorbei an dem Hausmeister, fünf knarrende Treppen hinauf und hinein in die dunkle Wohnung.

*

Lächelnd betrat ich die Küche. Der Anzug war rot gekleckst und naß wie ein Schwamm. Ein Absatz fehlte. Der Hut war vom Frühlingswind in den Bach geweht. Die goldene Taschenuhr stand.

Aber ich lächelte. Ich biß die Zähne zusammen und lächelte. Ich lächelte mit Mund, Nase und Ohren, und auch mit der Seele lächelte ich. Denn so und nicht anders war es vorgeschrieben.

Spitzmaus, meine Frau, warf sich, als sie mich sah, an meine Brust und schluchzte: „So ein Tag, Hans! Weißt du, was alles passiert ist?"

Ich wußte es nicht. Ich schüttelte den Kopf und lächelte, lächelte, lächelte.

„Denk dir", fuhr Spitzmaus fort, „Konrad hat geschrieben, daß wir sein Landhaus am Pölzsee beziehen können, der Humer-Verlag will deinen Roman ‚Immer nur lächeln' sofort bringen, und in der Lotterie haben wir sage und schreibe wieviel gewonnen? Dreitausend Mark!" Ich stand wie vom Blitz getroffen. Dann stieß ich den häßlichsten Fluch meines Lebens aus, knirschte mit den Zähnen und fing an, herzzerbrechend zu weinen.

Hinterm Garten

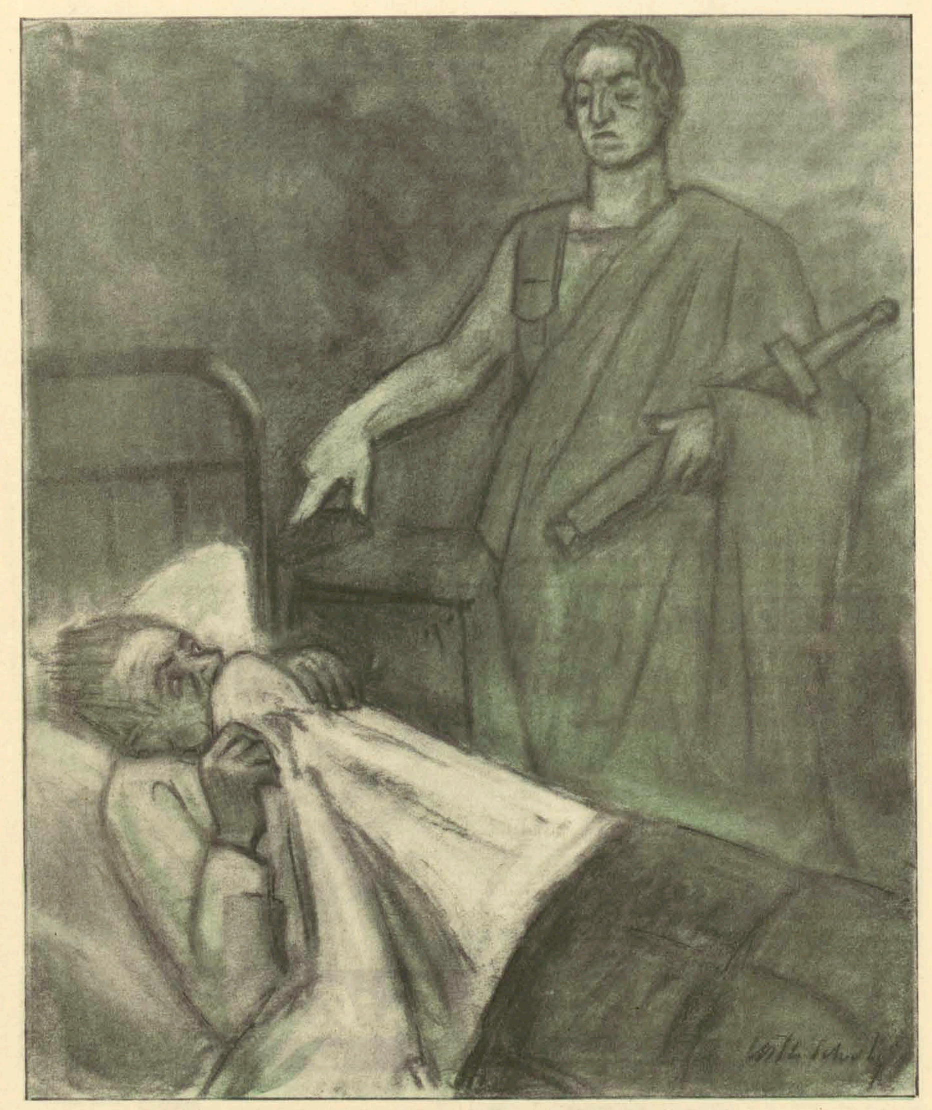
Von Richard von Schaukal

Hinterm Garten an der alten Mauer,
über die grünwiegend Fliederbüsche schauen,
geh ich langsam in der silberblauen
Luft des Frühlings, seiner süßen Trauer.

Himmel spiegelt still in Regenlachen,
die den Pfad am Rebenhang verengen.
Weithin einsam lausch ich träumerischen Klängen,
die im Laub den Weg entlang erwachen.

Lord Alexander der Kleine träumt

(Wilhelm Schulz)



„Wir haben den selben Namen, Mylord, und vielleicht werden auch Sie einmal von Ihrem eigenen Heer zur Heimkehr gezwungen!“

Lord Alessandro il Piccolo . . . sogna: "Mylord, noi portiamo lo stesso nome e forse anche Voi sarete un dì costretto appunto dal vostro esercito a rincasare!,,

München, 16. April 1941
46. Jahrgang / Nummer 16

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Die Gratulanten

(E. Thöny)



„Lieber Serbe, wir beglückwünschen dich, für uns sterben zu wollen!"

I congratulanti: "Caro Serbo, ce ne congratuliamo con te ... di voler morire per noi!„

DER GUTFRISIERTE KOPF

VON WALTER FOITZICK

Häßlich ist sie ganz bestimmt nicht, viele würden sie sogar hübsch nennen, aber sie hat keinen ausgesprochen interessanten Kopf. Das eine kann man von ihr sagen, sie ist immer tadellos frisiert. Ich sehe häufig ihren Kopf zwischen den Rücken von ein paar Frauen und Mädchen. Sie hat etwas Rot aufgelegt, oder man hat ihr etwas Rot aufgelegt. Obwohl sie kein geistiger Typ ist, ist sie doch ausschließlich Kopf und erfüllt damit alle an sie gestellten Ansprüche. Unten ist sie überhaupt nicht vorhanden, sie hört nämlich schon am Hals auf.

Sie steht in einem Torweg inmitten von Straßenpassanten. Eine Stimme tönt aus dem Torweg hinaus, das ist aber nicht ihre Stimme, sondern die ihrer Friseuse. Sie hat nämlich gar keine Stimme, sie hat überhaupt nichts Lebendiges. Ihr Kopf besteht aus Holz oder einer anderen Masse, und, wo andere Frauen weitergehen, da ist bei ihr eine Kiste, auf der ihr Kopf steht.

Sie erfüllt allein den Zweck, frisiert zu werden; na, und wenn man das ordentlich tut, füllt man schon seinen Platz im Universum aus. Ihr Universum ist, wie gesagt, der Torweg eines Hauses, an dem ich täglich vorüberkomme.

Ich weiß eigentlich nicht, ob sie die Hauptperson ist, oder die Friseuse. Diese Friseuse zeigt nämlich an dem Damenkopf, wie man sich am besten frisieren kann mit Hilfe von Klammern. Ja, um diese Klammern geht's, die sollen verkauft werden, damit sich alle Frauen so schöne Wellen und Locken machen, wie sie auf dem Kopf deutlich zu sehen sind. Für Wellen und Locken herrscht immer großes Interesse, und ich habe den Platz vor diesem Verkaufs- und Übungsstand nur selten leer von Frauen gesehen. Die Wellen der großen Politik mögen noch so hoch gehen, was ist die Weltgeschichte gegen Locken und Wellen.

Die Frau geht ganz burschikos mit der hübschen, gutfrisierten Dame um, und da ist es sehr vorteilhaft, daß die Dame leicht drehbar ist. Ich habe noch niemals eine so wendige Dame gesehen. Sie lächelt ruhig weiter, wenn man ihr den Kopf zurechtsetzt und ihn um 180 Grad dreht. Die Friseuse tut der Dame Eisenteile ins Haar, und überall, wohin sie so eine Klammer steckt, entsteht sofort eine prächtige Welle, immer wieder eine neue, und die Dame ist schon ganz vom Spiel der Wellen umwobt. Staunen sehen's Frauen und Mädchen und möchten auch so umwogt sein. Für ein paar Pfennige können sie es haben, und dann werden sie gerade so lächeln wie die Dame mit der leichten Rotauflage. Aber so beweglich werden sie doch nicht sein, denn dazu bedarf es eines Kugellagers oder einer ähnlichen Einrichtung, und die ist im Preise nicht mit inbegriffen.

Wir alle sahen zu und waren voller Anerkennung. Am interessiertesten aber war ein älterer Herr, dem schienen es Wellen und Locken besonders angetan zu haben. Zwar kaufte er keine Klammer, doch als er ging, lüftete er dankend seinen Hut, unter dem eine prächtige Glatze sichtbar wurde.

Donaufahrt / Von Georg Britting

Im Wirtshausgarten saßen wir,
Tranken das bittere Bauernbier.
Rot war der Schinken und schwarz war das Brot:
Jetzt klirrt die Kette am Boot.

Die Felsen wandern den Strom entlang,
Ausschreitend im gewaltigen Gang.
Fern verhallt ein Gesang.

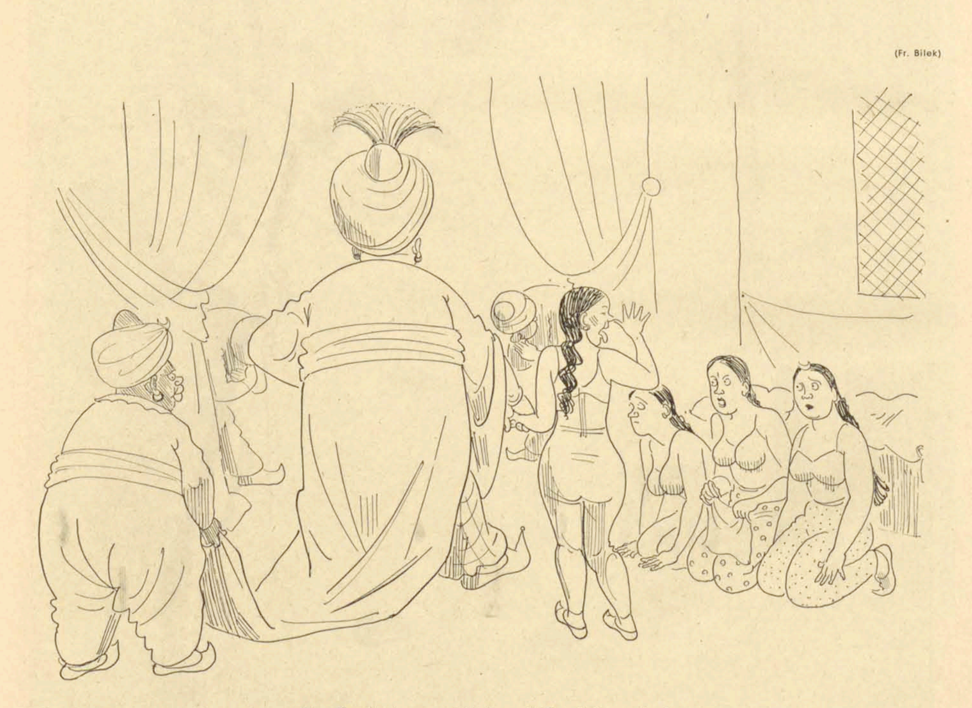
Das Wasser ist grün, grün wie das Licht,
Das aus den Wäldern niederbricht.

Es knurrt die Bank, und es riecht nach Teer.
Die Ruder seufzen, sie haben es schwer:
So oft sie sich heben, so oft sind sie leer,
Das Fließende halten sie nimmermehr.

Die Wellen sprechen ihr eiliges Wort,
Sie raunen und flüstern und rauschen dann fort.
Dem lauschen die Weiden, schief und verknorrt:
Sie müssen bleiben an ihrem Ort.

An der Felswand dort
Klettert ein Mann, um die Hüfte den Strick.
Sucht er nach einem verborgenen Hort?
Er wagt den Sonntag, wagt das Genick
Für nichts als einen Raubvogelblick.

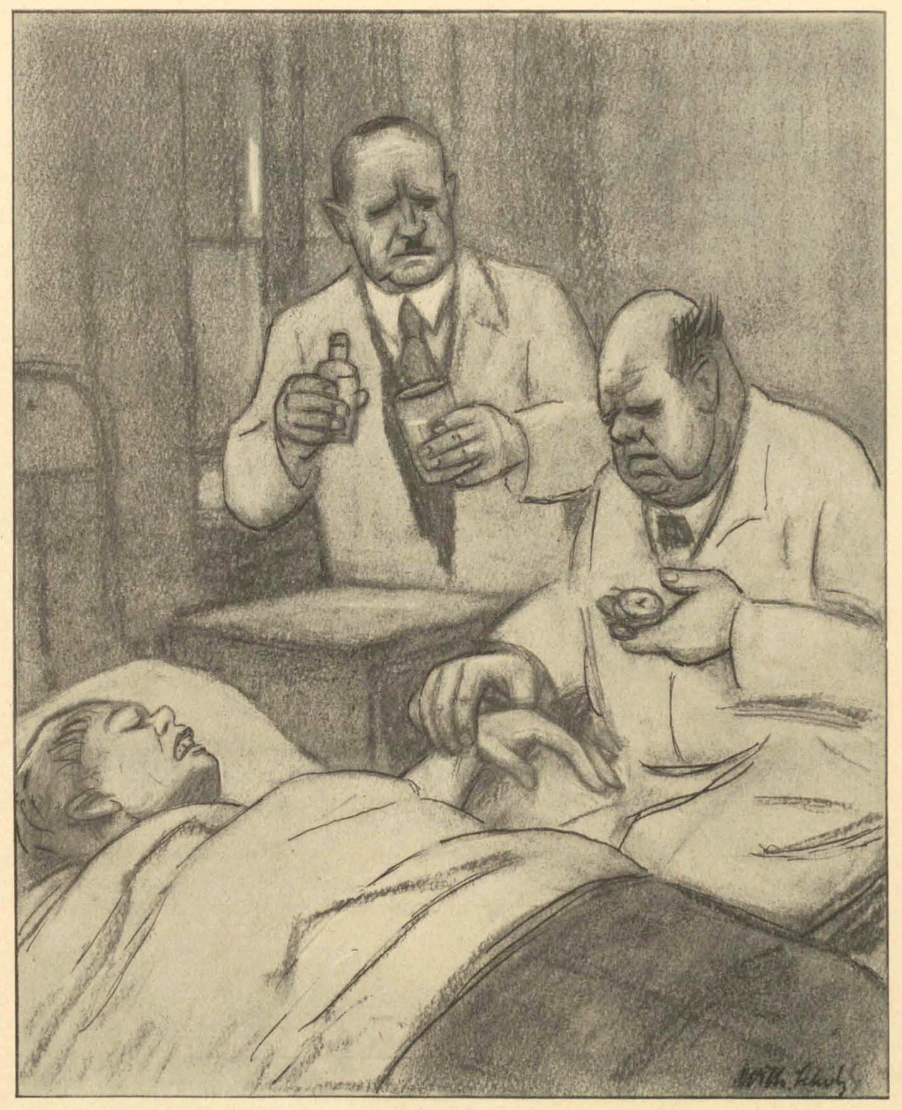
(Fr. Bilek)



Der Pascha hat gewählt! — Il Pascià ha scelto!

Die kranke Britannia

(Wilhelm Schulz)



„Von der bitteren Verlustmedizin geben wir nur alle acht Tage drei Tropfen, auf einmal ist ihr die Dosis zu stark!"

Britannia malata: "Dell' amara medicina 'Perdite, diamole soltanto tre gocce ogni otto giorni, chè l' intera dose sarebbe troppo forte in una sola volta!,,

Heinrich VIII. verläßt den Tower

(Karl Arnold)



„Laßt uns umziehen, geliebte Gemahlinnen, da unten wird es nun doch zu heiß!"

Enrico VIII. abbandona il Tower: "Cambiamo dimora, amate consorti; laggiù fa ormai troppo caldo!„

DIE UNVERSÖHNLICHE WALBURGA

VON KORBINIAN LECHNER

Viele Jahre lang war es in dem der Marktgemeinde Diemating gehörigen Haus „In der Brühe" Nummer $107^{1}/_{5}$, wo die Familien Weinzierl, Schmidramsl und noch einige andere Parteien wohnten, durchaus friedfertig zugegangen, denn Frau Walburga Schmidramsl, die als „Tagblatt" und „Tagundnachtratschen" in der ganzen Stadt bekannt und gefürchtet war, ließ kluger- oder auch anständigerweise ihre Hausnachbarn in Ruhe. Ihre Neugierde war bodenlos: mit Hilfe einer raffiniert geführten und meistens mit verstellter Schrift geschriebenen Korrespondenz hielt sich Frau Schmidramsl dauernd auf dem laufenden, wer etwa unter Chiffre XYZ im „Anzeiger" ein Haus zu kaufen oder zu tauschen, eine Hypothek oder gar einen Ehepartner suchte. Als aber Kaspar Weinzierl, von Beruf ein „Magistratler", das heißt ein in Diensten der Marktgemeinde stehender Taglöhner, plötzlich Wittiber geworden war, zeigte sich Frau Schmidramsl von ihrer besten Seite: völlig uneigennützig bekümmerte sie sich um sein Hauswesen, im Winter fand er bereits eine warme Stube vor, wenn er ganz durchfroren vom Straßenkehren nach Hause kam, und manchmal waren gleich gar seine fürchterlichen Schnupftabakstücher sauber gewaschen und gebügelt. Anderthalb oder zwei Jahre später erlag dann der Polizeidiener Schmidramsl einer schweren Fleischvergiftung — und von Rechts wegen hätte Kaspar Weinzierl allmählich merken müssen, daß die freundnachbarliche Frau Schmidramsl nun als Witwe noch ein gut Ding hilfsbereiter geworden war. Aber er mußte wohl blind sein. Oder vielleicht lag es auch nur daran, daß er selbst bereits ein Mehr an Hilfsbereitschaft suchte, allerdings außerhalb des Hauses — durch ein Heiratsgesuch im „Anzeiger".

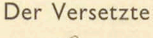
In der Zuschrift, die er bald bekam, war freilich kein Name genannt, aber es hieß darin, daß die Briefschreiberin am nächsten Sonntag mit dem Elfuhrzug kommen und als letzte durch die Sperre gehen würde, wo sich der Herr Briefempfänger durch ein dreimaliges, kräftiges Schneuzen zu erkennen geben sollte. Harmlosen Gemütes, wie Kaspar nun einmal war, vermutete er selbst dann noch nichts Schlimmes, nachdem er am Tag des Stelldicheins vergeblich auf die Briefschreiberin hatte warten müssen — irgend etwas Wichtiges konnte sie ja im letzten Augenblick am Kommen verhindert haben, nicht wahr? Dagegen erschien es ihm ein wenig seltsam, daß Frau Schmidramsl, die er zufällig auf dem Bahnhof erblickt hatte, heute seinen freundlichen Gruß nicht nur nicht erwiderte, sondern sich auch sonst merkwürdig benahm — aber schließlich hat ja jedes Weibsbild zur rechten Zeit solche spassigen Suchten. Als er dann am andern Tag bei seinem Heimkommen von der Arbeit die Stube eiskalt vorfand, schob er diesen Umstand auch wieder auf die spassigen Suchten, und außerdem war es ja noch möglich, daß Frau Schmidramsl das Einheizen ganz einfach vergessen hatte. Im nächsten Augenblick stieg freilich ein furchtbarer Verdacht in ihm auf, denn er hörte Frau Schmidramsl durch seine Stubentüre, die er offen hatte stehen lassen, draußen auf dem Gang mit hohntriefender Stimme das bekannte Sprichwort zitieren: „Wenn unser lieber Herr einen Deppen haben will, dann läßt er einen Fünfzigjährigen Wittiber werden!"

Sie leugnete auch keineswegs, den bewußten Brief geschrieben zu haben, sondern trumpfte vielmehr noch auf, daß sie sehr wohl das Recht hätte, hier im Haus auf Anstand und Sitte zu achten, ehe es zu spät wäre und ein alter, lüsterner Bock mit einem womöglich noch kaum der Schule entwachsenen, liederlichen Frauenzimmer den guten Ruf des ganzen Hauses sündhafterweise verdorben hätte. Und selbstverständlich nahm sie sich auch beim Sühneversuch vor dem Bürgermeister, wozu es Weinzierl hatte kommen lassen, kein Blatt vor den Mund.

Aber seltsamerweise ging jetzt auch der friedfertige Kaspar hoch. Er bedauerte sehr, „das ganz ausgeschämte Weibsbild", nämlich die Frau Schmidramsl, seinerzeit nicht gleich so „umeinandergelassen" zu haben, daß sie hätte am Leben verzagen müssen. Und da er glaubte, im Gesicht des damals noch amtierenden Herrn Bürgermeisters Quirin Loibl ein beifälliges Schmunzeln wahrgenommen zu haben, setzte er noch hinzu, daß er das Versäumte sehr wohl nachholen könnte — wenn es pressiere, gleich auf der Stelle. Aber er wurde ganz energisch zur Ruhe verwiesen und in eine Ordnungsstrafe genommen, Frau Schmidramsl schließlich wegen der Beleidigungen zur Zahlung eines nicht unerheblichen Betrages in die Armenkasse verurteilt.

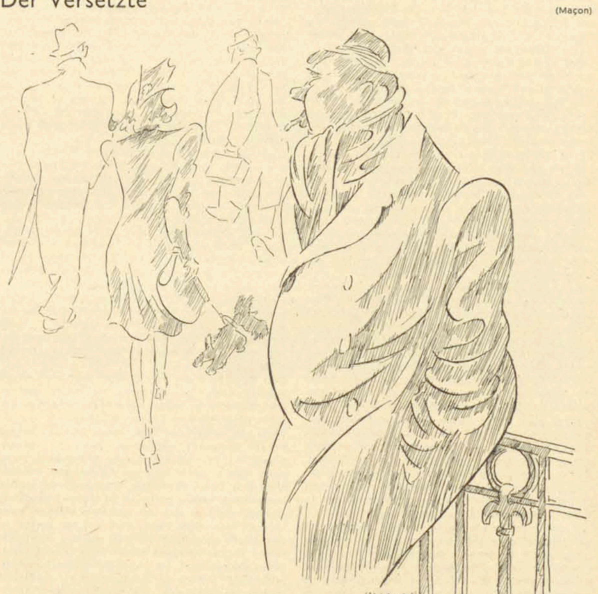
Wenn jedoch Herr Loibl, als Bräu und Wirt und Hopfenhändler gewiß kein schlechter Menschenkenner, geglaubt haben mochte, durch eine einmalige Verhängung so scharfer Maßnahmen den beiden hartnäckigen Widersachern das gemeinsame Wiedererscheinen in seinem Amtszimmer ein für allemal zu verleiden, dann hatte er sich eben getäuscht. Und es half ihm nichts, daß er bald dazu überging, sich einfach verleugnen zu lassen, später dann den beiden Auge in Auge erklärte, er hätte Besseres zu tun, als ihren ewigen Dreck anzuhören, und sie glatt hinauswarf — denn einmal kam ja doch die Stunde wieder, daß er seines Amtes als Friedensstifter walten mußte. So ergab sich schließlich der seltsame Zustand, daß die Armenkasse voll wurde, wie noch nie zuvor, der Herr Bürgermeister aber bedenklich abmagerte, so daß er zur Wiedererlangung seines normalen Lebendgewichtes ein Bad aufsuchen mußte.

Als er wieder zurückkam, fand er sich vor eine neue Lage gestellt. Nicht ein einziges Mal mehr ging jetzt eine Anzeige von Frau Schmidramsl ein, bei einer zufälligen Begegnung sagte sie ihm vielmehr, daß sie ihren Gegner schon längst nur noch mit Verachtung strafe. Aus der Darstellung Weinzierls, der übrigens mit seinen Beschwerden dem Bürgermeister fast das Amtszimmer einlief, ergab sich dann auch, daß die Verachtung, womit er von Frau Schmidramsl gestraft wurde, tatsächlich wortlos geschah, aber sie kochte es ihm dennoch so „von Saumehl", wie er sagte, daß es kaum noch zum Aushalten war. Zum Beispiel fand er, wenn er abends heimkam, seine zum Trocknen aufgehängten Schnupftabakstücher in einer Drecklache liegen, ein andermal wurde das bekannte Häuschen auf dem Hof, während er ahnungslos drinnen saß, von außen zugeschlossen, ein drittes Mal war die Haustür von innen verriegelt, so daß Weinzierl, gelegentlich einmal spät vom Bier heimkommend, mit seinem Schlüssel in der Hand davorstehen mußte wie der Ochs vorm Berg. Aber nicht ein einziges Mal noch hatte er Frau Schmidramsl auf frischer Tat ertappen können, so daß es schließlich gar nicht mehr so sehr verwunderlich war, wenn Kaspar Weinzierl dem Bürgermeister vorjammerte: „Die ist ja gar kein Mensch mehr — die ist direkt schon ein übernatürliches Weibsbild!" Als er dann gar einmal in der Dunkelheit über drei hintereinander auf dem Gang stehende Putzkübel gefallen war, verlangte Weinzierl, nun schon gänzlich erledigt und weinend wie ein kleiner Bub, vom Bürgermeister: „Entweder sie oder ich, einer muß aus dem Haus, sonst siehst du mich noch einmal, so gewiß wie



Der Versetzte

(Maçon)

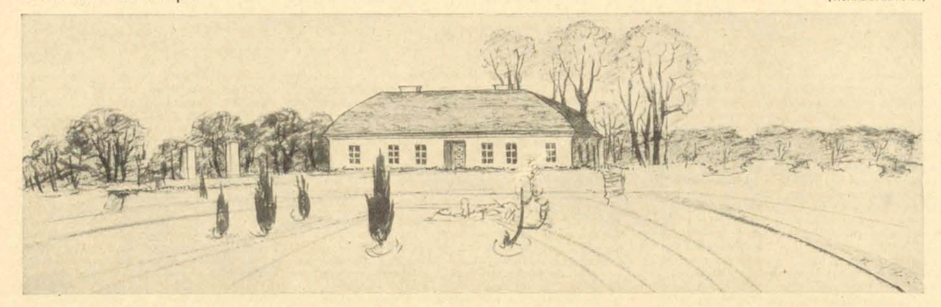


„Hergott, hätt' ich doch fünf Minuten früher gemerkt, daß ich schon eine halbe Stunde auf Renate warte, dann hätte ich die nette Kleine da schon von vorne genauer angesehen!"

Lasciato in asso: "Per Dio, se mi fossi accorto cinque minuti prima ch' io attendevo Renata già da mezz'ora, avrei guardato più esattamente, anche per davanti, quella bella piccina!,,

Geburtshaus von Chopin

(Vierthaler im Felde)



ich jetzt hier stehe, an einem Strick hängen!" — „Ja", sagte der Bürgermeister, „du redest dich leicht: schaff eine andere Wohnung — als ob ich die grad so aus dem Ärmel herausschütteln könnte. Herrgottsakrament, ihr werdet euch doch auch wieder zusammenraufen können, wenn ihr euch schon auseinandergerauft habt!" Und er unternahm nicht das geringste.

Als aber eines schönen Tages Frau Schmidramsl wieder im Amtszimmer stand und sagte — oder es wenigstens behauptete —, daß Weinzierl mit dem Holzbeil auf sie losgegangen wäre, weil angeblich sein Leitungswasser nicht mehr liefe, da pressierte es dem Bürgermeister gar sehr mit dem Wohnungssuchen. Er hatte auch bald etwas Passendes durch den Ausbau des Dachgeschosses im Freibank- und Waagegebäude geschaffen. Aber nun wieder stellte sich heraus, daß weder Kaspar Weinzierl noch Frau Walburga Schmidramsl zu bewegen waren, in die neue Wohnung zu ziehen. Und so sehr Herr Loibl auch tobte und schrie, so gewiß war er jetzt auch am Ende seiner Weisheit angelangt und der allgemeinen Lächerlichkeit preisgegeben. Doch fiel ihm zum größten Glück noch ein, daß er immerhin noch eine sehr riegelsame und grundgescheite Bräuin hätte.

Etwas Handgreifliches konnte in diesem verzwickten Fall auch Frau Loibl nicht raten. Doch schiene ihr, so meinte sie, als ob die beiden, und zumal Frau Schmidramsl, weniger vor dem Umzug in eine andere Wohnung sich sträubten, als vielmehr darnach trachteten, auch in Zukunft unter ein und demselben Dach zu wohnen — womit aber keineswegs auf das bekannte Sprichwort angespielt werden sollte: Was sich lieb hat, das neckt sich.

Herr Loibl ging sogleich aufs Ganze, nachdem die vom neuen Polizeidiener herbeigeholte Frau Schmidramsl im Amtszimmer stand. Aber er machte es sehr geschickt und gab ihr, halb „amtlich" und halb doch wieder nur so nebenbei, folgendes zu bedenken: „Es ist gar nicht so ausgeschlossen, Frau Schmidramsl, daß gewisse Leute, böse wie solche nun einmal sind, die Frage aufwerfen könnten, wieso und warum eigentlich die Frau Schmidramsl und der Weinzierl Kaspar" — Herr Loibl machte eine kleine Pause — „absolut nicht auseinander wollen. Und diese Frage, bloß ein einziges Mal gestellt, wird dann gewiß von anderen bösen Leuten nur so beantwortet werden: Jawohl, ich hör dich schon gehen — die Schmidramslin und der Weinzierl haben's natürlich miteinander! Es muß ja nicht gleich so kommen, man sagt ja bloß — nicht wahr, Frau Schmidramsl?"

Die wollte schier ein wenig weinen, daß jemand so grundschlecht sein könnte, ihre Witwenehre auch nur in Gedanken anzuzweifeln, schließlich schob sie, und nicht einmal ganz zu Unrecht, Kaspar Weinzierl die Schuld an einem womöglich auftauchenden Gerede zu: „Was kann denn ich dafür, daß er ein solcher Depp ist und sich in der Zeitung ausschreiben läßt?"

Da konnte der Bürgermeister wirklich nicht länger mehr an sich halten, er mußte einfach loslachen, dann brachte er Frau Schmidramsls unterbrochene Rede auf seine spaßhafte Art zu Ende: „Wenn der Kaspar bei sich daheim doch nur von einer Tür 'raus und in die anderen hineinzugehen braucht, nicht wahr?"

Jetzt aber merkte Frau Schmidramsl, daß sie in eine Falle getappt war, doch war sie nicht weiter böse deshalb. Sie sagte nur noch, daß sie entweder sich zu Tode schämen oder noch eher in den Brunnen springen würde, wenn in dieser Angelegenheit sie das erste Wort sprechen müßte zu Kaspar Weinzierl — denn das wäre doch weit besser ein Geschäft für den Herrn Bürgermeister, nicht wahr ...?

Kaspar Weinzierl war nicht wenig erstaunt, als ihm plötzlich der Bürgermeister, der ihm in der letzten Zeit doch deutlich genug aus dem Weg gegangen war, so überaus freundschaftlich die Hand auf die Schulter legte und dann sagte: „Weißt was, Kaspar, du bist mir alleweil lieb und wert gewesen, und das ist gewiß keine Lug! Und das auch nicht, daß mir dein — no, halt dein wehleidiges Schulbubenbenehmen in der letzten Zeit gar nicht gefallen hat! Wenn das noch länger so fortgehen soll, dann müßte man dir ja pfeilgrad sagen: Mein lieber Mensch, so geh nur grad heim und laß dich doch von der Schmidramslin" — Herr Loibl machte wieder eine wohlbedachte Pause — „heiraten!"

Zunächst schnupfte und schneuzte Kaspar Weinzierl gewiß fünf- oder sechsmal hintereinander, dann beutelte er den Kopf und meinte schließlich: „Heiraten — ich und die Schmidramslin heiraten ...? Aber da hast mich jetzt auf eine Idee gebracht, Herr Bürgermeister, und nicht einmal auf eine dumme, wenn man es genau beschaut. Denn was ist's denn schon gar mit einem einschichtigen alten Mann? Ein Marterer ist er und ein Fretter hinten und vorn, und die Schmidramslin hat wirklich ein ganz schönes Sach' beieinander, darfst mir's gewiß glauben ... Aber das, mein ich, ist halt auch gewiß, daß sie mir sozusagen mit ihrem hinteren Gesicht in mein vorderes springen wird, wenn ich jetzt auf einmal mit dem Heiraten daherkomme — meinst nicht auch?"

Herr Loibl fand das keineswegs, probieren ginge alleweil noch über studieren, meinte er, und im übrigen hätte er selbst bereits der Frau Schmidramsl einen kleinen Deuter gegeben.

Vielleicht wäre das von dem kleinen Deuter besser ungesagt geblieben, denn an diesem Abend traute sich Kaspar vor Mitternacht nicht nach Hause, doch fand er diesmal die Haustür nicht von innen verriegelt. Weil aber vorgebaut immer noch besser gewesen ist als nachgeschaut, deshalb stahl er sich am nächsten Morgen ganz heimlich aus dem Haus, kam wieder mitten in der Nacht erst heim — und machte dicht vor seiner Stubentür einen bösen Sturz über irgendeinen Gegenstand. Im Licht der Stube besehen, erwies sich jedoch der Gegenstand als ein Stapel sauber gewaschener und sorgfältig gebügelter Schnupftabakstücher.

Einer solchen eindeutigen Anbahnung zum Wiedergutsein durfte natürlich der Kaspar nicht leichtfertig aus dem Wege gehen. Er ließ deshalb am andern Morgen den Wohnungsschlüssel stecken, zum erstenmal wieder seit langer Zeit. An diesem Tag ging er auch gleich nach Feierabend nach Hause, fand die Stube geheizt und sogar das Kaffeewasser kochend vor — und am nächsten Morgen kam dann, von beiden gewollt, die erste Begegnung auf dem Hausgang zustande. Nach einem verlegenen Schnupfen und Schneuzen seinerseits und einem geschämigen Räuspern ihrerseits wünschten sie sich fast gleichzeitig einen recht schönen guten Morgen, worauf die Wally hausfraulich anfragte, was denn der Kaspar heute abend gerne essen möchte — ein Schweinernes mit Kraut vielleicht?

Vor so viel Gutheit gleich auf einem Haufen beieinander fand er keine Worte mehr, aber den ganzen Tag mußte er daran denken. Um es ganz genau zu sagen: nur bis zu jenem Augenblick, als plötzlich die Zügenglocke zu läuten begann und Kaspar ein Gespräch von zwei an ihm vorübergehende Frauen auffing: „Wer hätte jetzt geglaubt, daß es mit der Schmidramslin einmal so gach dahingehen würde? Hat man doch alleweil gemeint, es müßte ein Himmelszeichen geben, wenn die einmal stirbt, oder man müßte sie einmal direkt mit einem Prügel erschlagen — eine so gesunde Person ist sie gewesen!"

Die beiden Frauen erschraken furchtbar, als plötzlich ein Mann mit erhobener Schaufel vor ihnen stand und keuchte: „Sagt es noch einmal: wen hat der Schlag getroffen?"

Zum Glück erkannte ihn die eine der zwei Frauen rechtzeitig und wollte nun, da sie von seiner bevorstehenden Heirat mit Frau Schmidramsl bereits gehört hatte, erst noch mitleidigerweise um den Kern der Sache herumreden: „Ja, schau, Kaspar, es tut mir ja furchtbar leid —"

Weiter kam sie nicht mehr, und was dann geschah, war vielleicht schon das Gebaren eines plötzlich irrsinnig Gewordenen. Denn Kaspar Weinzierl zerschlug den Schaufelstiel am Blechkarren der städtischen Straßenreinigung und schrie dazu: „Das hat sie mir zum Spott getan! ... Und ein Schweinernes mit Kraut möchst halt gern, gel, du dummer Hund? Aber da kannst dir dein Maul sauber ans Tischeck hinschlagen, weil ich nämlich heut nachmittag hergehn und dir einfach wegsterben werde!" Dann rannte er heim und zerschmiß und zerschlug auch dort alles, was ihm unter die Finger kam.

Als diese blinde Wut sich wieder gelegt hatte, war Kaspar Weinzierl nur mehr ein greinender alter Mann, der in einfältigem Trotz hinter dem Sarg der Toten herschimpfte, wie etwa ein dummer Bub hinter einem davongeflogenen bunten Schmetterling, den er beinah schon gefangen zu haben glaubte. Und als der Sarg ins Grab polterte, da sprangen dem alten Mann zwei helle, runde Wassertropfen nacheinander aus den Augen. Der linke kugelte, sich langsam schnupftabaksbraun färbend, über Backe und Schnurrbartzipfel hinab in die äußere Seitentasche des schwarzen Jankers hinein, der rechte wäre zu Boden gefallen, wenn Kaspar nicht rechtzeitig das letzte, noch von Frau Schmidramsl gewaschene Schnupftabakstuch zum Schneuzen an die Nase geführt hätte.

So endeten zwei aus Wut und Hilflosigkeit geweinte Tränen — und eine sozusagen übernatürliche Liebe ...

Irgendwo in England

(Erich Schilling)



„Schreiben Sie Fräulein: P. S. Da in unserer Firma eine Umstellung stattgefunden hat, ist uns die Lieferung der MG.-Ersatzteile leider nicht mehr möglich!“

In un qualche luogo in Inghilterra: "Signorina, scrivete: P. S. Poichè la nostra Ditta ha subito una trasformazione di produzione, purtroppo non è più possibile fornirVi i pezzi di ricambio delle mitragliatrici!„

MEIN FREUND JOHANNES

Ich wollte Johannes zu einem Spaziergang abholen. Er empfing mich freundlich und bat mich, einstweilen Platz zu nehmen; er müsse noch einen Brief fertigmachen.

„Dauert es lange, Johannes?" fragte ich.

„Nein, nein, ist gleich erledigt", sagte Johannes, nahm sich einen Briefumschlag und schrieb eine Adresse darauf. Dann riß er ein Blatt von seinem Briefblock, faltete es sorgfältig und schob es, unbeschrieben, in den Umschlag, den er schloß. Seufzend klebte er eine Marke darauf und erhob sich. „Wir können ihn gleich in den Kasten tun", sagte Johannes.

Ich war indiskret genug, mit einem schnellen Seitenblick festzustellen, daß der Brief an ein Mädchen gerichtet war, mit dem Johannes lange verkehrt hatte, das ich jetzt aber schon länger nicht mehr mit ihm zusammen sah.

„Ihr scheint eine sonderbare Art von Korrespondenz zu treiben, Johannes", sagte ich.

Er murmelte etwas Unverständliches.

„Hast du ihr so wenig zu sagen?" forschte ich weiter. „O nein. Zu sagen hätte ich ihr wohl allerhand", erwiderte Johannes.

„Wird sie da nicht verwundert sein, nur ein unbeschriebenes Blatt zu bekommen, Johannes?"

„O nein. Das gewiß nicht", sagte Johannes.

„Trotzdem. Wenn du schon das Geld für Porto ausgibst, solltest du das doch besser nutzen", empfahl ich. — „Es lohnt nicht", sagte Johannes.

„Lohnt nicht? Hör mal, das ist aber eine seltsame Einstellung. Wieso lohnt es nicht?" wunderte ich mich. — „Sie wirft meine Briefe immer ungeöffnet in den Ofen", sagte Johannes.

J. Bieger

NEUE TRICKS

VON ROBERT STORM-PETERSEN

Da das Interesse für Zauberkünste ständig im Wachsen ist, so könnte es wohl am Platze sein, einige neue Salontricks zu bringen, die bei etwas Übung von jeder erwachsenen Person ausgeführt werden können.

Zum Zauberkünstler gehören zwar angeborene Eigenschaften, aber auch ganz gewöhnliche Menschen mit Hang zu Melancholie und Sahnekaramellen können es mit Fleiß und Ausdauer weit bringen. Wenn man seine Freizeit ganz auf die Zauberei verwendet, sind der Fertigkeit, die man erlangen kann, keine Grenzen gesetzt.

Wir wollen mit dem beliebten Kunststück beginnen, das „die verblüffende Ente" genannt wird. — Zu dieser prachtvollen Nummer braucht man keinen anderen Apparat als eine ganz gewöhnliche Streichholzschachtel. Man zeigt den Zuschauern, daß die Schachtel vollkommen leer ist. Dann versteckt man die Schachtel in der geschlossenen linken Hand und murmelt laut einige mystische Worte.

Plötzlich nimmt man die Schachtel zwischen Daumen und Zeigefinger der linken Hand und nimmt mit der rechten Hand rasch, aber doch mit einer gewissen nonchalanten Eleganz, eine lebende Ente aus der Schachtel.

Wie Sie sich denken können, hat das eine ganz verblüffende Wirkung!

Wenn sich der Beifall gelegt hat, beginnen Sie allmählich die nächste Nummer vorzubereiten — wir wählen „Die Geheimnisse des Urwaldes oder das verschwundene Fünf-Öre-Stück".

Zu dieser exotischen Nummer ist ein Helfer nötig; man bittet z. B. Ministerialdirektor H. so unbemerkt wie möglich sechs Löwen unter dem Diwan unterzubringen. Dies kann am besten geschehen, wenn Likör und Kognak angeboten werden, da das Publikum häufig bei dieser Zeremonie völlig geistesabwesend ist. Wenn die Löwen gut verdeckt unter dem Diwan liegen, gibt der Ministerialdirektor Ihnen ein heimliches Zeichen, z. B. dreimal Hm, hm, hm! Wenn alle Gläser vollgeschenkt sind, bitten Sie um einen Augenblick Aufmerksamkeit und wenden dann einen äußerst amüsanten Trick an, indem Sie Ihren Rock oder Smoking ausziehen und danach die Weste — die Damen werden kichern und die Herren werden unentschlossen aussehen, aber Sie tun, als wollten Sie das Auskleiden fortsetzen, bis Sie mit einer raschen Bewegung einen Regenmantel anziehen, der hinter einem Stuhl versteckt lag. Dann bitten Sie einen der Anwesenden, Ihnen zu diesem Kunststück ein Fünf-Öre-Stück zu leihen. Sie packen das Fünf-Öre-Stück in einen Jahrgang der Wochenschrift für Kaninchenzucht und bitten eine der schönen Damen, das Paket gut festzuhalten, und danach ersuchen Sie, das Licht einen Augenblick auszumachen. In diesem Augenblick nehmen Sie der jungen Dame blitzschnell das Paket ab, während der Ministerialdirektor den sechs Löwen ins Hinterteil tritt. Die Löwen werden dann herauskriechen und wenn das Licht wieder aufleuchtet, werden sie sich im Kreise um Sie setzen, weil sie glauben, daß das Paket Fleisch enthält.

Unser nächstes Zauberkunststück ist der berühmte indische Trick „Die schwebende Dame". Sie wählen unter den Damen einen gedrungenen Typ, z. B. Frau Buttergroßhändler N., die Sie so liebenswürdig wie möglich bitten, Ihnen beim nächsten Stück zu helfen. Sollte die Dame es abschlagen, müssen Sie sofort eine andere Dame der Gesellschaft wählen; es kommt darauf an, die Dame unbemerkt auf die Schultern eines großen Herrn zu setzen; es muß so schnell gehen, daß niemand es merkt — dann machen Sie wieder das Licht aus — und mit einer Taschenlampe beleuchten Sie nun die Dame, und es sieht in der Dunkelheit aus, als schwebe sie in der Luft. Sollte die Dame noch auf den Schultern des Herrn sitzen, wenn das Licht wieder erstrahlt, wird dieser humoristische Abschluß des Kunststückes selbstverständlich die Wirkung erhöhen. Doch muß man mit dieser Nummer sehr vorsichtig sein, da es teils Eifersucht erregen und teils so komisch wirken kann, daß die Gesellschaft nach weiteren Kunststücken verlangt.

Man gibt sich den Anschein, sich unter das Publikum zu mischen und an der allgemeinen Konversation teilzunehmen. Aber in Wirklichkeit ist dies nur als Deckmantel dafür, um Zeit zu gewinnen, das nächste Kunststück vorzubereiten: „Die verwandelten Handschuhe."

Zu diesem schönen und eigentümlichen Kunststück werden verschiedene Gegenstände gebraucht, die Sie sich vom Zierat des Hauses angeeignet haben — z. B. eine Sèvresvase, ein Paar Pantoffeln, einen Rasierapparat usw. Es kommt darauf an, diese Gegenstände in die Taschen der verschiedenen Herren der Gesellschaft zu lancieren, selbstverständlich ohne daß sie es ahnen. Man kann sich ruhig an den Flügel setzen und die Ouvertüre zum Bankkrach spielen oder eine andere leichte Melodie, indem man das geehrte Publikum um einen Augenblick Aufmerksamkeit bittet. Wenn eine gewisse Ruhe über die Gemüter gekommen ist, fragt man ganz nebenbei, ob nicht einer der Anwesenden einen Augenblick ein Paar Handschuhe leihen kann. Man hebt die Handschuhe hoch, so daß alle sie sehen können, und erklärt nun, daß man diese Handschuhe mit Hilfe magischer Formeln verwandeln will. Man rollt die Handschuhe zusammen und läßt sie hurtig im Munde der Person verschwinden, die am nächsten steht, denn zu dieser Zeit des Abends gähnen in der Regel die meisten. Danach murmelt man einige unverständliche Worte und zeigt auf einen der anwesenden Herren und bittet ihn, in der oder der Tasche nachzusehen — unter allgemeiner Heiterkeit zieht er z. B. ein Kartoffelschälmesser aus der Tasche. Man geht weiter zum nächsten Herrn, der eine Büste von Mozart herausholt, usw. Das Kunststück bereitet immer große Freude, ausgenommen bei der Person, die die Handschuhe im Mund hat.

Will man aber ein wirkliches Kunststück ausführen, eins von der Art, mit der sich nur die aller-

Sturmnacht im Vorfrühling

Von Hermann Sendelbach

Dunkler Urlaut aus den Finsternissen
Braust an meiner Fenster dünnes Glas.
Bäume schwanken schwer im Ungewissen,
Wie aus ihrem Wurzelgrund gerissen,
Äste brechen krachend in das Gras.

Starker Wasser schäumendes Erdröhnen
Füllt die Nacht mit ungehemmtem Ruf.
Erde selber scheint bedrängt zu stöhnen,
Gierig nach dem vorgeahnten Schönen,
Das die Scholle schon geheim erschuf.

Aufgewühlt sind all die schöpferischen
Ewigen Kräfte ungeschwächter Welt,
Daß sie wieder zeugerisch sich mischen
Und das Jahr den auferblühten frischen
Lebensstrauß ins junge Leuchten stellt.

größten Zauberkünstler abgeben, dann muß man es einige Zeit vorher präparieren, wie man sagt. Lassen Sie uns „Den singenden Schirm" wählen.
Einige Tage, bevor man an einer Gesellschaft teilnehmen soll, verschaffe man sich heimlich Zugang zu der Wohnung darüber und wähle die Wohnstube, krieche unter den Teppich und kann dort, unbemerkt von der Familie, die gerade hört, wie ein Konzertsänger seine Fähigkeiten im Radio mißbraucht, ein Loch in die Decke der unteren Wohnstube bohren. Man braucht nicht zu befürchten, daß die Familie unten durch eventuell herabfallenden Kalkputz aufgeschreckt wird, da sie selbstverständlich auch dem Konzertsänger lauscht. Wir werden später auf das Loch im Fußboden zurückkommen.
Endlich kommt der Abend heran, da man an der animierten Gesellschaft teilnimmt; nachdem man die bereits erwähnten Kunststücke gezeigt hat, teilt man nun den Zuschauern mit, daß man versuchen wolle, einen Regenschirm zum Singen zu bringen. Man wird sofort ein verwundertes Murmeln hören, aber man holt wirklich einen Schirm vom Flur, spannt ihn auf und hält ihn gegen die Decke, so daß er das Loch verdeckt. Man bittet nun einen tannenschlanken und ernsten Herrn, z. B. Oberst Dinglewasser, den Schirm zu halten, und schleicht sich über die Küchentreppe in die obere Wohnung, wo man selbstverständlich mit der Hausangestellten vereinbart hat, daß sie an der Küchentür steht. Hurtig kriecht man in der Wohnstube unter den Teppich, setzt den Mund an das Loch und singt Griegs schönen Frühjahrssang: Ja, du kannst glauben, ich weiß Bescheid, weiß Bescheid, weiß Bescheid! — während die Hausangestellte, um die Herrschaft abzulenken, mit der linken Hand auf der Maschine näht und mit der rechten staubsaugert.
Wenn man sich wieder in der unteren Gesellschaft befindet, lockt man unauffällig alle Gäste in die Küche hinaus, um nach dem Wasserhahn zu sehen — während ein Maurer hastig das Loch in der Decke repariert. Man hat das Signal mit dem Maurer vereinbart, daß er, wenn er fertig ist, den Kosakentanz an der Küchentür vorbeitanzt; dann begibt man sich wieder in den Salon.
Sehen Sie, dies waren nun die sogenannten Gesellschaftstricks — aber auch im täglichen Leben kann man Nummern ausführen, die verblüffen. Man gehe z. B. in eine Bank, und gleich darauf gehe man wieder hinaus — das macht man verschiedene Male, bis das Bankpersonal es bedenklich findet. Wenn man außerdem ein mystisches Gesicht macht und merkwürdige Bewegungen vornimmt, als ob man in einem Boot rudert oder an einem Tau klettert, so wird das Mißtrauen sich zur Panik steigern. Man kann so das ganze Personal straßauf, straßab hinter sich herziehen und inzwischen durch seine Helfer die Bank plündern lassen — aber da das nicht mehr zu den gewöhnlichen unterhaltenden Kunststücken gehört, sondern beinahe schon als „Experiment" bezeichnet werden muß, wollen wir lieber schließen.

SCHMERZ

VON HEINZ SCHARPF

In dem Augenblick als der Zug abfuhr, ertönten markerschütternde Laute.
Die Leute in der Bahnhofshalle horchten auf. Was war geschehen? War jemand überfahren worden? Niemand war überfahren worden. Nichts war geschehen.
Nur ein großer Schäferhund jaulte seinem davonfahrenden Herrn in so klagenden Tönen nach.
Eine blonde Dame, Fräulein oder Frau war nicht festzustellen, in einen kostbaren Breitschwanzmantel gehüllt, hatte alle Mühe, das Tier zurückzuhalten, es gebärdete sich wie verrückt. Bald sprang es hoch, bald duckte es sich zu Boden, dann stand es wieder winselnd da, aufgeregt peitschte seine Rute die Luft.
Das Fräulein schickte dem rollenden Zug ein verzweifeltes Lächeln nach, winkte noch einmal mit seinem hellen Tüchlein und machte dann energisch kehrt. Aus seinem Gesicht war plötzlich jeder Abschiedsschmerz verschwunden, dessen letzte Spuren Frauen im allgemeinen erst nach der Perronsperre wegzupudern pflegen.
Ein junger Mann hatte Gelegenheit, die Szene in unmittelbarer Nähe mitansehen zu können. Und da er alles offenen Auges betrachtete, besonders wenn im Mittelpunkt eines Geschehens eine hübsche weibliche Erscheinung stand, bot sich ihm auch hier ein bereicherndes Bild. Er hatte Muße festzustellen, wie verschieden Mensch und Tier auf das gleiche Gefühl reagieren.
An dieser schönen Dame und an dem ebenso schönen Hund konnte er deutlich den beherrschten und den unbeherrschten Schmerz studieren. Während das Fräulein sichtlich bemüht war, seine Empfindungen vor der Umwelt zu verbergen, konnte der Hund nicht anders, er mußte laut hinausheulen.
Aufgelöster Schmerz bildet nur auf Gemälden großer Meister einen schönen Anblick. Darum gefällt sich ein Wesen in der Öffentlichkeit um so weniger darin, je kultivierter es ist.
Man denke nur, wenn sich das Fräulein ebenso benommen hätte wie der Hund. Wenn es mitten auf dem Bahnsteig laut aufgejault, bald hoch gesprungen, bald sich wieder zu Boden geduckt hätte, oder wenn es winselnd dagestanden wäre und mit seinem Breitschwanz aufgeregt die Luft gepeitscht hätte. Welch ein unliebsames Aufsehen würde das erregt haben.
Der junge Mann rief den Hund an, um ihn etwas abzulenken, und kam dadurch mit dem Fräulein, das auch eine Frau sein konnte, ins Gespräch. Hunde sind in allen Situationen die dankbarsten Gesprächsvermittler.
„Ach", sagte das Fräulein, „Rolf — auf hundert Schäferhunde kommen neunundneunzig Rolfe — Rolf hängt so furchtbar an seinem Herrn. Jetzt rührt er sicher drei Tage lang keinen Bissen an, liegt mit dem Kopf zwischen den Pfoten regungslos da und knurrt jedem entgegen, der sich ihm nähert."
Der junge Mann empfand aufrichtiges Mitleid mit dem Hund, den der Abschied von seinem Herrn derart außer Rand und Band brachte, und ebensolche Hochachtung vor dem Fräulein, das so heroisch seine Fassung bewahrte.
Am Abend saß die blonde Dame in einem Konzertcafé. Ihre Haltung war bewundernswert.
Wieder trat der Unterschied im Verhalten zwischen Mensch und Tier klar zutage.
Während Rolf mit getrübtem Sensorium zu Hause lag und bitterer Kummer an ihm nagte, gab sie sich ungetrübt dem Genuß von allerlei Süßem hin und trug ein geradezu heiteres Wesen zur Schau. Es wäre auch nicht angegangen, wenn sie in diesem Lokal plötzlich den Kopf zwischen die Hände gelegt, keinen Bissen angerührt und jedem entgegengeknurrt hätte, der sich ihr näherte.
Bei aller Achtung vor jeder persönlichen Gemütsstimmung würde das sogar den jungen Mann an ihrer Seite peinlich berührt haben, er wäre sicher vom Tisch aufgestanden und hätte den Schauplatz der Szene verlassen. Denn ich kenne mich.

Dettelbach am Main

Von Anton Schnack

Dort ist der Anton Schnack ganz klein gewesen,
Dort lernte er zuerst das ABC,
Dort ritt er durch den Hausflur auf dem Besen,
Dort krachten Böller bei den Traubenlesen,
Dort sah er erstmals Schnee.

Es liegt am Main, am Fluß der vielen Flöße.
Er stand am Ufer und sah ihnen nach.
Ihm schmeckten mittags nicht die Leberklöße,
Er war noch überwältigt von der Männergröße,
Die tief den Haken in das Wasser stach.

Er hat die Schwedenmauern überklettert
Mit wildem Mut.
Er sah im Wall, verwachsen und verwettert,
Den Totenkopf, vom Steingeschoß zerschmettert.
Angst überlief den frechen Tunichtgut.

Er stand beim Schmied an off'ner Feueresse
Und trat den Blasebalg.
Am Kirchplatz drehte sich das Karussell der Messe,
Der Knabe zügelte den Holzgaul an der Tresse
Und jauchzte vor dem derben Kasper-Schalk.

Im Torgang rollten seine schrillen Fingerpfiffe.
Ihm war es ein Genuß,
Die Mädchen zu erschrecken mit verweg'nem Griffe
Und das Gerassel und Gebrumm der Schlepperschiffe —
Oh wunderbarer Fluß!

Die Teerwildheit — er sog sie ein mit Wonne:
Der Sand — quarzkörnig, trocken, heiß;
Zu weißer Wäsch bückte sich die Nonne,
Fischschuppen blitzten in der Sonne,
Das Wasser gluckste leis.

Es kam der Tag, da wurde fortgefahren,
Und alle sagten ihm ade:
Der Bäcker mit den mehlbestäubten Haaren,
Die Händlerin der süßen Leckerwaren —
Der Abschied von der Stadt am Main tat bitter weh.

Der Spaziergang

(R. Kriesch)

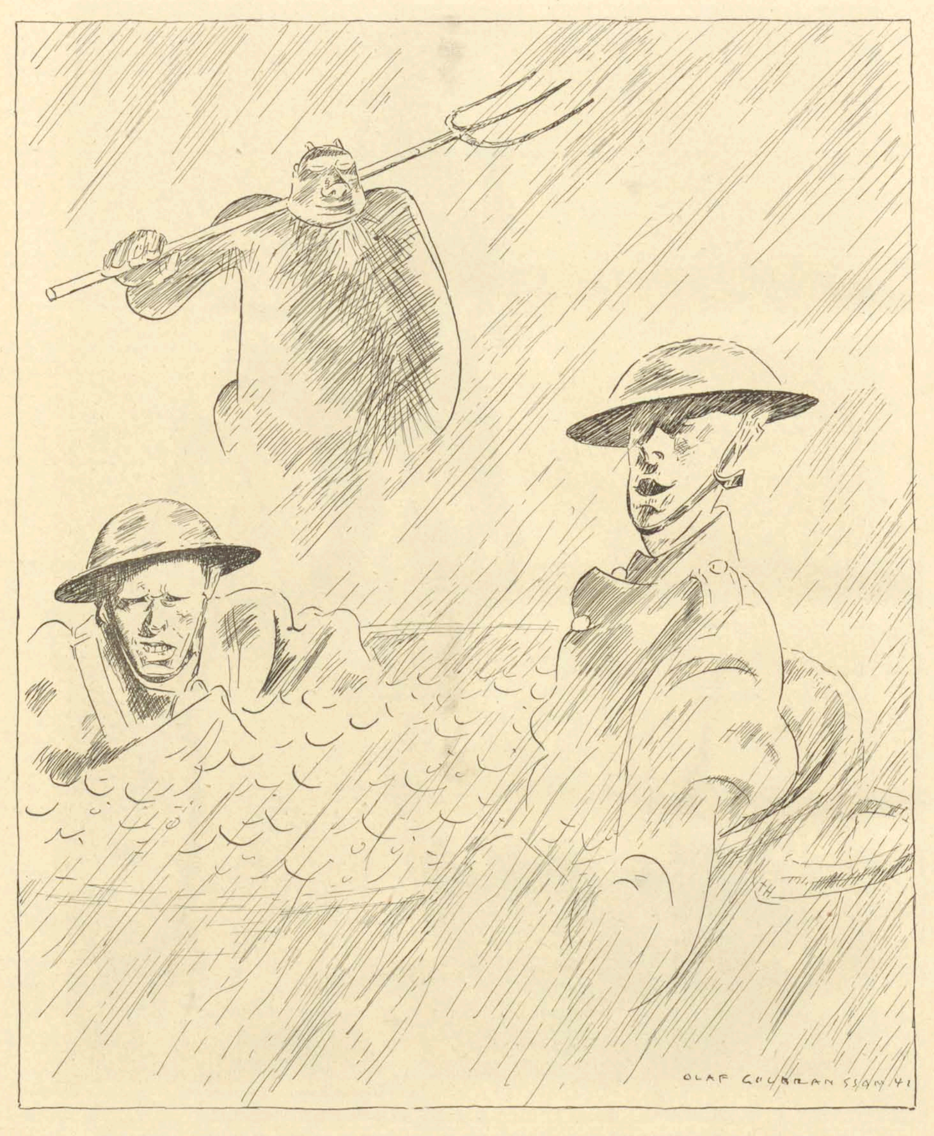


„Komisch — dieser Frühling macht mich ganz melancholisch!"
„Der Frühling? Im Herbst hieß er doch noch Hans-Otto!"

La passeggiata: "Strano! Questa primavera mi fa tutta malinconica!„
"La primavera?... In autunno essa portava il nome di Gianni-Ottone!„

Im Höllenkessel

(O. Gulbransson)



„Schwitzen Sie nicht, Mr. Brown?" — „Keine Spur, ich war ja bei der Londoner Feuerwehr!"

Nella bolgia infernale: "Sudate, Mr. Brown?„ — "Nemmen per sogno! Eh capirete facevo il pompiere a Londra!„

Die Spanierin

(J. U. Engelhard)



„Tadellose Figur hat sie und tanzen kann sie auch, die kleine Mercedes, aber die Mizzi Lehmann mit ihren Kastagnetten und der Rose hinterm Ohr war halt viel spanischer!"

La spagnuola: "La piccola Mercedes ha una figurina perfetta e sa anche danzare; ma la Mizzi Lehmann colle sue castagnette e colla rosa dietro l' orecchio aveva molto più l' aspetto di spagnuola!„

EINE SO NETTE FRAU

VON VIEMME-BERTOLDO

„Nein", sagt Signor Carolis und faßt seinen Jugendfreund De Paoli beim Arm, „du mußt meine Frau kennenlernen. Ein wahrer Engel! Liebenswürdig, besorgt, zart und echt weiblich! Sie wird sich ja so freuen, dich in unserem kleinen Sorgenfrei begrüßen zu können. Stören? Unsinn! Du ißt mit uns zu Abend, und dann reden wir weiter von den schönen alten Zeiten."

De Paoli macht einen schüchternen Versuch, die Bekanntschaft mit Signora Carolis auf eine andere Zeit zu verschieben; aber schon hat sein Freund die Haustür aufgeschlossen und zieht ihn auf die Diele. „Warte, jetzt werde ich sie rufen, und dann kannst du sehen, ob ich übertrieben habe oder nicht. Carlotta! Liebling!"

Keine Antwort.

„Leg' ab. Gib mir deinen Mantel... Carlotta!!!" Signor Carolis ruft etwas lauter und fügt hinzu: „Na, wo steckt denn mein Schatz?" Nichts rührt sich. „Aber sie muß doch zu Hause sein; vor einer halben Stunde habe ich vom Büro angerufen, und sie hat mir gesagt, sie erwarte mich. Ja, weißt du" — Carolis flüstert und zwinkert mit den Augen — „sie hört nun einmal so gern, wenn ich sie rufe, und deshalb läßt sie mich warten."

„Ah so"; Signor De Paoli scheint aber doch nicht ganz überzeugt.

Langsam öffnet sich eine Tür, und Carlotta, der Engel, erscheint. Carolis strahlt. „Siehst du, sie hat mich wohl gehört." Und zu seiner Frau gewandt: „Hier stelle ich dir meinen alten Freund Mario vor; Mario De Paoli ... meine Frau."

„Hättest du dir sparen können", bemerkt Carlotta unfreundlich mit einem kalten Blick auf den Gast.

„Haha", lacht Carolis und legt seine Hand vertraulich auf die Schulter des Freundes, der aussieht, als sei ihm plötzlich der Kragen eng geworden. „Siehst du? Wir haben so oft von dir gesprochen, daß eine Vorstellung überflüssig ist; Carlotta meint damit, daß du ihr schon längst kein Fremder mehr bist. Also Liebling, ich habe Mario zum Abendessen eingeladen; was gibt's denn Gutes?"

„Nichts!" sagt Signora Carlotta, und der Ton läßt diesmal keinen Zweifel zu.

„Ach natürlich", ruft Signor Carolis, „denk' dir Mario, seit einiger Zeit leide ich an Magenbeschwerden, und der Arzt hat mir strengste Diät verschrieben. Wenn Carlotta mich nicht so mütterlich betreute, ich hätte mich schon totgegessen. Aber heute, Liebling" — Carolis Stimme klingt beinahe bettelnd, „da Mario bei uns ist, was könntest du uns da auftischen?"

„Ein Paar Stiefel!"

„Ein Paar Stiefel?" Carolis reibt sich das Kinn; anscheinend ist ihm dieser Leckerbissen unbekannt. Ein ungastliches Schweigen legt sich über die Diele und Mario De Paoli, dem mittlerweile auch die Schuhe zu eng geworden sind, versucht einzulenken und meint, man könnte doch schließlich der Hausfrau die Mühe sparen und außerhalb essen. Carolis schlägt sich vor die Stirn. „Aber sicher, das meint Carlotta ja gerade. Ich soll nur die Stiefel anziehen, weil es draußen so regnet. Du gehst doch mit uns Liebling, nicht wahr?"

„Nicht für einen Wald voll Affen!" antwortet die freundliche Ehehälfte.

„Da kannst du mal sehen, Mario, wie zartfühlend sie ist; sie weiß, daß wir uns viel zu erzählen haben, und da möchte sie nicht stören. Also, mein Lieber, dann gehen wir. Auf Wiedersehn, Schatz." — „Guten Abend, gnädige Frau..."

„Daß ihr euch beide den Kopf am nächsten Baum einrennt!" Carlotta verschwindet durch eine Tür, die knallend ins Schloß fällt.

„Ja, ja" sagt Carolis, indem er seinem Freund die Haustür aufmacht, „das ist nun einmal ihr Traum. Um mir ihre ganze Liebe und Sorge zeigen zu können, wünscht sie, ich solle mir eine Verletzung zuziehen, damit sie mich pflegen und den ganzen Tag um mich sein kann. Ist das nicht rührend? Findest du sie nicht wirklich nett?" — „Ja, wirklich..." erwiderte De Paoli, dankt aber im stillen seinem Herrgott, daß er auf der Straße ist, wieder frei atmen kann und nicht mehr auf brennenden Sohlen steht. „Und wenn ich so bedenke" — fährt Carolis gedankenvoll fort — „daß sie in den ersten Jahren unserer Ehe einfach nicht zu genießen war! Aber nach und nach habe ich sie mir doch erzogen!"

(Aus dem Italienischen von E. Heymann.)

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Okt. 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München

DAS MÄDCHEN AUS DEM KINO

VON JOSEF ROBERT HARRER

„Wer war das hübsche Mädchen, mit dem du gestern gegen Abend über den Ring gegangen bist?" fragte Gustav seinen Freund Erich. „Ach, die blonde Paula? Hübsch, nicht wahr? Paula ist das Mädchen aus dem Kino!" erwiderte Erich.

„Das Mädchen aus dem Kino? Wie meinst du das?"

„Ich habe Paula im Kino kennengelernt. Ich hatte den Sitzplatz neben ihr!"

„Das kann nur dir passieren, Erich! Du bist in allem ein Glückspilz! Wenn ich ins Kino gehe, sitzt nie ein Mädchen neben mir, das heißt ein Mädchen ohne Anhang!" Erich lachte.

„Man muß eben dem Glück, oder sagen wir, dem Zufall ein wenig nachhelfen! Ich stehe mich mit der Kassierin im Triumph-Kino sehr gut; ich bringe ihr bisweilen Bonbons und immer freundliche Worte. Wenn sie mich nun in der Nähe der Kassa auftauchen sieht, weiß sie schon, was sie zu tun hat. Sie reserviert mir den Platz neben einem hübschen Mädchen, das allein — also ohne Anhang — die Vorstellung besucht. Ich trete dann zur Kassa, verlange freundlich lächelnd eine Karte und weiß auch schon, daß ich neben einem reizenden Mädchen sitzen werde. Nun, du hast dich gestern selbst überzeugen können! Paula, das Mädchen aus dem Kino, hat dir ja gefallen!"

Gustav nickte. Ja, das sei ein Mädchen, mit dem es sich lohne, einen auch noch so langweiligen Film anzusehen.

Erich meinte, er könne ruhig auch einmal diese Methode, ein hübsches Mädchen kennenzulernen, versuchen. „Es muß ja nicht gleich beim ersten Versuch klappen. Es gibt Mädchen, die sich im Kino nicht anreden lassen. Nun, dann hat man eben am nächsten oder übernächsten Abend Glück!"

Eine Woche später kamen die Freunde wieder zusammen.

„Nun, hast du nach meiner Methode ein paar nette Mädchen kennengelernt?" fragte Erich.

„Nein, kein einziges! Abend für Abend hielt ich mich im Kassaraum des Burg-Kinos auf! Aber dorthin kommt kein einziges Mädchen allein; jedes hat Anhang!"

„Ausgeschlossen! Du mußt eben mit der Kassierin netter sein, sonst reserviert sie die schönen Plätze einem anderen Herrn!"

Das sah Gustav ein. Tatsächlich erschien er zwei Wochen später bei seinem Freunde mit strahlendem Gesicht.

„Nun, alles scheint zu klappen!" sagt dieser.

„Ich habe mich nach deinen Worten gehalten! Ich brachte der Kassierin Blumen, Bonbons, Bücher! Ich schrieb ihr sogar ein paar Gedichte ... Aber—"

„Aber? Auch das hat dir keine hübsche Nachbarin im Kino eingebracht? Das verstehe ich nicht! Du mußt eben alles in einem anderen Kino versuchen!" sagte Erich.

„Ja, das kann ich jetzt nicht mehr! Denn ein Mädchen habe ich im Burg-Kino doch kennengelernt. Herma heißt sie, und wir sind nahe daran, uns zu verloben ... Ja, Herma ist die netteste Kassierin, die je Kinokarten verkauft hat!"

LIEBER SIMPLICISSIMUS



(O. Nückel)

Unlängst hielt ein bekannter Forscher in einem großen Wiener Vortragssaal einen volkstümlichen Vortrag über seine Reisen. Der Saal war bis aufs letzte Plätzchen besetzt und der Vortragende zeichnete, als er auf die Buschmänner und auf ihre Waffen zu sprechen kam, die Flugbahn eines Bumerangs auf die Tafel.

„Sie sehen also", sagte er, „diese gefährliche Waffe kehrt zurück ... Sie kehrt immer wieder zurück!" In diesem Augenblick sagte ein neben mir sitzender biederer Wiener, völlig im Bann des Gehörten: „Wia mei Alte! ... Ganz wia mei Alte!"

Graf Bobby kam in eine kleine Stadt. Kirmes war und bunte Buden standen auf dem Kirchplatz. Vor einem kleinen Karussell blieb Bobby stehen. „Warum fahrts denn net?" „Wir können nicht." „Warum net?"

„Der Pfarrer des Ortes ist heute früh gestorben." Bobby dachte nach. Dann sagte er: „Ja, kann denn kein anderer das Karussell drehen?" J. H. R.

Die Brücke

(Toni Bichl im Felde)



Manchmal ist man nicht recht froh
und man möchte sich erfrischen.
Gerne wär' man anderswo,
flösse nicht ein Bach dazwischen.

Hier ist hier und dort ist dort.
Wird das Dort uns nicht beglücken?
Selbstverständlich! Also fort!
Alles läßt sich überbrücken.

Drüben freilich frägt man oft
mit vertiefter Kummerfalte:
»Wo ist nun, was ich erhofft?«
– Denn man selber blieb der Alte.

Ratatöskr

München, 23. April 1941
46. Jahrgang / Nummer 17

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Der serbische Mars

(Karl Arnold)



„Es gibt doch noch Völker, die für höhere Ideale sterben wollen!"

Il Marte serbo: "Ci sono dunque ancora popoli che vogliono morire per i più alti ideali!,,

Im Raubtierkindergarten

(Fr. Bilek)



„Mach schnell, Fritz, ich glaube das Löwenbaby wird zusehends älter!"

Nel' Giardino d' Infanzia, degli animali feroci: "Presto presto, Fritz! Mi pare che il leoncino invecchi a vista d' occhio!,,

DIE KUNST DES ESSENS

VON GABOR VON VASZARY

In einer Zeitschrift richtet ein ungarischer Arzt namens Dr. Tibor einen Aufruf an sämtliche Magenkranke der Welt — also an Dreiviertel der Menschheit.

Dr. Tibor behauptet, daß Dr. Francis Devay behauptet (einer schiebt es also auf den anderen), daß die Magenkranken ihr Leiden zum großen Teil der Tatsache zu verdanken haben, daß sie ihre Mahlzeiten gewöhnlich still und meistens allein einnehmen.

Während des Essens soll man unbedingt sprechen, vor allem, wenn man den Mund voll hat. Es kann dabei natürlich nur von einem leichten Plaudern die Rede sein, denn die ernste Unterhaltung ist streng untersagt.

Nach Dr. Tibor ist es außerordentlich wichtig, daß der Speichel während des Kauens mit der Luft in Berührung kommt, denn nur so kann er zu einem wirksamen Förderer der Verdauung werden.

Dr. Tibor beruft sich dabei auf namhafte Größen. Er zitiert Piron, nach dessen Ausspruch die lachend verschluckten Bissen die am leichtesten verdaulichen sein sollen.

Nach Plutarch ist das Gespräch die beste Würze, die man einem Essen beimengen kann.

Brillat-Savarin war ein kluger Mann, als er sagte: jedes gute Gericht muß man, bevor man es verzehrt, beriechen.

Er beschreibt sogar, wie man dieses Beriechen vornehmen soll. Mit gestrecktem Hals, emporgehobener Nase soll man das Essen beriechen. Das ist nötig, um den Körper auf die Mahlzeit vorzubereiten. Eben dieser Brillat-Savarin soll während einer Mahlzeit mal gesagt haben:

„Meine Herren, machen Sie nicht so viel Krach, man weiß ja gar nicht, was man ißt!"

Die sogenannten „einfachen Leute" haben rote, gesunde Gesichter und kennen kein Sodbrennen. „Weshalb?" „Weil sie langsam essen und mit vollem Munde reden."

Hippokrates, der große, griechische Arzt, stellte fest, daß es ohne langsames Essen kein langes Leben gibt.

Auch Hufeland, der berühmte Arzt, sagte das gleiche. Zum Schluß gibt Dr. Tibor folgenden Rat: Einen kleinen Bissen hartes Fleisch darf man erst nach zweiunddreißigmal Kauen hinunterschlucken. Weicheres Fleisch nach vierundzwanzigmal Kauen. Ein kleines Stück Brot soll man fünfzehnmal kauen, bevor man es hinunterschluckt.

Man soll unbedingt mit offenem Munde essen.

Das Ergebnis: wir werden zwar weniger essen, aber der Körper wird den Nahrungsmitteln mehr Nährwerte entziehen und der Magen wird geschont. Schon die alten Römer haben gewußt, daß man dem Organismus nach jedem Gang Ruhe gönnen muß. Deshalb wurde zwischendurch musiziert, Gedichte gelesen und Unterhaltung gepflogen.

Die römischen Kaiser haben mit Prozessionen verbundene Gastmäler veranstaltet über die sieben Hügel hinweg. Sie begannen auf der einen Seite des Tiber und endigten auf der anderen. Man soll aber auch streng darauf achten, daß nicht mehr als neun Menschen an einem Tische sitzen, sonst könnte es leicht zu laut werden.

Unsere Großväter haben sich viel mehr Zeit zum Essen genommen, als wir. Der heutige Mensch ist immer in Eile, er ist unfreundlich, er schlingt die Speisen ernst hinunter und spricht nicht mit vollem Munde. Das ist sehr verhängnisvoll.

Nach Tibor ist es empfehlenswert, während des Essens Witze zu reißen und darüber zu lachen. Der Humor muß genährt werden, denn der Humor nährt. Deshalb ist es ratsam, Humoristen zum Mittag- und zum Abendessen einzuladen.

Ich möchte bemerken, daß das auch den Humoristen nicht schaden wird.

Zwei Welten / Von Ratatöskr

»Mein Freund, du bist ein Pessimist.
Warum so grau, warum so trist?
Warum verzagt die Nase senken
und immer nur ans Schlimmste denken?

Da bin ich anders, altes Haus.
Ich bügle alle Falten aus.
Ich sitz' behaglich hinterm Ofen
und flöte auf die Katastrophen.

Bin nicht des Schicksals blinder Knecht.
Was krumm scheint, rück' ich mir zurecht.
Ich sauge Met aus jeder Blüte
und glaube an die ewige Güte.«

– Beziehungsweise, mit Vergunst:
dir ist nur wohl im blauen Dunst.
Ich meinerseits, noch leidlich rüstig
im Kopf, bin nicht für Optimystik.

Der gütige Lord

(E. Thöny)



„Es freut mich sehr, Mr. Smith, daß Sie mit dem Leben davon gekommen sind, ich will nämlich nur die Miete bei Ihnen kassieren!"

Il Lord benevolo: "Mi rallegro assai con Voi, Mr. Smith, che ne siete uscito bene con la vita; in realtà io null' altro voglio da Voi che incassare la pigione!„

Der Traum

(M. Dudovich)



„Hätt' ich bloß noch ein bißchen länger geschlafen, dann wäre mir der herrliche Hummer noch serviert worden, den ich grade bestellt hatte ...!"

Il sogno: "Oh, se avessi dormito ancora un po', mi sarebbe stata servita anche quella magnifica aragosta ch' io avevo appunto ordinato ... !„

DIE FURCHTBARE FALLE

VON OTTO HOFMANN-WELLENHOF

Mit einer fast arroganten Lässigkeit wiegte der Turiner Expreß durch die Station. Er fuhr so schnell, daß die Reisenden kaum die ganz kurze Erschütterung der Ausfahrtsweichen wahrnahmen. Gleichsam geduckt schoß der Zug in den weiten Bogen, der dann in die Serpentinen der italienischen Rampe überleitet.

„Das da war es!" rief erregt der kleine alte Herr und faßte so jäh nach meinem Arm über das Speisewagentischchen, um meine Aufmerksamkeit mit einem Schlag zu alarmieren, daß beinahe die winzige Flasche roten Cinzanos — „Cinzanino rosso" hatte sie der Kellner genannt — umgekippt wäre. So konnte ich nur einen halben Blick dem Alarm des lebhaften Alten widmen, während mein restliches Augenmerk vorsichtshalber doch dem gefährdeten Getränk verhaftet blieb.

Aber auch diese geteilte Anteilnahme erfuhr noch eine weitere Einschränkung durch den Umstand, daß die Scheiben die kalte Luft des Mont Cenis-Tunnels, dessen — wen ich nicht irre — 13 Kilometer langer Dunkelheit wir eben erst entronnen waren, mit einer milchigen Schicht überzogen hatte, welche Schicht sich nicht zur Gänze wegwischen ließ, was die Vermutung nahe legte, daß sie sich auch an der Außenseite der Fenster befinden müsse.

So konnte ich nur die verschwommenen Umrisse eines vorbeihuschenden Stellwerks wahrnehmen — mit gläsernen Wänden und den großen Buchstaben des Stationsnamens, wie nun einmal quer über Europa und wahrscheinlich auch über andere Erdteile Stellwerke verteilt sind, alle ziemlich gleich, als seien sie Theater aus den neunziger Jahren, die man auch samt und sonders über einen Leisten schlug.

„Das Stellwerk war es?" bekundete ich höfliche Anteilnahme.

„Si, si", wollen wir nun den temperamentvollen Herrn erwidern lassen, um etwas italienisches Lokalkolorit zu geben. „Glatt wegrasiert, sage ich Ihnen!" und er illustrierte die Glattheit mit einer wilden Geste über den Tisch, die es mir ratsam erscheinen ließ, den Cinzanino rasch zu leeren.

„Glatt wegrasiert?" fragte ich staunend.

Er witterte Zweifel meinerseits. „Glatt weg — glatt weg", beteuerte er grimmig und sah mich so funkelnden Auges an wie in unseren Breiten höchstens der Othello auf einer Provinzbühne dreinblickt.

Ich kann leider die beteuernden Phrasen meines lustigen Reisegefährten nicht im Original wiedergeben, da meine Italienischkenntnisse sich im wesentlichen auf die Aufschriften in den Kurswagen beschränken: „vietato fumare" — „occupato" — und daß es gefährlich sei, sich aus dem Fenster zu beugen.

Eingeschüchtert stammelte ich endlich, als es mir gelang, mich in einem schmalen Spalt seiner sonst fugenlosen Rede zu zwängen, daß ich nicht den geringsten Argwohn gegen die Glattwegrasiertheit jenes Stellwerkes, das nun schon etliche Kilometer hinter uns lag, hege.

„Dort in Bardonecchia", plauderte er lebhaft weiter, „befand ich mich damals in der Fahrdienstleitung. Ein endloser Güterzug — über hundert Achsen — war im Tunnel verschwunden und unten in Oulx hatten sie bereits den Sportsonderzug abgefertigt und mir avisiert. Damals standen ja noch nicht drüben in Sestriere die Hoteltürme und der Hauptwintersportverkehr von Turin kam herauf bis Bardonecchia. Also stellen Sie sich meine Lage vor!" befahl er streng.

„Jawohl", beeilte ich mich demütig zu versichern in Gedanken an sein früheres gräßliches Augenspiel, obschon ich mir — mit einem Anflug feiger Erbitterung im Innern — sagen mußte, daß diese Lage für einen Herrn der Fahrdienstleitung doch weiter nicht besonders bemerkenswert sein konnte: einen Zug hatte man abgefertigt, der nächste folgte ihm in angemessenem Abstand nach.

„Der eine Zug war also im Tunnel — der andere folgte von unten nach", gab er gewissermaßen meine Überlegungen wieder. „Da kommt von einem Blockposten im Tunnel der telephonische Anruf, daß sich am Scheitelpunkt, an der italienisch-französischen Grenze, die letzten vier oder fünf Waggons des Güterzuges losgerissen haben und auf Bardonecchia zurasen — von unten der Sportzug, von oben die Wagen, ich in der Mitte —"

Er begann so zu gestikulieren, daß seine Arme wie bei einem Götzenstandbild primitiver Völkerschaften vervielfältigt schienen.

„Ich rase zum anderen Apparat, reiße den Hörer herunter (die Rolle des Hörers spielten die Revers meines Anzuges, an denen er zerrte) und rufe den Blockposten zwischen Oulx und Bardonecchia an — aber der Sportzug war schon vorbei. Ich taumle aus der Kanzlei. Raffe im wahnsinnigen Laufen einen Eisbrocken auf und schleudere ihn in die Scheiben des Stellwerkes. Wie von der Viper gebissen schnellt der im Stellwerk hoch. „Weiche falsch stellen — losgerissene Wagen — und fort, fort!" — Schon hörte man oben vom Tunnel her das dumpfe Rauschen der heranrasenden Waggons. Und nun lief ich in die furchtbare Falle!"

Er sah mich halb fragend, halb herausfordernd an und ich fühlte sehr gut die Notwendigkeit, an diesem spannenden Punkt der Erzählung in einen passenden Zwischenruf auszubrechen. Da mein Gehirn aber offenbar im Augenblick nicht in der Lage war, einen solchen zu produzieren, verbarg ich meine etwas alberne Verlegenheit hinter dem Schnupftuch, in das ich ohne Drang zwar, jedoch umso heftiger hineinschnaubte.

„Sie müssen nämlich wissen", übertönte er mit seinem lebhaften Organ mein Verlegenheitskonzert, „daß damals nicht wie jetzt überall die Blumen blühten, sondern das war im Winter. Ein ungewöhnlich strenger Winter; rechts und links vom Gleis türmten sich die Schneemassen vier Meter hoch — hartes Eis. Wir fuhren damals hier noch mit Dampf. Was durch die Hitze der Lokomotiven vom Schnee schmolz, erstarrte sofort danach in der gräßlichen Kälte. Die ganze Strecke von Oulx herauf führte durch so einen Eistunnel, durch den die Züge glitten — fast ohne seitlichen Zwischenraum, wie der Kolben in einer Pumpe. Kein Mensch hätte daneben Platz gehabt. Und in diese Falle, in diese furchtbare Falle stürmte ich. Von rückwärts donnerten die losgerissenen Wagen mit einer Geschwindigkeit heran, gegen die unser Expreß eine knarrende Schotterfuhre ist. Hatte der Stellwerkwärter richtig verstanden und die Weiche falsch gestellt, so daß die rasenden Waggons am Ausfahrtswechsel von Bardonecchia aus dem Geleise geschleudert und in ein Meer von Trümmern zerrissen wurden, dann war die schwerste Gefahr vom Sportzug, der vollbesetzt mit ahnungslos Fröhlichen seinerseits in die Falle rollte, abgewendet. Aber ich! Ich mußte dem Sportzug entgegen, ich mußte hier noch um die ersten Serpentinen. Die Kurven sind eng, sehen Sie, man vermochte mich nicht aus der Ferne zu erblicken, schoß der Zug aus dem Eiskanal hinter der Biegung hervor — nur mein Tod konnte ihn dann vielleicht noch davor bewahren, in den Trümmerhaufen der zerschmetterten Waggons und in den zerrissenen Bahnkörper zu rasen. — So lief ich in der furchtbaren Falle um mein Leben oder mit dem Tod um die Wette, wenn Sie Vorliebe für gruselige Formulierungen haben. Denn tiefer unten wird die Strecke gerade und übersichtlicher — wenn ich soweit dem Zug entgegenkomme, könnte man mich rechtzeitig bemerken, die Trasse steigt dort steil, der Bremsweg eines auch in voller Fahrt befindlichen Schnellzuges ist dort kurz. Wenn, ja wenn — ich will Ihnen offen gestehen, daß ich eine feige Sekunde lang nichts sehnlicher wünschte, als daß der Stellwerkwärter falsch verstanden hätte — die Wagen würden über mich hinwegbrausen — das wäre nicht schlimm, ich könnte mich ungefährdet zwischen die Schienen werfen — und dann würden sie als rasender Prellbock sich gegen die todbringende Lokomotive stürzen und ich wäre gerettet — ich, aber die Hunderte anderen? Nur eine feige Sekunde lang wünschte ich mir dies. Doch da tönte zu mir herunter in mein Eisgrab ungeheures Krachen und Splittern — der im Stellwerk hatte richtig verstanden und obwohl ich mir eben noch das Gegenteil ersehnte, erfüllte mich nun die gelungene Tat mit Glück. — Da kam der Zug. Noch heute, obschon bald dreißig Jahre seither vergangen sein mögen, sehe ich oft im Traume die Lokomotive auf mich zustürmen, immer näher, immer größer, jetzt ganz groß und verschlingend, der Dampf wölkt und zischt, die Pfeife warnt grell — als ob ich mir der Gefahr nicht bewußt wäre — der Bahnkörper schüttert und stößt — ah!"

Er fuhr sich mit dem Taschentuch über die Stirne. Ich saß ganz klein und still am Speisewagentischchen und wagte nicht einmal, aus dem breiten Fenster zu blicken, obschon mich auch die Gegend schließlich interessiert hätte.

„Da kam also der Zug", wiederholte er ruhig nach dieser Erschöpfungspause. „Ich hatte eben glücklicherweise eine enge Kurve passiert und dort geht die Strecke in eine etwas längere gerade Rampe über. Am ersten Drittel der Rampe keuchte der Zug. Wenn Lokomotivführer und Heizer eben miteinander sprachen, wenn sie nicht auf die Strecke blickten — rechts und links die unerbittlichen Eiswände — ich heulte und schrie — ach, nicht langsamer, schien mir, wurde die Fahrt, immer schneller, nur schneller und schneller, größer und gräßlicher donnerte mir die Maschine entgegen. So ohne Besinnung ward ich da, daß ich mich umwandte und vor dem Expreß zwischen den Schienen zu laufen trachtete, als spielte ich mit einem großen Jungen Abfangen. Ich lief und lief und fühlte schon die Hitze der Maschine hinter mir wie den heißen Atem eines reißenden Raubtieres. Ich glitt, ich strauchelte, ich stürzte — im Dienstwagen des Sportzuges erlangte ich wieder die Besinnung. Er mußte nach Oulx zurückgeleitet werden. Erst am nächsten Tag kam ich nach Bardonecchia hinauf. Man hatte bereits begonnen, die Trümmer zu schichten und zu ordnen. Das Blechdach des Bahnsteiges schaukelte zerfetzt wie alte Wäsche im Winde. Der Bahnkörper war aufgerissen, Schienen zu Spiralen gebogen und die Stränge der Ausfahrtsweichen standen wirr durcheinander, den Knochen eines offenen Bruches vergleichbar. Der Stellwerkswärter hatte sich noch in Sicherheit bringen können, aber das Stellwerk — Sie erinnern sich doch noch, als wir vorhin vorbeifuhren — dieses Stellwerk, es war damals natürlich ein kleineres und altmodischeres, glatt wegrasiert, mein Herr, glatt wegrasiert." Und abermals fegte er mit illustrierender Geste über unser Tischchen.

Offenbar war er nun mit seiner Erzählung zu Ende. Und der Umstand, daß er sich bequem in den Stuhl zurücklehnte, schien außerdem auf Schluß schließen zu lassen. Es war klar — auch ohne seinen urteilheischenden Blick — daß es jetzt an mir lag, eine passende Beifallskundgebung zu veranstalten. Doch manchmal — der eine öfter, der andere seltener — hat man schon so alberne Tage, an denen kein schickliches Wort und keine verständige Formulierung sich aus den trostlos trockenen Gehirnwindungen pressen lassen will und an Stelle irgendeines Lobspruches für dieses doch wirklich mutige, ja heldenhafte Verhalten meines lebhaften Reisegefährten platzte ich mit der geradezu pennälerhaft-dummen und taktlosen Anfrage heraus: „Haben Sie dafür eigentlich was bekommen?"

„Etwas bekommen?" fragte er zurück und in seine Augen trat ein unbeschreibbarer Ausdruck, der mir aber mit höflicher Klarheit zu sagen schien:

Frühlingsabend

Von Richard von Schaukal

Der fahle Himmel graut durch düstres Grün.
Es dämmert schon im Garten, wo die weichen
Stimmen versteckter Vögel schläfernd streichen
und Fliederspitzen abendrötlich glühn.

Die laue Luft ist voll von leisem Weh,
lautlos zu Boden schweben welke Blüten:
Machtloses Herz, du kannst es nicht verhüten,
daß dir der Frühling abermals entgeh.

Roosevelt der Entdecker

(Erich Schilling)



„Was machst du denn da, Frank Delano?" — „Ich suche noch jemand, dem wir helfen können!"

Roosevelt, lo scopritore: "Che fai mai là, Frank Delano?„ — "Cerco qualcun altro, a cui noi possiamo prestar aiuto!„

So ein Esel! „Etwas bekommen? Oh, gewiß — den raffreddore!" erklärte er voll Würde.
„Den raffreddore!" wiederholte ich respektvoll, obschon ich nicht genau wußte, ob der raffreddore eigentlich eine Ordensauszeichnung oder ein Ehrentitel etwa wie cavaliere sei. Jedenfalls konnte ich nun mit voller Überzeugung und in warmer Anteilnahme ausrufen: „Den haben Sie aber auch wirklich verdient!"

Täuschte ich mich? Oder unterdrückte er tatsächlich das Lachen?
Hohe, schmalbrüstige Häuser, die nur aus Küchenbalkonen und schmutziger Wäsche zu bestehen schienen, schoben sich zur Rechten und Linken des Zuges in das Blickfeld und vermittelten die Überzeugung, daß man sich einer Großstadt näherte. Turin. So nahm ich raschen Abschied und lief ein wenig erleichtert hinüber in mein Abteil, um meine Sachen zusammenzurichten. Warum wollte er mich eigentlich auslachen? Hatte ich etwas Dummes gesagt? Oder wollte er mich gar nicht auslachen? — Wir näherten uns schon dem Hauptbahnhof — Torino Centrale. Ich blätterte hastig im kleinen roten Wörterbuch.
p—r—rab—rad—raf—raff—raffreddore. Da stand es ja, schwarz auf weiß: raffreddore (masculinum) Verkühlung, Schnupfen. —

Der Frühling

(O. Gulbransson)



Da liegt er nun wieder, das Bäuchlein nach unten,
da liegt er im Grünen, da liegt er im Bunten,
die Glieder gelöst und die Augen so klar.
Und der Himmel ist hoch wie sonst nimmer im Jahr

— eine glasblaue Glocke; drin träumt er als Schwengel
und mag sich nicht rühren, der keinnütze Bengel.
Denn er weiß ja: auch ohne des Glöckners Strick,
aus sich selber, verströmt sie die schönste Musik.

Dr. Owlglaß

DER ALTE LEHRER

VON EWALD LONGFORS

Eine Gruppe von Schülern hatte sich nach Schulschluß auf der Straße zusammengefunden, um lebhaft das jüngste Ereignis zu besprechen, das sie alle sehr bewegte: der Geschichtslehrer der Schule, der alte Oberlehrer Thomsen, war plötzlich pensioniert worden!

„Er war ja viel zu alt", äußerte einer der Jungens, und ein anderer fügte hinzu: „Ja, er konnte gar nicht mehr recht Unterricht halten. Als wir ihn im letzten Jahr hatten, saß er oft an seinem Katheder und war mit seinen Gedanken ganz woanders."

Ein Schüler der oberen Klassen erklärte: „Er konnte mit dem Pensum niemals über die Renaissance hinauskommen." Und die anderen nickten verständnisinnig und sagten: „Ja, ja, der alte Thomsen war ein gar närrischer und sonderbarer Kauz." —

Die Bürger des Städtchens betrachteten den Rektor der Schule, als er am nächsten Morgen durch die Straßen schritt, mit besonderer Aufmerksamkeit. Sie alle kannten das Ziel seines Weges.

„Sie gehen einen schweren Gang, Herr Rektor", begrüßte ihn der Bürgermeister, als er den Marktplatz überquerte.

„Wie man's nimmt", erwiderte Rektor Harluf freundlich. „Es ist meine Aufgabe, einen verdienten alten Lehrer im Namen des Staates in den ehrenvollen Ruhestand zu versetzen."

„Ja, er war ein guter Lehrer", nickte der Bürgermeister anerkennend. „Noch heute weiß ich, wann Macchiavelli starb — es war im Jahre 1527."

Malermeister Mortensen, ebenfalls einer der führenden Männer am Orte, hatte sich zu ihnen gesellt. „Und Tintoretto, der große italienische Maler, starb 1594", sagte er fröhlich. „Diese Jahreszahl hat mir der alte Thomsen beigebracht, auf daß sie mir ewig unvergessen im Gedächtnis geschrieben steht."

Der Rektor verabschiedete sich und schritt in tiefes Nachdenken versunken weiter. Ihm, der erst zu kurze Zeit in der Stadt weilte, um ermessen zu können, welche tiefen Wurzeln die geschichtlichen Lehren des alten Lehrers in der Bevölkerung geschlagen hatten, ging jetzt ein Licht auf, und er begriff, wieso der so ernst dreinblickende Postbote ihn mit der Mitteilung überraschen konnte, ein leidenschaftlicher Bewunderer des alten Florentiner Mönches Savonarola zu sein. Und dann der Steinmetz Hansen, gegenüber der Kirche, der mit dem unbändigen Willen eines Michelangelo seine Grabsteine meißelte. Oder der Inhaber der Essigfabrik der Stadt, der sein Haus mit aller Art von Kunst anfüllte, und der in seinem Speisezimmer eine kostbare Nachbildung von Leonardo da Vincis Abendmahl an der Wand hängen hatte. Und es verwunderte jetzt den Rektor auch nicht länger, daß der Schuldiener weit besser über Raffael und Tizian Bescheid wußte, als er sich je damit beschäftigt hatte.

Kurzum, alle diese Erlebnisse, die er mit den Menschen hier gehabt, ließen sich unter dem einen Schlagwort Renaissance vereinigen, das in einem sonderbaren Gegensatz zu der Stadt und ihren Bewohnern stand. —

Das Haus des Lehrers Thomsen, das Rektor Harluf nun betrat, verlieh im verstärkten Maße der Geschichtsepoche Ausdruck, die der alte Mann in zäher Lebensarbeit in die Herzen und Seelen seiner Zöglinge eingepflanzt hatte. Überall hingen an den Wänden des sonderbaren Hauses Bilder und Skulpturen alter klassischer Meister und in den Schränken und Regalen standen Bücher und Kunstgegenstände aller Art, die von Florenz, Rom, Venedig und anderen Stätten des großen und herrlichen Kulturschaffens der italienischen Renaissance erzählten.

Als der Rektor erschien, saß Thomsen gerade mit der Lektüre von Vasaris Künstlerbiographien beschäftigt. Er nahm umständlich die Brille von der Nase und bot verlegen seinem Besucher Platz an. Die Mitteilung, daß er mit sofortiger Wirkung in den Ruhestand versetzt worden sei, nahm er mit stoischer Gelassenheit hin. „Dann soll ich fortan also nicht mehr unterrichten", sagte er still.

Es war wohl die Neugierde, die den Rektor veranlaßte, jetzt eine Frage über die Person Michelangelos an Thomsen zu richten. Und mit Begeisterung ging der alte Herr sogleich darauf ein und kam dabei auf ein Thema zu sprechen, dessen Vielgestaltigkeit ihn in aller Eindringlichkeit ein ganzes Leben lang beschäftigt und ihm einen leidenschaftlichen Sinn verliehen hatte. Große, tragische Gestalten lebten in seinen Worten wieder auf und bekamen farbige Gestalt: Fürsten und Päpste, Künstler und Hofschranzen, fanatische Mönche und ketzerische Schmähschreiber, verwegene Condottieri und schöne Kurtisanen.

„Jene großen Zeiten sind von jeher Ihre besondere Passion gewesen", fragte Rektor Harluf, als der Alte geendet hatte.

Um die schmalen Lippen des Lehrers kräuselte ein Lächeln der Selbstironie und in seinen Augen blitzte es schalkhaft, als er antwortete: „Die Lust und der Schmerz meines ganzen Lebens."

„Schmerz?"

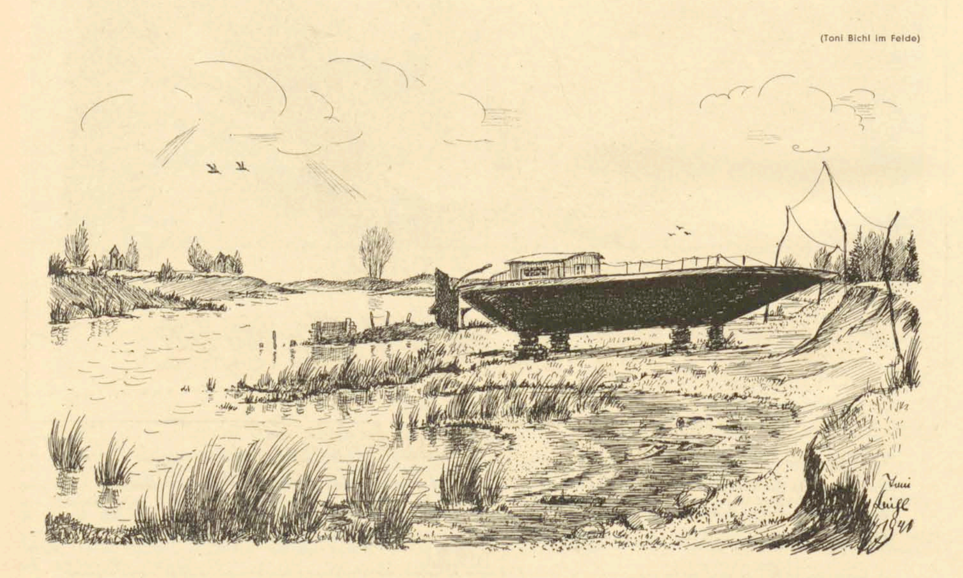
„Jawohl, Schmerz. Sehen Sie, die Menschheit kennt die verschiedensten Vorbilder und Ideale aus den großen Zeitabschnitten ihrer Geschichte. Die einen begeistern sich für Caesar, die andern für Napoleon. Ich aber bestimmte mich, einem Michelangelo, einem Leonardo da Vinci, einem Macchiavelli und den vielen anderen Renaissancegestalten nachzueifern. Aber ich blieb immer klein und schwach, wo sie groß und mächtig waren. Mein bescheidenes Maß an Verstand blieb stets ein bescheidenes Licht gegen die unerhörte Lichtfülle, die von ihrem Geist ausgeht, und mein freundlich und gutmütig gestimmtes Gemüt trat armselig zurück gegen die so wunderbar rücksichtslose und überströmende Kraft ihres Wesens. So endete es damit, daß ich meine Vorbilder schließlich nur verehrte, anstatt ihnen nachzueifern. Aber meine Verehrung war eine solche, wie sie nur von wenigen ausgeübt wird."

„Und Sie haben andere gelehrt, sich diese Ihre Verehrung zu eigen zu machen", schaltete der Rektor ein wenig ironisch ein.

„Ja, das habe ich." Das Gesicht des alten Lehrers nahm einen heiteren Ausdruck an. „Sie können unser Land durchwandern von einem Ende zum anderen, aber in keiner anderen Stadt werden Sie soviel Wissen über die Renaissance verbreitet fi[illegible] wie hier... Und an keinem anderen Ort werden Sie soviel Unwissenheit über die anderen geschichtlichen Epochen antreffen wie in unserer kleinen und zufriedenen Stadt."

(Aus dem Dänischen von Werner Rietig)

(Toni Bichl im Felde)




OHM KRÜGER
DER
Emil Jannings
FILM DER
TOBIS
Drehbuch:
Harald Bratt und Kurt Heuser
unter freier Benutzung von Motiven aus dem Roman „Mann ohne Volk" von Arnold Krieger
Gesamtleitung: Emil Jannings
Regie: Hans Steinhoff
Musik: Theo Mackeben
Emil Jannings · Lucie Höflich Werner Hinz · Gisela Uhlen Hedwig Wangel · Flockina v. Platen · Gustav Gründgens Ferdinand Marian · Elisabeth Flickenschildt · Hilde Körber Franz Schafheitlin · Paul Bildt Otto Wernicke · Karl Martell

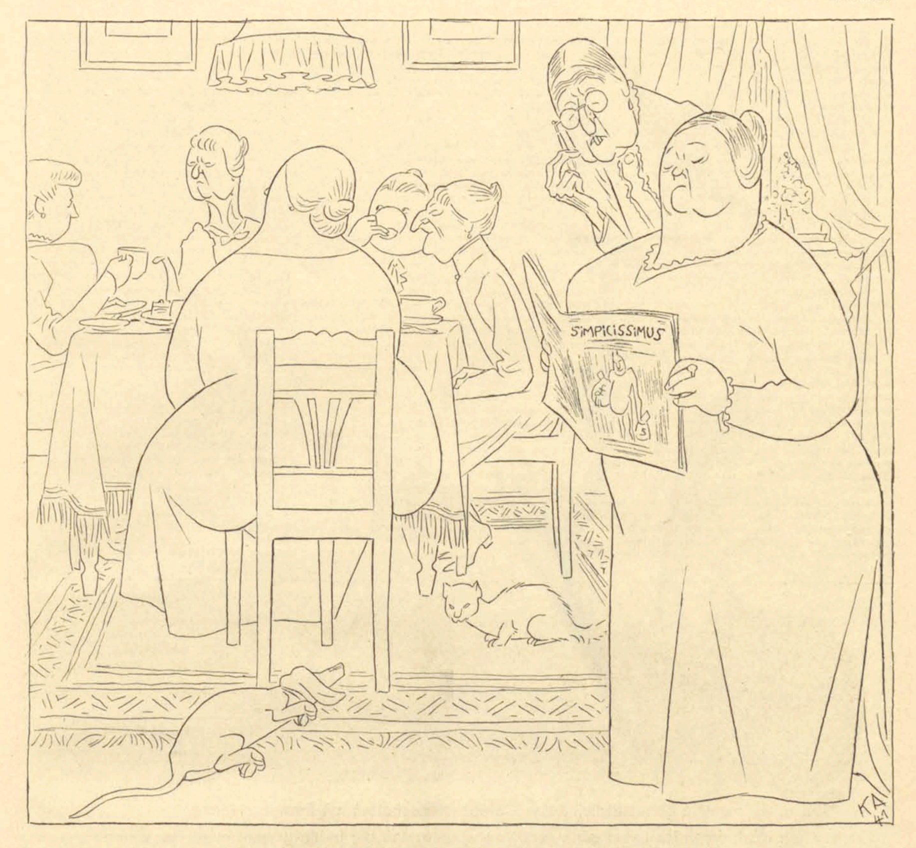
ICH LERNE DAS TRAMBAHNFAHREN ...

VON ERNST HOFERICHTER

Es war an einem Samstagabend, als mir die niederschlagende Gewißheit widerfuhr, daß ich nicht einmal die Anfangsgründe des alltäglichen Lebens beherrschte. Und das mußte ich erleben, nachdem ich zehn Jahre durch alle fünf Erdteile gefahren war ... !
Nichts Böses ahnend, stieg ich am Bahnhofplatz in die Trambahnlinie 11 ein. Der Wagen war überfüllt und ich hielt mich auf meinem Stehplatz an einem Lederriemen fest, der von der Decke herabhing. Unerwarteterweise gab der Riemen nach und löste ein Klingeln aus — ich hatte also die Signalleine erwischt. Der Wagen hielt sofort, der Schaffner erschien vor mir mit giftiggrünem Blick und rief:
„Sie können ja net amal Trambahnfahren ... !"
Der Mann sprach diesen schweren Vorwurf im Tonfall eines Nebuchadnezar aus und seine Worte hatten den Unterton von: Du warst gewogen und zu leicht befunden!
Alle Fahrgäste im Wagen vernahmen das schlechte Zeugnis, das mir der Schaffner ausgestellt hatte. Ein höhnisches Schmunzeln ging von Gesicht zu Gesicht. Eine Dame stellte sich sogar auf die Zehenspitzen, um den Mann zu sehen — der nicht einmal Trambahnfahren konnte. Eine Mutter nahm ihren Knaben in den Arm und deutete unmißverständlich nach mir, als wollte sie dem Jungen sagen: Daß du mir nicht wirst wie jener da, der nicht einmal — — —
Von der vorderen zur hinteren Plattform flogen Witze, ein Herr mit Vollbart vergaß auszusteigen und ein Ehepaar, das nur bis zum Marienplatz fahren wollte, nahm zwei Fahrkarten — bis Endstation.
Ich stand wie nackt mitten in dem Gekicher und Gelächter. Nachdem ich mit dem komischen Vorzeichen versehen war, löste auch die nichtssagendste Bewegung meines Kopfes eine neue Lachsalve aus. Was half es mir jetzt, daß ich im Rückenschwimmen den ersten Preis bekommen, daß ich den Kilimandscharo bestiegen hatte, Hegels Phänomenologie des Geistes studierte, im Briefmarkensammeln als Autorität gelte und beinahe eine Doktordissertation über den Patellarsehnenreflex geschrieben hätte ... ? Es half nichts und gab auch nichts, das mir mehr helfen konnte. Blind vor Erregung sprang ich in voller Fahrt ab — und bewies unvorsichtigerweise den zurückbleibenden Fahrgästen nochmals, daß „ich nicht einmal Trambahnfahren konnte — — —"
Daheim warf ich mich zerschlagen aufs Bett. Meine Seele transpirierte in Minderwertigkeitsgefühlen. Wenn das Professor Käsbohrer erlebt hätte, der mich einst über Sinus und Cosinus unterrichtete? Oder wenn meinem Unteroffizier Brenner das zu Ohren käme, der mir beibrachte, daß meine Braut allein das Gewehr sei! Aber in Religion habe ich eine Eins bekommen, meine Bauchaufschwünge im Gymnasium waren berühmt, Hermann und Dorothea konnte ich auswendig hersagen, meine Jugendgeliebte war eine Drahtseiltänzerin, der Altöttinger Liebfrauenbote veröffentlichte mein erstes Gedicht, der Sultan von Jahore zeigte mir persönlich seine Schmetterlingssammlung, ich wurde im Leben dreimal mit Erfolg geimpft und ich — — —
Aber was helfen alle Erfolge und Krönungen des Daseins, wenn man dann mit vierzig Jahren nicht einmal — Trambahnfahren kann?
Wie ein Hausschwamm setzte sich diese Niederlage in die Tiefe meines Gemütes. Und die Mitternacht war längst vorüber, da tat ich den Schwur — schon am nächsten Morgen das Trambahnfahren zu erlernen. Sogleich schlugen meine Gefühle minderen Wertes ins Gegenteil um. Jetzt wollte ich es in dieser Fertigkeit geradezu zur Reife, zu einer Art von Meisterschaft bringen ... !
Als die Großstadtfrühe apfelgrün über die Dächer stieg, da begab ich mich auf den Weg zur nächsten Trambahnhaltestelle. In den ersten Wagen stieg ich ein, löste mir auf Vorrat ein Dutzend Fahrscheinhefte und fuhr nun von früh bis nachts jeden Tag von Endstation zu Endstation.
Immer war ich der Fahrgast, der kein Ziel hatte. Ich fuhr ständig ins Blaue oder Grüne. Allen Menschen um mich her war der Zweck der Fahrt ahnungsweise ins Gesicht gelegt. Diese Dame am Ecksitz fuhr bestimmt zum Zahnarzt — jene kam von ihm. Der Herr mit der Hornbrille traf sicherlich an der nächsten Teilstrecke seine Geliebte, der Mann mit der Aktenmappe hatte einen Beleidigungsprozeß vor sich und die Frau mit der Markttasche roch nach Kabliau.
Alle hatten sie ein erratbares Ziel. Nur meine Fahrt blieb geheim. Sorgfältig betrachtete ich jeden Aus- und Einstieg, ging mit den Augen der zufallenden Türe nach, zählte in Gedanken das Fahrgeld mit, das in die Hand des Schaffners glitt, horchte auf die Klingelzeichen, ging im Mitgefühl des Platzanbietens auf und nahm den Wellenschlag des Schaukelns an jeder Kurve wie eine Medizin zu mir.
Da erlebte ich es, daß sogar das Trambahnfahren systematisch gelernt sein will, seine besonderen Gesetze in sich hat und eine eigene Moral vorschreibt. Ich beschloß sogar — einen Katechismus des Trambahnfahrens zu verfassen und eine Ethik der freien Sitzplätze zu veröffentlichen.
Da ich mir besonders Auffälliges sogleich notierte, hielt mich ein Schaffner für einen Fremden, zeigte mir das Nationalmuseum, die Pinakothek, das Schlachthaus und das Polizeipräsidium mit der Aufschrift: „... der Edle strebt nach Ordnung und Gesetz". „Aha, von Schiller!" sagte ich vor mich hin. „Naa, Herr Nachbar, das ist echt Goethe ... !"
Da ich nicht Literaturgeschichte, sondern Trambahnfahren lernen wollte, war mir augenblicklich die Aufschrift im Wagen „Nicht auf den Boden spucken!" wichtiger als alle Schöngeisterei. Nach-

Oh, diese Damen!

(Karl Arnold)



„Nun sehen Sie mal diese unschicklichen Körperformen — sowas gibt es doch garnicht!"

Oh, queste signore!: "Guardate un po' che forme sformate! Ciò non è, no, possibile!,,

dem ich so acht Tage lang nach allen Windrichtungen gefahren war, glaubte ich genügend Erfahrung und Beobachtung gesammelt zu haben — um nun im Trambahnreisen fürs ganze Leben versorgt zu sein.
Um dem heimlichen Fahrkurs einen gewissen feierlichen Abschluß zu geben, beschloß ich, am nächsten Samstag noch eine Prüfungsfahrt zu unternehmen, auf der ich meinem besseren Ich zeigen wollte, was ich gelernt hatte.
Wider alle Neigung trank ich am Vorabend des Examens keinen Tropfen Alkohol, studierte meine Notizen wie ein Kollegheft und suchte durch autogenes Training mich für diesen entscheidenden Tag zu entspannen.
Und der Morgen kam. Ich erwachte vor der Weckeruhr. Eine gewisse innere Unruhe war nicht zu leugnen. Ich nahm auf ein Stück Zucker zwanzig Tropfen Baldrian, worauf ich mich beim Rasieren nur dreimal in die Oberlippe schnitt.
Dann schlüpfte ich in den Gehrock, den ich einst bei der Schlußprüfung im Pennal und bei meiner dritten Verlobung getragen hatte. So angetan schritt ich der Entscheidung entgegen — — —
Ich wartete auf die Linie Elf und auf jenen Schaffner, der mich durch seinen Tadel nun zu diesen Höchstleistungen angespornt hatte.
Da — — —! Jetzt kam der Wagen. Den Schaffner erkannte ich schon von weitem. Zitternd stieg ich ein. „Jetzt kommt's drauf an . . . ! Nur jetzt keine falsche Hantierung! Mensch, werde bewußt . . . !" sprach ich zu mir selbst und vor Anspannung keuchte mir der Atem, als würden meine Lungen mit Laubsägearbeiten beschäftigt sein.
Eine ältere Frau stieg ein. Ich war ihr behilflich, öffnete die Türe und ehe ich sie wieder schloß, hatte ich den Finger im Spalt. Ein leiser Wehlaut entschlüpfte mir. Es war geschehen . . . der Schaffner bemerkte alles, kam auf mich zu, schien mich wiederzuerkennen und brummte:
„Na, das Trambahnfahren, dös lerna Sie nie . . !" — Ich war durchgefallen! Und so, daß man es beinahe hörte. Soll ich nun Privatunterricht im Trambahnfahren nehmen? Aber ich glaube — mir fehlt zu dieser Fertigkeit jedes Talent. Zum Künstler bring ich es in dieser Richtung sicher nie . . . ! Und es gibt eben doch Dinge im Leben, wo man immer Anfänger bleibt. Ich gab es auf — und zwar endgültig.
Dann zog ich mein Fahrscheinheft und sprach tonlos: „Einmal — geradeaus!" — — —

Der Beginn

(R. Kriesch)



„Nein, wir machen grundsätzlich keine Cafébekanntschaften mit fremden Herren!"
„Auch nicht, wenn ich Ihnen ganz seriös versichere, daß Sie beide gerade mein Typ wären?"

Il principio: "No; conoscenze in caffè con signori forestieri, per massima, non ne facciamo!,,
"Nemmeno se Vi assicurassi sul serio che ambedue sareste proprio il tipo di mio gusto?,,

HUGO / VON WILH. HAMMOND-NORDEN

Was ein witziger Mann in einer Kompanie wert ist, das ahnt mancher gar nicht. Aber nicht viel weniger wert als der, der das Herz auf dem rechten Fleck hat, ist der, der den Mund auf dem rechten Fleck hat. So einer ist unser Stubenkamerad Hugo, dessen Humor beinahe wie eine Präzisionsmaschine funktioniert. Wenn irgend etwas geschehen ist, dann macht Hugo eine genau ins Zentrum treffende Bemerkung dazu und trägt so zur Erheiterung unserer ganzen Stube bei.

Ich will mal ein bißchen von Hugo erzählen:

In unserer Stube sind zwei „Neue" angekommen, und eines Tages erhalten die beiden einen Stahlhelm. Einer, Emil mit Namen, ist noch nicht lange Soldat, er hat noch nie einen Stahlhelm auf dem Kopf gehabt. Bedächtig setzt er ihn auf, geht vor den Spiegel, ruckelt ein bißchen daran, schaut abermals in den Spiegel, ruckelt noch einmal — dann scheint er zufrieden zu sein. Endlich sagt er: „Der Stahlhelm steht mir eigentlich ausgezeichnet — findet ihr nicht auch?" Nun, wir finden alle, daß es reichlich albern ist, sich mit dem Stahlhelm vor den Spiegel zu stellen und dann obendrein noch — als wäre man ein Mädchen, das einen neuen Frühlingshut geschenkt bekam — zu behaupten, er stünde ausgezeichnet. Während wir noch darüber nachdenken, wie wir unserer Meinung am besten Ausdruck geben können, sagt Hugo — und er spricht damit in seiner ironischen Weise das aus, was wir alle meinen —: „Wirklich, Emil, es sieht sehr gut aus. Aber am Sturmband müßtest du noch einen kleinen Veilchentuff anbringen!'

Es ist eine Kinovorstellung für unsere Kompanie angesetzt. Man spielt Veit Harlans Film Jud Süß. Zum Schluß des Films ereilt den Juden Süß Oppenheimer seine Strafe. Er wird aufgehängt. Er kommt in einen korbähnlichen Behälter, der Behälter wird hochgezogen, höher, immer höher — die meisten Zuschauer wissen nicht genau, wie dieser Galgen nun eigentlich funktioniert — auch Hugo nicht. Plötzlich löst sich die Bodenklappe des Korbes, der Jude fällt heraus und hängt nun an dem wohlverdienten Strick. Während alle atemlos dies Geschehen miterleben, sagt Hugo sachlich und anerkennend: „Wie praktisch!"

Im April

(Wilhelm Schulz)



Nun ist es endlich an der Zeit,
Daß kommt der Mai gegangen,
Es hält sich alles schon bereit,
Ihn würdig zu empfangen.

Es sind nicht nur die Vögel da
Mit ihren Lustgesängen,
Die ersten Blumen fern und nah
Sieht man hervor sich drängen.

Und schön geschmückt steht Baum und Strauch
Als wie in grüner Seiden.
Und jedes kleine Mädchen auch
Sucht lustig sich zu kleiden.

Sogar ein Wanderbursche läßt
Sich still dazu verlocken,
Er wäscht am Bache wie zum Fest
Sein Hemd und seine Socken.

Wilhelm Schulz

EIN TREUER DIENER SEINES HERRN

VON JO HANNS RÖSLER

Da gibt es Menschen, die wechseln aller Monde ihren Beruf. Sie sagen zu, sie sagen auf, wie es ihnen der Tag eingibt. Scheint die Sonne im Westen heller, ziehen sie westlich — wird im Süden ein Haus gebaut, legen sie im Norden den Hobel hin, schütteln die weißen Späne von der blauen Schürze, um im Süden an dem Haus mitzubauen, nur weil das Lied ihnen Freude macht, was die Ziegelträger gerade singen. Sie wollen das Leben meistern, glauben sie, sie wollen auf allen Sprossen der großen Leiter gestanden sein, einmal unten, einmal oben, wie ein Laubfrosch im Wasserglas des Lebens sind sie, heute putzen sie Einbeinigen die Schuhe und morgen schneiden sie Großköpfigen das Haar. Pedro war einer dieser Menschen und eines Tages kam er zu mir, seinen Dienst anzutragen.

„Was können Sie?" fragte ich.

„Ich will Ihnen ein treuer Diener sein", antwortete er. Ich nahm ihn auf.

Ich bereute meinen Entschluß nicht. Pedro pflegte den Garten mit Liebe, Pedro wusch meinen Wagen, Pedro kümmerte sich um die Wäsche, Pedro kochte wie eine böhmische Köchin und Pedro kaufte ein wie ein Grandseigneur. Ich merkte es bald an meinem mageren Beutel. Daher rief ich ihn eines Tages zu mir und sagte:

„Du kaufst alles zu teuer, Pedro!"

„Die Kaufleute sind der Sünde des Scheffelns verfallen."

„Dann sei ein guter Christ und hindere sie an der Sünde!" — „Wie das, Herr?"

„Handle mit ihnen und biete die Hälfte von dem, was sie verlangen. Es ist übergenug." — „Gut, Herr."

Eine gute Stunde später läutete es unten an der Mauer. Es war der Briefbote, der Post für mich hatte. Pedro ging hinunter.

„Der Brief kostet vier Peseten", sagte der Bote.

„Herr! Es ist übergenug, wenn ich Euch zwei Peseten dafür zahle!" rief Pedro, „wenn Euch jeder Brief vier Peseten brächte, Ihr könntet bald in goldenen Knöpfen einherstolzieren und den Dienst hoch zu Pferde verrichten. Dabei seid Ihr nur ein einfacher Briefbote!"

„Die Staatsgebühr beträgt vier Peseten!"

„Schert Euch zum Teufel, der Eure habgierige Seele in den Klauen hält! Zwei Peseten und keinen roten Koreo mehr!"

Der Briefbote kehrte Pedro schweigend den Rükken und ging seiner Wege. Pedro stieg hinauf und erzählte mir den Vorfall.

„Du bist ein Narr!" schrie ich, „lauf, hol den Boten zurück und gib ihm, was er verlangt!"

„Ich werde es mit drei Peseten versuchen, Herr."

„Nein. Er bekommt vier!" Wenige Minuten später kam Pedro mit zwei Briefen zurück.

„Ihr seid zu gutmütig, Herr", sagte er, „ich habe ihm das Geld auf euern Wunsch gegeben — aber ich zog ihm dafür heimlich einen Brief aus der Tasche — somit kostet jeder Brief, da es nun zwei sind, auch nur zwei Peseten — hier ist er."

Ich starrte erschrocken auf den Brief.

„Aber der Brief ist doch nicht an mich!"

„Es ist ein Brief, Herr, sein gutes Geld wie der andere wert."

„Aber an einen Fremden! Trag ihm den Brief sofort zurück!" Pedro ging. Er ging sehr langsam.

Am Abend, als Pedro mit mir auf der Mauer saß und unsere Füße im Nichtstun herunterhingen, begann Pedro leise:

„Ich habe den Briefboten nicht mehr erreicht. Er ging schnell und ich ging langsam. Der Himmel wollte es so, damit ich ihm den Brief nicht zurückgeben mußte — —"

„Was hast du mit dem fremden Brief gemacht?"

Pedro sah träumend in die blaue Ferne.

„Ich habe ihn meinem Großvater in Ferrol geschickt. Er hat sich schon oft beklagt, daß ich ihm seit vier Jahren keinen Brief geschickt habe."

DER BÄRTIGE KNABE

EINE GESCHICHTE AUS DEN ZWANZIGER JAHREN / VON ANNE WIED

Der neue Schriftleiter des „Illustrierten Mittwoch" ist ein junger Mann, lebensfreudig und naiv wie eine Anfangsstenotypistin, ein Guckindiewelt mit offenen blauen Kinderaugen. Er wartet vertrauensvoll auf seinen ersten Sensationsschlager. Da klingelt das Telefon. Er hängt das Hörrohr ab, und ein rosiger Hauch von Freude erhellt sein Gesicht.

„Hört, hört!", ruft er ins Redaktionslokal, „ein Knabe mit einem Bart! Einem richtigen Vollbart! Ist das nicht fabelhaft! Der Fotograf! Wo ist der Fotograf?" — „Hier!" tönt es aus der Dunkelkammer.

„Fahren Sie, fahren Sie sofort und fotografieren Sie unsern Vollbartjungen! Das Bild muß als Titelblatt auf die nächste Nummer. Das gibt eine Massenauflage! Aber eilen Sie, daß uns die Konkurrenz nicht zuvorkommt!"

„Keine Angst! Wir erscheinen am Mittwoch und die Konkurrenz am Samstag. Der Junge gehört uns! Ich habe Zeit!"

Der hoffnungsfreudige Anwärter auf die sensationelle Riesenauflage geht ungeduldig auf und ab, raucht Zigarette auf Zigarette. Da kommt ihm ein boshafter, schadenfreudiger Einfall. Er hängt das Hörrohr ab und ruft die Konkurrenz an. „Hallo, Herr Kollege! Wissen Sie schon das Neueste?"

„Was soll das sein?"

„Der Junge mit dem Vollbart! Die neugeborene Sensation kommt bei uns in der nächsten Nummer. Sie glauben nicht daran! O, bitte! Hier ist die

Verlag und Druck: **Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80** (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.

Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Okt. 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

genaue Adresse. Sie können sich überzeugen. Am Mittwoch bereits steht er bei uns auf dem Titelblatt. Schade, daß Sie erst am Samstag herauskommen." Er legt mit einem überlegenen Lächeln das Hörrohr hin, stellt sich das verärgerte Gesicht des andern vor, der erst am Samstag nachhinken kann. „Ein Spaß! So ein Junge mit Vollbart war in hundert Jahren noch nicht da!"
Tags darauf erscheint der Redakteur bereits mit der Putzfrau. „Ist der Fotograf schon da?" fragt er den erstaunten Nachtwächter.
„So früh, wo denken Sie hin!"
Endlich, nach zwei Stunden, erscheint der sehnsüchtig Erwartete.
„Nun, wo ist das Bild? Zeigen Sie her!"
Der Fotograf zuckt verlegen die Achseln. „Hier ist das Bild. Aber ..."
„Aber das ist ja ein Junge wie alle andern! Wo ist denn der Bart?"
„Das ist es ja eben! Lassen Sie sich erzählen: Als ich gestern hinkam, war mein Konkurrent schon da. So ein frecher Kunde! Hatte sich mit dem Jungen im Zimmer eingeschlossen und fotografierte wohl eine ganze Stunde."
„Ja und dann? Dann kamen Sie doch dran!"
„Jawohl, aber ..." Da klingelt das Telefon. Die Konkurrenz ist am Apparat. „Wir danken Ihnen herzlich, Herr Kollege, für Ihren wertvollen Tip. Wir bringen das Bild am Samstag!"
„Welches Bild?"
„Ein prachtvoll gelungenes Bild von Ihrem Vollbartjungen, wirklich, ein phänomenaler Bart!"
„Wieso denn? Ich habe hier auch ein Bild, aber das hat keinen Bart! Wie ist das möglich?"
„Weil unser Fotograf eben tüchtiger ist als der Ihrige!"
„Wieso? Wie meinen Sie das? Hallo! Hallo! Zum Teufel, jetzt hat er eingehängt, der Halunke!"
„Aber lassen Sie sich doch erklären", bemerkt jetzt schüchtern der Fotograf. „Der andere, mein Konkurrent, war, wie gesagt, eine geschlagene Stunde mit dem Jungen allein, und da hat ihn dieser Verbrecher, der Teufel hol ihn ..."
„Umgebracht?" — „Nein, schlimmer, viel gemeiner!" — „So reden Sie doch!" — „Rasiert!"





Ich ging friedlich auf der Pettenkoferstraße. Plötzlich fiel mir vom zweiten Stock ein Blumentopf auf den Kopf. Dem Topf machte es weniger. Wütend packte ich ihn und raste die zwei Stock empor. Die Hausfrau öffnete.
„Hier — dieser Topf ist mir soeben von Ihrem Balkon auf den Kopf gefallen!" stieß ich hervor. Die Hausfrau nahm ihn lächelnd in Empfang:
„Zu liebenswürdig! Aber den hätte auch unser Mädchen heraufholen können." J. H. R.

Die Ehefrau kam aufgeregt ins Büro gelaufen.
„Herr Donnerschlag! Herr Donnerschlag!"
„Was gibt es denn?"
„Mein Mann kann heute nicht kommen!"
„Warum denn nicht?"
„Er hat sich gestern auf einer Bank in einen langen rostigen Nagel gesetzt!"
Der Chef staunte:
„Und da haben Sie ihn bis heute noch nicht losgekriegt?" J. H. R.

Auf dem Bahnhof in Steinburg stieg ein Reisender aus dem Zug. Zwei Buben standen auf dem Bahnsteig. Der Kleinere plärrte unausstehlich laut.
„Bist net gleich ruhig!" sagte der Reisende im Vorbeigehen. Da schreit der Kleine noch heftiger und stampft mit den Füßen. Der Reisende kehrte daraufhin um und sagte ernst: „Wenn du net gleich ruhig bist, friß i dich auf, du Bengel!"
Da meinte der Größere altklug: „Sie Herr, den könnan S' net fressn, der hat nemlich in d' Hosn gmacht." J. R. R.

Xaverl und Alois kamen nach Deggendorf zum Saumarkt. Am Nachmittag gingen sie schnackerlfidel von Wirtshaus zu Wirtshaus. Beim Bräu kehrten sie zuletzt ein. Sie hatten schon viele Maß Bier gestemmt, Brotzeit gemacht, geraucht, kurzum ausgiebig gezecht, obwohl sie kein Geld mehr hatten.
Sie riefen den Wirt: „Du, Wirt", sagte der Xaver vertrauensselig: „Dees was mir ghabt ham, zahl alls i! Aba aufschreim muaßt halt alls, weil i koa Geld mehr ho."
Mit sauerem Gesicht lehnte der Wirt ab.
„Dees mach i net! J schreib prinzipinell nix auf!"
Da meinte der Xaverl leutselig: „Dees macht nix, dann muaßt dirs halt mirken!"
Die Zeche ist inzwischen vom Alois beglichen worden. J. R. R.

In Ittling ist dem Mühlbauerknecht der Zug nach Straubing vor der Nase weggefahren. Er rannte zwar hinterdrein, konnte aber nicht mehr aufspringen. Schnell fand er sich damit ab und ging langsam den Schienen entlang weiter, gegen Straubing zu.
Der Bahnvorstand sah dies und schrie dem Knecht energisch zu: „He! Dees darfst fei net, hinterm Zug nachgehn, dees is strafbar!"
„No", rief der Mühlbauerknecht zurück: „Nachgeh werd i do no derfn, wenn i d' Fahrkartn scho in da Taschn hab, du Bürakrat!" J. R. R.

Firmenwechsel

(K. Heiligenstaedt)



„Hier muß ich mir für die Mittagspause immer was zum Lesen mitnehmen, bei meinem Rechtsanwalt hatte ich immer so spannende Prozeßakten!"

Cambiamento di Ditta: "Qui, per la pausa meridiana, devo portar sempre meco qualche cosa da leggere; dal mio avvocato avevo sempre Atti processuali così interessanti!,,

München, 30. April 1941
46. Jahrgang / Nummer 18

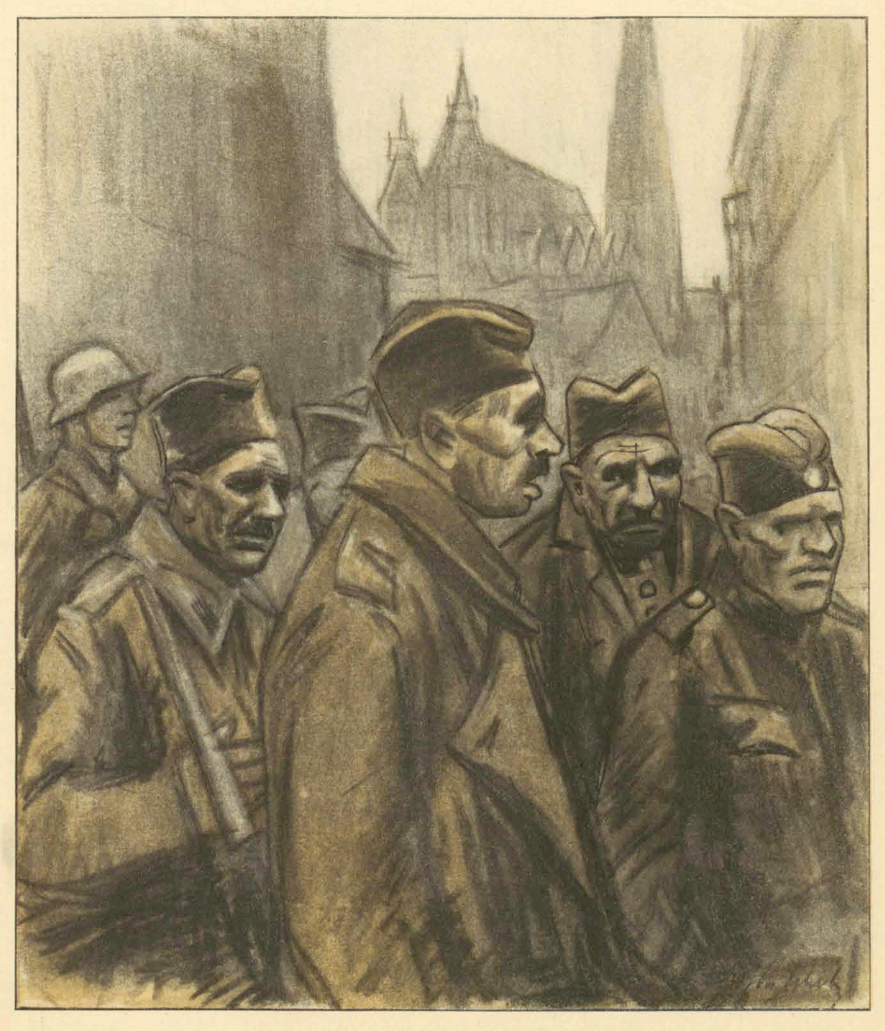
30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Serben in Wien

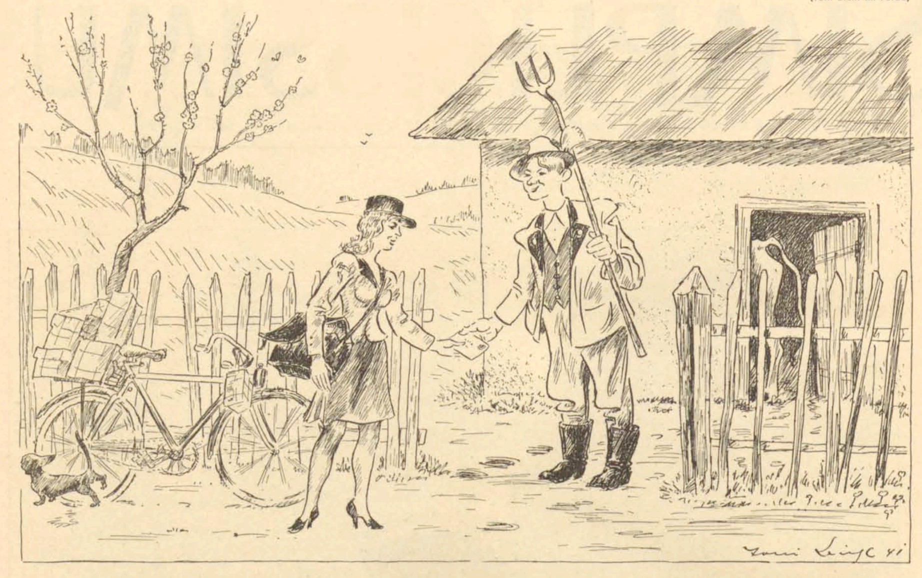
(Wilhelm Schulz)



„Daß wir so schnell in Wien sind, Duschan, das hätte ich nicht gedacht!"

Serbi in Vienna: "Duschan, non avrei mai pensato che saremmo sì presto a Vienna!,,

(Toni Bichl im Felde)



„Sehen S', Fräulein Leni, wenn Sie s' bringen, freut mich sogar a Zahlungsaufforderung!"

"Vedete un po', signorina Lena, perfino una citazione di pagamento mi fa piacere, purchè me la portiate Voi!,,

DAS BEINCHEN

Damit man nicht glaubt, daß wir Prasser sind, sei von vornherein bekannt gegeben, daß mein Freund Emil nur eine Portion Taube mit Beilage aß. Eine Portion Taube ist gleich einer halben Taube; die verpraßte er. Als sie noch lebte, war sie eine Taube mittlerer Größe. Auch sie selbst hatte nicht viel gepraßt, sondern ein durchaus bürgerliches Leben geführt. Es war dies am Geschmack einwandfrei festzustellen. Sie schmeckte gutbürgerlich. Aber immerhin, man hat nicht täglich Taube. Also das zur Einleitung. Wenn einer eine halbe Taube ißt, und die andern schauen zu, kann es leicht kommen, daß man in eine Erörterung über die geeignetste Art Geflügel zu essen eintritt.

Im Faust steht es nicht und auch nicht in der Edda oder der Bibel oder in einer Polizeiverordnung, daß man größeres Geflügel mit Messer und Gabel zu essen hat und nur bei kleineren die Hand zu Hilfe nehmen darf. Wer sich das ausgedacht hat, weiß ich nicht. Als König Heinrich von England mit der Nummer VIII Geflügel aß, hatte sich das noch nicht herumgesprochen. Dieser Heinrich griff mit beiden Händen in die Kapaunen und führte ganze Fetzen mit Brachialgewalt zum königlichen Munde, worauf er die abgefieselten Knochen hinter sich warf (siehe den einschlägigen Film). Es ist dies die mannhafteste Methode Geflügel zu essen. Aber so wie er machten es auch die Damen damals, Maria von Medici und die sittsame Maria Stuart. Die Damen müssen recht fettige Patschhändchen gehabt haben nach Einnahme von Geflügel.

Um dem abzuhelfen, wurde die Gabel erfunden, und nun wars aus mit dem freihändigen Geflügelessen. Es begann das chirurgische Zeitalter im Geflügelverzehren. Damit ging viel Lebensfreude in die Brüche und man wurde dafür durch feinere Tischsitten entschädigt. Daran leiden wir heute noch, namentlich wenn man in Gesellschaft ißt. Man sollte Geflügel nur im vertrautesten Freundeskreis in einer einsamen Hütte auf einer Waldlichtung essen, auf daß man die Knochen aus dem Fenster werfen könnte und sich womöglich in Kapaunen hineinkniet. Verzeihung, ich spreche ja von einer halben Taube. Aber abgesehen von anderen Mangelerscheinungen, es gibt viel zu wenig Hütten auf Waldlichtungen. Als Emil seine halbe Taube aß, war keine Waldlichtung weit und breit und deshalb mußte er chirurgisch vorgehen. Mein Gott, wie kompliziert gebaut ist so eine Taube, geradezu raffiniert sind Knochen und Fleisch durcheinandergemengt. Die allgütige Natur hat bei der Erschaffung der Taube vollkommen die spätere Erschaffung von Messer und Gabel übersehen, sonst hätte sie Hartes von Weichem geschieden, wie seinerzeit Festland vom Meer. Reden Sie mir nicht von Brust, Tauben haben keine junonischen Formen und Rubens stand hier nicht Pate.

Auch erfordert so ein Essen physikalische Kenntnisse und man muß die Hebelgesetze beherrschen. Es bewegt sich nämlich der lange Hebelarm eines Taubenbeinchens viel schneller als der kürzere. Was ist aber am langen Hebelarm? Bratensauce ist dran. Und wo fliegt die Bratensauce hin? Nach einem geheimnisvollen Hebelgesetz fliegt sie immer auf die Kravatte. Sie können nachher die Einschläge genau zählen. Die Wirkung ist katastrophal, Treffer neben Treffer.

Nun kommen Sie mir nicht damit, daß die Taube zum kleineren Geflügel gehört. Die Front des großen Geflügels schiebt sich immer weiter vorwärts. Vielleicht haben früher einmal nur die Strauße zum großen Geflügel gehört, dann werden Gänse und Hühner dazu gekommen sein, und heute traut sich kaum einer ein Taubenbeinchen in die Hand zu nehmen. Die Feinheit marschiert. Foitzick

Spaziergang im Regen

Von Ratatöskr

Wenn der Regen das Pflaster netzt,
ist das mitunter nicht übel,
selbstverständlich vorausgesetzt
dementsprechende Stiebel.

Denn man pilgert ganz gern einmal
in dem Mantel aus Loden
ohne Sonne durchs Jammertal
und auf näßlichem Boden.

Fängt sich nebenbei allerhand Spaß,
Dinge heitern Gedenkens.
Nasse Füße behindern das
respektive beschränken's.

Fremder Pedalaspekt ergetzt,
heimlich blinzelnd gestohlen,
– immer natürlich vorausgesetzt
eigene feste Sohlen.

Hanging the washing on the Siegfriedline

(Karl Arnold)

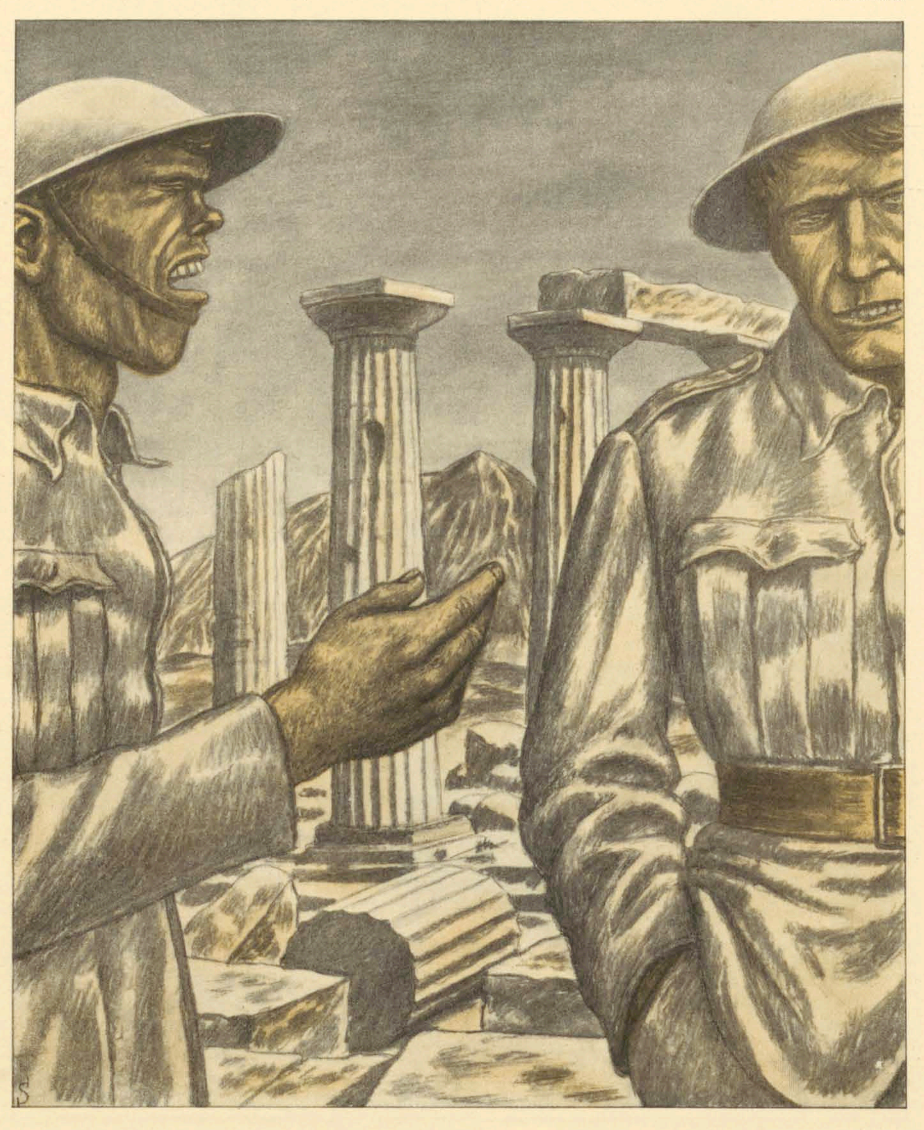


„Sagen Sie, Mr. Churchill, wo können wir endlich unsere schmutzige Wäsche aufhängen?"

"Ditemi, Mr. Churchill, dove mai possiamo finalmente appendere la nostra biancheria sudicia?„

Englisches Zerstörungskommando

(Erich Schilling)



„Diese Ruinen sind zweitausend Jahre alt! Na, sowas machen wir in ein paar Stunden!"

Comando britannico di distruzione: "Queste rovine hanno due millenni! Guarda un po' . . . noi facciamo altrettanto in poche ore!,,

Im warmen Frühlingsregen

(Fr. Bilek)



Nella calda pioggia di primavera

DER VERLIEBTE DEPESCHENBOTE / VON JO HANNS RÖSLER

Der Depeschenbote brachte eine Depesche. Zwischen Orangenhainen saß die feurige Carmen Bizetta und drehte sich eine Zigarette. Er überreichte ihr die Depesche mit einer roten Rose. Das Mädchen zeigte lächelnd die weißen Zähne und steckte die rote Rose in ihr schwarzes Haar. Bei dieser Gelegenheit zog sie eine silberne Haarspange heraus und wollte damit die Depesche öffnen. Der Depeschenbote stürzte leidenschaftlich ihr zu Füßen.

„Nicht lesen, Carmen Bizetta!"

„Aber — Señor Depescha??"

„Nicht lesen! Nicht lesen!"

„Was fällt Ihnen ein?"

„Er — der schreibt Depesche — er ein Schuft!"

„Er liebt mich!"

„Ein Torero! Caramba! Ein schlechter Torero! Ein verliebter Torero! Ein Torero gegen lahme Kühe! Ein Rindfleischschlächter!"

„Er liebt mich! Er wird mich heiraten!" Der Depeschenbote umschlang heiß ihre kühlen Beine.

„Ich liebe Sie auch, Carmen Bizetta! Er liebt, wenn er müde aus der Arena kommt — ich aber liebe, wenn ich ausgeschlafen vom Amt komme! Entscheidet euch! Er ist nur ein Torero, ein Allerweltsliebling, ein Weiberheld — ich aber bin Sevillas Depeschenbote, ein Edelmann gegen einen Scharlatan von Stierkämpfer!"

Sie warf den roten Schal über die nackte Schulter und lachte hell auf. „Er wird euch seinen Degen in den Leib jagen, Señor Depescha!"

„Laß ihn ihn jagen, schönes Weib! Er hat nur einen Degen, ich aber habe viele Depeschen! Er jagt mir den einen Degen in den Leib, ich aber jage ihn mit meinen Depeschen durch ganz Spanien, von einem Ort zum andern! Er sitzt bei euch, macht euch schöne Augen und schöne Worte — caramba! sacracaramba! — da komme ich, bringe eine Depesche: Sofort nach Madrid stopp Stierkampf winkt. Er reist ab. Kommt in Madrid an. Kein Stierkampf weit und breit. Da trifft ihn schon eine neue Depesche: Jungstiere von Miura in Barcelona eingetroffen. Er fährt ab. Aber es sind keine jungen Stiere von Miura in Barcelona. Nur Milchkühe. Eine neue Depesche. Er rast von Ort zu Ort — ruhelos — indessen ich hier in Sevilla euern weißen Arm küsse, mit euch kose, mit euch tausend kleine flinke süße Depeschen plane."

„Señor Depescha! Ich werde schwach!"

„Jetzt lest die Depesche!"

Carmen Bizetta las die Depesche.

„Der Schuft!", schrie sie und stampfte zornig auf, daß die Orangen von den Bäumen fielen.

„Was gibt es?" — „Der Schuft! Gestern in Madrid! Der Stier hat gesiegt!"

DIE GLÜCKSINSEL

Bei einer Sturmfahrt durch die weltferne Südsee wurden Matrosen auf eine unbewohnte Insel verschlagen, wo ihnen plötzlich im langen Bart und Haar ein nackter weißer Mann mit glücklichem Lächeln entgegentrat.

Befragt, wie er denn in diese Einsamkeit komme, antwortete der treuherzige Robinson: „Ich bin hierher geflüchtet, weil ich vergessen wollte."

„Was wollten Sie denn vergessen, guter Mann?"

„Ich weiß es nicht mehr", lächelte der Glückliche. P.

WOHLTUN TRÄGT ZINSEN

VON HEINZ STEGUWEIT

Wer Pech anfaßt, der beflecket sich, wer aber Pech hat, den besudeln die andern, da helfen keine Methoden freundlicher Erziehung, ihre Mittel mögen sich ändern, die Menschen wandeln sich kaum. Das erfuhr vor Jahren auch Herr Willem Firnekrog, seine Geschichte steht in keinem Bande Pitavals, zumal sie später geschah, als diese Niederschriften seltener Rechtsfälle dem Gedächtnis der Literatur anvertraut wurden. Herr Willem Firnekrog war Reisender in nützlichen Artikeln, sei's Unschlittkerzen oder Seife, es ist für die Geschicke seines Abenteuers ebensowenig bedeutsam wie die Tatsache, daß sich alle Ereignisse im Badener Lande vollzogen; denn Preußen oder die schwäbische Nachbarschaft hätten gleichermaßen der Schauplatz aller Wirrungen sein können, von denen wir nunmehr erfahren.

So oft Herr Willem Firnekrog in den Plätzen des Oberrheins seine Runde gemacht hatte, pflegte er dort, wo er zu Hause war, nämlich in Ödigwelling, das Gasthaus zur Schneckenburg aufzusuchen, pflegte hier am Weintisch aufs Holz zu pochen und eine Flasche Markgräfler zu bestellen, auf die er sich freute und die er verdient zu haben meinte nach allerlei Anstrengung und Kümmernis.

Doch neben der Bouteille Markgräfler Saftes gab's im Gasthaus zur Schneckenburg noch eine zweite Creszenz, derentwillen eine Vorfreude sich lohnte, und das war die Kellnerin Sabine, ein Frauenzimmer wie die Obstblüte leibhaftig. Das Ding hatte flotte Beine, kein Fleckchen saß auf der Schürze, und im übrigen war der Augentrost lotrecht gewachsen wie ein Rebstock, an dem Herr Firnekrog seine Blicke emporranken ließ seit Monaten und Wochen. Nicht sündig und begierlich, mitnichten nein. Der Mann war redlich wie seine Ware, war sauber wie die Kernseife im Koffer und helle wie das Licht der Unschlittkerzen, deren Qualität er anzupreisen wußte. Außerdem besaß Willem Firnekrog längst eine eigene Familie, keine schnöde Heimlichkeit verbarg er der Gattin daheim; vermeide also, lieber Leser, jede Vermutung eines Abweges, unser Freund war ein Epikuräer, doch nimmer ein Leporello und Don Juan, kränkt nicht den Ärmsten, der eben heute mit dem Stiefel in den Fettnapf tunkte, so unglückselig wie kaum ein anderer Schöps vor ihm.

Höret: Herr Willem Firnekrog trat wieder ins Gasthaus zur Schneckenburg im Orte Ödigwelling, hängte den Hut auf den Nagel, pochte am Tisch, doch nicht Sabinchen kam, den Gast nach seinem Begehr zu fragen, sondern der Wirt persönlich. Eine Bouteille Markgräfler wie immer? Nun gut, aber die Gegenfrage durfte verständlich sein: „Ihr seid solo, Herr Wirt? Hm. Müßt euch behelfen ohne die Mamsell, ohne das Fräulein — wie hieß sie doch, dies Stück Frühling und Beerenauslese?" „Ihr meint die Sabine —?"

„Eben dieselbe, Herr Wirt!"

Der Herr des Hauses, ein Kerl wie Perkeo und Dionys, nur der Efeukranz fehlte um Schopf wie Stirn, also der Schneckenburger gönnte sich ein Lächeln, das beinah zum Grinsen gedieh: „Ich möchte denken, der Markgräfler schmeckt aus meiner Hand nicht minder duftig, Herr Firnekrog. Und was die Mamsell angeht, das Fräulein Sabine meine ich, nun, sie hat den Dienst quittieren müssen..."

Firnekrog sog am Glas, die Lippen spitzend und alle Honigwaben des verwichenen Sommers auf der Zunge wähnend; dann aber schluckte er, machte die Augen schmal: „Das Fräulein Sabine ist fort? Die Mamsell kommt nie wieder?"

„Mit Verlaub: Sie war nicht Fräulein noch Mamsell, vielmehr Frau und Gattin schon länger. Nun aber ging das Zuverdienen nicht mehr, so erwünscht es schien beim kargen Verdienst des Gatten. Im Vertrauen, lieber Herr Firnekrog: Sabine wird Mutter sein heut' oder morgen, das ist ihr ganzes Geheimnis." — „Ach —?"

In diesem „Ach", lieber Leser, lag alles beschlossen, was die Gefühle des reisenden Kaufmanns im Augenblick schürte. Daß die Blüte schon gepflückt war, schien eines elegischen Schmerzes wert. Daß Sabine nie mehr erscheinen, den Markgräfler mit holder Appetitlichkeit kredenzen und das wohltätig bemessene Trinkgeld vielleicht für ein frisches Schürzlein oder zwei schimmernde Strümpfe aufwenden würde, deuchte dem Epikuräer eine gelinde Qual. Tja, das Leben war ein Sauerteig, wer rührte ihn süßer?

„Es geht ihr also gut, Herr Wirt?" Mit dieser Frage versuchte Willem Firnekrog den pfiffig spähenden Schneckenburger abzulenken, doch der Weinwirt heizte das Gemüt des Zechers noch einmal ein: „Bester Freund, die Sabine ist nicht fürstlich dran. Nein, ihr Mann ist Korbflechter, oft fehlt die Butter beim Fisch."

Damit ging der Wirt, seinen Gast in der Obhut des Markgräfler lassend, der ihn trösten mochte. Draußen flogen die Schwalben tief, sie übten sich für den Abschied, das zauberte viel Weh in des Kaufmanns sinnende Seele. Und je herzlicher der Firnekrog am Becher naschte, um so weniger wollte des Markgräflers Blut zur Lethe und also zum Trank der Vergessenheit werden. Jeder Schluck machte seinen Weg in des Gastes leibliche Kammern, stieg von dort zu Häupten und füllte die Krone mit gütigen Plänen: Wenn die gleiche Sabine, die hier in Wochen und Monden ein Augentrost und Labsal gewesen war, nunmehr daheim in der Stadt einige Not litt, sintemal der Segen baldiger Mutterschaft die Entschwundene zeichnete, durfte es ein Werk gottgefälliger Nächstenliebe sein, wenn man als Mensch von Wohlstand dem Weibe zu Hilfe kam. Genug. Herr Willem Firnekrog bezahlte seine süße Bouteille, ließ sich Sabinens genauen Wohnort nennen und machte sich zwei Tage später auf den Weg. Kam in die Stadt, suchte das Haus, fand es im Viertel dürftiger Bürgerlichkeit, zupfte die Klingel...

Wer da öffnete, war nicht Sabine selber. Nein, die sei im Heim der Wöchnerinnen, wisperte die Matrone, die geöffnet hatte, eine Nachbarin offensichtlich. Und Sabinens Mann, der robuste Korbflechter Kaspar, der wäre ebenfalls abwesend, er arbeite auf Wanderschaft, ein saures Brot, ach ja.

Herr Willem Firnekrog, seines Herzens wohltätige Regungen keineswegs bereuend, überlegte rasch, was zu tun sei. Und weil es ihm gut schien, weder Sabinens Gatten noch das Heim junger Mütter aufzusuchen, vielmehr als vornehmer Gönner im Schatten zu bleiben, griff er in die Tasche, grub ein Beutelchen mit zwanzig klimpernden Talern hervor, sagte der Nachbarin dies: „Gute Frau, ich sehe, Sie sind eines Vertrauens würdig. Es ist so, daß Sabine einigen Aufwand braucht fürs Kind. Hier liefere ich ein Sümmchen ab, Sie wollen es weiterreichen, und wenn die schöne Mutter nach dem Spender fragt, sagen Sie nichts weiter als dies: Der Gast aus der Schneckenburg ist's gewesen — alsdann weiß sie Bescheid."

— Alles geschah, wie's der Firnekrog wollte. Ja, der Biedermann reiste heim und schwelgte noch eine Woche lang im Behagen des stillen Wohltäters. Es kam aber anders. Der Korbflechter Kaspar, ein stumpfnäsiger Töffel, auch hatte er Muskeln wie ein Rind, empfing die zwanzig Taler zwar ungeschmälert aus den Händen der Nachbarin, diese aber zwinkerte mit den Augen und meinte: „Gib Obacht, Kaspar, da stimmt was nicht. Wer legt so viel Geld auf den Tisch, ohne sich als Schuldner zu fühlen, hm? Bedenkt, die Sabine kriegt morgen ein Kind...!"

Diese Flüsterung war ein Tarantelstich für Sabinens Gatten. Ja, die Tatsache, daß sieben, dreizehn und bald zwanzig Nachbarn nunmehr die Zungen flattern ließen, brachte Kaspars Blut zum Gären, endlich schäumte es über, der Korbflechter fühlte Hörner am Kopf: Er jagte hinter dem Wohltäter her und stellte ihn eines Tages auf offener Straße nicht weit vom Orte Ödigwelling. Doch weil dem Wortwechsel rasch ein Handgemenge entstieg, schwoll der Auftritt zum Tumult, es sammelten sich Späher und Schwätzer, bis ein Gendarm das schuldlose, doch sehr geschundene Opfer von seinem Peiniger trennte, indes eine Kollektion von Seifenstücken und Unschlittkerzen übers Pflaster rollte: Herr Willem Firnekrog, nunmehr in bösen Verdacht geraten, wanderte auf sieben Stunden ins Kaschott, der Korbflechter Kaspar bezog für die gleiche Frist eine Zelle nebenan. Damit nicht genug: im Heim der Wöchnerinnen unterwarf man Sabine einem kaum liebenswerten Verhör, sie habe den Gatten zum Hahnrei gemacht, lautete die Anklage. Und was endlich, daß das Maß aller Verstrickungen voll werde, die Familie des Reisenden Willem Firnekrog betraf, so gab's im Hause des Wohltäters verzweifelte Tage, die nicht mehr jugendliche Gattin versank im Leid, die schon erwachsenen Söhne und Töchter hielten zur Mutter und sagten sich los von einem Vater, der den Genuß Markgräfler Weines mit höheren Seligkeiten so offenkundig begleitet hatte. Auch hier nahm der Schwatz wohlgesinnter Nachbarn die Gestalt eines Walpurgiswirbels an. Kurz: Firnekrog ließ den Möbelwagen anspannen und entfloh nebst seiner Familie aller Verfolgung, desgleichen zog es in der anderen Stadt der Korbflechter Kaspar vor, die Umklammerung quälender Gerüchte und Foppereien zu sprengen: Er siedelte sich, einsam geworden, mit seinem bißchen Hausrat am jenseitigen Rheinufer an, daß die Breite des strömenden Wassers ihn ein für allemal vom Revier des Spottes trenne.

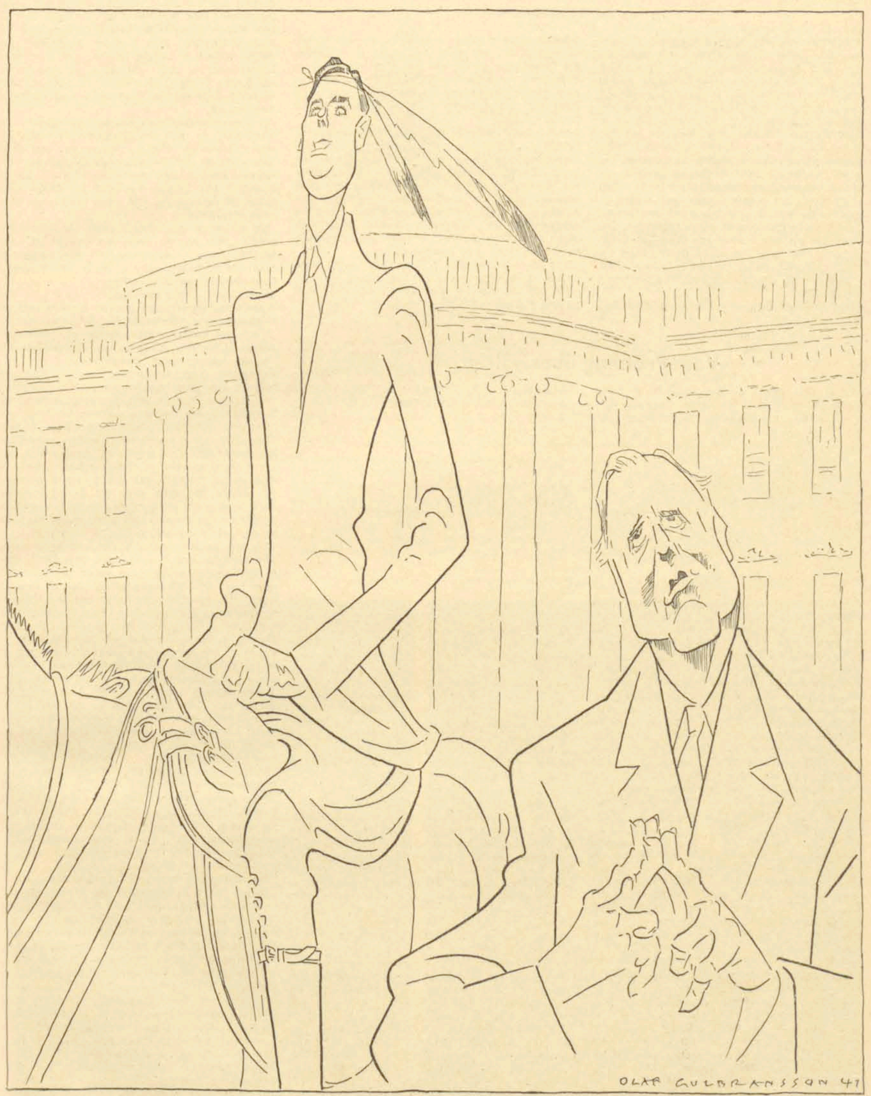
Unterdessen geriet Sabine ins Armenhaus, dreimal schwor sie bei Gott und allen Wolken, ihr Kind sei einzig und allein Kaspars Geschöpf, doch weil man damals vom Geheimnis der Blutproben wenig ahnte, blieben die Schwüre im Monde hängen, sie fanden nicht Echo noch Einsicht bei den Irdischen. Wohl aber galt schon die Weisheit, daß die Zeit alle Wunden heile, so daß der Chronist seine sicherlich betrübten Leser durch folgenden Epilog auszusöhnen vermag: Alle Heißsporne des Histörchens hatten ihre Rechnung ohne den Wirt vom Gasthaus zur Schneckenburg gemacht. Dieser Mann, ein Kerl wie Perkeo und Dionys, wir sprachen von ihm, wußte als gründlicher Menschenkenner, daß es sinnlos sei, brennende Scheuern mit dem Weinglas der Vernunft zu löschen. Wußte ferner, daß Sabine und ihr Wohltäter Firnekrog niemals innigere Gunstbezeugungen getauscht hatten, es sei denn einen Händedruck, der aber im allgemeinen ohne besondere Folgen zu bleiben pflegte. Also wartete der Gastwirt ab, bis sich der Qualm verdünnte, unterdes stellte er sich unbeteiligt und ahnungslos. Dann aber, als kaum zwei Monate vergangen waren, nahm er Sabine und das Kind ins Haus. Schrieb zwei Briefe, den einen an Herrn Firnekrog, den andern an den Korbflechter Kaspar. Flunkerte jedem der Männer vor, das Kind der Kellnerin wäre sterbenskrank, also sei es wohl einfache Menschenpflicht des Vaters, sich vor der letzten Stunde noch einmal um den kleinen Sproß zu kümmern.

Diesem Notruf folgte nur der Korbflechter, nicht aber Herr Willem Firnekrog, der im Vollbewußtsein des unbelasteten Gewissens sich vom Brief des Schneckenburgers wohl erzürnen, nicht aber erweichen und noch weniger beflunkern ließ.

— Endlich hatte man Kind und Vater beisammen, ein Erfolg, der die List des Wirtes segnen mochte. Und nicht nur die geheime und besorgte Stimme des Blutes durfte den herbeigeeilten Kaspar von seinem Wahn erlösen, auch des Schneckenburgers Eid, daß er Sabinchens Lebenswandel beobachtet habe, galt wie bares Geld. Und endlich, als abermals zwei Monate verwichen waren, schien die Verwandtschaft des Kindes mit dem leiblichen Vater nicht mehr zu leugnen: Es bekam eine stumpfe Nase, die Muskeln quollen wie bei einem Kälbchen — nein, derlei Attribute waren dem Reisenden in Unschlittkerzen und Seife niemals eigen gewesen, wohl aber dem Korbflechter. Auf des Wirtes Zuspruch begab sich die kleine Familie zum Ehepaar Firnekrog, um dort die letzten mürrischen Falten aus den Gesichtern zu scheuchen. Es war an jenem Tage, der auf dem Kalenderblatt die Bezeichnung „Unschuldige Kindlein" zu tragen pflegte, darunter frohlockte der Spruch: „Wohltun bringt Zinsen, und einen fröhlichen Geber hat Gott lieb..." Ob die böse Zunge der Nachbarin aus Kaspars ehemaliger Behausung eine Strafe bezog, ist mir nicht bekannt. Doch ich glaube es kaum, weil es nur für „böswillige" Verdächtigungen einen Paragraphen gibt, nicht aber für solche, von denen der Urheber behaupten kann, er habe sie „gut" gemeint.

Kriegsbeobachter Jimmy Roosevelt

(O. Gulbransson)



„Pech, Jimmy, in Serbien gibt's keinen Krieg mehr und Griechenland ist auch nicht mehr zu empfehlen, aber laß gut sein, Daddy wird schon wieder einen neuen Kriegsschauplatz für dich finden!"

Jimmy Roosevelt osservatore di guerra: "Che disdetta Jimmi! In Serbia non c' è più guerra e nemmeno la Grecia è più da raccomandare. Ma non farne caso, Daddy troverà pure un nuovo teatro di guerra per te!„

DIE VERLEUMDUNG

VON ANTON TSCHECHOW

Der Rechtschreiblehrer Sergjei Kapitonitsch Achnejew hatte seine Tochter Natalja mit dem Geschichts- und Geographielehrer Iwan Petrowitsch Loschadin verheiratet. Die Hochzeitsfeier verlief wie geschmiert. Im Saal wurde gespielt, gesungen und getanzt. Durch die Zimmer huschten wie Besessene die aus dem Klub gemieteten Diener in ihren schwarzen Fräcken und fleckigen weißen Kravatten hin und her. Überall Lärm und laute Gespräche. Der Mathematiklehrer Tarantulow, der Franzose Pasdequoi und der junge Revisor der Rechnungskammer Jegor Benediktitsch Msda saßen nebeneinander auf einem Diwan und erzählten, einander immer wieder unterbrechend, den Gästen das Ereignis der Beerdigung eines Lebenden. Dabei äußerten sie ihre Meinungen über den Spiritismus. Alle drei glaubten nicht daran, aber sie gaben die Möglichkeit zu, daß es auf dieser Welt viele Dinge gibt, die der menschliche Verstand niemals erfaßt.

In einem anderen Zimmer erklärte der Literaturlehrer Dodonskij seinen Zuhörern, wann ein Posten berechtigt sei, auf einen Passanten zu schießen. Die Gespräche waren, wie man sieht, sonderbare, aber durchaus angenehme. Durch die Fenster auf dem Hof schauten die Leute herein, die nach ihrer sozialen Stellung kein Recht zum Eintritt hatten.

Genau um Mitternacht ging der Hausherr Achnejew in die Küche, um nachzusehen, ob alles zum Abendessen fertig sei. Dort war alles vom Boden bis zur Decke in Dampf gehüllt. Es roch nach Gänsen, Enten und vielen anderen Dingen. Auf zwei Bänken waren in malerischer Unordnung die Attribute des Hors d'oeuvre und der Getränke aufgestapelt und ausgelegt. Neben dem Tisch stand geschäftig die Köchin Marfa, ein rotes Weib mit einem doppelten Hängebauch.

„Zeig mir mal den Stör, Mütterchen!" sagte Achnejew händereibend und mit der Zunge leckend. „Was für ein Geruch, was für ein Miasma! Man könnte die ganze Küche aufessen. Nu, zeig' her!"

Marfa trat zu einer der Bänke hin und hob vorsichtig ein schmutziges Zeitungsblatt auf. Unter diesem lag auf einer riesigen Platte ein großer gesalzener Stör, bunt mit Kapern, Oliven und gelben Rüben geziert. Achnejew schaute den Stör an und seufzte. Sein Gesicht leuchtete, seine Augen rollten. Er beugte sich vor und von seinen Lippen kam ein Laut, wie der eines ungeschmierten Rades. Er stand eine Weile da, dann schnalzte er vor Freude mit den Fingern und schmatzte mit den Lippen.

„Potztausend! Der Ton eines heißen Kusses! ... Mit wem küßt du dich da, Marfuschka?" hörte man eine Stimme aus dem Nachbarzimmer und in der Türe erschien der kahlgeschorene Kopf des Hilfslehrers Wankin. „Mit wem? A—a—a — sehr angenehm! Mit Sergjei Kapitonitsch! Guter Großvater, da fehlt nichts! Mit einer weiblichen Polonäse tête-à-tête!"

„Ich küsse ja gar nicht", sagte Achnejew verlegen. „Wer hat dir denn das gesagt, du Idiot? Ich habe nur ... ich habe mit den Lippen geschmatzt in bezug auf ... in der Vorfreude ... beim Anschauen des Fisches..."

„Erzähl doch keine Märchen!"

Wankin lachte mit dem ganzen Gesicht und sein Kopf verschwand hinter der Tür. Achnejew errötete. „Weiß der Teufel was!" dachte er. „Jetzt geht dieses Luder hin und schwatzt. Er blamiert mich vor der ganzen Stadt, dieses Vieh."

Achnejew ging schüchtern in den Saal und schielte zur Seite: wo ist Wankin? Wankin stand neben dem Klavier und flüsterte lachend der Schwägerin des Inspektors etwas ins Ohr.

„Das geht auf mich!" dachte Achnejew. „Er redet über mich; wenn es ihn nur zerreißen würde! Und die glaubt es... sie glaubt es. Sie lacht! O, mein Gott! Nein, so kann es nicht bleiben... nein. Ich muß es so machen, daß ihm niemand glaubt... Ich werde mit allen über die Sache sprechen, dann wird er als ein dummer Schwätzer dastehen."

Achnejew kratzte sich und ging, immer noch verlegen, auf Pasdequoi zu.

„Ich war gerade in der Küche und habe wegen des Abendessens Anordnungen getroffen", sagte er zu dem Franzosen. „Sie essen, wie ich weiß, gern Fisch und ich habe einen Stör, ff! Zwei Arschin! He—he—he... Ja, jetzt, beinahe hätte ich vergessen... Da ist soeben in der Küche mit diesem Stör — ein wahrer Witz passiert! Ich komme gerade in die Küche und will mir das Essen ansehen... Ich schaue mir den Stör an und vor lauter Vergnügen... vor lauter Pikant schmatze ich mit den Lippen. Da kommt auf einmal dieser Trottel Wankin daher und sagt: ‚A—a—a ihr küßt euch hier?' Mit dieser Marfa, mit der Köchin! Was diesem dummen Kerl nicht einfällt! Dieses Weib mit seiner unansehnlichen Gestalt, das eher einem Tier ähnlich ist und er... küssen! Sonderbarer Mensch!"

„Wer ist ein Sonderling?" fragte der hinzukommende Tarantulow.

„Ach, dieser Wankin da! Gehe ich da in die Küche..." Und er erzählte von Wankin.

„Er wollte sich einen Spaß machen, dieser komische Mensch! Ich würde eher einen Barfüßer küssen, als die Marfa", fügte Achnejew hinzu, sah sich um und sah Msda neben sich.

„Wir reden gerade von Wankin", sagte er zu ihm. „So ein Tropf! Er kommt in die Küche und sieht mich neben Marfa stehen, da fällt ihm aller mögliche Unsinn ein. ‚Was', sagt er, ‚ihr küßt euch?' Das ist ihm offenbar im Rausch so vorgekommen. Eher, sage ich, küsse ich einen Indian als Marfa. Ich habe doch eine Frau, sage ich, was bist du für ein Trottel! Du hast einen schlechten Witz gemacht!"

„Wer hat sich über Sie lustig gemacht?" fragte der Religionslehrer, der eben auf Achnejew zukam.

„Wankin. Wissen Sie, ich stehe gerade in der Küche und schaue mir den Stör an..."

Usw. Nach etwa einer halben Stunde wußten schon alle Gäste die Geschichte von Wankin und dem Stör.

So, jetzt kann er es meinetwegen erzählen! dachte händereibend Achnejew. Von mir aus! Wenn er zu erzählen anfängt, wird es gleich heißen: „Geh, hör auf, Dummian, mit deinem unsinnigen Gerede! Wir wissen alles!"

Achnejew hatte sich so sehr beruhigt, daß er vor lauter Freude vier Gläschen über den Durst trank. Nach dem Abendessen hatte er die jungen Leute an ihr Schlafzimmer begleitet, dann ging er in

Vom Frühling überwältigt

(Maçon)



„Genügen Ihnen die Blümchen jetzt, Herr Rat?" — „Noch nicht, Herr Inspektor, ich möchte gern ein größeres Arrangement mit heimbringen . . . !"

Trasportato dalla primavera: "Vi bastano ora, signor consigliere, questi fiorellini?„ — "Non ancora, signor ispettore; bramerei tanto di portare a casa un arrangement più grande . . . !„

sein eigenes und schlief ein wie ein unschuldiger Knabe. Am anderen Tage dachte er schon nicht mehr an die Geschichte mit dem Stör.

Aber o weh! Der Mensch denkt und Gott lenkt. Die böse Zunge hatte ihr böses Werk getan und Achnejew half sein Kniff nichts. Genau eine Woche später, gerade am Mittwoch nach der dritten Stunde, als Achnejew unter seinen Schülern stand und über die fehlerhaften Neignungen des Schülers Wysjeikin sprach, kam der Direktor zu ihm und nahm ihn auf die Seite.

„Hören Sie, Sergjei Kapitonitsch", sagte der Direktor. „Sie entschuldigen ... es geht mich ja nichts an, aber immerhin muß ich zu verstehen geben ... es ist meine Pflicht ... Sehen Sie, es geht das Gerücht, daß Sie mit dieser ... mit einer Köchin ein Verhältnis haben ... es geht mich ja nichts an, aber ... leben Sie mit ihr, küßt einander ... soviel Sie wollen, nur bitte, nicht so in aller Öffentlichkeit! Ich bitte Sie! Vergessen Sie nicht, daß Sie Pädagoge sind!"

Achnejew erstarrte und wurde fast ohnmächtig. Wie von einem ganzen Schwarm gestochen und wie ein mit heißem Wasser Verbrühter ging er heim. Auf dem Heimweg kam es ihm vor, als ob die ganze Stadt auf ihn schaue wie auf einen Geteerten ... Daheim erwartete ihn ein neues Unglück.

„Warum ißt du denn nichts?" fragte ihn seine Frau beim Essen. „Was ist denn dir eingefallen! An Amouren denkst du? Wegen Marfa grämst du dich ab? Du Pascha, ich weiß alles! Gute Leute haben mir die Augen geöffnet! Hu—Hu—Hu — du Barrrbarrr!"

Und klatsch! hatte er eins auf der Backe sitzen! ... Er stand vom Tisch auf und ging, keinen Boden unter sich fühlend, ohne Hut und Mantel zu Wankin. Den traf er daheim an.

„Du Schuft!" wandte sich Achnejew an Wankin. „Warum hast du mich vor aller Welt mit Dreck beworfen? Warum hast du auf mich eine Verleumdung losgelassen?" — „Was für eine Verleumdung? Was fällt Ihnen eigentlich ein!"

„Wer hat denn das Geschwätz aufgebracht, daß ich mich mit Marfa geküßt hätte? Du nicht, sagst du? Nicht du, du Räuber?"

Wankin zwinkerte und zuckte mit allen Fibern seines abgelebten Gesichtes, erhob die Augen zu dem Heiligenbild und sagte feierlich:

„Gott soll mich strafen! Meine Augen sollen platzen und ich soll auf der Stelle krepieren, wenn ich auch nur ein Wort über Sie gesagt habe. Ich soll kein Licht, kein Dach mehr über mir sehen! Cholera wäre zu wenig!" An der Aufrichtigkeit Wankins war nicht zu zweifeln. Offenbar hatte nicht er das Geschwätz verbreitet. „Aber wer dann? Wer?" dachte Achnejew, ging der Reihe nach alle seine Bekannten durch und klopfte sich an die Brust. „Wer denn?" Wer denn? — fragen auch wir den Leser ... (Deutsch v. A. Allert)

LIEBER SIMPLICISSIMUS


(O. Nückel)

In den Blumenladen trat ein Herr.
„Sie wünschen?"
„Verstehen Sie etwas von der Blumensprache?"
„Gewiß, mein Herr! Laßt Blumen sprechen!"
„Gut! Dann senden Sie entsprechende Blumen an diese Adresse."
„Was sollen die Blumen denn ausdrücken?"
Der Herr sagte:
„Lieber Schneider Biegel! Kann leider meinen Anzug immer noch nicht bezahlen — übrigens, haben Sie noch Stoff für einen hellgrauen Sommermantel liegen?"

J. H. R.

Es hatte sich eine einst viel gefeierte Dichterin in die Stille zurückgezogen.
Richard, Angestellter eines mitteldeutschen Posamentengeschäftes, brannte darauf, der betagten Geistesfürstin größere Posten von ff. Bewunderung vor die Füße zu legen.
Mit List und Mühe eruierte er ihren Aufenthaltsort, erweichte das kaufmännische Herz seines Chefs und begab sich in Eilmärschen gen Oberbayern. In ihrem gepflegten Häuschen am Tegernsee empfing ihn die glühend Verehrte.
Gerührt ob Richards eigens zu diesem Behuf erfolgter Huldigungsfahrt bewirtete sie den treuen Leser ihrer vielfachen Werke, indem sie eine Flasche edelsten Muskatellers herbeiholte und tüchtig einschenkte.
Nachdem er einen gar überschwenglichen Trinkspruch dargebracht hatte, hob Richard das Glas an die Lippen, jagte dessen Inhalt durch die violett anlaufende Gurgel, verzog keine Miene, plauderte anschließend ein Viertelstündchen mit der ihren Tee nippenden Erfinderin so mancher dem Leben abgelauschten Jungfrauenkonflikte und schritt alsdann, krampfhaft lächelnd, von hinnen. Draußen sackte er zusammen.
An Stelle feurigen Weines hatte ihm die alte Dame versehentlich eine zum Reinigen der Badewanne bestimmte Lösung vorgesetzt.

Einleitung

(R. Kriesch)

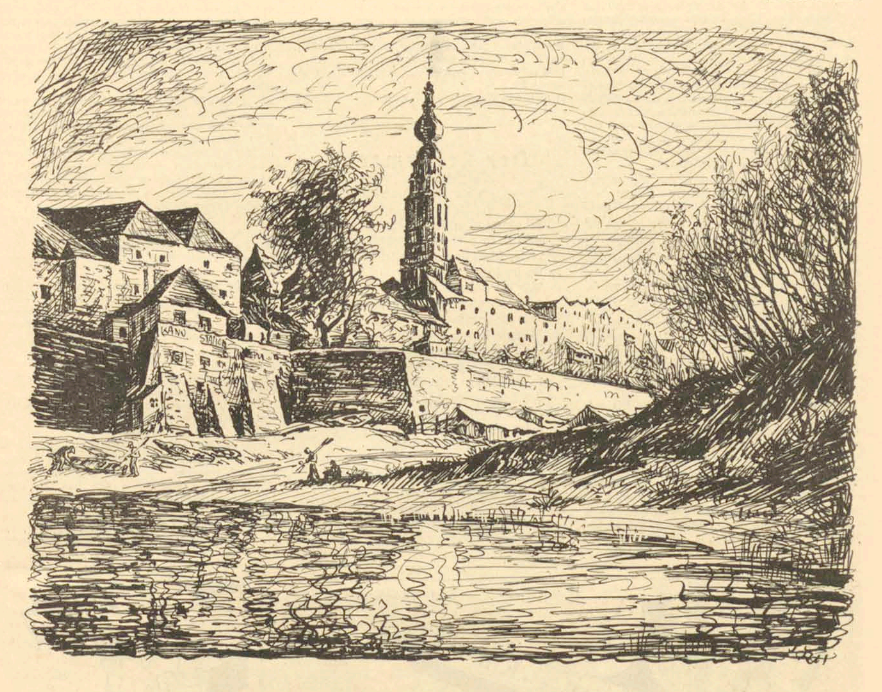


„Was würden Sie tun, wenn ich Ihnen jetzt einen Kuß gäbe, Fräulein Else?"
„Ich würde mich vergeblich wehren, Herr Fritz!"

Introduzione: "Che fareste, signorina Elsa, se ora io Vi dessi un bacio?,,
"Ah, signor Fritz, io mi opporrei invano . . . !,,

Braunau am Inn

(R. v. Hoerschelmann)



WENN DER FRÜHLING BRAUST...!

VON ERNST HOFERICHTER

Der Lenz wehte durch Hausflur, über Fensterbretter und in Blutkreisläufe und warf Schnittlauchstöcke, Überzeugungen und seelische Hemmungen über den Haufen...

„Gott sei Dank!" sprach Herr Petermann zu sich, als er mit seinen zwei Handkoffern und einem dickbauchigen Rucksack allein im Abteil saß.

Der erste Urlaubstag im Frühling ward ihm zur Vorspeise und die dreiwochenlange Hauptmahlzeit lag noch ungenossen vor ihm. Das Gepäck hatte er ganz auf Einsamkeit, stille Wanderung und entlegene Steige ausgewählt. Obenauf war eine Regenhaut, Bergschuhe, Taschenlampe und Kompaß verpackt.

Als der Zug butterweich aus der Halle fuhr, sah er sich im voraus schon in tannenschwarze Täler eingeschlossen. In Gedanken legte er sich an den Stamm eines Ahorns und horchte durchs Geäst, wie der Wipfel mit den Sternen mitternächtliche Zwiesprache hielt.

Die Bewahrung des Alleinseins wollte er auch in die Ferien hinüberretten. Sein ganzes Leben war bisher ein Umgang mit sich selbst. — Mitten im Strudel der großen Stadt, im Wirbel des Geschäftes hatte er sich nie an die Welt verloren. Immer begrenzte er sich in Haltung. Nie vergaß er sich, nie verlor er sich.

„Nehmt euch an Herrn Petermann ein Beispiel!" hieß es im Treppenhaus, wenn er jeden Abend vor acht Uhr in sein möbliertes Zimmer stieg.

„Herr Petermann ist ein Vorbild!" flüsterte man im Büro. Denn er erzählte nie ausgelassene Witze, sah den Tippfräulein nicht in den Blusenausschnitt, verführte nicht und war nicht zu verführen.

Wenn andere hellauf kicherten, fing Petermann das Lachen mit den Schneidezähnen auf und ließ nur ein verbindliches Lächeln entwischen. Entgleiste richteten sich an seiner Unfehlbarkeit wieder empor. Schwache und Leichtlebige sahen in ihm eine Interpunktion. Er wurde zum Komma, Ausrufezeichen und Gedankenstrich.

Herr Petermann wußte um diese Wirkung und sie strahlte verpflichtend auf ihn zurück. So bemühte er sich immer mehr, den Goldrahmen, der um ihn gesetzt war, hehr und glänzend zu erhalten....

Und wenn er jetzt, Station um Station, immer mehr dem bergigen Süden zufuhr, so fühlte er durch alle Entspannung des ersten Ferientages neue Kräfte wachsen. Insgeheim spielte er zum Schaukeln seines Polstersitzes Reiter und Pferdchen, ließ sich gelöst in das wohlige Wiegen aufnehmen — und schnellte sogleich wieder bremsend in zügelndes Betragen zurück.

Vor einer Bahnschranke winkten ihm wohlgerundete Radlerinnen zu. Er schwenkte sein Taschentuch und schrie ein unverbindliches „Halloh...!" in den malachitgrünen Morgen hinaus.

Die Ferien waren angebrochen und da konnte er sich schon einen Spaß erlauben. Noch dazu schnitt der rasende D-Zug jede Gefahr einer Verpflichtung entzwei, ehe sie begann. Und Petermann lächelte selig in sich hinein.

Am Abend kam er im Gebirgsort an. Er mietete sich für eine Nacht im Bahnhofshotel ein, um am andern Morgen in die Verborgenheit eines heimlichen Tales verschwinden zu können. Eine fröhliche Unruhe durchbebte das Hotel. Kommen und Gehen floß ineinander. Durch die Gänge schleiften Koffer. Autobusse hupten sich zum Gruße entgegen. Im Gartencafé schlugen zwei Zithern an und aus der Portierloge klingelten die Ferngespräche dazwischen.

Petermann bestieg sein Bett wie einen Aussichtsberg. Auch hier konnte er durchs offene Fenster noch die schwarzen Silhouetten der Gipfel und Grate erkennen. Wiesenduft vermischte sich mit dem Geruch seiner Schwefelseife, die auf dem Waschtisch lag.

Wie jeden Abend vor dem Einschlafen, begann er auch in dieser Frühlingsnacht über die kleinen Fehler nachzudenken, die er tagsüber begangen hatte. Da war er mit dem Gepäckträger um einen Grad zu leutselig gewesen. Mindestens waren es drei Sätze zu viel, die er mit ihm gesprochen hatte. Und der Kellnerin hatte er im Übereifer das Trinkgeld zu gefühlvoll in die Hand gedrückt...

„Ich bin im Urlaub! Und der Lenz ist da!" sprachen ihn die Gefühle frei.

„Ich hab mich gehen lassen!" protestierte die Haltung. Schließlich siegten die Gefühle mit dem

Hinweis auf die Freiheit, die in den Bergen wohnt. Und Petermann ließ die Augenlider wie Jalousien herabgleiten. Gleichzeitig aber hörte er durch die tapezierte Wand leise Schritte aus dem Zimmer nebenan.

Unwillkürlich zog er die Jalousien wieder in die Höhe. Er versuchte durch das Dunkel mit den Augen zu hören.

Bei der Annahme, daß dies nachbarliche Zimmer die gleiche Raumverteilung hatte, ging da drüben ein Mensch jetzt vom Kofferständer zum Waschbecken. Ja, Petermann wartete geradezu auf das Sprudeln des Wasserhahnes... Es kam anders: ein Trinkglas klirrte leise. Eine Zahnbürste schien sich in die Handlung einzumischen...

Wieder schlürften die Schritte. Aus der reihenweisen Vorstellung von genagelten Bergschuhen, Halbstiefeln, Filzpantoffeln blieb er fortwährend bei winzigen Damenschuhen mit hohen Absätzen stehen.

Eine Weile gelang es ihm, das Paar Schuhe ohne die dazugehörigen Beine durch das Zimmer trippeln zu lassen.

Bald aber lockte ihn gerade das Fehlende zur Ergänzung. Über den Absätzen wuchs der sanfte Schwung von Waden empor. Hüften überschwemmten ausholend seine Phantasie und alles Enge hielt die Neigung zur Weite schon in sich aufgespart...

Ängstlich aus der Hingabe zurückschnellend, warf er in Gedanken einen geblumten Bademantel über den vorgestellten Leib.

Jetzt erwischte er sich auch, daß er bereits aufrecht im Bette saß. Augenblicklich ließ er sich in die Kissen zurückfallen. Aber nichts half. Sogar mit geschlossenen Augen sah er durch die Wand hindurch. In seine Ohrmuscheln schien ein Lautverstärker eingebaut zu sein. Ja, wenn in einer Flasche der gläserne Pfropfen klirrte, so glaubte er auch schon den Duft des Parfüms zu erraten.

Jetzt hörte er, wie sich nebenan diese Summe aus Schritt, Atem, Duft und Einbildung auf einem Plüschsessel niederließ. „Ja, Plüschsessel...!" horchte er, sich nochmals versichernd. Aus dem Geräusch des leisen Widerstandes schätzte er das Gewicht der Dame auf sechzig Kilo.

„Und wie groß...?' fragte es aus ihm.

„Ihr Haar scheint die Fransen der Hängelampe zu streicheln..." sah er sein Bild erweitert und schätzte frech: „... also, ein Meter zweiundsiebzig..."

Und schon stand er, sich messend, auf Atemnähe neben ihr.

Er roch den Anhauch des Puders. Um einen Millimeter war der Schwung zum rechten Mundwinkel zu lang geraten... „Halt...!" schrien die Haltungen auf. Eine letzte Besinnung griff nach der Notbremse.

„Frühlingsstimmung...!" antwortete er sich selbst.

„Wieso..? Ich weiß, was ich will... Aus! Natürlich nur Blödsinn...!" rief sein Geist zur Ordnung.

„Spielen kann ich doch... Unsinn treiben gehört zur Erholung... ich mache Klamauk...! Schabernack... hihihi...!"

„Ruhe...! Was heißt: hihihi..? Ich bin ein ernsthafter Mensch. Ich heiße Hans Petermann, am sechzehnten, siebten, achtundneunzig geboren... jetzt zähle ich bis hundert... Oder: ich zeichne mit der großen Zehe den Pythagoräischen Lehrsatz an die Bettlade... Achtung, ich — —!"

Da hörte er das Knipsen der Nachttischlampe und erlebte dazu, wie ein himbeerrotes Licht über weißes Leinen fließt.

Ein unsichtbarer Draht verband ihn mit jeder Bewegung nebenan... „Jetzt streicht sie eine Falte der Steppdecke zurecht. Der seidene Ärmel ihres Pyjamas streift über die Ecke der Marmorplatte..."

Und nun ward ihm zu Zehntelsekunden zerteilt, wie ein Leib in die Nachgiebigkeit von Federn und Daunen versinkt. Welliges Haar überschwemmt das Kissen. Der Nebenfluß einer Locke mündet in die Achselhöhle.

„Sie schläft auf dem Arm...!"

„Noch kannst du zurück...!"

„Wer spricht dazwischen, jetzt zieht sie ein Bein hoch... genau wie ich...!"

„... den Atem anhalten, das hilft.. ! Augenblicklich verschwindet jede Verführung...!"

„Wieso..? Ich will leben ...!"

„Atem anhalten... Mund zu! Lippen pressen...!"

Jäh sprang Petermann aus dem Bett, ans Fenster. Ein Bach rauschte wie ein Wasserhahn, dessen Abdrehen vergessen wurde. Aus dem Tale stieg Nebel auf. Die Sterne hatten große Augäpfel wie von Atropin.

Petermanns Augen fraßen sich in das Dunkel der Nacht. Aber hinter sich hörte er ihren Atem durch

Der Reformator

Von W. Ronner

Schramm ist nicht ein Mensch wie viele
und er ist auch im Gewühle
vieler Menschen meist allein.
So im Kino.
Wo die andern
achtlos durch die Gänge wandern,
fällt ihm ein:
Warum in den Glasvitrinen,
die Reklamezwecken dienen,
warum also prangen stets
in den hellen Glasvitrinen
Büstenhalter und Korsetts?
Dieses ärgert Schramm enorm.
Beim ästhetischen Verein
reicht er eine Denkschrift ein,
und er fordert laut: Reform.
Es gelingt ihm äußerst schnell.
In dem Kinoschaugestell
hängen plastisch-visuell
seither – Männerunterhosen,
warm gefüttert mit Flanell.

Die Wahl

(K. Heiligenstaedt)



„Mein Gott, schon fünf Minuten vor acht — soll ich jetzt saubere zerrissene oder ganze schmutzige Strümpfe anziehen . . . ?"

La scelta: "Dio mio, già le otto meno cinque minuti! . . . Ed ora devo io infilare le calze rotte ma pulite o quelle intatte e . . . sudice?,,

Der dringliche Besuch

(O. Herrmann)



„Fräulein Steffen, der Herr sagt, er hat es sehr eilig und müßte Sie sofort sprechen!" — „Das glaub ich, Frieda, das könnte dem so passen!"

La visita urgente: "Signorina Stefania, il signore dice che ha molta fretta e dovrebbe parlarVi subito!„ — "Lo credo, Frida; ciò gli farebbe comodo!„

die Wand. Als der Morgen aus dem Osten kam, schlief er am Fensterbrett ein.

Und erwachte, als der Staubsauger durch das Nachbarzimmer surrte.

„... Die Dame macht täglich Ausflüge in die Umgebung" sprach der Portier. Und Petermann mietete sich auf unbestimmte Zeit ein, kaufte sich einen Führer und Landkarte auf zwanzig Kilometer im Umkreis.

Und obgleich er eine heimliche Angst hatte, ihr zu begegnen, suchte er sie, von früh bis nachts. Er wich ihr aus und lief ihr nach. Heute fuhr er mit der Bergbahn zweitausend Meter in die Höhe. Am folgenden Tage sauste er hundert Meter in die Tiefe eines Salzbergwerkes, durchschweifte Grotten und Höhlen, besuchte jeden Nachmittag ein anderes Terrassencafé, wanderte Fußwege und Alpenstraßen, nahm Schwimmbäder und Trinkkuren — und verfehlte immer, was er insgeheim suchte.

Im Hotel schlich er auf Zehenspitzen die Treppen hinauf — aus Furcht: sie könnte ihm begegnen. Jede Nacht aber hatte er sie bei sich, nahe — nur durch eine dünne Wand getrennt. Da gehörte sie ihm, da stellte er seine Atemzüge den ihrigen gleich. Längst schon kannte er die kleinste Feinheit ihrer Bewegungen. Vor dem Zähneputzen zählte sie ihr Geld nach. Am Klang der Münzen schätzte Petermann ab — was sie noch besaß. Er verglich den Inhalt von gestern und mutmaßte, was sie gebraucht hatte.

Heute hörte er sie in einer Zeitschrift blättern. Dazu vernahm er ein leises Kritzeln übers Papier. An den Pausen schätzte er ihr Nachdenken ab. „Sie löst ein Kreuzworträtsel ...!"

Dabei entstand einmal eine längere Stille. „Sucht sie vielleicht eine dreisilbige Riesenschlange .. ?" Er hatte das Tier schon auf den Lippen. Jetzt könnte er ihr helfend das Wort durch die Wand rufen .. ? „Nein ...!" — „Ja ...!"

In der Furcht, mit ihr dadurch persönlich bekannt zu werden, schluckte er die Schlange unausgesprochen hinunter.

Schon nach der ersten Nacht hatte er den Plan gefaßt, den Portier nach ihrem Namen zu fragen. Aber er verschob es von Tag zu Tag. Im Abstand genoß er alle Nähe. Durch die Wand getrennt, konnte er seine Haltung bewahren.

„Ja, Herr Petermann ist ein Vorbild ...!"

„Der Mann hat noch Ideale!" hörte er von weit die Stimmen aus dem Treppenhaus flüstern.

Dann aber hatte er wieder Augenblicke, wo er wünschte, daß die feste Mauer vor seinen Füßen einstürzen möchte. Über den Schutt hinweg wollte er ins Zimmer nebenan, in die andere Welt fliegen — an ihren Mund.

Da geschah am siebten Tag das Unerwartete. Petermann hörte schon am frühen Morgen durch die Wand das Öffnen und Schließen ihrer Koffer. Kleider rauschten und knisterten. Packpapier legte sich hörbar in Falten ...

„Jetzt reist sie ab ...!" schoß es ihm als heiße Woge in den Kopf. Seine Hände verkrallten sich an der Tischkante. Ja und Nein fuhren wie ein Warenhauslift in ihm auf und nieder. Er trat einen Schritt gegen die Türe, wich zwei wieder zurück. Sie läutete die Zimmerglocke. Zweimal, dreimal ...

„Das Schicksal läutet mir, ruft mich ...!" fiel es gleich Siegellacktropfen auf seine Stirne.

„Unsinn! Bleib fest, Petermann ...! Dann hast du gesiegt ...!" sprach der Wille gespannt wie ein Bogen.

„Jetzt oder nie!" kreiste sein Blut.

„... ein Vorbild! ... ein Ideal!" schrien die Haltungen.

Er hörte ihre Tritte, lauter denn je. An ihrem Gehen vernahm er, daß sie einen Koffer trug — auf die Treppe hinaus.

Er rannte der Türe zu, riß sie wie einen Eilbrief auf und stand auf dem Gange — neben ihr.

Als ob er seit Tagen geprobt hätte, griff er in den Henkel ihrer Reisetasche, trug einen Schritt mit — und spürte nur das eine, wie Funken von ihren Fingern in die seinen übersprangen.

„Sie sind ja rührend unverschämt ...!" sprach sie. Aber ein gleichzeitiges Lächeln strich den Satz wieder durch.

Petermann brachte kein Wort, keinen Atemzug über die Lippen. Vor seinen Augen fielen scharlachrote Gardinen nieder. Eine selige Schrecksekunde wurde zur Ewigkeit.

„Vom Hören kennen wir uns ja schon eine Woche ..." vernahm er mit leiser Grammolanadel.

„Ja ..." hauchte er. Und dann drückte er noch die Frage hervor: „Sie auch? Haben Sie auch ..?" Statt einer Antwort ging sie einige Stufen die Treppen hinab. Ihre linke und seine rechte Hand hielten dabei noch fester den Kofferhenkel als Treffpunkt zusammen.

Am Stiegenabsatz blieb sie stehen. Da hing ein langer Spiegel von der Wand herab. Unwillkürlich suchten sie sich beide auf diesem Umweg in diesem Bilde. Jetzt waren sie plötzlich zu viert..! Und seine Finger entwanden ihrer Hand auf eigene Rechnung den Koffer. Sie ließ diesen Angriff wie eine prächtige Naturkatastrophe über sich ergehen. Dann fragte sie:

„Herr Petermann, was haben Sie gestern — —?"

„Woher kennen Sie meinen Namen .. ?" wurde er selig.

„Ich fuhr jeweils eine Station voraus ..." lachte sie ihm mitten ins Gesicht.

„Dann sind Sie ja die Tat meiner Gedanken?" redete er wie auf offener Bühne, indes ihm einfiel — diese Worte schon irgendwo gelesen zu haben.

„Ja — und was haben Sie geträumt, als Sie sich gestern um drei Uhr morgens auf die andere Seite drehten .. ?"

„Das wissen Sie auch .. ?" jubelte Petermann und stand wie seelisch nackt vor ihr. Zentnerweise fielen Hemmungen, falsche Haltungen und die Ideale, die keine waren, aus seinem Brustkorb.

Es dauerte noch eine himmlische Weile, bis sie beide mit dem kleinen Koffer an der Portierloge angekommen waren. Dann setzten sie sich unter eine Stechpalme. Und da jeder Satz zu umständlich gewesen wäre, sprachen sie nur Worte hin und her. Es war Mittag, als ein Boy das Gepäck Petermanns neben die drei Koffer der jungen Dame stellte.

Um zwei Uhr zehn ging der Zug ins stille Tal ab. „Dort werden wir unter Bäumen liegen und statt durch Zimmerwände in die blühenden Gipfel horchen — wie sie rauschend Zwiesprache halten mit den vielen großen Sternen .." wurde Petermann poetisch.

„Noch schöner wär's, wenn es immer regnen wollte! Denn jetzt brauchen wir keine Bäume und Sterne mehr — —" flüsterte sie ihm ins Ohr und drückte dabei unwillkürlich seinen Kopf so gegen den Hebel der Dampfheizung, daß der Griff auf „Heiß" stand — mitten im Frühling.

NACHT IM LIEGEWAGEN

VON DEERT VENSTERKRANTZ

Kurz nach zehn Uhr abends verläßt ein D-Zug den Bahnhof.
Der Zug hat Schlafwagen und Liegewagen.
In einem Abteil Liegewagen hat sich eine Walküre für die Nacht fertig gemacht, befestigt die Hühnerleiter, die zum oberen Bett führt, krabbelt hinauf und zieht die Decke über die Ohren.
Eine junge Frau betritt gähnend das Abteil, kleidet sich um, steigt in das Mittelbett und duselt vor sich hin.
Ihr Gatte betritt das Abteil, kleidet sich um, gibt seiner Frau einen Kuß, legt sich in das untere Bett, knipst das Licht aus und schläft.
Der Schaffner betritt das Abteil, knipst das Licht an und ersucht die Walküre, umzusiedeln. Die Walküre siedelt um, das Ehepaar schlummert zwei Stunden.
Dann betritt ein Herr mit blondem Spitzbart das Abteil, knipst das Licht an, verstaut sein Gepäck, kleidet sich aus, wird mit der Leiter nicht fertig, murkelt eine Ewigkeit herum, klettert ins obere Bett, murkelt abermals eine Ewigkeit herum, hustet, raschelt, wälzt sich, kommt nicht zu Rande, steigt die Leiter halb herunter, äugt nach dem Bewohner des Mittelbettes, steigt die Leiter ganz herunter, äugt im Tal nach dem Insassen des unteren Bettes und bittet ihn, das Licht auszuknipsen, weil oben kein Schalter sei
Der Herr im unteren Bett belehrt ihn, wo der Schalter angebracht ist, und wartet, bis der andere im Hochland verschwindet. Dann knipst er das Licht aus. Und schläft.
Der Zug jagt durch die schwarze Herbstnacht.
Der Herr im unteren Bett erwacht: eine Hand hat sein Antlitz gestreift. Schlaftrunken fingert er in die Geographie, faßt einen Oberschenkel und flüstert: „Hildchen?"
„Lassen Sie das!" ertönt eine kratzige Stimme.
Es ist der Spitzbart. Der Herr im unteren Bett knipst das Licht an und will wissen, was los ist.
„Würden Sie mich mal in Ihr Bett lassen?" fragt der Spitzbart. „Ich hab was verloren."
Der Herr im unteren Bett weigert sich entschieden und zischelt, das habe denn doch wohl Zeit bis morgen früh. Der Spitzbart klettert auf seine Alm hinauf. In halber Höhe überlegt er sich's, bleibt stehen und durchwühlt das Bett, ehe er sich hineinlegt. Die Frau in der Mitte seufzt im Traum.
Der Herr im unteren Bett knipst das Licht aus.
Der Spitzbart klettert die Leiter herunter, verfehlt eine Sprosse, klammert sich hilfesuchend am Mittelbett an, plumpst die Leiter herunter und landet mit der Wolldecke der jungen Frau auf dem Bauch des Herrn im unteren Bett.
Der Herr im unteren Bett knipst Licht an und flucht wie ein Heide. Die junge Frau wimmert.
Der Spitzbart verfrachtet die entführte Wolldecke und will sie im Mittelbett verstauen. Der Zug legt sich in eine Kurve. Der Spitzbart legt sich mit ... und fegt die Wasserkaraffe quer durch die Gegend. Scherben bringen Glück.
Der Spitzbart sammelt sie säuberlich auf, entschuldigt sich bei der laut weinenden jungen Frau und zirpt mit seiner kratzigen Stimme dem abgekehrten Herrn im unteren Bett den Grund seiner Unruhe zu: Sein Manschettenknopf sei weg. Und ob die Herrschaften die Güte haben würden, mal rasch in ihren Betten nachzusehen?
„Lassen Sie uns gefälligst schlafen, und erledigen Sie das morgen früh!" Der Spitzbart verläßt das Abteil. Der Herr im unteren Bett tröstet seine Gattin und knipst dann das Licht aus.
Der Spitzbart naht. Er war in Unterbuxen auf dem Gang, um den Schaffner zu wecken, da tat sich eine Tür auf, und, wie aus der Erde gezaubert, stand eine Walküre im Schlafanzug vor ihm. Schleunigst ist er umgekehrt ...
... und lauert schniefend an der Tür und späht ab und zu hinaus, ob die Luft rein ist. Dabei niest er dröhnend im Serienbau. Die junge Frau im Mittelbett strampelt vor Verzweiflung und heult.
Der Herr im unteren Bett knipst schäumend das Licht an. Der Spitzbart huscht hinaus und kehrt nicht wieder. Der Herr im unteren Bett tröstet seine Gattin und knipst dann das Licht aus.
Die junge Frau schlummert unter Tränen ein.
Der Herr im unteren Bett horcht und horcht ... und horcht so lange, bis er darüber ins Schnarchen gerät. Nach einiger Zeit schrickt er auf: ein Koffer ist zu Boden gepoltert.
Er knipst Licht an und erblickt das Fahrgestell des auf der Leiter balancierenden Spitzbarts.
Der Spitzbart ist halbtot vor Kummer. Der Manschettenknopf sei ein wertvolles Andenken, außerdem massiv Gold. Er müsse ihn unbedingt finden. Ob die Herrschaften die Güte haben würden — —
Jetzt platzt dem Herrn im unteren Bett endgültig die Geduld. Er grobst den Spitzbart aus allen Rohren an, daß er blau anläuft, und verbittet sich energisch jede weitere Störung.
Von nebenan wird an die Wand getrommelt, und zornige Ausdrücke dringen herüber.
Die junge Frau rotiert um ihre eigene Achse.
Der Spitzbart klettert vollends in den Taubenschlag hinauf, verkrümelt sich und murkelt niesend herum.
Der Herr im unteren Bett tröstet seine Gattin und knipst dann das Licht aus.
Die junge Frau schlummert ein; der Herr im unteren Bett schwebt in seligen Gefilden, weil er sich wiederum beim Horchen überanstrengt hat.
Nach einiger Zeit schrickt er auf: der Spitzbart hat ihn gezupft und fuchtelt vor seiner Nase herum. Immer langsamer schlendert der Zug.
Der Herr im unteren Bett knipst Licht an.
„Ich hab ihn nicht gefunden", jammert der fix und fertig angekleidete Spitzbart. „Hier ist meine Visitenkarte mit genauer Anschrift — —"
Der Zug fährt in einen Bahnhof ein.
„— — falls Sie den Knopf finden. Ein Viereck mit acht Ecken. Und eine Perle drin — —"
Der Herr im unteren Bett nimmt die Karte an sich und verspricht alles. Er jubelt inwendig, den Störenfried loszuwerden.
Der Zug hält. Der Spitzbart steigt aus.
Die junge Frau wirft sich beruhigt auf die andere Seite.
Draußen trappen Schritte, ein Karren rollt, Männer rufen sich etwas zu, unmerklich ist der Zug angefahren.
Der Herr im unteren Bett atmet auf, will das Licht ausknipsen und liest zuvor die Karte.
Der Spitzbart war aus dem gemeinsamen Heimatdörfchen ein Schulfreund, den er seit seinem elften Lebensjahr nicht gesehen hat.

Verlag und Druck: **Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80** (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.

Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Okt. 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

In Palästina

(E. Thöny)



„Isidor, es wird wirklich Zeit, daß wir schwimmen lernen! Ich glaube nicht, daß wir ein zweites Mal trockenen Fußes durchs Rote Meer kommen!"

In Palestina: "Isidoro, è proprio tempo che impariamo a nuotare! Non credo che passeremo una seconda volta il Mar Rosso a piedi asciutti!,,

München, 7. Mai 1941
46. Jahrgang / Nummer 19

0 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

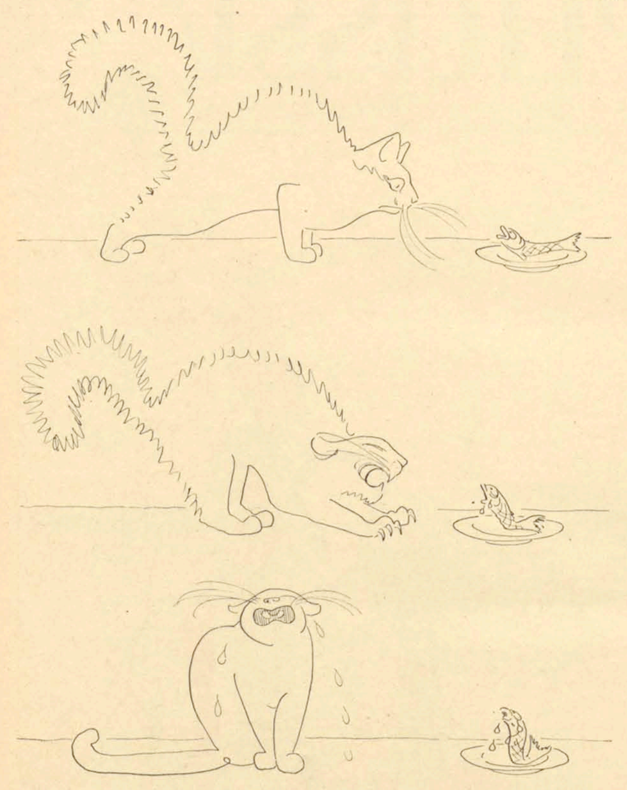
OLAF GULBRANSSON 41

CHURCHILLS BLUTOPFER

WER RETTET MICH JETZT?

VITTIME DI CHURCHILL: "CHI MI SALVA ADESSO?"

Die Macht der Tränen — Potenza di lagrime


(Fr. Bilek)

IM ZWISCHENFUTTER

VON WALTER FOITZICK

Meine rechte Jackentasche ist nicht nur eine gewöhnliche Tasche, sie hat auch ein Junges, ein sogenanntes Geldtäschchen in ihrem Bauch. Das ist nicht nur bei meiner Tasche so, das wird auch bei Ihrer Tasche sein.

In dieses Täschchen stecke ich also vorschriftsmäßig mein Hartgeld, das Weichgeld kommt in die Brieftasche. Wenn Sie das auch so machen, werden Sie nach ungefähr einem halben Jahr merken, daß das Hartgeld abnimmt. Nun nimmt Geld, hart oder weich, immer ab, doch dieses Geld nimmt schneller ab. Wenn Sie ein ordentlicher Mensch sind, der sein Bank- und Taschenkonto auf Heller und Pfennig beherrscht, merken Sie es sofort. Wenn Sie ein Mensch anderer Art sind, merken Sie es erst durch Verhärtung des unteren Randes Ihrer Jacke.

Sie werden jetzt Versuche machen, das durch das Loch hindurchgeglittene Geld mit dem Zeigefinger herauszuangeln. Lassen Sie davon ab, das geht nicht. Wo Geld durchgeht, kann noch lange kein Zeigefinger hindurch. Übrigens nützt Ihnen ein Finger gar nichts, denn zum Geldergreifen gehören immer zwei Ihrer Finger. Es platzt die Naht, aber den unterirdischen Gang finden Sie nicht.

Ist auch gar nicht empfehlenswert, denn jetzt können Sie Hoffnungen hegen. Sie können jetzt hoffen, daß das harte Stückchen, welches Sie da unten deutlich fühlen, ein Zweimarkstück ist. Nach meiner Erfahrung fühlt sich, durch Futterstoff betastet, jedes Geldstück größer an. Kalkulieren Sie diese Summe bitte nicht in Ihren Vermögensstand mit ein. Der vergrabene Schatz ist immer kleiner als Sie denken. Langjährige Kenntnis von zerrissenem Jackenfutter hat mich gelehrt, daß die eingefrorene Summe immer niedriger ist als kühne Hoffnungen sie erwarten. Was man für zwei Mark hält, stellt sich später als ein Pfennig, ein Fünfer oder ein Zehnpfennigstück heraus, wenn es nicht gar ein Knopf ist. Größere Reserven für den Lebensabend sind nicht anzutreffen. Ich weiß, Sie werden diese Lebensweisheit nicht annehmen, und, wenn der Tag gekommen ist, werden Sie der Eröffnung Ihres unteren Jackenfutters wie einer Testamentseröffnung beiwohnen. Bei ganz alten Anzügen glauben Sie womöglich noch an ein Goldstück. Lieber Taschengenosse, ich bin noch niemals auf Gold im Zwischenfutter gestoßen, dagegen möchte ich empfehlen, nach Bleistiftstummeln und Büronadeln zu schürfen.

DER NASCHHAFTIGE

Der Naschhaftige kam verzweifelt zu seinen Freunden. Ihm rollten die Tränen aus den Augen. „O meine Freunde!" — „Bist du krank?"
„Welch ein entsetzlicher Traum!" — „Du träumtest?"
„Ich träumte etwas Furchtbares!" — „Berichte es uns, Anselm!"
Und Anselm, der Naschhaftige, erzählte.
„Ich hatte mich heute mittag ein wenig hingelegt", begann er seine Geschichte, „das Mittagessen war reichlich, aber mir läpperte der Mund nach etwas Süßem. Ich dachte beim Einschlafen an herrliche Konfektschalen, an Kirschen in Rum, an mandelschwere Nürnberger Lebkuchen und braune saftige Datteln. Ich weiß nun nicht mehr, wo die Grenze zwischen Wachsein und Schlummer lag, jedenfalls sehe ich auf einmal durch die geöffnete Tür über meinen Balkon hinweg ganz jenseits der Straße, wie eine junge Frau in einem roten Kleid ein großes Glas mit goldgelbem Honig zwischen ihre Fenster stellt. Ich traue meinen Augen nicht. Honig, denke ich verzückt, goldgelber Honig, meine Leibspeise! Meine ewige Seligkeit hätte ich mit Freuden für einen Löffel Honig hingegeben! Und während ich so schwärme und die Sonne sich in dem Gold des Honigs widerspiegelt und just einen gebrochenen Strahl auf mein Bett wirft, mir auch wohl ein wenig die genäschigen Lippen netzt, wird meine Zunge immer unruhiger und lebendiger, kaum kann ich sie mehr im Munde halten, sie streckt sich und dehnt sich, sie wird immer größer und länger — schon sehe ich sie vor mir, ihre Spitze schlängelt sich bereits über den blauen Teppich — hinaus auf den Balkon — die vier Stockwerke meines Hauses hinunter — jetzt ist sie im Vorgarten — jetzt auf der Straße — sie überquert den Fußsteig, den Fahrdamm, den jenseitigen Fußsteig — jetzt klettert sie drüben die Hauswand empor — erklimmt den ersten Stock, den zweiten Stock, den dritten Stock, den vierten Stock — jetzt ist sie bei dem Fenster — vor dem Glas mit dem Honig — und das Pfützlein in meinem Munde läuft wie ein munteres Bächlein die Zunge hinunter und hinauf — da drückt drüben meine Zungenspitze das leicht angelehnte Fenster beiseite, schiebt den Deckel vom Glas, spürt schon diesen herrlichen Duft von Sonne und Wachs und blühenden Wiesen und dunklen Tannenwäldern — schon taucht meine Zunge in diesen Honig — da — da..." — „Bist du erwacht, Anselm?" — „O nein! Viel Schlimmeres geschah!" — „Was geschah?"
Der Naschhaftige stöhnte: „Während meine Zunge bei mir über den Balkon hinunterhing, über den Fahrdamm lief und drüben in das Honigglas tauchte — in diesem Augenblick kam um die Ecke die Linie 18 und fuhr mir darüber hinweg!" J. H. R.

Reaktion / Von Ratatöskr

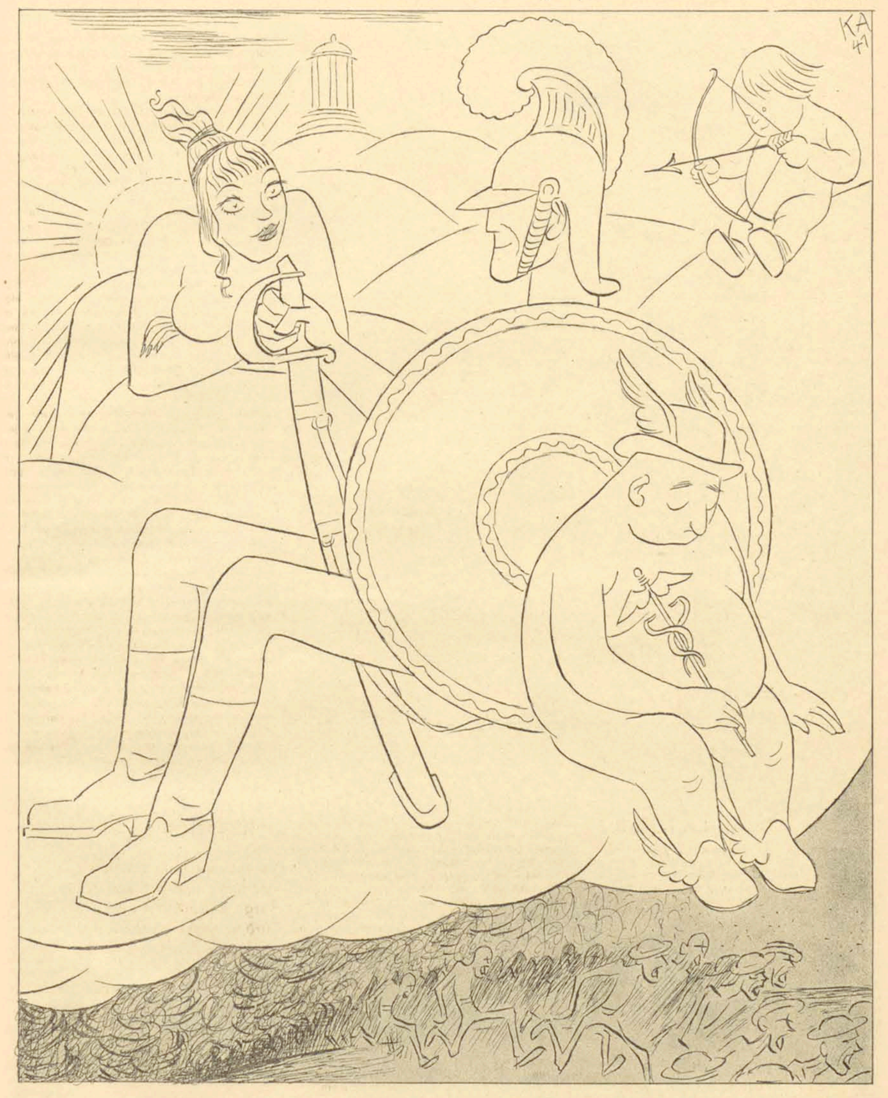
Ich halte mich ans Positive,
das mir als solches voll genügt.
Vergleich' ich Höhe oder Tiefe,
wird allenfalls durchs Komp'rative
ein Plus, ein Minus angefügt.

Dagegen werd' ich wutentzundien,
wenn mir, mit Speichelfluß vermischt,
ein Schwall von Superlatifundien,
an keinen Maßstab mehr gebundien,
bedenkenlos entgegenzischt.

Vermittels einer Achsendrehung
um zirka 180 Grad
(und also mit Respektumgehung)
begegn' ich dieser Geistesblähung
gewissermaßen adäquat.

Der Fachmann vom Olymp

(Karl Arnold)



„Was meinst du, Mars, wo werden die Engländer nun landen?"
„Immer dort, wo die Deutschen sie wieder hinausjagen!"

Lo specialista dell' Olimpo: "Ed ora, Marte, dove credi tu che sbarchino gli Inglesi?,,
"Sempre là, dove i Tedeschi li cacceranno fuori dinuovo!,,

Verfehlte Wirkung

(Wilhelm Schulz)



„Ich dachte, der griechische Wein würde ihn stärken, statt dessen hat er einen Schwächeanfall bekommen!"

Effetto mancato: "Pensavo che il vino greco lo rinvigorisse; invece ha avuto un attacco di debolezza!"

Berufsberatung

(J. Hegenbarth)



„Das sag' ich dir, Beppo, so 'ne heitere Frohnatur wie du, wird nie 'n guter Clown!"

Consulto professionale: "Te lo dico, Beppo; una natura gaia e serena come te, non sarà mai un buon clown!,,

MITTEL GEGEN SEEKRANKHEIT

VON BENGT KAFLE

Per Lundgren saß im „Lille Hasselbacken", einem kleinen Kaffeerestaurant im Tiergartenviertel Stockholms, beim Mittagessen. Er machte ein so trübseliges Gesicht, daß sein Freund und Berufskollege, der Handelsreisende Palmquist, sich zu ihm setzte und mitleidig nach der Ursache seines Kummers fragte.

Nur zögernd rückte Lundgren mit der Sprache heraus und druckste schließlich: „Gar nichts ist mit mir. Ich muß bloß heute abend nach Finnland reisen. Gewissermaßen in einer dringenden Familienangelegenheit. Eine alte Erbtante von mir, die in Helsingfors wohnt, feiert dieser Tage ihren 75. Geburtstag, und da darf ich natürlich nicht fehlen. Eine an sich erfreuliche Begebenheit. Doch wenn ich bedenke, daß ich dabei die Ostsee überqueren muß — noch dazu bei solch stürmischem Wetter wie heute..."

Der Freund lachte verständnisinnig auf. „Ach so, du fürchtest dich davor, seekrank zu werden. Du, dagegen gibt es ein ausgezeichnetes Mittel. Ein paar Stunden, bevor du an Bord gehst, mußt du tüchtig Apfelschalen essen."

„Apfelschalen gegen Seekrankheit?" Lundgren machte anfangs ein ungläubiges Gesicht, doch dann rief er: „Fräulein Elli, bitte, eine Portion Apfelschalen!"

Und die Kellnerin, zu wohlerzogen, um ihrer Verwunderung Ausdruck zu verleihen, erwiderte dienstbeflissen: „Jawohl, mein Herr. Geröstet oder gekocht?"

„Roh", mischte sich hier Palmquist ein, „und ohne Zucker und Milch. So genossen, sind Apfelschalen, wie gesagt, ein vorzügliches Mittel gegen die Seekrankheit." Mit diesen Worten erhob er sich und überließ den Freund seinem Schicksal. Lundgren indessen machte sich mit Eifer über die Apfelschalen her und aß davon zwei gehäufte Teller voll.

Doch da erschien Fräulein Elli, die Kellnerin, erneut auf dem Plan und setzte ein Weinglas, gefüllt mit einer klaren durchsichtigen Flüssigkeit, vor ihn auf den Tisch.

„Sie wollen eine Seereise machen, Herr Lundgren", sagte sie. „Da trinken Sie das hier, bitte! Es ist ein erprobtes Hausmittel gegen die Seekrankheit, das mein seliger Großvater, der ja ein alter Seemann war, jedesmal einnahm, bevor er in See ging. Ich habe es selbst zubereitet — eine Messerspitze Aspirinpulver, ein Löffel Salz und ein Gläschen Essig, das ist das bewährte Rezept."

Mit Todesverachtung und säuerlich verzogener Miene schluckte Lundgren den Trank hinunter und dankte dem Mädchen tränenden Auges. Alsdann nahm er feierlich Abschied von den vielen Bekannten, die in dem Lokal saßen, und jeder gab ihm noch einen besonderen Rat mit auf den Weg, wie er sich am besten gegen das Übel der Seekrankheit schützen könne. Und eingedenk des Schreckens, der ihm noch von der letzten Seereise in den Gliedern steckte, befolgte er ausnahmslos sämtliche so gutgemeinten Ratschläge. Doch diese genügten ihm anscheinend immer noch nicht. Denn, schon auf dem Weg zu dem Finnlanddampfer, klingelte er zu nächtlicher Stunde noch einen Apotheker heraus.

Der Apotheker brachte eine Flasche mit der Aufschrift: „Antimaladie" herbei und gähnte: „Macht 3 Kronen 75." Und Lundgren, im ängstlichen Zweifel, ob die eine Flasche Medizin auch wirklich genügen würde, fragte: „Haben Sie nicht noch was anderes? Sie müssen nämlich wissen, Herr Apotheker, ich bin ganz besonders leicht für die Seekrankheit empfänglich."

Der Apotheker holte noch eine zweite Flasche. „Nauricol", stand darauf gedruckt. Er fragte: „Bitte schön, was darf ich Ihnen geben?"

„Beides", rief Lundgren und bezahlte insgesamt 8 Kronen 85.

„Wird es heute nacht eine stürmische See geben?" erkundigte er sich als erstes beim Steward, nachdem er sich in seiner Kabine eingerichtet hatte.

„Hm, hm", — der Steward wiegte nachdenklich den Kopf, „solch ein Teufelswetter haben wir eigentlich schon lange nicht mehr gehabt."

Lundgren ließ sich ergeben auf einen Stuhl fallen und fragte weiter: „Sagen Sie mal, gibt es denn da kein unfehlbares Mittel — gegen die Seekrankheit?"

„Tja", entgegnete der Steward, „ich wüßte schon eines. Ein sogenanntes homöopathisches, wie wir Seeleute zu sagen pflegen: gekochtes Schweinefleisch. Oder was noch besser sein soll: sechs große Stück Schwarzbrot."

Augenblicklich schickte Lundgren nach Schwarzbrot. Das erste Stück vertilgte er in zwei Minuten, das fünfte in einer halben Stunde, während er das letzte nur mit einem Trank, gemixt zu gleichen Teilen aus „Antimaladie" und „Nauticol", herunterbrachte.

Der Steward aber meinte jetzt: „Am besten, Herr, Sie legen sich schlafen, bevor wir in See gehen." Also legte Lundgren sich gleich aufs Ohr und schlief auch augenblicklich ein. Doch quälte ihn in der Nacht ein furchtbares Alpdrücken, und mit dem gleichen Unbehagen, wie wenn es die wache Wirklichkeit gewesen wäre, vernahm er im Schlaf ein ständiges Getrampel von schweren Stiefeln an Deck und das Rasseln der Steuerkette, dazwischen das Dröhnen von heftigen Wellenschlägen, die den ganzen Schiffsrumpf erzittern ließen. Haushoch türmten sich die Wogen, und wie eine Nußschale tanzte das Schiff auf und nieder. Jedesmal, wenn es in die Tiefe rollte, drohte Lundgren einen wilden Schrei auszustoßen, aber dann begann es bereits wieder emporzuklettern. Und so wiederholte sich das Spiel unzählige Male, bis das Fahrzeug schließlich gegen eine Klippe stieß und mitten auseinanderbrach. Krach, bumbum! Wie ferne Kanonenschüsse dröhnte es dumpf. Hilfe, rette sich, wer kann!

Im selben Augenblick, da Lundgren aus der Koje springen wollte, erwachte er. Und als er die Augen aufsperrte, sah er, daß es bereits heller Tag war. Da hallten erneut dumpfe Schläge durch die Kabine. Unwillkürlich schrie Lundgren auf.

„Hier ist der Steward", ließ sich zu seiner Überraschung eine ruhige Stimme vernehmen. „Das Frühstück ist bereits angerichtet."

Das Frühstück? Lundgren trat an das Bullauge heran. Draußen tat sich eine graue Kaimauer vor ihm auf. Er war also bereits an seinem Reiseziel, in Helsingfors, angelangt! Und dabei war er diesmal gar nicht seekrank gewesen.

Vergnügt trällerte Lundgren beim Ankleiden ein Liedlein vor sich hin. Im stillen segnete er die Apfelschalen. Oder war es das Schwarzbrot gewesen, oder die Teufelsmixturen „Antimaladie" und „Nauticol", oder der Essigtrunk Fräulein Ellis, beziehungsweise die anderen sieben Mittel und Mittelchen seiner guten Bekannten? —

Doch wie dem auch sei, Lundgren zerbrach sich vorläufig nicht den Kopf darüber. Er hatte Hunger, einen Mordshunger! Und weiterhin vergnüglich trällernd, betrat er den Speisesaal des Schiffes. Dort reichte er dem Steward wohlwollend die Hand und begrüßte ihn triumphierend: „Hallo, lieber Freund. Ich weiß nicht, ob ich es Ihrem Schwarzbrot zu verdanken habe. Fest steht jedenfalls, daß ich die Überfahrt diesmal ohne Seekrankheit überstanden habe. Und dabei war es ja ein ganz furchtbares Wetter..."

„Ja, ja", nickte der Steward zustimmend, „und es wurde, nachdem Sie sich schlafen gelegt hatten, noch viel schlimmer. Die ganze Nacht hindurch hielt das Unwetter an, so daß wir gezwungen waren, im Hafen liegen zu bleiben. Erst heute mittag werden wir auslaufen."

(Aus dem Schwedischen von Werner Rietig)

Karriere

(R. Kriesch)



„Ja, ja, es ist schon wahr, Fräulein, die Kunst veredelt. Als ‚Schreitender Jüngling' habe ich angefangen und jetzt bin ich ein bäuerlicher Charakterkopf!"

Carriera: "Eh, già già, signorina; è pur vero che l' arte nobilita. Io cominciai come 'Adolescente al passo, e adesso servo da . . . testa caratteristica di contadino!„

Blähungen

(Erich Schilling)



„Da schau, Loisl, unser Pfarra werd allaweil dicka!" — „Koa Wunda, wo er do seine politischen Redn auf da Kanzl nimma nauslassn ko!"

Gonfiamenti: "Guarda un po', Gigi, come il nostro parroco va sempre più ingrassando!„ "Nessuna meraviglia, ora che dal pulpito non può più sfogarsi coi suoi discorsi politici!„

MEIN FREUND JOHANNES

Wir besuchten Johannes. Er saß an seinem Schreibtisch und dachte offenbar tief nach. Ich wollte mich deshalb still in eine Ecke setzen, aber Martin ging auf Johannes zu, klopfte ihm auf die Schulter und sagte: „Na, altes Haus, was hast du denn wieder für Sorgen?"

Ich erschrak zutiefst, denn ich wußte, wie verzweifelt Johannes über eine derartige Störung im unrechten Moment sein und wie grob sie ihn machen konnte. Aber er blickte Martin ganz freundlich an, nahm von einem Stapel Papier einen Zettel herunter und sagte: „Ja, Martin, ich wollte mal ausprobieren, was ich noch von unseren Schulkenntnissen in Mathematik behalten habe. Das ist ganz interessant. Du warst ja Primus in dem Fach. Versuch doch mal, ob du diese Aufgabe noch lösen kannst." Dann wandte er sich mir zu: „Hier hast du auch eine. Ich nehme diese. Nun wollen wir mal sehen, wer zuerst fertig ist. Aber nicht mogeln. Und nicht stören!"

Martins Ehrgeiz war geweckt. Er ging an einen Tisch und rechnete und schrieb. Auch Johannes schrieb lebhaft. Ich fand nicht viel Vergnügen dabei. Außerdem schien mir die Aufgabe sehr schwierig zu sein. Aber ich wollte nicht als Spielverderber erscheinen und grübelte also ein bißchen daran herum. Nach einiger Zeit rückte Johannes mit dem Stuhl und sagte: „Ich bin fertig!"

Martin, der ganz heiß vor Eifer war, rief mißtrauisch: „Dann muß deine Aufgabe aber viel einfacher gewesen sein als diese!" — „Du kannst sie dir ja mal ansehen", sagte Johannes.

Wir gingen zu ihm und schauten ihm über die Schultern. Vor ihm lag eine fertige Kurzgeschichte. Weiter sahen wir einen Stapel ungelöster Aufgaben dort liegen. Johannes wies auf ihn.

„Für meine lieben Gäste", sagte er. J. Bieger

DIE AUSNAHME

NOVELLE VON MASSIMO BONTEMPELLI

Ich habe eine behagliche Häuslichkeit mit einer reizenden Gattin darin. Und diese meine Gattin ist von friedlichster Gemütsart; mit anderen Worten: ich besitze ein Heim, in dem ich wenigstens dann und wann besser aufgehoben wäre, als in diesem rauchigen Kaffeehause. Darum werdet Ihr es seltsam finden, daß ich alle Abende, alle Abende des Jahres, auch wenn es regnet, auch wenn die Luft schwül und stickig ist, hierher gehe, um vor einem Glase Bier an einem Tischchen, dessen Platte mit Flecken und schwarzen Kringeln bedeckt ist, auf einem schmierigen Sofa zu sitzen, dessen Federn bereits gebrochen sind. Ihr würdet verstehen, daß ich wenigstens einoder zweimal im Jahre zu Hause bliebe, wenigstens Neujahr oder zu Weihnachten, wo man hier ganz einsam ist.

Ihr findet es seltsam, aber Ihr beurteilt mich falsch.

Um richtig urteilen zu können, muß man wissen. Und darum erfahrt Ihr nachstehend die ganze Geschichte. Sie ist keine Tragödie: aber sie genügt, um mich zu rechtfertigen oder wenigstens, um Euch mein Betragen weniger seltsam erscheinen zu lassen.

Meine reizende Frau heiratete ich vor zwölf Jahren. Aus diesem festlichen Anlasse hatte ich vierzehn Tage Urlaub: zwei Wochen, die ich zu einer Hochzeitsreise benutzte.

Am gleichen Morgen, an dem ich zurückkehrte, mußte ich den Dienst wieder aufnehmen.

Am Abend war meine Frau müde und legte sich gleich nach dem Essen nieder. Ich dachte daran, noch ein wenig auszugehen, um meine alten Freunde wiederzusehen. Und bin hierher gegangen. Hierher ging ich, wie ich es immer als Junggeselle getan hatte. Alte Bekannte, alte Gespräche: es wurde elf Uhr. Und nach diesem ersten Abend kam der zweite, weil die Freunde mir einen Bierabend gaben, dann der dritte, weil ich mich revanchierte und so fort.

Meine Frau beklagte sich niemals. Statt dessen hatten sie, die Freunde, angefangen, mich zu quälen. Sie wetteiferten förmlich darin: „Warum läßt du deine Gattin immer allein?" „Geht sie nicht gerne aus?" „Und warum leistest du ihr nie Gesellschaft?"

Und so begann ich darüber nachzudenken, ob ihr letzteres vielleicht Vergnügen bereitet haben würde. Und erwartete, daß sie darüber spräche. Nichts dergleichen. Doch eines Tages faßte ich Mut und sagte zu ihr:

„Niny, mißfällt es dir vielleicht, immer allein zu bleiben? Möchtest du, daß ich manchmal zu Hause bliebe, um dir Gesellschaft zu leisten?"

Sie lächelte mich an, wie wenn ich ihr ein kostbares Geschenk versprochen hätte. Und antwortete:

„Aber gewiß würde ich mich darüber freuen."

„Ach, warum hast du das niemals gesagt? Also noch heute abend. Ich gehe nur ein paar Schritte, um das Abendbrot zu verdauen und kehre gleich zurück."

Aber gerade an diesem Abend war es nicht möglich, denn am nächsten Tage reiste einer aus unserer Gesellschaft ab und gab an jenem Abend noch einen Abschiedstrunk. Und es wurde wie gewöhnlich elf Uhr, vielleicht sogar etwas später. Ich war sicher, daß meine Frau mein Verhalten, wenn ich ihr die Umstände erklärte, richtig finden würde.

Aber als ich an jenem Abend heimkehrte, schlief sie schon. Am nächsten Morgen sagte sie nichts darüber. Ich war sehr müde und deshalb spät aufgestanden und mußte mich sehr eilen, um rechtzeitig ins Büro zu kommen. Mittagbrot aß ich dort. Und kehrte um sieben Uhr zum Abendessen heim.

Um sieben Uhr erwartete ich dann, daß meine Frau mich fragen würde. Nichts. Beim Essen dachte ich:

„Wenn ich jetzt aufstehen werde, um fortzugehen, wird sie mich an mein gestriges Versprechen erinnern; dann werde ich ihr alles erklären und mit ihr zusammen zu Hause bleiben."

Ich erhebe mich, mache zwei Schritte durch das Zimmer, grüße sie... Nichts. Ich ging ganz ärgerlich fort. So ärgerlich, daß ich meine Schritte wieder hierher lenkte und zur gewohnten Zeit um elf Uhr heimkehrte.

Ich machte mir klar, daß es das Beste wäre, eines schönen Abends, ohne es ihr vorher anzukündigen, zeitig nach Hause zu kommen: das würde dann eine liebe Überraschung werden.

Und alle Abende, während ich hier auf diesem Sofa saß, dachte ich zuerst daran, fortzugehen, dann aber sagte ich mir: „Warum, sie erwartet mich nicht. Morgen abend will ich's tun."

Und der Abend kam. Eines Abends, es war ein Donnerstag, hielt ich das Versprechen, das ich mir gegeben hatte.

Vor vier Jahren war's.

Es war gerade der Abend, an dem ich zunächst am wenigsten daran gedacht hätte. Um achteinhalb Uhr hatte ich meinen gewohnten Spaziergang beendigt. Ich kam hier an und fand das Café geschlossen. Ärgerlich betrachtete ich die zugesperrte Eingangstür und fand ein angeheftetes schwarzumrandetes Kärtchen: „Wegen Familientrauer geschlossen." Ich erinnerte mich, daß der Bruder des Wirtes seit einigen Monaten krank gewesen war. Ich bummelte den Korso bis zum anderen Ende hinunter. Ich blickte durch die Scheiben des anderen Cafés, ob meine Gesellschaft sich vielleicht dorthin geflüchtet hätte. Doch sie war nicht da. Ich kehrte um und las das Kärtchen noch einmal. Dann lief ich noch einige Minuten ziellos umher.

Plötzlich, ich weiß nicht wie, fiel mir ein, daß ich heute mein altes Versprechen halten könnte. Glänzende Idee! Noch ein Rundgang, noch ein Blick durch die Scheiben des anderen Cafés, dann nochmals hierher, um das Kärtchen an der Tür zu lesen, und gemächlich kehrte ich nach Hause zurück.

Ich versichere Euch, daß ich mit einem gewissen Herzklopfen den Schlüssel ins Loch steckte. Ich bin ein bißchen Gewohnheitsmensch, und diese Angelegenheit so ganz außerhalb des Üblichen bedrückte mich etwas. Es schien mir fast, als wäre ich im Begriffe, eine Indiskretion zu begehen. Ich spürte etwas Unbehagen, wie ein Vorgefühl. Nicht das eines nahenden Unglückes, aber wohl das eines Ärgernisses oder einer Bedrängnis.

Beim Geräusch des Türöffnens hörte ich zwei kurze Schreckensrufe von jenseits des Korridors aus dem Speisezimmer her. Dann war es wieder still.

Ich schloß die Tür, durchschritt den Korridor, öffnete die Zimmertür. Ein neuer unterdrückter Aufschrei.

„Ach, wie hast du uns erschreckt."

Meine Frau und das Mädchen waren beim Nähen.

„Wer konnte denken, daß du es wärst?"

„Schöner Empfang! Hätte ich lieber nicht kommen sollen?"

„Nein, nein, es ist schön, daß du da bist, Liebster."

Jetzt bewegte sich meine Frau hin und her wie der Schwanz eines Hundes, um mir ihre Freude zu zeigen. Sie schickte das Mädchen zu Bett.

„Aber vorher", sagte sie, „tragen Sie noch diese Sachen fort. Reichen Sie mir die Tischdecke. Warte, Liebster, ich werde dir einen Kaffee machen. Bringen Sie den Spiritus. Nein, lassen Sie, ich werde selbst gehen."

Und eilte hinaus.

Geräusche von einfließendem Wasser, bewegtem Geschirr, angestrichenen Streichhölzern.

Hier im Eßzimmer räumte das Dienstmädchen indessen geräuschvoll die Wäschestücke zusammen, umfaßte sie mit beiden Armen und trug sie hinaus, die Türflügel dabei gegen die Wände schlagend.

Auch die Stühle waren mit Sachen bedeckt.

Ich stand währenddessen immer noch beiseite, darauf wartend, daß der Tumult sich lege, und fühlte mich etwas ungemütlich, weil ich ihn verursacht hatte. Am liebsten wäre ich umgekehrt und wieder fortgegangen und war schon im Begriffe hinauszugehen und es Niny zu sagen. Aber dann wagte ich es doch nicht. Nun ließ ich meinen Ärger an dem Mädchen aus:

„Können Sie nicht wenigstens einen Stuhl für mich freimachen, Sie Einfaltspinsel?"

Das erschrockene Mädchen beeilte sich daraufhin so ungeschickt, daß es mit dem Ellenbogen gegen



(Hanna Nagel)

eine auf dem Büfett stehende Fruchtschale stieß und sie zur Erde warf. Ein neuer Schrei von draußen: Niny eilt herbei, große Schimpferei, das Mädchen weint, und alle drei sind wir zur Erde gebückt, um die kostbaren Scherben aufzuheben. Wir versuchen sie in den Händen aneinanderzufügen und betrachten sie dabei so eingehend, wie wir niemals die Schale betrachtet hatten, solange sie heil war.

„Sie wird sich sehr gut wieder zusammenbringen lassen."

Ohne recht hinzusehen schüttelte ich wie ungläubig den Kopf.

Nun wurde Niny ungeduldig: „Aber ja, mit Kitt. Man muß es nur gleich tun, solange der Bruch noch frisch ist."

Ich war auf den Rand des eroberten Stuhles gesunken. Das Mädchen hatte sich in eine Ecke verkrochen. Niny fand den Kitt und machte sich ans Werk. Ich steckte mir eine Zigarre an.

Nach einem Weilchen bemerkte ich, daß mich irgend etwas belästigte. Ich blickte meine Frau an, aber sie war in ihre Arbeit verbissen. Dann verstand ich: es waren die unterdrückten Schluchzer des Mädchens aus ihrer Ecke. Ich drehte mich um. Sie weinte mit zur Wand gedrehtem Gesicht.

„Scheren Sie sich hinaus!"

Bei meinem Geschrei wandte sich Niny zu mir um, und gleich tat auch sie einen Schrei. Es war ihr etwas eingefallen:

„Der Kaffee! Laufen Sie, dummes Ding, schnell schnell!"

Als sie diese Worte rief, hielt sie dabei in ihren Händen die mit Kitt beschmierten Scherben. Sie hielt den einen gegen den andern gepreßt, auf daß der Kitt seine Wirkung täte. Und es schien, als wären ihre Füße selbst mit Kitt an den Fußboden geklebt.

Das Mädchen wollte sich hinausbegeben.

„Nein, nicht in der Küche, im Schlafzimmer ist er, auf dem Spirituskocher, auf der Kommode."

Und das Mädchen lief ins Schlafzimmer, und sofort kam von dorther ein lauter Aufschrei. Wir rannten beide, wir stürzten förmlich einer über den andern zur Schlafzimmertür und sahen die ganze Platte der Kommode bedeckt von der Spiritusflamme. Das Mädchen blies gerade mit der ganzen Kraft ihrer ländlichen Lungen hinein. Ein Flammenwirbel fiel über sie her, und ihre Schürze fing Feuer. — „Heilige Maria!"

Niny war wie gelähmt vor Schrecken. In ihren Händen hielt sie noch immer die aneinanderge-

preßten Scherben. Ich stürzte mich auf das Mädchen, dieses jedoch hatte geistesgegenwärtig — aber immer schreiend — sich die Schürze abgerissen und war damit zum Fenster gelaufen, das offen war. Hier stand sie nun brüllend und schwenkte, wer weiß aus welchem Grunde, die brennende Schürze aus dem Fenster.
„Seien Sie still, werfen Sie sie fort!"
Aber sie hörte nichts, sah nichts, kreischte und schwenkte die Schürze. Unter unseren Fenstern befindet sich ein Gärtchen. Vom Gärtchen begannen Schreie zu antworten. Dann hörte man eilige Schritte auf den Treppen, starkes Klopfen an der Wohnungstür, Fensteröffnen in den oberen Stockwerken, immer mehr und immer ängstlichere Stimmen. Endlich ein so starkes Klopfen, daß ich laufen mußte, damit sie nicht die Tür einschlügen.
„Machen Sie auf! Jetzt kommt Wasser. Wir machen die Kette!"
Ich ereiferte mich: „Aber nein, es ist falscher Alarm, schauen Sie doch ..."
Aber der Sprecher war schon wieder unten und schrie: „Den Gartenschlauch!"
Es kamen Leute aus allen Türen des Treppenhauses. Eine Unmenge Leute! Und alle schrien sie. Endlich gelang es mir, mich verständlich zu machen.
„Es ist nichts, meine Herrschaften, es ist falscher Alarm. Ich danke Ihnen sehr."
Der Lärm auf den Treppen legte sich ein wenig, und die Leute gingen murmelnd fort. Ich trat wieder in meine Wohnung und verschloß die Tür. Kehrte ins Schlafzimmer zurück. Die Flammen auf der Kommode waren gelöscht. Meine Frau stand noch da, immer noch wie festgenagelt, in den Händen die beiden Scherben, die sie gegeneinander drückte. Das Mädchen betrachtete die letzten Überreste der verbrannten Schürze auf dem Fensterbrett.
Es schien nun, als ob alles wieder in Ordnung kommen sollte. „Wollen wir zu Bett gehen?"

*

Aber ein neuer Aufschrei des Dienstmädchens ließ mich zusammenfahren. Ein heftiger Wasserstrahl, der unerwartet durchs Fenster kam, hatte sie mit voller Wucht getroffen und zu Boden geworfen. Die Wassersäule setzte mit unverminderter Heftigkeit ihr Eindringen fort. Unser guter Geist gab uns ein, zum Fenster zu laufen, um es zu schließen, aber der Wasserstrahl ließ uns nicht dazukommen. Niny entfielen die Scherben, und sie umklammerte mich verzweifelt. Das Wasser drang weiter herein, umkreiste das ganze Zimmer, stöberte in alle Ecken, ohrfeigte Wände und Möbel, schuf in Kürze auf dem Fußboden einen Spiegel, durchweichte alle Sachen, ergoß sich namentlich über das Ehebett, das in kurzer Zeit einem Schwamme glich. Zuletzt zerschmetterte er, als Gipfelpunkt dieser Naturkatastrophe, die Lampe, so daß wir uns nun im Dunkeln befanden. Wir stießen uns wohl zehnmal, aber dann gelang es mir, hinauszulaufen und die Wohnungstür zu öffnen. Ich stürzte eiligst, triefend die Treppe hinunter.
„Sie sollen aufhören da unten, sie sollen aufhören um Gottes willen!"
Irgend jemand klopfte unten beim Portier an. Aber die Besessenen im Garten hörten nicht. Dann kehrten Hausbewohner vom Ausgang zurück, und jeder erzählte den Neuhinzugekommenen das Vorgefallene auf seine Weise. Es brauchte eine geraume Zeit, bis alles sich beruhigt hatte.
Endlich zogen wir uns aus. Wir trockneten uns. Wir wollten zu Bett gehen, aber dieses war gänzlich durchnäßt. Wir bemühten uns, in den Schränken irgend etwas Trockenes zu finden, um es uns anzuziehen. Wir begannen mühselig die Bettdekken, die Laken, eins nach dem andern fortzunehmen und auszuwringen. Und der Fußboden wurde ein richtiger See. Die Matratzen waren durchweicht bis auf den Grund. Am Ende unserer Kräfte angelangt und schweißtriefend saßen wir schließlich mit hängenden Armen da und fragten uns stumm, was nun weiter werden sollte.
Wir kehrten ins Eßzimmer zurück und richteten uns, so gut es ging, mit einigen Mänteln und Tüchern auf dem Diwan ein. Der eine auf der einen, der andere auf der anderen Seite mit zwei Beinen auf den Stühlen. Ich sank erst beim Morgengrauen in einen quälenden Schlaf. Kurz nach der Sonne erwachte auch ich. Ich kleidete mich an und ging ins Büro. Das Dienstmädchen hatte sich eine Lungenentzündung zugezogen und lag vierzehn Tage zu Bett. Die Nachbarschaft unterhielt sich zwei Monate auf meine Kosten.
Hier und da finde ich wohl noch jemanden, einen häuslichen Menschen, der mir rät, doch dann und wann einen Abend zu Hause zu verbringen. Nein. Dieses kann mir nie wieder passieren. Allein der Gedanke daran läßt mir die Haare zu Berge stehen. Rückt ein wenig näher, liebe Freunde, daß der Wirt uns nicht höre. In diesen Tagen ist nämlich seine Frau erkrankt, wißt Ihr es nicht? Sie ist sehr krank. Es ist zu erwarten, daß wir an einem der nächsten Abende das Café geschlossen finden und mit einem schwarzumrandeten Kärtchen an der Tür. Für diesen Fall, ich empfehle es vorsichtshalber schon jetzt, wollen wir uns verabreden, uns in jenem anderen Café am Ende des Corso zu treffen. Um Gottes willen erinnert Euch an meine Geschichte und laßt mich nicht allein.
(Aus dem Italienischen von Math. Drangosch)

Umsonst

Daß wir uns lieben – ich stritt es ab,
Geleugnet hab' ich's und gelogen,
Und mich mit Lügen abgemüht,
So wie der Schiffer, der sein Schiff,
Sein rotbemaltes Schiff,
Am Kap des schimmernden Naniwa-Hafens
Mühsam am Seil dahinschleppt. – – –
Bin doch in der Leute Mäuler gekommen!

Aus dem Japanischen von Gerhart Haug

Das Spiegelbild

(K. Heiligenstaedt)



„Ob der Spiegel wirklich nicht lügt? Aber schließlich sagt mir Paul ja das gleiche!"

L' immagine dello specchio: "Che lo specchio davvero non mentisca?... Ma già alla fine anche Paolo mi dice lo stesso!„

Ballade von den Hotels in Dalmatien

Von Anton Schnack

Ich sah in den Häfen amerikanische Luxusjachten schaukeln
Und nachts waren die Schiffe in grelles Bordlicht getaucht,
Tanzende Paare sah ich glitzernd auf den Verdecken gaukeln,
Von der rhythmischen Gangart eines hellen Orchesters umhaucht.

Man lebte dem Nichtstun, erhitzt durch Erotik,
Und alle Hotelzimmer waren wie Waben besetzt
Von Leuten aus England und farbiger Balkanerotik,
Und die Kellner schwitzten, von hungrigen Menschen aller Sprachen gehetzt.

Das ist nun aus – Joseph Vinzl aus Wien ist Flieger geworden,
Der Bankier Otto Eskens aus Amsterdam floh Hals über Kopf aus Dubrovnik,
Nur das Meer blieb zurück mit den gleichen gewaltigen Worten
Und seine Wellen branden noch immer an's karstige Steingenick.

In Cirkvenica wohnten die Gäste im Hotel »Miramare«
(Pension 100-200 Dinar je nach Zimmeraussicht),
Lady Pount kam dorthin pünktlich wie die Schwalbe im Jahre,
Hochmütig und eisig, verschlossen das knöcherne Engländergesicht.

Parfümierte Polen schmorten in Liegestühlen
Und schickten den Deutschen giftige Blicke nach.
Man sah Marika Kovac aus Pest im Sande wühlen,
Während ihr Lächeln Seligkeit für die schwüldustende Nacht versprach.

Europa hat sich seitdem verändert und wird sich weiter verändern:
Der Großindustrielle Thadeus Epstein aus Brünn ist Emigrant,
Und Basil Floyd aus London spielt nicht mehr Golf auf Rasenbändern
Am agavenbewachsenen Adriastrand.

Kein Portier gähnt wartend am Dampferstege
Auf Koffer aus Bristol, Suffak und Debreczin,
Die Paare der Liebe verschwinden nicht mehr im Schatten der Wege,
Umsonst duften Lorbeer und bitterer Rosmarin.

Im Hotel wird nicht mehr von Lady geklingelt
Nach Sandwich und Tee oder Limoneneis,
Ladys Haus in Harwich ist inzwischen von Sandsäcken umzingelt,
Und auch das Hotel ist geschlossen und modert leis.

In den Korridoren ist Schlaf, das Graue des Staub's,
Doch das Meer spricht noch dieselbe Traummelodie
Und schimmert ewigkeitsschön durch das Grün des Olivenlaub's.
Es trauert nicht. Es ist groß wie noch nie.

LIEBESBRIEFE

VON VERA NORDENGREN

„Weißt du, was das ist?" rief Ellen lachend ihrer Freundin Ulla zu und streckte ihr einen Brief entgegen, den sie soeben mit der Post erhalten hatte. „Ein regelrechter Heiratsantrag ist das!"

„Was du nicht sagst! Und das nimmst du mit solcher Ruhe auf?"

„Was soll ich anderes tun? Da lies selbst!"

Ella las:

„Liebe Ellen! Zuerst wollte ich Dich anrufen. Aber dann erschien es mir doch als zu gewagt, mit Dir am Telefon zu besprechen, was ich Dir, so oft wir uns in der letzten Zeit begegneten, persönlich sagen wollte, ohne daß es mir jedoch gelungen wäre. Darum schreibe ich Dir heute und frage Dich: Ellen, willst Du meine Frau werden? In den zwei Jahren, die seit dem Tode Deines Mannes verflossen sind, habe ich geduldig gewartet. Aber nun möchte ich gern Gewißheit haben. Du weißt, ich habe Dich gern. Edwin."

Ellen lachte erneut auf, aber ihr Lachen klang gekünstelt. Ulla reichte ihr den Brief zurück.

„Das ist kurz und bündig gesagt", lachte auch sie.

„Ja, nicht wahr? Du mußt wissen, Edwin und ich waren einmal verlobt gewesen — über ein Jahr lang, bevor ich mich mit Sven verheiratete. Gewiß, ich habe Edwin gern gehabt. Aber eines Tages gerieten wir wegen einer Geringfügigkeit in Streit und trennten uns. Ich heiratete Sven. — Als Sven damals starb, erhielt ich von Edwin ein kurzes Beileidsschreiben. Später begegnete ich ihm öfters hier in unserer Stadt. Aber er benahm sich immer sehr zurückhaltend. Ich gestehe, daß ich im stillen noch immer auf ihn hoffte. Denn er wußte, daß meine Ehe mit Sven nicht glücklich war." — „Liebst du ihn?"

„Nun ja, das schon. Aber kann ich mich denn mit einem Mann verheiraten, der mir solch einen Brief schreibt?"

„Wieso? Du hast ihn doch gern."

„Liebe Ulla, kannst du zwischen den Zeilen lesen? Er empfindet Mitleid mit mir und meinem Schicksal, und nun will er mir, weil er sich unserer alten Bekanntschaft wegen verpflichtet fühlt, einen Dienst erweisen, indem er mir einen Heiratsantrag macht. Er betrachtet es lediglich als seine Pflicht. Und nun hofft er gewiß, daß ich Nein sagen werde. Was ich, worauf er sich verlassen kann, auch tun werde. Ach, muß Edwin sich in den zehn Jahren seit unserer Bekanntschaft gewandelt haben! Früher war er ein ganz anderer, er war so temperamentvoll und liebenswürdig. Und nun?"

„Nun, er ist mit den Jahren eben ruhiger geworden."

„Scheint so. Doch wie nüchtern und geschäftlich klingt sein letzter Brief! Fehlte bloß, daß er die Phrase daruntergesetzt hätte: ‚Einer umgehenden Antwort gern entgegensehend, zeichne ich hochachtungsvoll . . .'"

„Ja, aber du liebst ihn doch."

„Gewiß, doch das gehört nicht hierher. Ich werde jedenfalls mit einem Nein antworten, darauf freue ich mich schon jetzt."

Ihre Augen aber straften ihre Worte Lügen, sie füllten sich mit Tränen. Trotzdem setzte sie sich später hin und erteilte mit wenigen, knappen Worten die ablehnende Antwort. —

Eine Woche darauf erhielt sie einen zweiten Brief von Edwin.

„. . . nach all den Jahren, die zwischen uns liegen, habe ich solch eine Antwort erwartet. Doch dürfte ich den Gefühlen Ausdruck verleihen, die ich für Dich hege . . ."

Ellen versuchte sich einzureden, daß sie das Ganze nichts anginge und nicht berühre. Sie versuchte zu vergessen, daß sie in den letzten Jahren ihrer Ehe oft, gefährlich oft, an Edwin gedacht und ihn mit ihrem Manne verglichen hatte — ein Vergleich, der stets zu Edwins Gunsten ausgefallen war. Aber sie war ja noch jung und unverblüht, und so war sie überzeugt, daß eines Tages ihre Glücksträume doch noch in Erfüllung gehen würden. Aber nun diese förmlichen, kühlen Briefe . . .

Wiederum eine Woche später stürmte sie eines Morgens zu ihrer Freundin Ulla in die Wohnung.

„Du hast mein Vertrauen mißbraucht", schmollte sie. „Du hast heimlich an Edwin geschrieben und ihm verraten, wie ich über ihn denke."

„Ich? Liebste Ellen, ich kenne deinen Edwin ja gar nicht."

„Aber ich habe heute einen Brief von ihm bekommen, und der ist auf einmal so ganz anders."

„Darf ich ihn lesen?"

„Nein, diesen Brief kann ich dir nicht zeigen. Das ist ein Brief, wie ich ihn mir gewünscht habe. Er ist mit so viel Temperament und Gefühl geschrieben, daß ich fast daran zweifeln könnte, ob ihn Edwin auch selbst verfaßt hat."

Tags darauf erhielt Ellen erneut einen zärtlich-feurigen Liebesbrief von Edwin. Auch an den folgenden Tagen trafen Briefe über Briefe von ihm ein. Sie waren geschrieben wie diejenigen, die der junge Mann ihr geschickt hatte, mit dem sie einst verlobt gewesen. Er wollte sie wieder für sich gewinnen und gab es ihr sehr eindringlich zu verstehen. Ellen wartete ab, bis sie sich dessen vollauf sicher war, daß es sich bei Edwin nicht nur um eine vorübergehende Gefühlsaufwallung handelte, ehe sie ihm ihr Jawort gab.

Daraufhin erst sprach er persönlich bei ihr vor. Er war auffallend einsilbig, so daß Ellen sich anfangs ein bißchen enttäuscht fühlte. Aber da seine Wortkargheit seiner Entschlossenheit nicht im Wege zu stehen schien, söhnte sie sich auch damit aus.

„Willst du meine Frau werden, Ellen?" fragte er sie feierlich.

„Ja, Edwin."

„Ich habe dich lieb, ich habe dich stets gern gehabt. Aber gegenwärtig bin ich zum Reden zu wenig aufgelegt, um dir schöne Worte zu sagen. Doch du weißt ja . . ."

„Gewiß, gewiß. Und sollte ich jemals zweifeln, dann, Edwin, schicke mich fort, damit du mir schreiben kannst. Du schreibst nämlich so wunderbare Briefe."

„Meinst du?"

„Ja, deine beiden ersten Briefe waren freilich sehr nüchtern, sehr sachlich gehalten", lächelte sie schelmisch, „aber dann schriebst du mir die anderen, so wunderbar schönen Briefe."

„Hm, Ellen, das will ich dir gern erklären", meinte Edwin ein wenig verlegen. „Ich versuchte, in den ersten Briefen meinen Gefühlen Ausdruck zu verleihen, doch es gelang mir nicht. Nicht etwa, daß ich dich nicht liebte, aber ich vermochte es nicht in Worte zu kleiden. Ich habe in den letzten Jahren hart zu arbeiten gehabt, das hat mich wortkarg gemacht und meinen Gefühlen einen gewissen Zwang auferlegt."

„Aber deine letzten Briefe steckten doch so voller Gefühl, — wie konntest du dann mit einemmal so schreiben? Oder . . ." — sie unterbrach sich, ein peinlicher Verdacht stieg in ihr auf — „du hast die Briefe doch wohl nicht von einem anderen verfassen lassen?"

„Das nicht, Ellen. Ich habe meine Briefe natürlich selbst verfaßt — doch schon vor zehn Jahren. Die Briefe, die du zuletzt erhieltest, waren Abschriften von den Briefen, die du mir zurückschicktest, als wir damals — vor zehn Jahren — auseinandergingen."

Wavells Rückzugsstrategie

(E. Thöny)



„Wir lassen uns nicht zum Kampfe zwingen, ich suche mir mein Schlachtfeld selbst aus!"
„Und wo wünschen Mylord geschlagen zu werden?"

La strategia delle ritirate di Wavell: "Noi non ci lasciamo costringere al combattimento; il campo di battaglia me lo scelgo io da me!„ — "E dove desiderate, Mylord, d' essere battuto?„

PFARRHAUSGESCHICHTEN

VON JO HANNS RÖSLER

Der Pastor Freiesleben war ein gar frommer Gottesknecht. Nie kamen ihm weltliche Gedanken in den Sinn und so saß er auch heute wieder in seinem Studierzimmer über der Bibel gebeugt. Er hatte sich den Tisch ein wenig näher zum Kamin gerückt und legte von Zeit zu Zeit ein neues Scheit in die wärmenden Flammen.
Nun begab es sich aber, daß just an diesem Tag der Kaminkehrer auf das Dach gestiegen war, den pfarrämtlichen Kamin zu kehren und zu putzen. Und er sah durch den breiten Schornstein tief unten des Pfarrers Hand wiederholt auftauchen, wie er ein neues Scheit auflegte. Da ihm nun der weiße Rauch des jungen Holzes in die Augen biß, wollte er versuchen, den geistlichen Herrn zu bitten, dies einige Zeit zu unterlassen. Er beugte sich also über den Kamin und rief hinunter: „Pastor Freiesleben! Pastor Freiesleben!" Unten saß der geistliche Herr. Er war ganz in Gottes Wort versunken. Wie er nun die Stimme vernahm, richtete er sich betroffen auf. Da kam sie wieder, diese Stimme von oben:
„Pastor Freiesleben! — Pastor Freiesleben!"
Da faltete unser frommer Gottesmann die Hände und antwortete: „Rede, Herr! Dein Knecht hört!"

Jeden Sonntag, nach der Predigt, saßen seit Jahren die vier Dorfwürden beim Alten Wirt und spielten ihren Kirchgangtarock, der Lehrer, der Bürgermeister, der Förster und Seine Hochwürden, der Herr Pfarrer. Eines Sonntags jedoch genas die junge Wirtin des Alten Wirtes eines gesunden Knäbleins und der Wirt hatte Wichtigeres zu tun, als seinen Gästen den Tarock zu richten. So beschlossen sie denn, heute auszuziehen und beim Jungwirt am anderen Ende des Dorfes ihren Tisch aufzuschlagen. Wie aber den Pfarrer verständigen, der heute noch heilige Beichte hielt? Sie berieten hin und berieten her, bis sie einen Ausweg gefunden hatten. Während der Lehrer und der Bürgermeister zum Jungwirt vorausgingen, trat der alte Förster in die Kirche ein, wartete vor dem Beichtstuhl, bis die Reihe an ihm war, dann kniete er nieder und flüsterte:
„Ich bin einer der vier armen und elenden Sünder, die den Tag des Herrn nicht heiligen, sondern jeden Sonntag beim Alten Wirt ihren Tarock spielen. Heute nun genas unseres Wirtes Weib nach den heiligen Sakramenten der Ehe eines Knäbleins. Darum zogen wir drei armen und elenden Sünder aus, sitzen jetzt beim Jungwirt drüben und harren des vierten Mannes und wissen nicht, wie wir es ihm auf schickliche Weise beibringen sollen, daß er nicht zuerst seine Schritte zum Alten Wirt lenke und somit kostbare Zeit des heiligen Sonntages und gute Solos einbüße."
Der Förster schwieg. Auch aus dem Beichtstuhl drang kein Laut. Dann aber erklang eine gütige Stimme:
„Gehe heim in Frieden zu deinen Freunden — ein Wunder ist geschehen — der, der euch fehlet, sitzt längst beim Jungwirt, da ihm ein jüngerer Bruder aus der Nachbargemeinde für heute sein heiliges Amt abnahm."

Regenstimmung

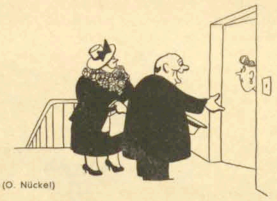
Von Hellmut Drawe-Tychsen

Moosmüffchenhafter Silberregen sprüht.
Ich schließe die Fenster bedächtig.
Zu Häupten mir eine Wolke blüht,
Gießkannenregens trächtig.

Herniederperlt das Naß.
Ich nage meine Lippen
Und blase aus des Bauches Faß
Zornhauch durch meine Rippen.

Ich hebe meine Fäuste, schlag',
Und habe den Tisch zerscherbend getroffen;
Darüber ist der ganze Tag
In Regenbächen ersoffen.

LIEBER SIMPLICISSIMUS


(O. Nückel)

Für Donnerstag waren wir bei Pinnewalds zum Abendessen eingeladen.
Frau Pinnewald gilt zwar nicht als das Gegenteil von indiskret, aber ihr Gatte ist ein vielgereister Mann, der fesselnd zu plaudern versteht. Außerdem legt er großes Gewicht auf tadellose Küche.
Wir freuten uns rechtschaffen, zumal da es uns um jene Zeit mehr als belämmert ging. Sogar den Fernsprecher hatte man uns gedrosselt.
Vorsichtshalber fingen wir Dienstag zu fasten an.
Donnerstag mittag kam eine ganz gewöhnliche Fünferkarte, auf der uns Frau Pinnewald zu ihrem grenzenlosen Bedauern mitteilte, daß eine Kusine aus Riga unerwartet eingetroffen sei. Kurzum, eine Absage.
Nach einigem Hin und Her entschieden wir uns dafür, den Schrieb nicht erhalten zu haben, und klingelten, wie vereinbart, Punkt acht bei Pinnewalds. Weit und breit keine Spur von einer Kusine. Es war Mitternacht vorüber, als wir heimwackelten, herrlich gesättigt von dem köstlichen Truthahn, den Pinnewalds allein zu speisen gedacht hatten, die Schurken. Von der Postkarte erwähnten sie nichts. Wir auch nicht. R.

*

Wir lagen in einem Reservelazarett. Wir wurden durch ein buntes Programm unterhalten.
Eine Dame versuchte sich in neckischen Operettenliedern. Nach vier Zugaben erst verließ die Künstlerin das Podium.
Ein biederer Schwabe neben mir spendete ihr besonders eifrig beim Abgang Beifall.
„Hat Ihnen mein Gesang gefallen?" fragte sie ihn.
„Hano", sagte der Schwabe, „wisset Se, mir stelle koi Ansprüch — 's isch Krieg!" P. H.

Verlag und Druck: **Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80** (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: Gustav Scherer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen Alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Okt. 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

BREMISCHE ANEKDOTEN

VON KARL LERBS

Versicherung auf Gegenseitigkeit

Die gute Freundschaft, die den alten Doktor Bestenbostel und den ebenfalls nicht mehr ganz jugendlichen Pastor Rotermund verband, war, soweit die Beziehung von Haus zu Haus in Frage kam, nie einer Erprobung auf beruflichem Gebiet ausgesetzt worden: Denn Pastor Rotermund war Witwer und kerngesund, und Doktor Bestenbostel war grundsätzlicher Junggeselle und infolgedessen anständigerweise ohne nennenswerten Anhang. Die berufsbedingte Zusammenarbeit der beiden in den ihnen unterstellten Dörfern vollzog sich ohne fachliche Erörterungen.

Eines Tages freilich holte Pastor Rotermund sich im Moor eine bitterböse Grippe, und Doktor Bestenbostel hatte seine liebe Not, ihn über das Schlimmste hinwegzubringen und schließlich als genesen aus dem Bett hervorzuholen. Der gute alte Pastor war froh und dankbar; aber er wunderte sich sehr darüber, daß er von Doktor Bestenbostel keine Rechnung bekam: Und nach etlichen Monaten brachte er die Sache vorsichtig und taktvoll zur Sprache.

Doktor Bestenbostel lächelte und winkte ab.

„Och, das lassen Se man so gut sein, Paster", sagte er. „Wenn Sie glauben, daß Sie mir was schuldig sind, denn können wir das dscha auf Gegenseitigkeit abmachen. Ich hab dafür gesorgt, daß Sie noch nich innen Himmel gekommen sind; nu können Sie sich dscha ab un zu mal'n büschen um meine seelische Inwendigkeit kümmern, damit ich nich nach 'r anneren Seite wegrutsche."

Die Verdienstspanne

Der gute alte Petersen, der für die Lebensmittelgroßhandlung meines Großvaters und später auch meines Vaters unermüdlich, geschäftstüchtig und tatenfroh die großen, größeren, kleinen, kleineren und kleinsten Ortschaften der bremischen Tiefebene „bereiste", war einmal auftragsgemäß bemüht, der hartgesottenen ländlichen Unternehmerin Trina Kattenbusch in Lüttjenbüttel die Vorteile einer Packung Kaffeezusatz nachdrücklich unter die ansehnlich gerötete und leicht tropfende Nase zu reiben.

„Kucken Se mal, Mudder Kattenbusch", sagte er suggestiv, „Sie haben dscha sonst wohl alles in Ihrem Laden, aber d i e Packung, die fehlt Ihnen noch. Da steckt 'n Geschäft steckt da in. Da können Sie dreißig Prozent an verdienen."

„Nee, mien leewe Petersen", sagte Trina Kattenbusch, die eben die leicht angestaubten Zuckerstangen auf dem „Tresen" mit ihrem vielseitig verwendbaren Taschentuch reinigte, „mit die Prussente, da bleiben Sie mich zehn Schritte mit vons Leib. Da will ich mir nich mit bemengeln. Das is dscha heidnischer Wucher is das. Ich mach das viel anständiger. Wenn ich für was zehn Fennige bezahle, denn nehm ich da zwanzig für wieder. Da bün ich ümmer noch ganz gut bei zu Schick gekommen."

Der lateinische Fisch

Mal, als Käpt'n Carsten Bruns und Käpt'n Krischan Sehlbrede einträchtig durch die Straßen Bremens schaukelten, hatte man im Schaufenster einer Fischhandlung als besondere Sehenswürdigkeit einen Stör von wahrhaft unwahrscheinlicher Größe ausgestellt.

Käpt'n Bruns, der in seinen Mußestunden ein begeisterter Sportfischer war und daher auch die seelischen Ab- und Hintergründe dieses Tummelplatzes menschlicher Leidenschaften kannte, blieb stehen und betrachtete das sagenhafte Tier mit Entrüstung.

„Krischan", sagte er, „nu kuck dich das mal an. Der Kerl, der d e n Fisch gefangen hat, is'n ganz entfamten Lügner."

Die Glückliche

(J. U. Engelhard)



„Wie stark du bist, Egon!" — „Ja, ich hoffe bis Gerhard geknipst hat, kann ich dich noch halten!"

La felice: "Come sei forte, Egon!,, — "Sì, spero di poterti tenere ancora finchè Gerardo ti avrà fotografata!,,

München, 14. Mai 1941
46. Jahrgang / Nummer 20

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Secret Service

(Karl Arnold)



„Wohin stellen wir nun unser Diplomatengepäck?"

Secret Service: "Dove mettiamo adesso il nostro bagaglio diplomatico?„

Der Feldweg

(Toni Bichl)



Der Wecker / Von Walter Foitzick

Seit gestern haben wir einen Wecker, ich habe einen gekauft, nicht, daß Sie glauben, das sei unser erster Wecker. Obwohl bei uns wenig geweckt wird, verbrauchen wir doch die Wecker sehr rasch. Entweder schraubt sie jemand auseinander, um endlich mal festzustellen, wie so ein Wecker innen aussieht, oder vielleicht wirft sie auch jemand an die Wand. Kurz und gut, unsere Wecker unterliegen sehr dem Verschleiß. Wenn ich so nachrechne, brauchen wir pro Wecken einen Wecker. Das ist unwirtschaftlich.

Also jetzt haben wir wieder einen neuen, und was für einen, sage ich Ihnen, nicht nur so einen zum Wecken, sondern einen mit Etui, pikfein!

Er war nicht ganz leicht zu haben. Was meinen Sie, so einen Wecker wirft man nicht vor die Säue, oder mit so einem weckt man keine. Tja, man hat eben seine Beziehungen zu Weckerkreisen.

Den Wecker sehen, und zugreifen war eins bei mir. Außen schwarzes Leder, am Etui natürlich! Sehr vornehm, ein Luxuswecker! Ich werde luxeriös geweckt werden. Was ist dagegen jener Wecker, den ich einmal in einem Schloß sah. Er war allerdings so groß wie ein mittleres Büfett einer gutbürgerlichen Vorkriegswohnung, und das waren Büfetts damals! Wenn seine Zeit gekommen war, dann spielte er den Hohenfriedberger Marsch mit Tschinellen und Pauken und Trompeten. So können eigentlich nur Könige sich wecken lassen, wenn sie einen festen offiziellen Staatsschlaf schlafen. Der Kaiser Napoleon ist sehr erschrocken, als er in diesem Schloß nur eben mal den kleinen Privatschlaf schlief, und als da der Hohenfriedberger losdonnerte. Dabei war der Korse doch allerlei politischen Skandal gewöhnt. Auch ich bin früher oft mit Musik geweckt worden. Wenn ich's so bedenke, waren wir im Wecken recht geschmäcklerisch. Ich hatte nämlich in der Schulzeit eine Weckeruhr, die spielte, wenn meine schwere Stunde, meine Schulstunde gekommen war: „Die letzte Rose". Ich habe dieses Lied seitdem nicht sehr gern und ich glaube, daß damals der Grundstein zu meinem geringen musikalischen Verständnis gelegt wurde. Aber ich will sie nicht mit allen Weckern meines Lebens langweilen.

Doch nun beginnt eine neue Epoche. Der neue Wecker ist nicht nur in einem Lederetui, das Leder ist noch in einem Kästchen und das ist mit Filz gefüttert. Habe ich zuviel gesagt, ist es nicht ein Luxuswecker? Wenn der in seinem Bunker weckt, hört man ihn vielleicht garnicht, und wenn man ihn trotzdem an die Wand wirft, braucht nicht einmal das Leder beschädigt zu werden.

IM MAI / Von Ratatöskr

Vom Löwenzahn durchsprenkelt,
so präsentiert sich rings das Land.
Der Dichter, eingehenkelt,
spaziert mit seinem »Gegenstand«.

»Sieh«, spricht er zu demselben,
»die Blüten hier, geliebtes Kind.
Was wird aus diesen gelben
Gebilden, wenn sie älter sind!?

Ein Schwarm von zarten Flöckchen,
die fliegen in die Welt hinein
auf silbergrauen Söckchen
und wollen nichts als Boten sein.

Verstehst du, wie ich's meine?
Ist's nicht just wie bei mir fürwahr?«
... Da lächelt still die Kleine:
»Ja – abgesehen vom Honorar.«

DIE SCHRANKEN

VON ROLF FLUGEL

Früher einmal wollte ich Bahnwärter werden, in das messingne Horn blasen, Bohnen ziehen in dem dreieckigen Garten neben dem roten Häuschen und kurbeln, wenn die Stromlinigen brausend kommen von der Stadt. Der Eisenbahndirektor würde aus dem Zug schauen, ob sie auch heruntergelassen sind (sein gütiges Auge — als wollte er sagen: Brav, mein Sohn! — sehe ich heute noch auf mir ruhen). Dann ließ ich sie, bedrängt von der fiebrigen Ungeduld der tutenden Stromlinigen schön langsam wieder hochgehen — der wahre liebe Gott von Etterschlag oder sonstwo und Herr über Wagen, Mensch und Kuh. Eine Schranke ist eine besonders sichtbare rot und weiß bemalte Befehlsgewalt — ein Fichtenfinger der hehren Ordnung sozusagen.

Die anderen, an denen sich schnell genug die Herzen blutig schlagen, sind um schöne Frauen gelegt. Sie sind weitaus in der Mehrzahl. Kein Mann mit Pensionsberechtigung kurbelt sie bei Gefahr herunter, kein Götterknabe auf Anhieb nach oben, kein Warnungslicht blendet auf und wenn Glocken läuten, dann läuten sie die Liebe ein oder doch ihr synthetisches Ersatzerzeugnis. Wie sollten diese Ohren hören, diese Augen, geblendet von Duft, Form und Fülle, noch sehen, wie sollte man sie noch mit lechzenden Lippen ertasten können — diese Schranken, die unsichtbar sich um holde Wesen schließen. Wer baut sie eigentlich, die Frau oder nicht mehr der Mann selbst, der zur Märchenprinzessin erhöht, was täglich mit der Linie 8 nach Schwabing fährt, das aufgeschlagene Buch über den dekolletierten Knien.

Eine Welt voller Schranken, eine herrlich unbekannte Welt trennt dich von der Göttin. Ihre Augenbrauen sind manchmal, wenn sich die Blicke kreuzen, fragend hochgezogen und kühn gespannt wie chinesische Brücken. Sie sitzt zum

Peter entschuldigt

(Erich Schilling)



„Majestät, England hat von Ihnen erwartet, daß Sie die Nazis schlagen, England hat nicht erwartet, daß Sie fliehen!" — „Entschuldigen Sie, Sir, aber ich habe doch eine englische Erziehung genossen!"

Pietro discolpato: "Maestà, l' Inghilterra sperava che Voi vinceste i Nazi; l' Inghilterra non si aspettava la Vostra fuga!,, — "Scusate, Sir, ma anch' io sono stato educato all' inglese!,,

Teil dir gegenüber, zum Teil auf dem goldenen Thron deiner Phantasie, von Genien umgeben, ein Füllhorn in den edel geformten Händen tragend. Auf ihrem Hütchen wächst ein Blütenarrangement in tropischer Pracht. Der Zipfel eines Fahrscheins, vom Schaffner heftig abgerissen, flattert wie ein kleiner weißer Schmetterling über die Dolden. Ihre schimmernde Frivolität nimmst du als sakrale Aura in dir auf. Demütig und innerlich von Fieberfrost geschüttelt, machst du dich dann endlich an den Schranken zu schaffen. Du bist kein gelernter Schrankenwärter.

Bleiben Sie in Ihren Schranken, scheint das schöne Mädchen zu sagen. — Wie könnte ich, ich liebe Sie schrankenlos! —

In der Hohenzollernstraße hüpft sie hinaus, schon ist man auf dem Sprung — und prasselnd beginnen die Schranken zu brechen. Ihre Augen sind nah und groß wie die zwei Lampen einer Lokomotive. Ein junger Mann sagt: Servus, Annerl. — — —

Es vergeht eine längere Zeit, bis man wie die Peripatetiker im ruhigen Auf- und Niederwandeln monologisierend zu der Weisheit Schluß gelangt: In der Beschrankung zeigt sich erst der Meister.

Eva

(K. Heiligenstaedt)

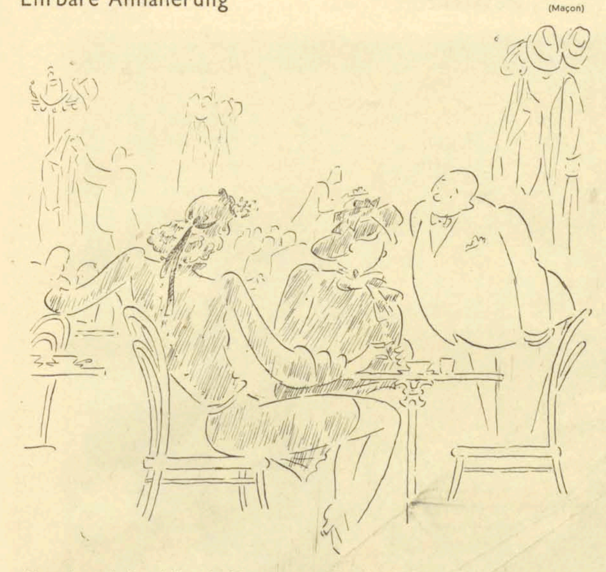


„Wenn 's damals im Paradies Obst nur für Jugendliche gegeben hätte, wäre das ganze Malheur nicht passiert!"

Eva: "Se allora in Paradiso le frutta fossero state solo per la gioventù, tutta la gran malora non sarebbe capitata!„

Ehrbare Annäherung

(Maçon)



„Verzeihung, habe ich hier das Vergnügen mit Fräulein Müller und ihrer Frau Mutter?"
„Nein, mein Herr, Sie sind hier auf Frau Müller und ihre Tochter gestoßen!"

Ravvicinamento onesto: "Scusino! Ho il piacere di trovarmi qui con la signorina Müller e sua madre?„ — "No, signore, qui Vi siete imbattuto con la signora Müller e sua figlia!„

DER HERR VON NEBENAN

Aus dem Russischen von A. Wied

Jüngst lag ich auf dem Sofa meines möblierten Zimmers, als es an die Tür klopfte. Auf mein „Herein!" erschien eine nicht mehr junge Frau in Trauerkleidern. Ich springe auf und frage verwundert: „Womit kann ich dienen?" Sie schaut mir aufmerksam ins Gesicht: „So also sieht Er aus! So ungefähr hab' ich Ihn mir auch vorgestellt." „Ich kenne Sie nicht, gnädige Frau", sage ich erstaunt.
Sie lächelt traurig: „Ich Sie auch nicht. Aber ich muß mit Ihnen sprechen." Sie erhebt sich vom Stuhl, auf den sie sich eben gesetzt hat und fährt fort in feierlichem Tone: „Ich bin die Mutter jener Frau, die Sie vor sechs Jahren geliebt haben und die Ihretwegen ihre eheliche Pflicht verletzte... Ich bin die Mutter Ihrer verlassenen Geliebten!" Sie schwieg eindrucksvoll. Offenbar glaubte sie alles Nötige gesagt zu haben. Ich zögerte ein wenig. Ich hoffte, daß sie jetzt den Namen ihrer Tochter nennen würde, aber sie schwieg. Dann wiederholte sie seufzend: „Nun wissen Sie, wer ich bin... Meine Tochter, Ihre Geliebte, ist unlängst gestorben, in meinen Armen... mit Ihrem Namen auf den erkaltenden Lippen."
Ich kalkuliere, daß es jetzt angebracht sei, aufzuspringen vom Sofa, die Hände entsetzt über dem Kopf zusammenzuschlagen und auszurufen: „Gestorben! O Gott, wie schrecklich!"
„So haben Sie mein Töchterchen doch noch nicht vergessen", lispelt sie und wischt eine Träne aus den Augenwinkeln. „Wenn man bedenkt, daß Sie sich vor fünf Jahren getrennt haben, wegen Ihrer Untreue, wie mir meine Tochter beichtete" Was soll ich antworten. Ein bitter würgendes Gefühl steigt in mir auf, und ich fühle mich als der größte Lump des Jahrhunderts. Unschlüssig rutsche ich auf dem Sofa hin und her. Dann, mit einem forschenden Blick auf die Besucherin, bitte ich vorsichtig: „Erzählen Sie mir doch noch etwas von Ihrer Tochter."
„Was ist da zu erzählen! Wie Sie wissen, paßte sie nicht zu ihrem Mann. Er hat sie nie verstanden. Dann kamen Sie... jung, interessant, stürmisch. Sie hat die Worte nie vergessen, die Sie ihr in der ersten Liebesbegeisterung sagten. Erinnern Sie sich?"
„Ja", lüge ich dreist, „wie sollte ich nicht! Hat Ihnen die Gute auch meine genauen Worte berichtet...?"
„An jenem Abend war ihr Mann nicht zu Hause. Dann kamen Sie, der Strahlende, wie sie Sie nannte. Sie bemerkten ihre verweinten Augen und wollten den Grund wissen. Sie weigerte sich. Dann nahmen Sie sie um die Taille, drückten sie an sich und sagten leise: ‚Du mein Glück, ich sehe, daß dich hier niemand versteht und niemand deine kristallreine Seele kennt. Du bist allein. Es gibt nur einen Menschen, der dich schätzt, dessen Herz ganz dein eigen ist.'"
Ja, ja, ganz mein Verfahren, denke ich für mich. Sie fährt fort:
„Nach einigen Tagen gingen Sie mit ihr spazieren. Sie baten sie zu einer Tasse Tee zu Ihnen. Sie sagte ab, darauf wurden Sie böse und schwiegen den ganzen Weg. Dann sagte sie: ‚Wenn Sie anständig sind, komme ich.' Nach einer halben Stunde war sie bei Ihnen. — Haben Sie etwa das vergessen?"
„Weiter! Was sagte sie weiter?"
„Sie erzählte, daß Sie sich dann jeden Tag mit ihr trafen, bis Sie angeblich eine Terminarbeit bekamen, dann nur noch einmal in der Woche. Eines Tages erschien sie bei Ihnen unerwartet und fand dort eine andere Frau vor..."
Ich ließ den Kopf hängen und glättete nervös das Sofakissen.
„Und als sie zu weinen anfing, sagten Sie zu ihr: ‚Dem Herzen kann man nicht befehlen!' Und haben ihr vorgeschlagen, gute Freunde zu bleiben."
„Habe ich ihr das wirklich angetragen?" frage ich ungläubig. Das sieht mir gar nicht ähnlich, weil ich weiß, daß keine Frau auf so etwas eingeht. Aber ich möchte endlich wissen, woran ich bin: „Hat Ihre Tochter vor Ihrem Tode mir sonst nichts hinterlassen?"
Da steht die Dame zum drittenmal vom Stuhl auf und sagt feierlich: „Sie vermacht Ihnen Ihre kleine Tochter!"
„Mir", ächzte ich, „aber wieso denn mir?"
„Sie wissen doch, ihr Mann starb vor vier Jahren, und ich bin alt und krank."
„Aber warum denn mir?"
„Weil Sie der Vater des Kindes sind."
„Mein Gott! Sind Sie dessen gewiß?"
„Vor dem Tode lügt man nicht! Sie sind der Vater und müssen für Ihre Tochter sorgen!"
Ich erbleiche, beiße auf die Lippen und sinke kleinlaut zusammen.
„Vielleicht haben Sie sich doch geirrt?"
„Mein lieber Sohn", sagt die Gute erhaben, „wir Frauen irren in solchen Dingen nie!"
Also — ich bin Vater — ich habe eine Tochter!...
„Wie heißt sie denn?"
„Wie ihre Mutter!"
Der Name, der Name! Wie bekomme ich den Namen heraus?
Sie ist wieder aufgestanden. Diesmal gerührt: „Also, Herr Schwarz, Sie werden Ihre Tochter anerkennen! Ich wußte es ja!"
„Wieso Schwarz? Ich heiße Weiß!"
„Mein Gott, dann sind Sie es gar nicht?"
„Wer bin ich nicht?"
„Sie sind nicht Rudolf Schwarz? Meine Tochter nannte diesen Namen und gab mir die Adresse."
Eine stürmische Freudenwelle schießt mir durch Herz und Kopf.
„Schwarz!" lache ich. „Gratuliere Ihnen, Sie haben sich nur um eine Tür geirrt. Herr Schwarz wohnt nebenan. Kommen Sie, ich begleite Sie." Fröhlich, wie neugeboren, zerre ich meine so glücklich losgewordene Schwiegermutter am Arm und führe sie zur Tür nebenan.
„Aber natürlich", trumpfe ich auf, „mein Name ist Georg Weiß. Schwarz wohnt daneben. Jawohl: Schwarz und Weiß sind nicht dasselbe. Der hat auch schon immer hier gewohnt, der Schwarz. ... ein sehr sympathischer Herr. Und Sie, verehrte gnädige Frau, haben sich offenbar um eine Tür geirrt. So etwas kann leicht vorkommen. Natürlich kann es nur Herr Schwarz sein... Er ist zu Hause... Hallo, Schwarz! Hier fragt eine Dame in einer wichtigen Angelegenheit nach Ihnen... Nur herein, gnädige Frau, und wenn Sie gestatten, gehe ich mit und höre mir die Geschichte noch einmal an...!"

Haus / Von K. M. Schiller

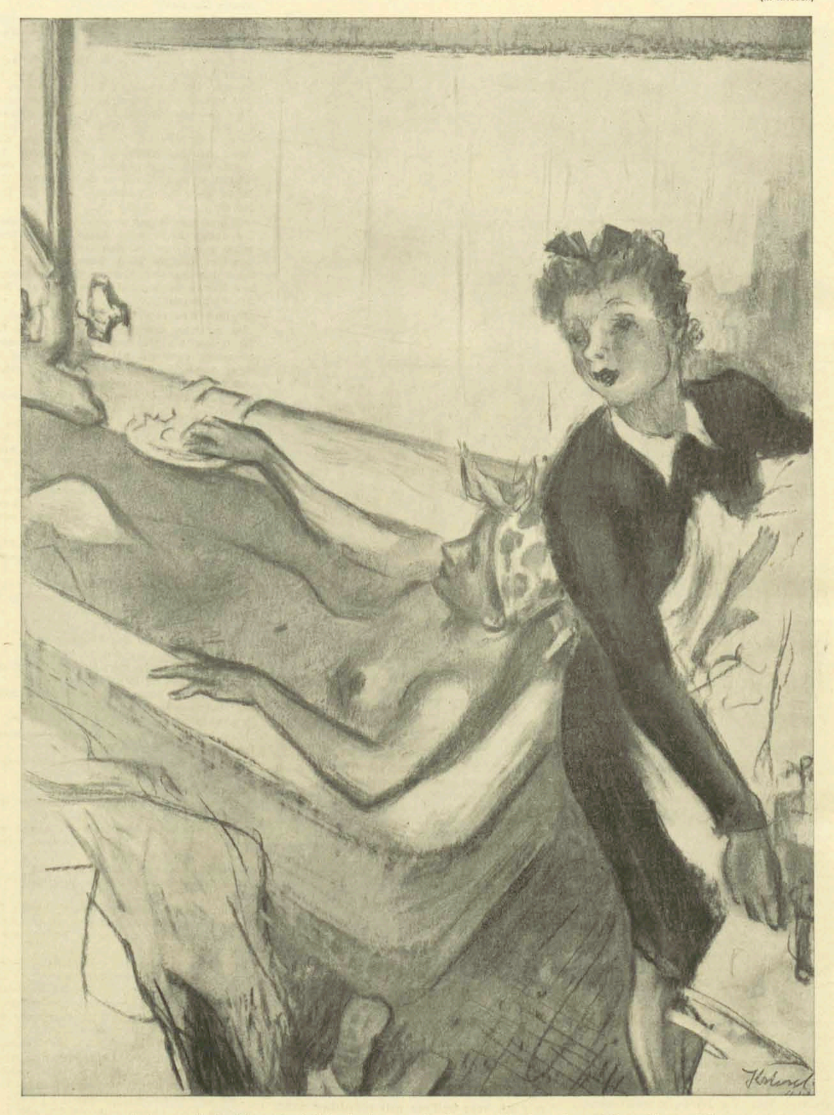
Zarter Rauch, der
über dem Schacht deines Mundes steht.
Blutwarmer Hauch, der
über das Dach deines Herzens hinweht.

Heut hab ich es gut getroffen.
Heut ist ein glückseliger Tag.
Ein wartendes Haus steht mir offen,
wie ich kein bess'res mir wünschen mag.

Ich halte nun Einkehr. Die Straßen
laufen ins Land hinaus.
Du hast Tür, Raum, Herd, Lagerstatt,
über die Maßen
gastliches Haus.

Zusätzlich

(R. Kriesch)



„Ach, so 'n heißes Bad ist doch wunderbar erfrischend und beruhigend!"
„Dscha, gnä' Frau, und dabei wird man auch noch so hübsch sauber von!"

Per soprappiù: "Ah, un bagno sì caldo rinfresca pure e tranquillizza meravigliosamente!„
"Eh già, signora e per soprappiù si esce fuori anche ben puliti!„

Der griechische Philosoph

(O. Gulbransson)



„Was suchst du da, Diogenes?“ — „Einen Engländer!“

Il filosofo greco: "Che cerchi là, Diogene?„ — "Un inglese!„

DAS MOORBAD

VON ERIC RUDENBERG

Im Mittelpunkt unserer kleinen Herrengesellschaft stand unser Freund, der Schauspieler und Theaterdirektor Gösta Willgren. Er plauderte angeregt über seine langjährige Künstlerlaufbahn und sprach von den Rollen, die er auf der Bühne verkörpert hatte. Doch als ich ahnungslos fragte, ob er auch den Hamlet gespielt hätte, lachte er zunächst belustigt auf, um plötzlich gereizt und launisch zu tun.

„Nennen Sie mir nur nicht den Hamlet!" fauchte er. „Ich koche jedesmal vor Wut, wenn ich diesen Namen höre."

Und auf unsere erstaunte Frage, wieso und warum, erzählte Willgren uns nun folgende Geschichte:

„Vor vielen Jahren war es, daß mich Shakespeares vielseitiges Dichtergenie aus einer höchst peinlichen Situation retten sollte. Ich befand mich damals mit einer Schauspielertruppe auf einer Tournee durch die Provinz. Wir hatten den Hamlet auf den Spielplan gesetzt und ernteten überall großen Beifall. Ich trat selbstverständlich in der Titelrolle auf. Das einzige, was unseren Erfolg trübte, war, daß unser junger Kollege Alrik Almquist die häßliche Manier hatte, mir immer zu früh ins Wort zu fallen und mir jede Replik zu verpatzen, so daß mein Hamlet gar nicht zur vollen Geltung kam.

Kurz und gut, nach der Vorstellung kam es zu einem heftigen Wortwechsel zwischen uns, und noch am selben Abend schied Almquist aus der Truppe aus.

Da, eines anderen Abends — es war ein paar Tage darauf — holte ich auf der Bühne zu einer pathetischen Geste aus und konnte auf einmal den Arm nicht wieder zurückziehen. Ich hatte das Gliederreißen bekommen und rieb mich nun mit Kampferspiritus ein, daß ich schließlich aus allen Knopflöchern danach roch. Aber das altbewährte Mittel, das so oft geholfen, half diesmal nicht. „Du solltest es mit Bädern versuchen", riet mir Alma Boselin, unsere damalige Primadonna — meine jetzige Frau.

Haben Sie schon einmal ein Moorbad genommen? Man liegt da in einem Bottich und wälzt sich in einer dunklen, zähen Schlammasse, die, nachdem man dem Bad entstiegen, am Körper zu einer dicken Kruste trocknet, die der Bademeister dann mit einer Art Meißel von der Haut löst.

Ich beschloß also, ein paar dieser Moorbäder zu nehmen. Als ich am dritten Tage in dem besagten Bottich lag, hörte ich, wie mich jemand beim Namen rief. Es war Almquist. „Gratuliere, verehrter Herr Direktor", begrüßte er mich höhnisch, „da stecken Sie ja gerade im rechten Element!" Ich zollte ihm durch Schweigen die Verachtung, die ich für ihn hegte. Da nahm er plötzlich einige Papierkügelchen aus der Tasche und begann, mich damit zu bewerfen. Er zielte sie mir mitten ins Gesicht, und sie würden mich getroffen haben, hätte ich nicht schnell den Kopf untergetaucht, daraufhin zog er sich augenblicklich wieder zurück.

Nach beendetem Bad legte ich mich auf die Ruhebank nieder, um mich trocknen zu lassen. Alsdann erschien der Bademeister auf der Bildfläche. Aber soviel er auch an mir schabte und schrubbte, diesmal bekam er mich nicht sauber. Schließlich entnahm er dem Bottich eine Schlammprobe und untersuchte sie. Plötzlich griff er nach seiner Mütze und eilte zur Tür.

„Wohin wollen Sie?" fragte ich.

„Denjenigen suchen gehen, der den Teer ins Bad geschüttet hat", rief er ärgerlich aus. „Und kriege ich ihn, werde ich dafür sorgen, daß ihm ein zweites Mal die Lust dazu vergeht."

Ich entgegnete: „Da brauchen Sie sich nicht weiter zu bemühen, Meister. Ich glaube zu wissen, wer mir diesen Streich gespielt hat. Das war mein ‚Freund' Almquist. Doch was den Teer anbelangt, können Sie den nicht wieder entfernen?"

„Unmöglich, Herr", erklärte der Bademeister. „Der Teer ist ja jetzt schon eingetrocknet, das dauert mindestens seine vier Wochen... Jesses, auch Ihr Gesicht ist ja ganz schwarz!"

Aha, nun durchschaute ich Almquists teuflische Absichten ganz und gar. Er wollte, daß ich abends nicht als Hamlet auftreten konnte. Aber da befreite mich, wie schon gesagt, Shakespeares universeller Dichtergenius, als hätte er alles vorausgesehen, aus der peinlichen Lage. Selbstverständlich war nicht daran zu denken, daß ich in dieser Verfassung den Hamlet mimte. Aber ich wechselte ganz einfach das Programm. Ich setzte den ‚Othello' auf den Spielplan und spielte höchstpersönlich den Mohren von Venedig."

(Aus dem Schwedischen von Werner Rietig)

Zwanzig Jahre später (O. Nückel)



DER ANDERE / VON KARL MAUSSNER

Auf der wunderschönen Insel Korfu werden, so lange man denken kann, Kanarienvögel gezüchtet. Allerdings meint der Volkswitz der neidischen „weiteren" Umgebung Korfus, daß diese gelbschönen Kanarienvögel es nie zum Singen, wofür sie doch eigentlich da seien, brächten.

Fährt da eines schönen Frühlingstages über das immerblaue Meer einer der kleinen, etwas wackeligen Küsten-Kursdampfer, angefüllt mit Leuten, die da und dort ihre kleinen Geschäfte haben und munter und guter Dinge sich ihres Daseins freuen.

Ein Bauer aus Korfu ist an einer der kleinen Insel-Anlegestellen zugestiegen. Die Fahrt geht nun quer durchs offene Meer, dem nördlichsten griechischen Küstenzipfel zu.

Das Bäuerlein mit seinem schlau-faltigen Gesicht hält vor sich mit aller Sorgfalt einen Käfig, in dem, deutlich genug, ein knallgelber Kanarienvogel zur Schau sitzt. Dem pfeift er, aus Langeweile oder als rechter Lehrmeister, das eine und andere Liedlein vor, — aber den Vogel stimmt — man sieht das deutlich — die Umgebung, das ungewohnte Schiff mit seinen vielen Menschen und mannigfachen Tieren, das glitzernde Wasser ringsum, mehr zu Ängstlichkeit und Neugier als zum Singen, das noch allemal aus der Ruhe des Gemüts kommen muß.

Was tut es?

Ein anderer, Bewohner einer benachbarten Insel, spricht den Kanarienvogelmann, den er geraume Zeit beobachtet hat, an: „Einen netten Vogel hast du da, Freund ..."

„Ja, freilich, und singen kann der! Ich sag' dir: eine Nachtigall, so schön die singt, ist nichts dagegen!"

„Solch einen Vogel möcht' meine Alte schon immer haben, aber, weißt du, in Korfu wird man besch..., du weißt schon. Was andres hier, so unter uns, auf dem Schiff, Freundchen ..."

„Hm, der Vogel ist mir eigentlich gar nicht feil, — will ihn gerade dem Popen in Konispolis vorführen, 's ist mein bester Vogel, der allerbeste vielleicht, ja, gewiß, von ganz Korfu. Hm, hm — und das Fahrgeld dazu, hin und zurück —"

„Was willst du denn haben?"

Der lustvolle Kauffreund hätte freilich gern ein wenig von dem gerühmten Gesang gehört, wären es auch nur ein paar wohlgeübte Triller gewesen.

Sein Herr pfeift dem Gelben denn auch mit hingebendem Eifer einiges vor, aber der seltene Vogel will hier, auf dem Schiffe, nun einmal nicht singen, und der andere versteht das wohl: Nachtigallen sind schüchtern, und die vielen redenden und gestikulierenden Menschen auf dem Schiff, der ganze beobachtende Kreis jetzt gar um die beiden.

„Gut, gut schon ..."

Nach dem langen, nun einmal üblichen Hin und Her — Zeit hat man ja übergenug! — einigt man sich, unter dem mehrfachen Chor der ‚Oh'- und ‚Ah'-Rufe der Umstehenden, die an dem Handel wie an einem rechten Schauspiel teilnehmen, auf dreißig Drachmen.

„Ein hoher, ja, ein schwindelnd hoher Betrag für den kleinen Vogel", meint der eine. „Wird's aber wohl wert sein!" der andere.

Doch der Käufer ist froh und setzt sich mit seinem Vogel, dem er trotz dessen sichtlicher, fast möchte es scheinen, ein wenig verwunderter Unlust, ein lustiges Liedlein nach dem anderen vorpfeift, in eine abgelegene Ecke. „Werden ja bald zu Hause sein, mein Tierchen!"

Der Verkäufer, der Mann aus Korfu, geht ebenso vergnügt oder noch vergnügter auf und ab und faßt oft nach den leicht verdienten knittrigen Scheinen in die Tasche, ob sie auch noch da seien: „Soll zu Hause eine lustige Nachfeier geben, hah!"

Man ist jetzt an der nächsten Landestelle.

Der Vogelkäufer steigt, sorgsam seinen Käfig mit dem Vogel vor sich haltend, aus. Der Korfiote winkt ihm zu wie seinem besten Freunde, und der winkt, wenn's möglich wäre, noch freundlicher zurück und steht, bis das Schiff wieder losmacht und auf das offene Meer zuhält. Da legt der Korfiote, den der Übermut zwickt, seine Hände zum einfachen Sprachrohr zusammen und ruft dem andern nach:

„He, Freundchen, wenn dein Vogel zum erstenmal singt, zahl' ich dir dreitausend Drachmen! Es ist nämlich ein Weibchen! Hörst du? ... Damit du dich nicht ganz unnötig plagst!"

Da schreit der andere, den Maschinenlärm des abprustenden Dampferchens übertönend, zurück: „Und wenn du alter Gauner dir für die dreißig Drachmen was kaufen kannst, geb' ich dir dreißigtausend echte. Die Scheine sind nämlich falsch! — Hast du gehört, Diebslump!"

Eine Antwort hat keiner gehört — vielleicht bloß darum nicht, weil das Schiff inzwischen doch schon zu weit vom Ufer abgekommen. Aber Korfus bewährter Ruhmeskranz hat, wenigstens für die auf dem Schiffe Versammelten, gewiß ein Blättlein eingebüßt, weil hier einmal eben der — andere schlauer gewesen.

UNTERRICHT FÜR LISA

VON KURT DEICHMANN

Manchmal ist es köstlich, sich daran zu erinnern, wie verliebt man doch oft gewesen ist. So muß ich immer wieder lächeln, lächeln voller Verwunderung, wenn ich an die kleine Lisa denke. Ja, ich hatte sie sehr geliebt! Sie war noch so jung, so herrlich und verrückt jung, und ihr Gesicht war noch so zart wie Milch, aber wie Milch, in die ein paar Tropfen Rotwein gefallen waren, und ihre braunen Augen leuchteten in einem warmen Glanz wie die Samtblätter der dunklen Rosen, die ich einmal in den Gärten der Alhambra bei Granada gesehen hatte.

Fast täglich ging ich zu ihr hin, meine Geige unter den Arm geklemmt, den Schlips künstlerisch lässig gebunden, daß er ein wenig flatterte, so wie mein Herz stets ein wenig flatterte. Wir musizierten dann zusammen. Sie spielte ihren Klavierpart mit Fleiß und Eifer, doch zu gelernt, zu besonnen; ich spielte, wie Orpheus gesungen haben mag, voller Schmelz, voller Betörung, voller Carissima, traurig und wehmütig, verzückt und berauscht; ich spielte für sie die schönsten und innigsten Melodien, die süßesten Serenaden, doch wenn wir zu der Romanze von Beethoven kamen, die damals mein Lieblingsstück war, dann geigte ich mit einem solchen Dolcissimo, daß ich schier verging. Die kleine Lisa sah dann wohl vom Klavier ein wenig zu mir auf — lächelnd, und dieses Lächeln wurde ein wenig spöttisch, wenn Geige und Bogen mir unter den Händen in lauter Honig geradezu zu zerschmelzen drohten. Und meist mußte ich dann selber lächeln. So verliebt war ich. Dabei war es wirklich nicht so, daß ich gerade ohne Mädchen gewesen wäre, ganz im Gegenteil! Da war die zart erblondete Agnes und die eifersüchtige Ellen. Ich bekam also jeden Tag ohnedies mehr Küsse, als es für einen Mann gut ist. Aber ich wollte Lisa küssen! Rätselhaft. Ich mochte mir tausendmal sagen: Laß es sein, es ist Unsinn. Sie ist viel zu jung, fast kindlich ja. Denn mit sechzehn ist ein Mädchen, wie süß es auch sein mag, doch immer noch halb Kind. Und dann sagte obendrein der Verstand: „Ist sie denn so schön? Was stöhnst du also nach ihr? Du hast doch Schönere, die dir mehr geben! Geh zu ihnen!" Doch das Herz sprach anders, es klopfte und befahl, fordernd, verlangend, herrisch begehrend, unablässig, Tag und Nacht. Rätselhaftes, unbegreifliches Ding!

Ich wollte also Lisa küssen, die kleine Lisa, so jung noch, so lieb noch und so ganz brav. Nur küssen, mehr nicht. Doch immer, wenn ich es versuchte, drehte sie schnell den Kopf weg und lächelte mich an, kühl und verwundert. So, als ob sie sagen wollte, wie kann ein Mann nur so töricht sein. Und ich war ja auch töricht, nur noch töricht, aber es war so wundervoll, es war wie Trunkenheit. Und einmal packte ich sie dann bei den Schultern und riß sie an mich; mit meinen Armen umklammerte ich sie, als ob ich sie zerbrechen wollte, mein Herz schlug mir in der Kehle, und ich stammelte wie ein Stotterbock: „Ich liebe dich! Ich liebe dich! Ich kann nichts anderes mehr denken als: ich liebe dich!" Und dann versuchte ich wieder, sie zu küssen. Doch sie warf ihren Kopf hin und her und wehrte sich. Da gab ich es auf. Doch nun sagte sie leise zu mir: „Ich kann gar nicht küssen. Ich habe noch nie geküßt. Auf Ehre! Wen sollte ich denn auch geküßt haben? Meinen Vater etwa? Oder meine Mutter? Und ich will es auch gar nicht lernen!" Das schlug dem Faß den Boden aus. Vater und Mutter küßte sie nicht, das wußte ich; einen Anderen hatte sie auch noch nicht geküßt, das war sicher; aber daß sie das Küssen nicht lernen wollte, auch von mir nicht, das ärgerte mich doch schwer. Und so ging ich denn. Meine Geige verschloß ich zu Hause in den Kasten und tat den Schwur, sie mindestens vierzehn Tage nicht mehr anzurühren. Noch am selben Abend ging ich zu Ellen.

Sie hatte den einen Fehler, oft so schrecklich eifersüchtig zu sein. Wenn ich darum vor ihrer Haustüre stand, so bebte mein Herz schon vor Furcht. Auch diesmal. Ich hatte ja nie ein reines Gewissen. Ellen kam mir mit klagenden Augen entgegen, und sie fiel mir in die Arme wie eine dunkle Gewalt. „Du warst lange fort", sagte sie und küßte mich dann ohne aufzuhören. Ihre Brust atmete hoch und schwer, und sie tat mir leid, denn sie liebte mich vielleicht wirklich und aufrichtig, aber sie machte es mir so schwer mit ihrer wilden Eifersucht, und zur Treue hatte ich damals noch kein Talent. Sie war groß und voll, ihr Busen blühte üppig und berauschend wie ein Tulpenbaum, und in ihren Armen kam ich mir vor wie der Sultan von Belutschistan, und wie sie sich so mit ihren Augen in die meinen hing, begann mein Herz wieder vor Furcht schneller zu schlagen. Doch sie sagte ganz ruhig: „Wenn du alle andern gehen ließest, alle, und liebtest mich allein, und bliebest bei mir für immer, dann würde ich dir eine echte Amati-Geige schenken, eine Amati, die klingt wie eine Harfe des Himmels; ja, wenn du mich liebtest, mich ganz allein!" Mein Herz tat einen Ruck. Diese Phrase hatte ich selbst einmal gebraucht, und wenn sie dies jetzt sagte, so wußte sie offenbar alles. Wußte, daß ich jeden Tag mit meiner Geige fortgegangen war, wußte sicherlich auch genau, wohin. Und da sie von Hause aus reich war, so reich, daß sie das Geld schon verachtete, so hätte sie mir eine Amati schenken können, ohne Zweifel. Aber das durfte nicht sein, dann war ich gefangen. Und wollte ich mich denn fangen lassen? Niemals! Frei sei der Mann! Ellen mußte ich also enttäuschen.

Da war noch Agnes, die mich wahrhaft würde trösten können. Aber Agnes traf ich krank an, und ich mußte mich zu ihr ans Bett setzen und ihr vorlesen. Herrgott, war das anstrengend! Das hatte ich nie gewußt. Und darum drückte ich mich sehr bald. Nun versuchte ich meinen Liebeskummer im Tanz zu betäuben, ich durchtanzte alle Bars, jeden Tanz hatte ich eine andere Partnerin, aber an der einen gefielen mir die Augen nicht, an der andern nicht die Ohren, dieses Mädchen sprach so läppisch, jenes war mir zu dreist, die eine war mir zu sehr geschminkt, die andere hatte eine zu tolle Frisur. Ich fand an jeder etwas auszusetzen. Ich war eben verliebt, nichts als verliebt. Verliebt in Lisa. Und endlich nach einer Woche traf ich Lisa auf der Straße.

Also sie sah entzückend aus, ganz interessant und voller Verlockung. Ich konnte nicht mehr widerstehen. Ich ging zu ihr hin, und da frug sie mich denn, ob ich nicht abends zu ihr hinkommen wolle, sie hätte einige neue Noten da, die mir sicher gefallen würden. Ihre Eltern hätten sich übrigens auch schon gewundert, daß ich so lange weggeblieben sei. Dabei sah sie mich so süß und bezaubernd an, daß ich, wie vor dem Bilde der Verführung selber stehend, hinschmolz als wenn mein Herz von Butter wäre. Abends spielten wir dann wieder zusammen, und nach der Romanze von Beethoven sagte Lisa dann plötzlich ganz allerliebst und schelmisch: „Wie, ja, wie küßt man denn eigentlich? Macht man die Lippen rund und spitzt sie dabei oder..." Da wußte ich, daß ich sie küssen durfte, und da wir allein waren, tat ich es sofort. Ich ging auf ihren Ton ein und bemühte mich, ein ganz entzückend schelmisches Mäulchen zu spitzen, sie machte es lächelnd nach, und dann drückte ich meine Lippen auf die ihren. Das taten wir wohl so ein dutzendmal, und Lisa konnte es dann auch schon ganz gut. Ich war derart glücklich, daß ich sofort mit ihr weg wollte, irgendwohin, spazieren, allein sein! Doch sie sagte mir mit ihrem nettesten Lächeln, daß das nicht ginge, da sie nachher den Peter treffen wolle. Ich war wie zerschmettert, und keuchte mehr als ich fragte, warum sie sich da denn gerade jetzt von mir habe küssen lassen? „Ach", sagte sie, „ich hätte mich so schrecklich geschämt, wenn mich der Peter nachher hätte küssen wollen, und ich hätte es dann gar nicht gekonnt. Jetzt kann ich es doch wenigstens ein kleines bißchen!" Das sagte mir Lisa, die kleine Lisa, die noch so jung war, und deren Gesicht so zart war wie Milch, aber wie Milch, in die ein paar Tropfen Rotwein gefallen waren, und deren braune Augen leuchteten in einem warmen Glanz wie die Samtblätter der dunklen Rosen, die ich einmal in den Gärten der Alhambra bei Granada gesehen hatte. ——— Lisa, kleine Lisa, ich hatte dich doch so geliebt!

Mond überm Inn

Von K. J. Uhl

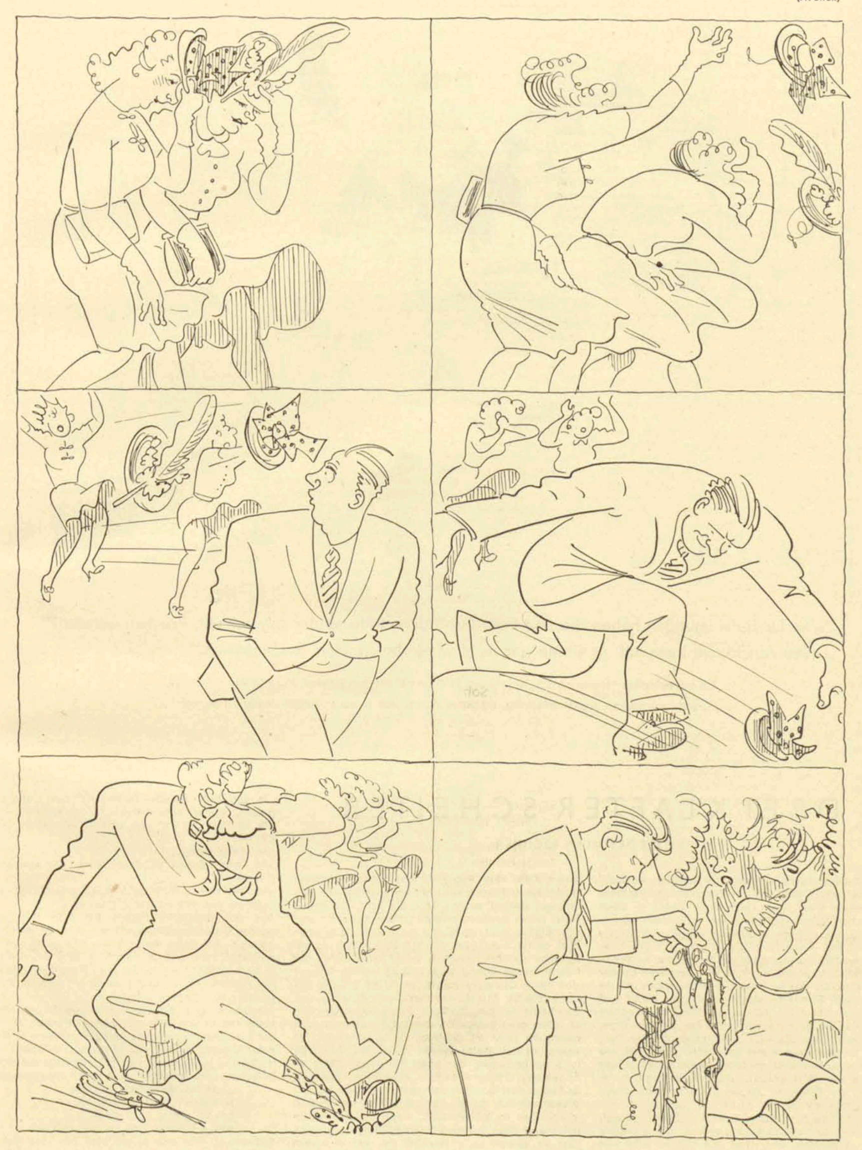
Von der Sohle bis zum Kinn
steht der Vollmond nackt im Inn.
Tanzt, ein gelber Butterball,
sein Gesicht auf Stromes Schwall.

An die Leite, überm Strom,
lehnt die Stadt sich, steht der Dom
schwarz darüber. Gelb aufklirrt
's Fenster jetzt beim Brückenwirt:

Mit der Brust nackt, Birn an Birn,
lehnt heraus die Kucheldirn,
als der Mond dem Strom entsteigt
und sich schenkelstolz ihr zeigt.

Der Ritter

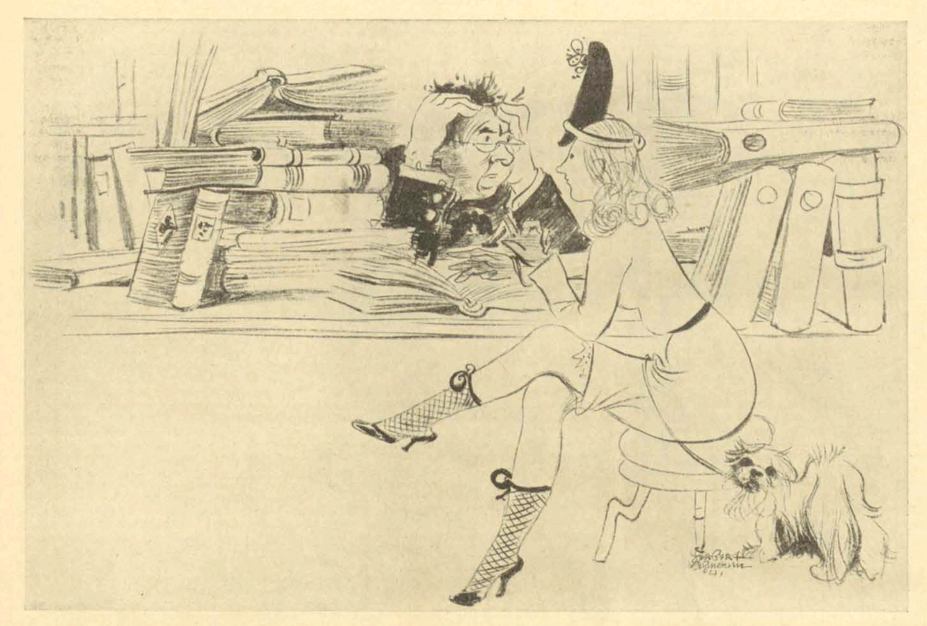
(Fr. Bilek)



Il cavaliere

Die Klägerin

(H. Lehmann)



„Was für Beleidigungen haben Sie und Frau Groß denn miteinander gewechselt, Fräulein Schulze?“
„Diese Ausdrücke kann ich als Dame gar nicht wiederholen, Herr Rechtsanwalt!“

La querelante: “Signorina Schulze, che insulti Vi scambiaste mai insieme, Voi e la signora Groß?,,
“Siffatte espressioni, signor avvocato, io, come dama, non posso in nessun modo ripetervele!,,

DREI KLAFTER SCHEITER

VON KORBINIAN LECHNER

„Große Ereignisse werfen ihre Schatten voraus!“ So hat unser alter Pfarrer Bonaventura Voithenleitner — tröst' Gott seine arme Seel'! — beim Tarocken immer gesagt, wenn es danach hergeschaut hat, daß der damalige Lehrer von Mittermörschling — Glasl Matthias hat er sich geschrieben — den Trumpfzehner wieder einmal verschinden wird. Aber die Schatten von dem weit größeren Ereignis, das einmal in den neunziger Jahren an einem Sonntag zwischen Heiligdreikönig und Lichtmeß bei uns in Mittermörschling eingetroffen ist, die hat er nicht bemerkt, der Hochwürdige. Der erste Mensch, der sie wahrgenommen hat, das ist die Unterwirtin gewesen. „Du“, hat sie nach dem Nachmittagsrosenkranz draußen in der Küche zum Wirt gesagt, „du, laß dir sagn, Hansgirgl, die G'schicht' da in der Gaststubn drinn, die g'fallt mir gar net recht.“

„So“, hat da der Unterwirt recht spöttisch gesagt, „so, hast du dees aa scho g'spannt, jetz um halbe drei nachmittag, und i red und gift' mi scho seit in der Fruah, daß net all's so is in der Stubn drinn, wia 's halt sei soll. Der Hafner Dirscherl is freilich noch fertig wordn gestern mit dem neu'n eisern Ofn, aber hab i dir net schon fuchzgmal g'sagt heut: Schaug nur grad umi zum Noichl, hab i g'sagt; siehgst, hab i g'sagt, die Leut', die ham a Holz: lauter oachene und buachene Scheiter, und drei Klafter guat, da wett i mein' Kopf. Was aber hast du für a Antwort g'habt? Waarst halt aa um Scheiter g'fahrn gestern nachmittag, wia der Noichl, nacha könnst dein'n Kopf durchsetzn und den neu'n Ofn ausprobiern, ob 's ihn am End net doch z'reißt. Jawoi, aso hast daherg'red't, und überhapts net begriffn hast, daß unser neuer Ofn d' Wärm grad ausspeibn muaß. So was taugt den Leutn, da redn s': ‚Siehgst, beim Unterwirt, da kannst di halt belzn in der Wirtsstubn drinn, da is 's bacherlwarm; der sorgt für seine Gäst', an nagelneu'n Ofn stellt er hi — aber beim Oberwirt, da kannst derfriern, mit dem sein'm alten Glump...“

Wahrscheinlich hätte der Unterwirt noch eine ganze Zeit so forträsoniert, wenn ihn die Wirtin gelassen hätte. „Jeßmara indjosef“, hat sie gesagt, „hat er allweil so a Gschieß mit sein'm eisern Ofn! Er brennt ja aa mit unserm Feichtnholz ganz guat, und überhapts hab i dees gar net gmoant vorhin.“ — „So, net? Ja, was denn nacha?“

„Ja, jetz bitt i di scho recht schö: hast denn net g'sehn, wer eigentli drinn is in der Stubn?“

„Ja, so! Jetz hör i di geh, und du moanst am End' gar —?“

„Ja, dees moan i.“

„Ah, was! Verlaß di drauf, Resl, gar nix wird g'schehn.“

„No, mir soll 's recht sein. Aber, wia g'sagt, mir geht so was vor — und nix Guats.“

Aus der Gaststube heraus hat man jetzt ein großes Gelächter hören können, und der Wirt hat gesagt: „Da hörst es ja selm, wia guat daß s' aufg'legt sind, alle miteinander. Und dees waar ja noch schöner, wenn die paar Hengersgschwander Hammel mit unsere' Burschn a Streiterei oder gleich gar 's Raufen anfanga tatn.“

Alsdann ist er in die Stube hineingegangen, aber kaum hat er die Türe aufgemacht gehabt, da ist auch er anderer Meinung geworden. Denn in diesem Augenblick hat ein Mittermörschlinger, der Hoißenbauern Simmerl, einem Hengersgschwander Burschen eine grobfotzige Antwort hingesungen:

„Jetz hat oana oans gsunga,
is eahm 's Rotz obagrunna,
bal er nomal oans singt,
nacha schneuz' ma eahm gschwind.“

Sakrament, was soll er da bloß tun, der Unterwirt? Soll er jetzt schon zur Gendarmerie schicken, oder was sonst?

Nein, nichts kann er tun, sonst macht er nur die

Der heimgekehrte englische Held

(E. Thöny)



„Und stell dir vor, Mary, wenn nicht zufällig Australier vor uns gewesen wären, wären wir doch tatsächlich in die Feuerlinie gekommen!"

L'eroe inglese ritornato in patria: "Ed immaginati, Maria; se per caso davanti a noi non ci fossero stati gli Australiani, saremmo pur venuti realmente nella linea del fuoco!,,

Im Wein birgt sich viel / Von Georg Britting

Im Wein birgt sich viel:
Spiel, Schwermut und Lust.
Aber du mußt,
Ohne Ziel,
Dich ihm ergeben,
Nichts wollen
Und ganz ohne Verlangen sein.
Es sollen
Schon Weise auf leisen Sohlen
Verstohlen
Mit ihm in den Himmel
gegangen sein.

ganze Gesellschaft gegen sich selbst aufmährig. Das Einfachste und auch das Beste wird es sein für ihn, wenn er hinten in der Schenke den Ochsenfiesel unbemerkt von der Wand nimmt und unter seinen Metzgerschurz schiebt. Denn so ein schneller Schlag mit dem Ochsenfiesel hat, zur rechten Zeit ausgeführt, genau dieselbe Wirkung wie ein scharfer Wasserstrahl auf ein aufflackerndes Feuer. So wenigstens hat der Unterwirt gedacht und getan — aber halt, aber!

Es geht ja soeben die Tür auf und herein kommen zehn oder zwölf Hengersgschwander, und lauter solche Kerle natürlich, von denen man zwei Bezirksämter weit weiß, daß sie raufen wie die Metzgerhunde. Und jeder hat einen weichselbaumernen Gehstecken, die auch beim schwersten Schlag über den eckigsten Schnitzlbankkopf nicht brechen. Und jeder mag natürlich gleich eine Maß Bier, und nicht bloß eine Halbe, denn so ein Maßkrug, mit einem zinnernen Kranzl beschlagen, verträgt hübsch lang das Scherzen. Und das Scherzen ist so zu verstehen, daß man den Maßkrug einem anderen grad schön mitten aufs Dach setzt.

So weit ist es jetzt freilich noch nicht, da müssen vorher schon noch neue Burschen von Hengersgschwand zur Verstärkung eintreffen. Es ist immer noch tiefster Friede jetzt, und das kann man am besten daran sehen, daß einige Mittermörschlinger und Hengersgschwander übereingekommen sind, einander das Bier ins Gesicht zu schütten — rein spaßeshalber natürlich, und beleidigt darf überhaupt keiner sein.

Ein gut' Ding später holen nachher ein paar Mittermörschlinger die jungen Weiberleute vom Wirt zum Tanzen herein, der Grauschuster Flori von Hengersgschwand spielt auf seiner Mundharmonika auf. Und wiederum gibt es einen schönen Spaß zwischen Mittermörschling und Hengersgschwand, denn die Burschen richten es ja so ein, daß sie beim Tanzen einander auf die Zehen steigen und sich mit der Faust die Augen ein wenig auswischen können. Wenn sie Glück haben und treffen, nachher sagen sie: „Oha!" Hernach sitzen sie wieder brav und manierlich um die Tische und singen das lange Lied vom Hiasl, der vom Bauern in der Menscherkammer überrascht worden ist und auf seiner Flucht gleich den Fensterstock mitgerissen hat. Alsdann — ja, alsdann kommen ein Hengersgschwander und ein Mittermörschlinger schön stad ins Wörteln.

Die zwei haben miteinander eine ganze Weile schon eine recht schöne Unterhaltung gehabt. Freilich hat der Mittermörschlinger den Hengersgschwander einen „Pfundhammel" geheißen, einen „ganz gräuslichen", und noch allerhand andere solche Sachen. Der Hengersgschwander hat aber dazu nur gelacht, bis er eben selbst auf die gleiche Art heimzahlt: „Prost! hab i gsagt, du Dreckhammel!"

Da treibt es auf einmal dem Mittermörschlinger die Augen heraus, hinter seinem Tisch manndelt er sich auf: „Was bin i? A Dreckhammel? Sag's noch amal!"

Diesen Gefallen könnte ihm der andere natürlich sehr leicht tun. Aber er will vorher gern noch etwas sehr Wichtiges wissen und fragt deshalb so: „Warum? Paßt dir vielleicht was net?"

„Naa, aber schon gleich gar net!"

„So? Nacha mach i dir's halt passet, verstehst mi, und wennst an Zweifel hast, nacha leg i 'n dir aus!"

„Was? Du mir?"

„Jawohl, hab i g'sagt, i dir! Und solche wia di, tragt ma ja bei uns dahoam an der Uhrkett'n dran spaziern. Oder frißt s' kalt zur Brotzeit, solchene Lausbuabn, so rotzige!"

Der Mittermörschlinger schaut jetzt schon aus wie ein Hund, dem man einen Knochen wegnehmen will, die Haare stellt er hoch und schreien tut er wie ein Jochgeier: „Was bin i? Sag's noch amal!" Der Hengersgschwander kommt nicht mehr dazu, denn es mischen sich jetzt drei oder vier Mittermörschlinger ein, und sie geben ihm dies zu bedeuten: „Du, tua di ja a bißl haltn, gel? Sonst haun ma di ungspitzter in 'n Boden eini, daß di koane sieben Maurer mehr rausbringen!"

Der Hengersgschwander rumpelt in die Höh': „Wer haut mi in 'n Bodn nei, möcht' i wissn? Soll nur hergeh, wenn er a Schneid hat!"

Derjenige von Mittermörschling, der kurz vorher noch eine so schöne Unterhaltung mit ihm gehabt hat, packt ihn aber gleich beim Krawattl und schreit ihn an: „A Schneid? Moanst, zu dir Rotzlöffel braucht ma noch lang a Schneid aa? Mit dir, da macht's ja unseroaner grad aso —"

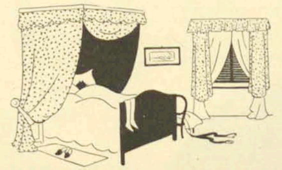
Er kommt aber nicht mehr dazu, aufzuzeigen, auf welche kindlich leichte Weise man mit so einem wie dem, den er am Krawattl hat, fertig wird. Inzwischen hat ihm nämlich der Hengersgschwander bereits eine solche gestiert, daß der Mittermörschlinger ächzend in sich zusammengefallen ist, wie ein leerer Sack. Aber auch den Hengersgschwander hat im nächsten Augenblick das Schicksal getroffen oder, genauer gesagt, der

Verlag und Druck: **Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80** (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.

Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: Gustav Scherer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Okt. 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Unterwirt mit seinem Ochsenfiesel. — Nachdem also der Watschenbaum bereits umgefallen und auch der Wirt mit dem Ochsenfiesel sich eingemischt hat, ist der Boden für eine Mordsrauferei geschaffen. Und die ist so gewaltig ausgefallen, daß kein einziger Mensch in der ganzen Umgebung sich an eine gleiche hat erinnern können. Mit Maßkrügen, Gehstecken, herausgebrochenen Tisch- und Stuhlbeinen haben sie einander aufgedünstet, rote Blutlachen sind auf dem Stubenboden gestanden und eine Portion Schwertlessierter ist herumgelegen. Nachdem auch noch der Krügelkasten hinten in der Schenke zusammengeschlagen war, ist der neue eiserne Ofen drangekommen. Seine Seitenwände, die Durchsicht- und die Aschentür haben als Wurf- und Hiebwaffen Verwendung gefunden. Den größten Ring aber hat der Hanslheißbauern Fortunat dem Wehnacher Quirin so auf den Kopf gehaut, daß hernach der Bader erst den Schmied hat holen müssen, der mit Hammer und Meißel den Ring vom Kopf wieder gelöst hat. Ja, und ganz zuletzt haben die Hengersgschwander die drei Klafter Buchen- und Eichenscheiter vom Noichl drüben durch die Fenster in die Gaststube hineingefeuert. Wie es grad so sein hat wollen, hat das letzte Scheit in der Stube drinnen im selben Augenblick gepumpert, in dem der Mesner mit dem Nachtgebetläuten angefangen hat. Da ist die Schlacht aus und gar gewesen, die Hengersgschwander haben den „Engel des Herrn" gebetet und sind heimgegangen und die Mittelmörschlinger auch. Auf den Trümmern des Schlachtfeldes sind nur der Unterwirt und seine Wirtin zurückgeblieben, und die Resl hat g'sagt: „Siehgst, Hansgirgl, i hab dir 's ja glei g'sagt, daß heut noch g'rauft wird." Aber da hat sich der Unterwirt erst recht wieder ärgern müssen: „Was interessiert denn mi dees scho, wenn die Hanswurstn raufen miteinander? Aber dees überleg dir amal: z'erst ham mir an neu'n Ofn g'habt und koa g'scheits Brennholz, jetz aber liegn guate drei Klafter erstklassige Scheiter in der Stubn drinn und der Ofn is hin. Und dees, moan i, wird doch schon noch z'widerer sei, wia dei damische Rauferei."

LIEBER SIMPLICISSIMUS


(O. Nückel)

Wir fuhren von Wien heim.
Wir baten, uns am Morgen halb sechs Uhr zu wecken. Das Reisefieber hatte uns gepackt.
Seit fünf Uhr lagen wir mit offenen Augen. Es wurde sechs Uhr, es wurde halb sieben, keiner weckte. Da sagte Kitty:
„Wenn wir jetzt nicht bald geweckt werden, Johannes, verpassen wir noch den Zug!" J. H. R.

Dem Kölner Witz rühmt man mit Recht Gemütlichkeit nach; daß ihn zuweilen auch blühende Phantasie beschwingt, bewies jener Arzt, der von einem zudringlichen Biertischbekannten über Gebühr mit kostenlosen Konsultationen behelligt wurde. Kürzlich nun auf der Elektrischen schilderte ihm der Lästige beredt die Beschwerden, die ihm von einem merkwürdigen kleinen Auswuchs an indezentester Stelle des Hintern verursacht würde, — was man wohl dagegen tun könne? Der medizinische Schalk legte die Stirn fachmännisch in Falten, und nach mehreren „Hms!" meinte er endlich: „Also dat Dingen eß gerad wie e Knöppche? Un op der räächte Sick (Seite)? Hmm, jo, dann gevven ich Üch dä gode Rot: Loht Üch op der linke Sick e Knopploch maache, dann künnt Uhr Üch dat Hingesch och ald ens zoknöppe!"

Unlängst war ich bei einem Fußballmatch. Nachdem sich die erhitzten Gemüter während der Halbzeit etwas beruhigt hatten, sagte ein baumlanger Stehplatzbesucher zu einem schmächtigen, jungen Menschen:
„Ferdl, bist du net gestern mit aner klanen Schwarzen über'n Hernalser-Gürtel gangen?"
„Ja, mit der Mizzerl!" sagte der Schmächtige stolz. „Seit gestern is die Mizzerl mei Braut!"
„Geh hör auf, dei Braut!?" Der Lange schüttelte den Kopf. „Die Mizzi?... Du, die is do in der Hutfabrik Schmalzinger beschäftigt, net wahr ja?"
„Freili — scho lang!"
„Ferdl", der Lange legte dem Schmächtigen die Hand auf die Schulter, „Ferdl, wann du mir folgst, nachher laßt es rennen! Des is ka Madl für di! Mit der ganzen Fabrik hat's scho a Gspusi g'habt!"
„Ah da schau her!" wurde der Schmächtige ärgerlich. „Da sieht ma's wieder amal, was de Leut z'sammreden!... A Fabrik soll des sein? Des is allerhöchstens a klaner Betrieb!" H. K. B.

Robert, Anwalt seines Zeichens, schickt mir einen Brief ins Haus. An: Herrn Hanns Reimann. Hanns mit nn.
Nichts verdrießt mich heftiger als die falsche Schreibweise eines Namens. Bei mir wie bei andern empfinde ich das als Lässigkeit, die beleidigt.
Ich rufe also Robert an und bin grob.
Am entgegengesetzten Ende der Leitung höre ich etwas knacken, offenbar in Roberts Gehirn, und seine Stimme säuselt aus der Muschel:
„Das ist gediegen. Weißt du, seit dem Ersten hab' ich eine neue Sekretärin. Nicht übermäßig intelligent, aber zufällig mit genau derselben Handschrift wie ich. Weil es ein Privatbrief war, hat sie natürlich nicht die Maschine genommen. Du siehst, die Täuschung hat restlos geklappt. Na, aber den Kopf wasch ich ihr trotzdem. Also, Hänschen, nichts für ungut!" H. R.

Die bange Frage

(Wilhelm Schulz)



„O Sphinx, wie lang wird Englands Herrschaft hier in Afrika noch dauern?"
„Frag mal beim deutschen Generalstab an!"

La paurosa domanda: "O Sfinge, quanto tempo durerà ancora la signorìa d' Inghilterra in Africa?„ "Chiedilo un po' allo Stato Maggiore tedesco!„

München, 21. Mai 1941
46. Jahrgang / Nummer 21

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

(Karl Arnold)



„Churchill, das janusköpfige Feldherrngenie!“
"Churchill, genio strategico dalla testa di Giano„

Im Café der Sternbilder - Nel Caffè allo "Zodiaco,,

(Fr. Bilek)



„Löwe sucht Anschluß an Zwillinge!" "Il Leone cerca connubio coi Gemelli!,,

DER FRISEUR

VON KURT ERICH VOLLMANN

Sein Laden war klein und es war kalt darin. Mich fröstelte ein wenig, obwohl ich noch gar nicht lange gesessen hatte. Es war unheimlich still im Raum, niemand sprach. Von Zeit zu Zeit hörte man nur das kurze helle Klappern der Barbierschere. Offenbar wurde einem Manne das Haar geschnitten. Seltsam, es war so dämmerig, daß man nichts genau erkennen konnte. Neben mir saß ein älterer Mann und sog an einer Tabakspfeife. Das klang kurz und trocken papp — papp. Der junge Mann zur anderen Seite raschelte nervös mit einer Zeitschrift. Sie warteten beide, genau wie ich. Irgendwer hustete leise. Der Friseur ging um den Stuhl herum. Dabei zog er das eine Bein etwas nach. Vielleicht hatte er ein kurzes Bein; es hörte sich sonderbar an, dieses Schlurfen. Ich mußte wohl längere Zeit hindurch nichts gedacht und nichts empfunden haben; der Mann auf dem Stuhl war plötzlich verschwunden. Die Tür hatte ich nicht gehen hören.

„Der Nächste bitte!" hörte ich den Friseur sagen. Nun saß der Mann mit der Tabakspfeife auf dem Stuhl. Ohne auch nur einen Ton zu sagen, hatte er sich gesetzt. Der Friseur machte sich am Ofen zu schaffen. Tatsächlich, er hinkte, und so eigentümlich betont. Mit sonderbarer Ausdauer, ja, mit einer gewissen Hingebung zog er jetzt das Messer über Leder und Leinen. Wahrhaftig, es konnte keine Täuschung sein; er kicherte dabei leise vor sich hin. Ich zündete mir eine Zigarette an und versuchte den fast dunklen Raum zu erkennen. Mich schauderte. Die Wände waren kahl und nackt wie die eines Kellers und Feuchtigkeit rann an ihnen herab. Von außen konnte man das nicht ahnen. Jetzt rasiert er den Mann; aber mit welcher Hingabe! Mir ist unheimlich zumute. Eigentlich müßte er längst fertig sein; doch immer noch schabt er, das Kinn wohl und an der Gurgel vorbei. Mich packt Entsetzen. Wenn der Friseur jetzt — wenn er vielleicht gar kein Friseur ist — wenn er —? Ja, sicher ist er der Leibhaftige selber und der Mann dort auf dem Stuhl ist verloren. Um Gottes willen, was tue ich denn noch hier!

„Der Nächste bitte!" kicherte es leise. Der junge Mann mit der Zeitung steht auf, wie mir scheint, etwas unsicher. Aber zum Teufel, wo ist denn der andere geblieben? Diesmal hatte ich doch ganz bestimmt aufgepaßt und ihn nicht fortgehen sehen. Der Friseur geht wieder an den Ofen. Jetzt weiß ich es, er hat den Pferdefuß! Ganz deutlich kann ich es am Schritt hören. Ich will wieder eine Zigarette nehmen, aber mir zittern die Hände. Meine Stirn ist feucht. Was hat das alles zu bedeuten? Ich überlege, was zu tun ist. Ich will gehen; es gelingt mir nicht. Klipp, klipp macht die Schere, und der Pferdefuß schlurft über den Boden. Verdammt, jetzt holt der Kerl wieder sein Rasiermesser. Ich glaube zu sehen, wie sein Gesicht grün leuchtet vor verhaltener Freude. Kann denn wirklich dieser junge Mensch schon seine Seele verwirkt haben? Aber auch er ist urplötzlich fort, wie weggewischt, und bedächtig führt der Friseur seinen Besen um den Stuhl.

Nun sitze ich vor dem Spiegel. Einen Gedanken habe ich nicht mehr, nur ein wirres Durcheinander. Habe ich so viel auf mein Gewissen geladen, daß dieser Teufel in Friseurgestalt bereits sein Recht geltend machen kann? Möglich schon — ach Unsinn! Plötzlich springe ich auf, stürze nach der Tür und finde mich erst wieder an der nächsten Straßenecke. Ich begreife das alles nicht, und langsam gehe ich die Straße hinunter.

Reif sein ist alles

Von Ratatöskr

Als Säugling fängt man meistens an;
dann wird man Knabe, Jüngling, Mann,
erweitert und ertüchtigt sich.
Unnötiges verflüchtigt sich.

Stabiler wird der Wesenskern.
Schon zählt man zu den ältern Herrn.
Und ob auch Zahn und Locke weicht,
man spürt es doch: bald ist's erreicht!

Mit – sagen wir mal – siebzig Jahr
ist man so ziemlich reif und gar.
Bloß grad die Einsicht wird vermißt,
daß dies nun wirklich »alles« ist.

Feiner Unterschied

(E. Köhler)



„Mein Gott, wie ungeschickt, ich glaube du zündest dir jetzt die Pfeife zum elften Mal an, Herbert!" — „Das ist nicht ungeschickt, mein Kind, das ist taktvoll!"

Fina distinzione: "Dio mio, quanto sei maldestro, Erberto! Credo che tu ti accenda ora la pipa per l' undecima volta!„ — "Bambina mia, ciò non significa esser maldestro, ma avere finissimo tatto!„

Im Kabarett

(Ed. Baudrexel)



„Hoffentlich gefallen meine beiden neuen Chansons heute abend!" — „Ich hab' grade 'rausgesehen, Fräulein Lydia — es sind leider sehr viel Damen heute da!"

In cabaret: "Spero che stasera piacciano le mie due nuove canzonette!„ "Ho spiato fuori or ora, signorina Lydia; purtroppo oggi ci sono moltissime signore!„

Churchill reklamiert

(E. Thöny)



„Immer noch kein Liebespäckchen da aus Amerika?"

Churchill reclama: "E ancora nessun pegno d' affetto dall' America?,,

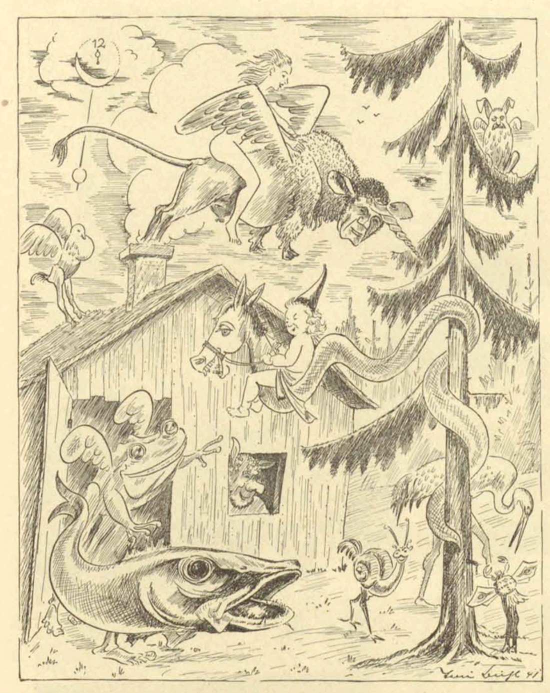
MEIN FREUND JOHANNES

Wir gingen spazieren. Ohne besonderes Ziel. Unvermittelt blieb Johannes stehen und hielt auch mich am Arm fest. Ernst blickte er mir in die Augen. Dann sprach er: „Du, wir sind doch Freunde, nicht wahr?" — „Gewiß, Johannes!" erwiderte ich erstaunt, aber bestimmt. — „Und doch schon sehr lange, nicht wahr?" — „Auch das, Johannes!" „Und werden es auch bleiben, nicht wahr?" — „Ich bin überzeugt davon, Johannes." — „Dann bist du auch bereit, mir einen Gefallen zu tun?" „Selbstverständlich, Johannes!" beteuerte ich. „Zu jeder Tages- und Nachtzeit?" Seine Frage klang geheimnisvoll.
„Zu jeder Tages- und Nachtzeit!" antwortete ich ernst und feierlich. — „Dann gib mir mal eine Zigarette", sagte Johannes.

J. Bieger

Verkehrte Welt - Mondo alla rovescia

(Toni Bichl)



DER JAGUAR

VON KELVIN LINDEMANN

Der Buchhalter Petersen hatte etwas von einem Träumer und etwas von einem Phantasten. Vielleicht kam es daher, daß er in einer mittelgroßen Provinzstadt lebte, wo das tägliche Leben trivial war und man nur in der Phantasie es außergewöhnlich machen konnte — vielleicht lag es an der Ernährung — jedenfalls war Petersen ein rechtschaffener Mann, der sich in aller Unschuld oft an die Unwahrheit hielt.

Eines Tages sagte er am Frühstückstisch zu seiner Frau: „Ich habe heute lange zu tun und muß das Wochenende streichen."

„Dann will ich den Nachmittag benutzen, um in den Zirkus zu gehen", sagte seine Frau. „Es ist gerade ein Zirkus in die Stadt gekommen, und der interessiert dich ja nicht."

„Ich muß das Wochenende streichen", fuhr Petersen fort, „weil der Chef mich gebeten hat, selbst einige Geschäfte zu erledigen. Es handelt sich um den Einkauf von Futtermitteln im Werte von vielen Millionen, und wenn ich nicht aufpasse, kann das ganze Geschäft kaputt gehen."

„Na, Peter, Millionen! Ist das nicht ein bißchen zuviel gesagt?"

„Sagte ich Millionen? Na ja. Dann kannst du damit rechnen, daß das stimmt, meine Liebe!"

Seine Frau wußte natürlich sehr wohl, daß Petersen eine Schwäche für das Übertreiben hatte, aber er war ein guter Ehemann und von seinem Chef geschätzt und im übrigen ein guter Schachspieler (das er sogar mit der linken Hand spielen konnte). Aber zu Beginn ihrer Ehe hatten seine kleinen Übertreibungen sie verwirrt. Traf er zum Beispiel zwei Männer auf der Straße, die sich zankten, wurden sie in seiner Phantasie, bis er nach Hause kam, zu einer erhitzten Menschenmenge, die mit erhobenen Messern gegeneinander gegangen waren. An einem warmen Sommernachmittag war er nach Hause gekommen und hatte behauptet, daß die städtische Polizei jetzt Nacktkultur übte; er hatte nämlich gesehen, wie ein Polizeibeamter seine Mütze abgenommen hatte, um sich die Stirn zu trocknen. — —

Nachdem Petersen die Partie Futtermittel gekauft hatte, die sein Chef zu erwerben wünschte (es war ein kleiner Sack Mais für die Tauben seines Sohnes) begab er sich auf den Weg nach Hause. Er war blendender Laune, und um seiner Frau eine Freude zu machen, kaufte er zwei Kücken. Der herumreisende Zirkus, zu dem seine Frau sich hingezogen fühlte, hatte seine Zelte vor einem kleinen Wäldchen aufgeschlagen, durch das Petersen gehen mußte, um nach Hause zu kommen. Als Petersen mitten im Walde angekommen war, sah er plötzlich einen Jaguar auf dem Waldpfad. Er hatte nichts getrunken, er hatte keinen Sonnenstich! Der Jaguar war so wirklich wie irgendetwas. Er war aus dem Zirkus entlaufen, und als er Petersen sah, knurrte er gereizt und begann mit zitternden Nüstern auf ihn zuzukriechen. Petersen zog sich langsam zurück. Dann vergingen einige Minuten.

Nun kam der arme Mann, ständig vom Jaguar verfolgt, zu einer Stelle, wo der Wald zu seiner Rechten dünner wurde. Draußen verlief eine Straße, und das Glück wollte, daß zur selben Zeit Petersens Schwager, ein Herr Dubres, vorbeikam.

Petersen rief ihm zu: „Otto! Otto! Hilfe, Hilfe! Ich werde von einem Jaguar verfolgt! Er wird mich zerfleischen!"

Herr Dubres konnte durch das hohe Gebüsch nur seines Schwagers Gesicht und keinen Jaguar sehen, darum lachte er nur und sagte: „Nur einer! Hast du auch richtig gezählt? Ist es nicht eine ganze Horde?" Worauf er sich lachend entfernte.

Er kannte seinen Schwager seit acht Jahren! Es gab keinen anderen Ausweg für Petersen, als auf eine der Birken zu klettern. Die große Katze kam interessiert näher und sah ihn an. Dann stellte sie sich auf die Hinterbeine und mit ausgestreckten Krallen kratzte sie liebevoll an der Rinde, so daß der ganze Baum schwankte, dann gähnte sie und zeigte hierbei eine Reihe prachtvoller weißer Zähne.

Petersen fiel ein, daß das Tier vielleicht die beiden fetten Kücken riechen konnte, die er noch immer in der Hand hielt. Vorsichtig packte er das Federvieh aus und ließ das eine der beiden entseelten Körper zur Erde nieder. Der Jaguar ergriff den Bissen und im Handumdrehen war das Fleisch verzehrt. Einen Augenblick später bekam das Raubtier das andere Hühnchen, aber diese Freundlichkeit von Petersens Seite schien das Herz des Jaguars nur blutgieriger zu machen.

Er blieb treulich stehen und starrte den unglücklichen Buchhalter an, der nun einsah, daß der Jaguar die beiden Stücke Federvieh nur als eine Vorspeise betrachtete, und daß die Hauptmahlzeit von Anfang an Petersen selbst sein sollte.

Dieser Gedanke ließ ihn kalte Schauer den Rükken herabrieseln, aber er konnte vielleicht den Jaguar durch die Waffe besiegen, die allein den Menschen zum obersten Tier gemacht hat — nämlich das unvergleichliche Organ Gehirn. Er beschloß eine List anzuwenden und zog aus seiner Tasche ein Stück Schwarzbrot mit Wurst, das er vom Frühstück übrig behalten hatte. Dies zur Frühstückszeit so geringgeachtete Stück Butterbrot warf Petersen so weit wie möglich auf den Weg. Der Jaguar setzte ihm in großen Sprüngen nach — genau wie Petersen gehofft hatte. Der kluge Buchhalter ließ sich schnell vom Baum herunter und begab sich in entgegengesetzter Richtung auf die Flucht vor dem Jaguar.

Er sah sich nicht um, aber lief, bis er zu Hause ankam. Als er in die Stube trat, sah ihn seine Frau erschrocken an.

„Aber Peter! Was ist los! Du siehst aus, als wenn dir was geschehen sei! Warum läufst du so bei der Hitze?"

„Ob mir etwas geschehen ist! Ja, ich versichere dir, es ist mir etwas geschehen. Auf dem Wege nach Hause wurde ich von einem Jaguar verfolgt und mußte auf einen Baum klettern, und er fraß zwei Hühnchen und ein Stück Brot mit Wurst, das ich in der Tasche hatte." —

„Das war sehr schlimm, mein Lieber", sagte sie, nicht sonderlich verwundert über dieses absonderliche Geschehen.

„Also dieser Jaguar — der war groß und hatte braunes Fell und einen Kopf so groß wie die Vase dort! Und die Zähne, ja, ich sage dir, die Zähne allein würden dich ohnmächtig machen . . !"

„Das glaube ich gern!" antwortete seine Frau freundlich. „Aber du kannst mir die Einzelheiten später erzählen. Jetzt sollst du erst essen."

— — — — — — — — — —

Später am Abend, als Petersen sich in seinem Zimmer eingeschlossen hatte, um ein Hörspiel über sein dramatisches Erlebnis zu verfassen, rief seine Frau beim Bäcker Philipsen an.

„Ich will Ihnen mal etwas sagen, Herr Philipsen!" sagte sie. „Wenn Ihnen daran liegt, mich als Kundin zu behalten, so müssen Sie Ihren Pekinesen drinnen halten oder ihn anhalten, nicht hinter anderen Leuten herzulaufen! Heute hätte er bald meinen Mann gebissen."

Aus dem Dänischen von Lucie Mülbe.

Frage an den Helden

(Wilhelm Schulz)



„Hast du in Griechenland keine Feigen gesehen, Jonny?"
„Meinst du die Früchte, oder willst du mich beleidigen?"

LEOPOLDS NIEDERLAGE

VON ERICH OTTO KASSELER

Leopold galt mit Recht als der tüchtigste Vertreter der ganzen Branche. Er konnte die widerspenstigsten Kunden bearbeiten, seiner Redeflut widerstand nicht der knauserigste Geizhals, und er setzte in Ortschaften, in denen andere nicht ein Stück anbrachten, spielend Dutzende der zusammenlegbaren Kopfbürsten ab, die das Glück hatten, von ihm vertreten zu werden.

Soeben hatte er wieder einmal eine Provinzreise mit großartigem Erfolg beendet und vergnügt setzte er sich in den Zug, der ihn nach Hause zurückbringen sollte. Es war eine endlose Bummelei mit Aufenthalt in jedem Ort. Die Zeit verging schleppend. Und als Leopold zum zehnten Male seine Aufträge überprüft, seine Zeitung vom ersten bis zum letzten Buchstaben gelesen, unzählige Näschereien gegessen und unzählige Zigaretten geraucht hatte, war noch nicht einmal der halbe Weg zurückgelegt. Mißmutig sah er sich nach irgendeiner Zerstreuung um, aber der einzige Reisegefährte, ein Herr in mittleren Jahren, gab auf die Versuche, ein Gespräch anzuknüpfen, nur einsilbige Antworten. Seit langem schon gab sich Leopold nicht mehr damit ab, Privatkunden zu bearbeiten, um einzelweise seinen Artikel abzusetzen; das gehörte einer vergangenen Epoche seines Lebens an, nun hatte er es ausschließlich mit Detaillisten zu tun, die ihm umfangreiche Bestellungen aufgaben, ja, er leistete es sich, Aufträge unter einem Dutzend als zu geringfügig abzulehnen. Es war also kein geschäftliches Interesse, sondern einzig und allein die Langeweile, die ihn veranlaßte, seinem Reisegefährten eine Bürste anzubieten.

Er wartete, bis der Zug in eine Station einfuhr. „Vielleicht", sagte er schnippisch, „steigt eine schöne Dame ein. Da muß ich schnell meine Frisur in Ordnung bringen. Diese zusammenlegbaren Bürsten, die man immer bei sich tragen kann, sind ja ein wahrer Segen. Meinen Sie nicht auch?"

„Gewiß", bestätigte der Herr unaufmerksam und las weiter in seinem Buch. „Ihrer Frisur", bemerkte Leopold keck, „könnten ein paar Striche mit einer guten Bürste aus unverwüstlichem Material auch nicht schaden." Der Herr warf einen zerstreuten Blick in den vorgehaltenen Taschenspiegel: „Ich weiß nicht, was Sie an meiner Frisur auszusetzen haben", murmelte er undeutlich.

„Ich gebe mich sonst nicht mit dem Einzelgeschäft ab", fuhr Leopold unerbittlich fort, „aber Ihnen würde ich aus besonderer Sympathie eine Bürste abgeben."

„Danke", lehnte der Herr ab.

„Gehen Sie nicht an Ihrer Chance vorbei", beharrte Leopold, „über kurz oder lang müssen Sie sich ja doch zum Ankauf dieser geradezu unentbehrlichen Bürste verstehen. Aber durch den Glücksfall, daß Sie mich getroffen haben, können Sie sie jetzt zu dem viel billigeren En-gros-Preis kaufen."

„Ich habe keinen Bedarf", versuchte der Herr der Bedrängung zu entgehen.

Aber Leopold, der Sieger in tausend Schlachten, war nicht gewillt, eine Schlappe hinzunehmen. Sein Ehrgeiz war geweckt und er beschloß, mit stärkeren Mitteln zu arbeiten.

„Schrecklich! Schrecklich!" stöhnte er plötzlich.

„Haben Sie Zahnschmerzen?" erkundigte sich der Herr liebenswürdig.

„Nein, nein! Ich stelle mir nur vor, daß bei einem Ihrer zahllosen Abenteuer Ihr Nebenbuhler unvermutet auftaucht. Sie hören seine Schritte im Vorzimmer — und sind hilflos den Folgen ausgesetzt. Ich könnte weinen, wenn ich daran denke, daß meine Bürste Sie gerettet hätte. Ein Griff in die Tasche, Sie klappen die Bürste auf, zwei Striche über Ihr Haar — und der eifersüchtigste Othello könnte keine Spur bemerken."

„Sie scheinen eine lebhafte Phantasie zu besitzen", meinte der Herr.

„Phantasie? Nicht für zwei Pfennige. Das sind nüchterne statistische Ziffern. Seit Einführung unserer Bürste sind die Eifersuchtsmorde um 70 Prozent zurückgegangen. Doch halten wir uns nicht bei diesem einen Beispiel auf. In jeder Lebenslage braucht der Mensch —"

Leopold zählte mindestens hundert Lebenslagen auf, in denen die Patentbürste unentbehrlich war. Er sprach und sprach und sprach. Der Zug fuhr von Station zu Station, hatte Aufenthalt, setzte sich in Bewegung: Leopold sprach. Personen stiegen ein, blieben eine Strecke lang, stiegen wieder aus: Leopold sprach. Er deklamierte, flüsterte, schrie, seufzte, lachte und weinte, er war demütig und heftig, ironisch und gerührt, kleinlaut und großartig, er kämpfte, schluchzte, predigte, bettelte und schließlich war er nahe daran, in die Knie zu sinken, um den harten Mann zu erweichen. Zum Glück fuhr der Zug gerade in die Endstation ein und ersparte dem ehrgeizigen Vertreter diese äußerste Beschämung. Der Herr erhob sich, um seinen Koffer aus dem Gepäcknetz zu nehmen.

„Nun?" fragte Leopold mit tränenumflortem Blick.

Der Herr zögerte gerührt, ehe er das Urteil sprach: „Nein, ich werde Ihre Bürste nicht kaufen. Aber damit Sie mich nicht für einen Unmenschen halten, werde ich Ihnen den Grund verraten."

Und bevor er seinen Hut aufsetzte, lüftete er rasch seine Perücke. Und im Widerschein der roten und grünen Bahnhoflichter erglänzte sein vollständig kahler Schädel.

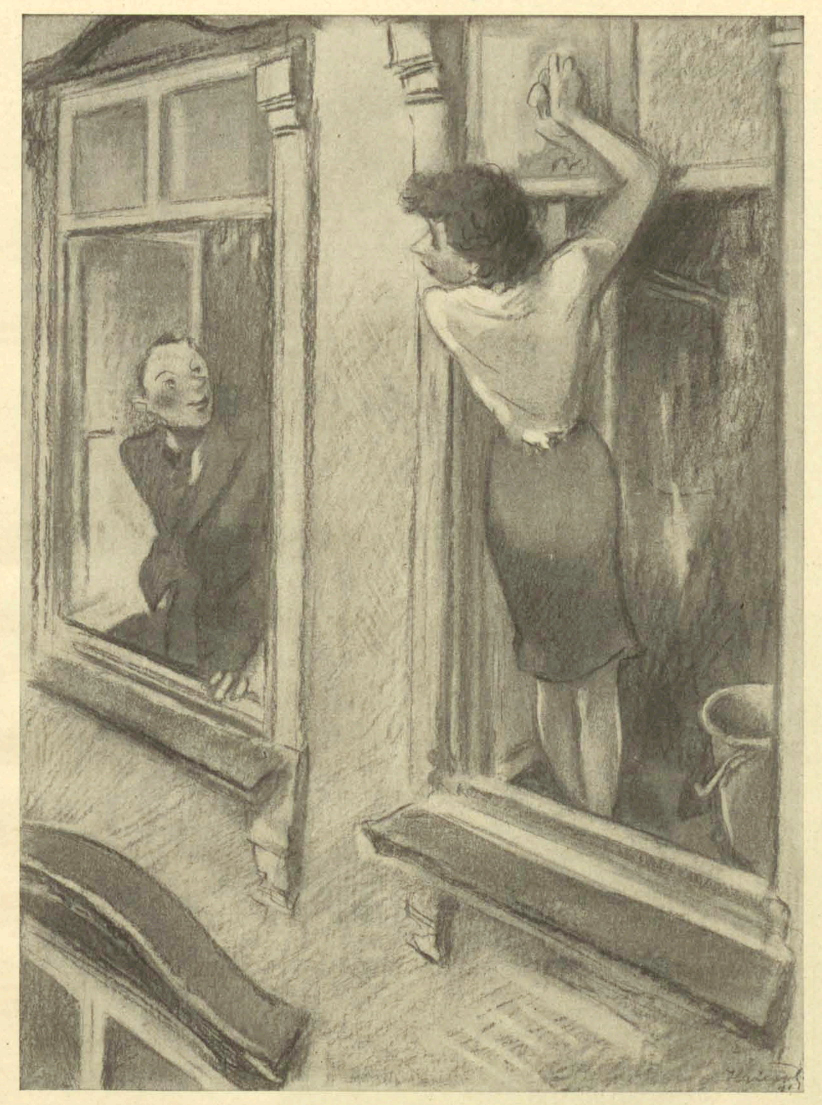
Das Geheimnis einer Maiennacht

Von Hans Peter Jacobsen

Der Kalender verzeichnete das Jahr 1911, der Kintopp war den Windeln bereits entwachsen, und ich war zwanzig und einige Jahre alt.
Da schrien die grellbunten Plakate am „Zentralpalast", daß der Film „Geheimnis einer Maiennacht" atemraubend sei. Und ich beschloß, mir den Atem rauben zu lassen. Weil es nur fünfzig Pfennige kostete. Es war ein vornehmes Kino. Das verriet schon die würdige Gestalt des Portiers, der eine prachtvolle rote Uniform mit vielen goldenen Tressen trug. Trotzdem strahlte eine bezaubernde Leutseligkeit von ihm aus. Er geruhte, mich darauf aufmerksam zu machen, daß die Vorstellung bereits begonnen habe. Dann hob er eigenhändig den Vorhang und schob mich in den Zuschauerraum.
Da stand ich nun im Dunkeln. Aber ich faßte mich schnell, tastete mich vorwärts und fand einen plüschgepolsterten Klappsessel, der mir behagte. Ich begann, den geheimnisvollen Vorgängen auf der Leinwand nachzuspüren. Doch muß ich sagen: was dort geschah, enttäuschte mich. Vielleicht hatte ich damals allzu gute Nerven für so etwas. Denn daß einer einen anderen umbringt, und daß dann ein Dritter es getan haben soll, nun ja, ganz nett, aber keine fünfzig Pfennige wert.
Also blieb mein Atem einstweilen ungeraubt. Jedenfalls bis zu dem Augenblick, in dem der eine Mann (der ein Mörder war) aus seinem Luxushotelzimmer hinüberschaute auf den Richtplatz, wo der andere Mann (der kein Mörder war) unter den Klängen des Harmoniums stolz und mannhaft der Guillotine entgegenschritt... In ebendiesem Augenblick hörte ich neben mir ein Schluchzen. Soweit ich erkennen konnte, stammte es von einer reizenden jungen Dame, die in Mitleid mit dem so schönen und obendrein unschuldigen Jüngling zerfloß. Weiß Gott, das verschlug mir den Atem! Doch nur Sekunden dauerte es, bis ich wußte, was meine Mannespflicht war. Bis ich erkannte, daß es galt, einem zartbesaiteten Gemüt Ritter und Held zu sein.
Ich sagte: „Mein Fräulein, ich bitte Sie —"
„Psst!!" zischte es empört rings aus dem Raum.
Ich zuckte zusammen. Meine Nachbarin schluchzte weiter, und mir blieb nichts anderes übrig, als stummer Augenzeuge des flimmernden Justizmordes zu sein. Ich fand mich damit ab, denn bald wurde die Sache wirklich aufregend. Ich blickte (ebenso wie der tatsächliche Mörder) durch das Hotelfenster. Von der Guillotine war nur der obere Querbalken mit dem blankgeputzten Fallbeil zu sehen. Was weiter unten in der Umgebung des Richtblocks vor sich ging, blieb mir verborgen. Immerhin, irgendwie Entscheidendes schien sich dort abzuspielen. Denn der Schuft im Hotelzimmer, der teuflisch einen Unschuldigen opfern wollte, wurde erkennbar nervös. Er knüpfte hastig Hand- und Bettücher zu einem Seil —— Hielt er es für nötig, durch das Hinterfenster zu flüchten? Da!!! Ich sah, wie das Fallbeil ruckte.
Ich hörte einen Schrei und einen dumpfen Schlag.
Habe ich gesagt, daß ich starke Nerven hatte? Verzeiht, ich will nicht übertreiben. Als aufrichtiger Mann muß ich gestehen, daß diesmal zwei Meter Handlung abrollte, bevor ich den mir geraubten Atem wiederfand. Und bevor ich merkte, daß nicht das Fallbeil, sondern meine reizende Nachbarin mit Schrei und Schlag in ursächlichem Zusammenhang stand. Denn auf der Leinwand hatte das Fallbeil anscheinend nicht funktioniert. Es blinkerte immer noch frischgeschmirgelt vor dem Hotelfenster, und der böse Mann im Hotelzimmer knüpfte immer noch eifrig an seinen Handtüchern. Doch die junge Dame neben mir war verschwunden. Mag sein, daß ihr die Last des Grauens zu schwer geworden war. Jedenfalls hatte sie sich, verzweifelt aufschreiend, zwischen die Stuhlreihen versenkt. Und im Dunkeln klingt doch der hochschnellende Sitz eines Klappstuhles nach Fallbeil, nicht wahr?
Ich weiß nicht, was andere Kinonachbarn in solchen Fällen tun. Ich weiß nur, daß ich entschlossen handelte: ich führte die junge Dame durch alle Proteste des in seiner Rührung gestörten Publikums aus dem Kino hinaus. Auf stillen, von zärtlichem Maienmond versilberten Parkwegen erzählte ich ihr, daß nicht alle Männer so schlecht seien wie jener, der aus seinem Hotelzimmer hohnlächelnd zuschaute, wie ein anderer für ihn das Schafott — —
„Wie der Film wohl weitergeht?" fragte sie mich. „Ob der arme unschuldige Mann denn wirklich — — —?"
Welch' entsetzlicher Gedanke! Und das Entsetzlichste dabei ist, daß diese Frage wie eine düstere Wolke über meiner Ehe schwebt. Die reizende junge Dame hat mich nämlich geheiratet. Und zumindest an jedem Hochzeitstage — seit, ach, wievielen Jahren! — fällt meiner Frau die Ursache unserer Ehe ein. Sie will unbedingt von mir wissen, ob das Geheimnis jener Maiennacht gelüftet und der arme unschuldige Mann noch am Leben ist.
Kann vielleicht einer der geneigten Leser mir darüber Auskunft geben?

Annäherung

(R. Kriesch)



„Ich schaue Ihnen nun schon 'ne ganze Weile zu und bedaure nur, daß ich nicht 'n Stock tiefer wohne, Fräulein!" — „Ja, das wäre praktischer, nach unten treff ich auch besser mit dem nassen Fensterleder!"

Approccio: "Signorina, già da un bel pezzo Vi sto guardando e mi dispiace soltanto di non abitare un piano più sotto!„ "Ah sì, sarebbe più pratico, perchè verso giù colpirei anche meglio con questa pelle bagnata!„

DAS DANKBARE SCHIFFLEIN

VON GOTTFRIED KÖLWEL

Es ist oft merkwürdig, was für Zufälle das Leben mit sich bringt. Ereignisse gibt es, von denen man glauben möchte, sie wären mehr durch die Gewalt eines unsichtbaren Geistes als durch bloßen Zufall zustande gekommen. In unserem Fall freilich müßte der Geist eine Art Kobold gewesen sein, denn die Geschichte, die ich im folgenden erzähle, ist trotz aller unglücklichen Geschehnisse jenes Tages von recht heiterer Art.

In der Hauptstraße zu Bertelzhofen wohnte ein Gastwirt, der zugleich eine Metzgerei betrieb. Er hieß Franz Rötl und war von auffallend großer Gestalt. Meist trug er einen weißen Schurz, aus dem Latz sah die dunkle Weste hervor, der lange Schnurrbart, der etwas nach unten hing, verstärkte den Eindruck seiner Erscheinung. Die Augen waren klein und lagen tief unter den Brauen. Doch Franz Rötl war nicht bloß durch seinen Schnurrbart, durch seine große Nase und die kleinen Äuglein bekannt, sondern vor allem auch durch seine Würste, die zu den besten der ganzen Gegend zählten. Wohl, die Bratwürste in Regensburg waren berühmt und auch die in Nürnberg; Kenner doch sagten, daß keiner Fleisch und Gewürze so wohlschmeckend zu mischen wisse wie Franz Rötl zu Bertelzhofen.

Unter seinen ständigen Gästen befand sich auch der Händler Georg Vierhals. Er war von etwas kleiner, gedrungener Gestalt, und zeigte stets ein rotes, glänzendes Gesicht. Oft schnalzte er mit der Zunge, wenn die Bratwürste auf den Tisch gestellt wurden. Sie waren sein Ein und Alles, und lachende Gäste meinten, er lebe wohl nicht mehr lange, wenn er einmal nicht mehr zu diesen Leckerbissen gehen könne. Längst hatte sich zwischen Georg Vierhals und Franz Rötl eine wahre Freundschaft entwickelt, und Georg Vierhals lieferte seinem Freund und Gastgeber die besten Schweine und Kälber, die er in der Gegend aufzutreiben wußte.

Doch auch in die einfachsten und primitivsten Zustände des Lebens bricht bisweilen ein Schatten ein. Es braucht gar nicht viel zu passieren und schon ist der Spektakel fertig. So war es auch hier. Es war zu jener Zeit, da man auf dem Regensburger Markt, kurz nachdem die napoleonischen Truppen abgezogen und alles verzehrt hatten, besonders hohe Preise für die Schweine bezahlte; alle Händler suchten deshalb ihre Ware dorthin zu liefern, wo sie am meisten dafür bekamen. Nun brauchte aber in dieser Zeit, es war um ein ländliches Fest herum, der Gastwirt Franz Rötl gerade einige besonders gute Stücklein und war erbost, als ihm Georg Vierhals nicht das Gewünschte anlieferte. „So, so", sagte er, „du bist auch so einer, der lieber auf den Saumarkt in Regensburg läuft, statt seine alten Kunden zu bedienen". In Wirklichkeit aber war das gar nicht so. Georg Vierhals hatte sich redlich bemüht, eine besonders gute Ware für den Wirt aufzutreiben, aber die Bauern hatten schon alles verkauft und es war nichts Besseres mehr aufzufinden. „Ja, ja", bestärkte Rötl, „eine gute Ausrede mag ja einen Batzen wert sein! Doch was ich weiß, das weiß ich. Und ich weiß, daß du nicht anders bist als andere Händler und daß deine ganze Freundschaft keinen roten Heller wert ist." Also kamen die beiden immer tiefer in einen unfreundlichen Disput, und weil der Wirt sich ebenso im Recht glaubte, wie sich der Händler im Recht wußte, artete der Disput in einen offenen Streit aus. Die große Nase Rötls, der sich nicht von seinem Argwohn abbringen ließ, schwoll scheinbar noch mehr an, der Bart schien sich zu plustern und selbst die kleinen Äuglein traten schwarz unter den Brauen hervor. Doch auch Georg Vierhals ärgerte sich immer mehr, sein rotes Gesicht glänzte, als siede es unter der Haut, ja, als treibe es gar das Fett aus den Poren. So war der Streit bereits in offene Feindschaft übergegangen und Franz Rötl hatte dem ehemaligen Freund die Tür gewiesen, als Georg Vierhals, beim Austritt auf die Straße, plötzlich bemerkte, daß ein drohendes Gewitter über den Häusern stand. Eine geradezu unheimliche Schwüle kam ihm entgegen. Sie stand zwischen den Hauswänden und schien auf das erste Lüftchen zu warten. Einige Gänse, die vom nahen Fluß heimkehrten, trotteten müde an ihm vorbei, als wüßten sie kaum mehr zu gehen. Ein Hund, der vor einer Haustür lag, fing zu winseln und heulen an. Vierhals hatte schon viele Wetter kommen sehen, fast immer kamen sie von Westen her, über den nahen Waldberg, aber diesmal stand das drohende Gewölk mehr seitlich, gegen Norden, und ruhte schweigend über der Gegend.

Hier ruhte es auch noch, als Georg Vierhals schon zu Hause angekommen war. Er wohnte in der mit der Hauptstraße parallel laufenden Oberen Gasse, die, wie schon ihr Name sagte, etwas höher lag, und in der im Gegensatz zu den Häusern der Hauptstraße meist kleinere Häuser standen, von denen die einen und andern ein Gesicht zu machen schienen, als gefiele auch ihnen der Himmel nicht. Sie zeigten, da die Fenster meist offen waren, fast schwarze Augen, mancher Riß im alten Verputz sah wie eine Falte aus. Das steile Giebeldach des Händlers Georg Vierhals erschrak förmlich, als plötzlich der erste Blitz fiel. Eigentlich hatte es auch allen Grund zu erschrecken, denn der Ausbruch des Wetters, der diesem Blitz folgte, war so furchtbar, wie man es nie zuvor in Bertelzhofen erlebt hatte. Nicht bloß, daß Blitz auf Blitz folgte, als lüde die Hölle ihren ganzen Sack aus, und es donnerte, als müßte die Erde zum Beben kommen, die Blitze brachen in ganzen Bündeln aus den Wolken hervor und schienen alles in ein einziges Feuermeer zu hüllen. Bald darauf fing es auch zu regnen an; aber es regnete nicht wie sonst, sondern das Wasser kam in wahren Fluten auf Dächer und Straßen herab und schwoll in kurzer Zeit derart an, daß der Fluß im Tal über die Ufer trat. Es regnete ja nicht bloß über dem Ort, es regnete über der ganzen Gegend, und so stürzte das Wasser von allen Höhen, durch alle Mulden und Gräben zu Tal. Es strömte zu den Türen der Häuser hinein, zu den Fenstern hinaus, griff nach Tischen und Stühlen und allem, was es habhaft werden konnte.

Besonders gefährlich sah es im Hause des Gastwirts Franz Rötl aus, das mit seiner Rückseite gegen den Fluß zu lag. Das Wasser hatte sich hier längst Eingang zu verschaffen gewußt, und so war der Wirt in das obere Stockwerk geflohen und schaute hilferufend aus dem Fenster. Doch da es auch an anderen Stellen zu helfen und retten gab, hatten alle Hände gerade zu tun. Nach einiger Zeit allerdings bemerkte er ein Schifflein, das mitten in der Hauptstraße wie auf einem Fluß daherschwamm. Immer näher kam es seinem Haus und schon war es so nahe, daß Rötl die rettenden Insassen erkennen konnte. Es waren Leute aus der Oberen Gasse, die man vor dem Hochwasser als gesichert hielt. Mit aller Gewalt ruderten sie und suchten sich immer wieder gegen die treibende Flut zu wehren. Sie taten dies sehr geschickt und mit Erfolg, und Rötl hörte immer wieder, wie einer unter ihnen die Weisungen gab zu allem, so, als hätte er das Kommando zu führen. Rötl war nicht wenig erstaunt, als er in diesem Kommandeur plötzlich Georg Vierhals erkannte; es war der Händler, den er heute, vor diesem Unwetter, aus dem Haus gewiesen hatte und der nun, inmitten der andern, zur Rettung kam. Die dicke Nase Rötls schien ganz regungs-

Waldeinsamkeit

(H. Lehmann)



„Siehst du, Eduard, sogar das Reh merkt, daß du nicht gefährlich bist!"

Solitudine silvestre: "Guarda, Edoardo; persino il capriolo capisce che tu non sei pericoloso!,,

Die Absage

(K. Heiligenstaedt)



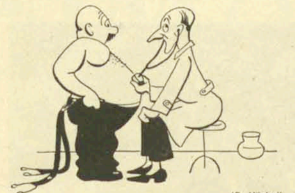
„Scheußlich von Paul, mich so zu versetzen — jetzt muß ich den ganzen Abend im Regen spazieren gehen, nachdem ich Mama mit Mühe davon überzeugt habe, daß ich unbedingt den Vortrag über die ‚Natur der Spiralnebel' besuchen muß!"

Rifiuto: "Che villanzone questo Paolo! Piantarmi così!... Adesso devo andarmene tutta la sera a spasso sotto la pioggia, dopo tanti stenti per convincere la mamma ch' io dovevo recarmi assolutamente alla conferenza sulla 'Natura delle nebulose,!,,

los zu sein, der Schnurrbart zu erstarren, wie hinter bergenden Wolken versteckten sich die schwarzen Äuglein hinter den Brauen. Indessen trieb der Kahn ganz nahe heran, hielt gerade vor dem Fenster des oberen Stockes, und — das Unglaublichste geschah: Vierhals, der vermeintliche Feind, half dem Bedrohten mit eigener Hand in den Kahn. Franz Rötl war davon so betroffen, daß er gar nicht wußte, was er sagen sollte. Nichts, rein gar nichts fiel ihm ein. Nur an die Würste dachte er plötzlich, die er in großer Zahl bereits für das nahe Fest gemacht hatte. Aber gerade der Schweine wegen war er ja mit Vierhals in Konflikt gekommen. Zudem lagen die Würste drunten im Laden und in der Küche, auf hölzernen Mulden, und das Wasser hatte sie, Gott weiß, längst auf den Grund geschwemmt. Also war es auch nicht möglich, dem Retter mit einigen Dutzend Würsten zu danken, und Rötl behielt eine recht traurige Miene, als er mit Vierhals noch immer im Kahn saß. Er wagte sein Gegenüber gar nicht anzusehen, so zuwider war ihm alles, was heute vor diesem Unwetter geschehen war.

Als man jedoch den festen Boden erreicht hatte und von dort aus auf das gefährliche Hochwasser und die bedrohten Häuser zurückblickte, sagte Franz Rötl plötzlich: „Georg, ich glaube, ich habe dir heute Unrecht getan und du bist wahrlich ein besserer Freund, als ich gemeint habe." Doch Georg hatte gar nicht Zeit, lange darauf zu erwidern, denn er hatte gehört, daß das Wasser inzwischen bis in die Obere Gasse vorgedrungen sei und dort gleichfalls durch Fenster und Türen flute. Wie verwundert aber war Georg, als er in das durchschwemmte Haus trat und hier, trotz allen Schreckens, etwas entdeckte, das so eigenartig und lustig war, als hätte wahrlich mitten in allem Unglück ein Kobold sein Wesen getrieben. In der offenstehenden Röhre des Ofens nämlich sah Vierhals plötzlich eine Holzmulde. Er traute kaum seinen Augen: denn auf der Holzmulde lagen, völlig unversehrt, mehrere Dutzend Bratwürste, die das Hochwasser aus dem Hause Rötls wie auf einem Schifflein entführt und in die Ofenröhre des zu Unrecht beschimpften Freundes Georg Vierhals getragen hatte. So sonderbar war der Zufall, daß diejenigen, die davon hörten, es anfänglich gar nicht glauben wollten, bis sie sich selbst davon überzeugten, was für seltsame und freundliche Dinge auch mitten im größten Unglück geschehen können.

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach. Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: Gustav Scherer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Okt. 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.



(O. Nückel)

Gerswin ging zum Arzt. „Mein Magen ist nicht in Ordnung", sagte er. — „Was essen Sie?" „Früh zwei Eier und drei Semmeln — zum zweiten Frühstück drei Heringe und vier Semmeln — mittags Suppe, ein Huhn, etwas Braten und Mehlspeise — nachmittags vier bis fünf Stück Torte und abends acht Scheiben rund ums Brot mit Wurst und Käse." — Der Arzt machte ein bedenkliches Gesicht. „Das wird eine schwere Operation werden, mein Lieber." — „Eine Operation?" Der Arzt nickte: „Ja. Ich werde Ihnen eine zweite Öffnung bohren müssen, denn durch eine kann das gar nicht alles wieder heraus, was Sie oben hineinstopfen." J. H. R.

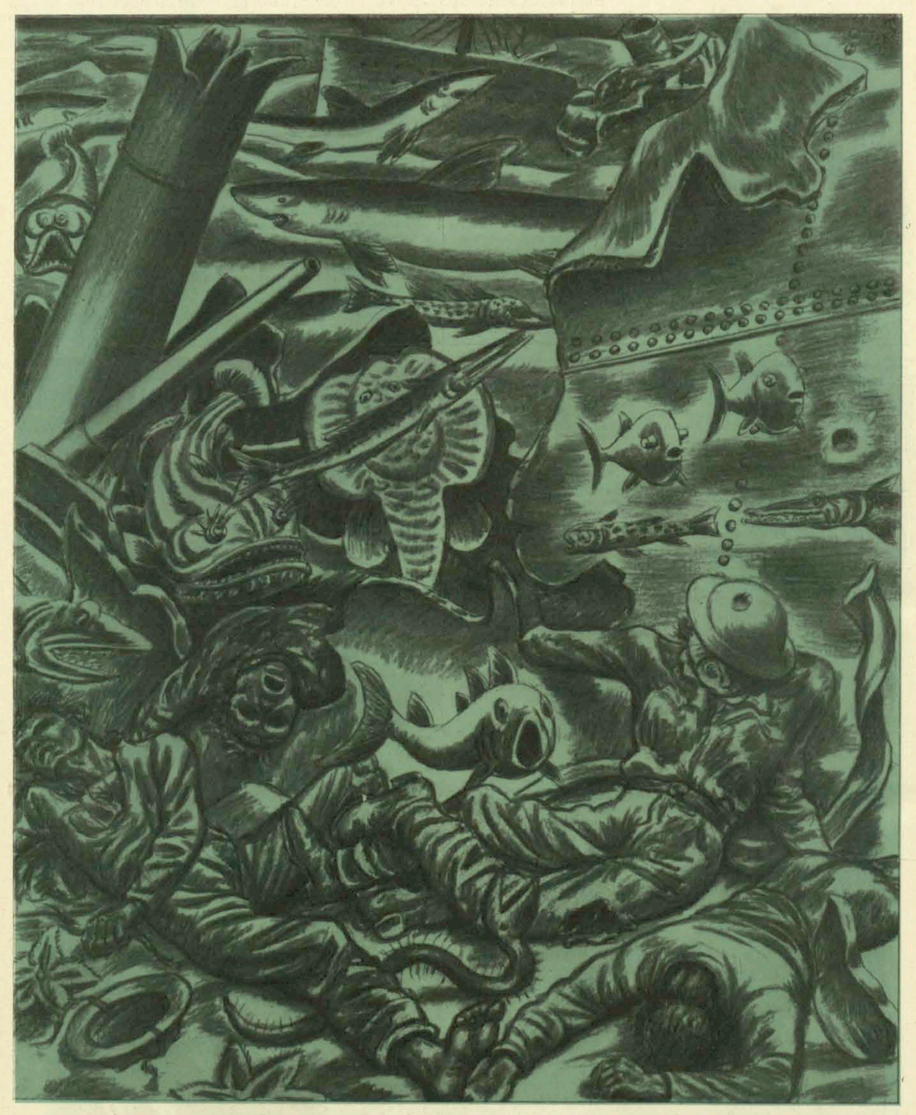
Sitzung einer Zivilkammer des Landgerichts in D. Rechtsanwalt Müller, ein gefürchteter Dauerredner, ergreift nach ermüdender Beweisaufnahme das Wort zum Schlußvortrag. Beisitzer Landgerichtsrat Rothe baut nach einiger Zeit vorsichtig einen Aktenberg vor sich auf, sinkt zusammen und hält ein ausgiebiges Schläfchen. Erwacht, reibt er sich schlaftrunken die Augen und flüstert dem Vorsitzenden zu: „Plädiert's noch?" T.

Sitzt ein älterer, biederer Wiener vom Grund beim Heurigen, trinkt sein Viertel Wein, ißt dazu ein Stück Brot und mustert ab und zu eine sehr blonde, sehr bunt bemalte und auf jugendlich hergerichtete Dame, die mit einem Herrn an seinem Tisch sitzt und, als ihr der Herr Brot und Wurst anbietet, schokiert säuselt:
„Aber, Ferdinand, was fällt dir denn ein!? Ich kann doch nicht mit den Fingern essen!"
„Warum nicht!" lacht der Herr, die Haut von einer Wurstscheibe ziehend, „so schmeckt's am allerbesten!"
„Ferdinand", ruft die Dame entrüstet, „schämst du dich nicht?"
Da kann sich der ältere, biedere Wiener nicht zurückhalten: „Geh'n S', liebe Frau, warum sollt' er sich denn schämen? Er schamt sich ja aa net, daß er mit Ihnen dasitzen tuat!" H. K. B.

Bei der Annahmestelle für Bezugscheine der Gemeinde Ixelfing wird von Frau Y., die ein Kind erwartet, ein Antrag auf ein Umstandskleid gestellt. Da auf dem Antragsformular die notwendige Bestätigung der Hebamme, daß Frau Y. schwanger ist, fehlt, legt der Beamte das Formular zu einer Reihe anderer Bezugscheinanträge auf Arbeitskleidung, die er gleichfalls an die Antragsteller zurücksenden muß, da die Bestätigungen der Arbeitgeber über die Art der Beschäftigung fehlen.
Am anderen Tage erhält Frau Y. von der Gemeindeverwaltung den Antrag auf das Umstandskleid zurück mit folgendem Vermerk der Bezugscheinstelle: Bestätigung des Arbeitgebers fehlt!

Am Grunde der Ägäis

(Erich Schilling)



„Wir können beruhigt sein, Jonny, Churchill hat gesagt, wir haben einen glanzvollen und siegreichen Rückzug gemacht!"

Nel fondo dell' Egeo: "Jonny, possiamo starcene tranquilli; Churchill ha detto che abbiamo fatto una ritirata brillante e vittoriosa!,,

München, 28. Mai 1941
46. Jahrgang / Nummer 22

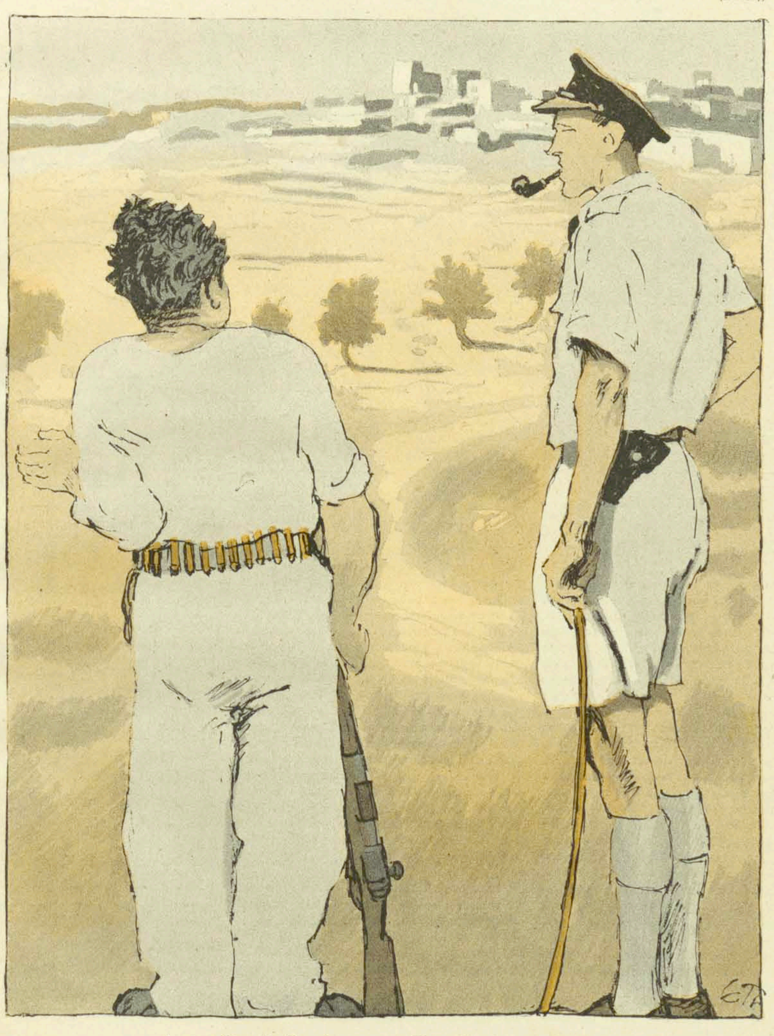
30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Palästinakämpfer

(E. Thöny)

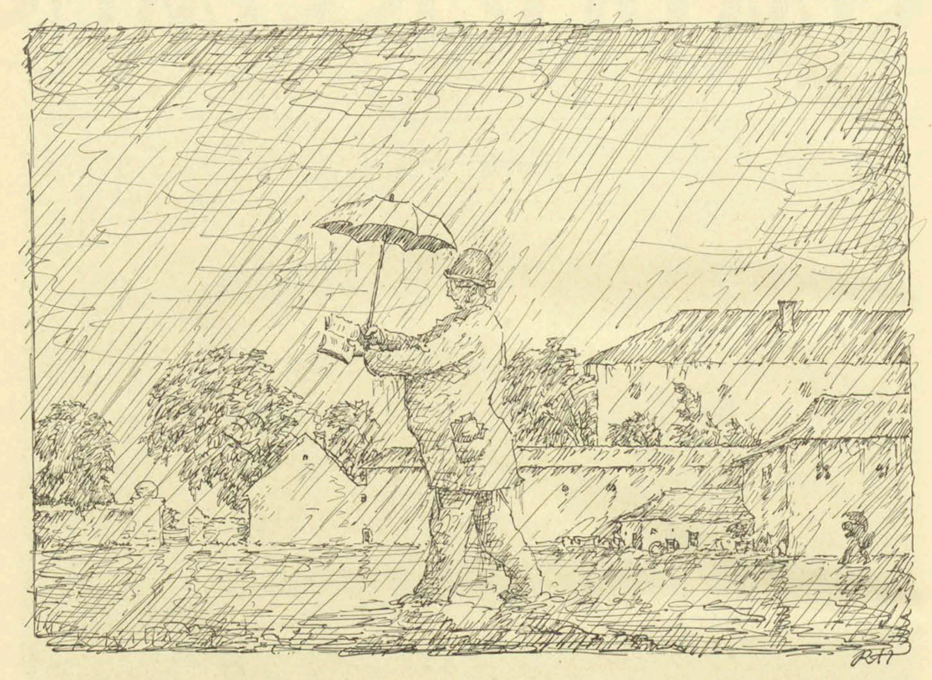


„Legen Sie die Hand an, wenn Sie mit mir sprechen!“
„Herr Offizier, mit angelegte Händ' kann man nicht sprechen!“

Combattenti della Palestina: “Mettetevi in posizione d' attenti quando parlate con me!„ — “Signor ufficiale, in posizione d' attenti non si può parlare!„

Der Bücherfreund

(R. v. Hoerschelmann)



DURCHS LADENFENSTER

Wir stehen vor dem Ladenfenster und schauen hinein. Draußen bei uns ist ein grauer Tag, ein ganz gewöhnlicher Tag des täglichen Bedarfs, jenseits der Glasscheibe aber herrscht der schiere Feiertag, wie ihn sich die orientalischen Märchen vorstellen. Wir stehen nämlich vor dem Fenster eines Juwelierladens, und deshalb liegen die Edelsteine da nur so herum, zwar nicht ganz so in Massen wie im Märchen, wo sie wie Straßenschotter aufgehäuft sind und man sie mit Schaufeln umfüllen muß. Solche Märchenmengen müßten eigentlich eine Baisse auf dem Edelsteinmarkt hervorrufen, aber im Märchen gibt es keine Baisse. Also soviele Edelsteine sind nicht hinter dem Ladenfenster, daß man eine Schaufel brauchte, und in Fässern sind sie auch nicht gelagert, sondern in Gold gefaßt und auf Samt serviert. Manche liegen auf braunem Samt und manche auf elfenbeinfarbenem, und in besonderen Fällen hat der Samt die Form einer weiblichen Büste angenommen, ohne Kopf, damit man die Wirkung sieht. Und wir sehen die Wirkung. Wir, das sind zwei nette Mädel und ich. Ich weiß, was ich der Phantasie der jungen Mädchen schuldig bin. Ich gebe mir Mühe, so auszusehen, als ob ich ein Sohn aus reichem, aber schon sehr reichem Hause sei, der nicht anders kann, als sich mit Hilfe dieser Edelsteine für eine Frau zu ruinieren. Ich habe nämlich früher oft Geschichten gelesen, in denen so einer eine Frau mit Juwelen überschüttete. Persönlich habe ich später weder eine Überschüttete kennengelernt, noch jemand, der solche Ausschüttungen vorgenommen hätte. Müssen halt doch andere Kreise sein, in denen so etwas passiert. Ich weiß nicht, ob es mir gelungen ist, den Ruinierer wahrheitsgetreu darzustellen. Ich glaubs nicht recht, denn die beiden Mädel sahen weder mitleidig noch bewundernd zu mir her, sondern die eine sagte zur andern, daß das Collier mit den großen Rubinen ihr zu protzig sei. Und das wäre gerade etwas zum Überschütten gewesen! Preise sind im Fenster nicht angegeben. Die Käufer hier kennen sich wohl schon aus, und den oben erwähnten Verschwendern kommt es natürlich nicht auf Preise an. Wenn aber mal in so einen Laden ein Fürst kommt, der sich neue Reichskleinodien kaufen will, so weiß der sicher, daß die Spesen des Regierens nicht von Pappe sind.

Ich habe längere Zeit vor dem Laden gestanden, um zu sehen, wer da hinein und hinausgeht, weil ich mir einen Schauer über den Buckel laufen lassen wollte. Es kam aber nur ein Postbote, na und bei einem Postboten laufen mir keine Schauer über den Rücken, selbst wenn er einen Postauftrag überbringt.

Die Mädchen hatten inzwischen im Laden nebenan zwei Bund Radieschen gekauft. Foitzick

Das gute Beispiel

Von Ratatöskr

Der Holderstrauch ist wieder grün.
In drei, vier Wochen wird er blühn.
Und wiedrum wird's nicht lange währen,
dann bilden sich die Holderbeeren.

O Mensch, nimm dir ein Beispiel dran
und fange auch zu blühen an.
Hast lange dich zurückgehalten.
Nun gilt's, dein Wesen zu entfalten.

Vor allem sei dir drüber klar:
nur da, wo eine Blüte war,
tritt eine Frucht an ihre Stelle
(abzüglich der Erfrierungsfälle).

Und weil dem also nun so ist:
blüh' fröhlich auf, gefrorner Christ!
Dann wird aus dir durch Gottes Gnade
zu guter Letzt noch Marmelade.

Englische Kriegsbekanntschaft

(Wilhelm Schulz)

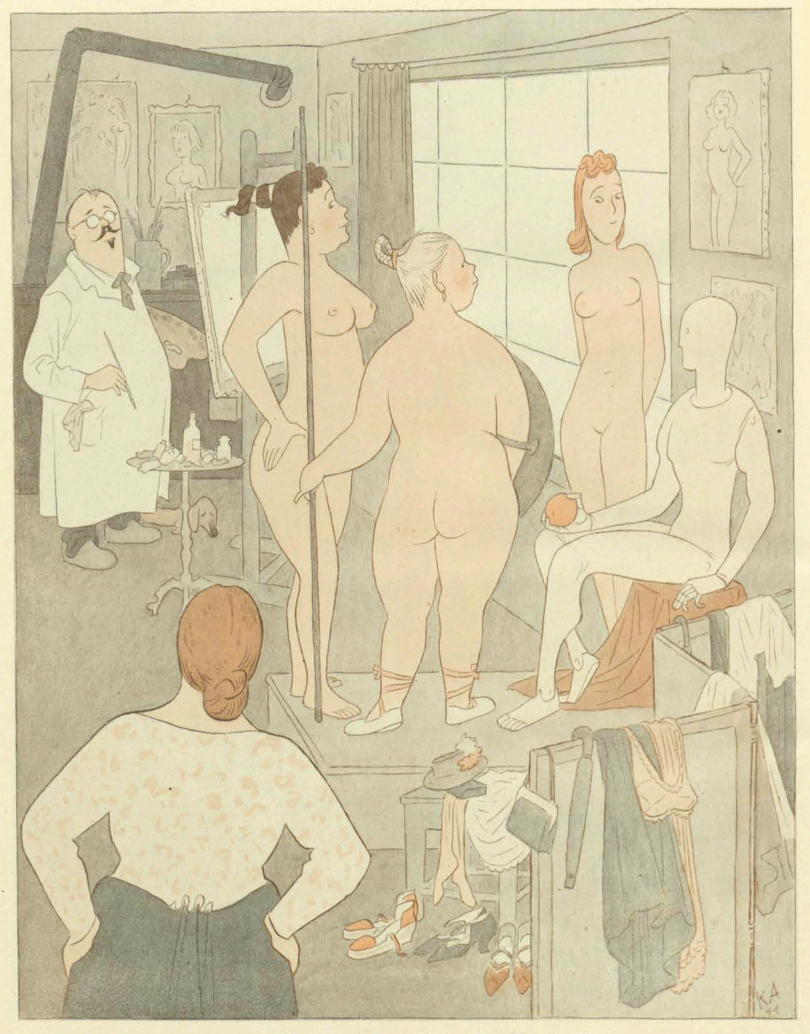


„Haben wir uns nicht schon mal wo flüchtig kennengelernt!"

Conoscenza inglese di guerra: "Non abbiamo già fatto una volta in qualche luogo la nostra conoscenza . . . alla sfuggita?„

Der Pascha

(Karl Arnold)



„Ja was is denn dös — jetzt hast gleich drei da!"
„Ja moanst du, fürs Urteil des Paris g'langt oane?"

Il pascià: "Ah, che vedo mai! . . . Adesso ne hai tre ad una volta!,,
"Ah, pensi tu che pel 'Giudizio di Paride, ne basti una sola?,,

PETERSENS AQUARIUM

VON KURT GROOS

Petersen war in tiefe Gedanken versunken, in eine Art zähflüssigen und dumpfen Gedankenbrei; das monotone Surren des Ventilators verwogte und verrankte dieses Grübeln noch immer stärker zu verschwommenem Hindämmern.
Plötzlich fuhr Petersen jäh auf. Johnson hatte ihn recht herzhaft in die Seite gepufft.
„Du wirst melancholisch, alter Junge!" sagte der Freund. „Du bist innerlich vereinsamt, dir fehlt die Abwechslung, die genau so wichtig ist wie der tägliche Abendschoppen!" Das möge sein, meinte Petersen benommen, aber wie er sich diese Abwechslung denn verschaffen könne?
Johnson sah ihn wichtig an. „Ein Aquarium zulegen — das einzig richtige Rezept für dich. In so einem Glasbehälter steckt eine ganze neue Welt, die dich begeistert und ablenkt!"
Anderntags besuchte Petersen eine zoologische Handlung und erwarb dort ein hübsches Aquarium mit Sand, Wasserpflanzen und einer kleinen rötlichen Burgruine mit Muscheln drumherum.
„So", sagte der Verkäufer geschäftig, „nun zu den Insassen! Welche Fische wünschen der Herr?"
Petersen, blutiger Laie in diesen Dingen, meinte, es könnten seinetwegen Schollen, Karpfen oder Hechte sein, natürlich in ganz kleinen Formaten. Der Verkäufer lächelte überlegen-nachsichtig und hielt einen kleinen Vortrag über Zierfische, diese von der Natur für Aquarien bestimmten Sorten. Petersen folgte, so gut er konnte, dabei die Insassen der großen Wandaquarien betrachtend, in denen überwiegend Fische schwammen, die sehr lässig und modisch aussahen.
„Wozu würden Sie denn raten?"
„Ja, mein Herr, da muß Ihr eigener Geschmack wohl maßgebend sein", sagte der Fischhändler. „Sehen Sie sich mal alles ganz genau an!"
Petersen studierte alle Aquarien. Am besten gefiel ihm ein winziger, nur in einem einzigen Exemplar vertretener Fisch, der sanfte, schöne Augen, etwas wie eine Taille und keine Flossen hatte; ein ganz winziges Fischlein. „Wie ist es mit diesem Fisch? Wie heißt er, wo kommt er her?"
Der Fischhändler wurde unsicher. „Mein Herr, diesen Fisch kennen wir leider selbst nicht. Er kam mit vielen gängigen Sorten aus der Südsee, es scheint sich hier um einen vollkommen unbekannten, neuartigen Fisch zu handeln; bestimmt ist es aber ein sehr interessanter und hübscher Fisch!"
Ja, diesen Fisch wolle er haben, bestimmte Petersen.
Von nun an beobachtete er den Fisch unablässig; es war tatsächlich ein schönes, seltsames Exemplar, allerdings ganz anders als andere Aquarienbewohner. Der winzige Fisch schnupperte verächtlich an dem Futter aus der zoologischen Handlung und zog sich angewidert zurück, wobei kleine Blasen der Verachtung aus dem hübschen Mäulchen hochstiegen.
Petersen, der Verständnis für Extravaganzen aufbrachte, versuchte es mit anderen Methoden. Er warf dem Fischlein — es war übrigens ein Fräulein, wie der Verkäufer erklärt hatte — kleine Pfirsichstückchen, zerbröckelte Tomaten und helles, kleingehacktes Kalbfleisch zu. Auch Fleisch vom Huhn und Champignonschnitzel aß der Fisch gern, der bald zu Daumengröße gedieh.
Bis Petersen dann plötzlich eine höchst peinliche Entdeckung machte: Es war gar kein Fisch, es war eine kleine Seejungfrau. So winzig sie noch war, so überirdisch schön war sie auch. Mit Eifer kaufte Petersen in allen Delikatessenhandlungen alle möglichen Leckerbissen; auch Veilchen und Fliederzweige stellte er vor das Aquarium. Sonntags spielte er der kleinen Seejungfrau etwas vor; Musik von Grieg schien ihr am tiefsten einzugehen. Leider wuchs die Liebreizende trotz ausgesuchtester Verpflegung nicht über Handgröße. Auch schien die Seejungfrau, während sie immer schöner und ansehnlicher wurde, zusehends von wachsender Melancholie befallen.
Hierüber grämte sich Petersen sehr, denn er hing mit allen Fasern seines Herzens an dem seltsamen Wesen. Nur ganz selten noch ging er aus; stundenlang konnte er in das grünlich schimmernde Aquarium starren. Auch nachts erwachte er manchmal, schaltete das Licht an und sah nach der kleinen Seejungfrau; mit dauernder Sorge und Liebe umgab er sie. Eines Tages kam Petersens Neffe zu Besuch, der in Kiel bei der Marine diente; ein junger, frischer und lustiger Leutnant zur See. Petersen deckte vorher ein schwarzes Tuch über das Aquarium und stellte den Behälter in die äußerste Ecke des Wintergartens. Doch schon eine Viertelstunde nach seiner Ankunft entdeckte der Neffe die Kostbarkeit. So etwas, mußte er zugeben, hatte er selbst als Seemann noch nicht erlebt.
Am nächsten und übernächsten Tag aß die Seejungfrau überhaupt nichts mehr. Verschämt kauerte sie hinter der rötlichen Burg und preßte die schmalen, winzigen Hände gegen die kleinen Brüste, insgeheim oft mit eigenartigen Blicken auf den Leutnant zur See schauend.
„So wird sie noch sterben", sagte der Neffe, „es muß etwas mit ihr geschehen!"
„Sie war schon immer so eigenartig, kümmere dich besser nicht um sie", seufzte Petersen.
Der junge Leutnant aber senkte seine Hand in das Aquarium und die Seejungfrau legte behutsam ihren Kopf gegen den Puls der Hand und schloß die Augen. „Also, da siehst du es! Abwechslung muß sie haben!" sagte der Neffe.
In den nächsten Tagen wurde die Seejungfrau aufgeschlossener, auch wuchs sie zusehends. Schließlich war sie so groß geworden, daß sie mit den schönfallenden Schultern und den kleinen Brüsten über den Aquariumrand ragte — Petersen fand das sehr unschicklich.
Einen Tag vor der Abfahrt des Leutnants begann die Seejungfrau sogar zu sprechen. „Es ist so eng, so furchtbar eng hier", seufzte sie.
Petersen und der Neffe sahen sich verlegen an. Der Leutnant meinte schließlich, man solle die Seejungfrau in die Badewanne stecken, da habe sie bedeutend mehr Platz und könne nach Belieben weiterwachsen.
Petersen rief die Haushälterin. Sie möge das Fräulein in die Badewanne bringen. Das Wasser lauwarm, die Dame komme aus der Südsee, sie sei empfindlich.
„Welches Fräulein, welche Dame?" fragte die Haushälterin verwirrt und äußerst erstaunt. Petersen deutet auf das Aquarium. —
Die beiden Männer tranken noch einige Flaschen und feierten den Abschied.
Ehe sie sich schlafen legten, machten sie vor dem Badezimmer halt; man hörte die Seejungfrau lustig in der Wanne plätschern. Dem Plätschern nach zu urteilen, mußte sie inzwischen zu einem niedlichen Fräulein erwachsen sein; sicherlich war ihr das Aquarium schon längst viel zu eng gewesen. „Angenehme Ruhe!" rief der Leutnant.
„Danke recht schön! Wünsche den Herren ebenfalls eine gute Nacht!" Die liebliche Stimme der Seejungfrau klang fröhlich und etwas spöttisch.
„Komisch!" meinte der Leutnant. „Sehr komisch!" meinte auch Petersen. Dann legten sie sich zu Bett. —
Am nächsten Vormittag erwachte Petersen sehr spät mit fürchterlichen Kopfschmerzen. Er klingelte der Haushälterin und brüllte nach Aspirin.
Die Betreuerin brachte die verlangte Droge und eine große Tasse fettiger, heißer Hühnersuppe. Danach wurde es etwas besser.
Petersen überlegte angestrengt und klingelte wieder. „Wo ist meine Nichte, wo ist der Leutnant?" schrie er wütend.
„Aber Herr Petersen", sagte die Haushälterin verwundert und mit einem vielsagenden Blick auf die zahlreichen Flaschen und zwei umgeworfene Gläser im Nebenzimmer, „Ihre kleine Nichte und der Herr Leutnant haben Sie gestern nacht doch zu der Erlaubnis bewegen können, gemeinsam mit dem Frühzug nach Kiel fahren zu dürfen. Der junge Herr hat dabei noch einen seltenen Fisch für das Aquarium versprochen —; entsinnen Sie sich denn an gar nichts mehr?"

DER SEEMANN / VON JO HANNS RÖSLER

„Entschuldige mich man für 'n paar Minuten!", sagte Käptn Hotte aus Altona zu seinem Freunde Wilhelm aus Berlin und erhob sich vom Biertisch.
„Dauert es lange?"
„Ich bin für das Gemächliche", antwortete Käptn Hotte und wanderte nach der schmalen Tür, die nur Herren offensteht. Der Freund blickte ihm vergnügt nach, zog schmunzelnd seine Börse aus der Tasche, entnahm ihr zwei Markstücke und schlich hinter Käptn Hotte her. Er öffnete vorsichtig die Tür und winkte den betreuenden Mann heraus.
„Eine Mark ist für Sie", sagte er, „die andere Mark geben Sie dem Herrn, der soeben hineinging, wenn er herauskommt. Sagen Sie ihm, das wäre für die Verrichtung. Wollen Sie?"
Der Mann verstand den Spaß und machte mit.
Es dauerte geraume Zeit, ehe Käptn Hotte aus dem Örtchen wieder auftauchte. Er hatte einen hochroten Kopf und setzte sich aufgeregt an den Tisch zurück.
„Stell dir vor, Wilhelm, was mir passiert ist!"
„Was denn, Käptn Hotte?"
„Wie ich herauskomme, steht vor meiner Tür ein Mann, drückt mir eine Mark in die Hand und sagt, das wäre für die Verrichtung!" — „Na, und?"
„Geht denn das mit rechten Dingen zu, Wilhelm?"
„Ja, kennst du denn das nicht, Käptn Hotte? Das haben wir hier in Berlin schon seit einem Jahr. Das zahlen die Rieselfelder."
„Junge, Junge! Is dat ein Geschäft! Und immer eine ganze Mark?"
„Immer eine ganze Mark, Käptn Hotte!"
„Dat lohnt sich, Wilhelm!"
Es lohnte sich für Käptn Hotte noch oft an diesem Abend. Sie zogen von einem Wirtshaus ins andere, immer verschwand Käptn Hotte nach einer kurzen Zeit und erschien mit einer Mark mehr im Vermögen. So gut hatte ihm Berlin noch nie gefallen. Immer wieder zählte er die erhaltenen Markstücke — es waren jetzt neun an der Zahl — und siehe, die Einnahme des Gegenpoles war stärker als die Ausgaben für die Zeche.
Einmal aber war Käptn Hotte ohne Ankündigung seines Vorhabens verschwunden. Wilhelm hatte sein Fortsein erst gar nicht bemerkt, dann war es zu spät. Als Käptn Hotte jetzt die Tür nach getaner Verrichtung hinter sich schloß, trat er mit freundlichem Gesicht zu dem Mann vor das Waschbecken. „Meine Mark, bitte!" sagte er.
„Wat wollen Sie?" — „Meine Mark!"
„Wat denn für ne Mark?"
„Für die Verrichtung, Herr!"
Er deutete dabei heftig nach hinten. Der andere brummte gereizt: „Wollen Sie mir auf den Arm nehmen, Mann? Wenn hier eener Geld für kriegt, bin ick es! Hinaus!"
„Erst meine Mark!", beharrte Käptn Hotte.
„Die Benutzung ist gratis!"
„Aber nicht meine Verrichtung! Ich habe überall eine Mark für bekommen! Mich werden Sie nicht zechprellen, Sie jämmerliche Landratte!" Das war zuviel. Die Berliner lassen nichts auf ihre Spree kommen. Er flog backbord durch die Tür und es war ein gewaltiger Seegang in seiner Seele.
Kleinlaut setzte er sich an den Tisch zurück. Er schwieg. Er schwieg hartnäckig. Wilhelm ahnte nichts Gutes. Endlich rückte Käptn Hotte mit der Sprache heraus. Ob Wilhelm keinen Rat wüßte? Um seine Mark habe man ihn betrogen. Wie das käme? Ob man da nicht die Polizei holen sollte? Oder wenigstens den Wirt? Er hätte doch überall seine Mark bekommen, warum nicht hier? Wilhelm saß wie auf Kohlen. Endlich sah er einen Ausweg.
„Ehrlich, Käptn Hotte, hast du denn auch —?"
„Wieso?"
„Ich meine, du warst doch heute schon so oft — hast du hier nicht vielleicht nur den Anschein erweckt — nur so getan —?" Käptn Hotte lief rot an wie ein ertappter Schuljunge.
„Da wollen wir man lieber zahlen, Wilhelm", sagte er und griff nach seiner Mütze, „du mußt das verstehen, Wilhelm — so leicht habe ich noch kein Geld verdient — ich wollte die zehn Mark gern rund machen —"

Die Unverstandene

(R. Kriesch)



„Daß du meinen Hut wortlos auf den Boden und dich selber kreischend aufs Sofa geschmissen hast, soll wohl den Beginn einer Szene bedeuten, Eleonore?" — „Schau an, da merkt sogar so ein Büffel wie du einmal etwas von den Regungen eines zarten Frauenherzens!"

L' incompresa: "Eleonora, questo tuo gettare a terra il mio cappello senza dir una parola e... questo tuo buttarti strillando sul sofà vorrebbero già significare l' esordio d' una scenata?„ — "Oh, guarda un po', che persino un buaccio come te comprende pure qualcosa delle emozioni d' un tenero cuor di donna!„

Vergebliche Schönheitspflege

(O. Gulbransson)



• „Ich glaube, nur mit einem amerikanischen Korsett kann ich meiner Figur etwas aufhelfen!"

Vana cura di bellezza: "Soltanto con un busto americano credo di poter rimediare alla mia figura!"

IHR ANTLITZ

VON EZIO D'ERRICO

Weiß nicht, woher, zum Teufel, er sie kannte. An einem nebligen Abend während unseres gewöhnlichen Spaziergangs auf den Stadtmauern begann er, mir von ihr zu sprechen.
Das war vor vielen Jahren.
Wer nie in der Provinz gelebt hat, wird dies Spazierengehen im Nebel vielleicht lächerlich finden, das Spazierengehen im Nebel und das Anhören der Vertraulichkeiten eines verliebten Freundes. In den großen Städten ist man skeptischer. Von den Frauen spricht man entweder nicht, oder man spricht von ihnen gleichgültig oder gar direkt flegelhaft.
Ich muß bemerken, daß dieser mein Freund ein wählerischer Geist war und ein gebildeter Mann, dessen Vertraulichkeiten nichts Romantisches an sich hatten. Indessen beschränkte er sich darauf, das Gesicht seiner Freundin zu beschreiben und tat das mit einer so von Anmut erfüllten Genauigkeit, daß es nicht einer gewissen Phantastik entbehrte. Will sagen, er zergliederte das Gesicht sozusagen poetisch, indem er für die Augen, die Stirne, den Mund zugleich leidenschaftlich glühende und keusche Vergleiche fand.
Ich war an sein Reden in kurzen Sätzen und langen Pausen gewohnt. Wir begegneten manchem in seinen Mantel gemummten Alten und manchem Liebespaar, das erfüllt schien von den Familienstreitigkeiten, Qualen und Ängsten, die das Liebesleben in der Provinz verbittern.
Im tiefen Schweigen schienen die Sätze, die mein Freund mir zuflüsterte, wie ferne Fahrzeuge im Nebel aufzutauchen, wenn er sie aber ausgesprochen hatte, entdeckte ich, daß es andere waren, als ich erwartet hatte. Wenn ich sagen würde, daß seine Worte halfen, mir ein Bild von der Frau zu machen, so wäre das unrecht. Nicht nur war keinerlei Ordnung in seiner Beschreibung, vielmehr änderte er dauernd die Merkmale dieses Gesichts; entweder weil er überzeugt war, auf diese Weise seinen Eindruck noch deutlicher, seine Vorstellung noch klarer zu machen, oder weil in Wirklichkeit in seinen Augen diese Merkmale in dauerndem Wechsel waren, je nach Tagen und Stunden.
Natürlich hörten wir mitunter Glockenschlagen. Ihm gefiel das, mir aber ging das schrecklich auf die Nerven. Ich habe immer diesem in einen Turm gesperrten Etwas das Recht abgesprochen, den Menschen die Melancholie aufzuhalsen. Den Menschen, die so viel Kraft aufwenden müssen, um im Leben zu bestehen, dazu den Mut zu nehmen, ist ein Unrecht.
Er unterdes zeichnete mir in tausend Formen des Gesicht der Geliebten und so vielfältig war dieser sein Eifer, daß, als er sie mir vorstellen wollte, ich mich weigerte, sie kennen zu lernen, aus Angst, gezwungen zu sein, sie mit meinen kalten Augen zu sehen, weit verschieden von der Art, wie er sie mich zu sehen gelehrt hatte.
Er begriff es und bestand nicht weiter darauf.
Ich muß wiederholen, daß all das vor vielen Jahren in einer kleinen Provinzstadt passierte und daß mein Freund ein außergewöhnlicher Mensch war. Das Leben trennte uns später.
Um mir seine Vermählung anzuzeigen, schrieb er nur: „Habe die geheiratet, die du kennst." Nach diesem Ereignis erhielt ich nur selten kurze Nachrichten, aber das Wort Glück fehlte nicht; ich glaube sogar, wenn er mir einen Gruß mit einem einzigen Wort hätte schicken müssen, hätte er dieses eine Wort Glück gewählt. Und ich begriff, es war das Glück, das von ihr kam, von ihr, der immer Wechselnden.
Bruchstücke seiner Beschreibungen von damals erklangen mir zuweilen wie Windstöße von Worten, die mir bekannt schienen. Nicht als ob er mir nochmal brieflich davon redete (wie ich schon sagte, handelte es sich da nur um seltene und höchst lakonische Schriftstücke), aber wenn ich zum Beispiel eine Postkarte von einem Dorf am Meer bekam, erinnerte ich mich sofort an gewisse Vergleiche, wie etwa das muschelfarbige Weiß der Zähne, eine Farbe zwischen Rosa und Zartblau, und sofort spürte ich es auf dem Munde wie ein Lächeln, das nach Algen roch.
Eines Tages verkündete er mir, daß sie in ein ganz armes Dorf in Sommerferien gegangen waren. In ein unter Kastanienwäldern verborgenes Dorf. Da kamen mir wieder andere, wie von Nebel wattierte Worte von ihm in den Sinn. Ihre Haare haben die Farbe heller Kastanien, beinahe fahl rötlichgrau, von unreifen Kastanien, die bei geschlossener Kapsel noch eins sind mit dem weißen Innern, und wenn du sie herausschälst, bemerkst du, daß sie langsam die Farbe wechseln, wie wenn ihnen das Licht weh täte.
Ich weiß nicht, ob er sich vorstellt, daß mir bei seinen Schreiben solche Ideenverbindungen kommen, aber ich wäre nicht überrascht, wenn sein feinnerviger Geist, im Bedürfnis sich mitzuteilen, sich dieses symbolischen Mittels bediente, mir von ihr mittels vager Berichte zu sprechen, der Rücksicht ausweichend, die ihm, dem Gatten, ab-

FRÜHLINGSMORGEN

Von Heinz Friedrich Kamecke

Was für ein Morgen! Dieses junge Licht!
Und Lerchen, himmelstrunkene, zu Hauf!
Mir ist, als höbe sich das Angesicht
Der Heimat zu mir auf.

Ich sehe dich, o Liebende, so klar.
Du strömst des Lebens Süße über mich.
Gefüllt mit Sonne ist dein Haar.
Ich atme dich.

raten konnte, seine Frau zu beschreiben. Eine verwünschte Postumleitung, veranlaßt durch mein damaliges zigeunerhaftes Wechseln von einer Stadt zur andern, verhinderte, daß ich den letzten Brief erhielt, jenen schwarzumrandeten.
Das lange Schweigen, das diesem Umstand entsprang, bezog ich auf das Glück, das vergißt; ich meinerseits stellte oft und oft meine eigenen Nachrichten zurück über meinen Reisen und meinen künstlerischen Intensionen. Das Schreckliche erfuhr ich ganz zufällig von Fremden, die ihn kaum vom Grüßen kannten.
Als er mich kommen sah, glaubte er, ich habe all die Zeit gewartet, um ihm eine allzustarke Gemütsbewegung zu ersparen und da er immer gut und freundlich war, fand er sogar Worte, mir für dieses Warten zu danken.
Wir machten uns zusammen auf zum Friedhof. Als er sah, daß ich Anemonen kaufte, nickte er mit dem Kopf, um mir zu zeigen, daß ich mich richtig erinnerte. Die zarten Blumen niederlegend, las ich auf dem Grab ohne Datum und ohne Namen nur das besitzanzeigende Wort: „Die Meine."
Mit seiner harmonischen und klaren Stimme erklärte er mir, ihr Gesicht liege ein wenig zurückgebogen auf der linken Schulter und eine kleine Narbe auf der Wange, eine Narbe aus der Kinderzeit, die durch die Blässe nach dem Tode wieder zum Vorschein gekommen sei, gäbe ihrem Gesicht einen ganz kindlichen Ausdruck.
In Schweigen kehrten wir zurück.
Als wir auf den Bastionen waren, stiegen vom Tal die Nebel auf. Die gleichen, eingemummten Menschen und unbestimmten Liebespaare begegneten uns. Alles war wie damals und mit der Gewohnheit, die der Mensch hat, alle Dramen seines Lebens mit dem Alltag einzurahmen (aus unerklärlichen Gründen) dachte ich: alles ist wie früher, nur sie ist nicht mehr da.
Als ich mich leicht am Arm gepackt fühlte, glaubte ich, er werde mir etwas Ähnliches sagen. Er aber, wie fortfahrend in einem seiner üblichen Gespräche, murmelte: „Eine kleine Narbe wie ein umgekehrtes V... wenn du sie sähest..."

(Aus dem Italienischen von W. P. Schultz)

LIEBER SIMPLICISSIMUS


(O. Nückel)

Xaverl hatte sich den Arm gebrochen. Nach einiger Zeit traf er wieder einen Kollegen, der ihn neugierig frug: „No Xaverl, wia geht's dir jetzt, schaugst aber guat aus?"
„Dankschö, dankschö", wieherte Xaverl, „es geht no net recht. Schneuzn kann i mi scho mit der Hand, aber kreizteifi, wegschmeißn kann i's no net."
J. H. R.

Erna hat einen Herzenswunsch. Sie gab ihn dem Heiratsonkel Kuppelwieser kund.
„Können Sie mir einen Mann verschaffen, Herr Kuppelwieser?"
„Gern. Blond? Schwarz?"
„Das ist mir ganz gleich!"
„Beruf?"
„Das ist mir ganz gleich!"
„Groß? Klein?"
„Das ist mir ganz gleich!"
„Alter? Aussehen? Einkommen?"
„Das ist mir ganz gleich! Nur —"
„Nur, Fräulein?"
„Zacharias muß er heißen!"
„Zacharias?"
„Ja. Zacharias."
„Warum denn ausgerechnet Zacharias?"
Erna lächelte:
„Sehen Sie, meine große Schwester hat sich einmal mit einem Zacharias verlobt, der ist ihr nach drei Wochen davon. Meine kleine Schwester hat einen Zacharias gehabt, der ist ihr nach sechs Wochen davon. Jetzt möchte ich doch mal sehen, ob ich meinen Zacharias nicht zum Altar bekomme!"
J. H. R.

In unserer Kantine — das heißt: in der Kantine, in die die Soldaten meiner Kompanie abends zu gehen pflegen — bedient seit einigen Tagen Inge, des Wirtes langes und schönes Töchterchen. Sie zählt zwanzig Lenze, ist hübsch anzuschauen und liebt es, sich gewählt auszudrücken. Ihre ständige Redensart ist: „Das ist recht anständig!"
Mein Kamerad Karl-August begehrte einen Likör: „Welchen soll ich nehmen, Inge?" — Inge riet: „Nehmen Sie den Pfefferminzlikör, der ist recht anständig!" — Während Karl-August seinen Likör trank, forderte ein anderer Kamerad eine Zahnbürste. „Hier, nehmen Sie die grüne", sagte Inge, „die ist recht anständig!" — Ein Dritter kam und wollte wissen, wie das Briefpapier sei, das neu hereingekommen ist. „Recht anständig!", sagte Inge.
Da konnte Karl-August es nicht länger mitanhören. Er sagte: „Und Sie, Fräulein Inge, wie sind Sie?" — Inge begriff nicht gleich, aber im Chor riefen die, die an der Theke standen: „Inge ist auch noch recht anständig!"
W. H.-N.

Kitty fragte: „Hast du Herrn Seiboth schon zu seinem Namenstag gratuliert?"
Johannes, zerstreut: „Wieso? Ist denn heute Seiboth?"
J. H. R.

Ich saß in der Straßenbahn. Eine Dame stieg ein. Ich erhob mich. „Bitte sehr!" — „Danke! Ich setze mich auf keinen angewärmten Platz!"
„Verzeihung! Wenn ich das vorausgesehen hätte, hätte ich mir zuvor ein Stück Eis in die Hose gesteckt!"
J. H. R.

DER BERICHT / VON JENÖ WALLESZ

Auf einer Frühlingsfahrt durch Andalusien machte ich auch einen kurzen Abstecher nach Pau und besuchte von dort aus das nahegelegene Lourdes — das Ziel Hunderttausender von Gläubigen und Touristen … Es war ein überwältigender Eindruck, diese Tropfsteinhöhlen mit ihren phantastischen Steingebilden, durch die man anderthalb Stunden lang wandern kann. Dann die Altargrotte, deren Wände mit zahllosen zerbrochenen Krücken behangen sind, welche die Wallfahrer nach ihrer Genesung dort zurückgelassen haben, und überhaupt diese Atmosphäre des Geheimnisvollen und Zauberischen im Glanz ungezählter Lichter — diese Atmosphäre des Wunders.
Alles das hatte ich in einem ausführlichen Brief, dem ich auch verschiedene Aufnahmen beifügte, meiner lieben Patin in O., der guten Tante Rosa, anschaulich geschildert. Ich wußte, dies würde die alte Dame, die ihr ganzes Leben lang noch nie aus den Mauern dieser ungarischen Provinzstadt hinausgekommen war, lebhaft interessieren. Am Schluß meines Berichts erwähnte ich noch den eigenartigen Markttag, der in Pau abgehalten wurde und an dem tausende riesengroßer, blendend weißer Stopflebern zum Wiederverkauf für die Herstellung von Gänseleberpasteten ausliegen.
Bei meiner Rückkehr nach Budapest fand ich eine Antwort von Tante Rosa auf meine Schilderung von Lourdes vor. Es war eine Postkarte mit folgendem Inhalt: „Deine Erzählung über den Markt mit den Gänselebern hat mich sehr interessiert. Du, mein liebes Kind, bekommst wahrhaftig etwas von der Welt zu sehen. Das muß doch sehr eindrucksvoll gewesen sein …“
(Aus dem Ungarischen von H. B. Wagenseil)

MEIN FREUND JOHANNES

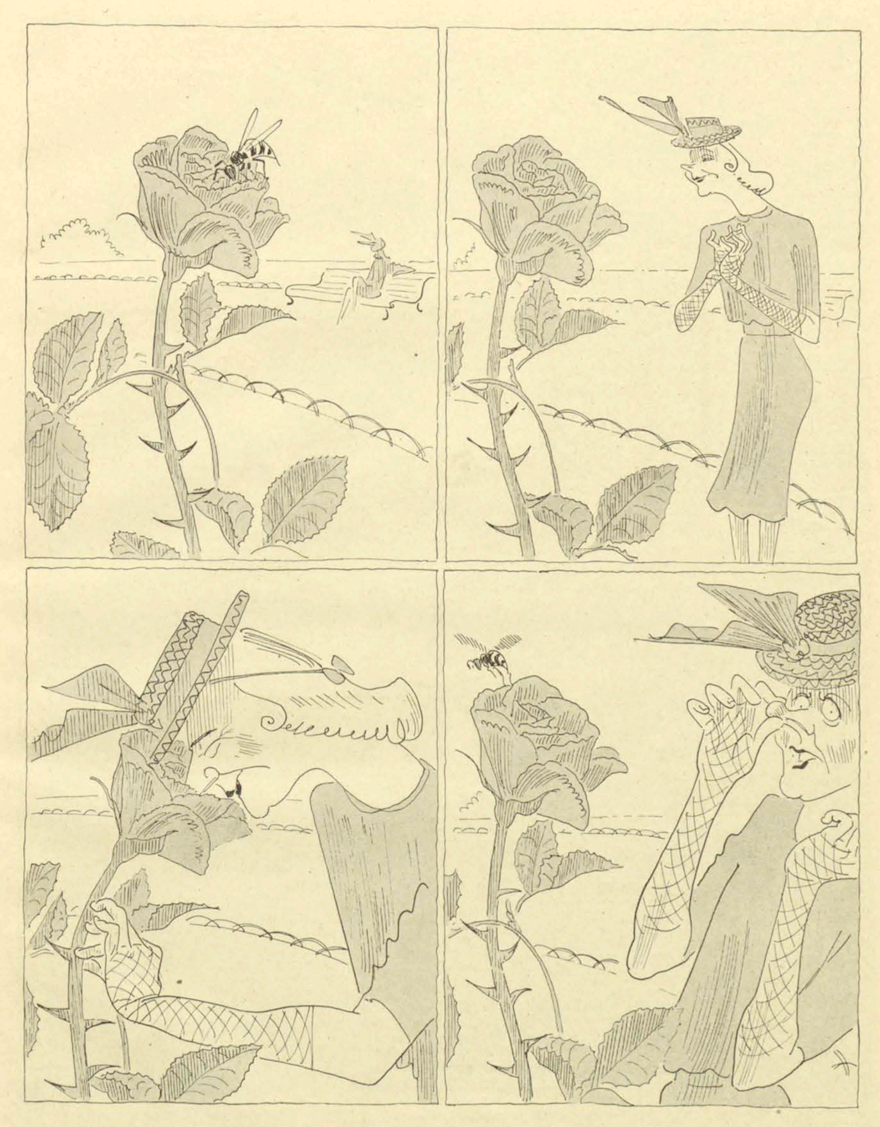
Wir verabschiedeten uns von Johannes und seiner Frau. Als Martin soweit war, sprang Johannes herzu und hielt ihm den Mantel. Aber als Martin dann die Arme in die Ärmel stecken wollte, lag der Mantel plötzlich auf dem Boden. Johannes hatte ihn losgelassen. Erstaunt blickte Martin sich um. „April, April“, sagte Johannes strahlend.

Frau Johanna war nicht ganz sattelfest in Fremdworten.
„Wie übersetzt man ‚Vegetarier'?“ fragte sie.
„Menschenfreunde!“ sagte Johannes.
„Dann wohl eher Tierfreunde, wenn natürlich auch das nicht stimmt. Wie kommst du auf Menschenfreunde?“ fragte ich.
„Weil sie anderen Menschen das gute Fleisch nicht wegessen“, sagte Johannes. J. Bieger

---

Die gefüllte Rose

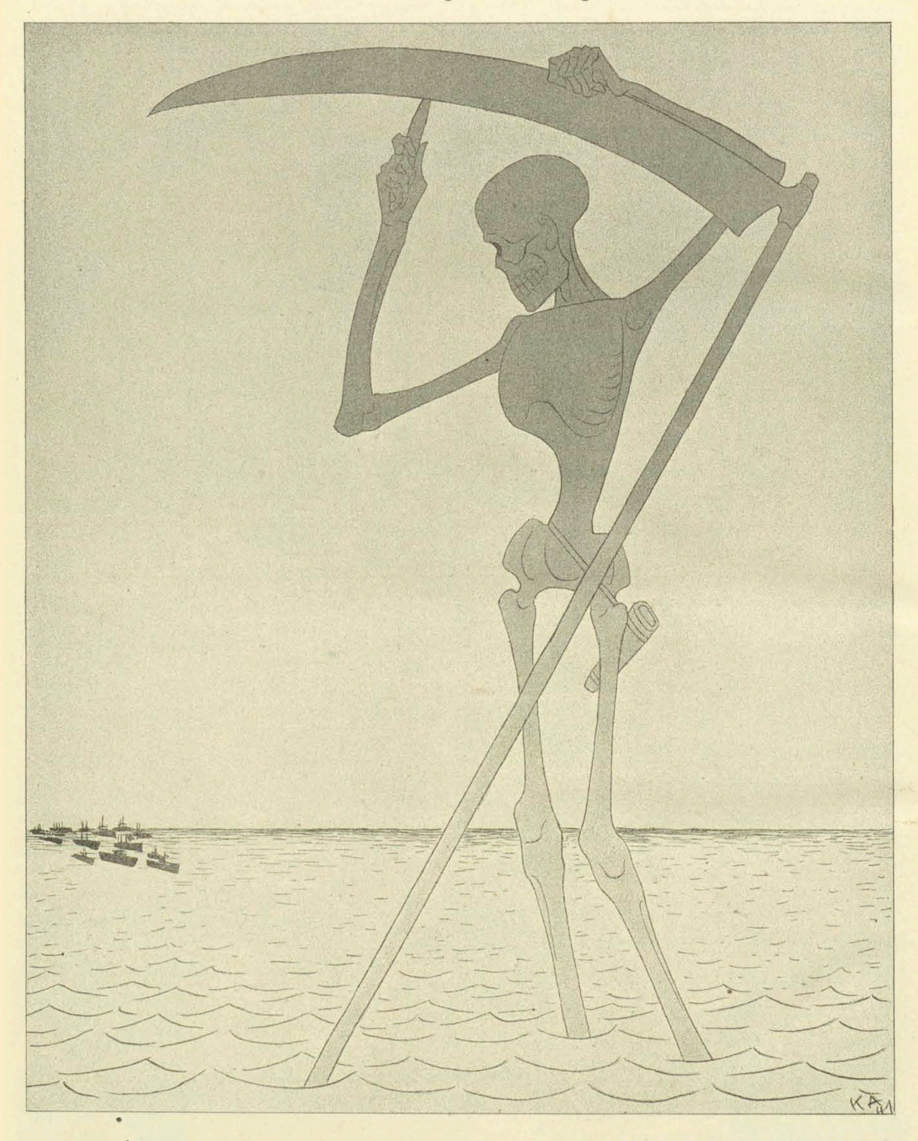
(Fr. Bilek)



La rosa doppia

USA.-Lieferungen nach England

(Karl Arnold)



„Die Zollabfertigung wird von mir erledigt!"

Forniture USA. per l' Inghilterra: "Al disbrigo doganale ci penso io!,,

Zur Sache!

(K. Heiligenstaedt)



„Also weißt du, Männer sind doch ... " — „Allgemeine Lebensweisheiten interessieren mich nicht, Elli — wenn du was Neues erlebt hast, erzähl es bitte ohne lange Einleitungen!"

Venire al fatto: "Dunque, sai ... gli uomini sono pure dei ... „ — "Sentenze generali di vita, non m' interessano punto, Elli; se hai fatto qualche nuova esperienza, raccontemela, ti prego, senza tanti preamboli!„

DER GROSSE UND DER KLEINE SCHRIFTSTELLER

VON BRUNO WOLFGANG

Es gibt zwei Arten von Schriftstellern, große und kleine. Demgemäß ist auch die Werkstatt des Schriftstellers eine zweifache, die des großen und die des kleinen Schriftstellers. Der große Schriftsteller hat selbstverständlich ein „Palais" oder wenigstens eine Villa mit großem Park. Im Erdgeschoß befindet sich eine Bankfiliale, die den Zustrom des Geldes überwacht. An der Seitenfront befindet sich ein eigener Eingang: „Nur für Geldbriefträger." Anstoßend daran ein eigenes Steueramt, welches die Einkünfte des großen Schriftstellers ehrfurchtsvoll versteuert. Weiters hausen hier ein Rechtsanwalt, der die unbefugten Nachdrucke in der ganzen Welt verfolgt, und zwei Ärzte, ein Ober-Leibarzt und ein Unter-Leibarzt, die dafür sorgen, daß die geistige und körperliche Produktion des großen Schriftstellers stets störungsfrei und harmonisch sei. Ferner gibt es noch ein Bureau für Zeitungsausschnitte, das alles sammelt, was über den großen Schriftsteller gedruckt wird, und in einem eigenen Kabinett sitzt ein mittelgroßer oder kleiner Schriftsteller, der die Lebensbeschreibung des großen Mannes jederzeit bis zur letzten Sekunde für alle denkbaren Bedarfsfälle bereithält.

Im ersten Stock befindet sich ein Wartesaal für in- und ausländische Besucher, daran anstoßend ein Arbeitskabinett, in dem die Besucher von dem großen Schriftsteller empfangen zu werden glauben. In Wahrheit empfängt sie dort ein meisterhaft nachgeahmter Doppelgänger des großen Schriftstellers, der alles, was bei solchen Anlässen zu sagen ist, genau so zu sagen weiß wie der Herr selbst. Ein großer Saal dient als Versteigerungshalle für Verleger. Dort drängen sich die Verleger der ganzen Welt und überbieten sich wild, um das neueste Werk des großen Schriftstellers zu erwerben. Ein vornehmer Sekretär mit Monokel schließt die Vorverträge ab. Die eigentlichen Arbeitsräume des großen Schriftstellers liegen in dem turmartigen, von einer Kuppel gekrönten Anbau. Da ist zunächst der Inspirationsraum, dem für schwierigere Fälle auch ein Transpirationsraum angeschlossen ist. Hier ist für hundert verschiedene Kombinationen von Beleuchtungen, Farben, Gerüchen und vibrierenden Tönen vorgesorgt. In einem Seitengemach ist ein kleines Kino untergebracht, um dem großen Schriftsteller, falls er dessen bedarf, das Meer, die Berge oder schöne Frauen vorzuzaubern. Ein mit Damast austapezierter Lift führt lautlos hinauf in den höchsten Raum, das Allerheiligste, das niemand außer dem großen Schriftsteller, Zeitungsberichterstattern und Pressephotographen betreten darf. Hier ist alles in seltsames Dämmerlicht getaucht, das Auge findet keinen Halt an den glatten Wänden und der Decke. Alles gestaltlos und wesenlos. Der Raum ist leer und gewölbt wie eine Hirnschale. Der Architekt hat in sinnvoller Weise hier den inneren Zustand vor dem Schöpfungsakt nachgebildet. Die Wölbung der Kuppel läßt sich öffnen wie die einer Sternwarte, damit dem großen Schriftsteller auch der gestirnte Himmel untertan sei, wenn er ihn braucht.

Erwähnt sei nur noch ein kleiner Erker, in dem der große Schriftsteller einer seiner sieben Sekretärinnen Briefe diktiert. Von jedem Brief werden drei Durchschläge hergestelllt. Einer für die Registratur, Faszikel N (Nachwelt), der zweite für die noch bei Lebzeiten herauszugebende Briefsammlung, der dritte für Presse und Rundfunk. In einem eigenen Pavillon walten vier Beamte, die ausschließlich mit der Ausfüllung der einlaufenden Fragebogen beschäftigt sind, drei weitere erzeugen die erforderlichen Autogramme, und ein Stab von etwa zwanzig Personen erledigt die überflüssigen Telefongespräche. Die wichtigen besorgt der Sekretär. Der große Schriftsteller selbst spricht niemals, außer gegen fürstliches Honorar. So schafft der große Schriftsteller. Es ist möglich, daß nicht bei jedem alles Erwähnte zutrifft. Wo es nicht zutrifft, ist zu wünschen, daß es zuträfe.

Nun zum kleinen Schriftsteller. Im Grunde genommen gibt es keine wirklich kleinen Schriftsteller. Alle sind große Schriftsteller, die nur durch widrige Verhältnisse nicht zur Entfaltung ihrer Größe gelangen können. Sie haben keine Villa, nicht einmal ein Wochenendhaus. In einer Wohnung, die aus Zimmer, Kabinett und Küche besteht, ringt der kleine Schriftsteller mit seiner bockenden Phantasie und den Widerwärtigkeiten des Alltags. Er kat keine Verlegerwartehalle. Im Gegenteil, er selbst wartet viel und lange in den Vorzimmern von Verlägen und Schriftleitungen, um sein Manuskript der Gnade des von ihm überaus gefürchteten Schriftleiters zu empfehlen. Seine Phantasie erhält keinerlei Anregung. Er muß aus dem absoluten Nichts schöpfen. Er, dem eine einstündige Eisenbahnfahrt ein unlösbares finanzielles Problem bedeutet, schifft per Phantasie nach Zentralafrika, in die Südsee, in die Riesenstädte Amerikas. Er, dem die Tötung einer Wanze Gewissensbisse verursacht, läßt Eisenbahnzüge mit Hunderten von Toten in reißende Flüsse stürzen. Und das alles um zwanzig Mark.

Der kleine Schriftsteller hat selbstverständlich Weib und Kinder. Während er gerade mit geröteten Wangen schildert, wie ein wahnsinniger Neger sein Opfer, die schöne Hildesuse (zwei Stunden hat ihn die Erfindung eines so lieblichen Namens gekostet) auf das Dach eines Wolkenkratzers schleppt, sie dort mit dem Kopf nach unten über die Dachrinne hängen läßt und sein goldenes Gebiß herausnimmt, um ihr damit die Kehle durchzubeißen, in diesem wahrhaft spannenden Augenblick wird die Tür aufgestoßen, ein Knäuel heulender, plärrender und quiekender Kinder wälzt sich herein und brüllt um Gerechtigkeit. Und nun bleibt Hildesuse lange in der Dachrinne hängen. Denn ihr Schöpfer vertauscht das Amt eines Dichters mit dem nicht minder schwierigen des Richters. Er prügelt nach bestem Wissen und Gewissen, ohne den mindesten Lohn für seine Unparteilichkeit erwarten zu können. Geheul, Gekreisch, Tränen, Spucke und Hohn. Und Hildesuse hängt noch immer. Und sie wird noch lange hängen. Denn auf die Periode der Kämpfe folgt wieder eine Zeit des Friedens, die auch ihre Schattenseiten hat. Alle fünf drängen sich um die Schreibmaschine, und jedes will einen Punkt machen... (daher die vielen Punkte in den Werken vieler kleiner Schriftsteller). Wird Hildesuse so lange aushalten, bis der Meisterdetektiv naht, der dem Dichter schon in der Phantasie steckt wie ein Brocken in der Speiseröhre? Es hilft nichts. Der kleine Schriftsteller muß zwei Stunden lang zeichnen, malen, musizieren und Märchen erzählen, die nicht honoriert werden. Hildesuse hängt. Die Schreibmaschine zittert vor Aufregung, und das Farbband wird blaß. Endlich, mit heroischem Entschluß reißt er sich los, jagt die Quälgeister zur Tür hinaus und befreit schweißtriefend Hildesuse aus den Händen des Niggers.

Doch manchmal gibt es auch Lichtblicke im Leben des kleinen Schriftstellers. Während er gerade stirnrunzelnd mit dem Problem der Anschaffung eines neuen Anzuges ringt, bringt der Briefträger einen Brief. Er ist dünn und leicht, der Brief, er lächelt geradezu. Sonst sind die Briefe immer dick und boshaft, da sie zurückgesendete Manuskripte enthalten. Aber dieser Brief, dieser Brief! Schicksal umwittert ihn. Aufatmend setzt sich der kleine Schriftsteller in seinen Sorgenstuhl, falls er einen solchen und nicht bloß die Sorgen hat. Mißtrauisch blickt ihm seine Frau über die Schulter und reicht ihm eine Haarnadel. Er öffnet langsam den Brief — ein wenig zittern die Hände — er entfaltet ihn, liest... und plötzlich ruft er mit Donnerstimme: „Karl, Emma, August, Elsa, Katharina! Kommt alle herein! Sofort!" Schüchtern schleichen die Kinder herein. Es ist ihnen ein Rätsel, woher der Vater schon weiß, daß sie jetzt in der Küche das ganze Mehl ausgestreut haben, um Skilaufen zu spielen. Aber der Vater prügelt sie nicht. Freudestrahlend ruft er: „Kommt her, Kinder, die Hosen sind verdient! Die ‚Illustrierte Nachteule' hat etwas angenommen." Die Kinder stimmen ein Indianergeheul an und kramen alle ihre unerfüllten Wünsche aus. Die Gattin küßt ihn auf die Stirn und sagt: „Du bist halt doch ein gescheiter Mann."

Das hat wieder der große Schriftsteller nicht. Es ist eben überall Licht und Schatten. Trotzdem muß bei unparteiischer Betrachtung allen, die Talent in sich fühlen — und das sind ja alle —, dringendst empfohlen werden, nur die Laufbahn des großen Schriftstellers zu wählen.

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach. Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: Gustav Scherer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Okt. 1939 — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

LAJOS IST HILFSBEREIT

VON JOSEF ROBERT HARRER

Die Geschichte erzählte mir mein Freund Lajos: Ich saß an der Schreibmaschine, als es läutete. Es war die platinblonde, reizende Margot. Verzweifelt ließ sie sich in einen Sessel fallen.

„Sie müssen mir helfen, lieber Lajos! Ich wurde gestern um halb sechs Uhr in der Gyar utca mit einem Herrn gesehen. Mein eifersüchtiger Mann muß etwas erfahren haben. Er war schweigsam, finster, und heute früh, ehe er in die Bank ging, zischte er mir zu: ‚Eine feine Gattin bist du! Während ich in der Bank Überstunden mache, läufst du mit fremden Männern spazieren!' Ehe ich etwas erwidern konnte, war er fort. Was tue ich nun?" Ich dachte nach; es dauerte. Da sagte Margot nervös:

„Lassen Sie! Ihre Phantasie reicht vielleicht nur für eine magere Kurzgeschichte! Hören Sie lieber meinen Vorschlag! Sie gehen jetzt in die Bank und sagen meinem Mann, daß Sie mich gestern gegen halb sechs Uhr zufällig getroffen hätten, mit anderen Worten, daß Sie der Herr gewesen seien, mit dem ich gesehen wurde! Erklären Sie ihm, daß Sie mir bei der Auswahl des Geschenkes zu seinem bevorstehenden Geburtstag behilflich waren, sagen wir, fünf moderne olivengrün getupfte Krawatten!"

„Wird es Stephan nicht verdächtig finden, wenn ich so plötzlich —"

„Sie dürfen eben nicht mit der Türe ins Haus fallen! Haben Sie ausländisches Geld?"

„Fünf Schweizer Franken!" erwiderte ich leise und bescheiden.

„Wenig, sehr wenig, aber es genügt! Bitten Sie Stephan um einen guten Kurs. Dann wird schon ein Wort das andere geben! Ich verlasse mich auf Sie, bester Lajos! Vielen Dank im voraus! Und auf Wiedersehen!"

Fort war sie. Ich nahm die fünf Schweizer Franken und ging. Ich fand Stephan hinter seinem Bankschalter. Überlaut begrüßte ich ihn.

„He, lieber Freund, ich habe eine Bitte! Möchtest du mir nicht fünf Schweizer Franken zu einem Freundschaftskurs eintauschen?" — „Gib her!" Stephan war kurz angebunden. „Ich habe viel zu tun!"

Ich blieb. „Ja, daß ich nicht vergesse! Margot ist eine wunderbare Frau! Wirklich, sie ist das beste Wesen der Welt!"

„Alles nur Schein!" knurrte Stephan. „Sie betrügt mich!" — „Lächerlich, was du da sagst!" warf ich ein. „Grundloser Verdacht!"

„Sie wurde gestern mit einem Herrn in der Gyar utca gesehen!"

„In der Gyar utca!" wiederholte ich laut lachend. „Aber, Stephan! Dieser Herr war doch ich, ich, dein Freund Lajos!"

„Ich denke, du arbeitest den ganzen Tag?" Seine Stimme klang aber doch leichter. Ich erwiderte: „Das tue ich auch! Nur riß mir gestern das Farbband ab. Als ich mir ein neues besorgen wollte, traf ich deine Margot. Sie ließ mich nicht mehr los." Ich senkte geheimnisvoll meine Stimme. „Dein Geburtstag steht doch bevor! Eigentlich bin ich jetzt indiskret, aber —"

„Ach, so ist die Geschichte?... Und Margot hat Geburtstagseinkäufe gemacht und du —"

„Ja, ich habe ihr dabei geholfen!... Ich sage nur: Krawat———"

Stephan schlug sich vor die Stirne.

„Und ich Esel habe die gute Margot verdächtigt!" Ich bekam einen Kurs für die fünf Schweizer Franken, wie ihn noch keine Bank der Welt gezahlt hat, auch nicht vor einem gezückten Revolver. Ich ging. Ich hatte Margot einen Dienst erwiesen; und es war viel einfacher gewesen, als ich gehofft hatte.

Am Nachmittag rief ich meine Freundin Etelka an. Ihre Stimme klang sehr ferne, sehr kühl: „Du bist mir ein netter Freund, Lajos! Für mich hattest du gestern nachmittags keine Zeit, weil du dringend dichten mußtest, wie du behauptet hast! Ja, ich weiß schon, du dichtest mit Margot!"

„Etelka, Süßes, laß dir erklären!" flehte ich durch den Draht.

„Kein Wort der Ausrede! Stephan, der mir gestern bereits auf meine Bitte hin Gesellschaft geleistet hat, ist jetzt bei mir und hat mir alles erzählt!"

„Stephan? Das ist nicht möglich! Er machte doch gestern im Büro Überstunden, und heute macht er sie bestimmt wieder!" Etelka ließ ein mitleidiges Lächeln durch den Draht huschen.

„Natürlich macht Stephan auch heute Überstunden! Aber nicht im Büro, sondern bei mir! Und nun dichte nur weiter an deinen dummen —"

Ich war wütend. Aber plötzlich kam mir ein Einfall. Aug' um Auge, Zahn um Zahn! Wenn Stephan seine entzückende Margot hinterging, noch dazu mit meiner Freundin Etelka, dann konnte auch ich — meine Hand fuhr zum Telefon, da klingelte es. Ich nahm den Hörer. Es war Margot: „Tausend Dank, lieber Freund. Stephan glaubte alles. Er fragte sogar nach dem Geschenk. Ich sagte, wir beide hätten sieben —"

„Nicht sieben, süße Margot!" wagte ich dazwischenzureden.

„Natürlich, Sie haben recht, daß wir zwölf moderne Krawatten kaufen wollten. Und nun bitte ich Sie noch, so hilfsbereit zu sein und rasch das Dutzend Krawatten zu besorgen. Geben Sie sie nur beim Dienstmädchen ab!"

„Schönste Margot, einen Augenblick noch! Wollen wir nicht zusammen, wir zwei allein, diese Krawatten kaufen? Ich hätte zufällig Zeit und —"

„Leider, leider, bester Lajos! Aber ich habe mit dem Herrn von gestern eine Zusammenkunft. Ich sage es Ihnen im Vertrauen! Bitte, Diskretion, bester Freund! Und nochmals tausend Dank! Vergessen Sie also nicht: ein Dutzend Krawatten. Und verzeihen Sie nun, ich habe Eile! Ich kann doch den netten Herrn nicht warten lassen! Das verstehen Sie doch! Wiedersehen!"

... Und nun sag, ob es einen größeren Pechvogel in der Liebe gibt als mich!

*

Mein Budapester Freund Lajos schwieg. Ich tröstete ihn mit dem Hinweis, daß es auf dem unregelmäßigen Erdenrund wahrscheinlich noch etliche Millionen ähnlicher Liebespechvögel gäbe... Aber kann man einen Hungernden damit trösten, daß man sagt, andere seien vor Hunger gestorben, er aber lebe noch?

Südliche Fülle

(M. Dudovich)



„Alles ringsum treibt und blüht und quillt aufs üppigste — aber wenn unsereins mal 'n bißchen zunimmt, sagt jeder Filmregisseur gleich, man würde zu dick!"

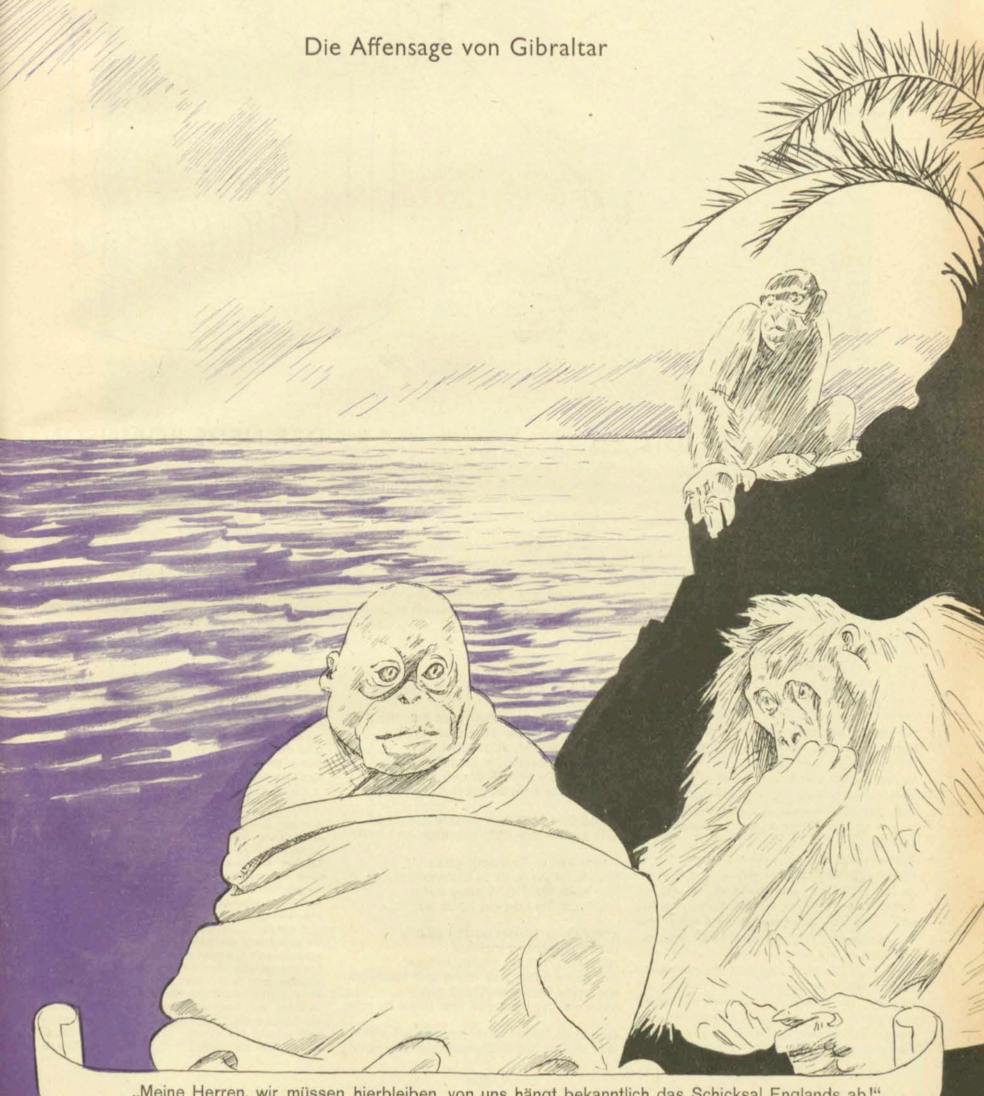
München, 4. Juni 1941
46. Jahrgang / Nummer 23

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

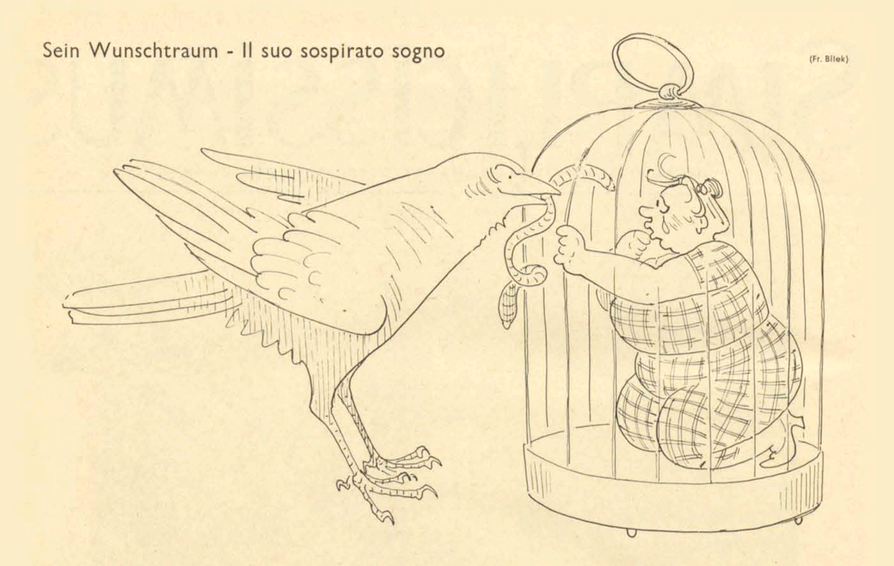
Die Affensage von Gibraltar



„Meine Herren, wir müssen hierbleiben, von uns hängt bekanntlich das Schicksal Englands ab!"

La favola delle scimmie di Gibilterra: "Signorie, noi dobbiamo restare qui. Come si sa, il destino d' Inghilterra dipende da noi!,,

Sein Wunschtraum - Il suo sospirato sogno



DAS SCHAMGEFÜHL

Der Schriftsteller sitzt im Café und denkt sich eins. Da fällt sein Auge von ungefähr auf einen Menschen, der liest in einer Zeitschrift. Der Schriftsteller hat schon viele Menschen in vielen Zeitschriften lesen sehen und er hat nicht gezittert. Auch jetzt zittert er nicht gerade und erbleicht nicht ausdrücklich, aber es beschleicht ihn unangenehm, denn er erkennt, daß der Mensch da drüben gerade etwas liest, was er, der Schriftsteller, geschrieben hat.

Wenn Sie jetzt ein ganz normaler Mensch, etwa ein Schuhmacher sind, werden Sie sagen: „Na, was ist denn da schon dabei, wenn man seine Ware, sein Fabrikat, in den Händen einer Kundschaft sieht." Der Schuhmacher freut sich sogar, vielleicht verspürt er Stolz im Leibe, ja womöglich fragt er den andern: „Na, wie sind denn die Schuhe im Tragen? Wissen Sie, sie stammen nämlich aus meiner Werkstatt!"

Meinen Sie, der Schriftsteller bringt es fertig, den Menschen zu fragen: „Na, wie trägt sich die Novelle, hat sie die gewünschte Paßform, drückt sie bei der Lektüre oder ist es ein angenehmes, süffiges Lesen?"

Ach nein, solches oder ähnliches tut der Schriftsteller nicht. Wenn er ganz ehrlich ist, gibt er sogar zu, daß er vor dem Menschen, der sich da drüben seine Ware zu Gemüte führt, eine gewisse, nein, eine ganz gehörige Angst hat. Könnte der Mensch ihn nicht plötzlich scharf ansehen, sich erheben, auf ihn zukommen und aufgebracht rufen: „Was fällt Ihnen eigentlich ein, solch einen ausgemachten Blödsinn zu schreiben? Glauben Sie vielleicht, ich habe nichts Besseres zu tun als diesen Mist zu lesen?" Dabei könnte der unzufriedene Kunde ihm das Blatt rechts und links um die Ohren hauen.

Natürlich könnte der Schriftsteller sich zur Wehr setzen, zur geistigen Wehr, vom Herzblut stammeln, mit dem er seine Ware geschaffen und zusammengeleimt hat. Es ist wahr, ein Schuster würde niemals Herzblut ins Feld führen, auf dem die ganz vorzüglichen Straßenschuhe blühten.

Dies alles fällt dem Schriftsteller ein, als er den Menschen sein Herzblut schlürfen sieht. Er ist so froh, daß nichts Unangenehmes passiert. Und als der Mann da drüben das Blatt ausgelesen hat, bittet er ihn sogar, es ihm zu überlassen. Der Mann tut es gerne und sagt freundlich: „Es steht eh nix drin."

Foitzick

IDYLLE / Von Dr. Owlglaß

Ein Goldammerpärchen baut sich sein Nest
über der schmalen Türe nach West,
in einem Strauch Jelängerjelieber,
schirmend hängen die Ranken drüber.
Da fliegen sie ohne Rast und Ruh
mit Hälmchen im Schnabel ab und zu.

Haben sie's klug und günstig getroffen?...
Wir wollen das Beste wünschen und hoffen.

– Nun ist das Tagewerk getan.
Bald fängt die Welt zu dämmern an.
Nur noch den Pfirsichbaum allein
streift um die Ecke ein letzter Schein.

Und sieh, in seinem milden Glanze
sitzen die beiden Firlefanze
auf zarten, rosigen Blütenzweigen,
nah beieinander, und feiern und schweigen,
wie müde Leute am Abend tun,
wenn auf der Bank vor dem Hause sie ruhn.

Sehn sie ein bescheidenes Himmelreich offen?...
Wir wollen das Beste wünschen und hoffen.

DER NEUE ROBINSON

I. Katastrophe

Im Jahre 1835 segelte ein Schiffskapitän von Stettin mit einer Ladung Magdeburger Zichorie nach Westindien. Kurz vorm Ziel seiner Reise wurde er von einem fürchterlichen Sturm überfallen. Das Schiff strandete und ging trotz aller Anstrengungen der Besatzung mit Mann und Maus unter. Nur dem Kapitän gelang es mit vieler Geistesgegenwart, sich in ein Boot zu retten. Tagelang trieb er auf der wilden Wasserwüste steuerlos umher. Endlich klärte sich der Himmel auf. Der Sturm ließ nach, und die Wellen beruhigten sich. Da erblickte der Kapitän eine kleine Insel, die er mit heißen Dankgebeten an den Schöpfer betrat.

II. Einsamkeit

Doch zu seiner gräßlichen Überraschung entdeckte der Gerettete, daß die Insel weit und breit von keinem menschlichen Wesen bewohnt war. Erst wollte er verzweifeln, aber dann baute er sich eine Hütte und lebte in völliger Verlassenheit dahin. Ein Jahr folgte dem andern. Der Bart des Kapitäns erreichte eine abenteuerliche Länge.

III. Glückliches Ende

Als der Schiffbrüchige eines Morgens, in tiefes Nachdenken versunken, auf einer Rasenbank ruhte, erschien — wer vermag sein Gefühl mit Worten zu schildern! — ein junger Mann und eilte ihm mit freundlich lachendem Gesicht entgegen. Der Kapitän, vor Eifer fast über seinen Bartwuchs stolpernd, sprang auf, stürzte sich wie ein Wahnsinniger in des Angekommenen Arme und rief aus: „Sind Sie ein Gott oder ein Mensch?" Da antwortete der edle junge Mann mit großer Bescheidenheit: „Weder das eine noch das andere. Ich bin nur ein Weinreisender aus Würzburg und erlaube mir, auch Ihnen eine Preisliste meines Hauses zu überreichen, wobei ich Sie ganz besonders auf unseren Jahrgang 44 aufmerksam machen möchte." Der Kapitän weinte vor Freude und schwor bei seinem Barte, zeitlebens Würzburger 44er zu trinken.

Hans Harbeck

Atelierbesuch

(R. Kriesch)



„Ich bin furchtbar gespannt - ich war noch nie bei einem Maler im Atelier!" — „Versprich dir nicht zu viel, Lotte, der einzige Unterschied zwischen diesem und anderen Besuchen solcher Art ist der, daß man hier fünf Treppen hoch steigen muß!"

Visita allo studio: "Sono terribilmente curiosa; non ho finora mai messo piede nello studio d' un pittore!„ — "Non aspettarti troppo, Lotte. L' unica differenza fra questa ed altre visite di tal genere si è che qui si deve salire su in alto al quinto piano!„

Erfüllung

(H. E. Köhler)



„Du träumst heute mehr, als daß du zeichnest, Theo!" — „Ja, ich denke an die Zeit, wo ich davon träumte, dich so zeichnen zu dürfen, Hilde!"

Realizzazione: "Oggi, Teo, sogni più che non disegni!„ — "Ah sì, Ilda; penso a quei tempi in cui sognavo di poterti disegnare così!„

Der rechte Mann für England

(Erich Schilling)



„Herrlich, wie mitleiderregend Sie aussehen, haben Sie nicht Lust, unser Vertreter in USA. zu werden?“

L' uomo adatto per l' Inghilterra: "Che magnifico aspetto avete, proprio da destar pietà! Non avreste voglia di fare il nostro rappresentante negli 'USA,?,,

MARIUS AUS MARSEILLE

In einem halbgeräumten Städtchen hinter der französischen Front hat Marius in einem verlassenen Keller ein Fäßchen Wein entdeckt. Er beschließt, es mit Olive im Schutz der Nacht zu „requirieren". Während Olive in den Keller eingestiegen ist und Marius „Schmiere steht", kommt die Nachtwache des Weges: „Was treibst du hier?", „Oh, nichts von Belang. Da wohnt nur ein Freund von uns, dem wollen wir zu seinem Geburtstag eine kleine Überraschung bereiten: Ein Fäßchen Wein, das mein Freund Olive gerade in den Keller hinuntergetragen hat."

„So was tut man bei Tag, aber nicht bei Nacht!" — „Wie Sie meinen, Herr Korporal ... Olive, bring das Fäßchen wieder herauf!"

*

Bei Kriegsanfang an der Westfront erweckten die deutschen Kriegshunde den Neid der Franzosen, die sich auch solche treue Helfer zu beschaffen suchten. Marius behauptet, einen Polizeihund von besonderem Scharfsinn zu besitzen. Er bekommt Extra-Urlaub, um das Wundertier zu holen, das sich sofort als ganz gewöhnlicher, ungelehriger Köter entpuppt. Der Feldwebel schnauzt Marius an: „Das soll ein Polizeihund sein! Dem merkt man's aber wahrlich nicht an!"

„Das ist es ja eben", erwidert Marius, „der ist von der Geheimpolizei!" P.

ITALISCHES LIED / VON HANS LEIP

Zu Neapel im Hafen, da liegt ein Schiff,
das hat über die Toppen geflaggt.
Die Sirenen heulen, es schrillt ein Pfiff,
und viel Füße marschieren im Takt.
Und viel Füße gehen an Bord in der Nacht,
und die Gangway wird lange nicht leer.
Und die Trossen werden schon klar gemacht,
und das Schiff fährt davon übers Meer.
Ade, Miabella,
wir fahren heut nach Afrika,
ade, du kleiner Garten
und du kühle Adria!
Die Gewehre sind geladen,
die Panzer geben schon Gas,
und die Bomber summen über Afrika
um die Krone Afrikas.

Es liegt ein Soldat am Tanasee
als Vorposten auf der Wacht.
Es glänzt der See im Mondlicht wie Schnee,
und der Wind geht kühl in der Nacht.
Und der Wind trägt Seufzer und Schreie daher,
wo das Grauen der Wildnis wohnt.
Und das Fieber brennt wie die Sonne so sehr,
und die Heimat liegt fern wie der Mond.
Ade, Miabella,
und sterben wir in Afrika,
ade, du kleiner Garten
und du kühle Adria!
Der Morgen kommt schon geritten
über das dürre Gras
und bringt den Sieg und den Frieden mit
und die Krone Afrikas.

Und ist es der helle Morgen nicht,
so wird es sein Mädchen wohl sein.
Sie blickt ihm ins brennende Angesicht
und füllt ihm den Becher mit Wein.
Und ist es nicht Wein, so glüht es doch gut
wie das, was er liebt und glaubt,
und ist eine Krone aus Gold und aus Blut
und schmückt ihm das sinkende Haupt.
Ade, Miabella,
wir fahren heut nach Afrika,
ade, du kleiner Garten
und du kühle Adria!
Die Gewehre sind geladen,
die Panzer geben schon Gas,
und die Bomber summen über Afrika
um die Krone Afrikas.

DER SONDERBARE HEILIGE

VON ERNST HOFERICHTER

I.

„... Alles neu macht der Mai" sang es auch durch den Kopf der Frau Vordermeier. Und noch am gleichen Tage begann sie nach dieser Melodie mit dem Stöbern des ehelichen Schlafzimmers.

Als ihr Mann, der Alisi, nach Feierabend über die Schwelle seiner Dreizimmerwohnung trat, stand der Putzkübel bereits auf dem Nachtkästchen, die Rehgeweihe lagen in der Sitzbadewanne und die abgezogenen Kopfkissen hingen als rote Zungen zum Fenster hinaus.

Frau Vordermeier wischte mit dem Besen an der Tapete auf und ab — und da sie gerade über eine vergilbte Stelle kam, die sich nahe dem Kanapee befand, hatte sie einen schönen Einfall: „Alisi, da schaug amal her... ! Der Fleck ärgert mi, so oft i hinschaug. Da g'hört schon lang was her..."

Alisi sah in Richtung des verlängerten Besenstils nach jener Stelle: „Jessas, dös is der Platz, wo ma vor drei Jahr auf Michaeli dö Wanzen derbatzt hab'n... !"

„Wia war's denn, wenn wir über den Fleck 'was hinhängaten, dös gleichzeitig schön und nützli wär'?"

„Vielleicht a Barometer —?"

„Geh, Alisi, spinn doch net so! A Barometer! Wo ma daherin 's ganz Jahr net hoaz'n! Da möcht i schon lieber was Künstliches oder wia unser früherer Zimmerherr g'sagt hat, woaßt so a Art von Aquaritäten."

„I bin a kloaner G'schäftsmann und von dem Zeigl versteh i nix. Beim Barometer, da war i halt eher dahoam..."

„Jessas, jessas, auf da Zung liegt's ma! Wia hat jetzt damals da Zimmerherr allaweil g'sagt? ‚Frau Vordermeier, wenn S' Ihna amal was Schön's kafa woll'n, dann nur a Heiligenfigur aus...' aus — — Auf da Zung liegt's ma — Aber dös Woher fallt ma ums Verrecka net ein —"

„Ja, ja... A' Heiliger war's, dös stimmt. Sonst kenn i dö Heilinga allsamt, aber dös is a ganz a G'spassiger g'wes'n —"

„Jetzt hab i's... ! Alisi, i hab's — Aus — Barock sollt er sei! Aus Barock, dann taugt er was!"

„Ja, da kunntst sogar recht hab'n. So wo war er her..."

„Und dös hat er aa no g'sagt, daß a solcher Heiliger allaweil sein gewissen Wert hat, daß er quasi gar net zum Umbringa is... Ja, daß er zu einem spricht, daß er was Sprechendes hat, daß er sozusagen was zu sag'n hat..."

„Hm, hm... ! Nachher hätt ma aa a gewisse Ansprache?"

„Billig werd a Solchener net sei! Wenn er aber a lebfrischer Fürbitter is, wenn a riesige Kraft von eahm ausgeht, dann derf ma a paar Markel net anschaug'n. Und dö Schönheit, dö er aus Barock verbreitet, dö derfst aa net vergessen!"

„Wost recht hast, da hast recht! Aber wo werd'n ma'n auftreib'n, wo kriagst du sowas zum kafa?"

„Dös hat er aa g'sag', der Zimmerherr! Da, sagt er, da genga S' zu dö Tandler und schnuffeln S' umananda... !"

„Im Schnuffeln, da war i allaweil scho net schlecht. Woaßt es noch, wia i' dös G'räucherte derschmeckt hab, wia i da einfach an gewissem G'ruch nachganga bin?"

„Freili, Alisi! Für Raritäten hast du allaweil schon a Nasen g'habt!"

II.

Frau und Herr Vordermeier wanderten am folgenden Tag von einem Trödlerladen zum andern. Sie ging dabei voraus und er wischte durch die Türe nach.

„Wir möchten gern an recht an alten Heiligen", sprach Frau Vordermeier. Und er setzte hinzu: „... am liebsten aus Barock!"

Im ersten Laden, den die beiden betraten, saß der Tändler in der hintersten Ecke des Raumes. Ein herabhängender Cutaway verdeckte sein Brustbild. So sah man nur seine Hände, die einen Gipskopf König Ludwig des Zweiten bronzierten. Verärgert über die Störung knurrte der Händler aus seinem Rembrandtdunkel hervor:

„Na, hab i net! Aber a gotisches Fahrradg'stell wenn S' braucha... ?"

Aber Frau und Herr Vordermeier wurden nicht des Suchens müde, gaben einander bis zum Abend Türklinke um Türklinke in die Hand. Um etwas nach Hause zu bringen, hätten sie sich beinahe einen Vogelkäfig aufschwätzen lassen. Aber Alisi blieb „seines hohen Zieles" eingedenk: „Na, a Heiliger muaß her und wenn ihn da Teifi holt! Dös möcht i jetzt grad sehgn, ob so a Sakramenter net zum Auftreib'n is... ?"

„Geduld hat scho' Rosen bracht und sie werd uns aa heut net im Stich lass'n... !" tröstete ihn die Gemahlin.

Und als sie mit bleiernen Füßen bei sinkender Sonne durch die Gassen der Altstadt zogen, da fiel ein letzter goldener Strahl in das Auslagfenster der „Altwarenhandlung, ausgeübt von Korbinian Semmelreiter".

„Jessas, da... !" schrien die Vordermeierischen zweistimmig. Und in ihren Gesichtern leuchtete ein Abendrot, wie von Öldrucken, auf. Tatsächlich, da stand auf einer Wärmflasche eine hehre Gestalt. Die Plastik war vom Scheitel bis zur Sohle mit Silber umflutet. Der rechte Fuß trat nach vorne, als wollte er — ungeachtet der teueren Fensterscheibe — auf die Straße hinausschreiten. Ein faltiger Mantelwurf verkündete geistige Größe und seelische Schwungkraft. Die ausgestreckten Hände schienen ein Symbol zu halten, das ihm aber im Laufe der durchschrittenen Jahrhunderte abhanden gekommen war.

„Dös is er schon... !" rief Alisi wie ein Schwammerlsucher, der seinen ersten Steinpilz entdeckt hat und setzte hinzu: „... wenn er aa a bisserl seltsam ausschaugt."

„Der oder koaner! So hab i mir 'n erträumt!" brachte die Gemahlin hervor und schon vibrierte die Ladenklingel.

Aus dem Hinterzimmer kam ihnen die Frau Semmelreiter entgegen. Sie hielt ein altes Korsett im Arm, dem sie soeben eine Perlmutterstange einzog.

„Sie, Frau, was kost' denn der silberne Heilige, der wo —"

„Was geht denn ab..? Wissen S', i hör' schlecht..!"

„... der Heilige, der wo auf der Wärmflasch'n steht... !" schrie Alisi.

„Mir hab'n koan Heilig'n net..."

„Freili, da steht er ja, neben dem Regulata... !"

„Ah, dös Manderl... Ja, i woaß net, was mit dem is, mei Mo is grad auf ara Versteigerung..."

„Dös is do a Heiliger... ? Oder net?"

„Jajaja.. wissen S', i hör schlecht.. Freili is er —"

„Und aus Barock werd er aa sei —?"

„Freili, freili... ! jajaja... ! Mei Mo is halt grad net da, aber wenn S' morgen wieder —"

„Was soll er denn kosten... ?"

„Was sag'n S', Herr —?"

„Was er kosten sooll —?" brüllte Alisi.

„Hint'n hat er a Wapperl dran... Schaug'n ma amal — fünfazwanz'g Mark —!"

„Billig is er grad net... Und wenn er ne' a Qualitätsheiliger is, dann tat mi's Geld derbarma —"

„Kemman S'halt morg'n wieder her, wenn mei Mo.. ?"

„Na, Alisi, den pack ma schon glei... So an Gelegenheitskauf, den derf ma net auslass'n... Dö Heilig'n sand rar... !" flüsterte die Gemahlin.

„Dann wickeln S' ihn a bisserl ein... !" sprach Vordermeier. Und sogleich raschelte Zeitungspapier auf. Alois steckte die Figur behutsam, wie eine Erstgeburt, unter seinen Lodenmantel. Auf dem Heimweg lächelten sie sich gegenseitig zu und sein einziger Einwand war: „... fünf Markel hätt' ma vielleicht runterhandeln könna, weil dös Stück fehlt, dös wo er in die Händ halt'n sollt..."

„Sei stad, Alisi... ! Dös is a ganz sonderbarer Heiliga, wia i ihn no in koaner Kirch g'sehgn hab... Den hab'n ma direkt g'schenkt... der is vielleicht Hunderte wert... ?"

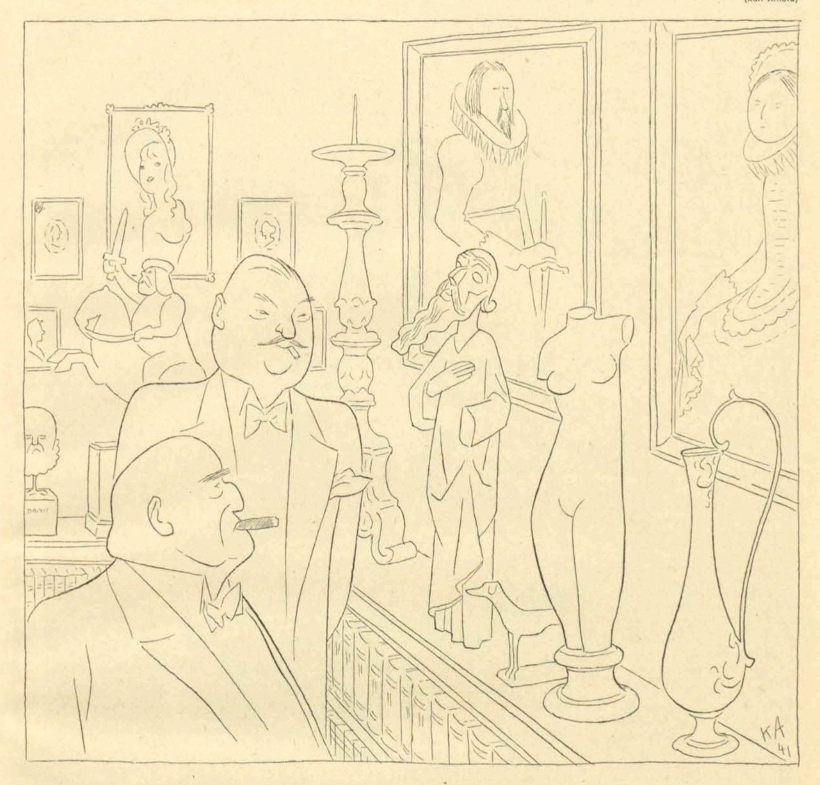
„Kannst scho recht hab'n —!"

III.

Noch am selbigen Abend bekam das Prunkstück seinen Platz über dem Kanapee. Wie erwartet, verdeckte er vollkommen die vergilbte Stelle der Tapete. Darüber hinaus aber verbreitete die Ge-

Kenner

(Karl Arnold)



„Aha, eine Neuerwerbung, wohl auch altes Stück?“
„Selbstverständlich antik, achtzehn Mille gekostet!“

Conoscitori: “Ah ah, un nuovo acquisto? Indubbiamente anche questo un pezzo vecchio?„ — “Beninteso, anzi antico; ha costato diciottomila!„

stalt zu gleichen Teilen Schönheit und Wunderkraft.
„Was warm's geht von eahm aus, eine gewisse Wärme...“ sprach Alisi, der zu des Heiligen Füßen saß und ab und zu einen seligen Blick zu ihm hinauf schickte.
„Warm und mild... und doch aa wieder was Kühles, Kaltes, daß oan glei friert, wenn man'n länger anschaugt.“
„Ja, mei — dös hab'n dö Heiligen alle... Sonst war'n s' es net word'n...“
„Und da Mund und dö Händ san direkt zum Sprechen...!“ — „Wia's da Zimmerherr g'sagt hat...!“
„Schaug nur hin...! Allaweil tuat er, als ob er was schnabeln möcht... dös wenn ma 'rausbringå kunnt, was er uns sag'n möcht, was ihn druckt oder quält...? Irgend a Geheimnis birgt er in sich, dös laß i ma net nehma...!“ — „...Barock..! Da hast as..! Mehr sag i net...“ — „Ja, Alisi, dös Gfühl hab i aa —! Und doch möcht i noch gern wissen, was dös für a Heiliga is..?“
„Da darf ma nur an Schoicher Franzel frag'n.“
„Da Schoicher von dein'm Stammtisch?“
„Ja, der woaß all's. An Blick hat der, an Blick...! Da hat a mal d Marie, d' Kellnerin, a kloan's Wimmerl am Hals g'habt. Alle hab'n ma g'moant, daß dös a Mitesser werd. Der Schoicher hat bloß schnell hing'schaut und scho hat er g'sagt: ‚Dös werd a Kropfl' und recht hat er g'habt!“
„Guat, wenn er also soviel von da Kunst versteht, dann werd er den Heiligen a außi bringa...?“
„Natürli! Und am Sonntag muaß er kemma und du wirst sehgn, wia der auf'n ersten Blick —“

Der Sonntag kam und mit ihm auch der Schoicher Franzel. Frau Vordermeier hatte es so eingerichtet, daß der Gast gegenüber dem Kanapee zu sitzen kam und über den Maßkrug hinweg direkt auf die Figur sehen mußte.
„So, Franzel, jetzt warst schon lang nimmer bei uns... Fallt da nix auf?“ sprach der Alisi mit verhaltener Erwartung.
„Wenn i mi net täusch', is dös heit a Flaschenbier...?“
„Stimmt. Na, aber i moan — ob dir am Kanapee drob'n nix in d' Augen sticht?“
„... Am Kanapee? Jessas. Ja, dös is guat... jetzt siehg i's erst..! Akrat denselb'n hab'n mir aa..!“
„Dös gibt's do net! Dös is do ganz was Seltenes! A solchener Zuafall is do ganz ausg'schlossen!“

Der Verschluß

(O. Herrmann)

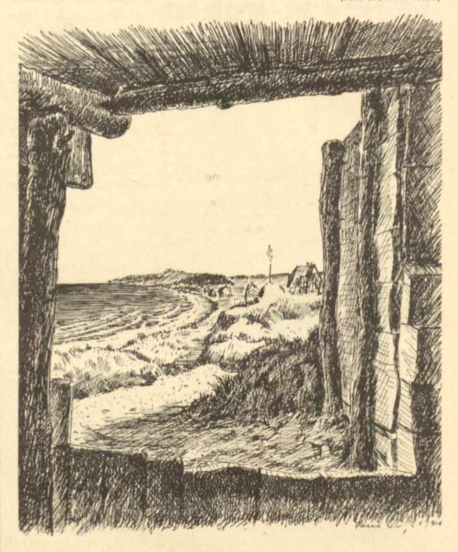


„Mach dir doch nicht so viel Mühe mit den kleinen Knöpfchen, Mutter!"
„Nee, nee, Käthe, 'n junges Mädchen kann nicht genug Knöppe an der Bluse haben!"

L' abbottonatura: "Non darti tanta pena, mamma, con quel bottoncino!,,
"Eh no no, Catina; una giovane ragazza non può aver mai abbastanza bottoni nella blusa!,,

„Wenn i dir sag . . . ! wia i mei zwoate Frau g'heirat hab, da hab i dösselbe als Hochzeitsg'schenk kriagt."
„Gibt's denn dös aa? Wo dö Heilinga aus Barock do so selt'n sand!"
„Auf'n Millimeta genau so groß, genau so silbern bronziert und zwischen dö Füaß kann man aufziahg'n . . ."
„Was du sagst? Wia, dös muaß i glei suacha . . ." sprach der Alisi gespannt, nahm den Heiligen vom Kanapee herab, entdeckte alsbald einen kleinen Schlüssel und drehte daran herum. Und die Vordermeierischen trauten ihren Ohren kaum — der fromme Mann spielte eine rührende Weise.
„Hörst as? Sowas siehg i auf den ersten Blick. Horch nur, dös is dös Liad, dös er auf seiner Trompet'n blast . . ." sprach der Schoicher Franzel.
„Wiaso Trompet'n? A Heiliger hat doch koa —?"
„Ja, dö fehlt dem Dein'n! Dö is eahm halt schon awibrocha."
„Franzel, obst dich da do net irrst?"
„Wenn i da sag! Der meinige war nagelneu, wia i ihn kriagt hab. Unten is no dös Preisetikett pappt mit neunzehn Mark fuch'zg Pfenning — Hörst as, und genau dö gleiche Melodie spielt er: ‚. . . es is im Leben häßlich eingerichtet, daß bei den Rosen auch die Dornen steh'n' —"
„Und dös singt der Heilige?" fragte Frau Vordermeier kleinlaut
„Was habt's denn mit dem Heiligen allaweil. Er kann doch gar koa anders Lied net singa, sonst war er do net der — Trompeter von Säckingen!"
„Wa—as? Ja, gibt's denn dös aa . . . ?" — „Freili, nix anders. Mei Frau muaß woana, so oft sie dös schöne Liad hört."
Und beinahe wären auch den Vordermeierischen die Tränen gekommen, aber nicht aus — Rührung. Alisis Adern schwollen vor verhaltener Wut an, seine Hände ergriffen grimmig den Rittersmann.
„Alisi, halt dein Zorn z'ruck. Jetzt is schon wia's is. Schaug, daß er koa Heiliger is, daß er net aus Barock stammt, dös hat er jetzt wieder guat g'macht, indem er musiziert . . ." tröstete Frau Vordermeier. Und Alisi bezwang sich selbst.
Er ließ seine ergrimmten Hände an der Silberbronze des Trompeters herabgleiten, wozu seine Lippen traurig die Melodie mitsummten: „. . . Es ist im Leben häßlich eingerichtet —!"

An der französischen Kanalküste (Toni Bichl im Felde)



KÜSSE — EINMAL ANDERS!

VON JOSEF ROBERT HARRER

Ich will es der Reihe nach berichten und zwar ganz ohne Leidenschaft; denn diese ziemt sich nicht mehr für mich. Die unmittelbare Ursache zu der tieftraurigen Erkenntnis, die mich erfüllt, ist die wasserstoffoxydblonde Verkäuferin der Konditorei ‚Aida', die mir einen Nußkuchen verkaufte, in dem sich ein Stück harte Schale befand. Diese Schale hatte es auf eine Plombe in meinem rechten oberen Eckzahn abgesehen. Ich begab mich sofort zu meinem Zahnarzt. Von dieser für die Umwelt gänzlich uninteressanten Tatsache würde ich kein Wort aufschreiben, wenn nicht im Wartezimmer ein nervöser Herr gesessen hätte, der mich durch seine Grimassen zu einer Handlung zwang, die ich seit etlichen Jahren nicht mehr ausgeübt hatte. Ich griff nämlich zu einer der herumliegenden Zeitschriften. Diese verzweifelte Tat beging ich nur, um den nervösen Herrn nicht ansehen zu müssen.

Zeitschriften, die in zahnärztlichen Wartezimmern aufliegen, gehören zu den traurigsten Erzeugnissen der edlen Druckerkunst. Ich schlug also eine Zeitschrift auf und fand einen Artikel, betitelt ‚Küsse, einmal anders'. Der Artikel handelte von der Gefahr der Küsse. Ich las, daß es nichts Schädlicheres für die Gesundheit gebe als den Kuß. Der feurige Kuß zum Beispiel verkürze durch den elektro-biologischen Kräfteverlust das Leben um einen Tag und könne außerdem bis zu 40000 Bakterien übertragen.

Der nervöse Herr trat in die Folterkammer des Zahnarztes. Ich hätte nun die Zeitschrift weglegen sollen; ich tat es nicht. Ich nahm einen Bleistift und begann auf dem Rand der Zeitschrift die Zahlen einer Rechnung aufzuschreiben, die mir bald eine tieftraurige Erkenntnis brachte. Von meinem 17. bis 23. Lebensjahr hatte ich eine bewegte Kußzeit, etwa 20 Küsse täglich. Das ergibt in den sechs Jugendjahren ungefähr 40000 Küsse. Dann heiratete ich, natürlich aus Liebe. In den ersten Ehejahren küßte ich, ohne wesentlich zu übertreiben, dreißigmal am Tage, später weniger. Heute bin ich 35 Jahre alt. In den zwölf Ehejahren habe ich immerhin die Summe von rund 90000 Küssen erreicht, eingerechnet die besonders heißen Küsse, die mit der Ehe nichts zu tun hatten und die deshalb so stürmisch und bakterienreich waren, weil sie in die goldene Rubrik der unerlaubten Gelegenheitsküsse eingetragen werden mußten.

Ich bin also 35 Jahre alt und habe 130000 Küsse hinter mir; ich kann aber die Summe auf 150000 Küsse aufrunden. Mir fällt nämlich ein, daß ich auf meiner Italienreise —, aber davon kein überflüssiges Wort! 150000 Küsse kürzen mein Leben um 150000 Tage ab, das sind mehr als 41 Jahre.

Die Tage, die mir durch die Küsse gekürzt werden, machen mich eigentlich älter. Ich bin also nur dem Anschein nach 35 Jahre alt, biologisch genommen zähle ich bereits mehr als 76 Jahre. Und dazu habe ich noch 6000000000 Bakterien in mich aufgenommen, in Worten: sechs Milliarden! Wenn ich aber über 76 Jahre alt bin, lebe ich nicht mehr; denn eine

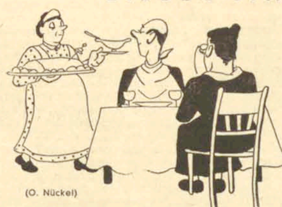
Zigeunerin hat mir gewahrsagt, daß ich ein Alter von 72 Jahren erreichen werde. Ich habe meine Rechnung zweimal kontrolliert, während der nervöse Herr in der Folterkammer des Zahnarztes schwitzte. Leider, die Rechnung stimmte, ich bin seit mehr als vier Jahren tot, obwohl ich 35 Jahre zähle und den Anschein des Lebens erwecke. Das ist aber nur Täuschung; die Wissenschaft hat recht: den Küssen nach bin ich längst tot.
Ich seufzte und nahm meinen Hut, um zu gehen. In diesem Augenblick trat der Zahnarzt ins Zimmer und rief:
„He, lieber Freund, Sie werden doch nicht auskneifen wollen? Ich kenne Sie sonst nicht als Feigling! Kommen Sie nur herein und lassen Sie sehen, wo es fehlt!"
Ich blickte ihn traurig an und murmelte:
„Nicht mehr nötig, lieber Freund! Ich brauche keine Plomben mehr! Ich bin ein lebender Leichnam... Und seit wann müssen die Zähne der Leichen plombiert werden?"

*

MEIN FREUND JOHANNES

Johannes war bei den Eltern seiner Freundin eingeladen. Auch ich war gebeten worden. Als es langsam spät wurde, ohne daß wir Anstalten machten aufzubrechen, geriet der Vater in Unruhe. Seine Blicke auf die Uhr übersahen wir geflissentlich. Endlich meinte er:
„So, nun will ich Ihnen noch eine schöne Abschiedszigarette anbieten."
„Gestatten Sie, daß ich eine Zigarre vorziehe?" sagte Johannes und entnahm seiner Tasche eine solche von gigantischen Ausmaßen. J. Bieger

LIEBER SIMPLICISSIMUS


(O. Nückel)

Ich habe eine unverheiratete Tante in der Schweiz. Sie bewohnt mit einem Dienstmädchen und einem Hund zusammen ihr kleines Haus in einem Städtchen am Zuger See und hat, da sie sehr lebenslustig ist, gerne Besuch bei sich. Ich bin kein seltener Gast bei ihr und verlebte manchen Sommer herrliche Wochen dort.
Eines Tages, eben als wir beim Mittagessen saßen und das Mädchen die Fleischspeise auftrug, kam ein Besuch. Es war ein Ortsansässiger, der aus Zürich kam, wo er meiner Tante etwas besorgt hatte. Gastfreundlich wie meine Tante ist, lud sie ihn sofort zum Essen ein. Doch im nächsten Augenblick, bevor der Besucher noch zu dieser Einladung Stellung nehmen konnte, stutzte sie plötzlich und sagte: „Halt, da fällt mir ja ein, Sie werden kein Fleisch essen. Sie sind doch Vorstand des Vegetariervereins — oder täusche ich mich, des Vereins zur Bekämpfung des Alkoholmißbrauchs?" Der Besucher schüttelte den Kopf und sagte: „Nein, weder des einen noch des andern, sondern des Vereins zur Wahrung der Sittlichkeit."
„Na, dann ist es ja gut", meinte meine Tante. „Dann nehmen Sie nur Platz und greifen Sie tüchtig zu." Während sie ihn bediente, sagte sie noch abschließend: „Das habe ich jetzt direkt verwechselt, aber ich wußte doch, auf irgend einem Gebiet machen Sie nicht mit." B.

In Kanth gab es eine Bachkantate. Die Kanther kannten keine Kantaten. Sie fragten daher den Kanther Kantor: „Was ist eine Kantate?"
„Wie soll ich das erklären?"
„Versuch es, Kantor!"
Der Kanther Kantor versuchte es:
„Wenn ich singe: Ist denn kein Stuhl da für meine Hulda —" „Das ist eine Kantate, Kantor?"
„Nein. Das ist keine Kantate. Wenn ich aber singe: Ist denn kein — ist kein — ist kein — denn kein — denn kein — ist denn kein — kein Stuhl da — Stuhl da — ist denn kein — Stuhl da — für meine — ist denn kein — für meine — Stuhl da — Hulda — ist denn kein — seht, das ist eine Kantate." J. H. R.

Vor fünf Jahren kaufte ich ein wunderschönes Meißener Speiseservice. Es bestand aus achtundsiebzig Teilen, als ich es kaufte. Heute hat es nur noch elf Teile. „Ja, die Motten!" seufzte ich. „Die Motten?" — „Die Motten sind dran schuld." „Wie können Motten dem Porzellan schaden?" Ich seufzte: „Wenn man sie hascht!" J. H. R.

WER ZULETZT LACHT

VON WANDA FRIESE

Kuhlenkamp war einer von der heiteren Sorte. Er lachte, wo und wann es anging, zum mindesten mit den Augen. Er hatte mit einer solchen Veranlagung noch allemal die Dinge, die sich ihm entgegenstellten, zur Strecke gebracht. Kürzlich jedoch begab es sich, daß ihm das Lachen glatt aus der Hand gespielt wurde. Sein schlechter Stern tauchte mit dem Augenblick auf, da er das elfenhafte Fräulein zum erstenmal aus dem Fenster seiner kleinen Mansardenstube erblickte. Dieses junge Gesicht dort unten gab ihm so etwas wie einen Stich in der Brust, und er wunderte sich, mit welch ernsthafter Miene er die Spur ihres verwehenden Kleides verfolgte.

„Unsinn", lachte er laut. Jeder andere, jedoch nicht er. Kuhlenkamp, ließ sich unter die Herrschaft eines Gefühls bringen, das — Kuhlenkamp ersparte sich weitere innere Auseinandersetzungen. Er zuckte die Achseln und lief ein paarmal heftig auf und ab. Ein Mann der Pflicht, nahm er sich in den folgenden Tagen mit besonderer Inbrunst des Bedienens im Kaufladen, wo er beschäftigt war, an. Allein über den Köpfen der Kunden war und blieb das eine Gesicht, das gewillt schien, seinen Trotz zu brechen. Kuhlenkamp kämpfte, bis er sah, daß er seinem Schicksal nicht entging. Das verdroß ihn. Er wurde nachdenklich darüber. Seine Kollegen fragten ihn, ob er in der Lotterie verloren oder es mit der Galle zu tun habe. „Letzteres", seufzte Kuhlenkamp elegisch. Darauf sahen sie ihn mit Mienen an, die in ihrem Mitleid etwas Säuerliches bekamen. Pfui Teufel, Mitleid. Das fehlte einem wie Kuhlenkamp, der mit seinen breiten Schultern die Welt huckepack zu nehmen bereit war.

Kuhlenkamp beschloß, wie immer zu handeln. Als er abends hinter dem Fräulein herging, hatte er das Gefühl, als sei er daran, sich in eine schillernde Untiefe des Wassers hineinzubegeben. Kuhlenkamp nahm schnelle Schritte, als er plötzlich sah, daß das Mädchen von einem andern, der noch schnellere nahm, eingeholt wurde. Bei Gott, der andere war kein geringerer als sein Zwillingsbruder, „Kuhlenkamp II" genannt, der mit ihm das Zimmer teilte, ihm auf ein Haar glich, jedoch nicht bei den Tuchen, sondern bei den Heringen angestellt war. Kuhlenkamp I war's im Augenblick nicht ganz klar, ob er dem Bruder an die Kehle springen oder sich nur hinter dem großen Haus verbergen sollte, um zu sehen, wie das ausging mit den beiden. Er entschied sich für das letztere. Sonderbar, daß der Bruder des Mädchens mit keinem Wort Erwähnung getan, er, dem sonst das Wort nur allzu leicht von der Zunge ging.

Kuhlenkamp I sah, wie der Bruder mit höflich gezogenem Hut vor dem Mädchen stand, sah, wie sie ihrerseits eine Handbewegung machte, die nach Herablassung aussah und ihren Weg ohne ihn fortsetzen wollte. Kuhlenkamp II, den die Verzweiflung gepackt haben mochte, gab nicht nach und blieb an ihrer Seite. Da geriet das Mädchen in Zorn, in einen wundervollen Zorn, den Kuhlenkamp I ohne Zögern für sich buchte. Und so geschah es, daß er, der sich seiner so sicher fühlte wie nie, plötzlich zwischen den beiden stand, sein wohlbekanntes, keckes Lachen herausschleudernd wie eine Fanfare. Das Mädchen lachte keineswegs mit.

Sie erhob, empörter noch als vorhin, ihre zarte, singende Stimme, mit einem Mal aber, die sich aufs Haar gleichenden Brüder gewahrend, stutzte sie. Das Wort blieb ihr weg. Die Brüder sahen sich gleichfalls verblüfft an. Ja, man war versucht, sie miteinander zu verwechseln, bis auf dieses: Der eine von ihnen besaß Macht, der andere nicht. Das Mädchen erfaßte es blitzschnell und — das war das Seltsame — sie ergriff, ohne zu überlegen, die Partei dessen, der ohne Macht war. Das weibliche Mitgefühl regte sich mächtig in ihr, als sie Kuhlenkamp II beschützend zulächelte wie eine Madonna auf dem Felsen. Kuhlenkamp I hatte verloren. Er sah es, darüber verging ihm das Lachen. Sie traf tief, diese Enttäuschung. So blieb ihm nichts übrig, als sich steif zu verbeugen und den Rückweg anzutreten, sehr langsam, sehr gemessen. War es nicht, als sei er an allen Gliedern gelähmt?

In der kleinen Mansardenstube wartete Kuhlenkam I auf Kuhlenkamp II. Er wartete auf den Triumph des Siegers wie auf die Rute. Der Triumph blieb aus. Kein Wort von Kuhlenkamp II. Ein anständiger Kerl, dieser Bruder, weiß der Himmel. Und doch hing es wie eine Flamme in der Luft. Dann ging alles wieder seinen Gang. Kuhlenkamp I verkaufte Stoffe, Kuhlenkamp II nahm sich der Heringe an, nur mit dem Unterschied, daß Kuhlenkamp II nun derjenige mit dem Lachen war und mit dem Hütchen, schief auf das Ohr gesetzt. Unser Kuhlenkamp begnügte sich mit einem dürftigen Lächeln, wenn er überhaupt eine Miene verzog und war froh, sich im Kaufladen mit seiner enttäuschten Stimmung zu der Galle flüchten zu können. Nach einer Woche ereignete sich etwas: Das Mädchen war fort. Es kam nicht zurück. Kuhlenkamp II wurde bleich und begann über den Magen zu klagen. Er setzte den Hut wieder gerade auf wie früher, fast zu philisterhaft gerade. Kuhlenkamp I dagegen brach in ein Gelächter aus, daß die Gardinen in dem Zimmer erzitterten, und er war entschlossen, sich sein kostbares Lachen nicht so leicht wieder aus der Hand nehmen zu lassen.

Geduldspiel

Von Richard von Schaukal

Und so laß uns, Freundin, froh
reizend uns umwerben,
stets am Rand und nimmer so,
daß wir's Spiel verderben.

Einmal, wenn die Stunde will,
der wir nicht entrinnen,
werden wir, vor Wonne still,
Ziel in Ziel gewinnen.

Die Chance

(K. Heiligenstaedt)



„Sie sollten nicht so allein hier sitzen, gnädige Frau!" — „Aber ich bitte Sie, Herr Doktor, solange ich allein bin, habe ich doch wenigstens noch die Hoffnung, einen sympathischen Tischnachbar zu bekommen!"

La chance: "Signora, Voi non dovreste sedere sempre qui sola!,, — "Ma scusi, dottore, fintantochè sono sola, ho almeno ancora la speranza che mi capiti appresso un simpatico commensale!,,

FRÜHLING / VON GOTTFRIED KÖLWEL

Standen die Bäume,
gleich toten Gerippen,
schwarz auch im Raum,
jetzt wiegen und wippen
sie mit allen Zweigen,
aufs Windroß zu steigen,
befiedert von grünem Flaum.

Wo einst die grauen
Wolken hingen,
schweben weiße hell im Blauen,
unbeschwert und unbeirrt,
Schwalben schwirren,
Lerchen singen,
alles jubiliert.

Sieh die Felder auch, die neuen,
wie sie sich im Lichte freuen,
ihre Saaten,
saftgeladen,
spitzen überall das Ohr,
Häslein, frohe, springen
wie ihr Herzschlag hoch empor.

Denn im unendlichen
Reiche der Flur
wirkt die göttergleiche,
unerschöpflichreiche,
nie unterliegende,
nie zu besiegende
Kraft der Natur.

Ich drehe mir eine Zigarette

Von Massimo Bontempelli

Sich eine Zigarette selbst zu drehen, bietet aus den verschiedensten Gründen weit mehr Vorteile, als man auf den ersten Blick gemeinhin glauben sollte. Die Zigarette, welche man sich selbst gedreht hat, ist das Produkt der eigenen Geschicklichkeit, einer mühsam eroberten Frau vergleichbar, während die fertige ein leichtes Mädchen ist. (Das schließt nicht aus, daß die letztere vielleicht besser gemacht und angenehmer zu rauchen ist — und auch hier stimmt der Vergleich —, aber der Mensch zieht es oft vor, das weniger Gute zu erkämpfen, als das Bessere mühelos in Besitz zu nehmen.) Auch bietet sich dadurch Gelegenheit, einer Dame eine Zigarette anzubieten, die man vorher mit seiner eigenen Zunge befeuchtet hat —, woraus sich direkte und indirekte Folgen von unberechenbarer Tragweite ergeben können. Aber das Wichtigste: man kann — und das ist der größte Vorteil — die Hälfte seiner Zigaretten ersparen. Ich empfehle, um meine Behauptung zu erhärten, jedem Raucher, stets alles Nötige bei sich herumzutragen, damit er sich eine Zigarette drehen kann, und zwar dann, wenn er sich in eine Gesellschaft begibt, und ganz besonders dann, wenn diese zahlreich und auf Stühlen verteilt ist. Nehmen wir einmal an, es säßen alle Anwesenden um einen Teetisch herum oder auf den bequemen Sesseln eines Salons, dann ziehe man also seinen Tabaksbeutel, seine Tabaksdose oder einfach sein Päckchen heraus und lege ihn, sie oder es behutsam auf das Knie (erster Blick ringsum im Kreise). Alsdann ziehe man mit der gleichen Ruhe ein Büchlein Zigarettenpapier aus der Tasche, reiße ein Blättchen ab, nachdem man vorher sorgfältig dagegen geblasen hat, um sich zu vergewissern, daß es nicht zwei sind. Man stecke dann das Büchlein in die Tasche zurück und lege das Papier vorsichtig auf das andere Knie (zweiter Blick ringsum im Kreise).

Schließlich beginne man mit der Anfertigung der Zigarette. Man wird noch nicht so weit sein, das Häufchen braunen oder gelben, gefaserten oder gekräuselten Tabaks auf dem Papier aufgeschichtet zu haben, als schon irgend jemand aus der Gesellschaft mit größter Ungeduld sein Zigarettenetui aus der Tasche zieht und es einem mit den auffordernden Worten unter die Nase hält: „Lassen Sie nur, nehmen Sie doch lieber eine von mir!" Man versuche zuerst sich zu sträuben, er aber wird auf seinem Anerbieten bestehen bleiben. Natürlich ist es weder Höflichkeit noch Gefälligkeit. Vielmehr wurde sein Anerbieten in einem Zustand größter Ungeduld gemacht. Er gehört zu jenen Leuten, die es nicht nur unerträglich finden, nicht jederzeit mit einem Griff in die Tasche eine Zigarette zur Hand zu haben, sondern die es auch nicht ertragen, an einem anderen jene Ruhe und geistige Versenkung in ein umständliches Verfahren zu sehen, welches die Verbraucher selbstgedrehter Zigaretten auszeichnet. Jene armen Neurastheniker leiden beim Gedanken, es könnte aus der Hand der Betreffenden keine vollkommen zylindrische Zigarette hervorgehen. Sie leiden vor allem und im tiefsten Unterbewußtsein, weil sie den Widerspruch fühlen zwischen der abgeklärten Ruhe des Vorgangs und der vibrierenden Lebendigkeit, die als wesentlicher Charakterzug unseres heutigen Lebens ihren stärksten Ausdruck in der Zigarette gefunden hat.

Dieses unerhörte Leiden besiegt den härtesten Geiz: so oft man nur Miene macht, in einer Gesellschaft sich selber eine Zigarette zu drehen, erfolgt die Wirkung automatisch, und es strecken sich einem unfehlbar eine oder mehrere Zigarettenetuis entgegen. Dabei hat man nicht die Gefälligkeit eines Menschen angenommen, sondern nur den Tribut seiner Nerven eingehoben: man nehme daher die angebotene Zigarette, ziehe von seinen Knien die schon geschilderten Rohmaterialien zurück und verwahre sie für ein andermal in der Tasche. Denn kurz darauf braucht man nur ein zweitesmal zu beginnen: und schon wieder wird derselbe oder ein anderer aus der Gesellschaft einem mit den Worten in den Arm fallen: „Aber bitte: lassen Sie nur! Nehmen Sie lieber eine von mir!"

So kann man, genau genommen, mit einer winzigen Menge Tabak und einem einzigen Zigarettenpapier die ganze Zeit über rauchen, die man in Gesellschaft zubringt, und dazu noch jene beiden Gegenstände ungebraucht mit nach Hause bringen. (Aus dem Ital. von H. B. Wagenseil.)

Verlag und Druck: **Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80** (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: Gustav Scherer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg ; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Okt. 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Die Heimat

(Wilhelm Schulz)



Es sind nicht nur die Waffen,
Womit den Feind man schlägt,
Es helf dazu die Heimat
Getreu und unentwegt.

Stehn drauß' im Kampf die Männer,
So soll'n die Frauen dann,
Die Buben und die Maiden,
Da fest mit packen an.

Soll keiner drüber klagen
Als würd' es ihm zu viel,
Wird frisch dazu gesungen
Geht's munter wie im Spiel.

Es lohnt sich, ist zu Ende
Dann eines Tags der Krieg,
Wenn freudig mitgeholfen
Die Heimat hat zum Sieg.

Da geht sie schön und schöner
Aus aller Not hervor,
Wo man in ihr auch wandert –
Ganz gleich aus welchem Tor!

Wilhelm Schulz

München, 11. Juni 1941
46. Jahrgang / Nummer 24

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Ungeeignet

(Wilhelm Schulz)



„Du bist nicht mehr im Informationsministerium, Charly?" — „Nein, man hat mich bei der Wahrheit ertappt!"

Inadatto: "Charly, non sei più al Ministero delle Informazioni?„ — "No. Mi hanno sorpreso mentre stavo per dire la verità!„

BÜROKLAMMERN

VON WALTER FOITZICK

Ich habe mir noch nie Büroklammern gekauft. Wenn alle Leute so wenig Büroklammern kauften, würden die Büroklammerfabrikanten bald Hungers sterben, und das kann doch nicht die Absicht der Vorsehung sein, denn sonst hätte sie die Büroklammerfabrikanten nicht zusammen mit Rosen und Automobilisten und Fidschiinsulanern erschaffen und erblühen lassen.
Ich nehme an, Sie wissen, was Büroklammern sind. Sie bestehen aus einem Stückchen Draht, an dem man so lange herumgebogen hat, bis es eine Form erhielt, daß man damit etwas Papieriges zusammenklammern kann. Natürlich biegt der Büroklammerfabrikant nicht persönlich an dem Draht herum. Das würde zuviel Zeit wegnehmen. Nein, dazu hat er seine Maschinen und seine Arbeiter. Er selbst ist sicher vollauf beschäftigt, Listen auszufüllen und Bilanz zu machen, ans Finanzamt und an die Arbeitsfront zu schreiben und an all die vielen Behörden und Ämter, denen nicht nur die Herstellung von Büroklammern am Herzen liegt, sondern noch viel mehr und noch viel wichtigeres.
Jeder Laie wird sofort erkennen, daß ein solcher Mann kaum Zeit hat, sich darum zu kümmern, ob jede einzelne Büroklammer richtig gebogen ist. Wie kam ich denn auf diesen geradezu wirtschaftspolitischen Leitartikel? Ja, richtig, weil ich Büroklammern besitze und sie mir doch nicht kaufe, also sozusagen eine Drohne auf dem Gebiete der Büroklammernbewirtschaftung bin. Die Büroklammern stehen auf meinem Schreibtisch vor mir, in einem japanischen Schälchen, das wohl ursprünglich zum Genuß von Sake bestimmt war. Sie wissen, Sake ist jenes Getränk, das in allen Ostasienbeschreibungen reichlich fließt, das man aber bei uns selbst in den besten Delikateßgeschäften nicht vorrätig erhält und dessen Geschmack deshalb mir wie Ihnen nicht recht deutlich ist, obwohl man ihn uns so und so oft beschrieben hat.
Also in so einem Schälchen habe ich meine Büroklammern. Ich entnehme sie allerlei Brief- und Drucksachen, die ich bekomme, weil es mir nicht nur behördlich gesagt worden ist, Metall solle man nicht einfach fortschmeißen, sondern weil es mir geradezu im Blute liegt, Dinge wie Büroklammern, mit denen sich Wirtschaft und Steuer beschäftigen, nicht hinauszufeuern.
Ich hebe diese Büroklammern auf, aber das ist nicht das einzige, was ich mit ihnen mache. Wenn mir zum Beispiel nichts einfällt, nehme ich eine heraus und biege an ihr herum, so wie des Büroklammerfabrikanten Arbeiter oder Maschinen es tun. Der Unterschied ist nur der, daß bei meiner Tätigkeit die Büroklammern entzweibrechen. Oft habe ich mir überlegt, was ich mit ihnen aneinanderheften könnte, aber ich kann mich nicht entscheiden, ob ich die Gasrechnung mit Tante Elses Brief und Ernis Geburtsanzeige unter eine Klammer bringen soll oder mein Reifezeugnis mit einer bezahlten Weinrechnung oder das Jahresprogramm der Kammerspiele auf ewig büromäßig miteinander verbinden soll. Büroklammern verpflichten zur geistigen Ordnung, Rangordnung.

Naturbetrachtung

(H. Lehmann)



„Wie herrlich es hier nach Sonne und Erde duftet, was Erika?" — „Ja, und dein Haaröl paßt so gut dazu, Theodor. Es riecht so ländlich nach Schmalznudeln!"

Contemplazione della natura: "Che splendore di sole e che profumo di terra qui, Erica!„—"Ah sì, Teodoro; e di più l'olio sui tuoi capegli ci sta tanto bene! Manda odore di frittelle alla campagnuola!„

Ganz kleine Geschichte

Von Karl Lerbs

Einmal kam ich in ein fremdes Haus, um unsere Aufwartefrau zu besuchen. Sie hatte sich krank gemeldet, und ich sollte sie im Auftrage und mit einem schönen Gruß meiner Frau fragen, wann etwa sie wieder zu gesunden gedächte.
Das Haus hatte zwei Eingänge. Der eine, der sich als Zugang zur Wohnung der dringlich begehrten Aufwartefrau herausstellte, war verschlossen; der andere stand offen, und eine steile Holztreppe führte ins obere Stockwerk. Das war ungefähr so wie in Holland, wo man die Häuser in „bovenhuis" und „benedenhuis" einteilt.
Während ich noch, etwas ratlos, drunten stand, hörte ich von droben Gesang. Es war ein heller, schmetternder Tenor, kunstlos, aber kräftig und siegessicher. Er sang:
„Gern hab' ich die Frau'n geküßt — —"
Es klang überzeugend; sozusagen wie ein stolzes Bekenntnis. Ich stieg die Treppe hinan, um mit dem Manne, der da sang, zu sprechen. Vielleicht konnte er mir Auskunft geben wegen der Aufwartefrau, denn Frauen — wenn auch wohl nicht gerade die hier in Frage stehende — schienen ihn ja zu interessieren. Außerdem wollte ich ihn kennenlernen. Solche Eroberernaturen ziehen magisch an.
Er war ein noch ziemlich junger Mann, mit blondem Schopf und blauen Augen; sein Gesicht war rund, rot und lustig. Er saß am Küchentisch und trug einen blauen Monteurkittel. Was er sang, war die reine und erweisliche Wahrheit.
Denn rund um den Tisch herum saßen seine acht Kinder.

SCHADE / Von Ratatöskr

Aus Fleisch und Geist zusammgebacken,
das ist nun einmal Menschenart.
Und reckst du noch so hoch den Nacken:
das Purzeln bleibt dir nicht erspart.

Du gehst - und deine Füße stolpern,
bevor du recht daran gedacht.
Du fährst - und, ach, die Räder holpern,
gibst du nicht auf die Straße acht.

Es ist was Schönes um die Tugend,
die man als wünschenswert beschreibt.
Nur schad, daß Alter so wie Jugend
meist stark im Hintertreffen bleibt.

Der Eingeladene

(R. Kriesch)



„Zu blöd — wegen so 'n paar belegten Broten muß man erst stundenlang Blumen für die Hausfrau aussuchen!" — „Vielleicht sind es aber Wurstbrote, Fritz?"

L' invitato: "Che stupidità! Per pochi panini imbottiti bisogna prima perdere delle ore a sceglier fiori per la padrona di casa!,, — "Ma forse, Fritz, sono panini con salsicce!?,,

Zwiesprache

(J. U. Engelhard)



„Leg doch endlich mal die Zeitung weg, Ferdinand, und unterhalte dich ein bißchen mit mir!"
„Aber du redest doch sowieso schon die ganze Zeit, Edith!"

Dialogo: "Metti via, Ferdinando, una buona volta il giornale e conversa un pochino con me!,, — "Ma se tu Edith, hai parlato lo stesso per tutto il tempo finora!,,

DAS INTERVIEW

VON HEINZ SCHARPF

Im allgemeinen ist der Glaube verbreitet, daß eher ein Kamel durch ein Nadelöhr als ein Reporter zu einem prominenten Filmstar kommt. Dabei steht in USA. jedem Greenhorn der Weg zu jeder göttlichen Diva offen, man muß ihn nur richtig ausgerüstet antreten. Hiezu benötigt man: 1. Eine blitzblanke Polizeiuniform, einen weniger blanken Arbeitskittel, einen schlichten Zivilrock und einen tadellos sitzenden Frack. 2. Eine grüne, blaue, weiße, eine karierte und keine Mütze. 3. Schere und Bindfaden. 4. Eine zusammenlegbare Leiter. 5. Nagel, Hammer und Kinnhaken. 6. Einen einfachen Blechstreifen. 7. Eine Shage-Pipe. 8. Einen Maulkorb. 9. Ein Einglas. 10. Mut und Gottvertrauen. — Wie man sieht, nicht viel. Frauen nehmen oft mehr als der Dinge zehn in ihren Handtaschen mit.

So ausgestattet begibt man sich zur Villa der Göttlichen in Hollywood, deren gediegene Architektonik wohltuend absticht von den gigantischen Hypotheken der Prunkpaläste anderer Kinostars. Die Uniform trägt man bereits am Leib, Arbeitskittel, Zivilrock und Frack darunter.

Vor dem Gartentor der Künstlerin steht Tag und Nacht ein wachhabender Polizist. Er wird pünktlich alle zwei Stunden abgelöst, denn länger als zwei Stunden hält selbst der stärkste Tommy dem Wall der Wallfahrer nicht stand, die gekommen sind, um wenigstens den Schatten einer Silhouette ihres Leinwandlieblings zu sehen. Kaltblütig tritt man auf den Mann zu, salutiert und sagt: „Ablösung, Jonny! Hau' ab!" Worauf er aufatmend auf sein Motorrad springen und davonrattern wird. Nun stiefelt man ein paarmal vor den Augen des Publikums martialisch auf und ab und tritt dann wie zur Kontrolle durchs Gittertor. Drinnen begibt man sich rasch hinter ein Gebüsch, entledigt sich der Uniform und setzt zu dem uns weniger kleidenden Arbeitskittel die grüne Mütze auf. Gleich darauf schneidet man mit der Schere am nächsten Boskett die schönsten Rosen ab, bindet sie mit dem Bindfaden zu einm Strauß zusammen und geht pfeifend auf die Eingangstür zu. Von seiner Loge aus eräugt uns sofort der riesige Portier, ein durch seine Tiefschläge bekannter ehemaliger Boxchampion. Jeder, der ins Haus will, muß ihm erst Rede und Antwort stehen. Wenn man an ihm vorbeikommt, steckt man die Nase möglichst tief in den Strauß. All right, der Gärtnerbursche, denkt er und läßt uns ohne weiteres Verhör passieren. Einmal im Hausflur vertauscht man blitzschnell die grüne Mütze mit der blauen, so daß man nun aufs Haar einem Hollywooder Gasmann gleicht. Derart getarnt kann man ruhig Ethel Smith, der Hausnegerin, die trotz ihrer Schwärze mit allen Wassern gewaschen ist, begegnen. Gärtnerburschen gegenüber ist sie abergläubisch, mit denen war sie allzuoft in Vaterschaftsprozesse verwickelt. Grinsend tritt man auf sie zu und tätschelt ihr nonchalant die Breitseite. Sofort wird sie in den Keller verschwinden, um eine Flasche Bier für uns heraufzuholen.

Währenddem erreicht man sprunghaft das Obergeschoß. Dort zieht man die weiße Mütze über und ähnelt so bis auf den Kleistergeruch einem Tapezierergesellen. Mit Nagel, Hammer und der rasch montierten Leiter stolpert man in das zunächst liegende Zimmer. Es ist der Autogrammsaal. Hier sitzen ein Dutzend nicht mehr ganz junge bebrillte Damen, die tagaus tagein auf Bilder und Karten den Namenszug der Göttlichen malen und die täglich kistenweise einlaufenden Heiratsanträge aus aller Herren Länder registrieren, dabei jedoch keinen für sich. Davon sind sie alle überreizt. Kaum daß wir die Leiter an der Gardinenstange angelehnt haben und uns anschicken, drauf loszuhämmern, werden die Damen vor dem zu erwartenden Lärm die Flucht ergreifen. Jetzt schlüpft man aus dem Arbeitskittel in den Zivilrock, der uns wie einen in Ehren verabschiedeten Wachtmeister kleidet, und bemützt sich kariert. Mit der Shage-Pipe zwischen den Zähnen betritt man die anstoßende Halle, in der die Propaganda-Abteilung arbeitet. Von dieser Stelle aus werden unermüdlich immer neue Geschichten über die Göttliche in Umlauf gesetzt, an die sie mit der Zeit dann selber glaubt. Auch ihr Geschäftsverkehr mit den Gangstern wird daselbst geregelt. Mit international bekannter Geste weist man auf den Blechstreifen unter dem Rockaufschlag. Man wird ihn sofort für die Erkennungsmarke eines Kriminalbeamten halten und angeregt durch unser bloßes Erscheinen werden im Nu die Maschinen zu klappern beginnen und Erzeugnisse von gestohlenem Schmuck und geraubten Perlen für den literarischen Teil der Zeitungen ausspeien, während wir zugeknöpft weiterwandern.

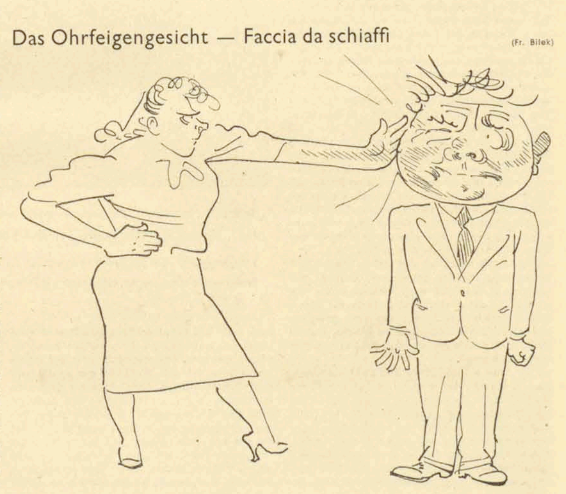
Tänzelnden Schrittes geht es durch die dritte Tür, in den nie sich leerenden Raum der Sekretäre, von denen sich die Göttliche für ihre Aufträge jeweils den Klügsten heraussucht, der sich nachher als der Dümmste erweist. Da bedarf es weiter keines Requisits, sondern nur eines Augenzwinkerns nach der hohen Milchglasscheibe im Hintergrund hin und der Frage: „Hallo, Boys, wie ist das alte Stachelschwein heute gelaunt?" Worauf der Sekretärstab uns anstandslos vorbeilassen wird in der Meinung, daß wir zu besagtem Stachelschwein, womit der erste Sekretär gemeint ist, befohlen worden sind.

Lautlos verschwinden wir hinter der hohen Milchglasscheibe und stehen im Salon des ersten Sekretärs. Es ist ein Prunkraum mit dem Mobiliar der Königin Christine, das sie einst persönlich versetzte. Vom Schreibtisch Gustav Wasas wird bei unserem Eintritt ein Mann nicht aufsehen, der ständig das Gesicht verzieht, als hätte er gerade einen schwedischen Trunk tun müssen. Mit diesem zugeknöpften Herrn, der nicht einmal mit sich selbst gern Kirschen ißt, versucht man erst gar nicht lang ein Gespräch anzuknüpfen, der läßt noch weniger mit sich reden als ein Beamter nach Schalterschluß. Diesen Cerberus des Hauses beseitigt man zwischen zwei kurzen Verbeugungen kurzerhand mit dem für ihn reservierten Kinnhaken. Lautlos wird er unter den Tisch sinken und wie weiland König Adolf bei Lützen eine Zeitlang unbeachtet liegen bleiben. Über seine vorläufige Leiche hinweg gewinnt man die nächste Tür. Jetzt befindet man sich bereits im Vorzimmer zum Vorzimmer der Göttlichen. Nun heißt es alle Sinne zusammennehmen und blitzschnell handeln. Rasch die Tür geöffnet und eingetreten. Da liegt eine große dänische Dogge, der Weltdiva berüchtigte Überfallsdogge. Mit einem energischen: Kusch! wird auf das Tier zugegangen und ihm der Maulkorb umgelegt, denn es zerreißt kontraktlich jeden Fremden, der unbefugt eintreten will. Aber mit dem Maulkorb angetan, beißt es sich nur verlegen auf die Lippen. Nun ritsch-ratsch die Reißverschlüsse getätigt, schneller als die enthüllte Unschuld steht man elegant im Frack da und setzt dazu natürlich — keine Mütze auf. Doch jetzt nicht gleich im Feuereifer die letzte Tür aufgerissen, denn bei der Impulsivität der Künstlerin im Privatleben könnte es der Zufall wollen, daß sie gerade dem ersten Sekretär etwas an den Kopf zu werfen beabsichtigt, was nicht spurlos an uns abprallen könnte. Am besten tut man, die Tür erst nur einen kleinen Spalt weit zu öffnen und dann gleich wieder zu schließen. Dann macht man sie wieder auf, wieder zu, und so fort, man wird rasch in Übung kommen. Schließlich wird es dem nervösen Star drinnen zu dumm werden und er wird mit seiner tiefsten Tonfilmstimme rufen: „Entweder gehen Sie herein oder Sie bleiben draußen." Nun geht man selbstverständlich hinein, hebt die Hand und sagt: „Skol!", womit man sogleich das Herz der Göttlichen gewinnt. Einmal ihr Herz gewonnen, vergesse man keinesfalls, daß sie weiblichen Geschlechtes ist, man hält also den Mund und sich an das Motto: „Laßt Frauen sprechen!"

Die Schwierigkeit besteht jetzt darin, zu ermitteln, spricht man mit ihr selbst oder mit ihrem Double? Zur Klarstellung greift man nach dem letzten mitgeführten Requisit, dem Einglas in der Tasche, steckt es sich forsch ins Auge und überzeugt sich beherzt an Ort und Stelle. Das Double hat nämlich am Knie einen kleinen Leberfleck. Auf welchem, ist mir augenblicklich entfallen.

Das Ohrfeigengesicht — Faccia da schiaffi

(Fr. Bilek)



MEINE BASE MARIA

VON BASTIAN MÜLLER

Ich wußte es nicht anders, Tante Emma war meine Tante und ihre Tochter Maria meine Base. Wie sollte ich auch darauf kommen, daß es nicht so war? Sie hießen genau wie wir, und das war ein Grund mehr, warum ich auch später nicht glaubte, daß wir nicht mehr miteinander verwandt sein sollten. Meine falsche Base Maria aber sagte: „Es gibt doch mehr Leute mit dem Namen Müller, wenn die alle verwandt wären, oh du meine Güte!" Doch das sagte sie auch, als wir uns zankten, wegen des dummen Walzers. Ich hatte sie nämlich zum Schützenfest zu uns auf das Dorf eingeladen, heimlich, denn wir waren noch zu jung, um sowas in aller Öffentlichkeit zu wagen. Sie hatte darauf an meine Mutter geschrieben, daß sie gerne mal zu Besuch käme, dann und wann, wenn es uns passe. Meine Mutter war nicht sehr erbaut von dem Besuch. Aber da erinnerte ich sie daran, daß ich früher fast jede Ferien acht oder vierzehn Tage bei Tante Emma zu Besuch gewesen sei, und daß wir nun nicht so sein könnten. Da klappte es ganz vorzüglich.

Das mit den früheren Besuchen bei Tante Emma ging mir nie aus dem Kopf. Es war einmal etwas Schreckliches passiert, als ich noch ganz klein war. Da hatten wir, meine Base Maria und ich, soviel von den unreifen Stachelbeeren gegessen, was wir natürlich nicht durften, daß ich ein bißchen krank davon wurde. Nicht viel. Aber die Krankheit war mir in die Hose gegangen, gerade, als Maria und ich uns damit vergnügten, einen Wiesenweg hinunterzurollen. Da war es passiert, und es war mir schrecklich peinlich. Ich war in meiner Not einfach weitergerollt, bis ganz unten hin. Maria schrie schon um Hilfe, weil ich kopfüber in den kalten Bach kullerte und, statt gleich hinauszuklettern, auch noch eine Weile darin herumkroch. Es war wegen der Hose. Ich war plötzlich zum Manne erwacht und wollte das Unglück, woran nur die Krankheit schuld war, nicht vor Maria zugeben. Sie kam ganz ratlos an. Tante Emma hielt soviel von Sauberkeit und wohlerzogenen Kindern. Da sagte ich: „Dreh dich um!" und zog meine Hose aus und wusch sie im Bach. „Dieser elende Schlamm", sagte ich dazu, „er hat mir meinen ganzen Hosenboden verfärbt."

Wir haben dann meine Hose auf der Wiese getrocknet und in der Sonne gelegen. Maria wußte noch nichts davon, daß ich sie liebte. Das wußte sie erst später, als wir nicht mehr abends in einem Zimmer schlafen sollten. Weil ... Ja, weil, das wußten wir selber nicht recht. Aber es war sicher, weil Tante Emma meinte, ich würde Maria zu lange Tom Sawyers Geschichten erzählen. In dem Alter war ich gerade.

Aber daß wir uns nicht mehr noch stundenlang was erzählen konnten, das brachte uns eigentlich näher. Wir sahen uns schon beim Abendessen heimlich an. Wir schrieben uns kleine Briefe und steckten sie nachts unter die Tür. Als ich aus der Schule kam und fort mußte, weit flußabwärts in die Lehre, da fuhr ich zu Ostern noch einmal zu Tante Emma und ging abends im Dunkeln mit Maria eine halbe Stunde Arm in Arm.

Von da an, da wollte ich was rechtes werden. Wir hatten nicht darüber gesprochen, aber es war ausgemacht, daß ich mich beeilen sollte. Ich schrieb ihr sogar einmal eine Karte mit einem bunten Spruch. Der Spruch war sehr geeignet, über einem Jungmädchenbett zu hängen, und im Traum noch dachte ich, wie erinnernd er nun über ihrem Bette hing.

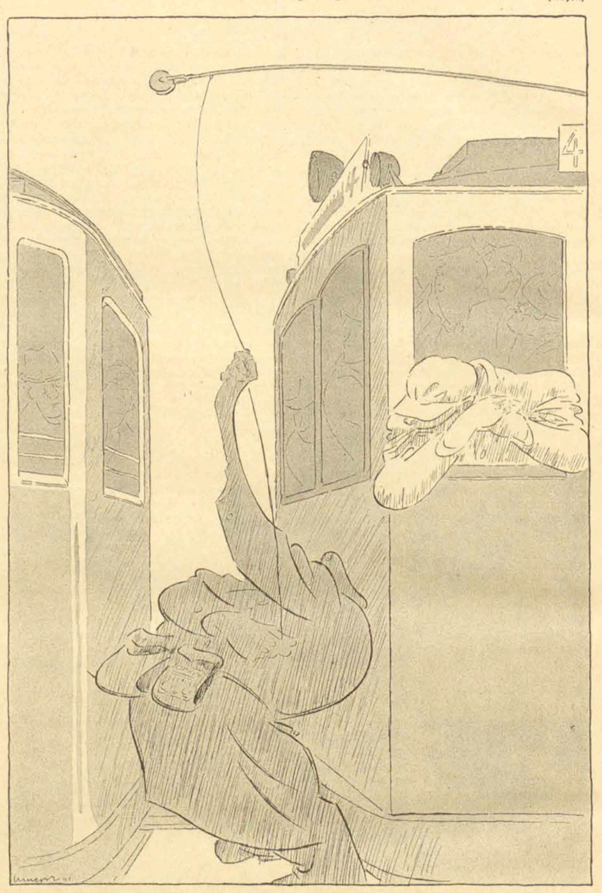
Ja, ich habe sie die ganze Zeit nicht vergessen, bis ich aus der Lehre war und auf der Straße rauchen durfte. Da schrieb ich an sie, wegen des Schützenfestes, wie gesagt, heimlich. Ich hatte noch einen kleinen Kampf mit meiner Mama.

Und dann kam sie und wollte Walzer tanzen. Walzer mit mir. Ich war so groß geworden und meine Hände waren ganz rauh. Das kam, weil ich zuletzt bei einer Putzkolonne war. Aber ich hatte viel Geld dabei verdient. Eine Flasche Wein stand auf meinem Plan. Es wäre ein herrlicher Abend gewesen. Ich war recht stolz auf meine große Base. Ich sah, ihr Haar war seidig und dunkelkastanienbraun. Aber ich konnte deswegen doch keinen Walzer tanzen und sie gab ihr Leben dafür her, wie sie mir immer wieder sagte. Das war es, worüber wir in Streit gerieten. Ich war der Meinung, es komme auf die Liebe an. Ich sagte: „Wir kennen uns nun schon so lange. Wir sind gleichen Blutes. Unsere Seelen sind verwandt." Da lachte sie: „Du mit deinem ewigen verwandt! Wir sind doch gar nicht verwandt. Meine Mutter ist gar nicht deine Tante und deine nicht meine. Das war nur so, weil dein Vater und meine Mutter, die waren früher einmal miteinander bekannt."

Ich war noch nie so betroffen, wie an diesem Abend. Die Blasmusik schmetterte immer wieder diesen alten Walzer. Meine Base, nein, nicht meine Base, meine Nenn-Base Maria, fand mich nicht ein bißchen galant. Zwei Jahre später sah ich sie wieder. Da lud sie mich ein. Es war ein Fest. Ihr erster Sohn wurde geboren. Ich spielte den Onkel. Ihr Mann war bei der Eisenbahn.

Der Umgangston

(Maçon)



„Sakradi, Hundsradl, damischs — gehst nei oder net, du Malefizg'lump, du mistigs!" „Mei', Xaverl, da hilfts guate Zureden nix, da muaßt scho' grob werden!"

Linguaggio d' uso: "Maledetto porco cane! ... Vai o non vai dentro? ... Che ti pigli un accidente, brutto mascalzone!,, — "Eh, caro Saverio, le belle parole non servono; devi attaccar dei buoni moccoli!,,

DAS MÄDCHEN UND DER HAI

VON JO HANNS RÖSLER

„Ich lernte meine Frau Irene auf eine sehr sportliche Weise kennen", gestand Jan Kreibohm, „ich hatte mich in einem Münchner Atelier in ein Modell verliebt, das aber dem Maler für sein Bild ‚Untreue' Modell stand, wovon ich keine Ahnung hatte, als ich mit vollen Segeln in ihren Hafen einlief. Als ich dann an der Reede ihres Herzens alle Ankerplätze — wenn auch oft nur für Tage und durch die bekanntesten Seefahrer und Freibeuter — besetzt fand, drehte ich kurz entschlossen bei und gewann wieder das weite Meer der Freiheit. So stand ich eines Tages auf dem Münchner Hauptbahnhof, trug meinen kleinen Koffer mit den sieben Sachen in der Hand und stieg in den nächsten Zug ein, der München verließ. Denn München hatte unter seinen tausend Vorzügen auch den einen, daß es zahlreiche Züge besitzt, mit denen man die Stadt verlassen kann. Das ist oft im Frühjahr, wenn uns der Föhn die Gefühle ins Herz weht, eine Wohltat.

Der Zug, in den ich gestiegen war, fuhr geraden Weges nach dem Süden, und ich verließ ihn erst auf der Endstation, als der Schaffner ans Abteil klopfte und rief: „Messina! Alles aussteigen!" Sonderbar, jeder Reisende, der das erstemal Sizilien betritt und seinen Fuß nach Messina setzt, beginnt sogleich vergeblich nach den Spuren und Resten des großen Erdbebens und Brandes zu suchen. Auch ich fand sie nicht, hingegen lernte ich einen alten Bootsverleiher kennen, der mir die Vorzüge seines Bootes in so verlockenden Worten schilderte, daß ich mich entschloß, das Boot zu nehmen und ein wenig um die Insel herumzurudern. Ich füllte es bis zum Rand mit Sardinen, Orangen, Brot, Käse und einigen Litern Kapreser Wein, auch ein Angelzeug legte ich hinein, dann stieß ich vom Ufer ab.

Es waren herrliche Tage, die folgten. Ich ruderte an Palermo vorüber, ich kreuzte am Leuchtturm von Trapani vorbei, ich sah die Felsen von Syrakus, den gewaltigen Ätna, die Schönheiten Taorminas, am nächsten Abend würde ich wieder in Messina sein. Ich legte mich in die Riemen und trieb mein Boot vorwärts, denn die Einsamkeit meines Herzens begann sich allmählich fühlbar zu machen. Schon tauchte die Stadt mit ihren schwermütigen Orangenhainen und den steilen Weinhängen in der Ferne auf, da sah ich plötzlich unweit des Ufers in dem glasklaren blauen Wasser ein junges Mädchen schwimmen. Mir nahm es den Atem. Es war das schönste Mädchen der Welt, was ich je erblickt hatte! Wie ein lebendig gewordenes Märchen schwamm es vor mir im Wasser, und so sehr ich auch meine Augen anstrengte, ich konnte keinen Teil auch der bescheidensten Kleidung an ihr entdecken. Nackt war sie, nackt wie die goldenen und roten Fische neben ihr und unter ihr und über ihr! Und wie ich auch die kleinste Flosse der Fische erkannte, wie ich jede einzelne ihrer goldenen Schuppen zählen konnte, so deutlich sah ich auch das schwimmende Mädchen. Und ich muß gestehen, ich riß meinen Mund nicht weniger erstaunt auf, als die Fische im Wasser es taten.

„He! Hallo!" rief ich und hatte mich im Boot erhoben.

Das nackte Mädchen drehte erschrocken den Kopf zu mir.

Dann versuchte sie, schnell das Ufer zu erreichen.

„He! Hallo!" wiederholte ich und ruderte schneller. Ich gebrauchte eine List. Ich steuerte mein Boot direkt auf das Ufer zu, warf das Ruder herum und schnitt ihr so den Weg ab. Sie aber, ihren Schwimmkünsten mehr als mir vertrauend, schwamm in das freie Meer zurück. Meine erste Eingebung war, ihr zu folgen. Aber ich fürchtete ihre Verzweiflung, und es sah nicht aus, als ob sie einen weiten Weg aus dem Meer auch zurückfände. So ließ ich die Ruder sinken und mein Boot ans Ufer treiben. Und richtig, in nicht allzuweiter Entfernung verhielt auch das Mädchen und schaute zu meinem Boot herüber. Anscheinend unterschätzte sie die gute Sicht.

„Wollen Sie nicht endlich weiterfahren?" rief sie.

„Nein", rief ich zurück.

„Warum nicht?"

„Der Himmel wirft nicht jeden Tag ein schönes Mädchen vor mein Boot!"

Sie schwieg.

Geschickt trieb ich mein Boot ein wenig näher. Aber sie hatte es bemerkt.

„Das gilt nicht!"

„Ich will es Ihnen leichter machen", rief ich, „damit Sie nicht so laut schreien müssen."

„Sie sind sehr rücksichtsvoll!"

„Das ist einer meiner Vorzüge!"

„Ich bin nackt."

„Das sehe ich."

„Diese Offenheit —"

„— ist einer meiner Nachteile."

„Schämen Sie sich!"

„Das tue ich ja schon die ganze Zeit. Aber es nützt nichts. Das Böse in mir ist stärker als das Gute. Wenn Sie wüßten, welcher Kampf in diesem Augenblick in meiner Brust ausgefochten wird!"

„Sind Sie ein Mann!"

„Das sagt das Böse auch in mir."

„Ein anständiger Mensch rudert weiter", rief sie und tauchte unter.

„Zugegeben!" antwortete ich, als sie wieder auftauchte und ich in der Zwischenzeit mein Boot schnell ein wenig näher getrieben hatte, „zugegeben! Dann wäre ich in Ihrer Erinnerung ein anständiger Mensch und Sie würden später anderen Männern dieses kleine Erlebnis heiter erzählen. Ich aber möchte in Ihren Augen lieber ein unanständiger Mensch sein und dafür die Freude haben, daß Sie später einmal erzählen, wie wir uns kennengelernt haben."

Sie antwortete nichts. Nach einer Weile rief sie:

„Es lohnt nicht, mich kennenzulernen."

„Warum nicht."

„Ich bin häßlich."

„Das habe ich bereits gesehen."

„Ich bin verheiratet."

„Von dem Manne ließe ich mich scheiden. Er paßt nicht zu Ihnen."

„Das wissen Sie doch gar nicht."

„Doch. Denn ein Mann, der seine Frau nackt schwimmen läßt, bewacht wenigstens ihre Kleider am Ufer, damit nichts gestohlen wird. Wenn er nun am Ufer wäre, müßte er längst herübergeschwommen sein, um Ihnen vor mir zu helfen. Entweder kann er nun nicht schwimmen oder er ist kurzsichtig oder er ist kein Held. In allen diesen Fällen aber paßte er dann nicht zu Ihnen, und ich mache Ihnen den Vorschlag, sich scheiden zu lassen."

„Um dann Sie zu heiraten?"

„Ja. Augenblicklich bin ich der Nächste dazu. Ich mache Ihnen übrigens einen Vorschlag. Ich wende mich nach der anderen Seite und Sie schwimmen unterdessen zu meinem Boot. Dann können Sie sich anhalten und unter dem Boot unsichtbar machen, was Sie unsichtbar zu machen wünschen. Sie sehen, ich bin kein Unmensch!"

„Weiterrudern werden Sie unter keinen Umständen?" — „Unter keinen Umständen!"

„Gut. Drehen Sie sich um! Ich komme."

Sie kam wirklich. Sie machte wohl noch den Versuch, unterzutauchen und unter dem Boot durchzuschwimmen, aber noch unter dem Wasser drehte sie um, und plötzlich tauchte ihr Kopf über der Spitze meines Bootes auf. Ich sah wirklich nur ihre Fingerspitzen und den Kopf. Ganz so ernst hatte ich es nun wieder nicht gemeint.

„Wenn Sie sich rühren, werfe ich das Boot um!" rief sie.

„Drohungen erwecken Wünsche!" antwortete ich.

„Bitte! Nein!"

Sie war wirklich noch tausendmal schöner, als ich vermutet hatte. Warum soll ich sie euch beschreiben und euch somit den gleichen Qualen aussetzen, die ich damals litt. Genug, ich litt, ich litt fürchterlich. Wenn man wochenlang mutterseelenallein ununterbrochen um eine Insel gerudert ist und der erste Mensch, der einem begegnet — ach, wozu die Qual wiederholen, die ich empfand! Wir plauderten, aber meine Gedanken waren nicht bei den Worten. Ich dachte und dachte, wie ich — ohne alles zu verderben — auch nur einmal meinen Arm um sie legen könnte. Vielleicht hatte sie den gleichen Wunsch, aber darf ein junges Mädchen ihn sich anmerken lassen? Es gab keine Brücke.

„Ich bin nicht verheiratet", sagte sie plötzlich.

„Ich habe es auch nie geglaubt."

„Das wollte ich Ihnen nur zum Abschied sagen."

„Zum Abschied?"

„Ja. Es ist spät. Ich schwimme zurück."

Ehe ich antworten konnte, war sie ins Wasser zurückgesunken. In schnellen Stößen schwamm sie dem Ufer zu.

Da — endlich — der Weg!

Ich sprang auf.

Rief verzweifelt:

„Ein Hai! Ein Hai!"

„Hilfe!"

„Ich komme!"

Ich ruderte auf sie zu.

Sie griff nach meinen Armen.

Ich zog sie ins Boot.

— — —

Als wir nachts gemeinsam zum Ufer ruderten, fragte sie:

„Wo ist eigentlich der Hai hingeschwommen?"

Ich drückte sie zärtlich an mich.

„Irene", sagte ich, „vor Messina gibt es keine Haie. Wußtest du das nicht?"

Sie versteckte den Kopf an meiner Schulter und sagte:

„Ich wußte es. Aber wenn ich es gewußt hätte, daß du es auch wußtest —"

Der Optimist / Von F. Pelßer

Ich kaufe mir zwei Dutzend Pflaumen,
Zerquetsche sie mit meinem Gaumen,
Spucke die Kerne in den Garten,
Dann will ich warten.

Ich denke mir, daß mit der Zeit
Durch meiner Wiese grünes Kleid
Die kleinen Pflaumenbäume sprießen,
Die will ich gießen.

In wen'gen Jahren hab' ich dann
Einen Wald mit Pflaumen dran,
Sowie, Gott weiß, wieviele Kerne,
Dann spuck' ich gerne

Bei andern Leuten gegen Geld
Ganze Plantagen in ihr Feld.
So werd' ich reich und ohne Mucken
Seh' ich dann die andern spucken.

Die Freundin

(Hanna Nagel)



„Wie inkonsequent doch Frauen sind — kaum bin ich auf Gretes Rat kühl und abweisend zu Karl, geht sie mit ihm spazieren, um ihn zu trösten . . . !"

Ein tiefer Eindruck

Jos. Geis



„— — — war übrigens 'ne großartige Aufführung gestern ‚Götz von Berlichingen', nich?"

DIE VERNUNFTEHE / VON A. TSCHECHOW

1. Teil

In dem in der Fünfhundegasse gelegenen Hause der Witwe Mymrin war am Abend ein Hochzeitsessen. Anwesend waren dreiundzwanzig Personen, von denen aber fünf überhaupt nichts aßen. Sie rümpften die Nasen und klagten, daß man sie blende. Die Kerzen, Lampen und ein aus der Kneipe geborgter Chromlüster brannten so hell, daß einer der am Tisch sitzenden Gäste, ein Telegraphist, eitel die Augen zusammenkniff und von der elektrischen Beleuchtung in der Stadt und auf dem Land zu reden anfing. Dieser Beleuchtung und der Elektrizität überhaupt prophezeite er eine glänzende Zukunft. Trotzdem hörten ihm die anderen Gäste nur verächtlich zu

„Die Elektrizität"... brummte der Brautvater mit einem stumpfsinnigen Blick auf seinen Teller. „Nach meiner Ansicht ist die elektrische Beleuchtung nur eine Gaunerei Da stecken sie eine Kohle hinein und wollen einem Sand in die Augen streuen! Nein, Bruder, wenn du mir schon eine Beleuchtung geben willst, dann keine Kohle, sondern etwas Wirkliches, das man mit den Händen greifen kann! Gib mir ein Licht — verstehst du! — ein Licht, das natürlich, aber nicht bloß eine Vorspiegelung ist!"

„Wenn Sie einmal sehen würden, woraus eine elektrische Batterie besteht", sagte der Telegraphist affektiert, „dann würden Sie anders urteilen."

„Ich will gar keine sehen. Gaunerei . . Sie schmieren nur das einfache Volk aus... Den letzten Blutstropfen pressen sie heraus . Sie aber, junger Mann, — ich habe nicht die Ehre, Ihren Namen zu kennen — würden besser tun, zu trinken und den anderen einzugießen, als Gaunereien zu unterstützen"

„Ich bin ganz Ihrer Meinung, lieber Papa", sagte mit heiserem Tenor der Bräutigam Aplombow, ein junger Mann mit langem Hals und borstigem Haar. „Wozu gelehrte Gespräche führen? Ich bin gar nicht abgeneigt, mich selber über alle möglichen Entdeckungen in wissenschaftlichem Sinne zu unterhalten, aber zu einer anderen Zeit! Was ist deine Meinung, ma chère?" sagte er dann, zu seiner Braut hingewandt.

Die Braut Daschenka, auf deren Gesicht alle guten Eigenschaften geschrieben standen, außer der einen — der Fähigkeit zu denken — sagte errötend:

„Er will nur seine Bildung zeigen und redet immer von Sachen, die man nicht versteht."

„Gott sei Dank, haben wir immer ohne Bildung gelebt und jetzt verheiraten wir, Gottlob schon die dritte Tochter an einen braven Mann", sagte die Mutter vom anderen Tischende her mit einem Seufzer zu dem Telegraphisten.

„Wenn wir Ihnen zu ungebildet sind, warum kommen Sie dann zu uns? Gehen Sie doch zu Ihren Gebildeten!"

Allgemeines Schweigen war eingetreten. Der Telegraphist war in Verlegenheit. Er hätte niemals gedacht, daß eine Unterhaltung über die Elektrizität eine so merkwürdige Wendung nehmen könnte. Die eingetretene Stille trug einen feindlichen Charakter Er betrachtete sie als ein Symptom des allgemeinen Mißvergnügens und hielt es für nötig, sich zu rechtfertigen.

„Ich habe Ihre Familie immer hochgeschätzt, Tatjana Petrowna", sagte er, „und wenn ich über das elektrische Licht gesprochen habe, so heißt das noch lange nicht, daß dies aus Hochmut geschehen ist. Ich kann auch austrinken. Ich habe Darja Iwanowna immer von Herzen einen guten Bräutigam gewünscht. In unserer Zeit ist es schwer, einen guten Mann zu heiraten, Tatjana Petrowna Heutzutage will jeder nur aus

Eigennutz, des Geldes wegen heiraten . ." — „Das ist eine Anspielung!" sagte der Bräutigam errötend und mit den Augen zwinkernd.

„Von einer Anspielung ist gar keine Rede", antwortete der Telegraphist, dem der Mut sank. „Ich rede ja nicht von den Anwesenden. Ich meinte nur so . . im allgemeinen . Ich bitte Sie! . . . Alle wissen doch, daß Sie aus Liebe . . Die Mitgift ist ja nur eine Kleinigkeit . . ."

„Nein, das ist keine Kleinigkeit!" sagte die Mutter von Daschenka beleidigt. „Sprich du, Herr, aber versprich dich nicht! Außer tausend Rubel geben wir noch drei Kleider, das Bett, und das ist das Hauptmöbel! Geh doch anderswohin und schau, wo du eine solche Mitgift findest!"

„Ich sage ja gar nicht . . . Das Möbel ist in der Tat schön . . ich möchte nur davon reden, daß er sich beleidigt fühlt, als ob ich eine Anspielung gemacht hätte . . ."

„Machen Sie keine Anspielungen", sagte die Brautmutter. „Wir halten uns für Ihre Eltern und haben Sie zu der Hochzeit eingeladen und Sie reden alles mögliche Zeug daher. Wenn Sie wußten, daß Jegor Feodorowitsch nur aus Interesse heiratet, warum haben Sie das dann nicht früher gesagt? Wären Sie doch gekommen und hätten Sie als Verwandter gesagt: so und so, er sieht, wie es scheint, nur auf seine Interessen . . Aber die Sünde hast du, Väterchen!" wandte sich die Brautmutter plötzlich mit Tränen in den Augen zu dem Bräutigam „Ich habe sie so gut als möglich gespeist und getränkt und mein Töchterchen besser als einen Smaragden behütet, und du . . . du . . nur aus Berechnung . . ."

„Und Sie haben diese Verleumdung geglaubt?" sagte Aplombow, der vom Tisch aufstand und sich nervös in sein Borstenhaar fuhr. „Danke ergebenst! Merci für eine solche Meinung! Aber Sie, Herr Blintschikow", sagte er, zu dem Telegraphisten gewandt: „Sie sind zwar ein Bekannter von mir, aber ich gestatte Ihnen nicht, in einem fremden Hause solche Schweinereien anzurichten! Entfernen Sie sich gefälligst!"

„Wie meinen Sie?"

„Entfernen Sie sich gefälligst! Ich wünsche nur, daß Sie auch so ein Ehrenmann sind wie ich! Kurz gesagt, entfernen Sie sich gefälligst!"

„Hör doch auf! Genug!" sagten die Freunde des Bräutigams und zogen ihn auf seinen Sitz nieder „Bleib sitzen! Hör auf!"

„Nein, ich will zeigen, daß er gar kein Recht hat, so zu reden! Ich habe aus Liebe die gesetzmäßige Ehe eingegangen! Ich verstehe nicht, was Sie noch hier sitzen! Entfernen Sie sich gefälligst!"

„Ich habe nichts . ich habe doch . . .", sagte der verdutzte Telegraphist und stand vom Tisch auf. „Ich verstehe gar nicht . . . Gut, ich gehe . . . Nur geben Sie mir zuerst die drei Rubel, die Sie von mir zur Anschaffung einer Pikeeweste gepumpt haben. Ich trinke noch aus und — gehe, nur zahlen Sie mir zuerst Ihre Schulden."

Der Bräutigam flüsterte lange mit seinen Freunden. Diese gaben ihm kleinweis drei Rubel, die er dem Telegraphisten unwillig hinwarf. Nachdem dieser lange seine Uniformmütze gesucht hatte, grüßte er nach allen Seiten



und ging weg. So endet manchmal ein harmloses Gespräch über die Elektrizität! Das Hochzeitsessen ging zu Ende und es kam die Nacht. Der wohlerzogene Autor legt seiner Phantasie straffe Zügel an und wirft über die folgenden Ereignisse den dunklen Schleier des Geheimnisses.
Die rosenfingerige Aurora beschirmt noch Hymen in der Fünfhundegasse, aber dann kommt der graue Morgen und gibt dem Autor reiches Material für den

zweiten und letzten Teil.

Ein grauer Herbstmorgen. Obwohl es noch nicht acht Uhr ist, herrscht in der Fünfhundegasse schon ungewöhnliches Leben. Auf dem Gehsteig rennen aufgeregte Polizisten und Hausknechte umher. Unter den Toren drängen sich verfrorene Köchinnen mit dem Ausdruck größten Bedenkens in den Gesichtern... Aus allen Fenstern gucken die Einwohner heraus. Aus dem offenen Fenster einer Wäscherei schauen, einander mit den Köpfen und Kinnen drückend, Weiberköpfe.
„Das ist doch kein Schnee, das ist kein ... man kann sich gar nicht denken, was das ist", hört man reden.
In der Luft, vom Boden bis zu den Dächern wirbelt etwas Weißes, dem Schnee sehr ähnliches herum. Die Straße ist weiß, die Laternen, die Dächer, die Bänke der Hausknechte vor den Toren, die Schultern und Mützen der Passanten — alles ist weiß.
„Was ist denn passiert?" fragen die Wäscherinnen die vorübereilenden Hausknechte.
Aber diese winken als Antwort nur mit den Händen und rennen weiter... Sie wissen selber nicht, was los ist. Endlich kommt langsam ein Hausknecht gegangen, der im Selbstgespräch mit den Händen gestikuliert. Offenbar war er am Ort des Ereignisses und weiß alles.
„Was ist denn passiert, Vetterchen?" fragen die Wäscherinnen aus dem Fenster.
„Ein Verdruß", antwortet er. „Im Hause der Mymrina, wo gestern die Hochzeit war, haben sie dem Bräutigam zu wenig gegeben. Anstatt tausend haben sie nur — fünfhundert gegeben."
„Und — was hat er gemacht?"
„Er ist wütend geworden. „Ich", sagt er, „ich will", hat er gesagt... In seiner Wut hat er das Federbett aufgetrennt und den Flaum zum Fenster hinausgelassen. Eh, wie viel Flaum! Genau wie Schnee!"
„Sie bringen ihn! Sie bringen ihn!" hört man Stimmen. „Da kommt er!"
Vom Haus der Witwe Mymrina her kommt eine Prozession. Voraus gehen zwei Polizisten mit bekümmerten Mienen. Hinter ihnen schreitet Aplombow in einem Trikotmantel, den Zylinder auf dem Kopf. Auf seinem Gesicht kann man lesen: „Ich bin ein Ehrenmann, aber betrügen lasse ich mich nicht!"
„Das Gericht wird euch schon zeigen, was ich für ein Mann bin!" brummt er, sich fortwährend umdrehend.
Hinter ihm kommen weinend Tatjana Petrowna und Daschenka. Ein Hausknecht mit einem Buch in der Hand und ein Haufen Buben beschließen den Zug.
„Warum weinst du, Kleine?" fragen die Wäscherinnen Daschenka.
„Das Federbett tut ihr leid!" antwortet die Mutter für sie. „Drei Pud, meine Lieben! Und was für ein Flaum! Ein Fläumchen am anderen — keine einzige Feder! Gott hat mich auf meine alten Tage gestraft!"
Die Prozession zieht um die Ecke und in der Fünfhundegasse wird es wieder ruhig. Der Flaum aber fliegt bis zum Abend herum. (Deutsch von A. Albert.)

LIEBER SIMPLICISSIMUS



Ich besuchte Johannes. Am 15. Januar. Sein Tischkalender zeigte den 14. Januar.
Ich machte ihn darauf aufmerksam. Er blickte mich lange und versonnen an. Dann nickte er betrübt. „Also doch! Ich habe es ja geahnt. Irgendwie habe ich es gefühlt. Du bringst mir nur die Bestätigung. Mein Gefühl hat mich also nicht getrogen. So jung konnte ich ja auch gar nicht mehr sein", sagte Johannes. J. Bieger

In dem Dörfchen K. im Schwarzwald lebt auch das „Rösle am Bach". Die Frau hat eine etwas originelle Art, ihren Haushalt zu führen. So konnte eines Tages ein Besucher am hinteren Eingang, der unter anderem auch zur Küche Rösles führte, die Gute dabei antreffen, wie sie auf der allerdings verhältnismäßig sauber gefegten oberen Steinstufe für den Mittag ein schönes Stück Leber zerhackte. Taktvoll wollte der Besuch mit einem großen Schritt die Stelle ihres Wirkens hinter sich lassen, aber Rösle mahnte doch vorsichtigerweise: „Trete se bitte net in mei' Leber; mein Mann ischt nämlich mit dem Esse so heikel!" H. M.

Unser Mümmchen ist neun Jahre alt. Mit kindlicher Schläue behütet sie sorglich ihre sieben Sachen vor dem kleinen Brüderchen. Kürzlich bekam Mümmchen eine Schachtel Schokoladenbonbons, die sie sich sparsam — jeden Tag ein Plätzchen — einteilte. Am nächsten Tag sah ich ihre Bonbonniere. Ich öffnete sie und über den in Silberpapier eingewickelten Bonbons lag ein Zettel, von Mümmchens Hand als Schutz gegen brüderliche Naschhaftigkeit in großer Druckschrift geschrieben: „Alles Atrappen!" J. H. R.

DAS JOCH / VON ROLF FLUGEL

Nicht jedes Joch ist in Alpenrosen gebettet. Dieses war's. Immerhin hatten wir vier Stunden, den Streit wegen der pfeifenden Gams nicht miteingerechnet, hinaufgebraucht. Jetzt schäumten die Alpenrosen wie ein Himbeerspringerl. Jedes Joch hat seinen eigenen Wind. Jener sprang uns an, rumpelnd und schlagend in der Gangart eines Centaurengalopps. „Herrlich!" — „Ich weiß nicht, es friert mich um die Knie herum." Mag sein, doch ist das mehr ein modischer als ein klimatischer Einwand. Oberhalb des linken Knies hat sie einen blutigen Kratzer. Das war, wie wir wegen der pfeifenden Gams plötzlich in volle Deckung gegangen sind. — Hinter dem Jöchl bauen sich die Kaskaden einer neuen Welt Jetzt geht es abwärts; doch rasten wir im Windschatten eines Felsblockes.

„Es waren Murmeltiere — Murmeltiere pfeifen!" — „Willst du Jod?" versuche ich abzulenken, „oder soll ich dich verbinden?" und ich bekomme einen zärtlichen Glanz in die Augen. Schließlich war ich schuld an der Verletzung. Immerhin hat der Bock gepfiffen So siegt schnell wieder das Rechtsgefühl über die Wallung des Herzens, über das Runde, Pfirsichsamtene, das der Kratzer noch dramatisch erhöht „Was man sieht, ist vorhanden und das kann auch pfeifen — was nicht vorhanden ist, kann auch nicht pfeifen!" Das nämlich ist meine Stärke: ‚Ihre" Murmeltiere hat niemand gesehen (aber gehört, sagt sie). Ob sie denn überhaupt weiß, wie Murmeltiere pfeifen? (mit dem Maul, sagt sie).

Der Jochwind gibt dem Apfel einen Fußtritt. Aus dem Rucksack kommt ein Speck. Zwischen ihre Knie geklemmt, schaukelt der Enzian; welches Stilleben für Maler und Amateure mit grauen Schläfen! Vom Joch schwingt sich wie die Sehne eines Bogens der Bergrücken hinauf in das bleiche Götterreich der Felsen. Eine einzelne Wolke ist auf Besuchsfahrt von Gipfel zu Gipfel Der Saumpfad geht dort unten durch grünschwarze Latschenhänge in das Blaue hinein Eichendorff ist fällig. „Diese Ruhe", sagt die Frau so nebenbei, „diese Ruhe", streckt wohlig die Beine über ein Moospolster, pudert die Nase, schließt die Augen, „eine stille Welt — (folgt ein Seufzer des Behagens) nur dann und wann vom Pfeifen der Murmeltiere unterbrochen." Ein Spalt in den Augen öffnet sich Tändelnder Spott schießt daraus hervor. Amors Pfeile sehen anders aus.

Auch ein Rucksack ist ein Joch. Von ihr ist alles drinnen, der ganze Krimskrams, Döschen und Tuben, der laute Juh-Schrei ihrer Weiblichkeit, etwas Cremegelbes Adlerflaumiges, und die Karten mit dem Hüttenstempel für Tante Sophie, für die Oma und Susanne, das Talkind (obwohl letzteres noch des Lesens unkundig). Nun drücken die Murmeltiere auch noch auf die Schultern.

„Hilf mir wenigstens in den Rucksack!" — Nach der ersten Biegung schon ist das Joch verschwunden. „Das Ehejoch aber — so ausschreiten kann einer gar nicht!" denke ich laut weiter. Sie dreht sich um, die Augen hochgezogen, etwas erstaunt, schnell einen Spott um die Lippen. „Also schön — es war eine Gams" Ein Gelächter schließt den Satz ab wie ein kalter, emporschießender Klarinettentriller. Über dem letzten ganz hellen Ton steht nur noch die Kaltwasserspritze und ein kreisender Vogel. Es knirschen die Nagelschuhe über dem glatten Fels.

Schließlich geht man, um die Gedanken fortzuspinnen, freiwillig unter dem Joch, um einen Partner zu haben, einen Jochpartner. Zuerst ist es auch keines. Im Gegenteil. Nie trägt man die Brust so frei, so hochgewölbt, so dem Lebenswind entgegengedrängt. Halt bitte mal mein Täschchen — ich hab an meinem Strumpf zu richten. Man nimmt es und wie ein Page vor das Bett der Königin, stürzt sich ein jäher Schlag zum Herzen hin. So ist das.

Vom Kar herunter springen polternd Steine. Der Weg ist lang und stumm. Später wird aus dem Pagen eine Art Hartschier (nicht als ob er nicht mehr stürzen würde). Es zischt, es könnte eine Natter sein, aber es ist ein Wasserfall. In einem braunschwarzen Tümpel nimmt die Sonne ein Latschennadelvollbad. Sie erinnert an Rubens — so hat sie ihre Hängebacken aufgeblasen vor lauter Wohlbehagen. Im Doppelklang der Schritte schlägt die Zeit. Die Frau ist weit voraus und trällert. Plötzlich ist Stille. Sie winkt und deutet, deutet auf den Nebenhang. Da muß ich stolpern, was sie nicht erfreut. „Nein", sage ich, „da hinauf geht nicht unser Weg." — „Gemsen", flüstert sie erregt, und es wogt ihr Busen, als wäre es die Sprache der Liebe. Drüben grasen braune Tiere, Stück für Stück. Sieh mal an, wie lieb. Minuten vergehen. „Hast du", fragt sie, „was gehört?!" — „Nein, wieso?" — „Also" trumpft sie auf, „und niemand hat gepfiffen!"

Soll ich ihr — und ich wachse, umwittert von der Unerbittlichkeit einer Sophokles-Tragödie zu antiker Größe — jetzt sagen, daß es Ziegen waren? — Nein, ich sag es nicht. Triumph, brüllt mein zitterndes Herz, Triumph, das Joch in der Kniefreien, das jetzt mit einem Siegesschrei auf den Lippen den Gemsen winkt zum gloriolen Abschied. Dann hüpft sie ins Tal — mein angekratzter Wonnemond. Ich folge — untraurig.

Überfahrt zur Insel der Sirenen

Von Georg Schwarz

Der Morgen läutet aus mit sieben Glocken,
Aus Grotten klingt ein zartes Antwortspiel.
Wir liegen vor der Bucht auf leichtem Kiel.
Wann kommt der Wind? Das Segel horcht erschrocken.

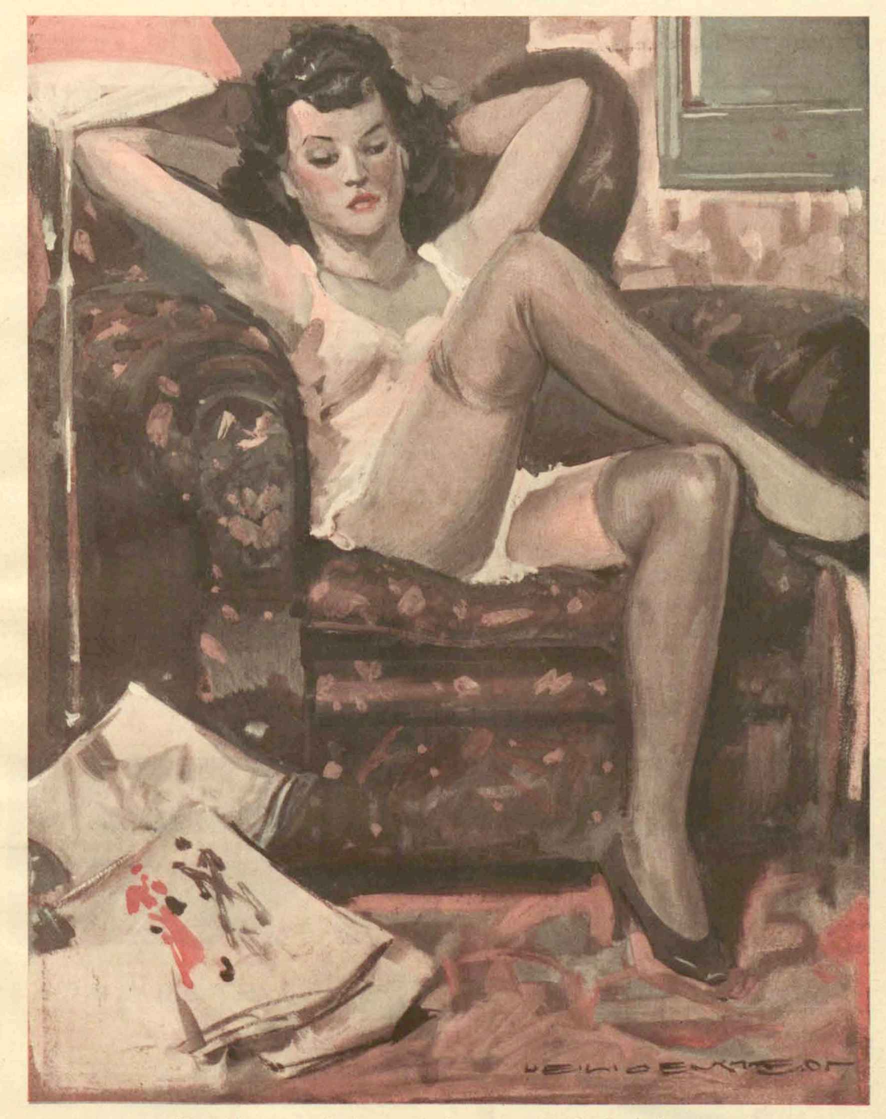
Der Mund des Meeres atmet Silberflocken.
Duftinseln, Wolken? Wer erkennt das Spiel?
Wir steuern eine Wolke an als Ziel,
Poseidon will uns täuschen und verlocken.

Der Wind singt auf in süß verhaltnem Sehnen.
Die Wolke wächst. Auf einmal wird's gewiß:
Ein Sageneiland will sich meerher dehnen . . .

Flutabwärts treibt das Fahrzeug der Hellenen,
Und an dem Maste windet sich Ulyß
Mit Augen heiß zur Insel der Sirenen.

Die Modische

(K. Heiligenstaedt)



„Was hab ich von den kurzen Röcken, wenn die Kopfbedeckungen so verrückt sind, daß einem jeder nur auf den Hut schaut?"

Ragazza alla moda: "A che mi giovano le gonnelle corte, se i cappelli sono tanto strani che ognuno non mira ad altro che ad essi?,,

DER LANGE JOHANN

VON WILHELM HAMMOND-NORDEN

Wir waren insgesamt vierzehn Mann. Acht Mann Musik und sechs Mann Bühne. Wir waren junge Schriftsteller, Schauspieler, Maler und Musiker und wir hatten uns ein heiteres Programm zusammengestellt, so eine Mischung von Kabarett und Varieté, und damit zogen wir auf die Dörfer. Wirklich auf die Dörfer, denn wir waren unbekannte Anfänger, und ganz besonders viel leisteten wir wohl auch nicht, das kann ich jetzt ja ruhig zugeben.

Aber wir hatten einen Agenten gefunden, der eine Überland-Tournee für uns abschloß, und nun standen wir also auf Bühnenbrettern und wir spielten vor Publikum, und das Publikum applaudierte, und das war wunderschön. Wenigstens zuerst.

Wir waren lauter Männer. „Mädchen nehmen wir nicht mit", sagten wir, „das gibt nur Streit!" — Aber es gab leider auch ohne Mädchen Streit. Wir verdienten natürlich nicht viel Geld, wir nächtigten meistens in unwohnlichen Stuben, und mancher empfand auf die Dauer doch, daß dies Leben und diese Tätigkeit nicht das Richtige sei. Hinzu kamen dann noch die bekannten menschlichen Untugenden, der Neid vor allem, der gekränkte Ehrgeiz, und über allem thronte dann noch der Alkohol.

Ja, das Saufen war wirklich schlimm. Oftmals, wenn wir mittags in einem Ort ankamen, in dem abends gespielt werden sollte, setzten sich mehrere von uns in die Kneipe. Geld hatten sie ja selten, aber die Musiker spielten ein bißchen, und dann gab man ihnen Bier und Schnaps aus, und einige Schauspieler verstanden es, „auf dem Rand" mitzugehen.

Ich war so etwas wie der künstlerische Leiter des Unternehmens, und ich hatte meine Sorge mit den Kameraden. Oftmals mußte ich einige mit Gewalt ins Bett bringen, damit sie die gewaltigsten Auswüchse ihres Rausches wieder verschliefen und abends spielfähig waren.

Der Solideste unter uns war Johannes, ein langaufgeschossener, breiter Schlesier, eine rechte Rübezahlerscheinung trotz seiner jungen Jahre. Johann war Violonist, er war still, zurückgezogen, trank nie, rauchte nie, sprach auch nicht viel, ich hatte das Gefühl, daß er in unserem Kreise litt. Er widersprach nie, und wenn der Mann, der die erste Geige spielte, ihn immer wieder in die Rolle der dritten Geige zurückdrängte, dann widersprach Johann nicht. Manche glaubten, er habe kein Temperament, in Wirklichkeit war er nur sehr verschlossen. Ich bin ein paarmal in verschiedenen Städtchen mit ihm herumspaziert, wir haben zusammen geplaudert, aber in sich hinein ließ er auch bei solchen Gelegenheiten nicht blicken.

Johann war mit Heino befreundet, einem jungen Klarinettisten. Auch Heino war ein guter Kamerad, einer, der immer gleich dabei war, wenn es an der Bühne etwas zu arbeiten gab. Er verstand sich auf vielerlei, er spielte auch auf der Bühne mit, und bei den Proben hatte er ausgezeichnete Einfälle, die er mit vorbildlicher Ruhe vortrug und plausibel machte. Aber auch er schien seinen Kummer zu haben, und diesen Kummer pflegte er gelegentlich in Alkohol zu tauchen.

Wenn Heino betrunken war, war er schlimm. Dann tobte er, dann kippte er Tische um und belästigte uns stundenlang. Es war schon mehrmals vorgekommen, daß wir seinetwegen bis in die frühen Morgenstunden hinein keinen Schlaf fanden. Und das war immerhin ärgerlich, denn gewöhnlich ging unsere Reise am nächsten Morgen wieder weiter.

Ein solcher Betrunkener ist natürlich lästig. Wenn die anderen mal den Kanal voll hatten, dann waren sie lustig, oder auch müde, sie gingen ins Bett und schnarchten. Niemand aber wagte, Heino in solchen Augenblicken anzugreifen, denn er besaß im Zustand der Trunkenheit Bärenkräfte.

Eines Abends war es besonders schlimm. Heino kam, als wir schon alle in den Betten lagen. Er machte Licht an, warf die Aschenbecher und Tassen an die Wand, stach mit dem Messer auf den Tisch und tobte unentwegt. Zwischendurch gab es eine Ruhepause, während der er einen Brief nach Hause zu schreiben versuchte. Als ihm die Feder nicht gehorchen wollte, warf er in lutherischem Zorn das Tintenfaß an die Wand und begann von neuem zu toben. Es war fast, als ob ihn das Delirium packte. Ich versuchte, ihn zu beschwichtigen, leider vergebens.

Da erhob sich der lange Johann von seiner Lagerstätte. Er hatte, weil es kalt und weil unsere Bude nicht geheizt war, seine Unterhosen anbehalten, und er sah beinahe unheimlich aus: mit seinen langen weißen Unterhosen und dem weißen Hemd. Johann ging auf Heino zu: „Heino, nun mußt du ins Bett gehen. Es ist unkameradschaftlich, uns so zu stören!"

„Unkameradschaftlich?", sagte Heino, und gleich ging er auf Johann los, auf seinen Freund, und es sah aus, als ob er ihn umbringen wollte. Beide hatten sich in Ringerstellung umklammert. Ein paar von uns sprangen auf, um Johann zu helfen, denn wir wußten alle, daß Heino in seinem Suff über Bärenkräfte verfügte. Aber Johann sagte: „Nein, das mache ich allein." Nach kurzem Kampf legte er den Trunkenen auf die Erde, wo er ermattet liegen blieb. Johann aber erhob sich, er war bleich und er keuchte. Er wies nun mit ausgestrecktem Zeigefinger auf den Besiegten und sagte mit einem Pathos, das an diesem stillen Menschen ganz fremd war: „Da seht ihr's. Das macht der Alkohol. Da liegt nun ein Mensch, der sonst ein guter Kamerad und ein anständiger Mensch ist. Jetzt, wo er betrunken ist, ist er der schlechteste von uns. Da seht ihr es!" Dann hob er Heino auf und legte ihn, so wie er war, auf sein Bett.

Nun gab es einige unter uns, denen die Freundschaft zwischen Heino und Johann sowieso nicht paßte, und die freuten sich, weil die beiden sich geschlagen hatten. Das würde ja morgen ein interessantes Nachspiel geben.

Erst schien es auch so. Denn als Heino beim gemeinsamen Kaffeetrinken die Sache ins Scherzhafte abzubiegen trachtete, da sagte Johann sehr ernst: „Ich sage dir, Heino, in aller Freundschaft, so wie du uns gestern zugesetzt hast, wirst du es nie wieder tun. Zwei Stunden lang hast du uns gestört. Wir werden uns das künftig keine zehn Minuten gefallen lassen!"

Im übrigen aber lenkte er freundschaftlich ein, und die beiden Musiker blieben Freunde. Erst einige Wochen später erzählte Johann, daß er den Tag, an dem dies geschehen sei, nie vergessen könne, denn es sei sein Geburtstag gewesen.

Beschwingter Amor

Von W. Tölle

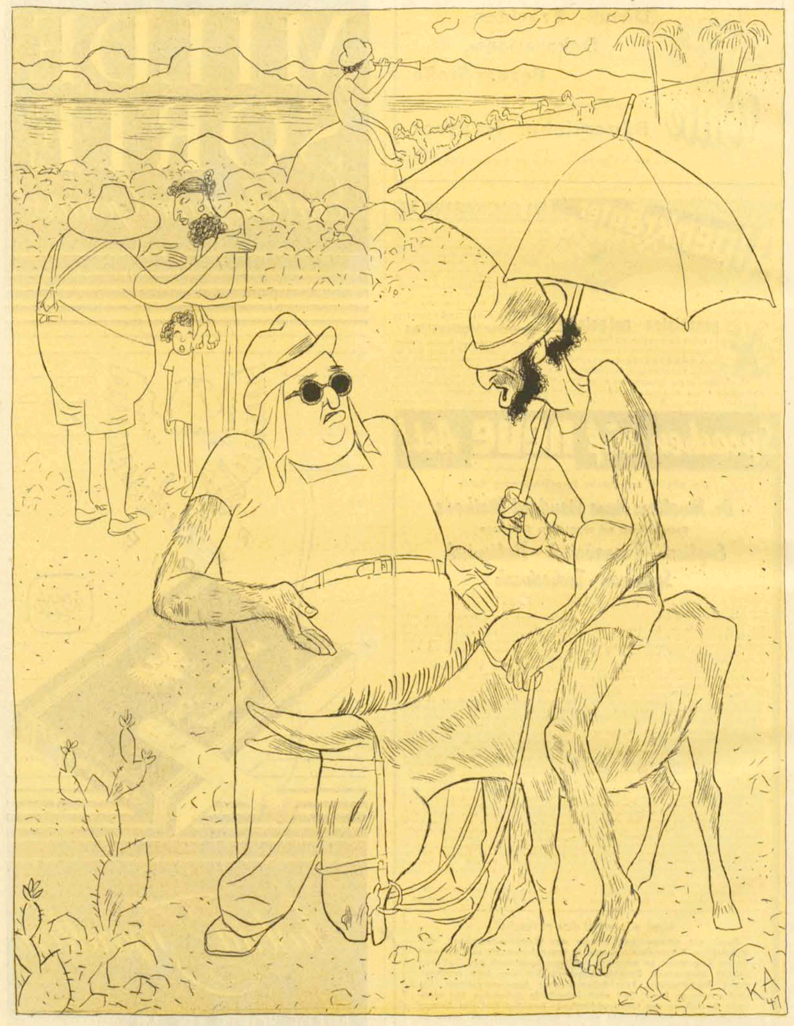
Wenn meine Liebe Flügel hätte,
dann trüg' sie mich durch alle Weiten,
und sehnsuchtsvoll würd' ich entgleiten
von meinem Bett zu Deinem Bette.

Fänd' ich Dein Bett dann unberührt,
vielleicht, weil Du schon wieder nicht zu Haus,
dann riß ich meiner Liebe Flügel aus
und gäb' sie dem, der Dich verführt.

Verlag und Druck: **Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80** (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: Gustav Scherer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Okt. 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Standesbewußtsein in Palästina

(Karl Arnold)



„Georg von Griechenland ist keinesfalls zu den jüdischen Emigranten zu rechnen, er gehört bloß zu den fahnenflüchtigen Königen!"

Coscienza del proprio stato in Palestina: "In nessun caso Giorgio di Grecia deve esser annoverato fra gli emigranti giudei; egli appartiene soltanto alla classe dei Re disertori!„

München, 18. Juni 1941
46. Jahrgang / Nummer 25

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Das Plutokratenungeheuer

(Erich Schilling)

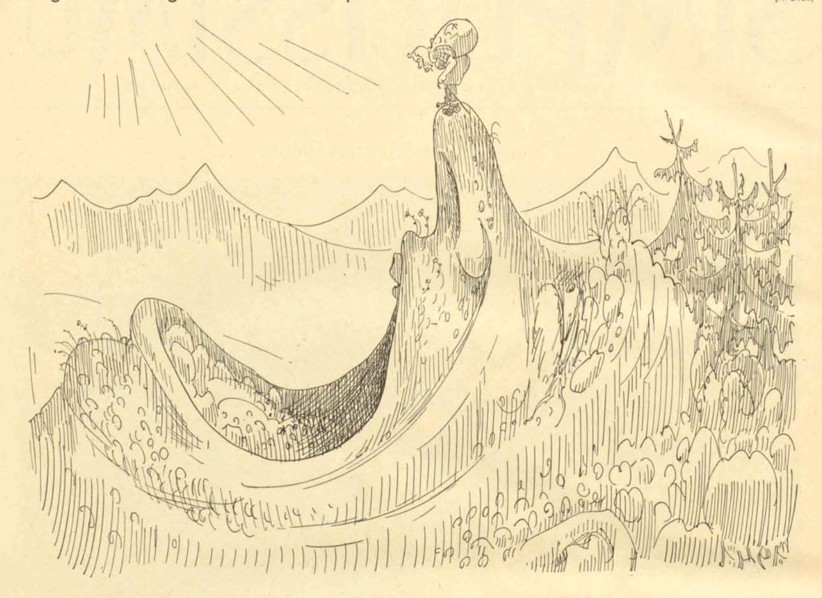


„Unter den Wenigen, die sich von Kreta gerettet haben, befindet sich der britische Minotaurus. Es sollen ihm auch weiterhin die jungen Menschen der britischen Hilfsvölker geopfert werden!"

Il mostro plutocratico: "Fra i pochi che si salvarono da Creta, trovasi il Minotauro britannico. Ad esso deve sacrificarsi anche in seguito la gioventù dei popoli ausiliari della Gran Bretagna!,,

Der gähnende Abgrund — L' abisso spalancato

(Fr. Bilek)



DER WIRT / VON WALTER FOITZICK

Ich habe eigentlich Bedenken, über den Wirt zu schreiben, denn es könnte mir das Wirtsgewerbe auf den Kopf kommen, und eines Tages möchte ich einen Brief erhalten, der ungefähr so beginnt: „Wir haben zwar durchaus Sinn für Humor, aber..." Wenn ich einen Brief bekomme, in dem drin steht, daß einer Sinn für Humor hat, dann weiß ich schon, was die Stunde geschlagen hat. Die Sache geht in diesem Fall niemals humoristisch aus.

Aber ich werde doch von dem Wirte schreiben, denn es ist ein ganz vorzüglicher Wirt und ich kann nur Gutes von ihm berichten. Außerdem stehe ich sehr freundschaftlich mit ihm und ich habe nicht den geringsten Grund, es mit ihm zu verderben. Doch davon will ich ganz bestimmt nichts weiter erzählen, und es kann Sie auch gar nicht interessieren, denn für diesen Sommer hat er schon alles besetzt.

Wohlgemerkt, der Wirt ist nicht Direktor einer Hotelgesellschaft, auch ist er nicht etwa Portier mit goldenen Tressen wie ein exotischer Großadmiral. Nein, man kann ihm den Wirt gar nicht anmerken. Wenn er so vor der Türe seines Gasthofes steht, dann sieht er genau so aus wie die andern Eingeborenen des kleinen Gebirgsortes, die nicht ins „Nebenzimmer" gehen, sondern durch die Tür, an der nur „Gastzimmer" steht, und in dem immer lauter gesprochen wird als im Nebenzimmer, und auf dessen ungedecktem Tisch donnernd Eichelas und Schellensau detonieren.

Die Sommergäste kennen ihn trotzdem, obwohl er keine Uniform trägt und sich gar nicht als Vorgesetzter benimmt. Sie benutzen ihn hauptsächlich als Barometer oder versuchen, landwirtschaftliche Gespräche mit ihm zu führen. Aber da will er doch lieber als Barometer behandelt werden. Zwar hängt noch ein anderes Barometer an der Wand, und wer an dem vorüberkommt, klopft mit dem Knöchel daran. Davon muß natürlich jedes Barometer nervös werden. Das Instrument an der Wand zittert deshalb auch erregt mit dem Zeiger. Nun, dieses Wandbarometer weiß gewiß, daß auf die Sommermonate wieder ruhigere Zeiten kommen, in denen man nur auf den Luftdruck zu achten braucht und nicht auf die Fingerknöchel. Gegen den Wirt klopft man nicht, sondern man sagt nur: „Na, Herr Klobenthaler...", und schon sagt der Wirt: „Ja, ich glaub, heut hält sich's noch" oder „Ein frischer Wind geht und der bringt oft was Besseres", oder er gibt sonst eine Prophetie von sich, die allerlei Möglichkeiten offen läßt und nicht alle Blütenträume zerschmettert. Oh, der Wirt ist diese Fragen gewöhnt, vieler Sommergäste Fragen haben ihn hart oder weich gemacht. Um es seinen Gästen leicht zu machen, begrüßt er jeden, ohne die Frage abzuwarten, mit einer kleinen Prognose, läßt künftige Sonne scheinen, läßt Wolkendecken zerreißen, mischt Südwind hinein und fügt einen ordentlichen Schuß frischen Ostwindes dazu. Er hat immer einiges Wetter auf der Pfanne und verteilt es leutselig nach rechts und links, wenn er durch das Nebenzimmer oder den breiten Hausflur geht. In der Gaststube schweigt er vom Wetter.

Ich weiß nicht, welche Vorkenntnisse dazu gehören, um Wirt in so einem kleinen Gebirgsort zu werden. Wenn ich einen Sohn hätte, der Wirt werden sollte, würde ich ihn zuerst mal ordentlich Meteorologie studieren lassen. Das ist bestimmt eine sehr brauchbare Grundlage.

Probleme / Von Ratatöskr

Die Welt strotzt von Problemen,
die stark verknotet sind
und uns in Anspruch nehmen:
»Komm, lös' uns, Menschenkind!

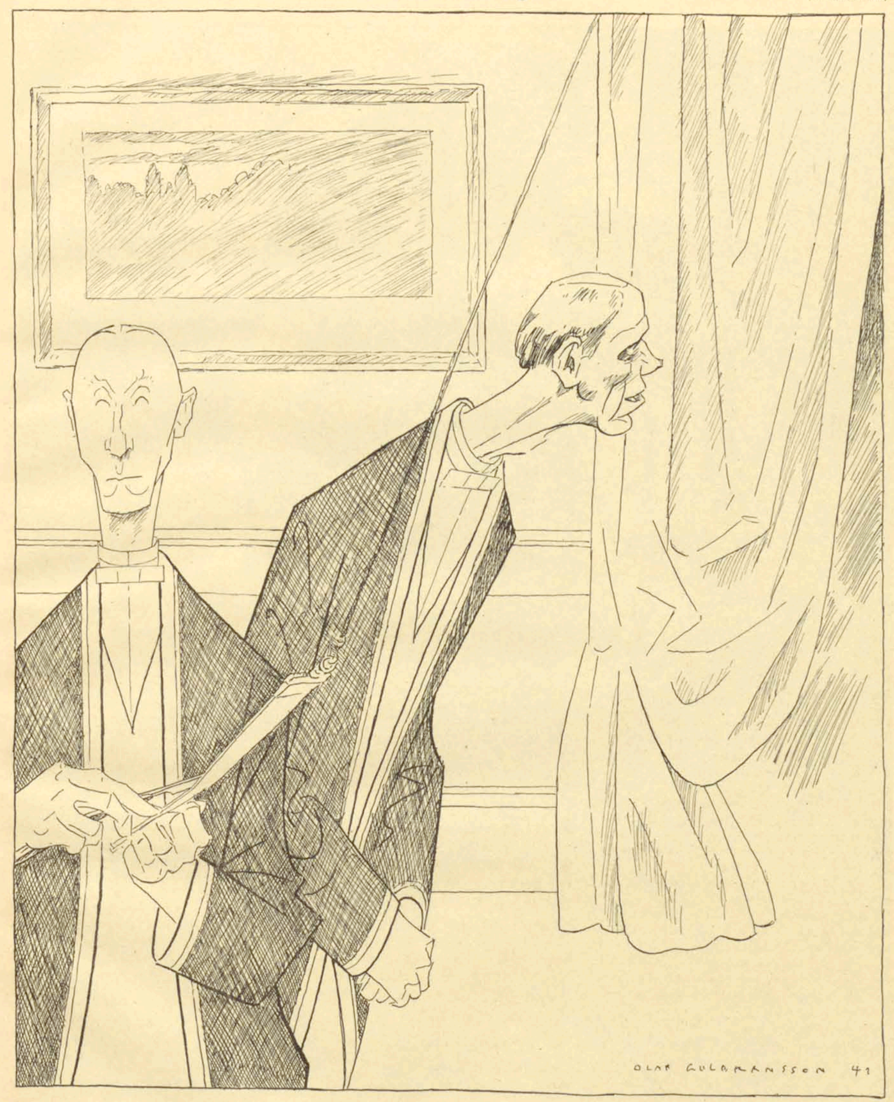
Es braucht ja nur ein bissel
Verstand und auch Geduld.
Und find'st du nicht den Schlüssel,
so bist du selber schuld.«

Der mit den zarten Pfoten
quält sich, sie zu entwirr'n.
Der Knote haut den Knoten
glatt durch wie mürben Zwirn.

Er ruft: »Der Weg ist offen
und das Problem gewest!«
Der andre fragt betroffen:
»Schon – aber auch gelöst?«

Der Vorsichtige

(O. Gulbransson)



„Seit wann rasiert sich Churchill selbst?" — „Seitdem er gesagt hat, er könnte geköpft werden, wenn wir den Krieg verlieren!"

Il guardingo: "Da quando mai Churchill si rade la barba da sè?,, — "Dal giorno che ha detto ch' egli potrebbe venir decapitato, qualora noi perdessimo la guerra!,,

Gut unterrichtet

(Wilhelm Schulz)



„Schönes Wetter heute!" — „Diese Nachricht scheinen Sie vom Londoner Informationsministerium bekommen zu haben!"

Ben' informato: "Bel tempo oggi!,, — "Pare che ne abbiate ricevuto notizia dal Ministero-Informazioni Londinese!,,

Mädchenabschied am Hafen / Von Hans Leip

Die Musik ist still geworden
in der kleinen Bar am Hafen,
und du brauchst mir nicht zu danken,
daß wir uns noch einmal trafen.
Draußen dröhnt es von den Schloten.
Bald werd ich am Ufer stehen,
und der Dampfer fährt vorüber,
und ich kann dich nicht mehr sehen.
Noch bist du hier
und sprichst von Wiederkehr
und siehst schon auf die Uhr indessen.
Ich weiß von dir
nur das: Ich lieb dich sehr!
Und alles andere hab ich vergessen.

Ob ich manchmal weinen werde,
sollst du mich nicht lange fragen;
denn du liebst das Salz der Meere,
Tränen können dir nichts sagen.
Nein, du sollst es nicht bereuen,
daß wir uns noch einmal trafen.
Sieh, ich lächle wie die Sonne
und muß heut schon einsam schlafen.
Noch bist du hier.
Sprich nicht von Wiederkehr
und sieh nicht auf die Uhr indessen!
Ich weiß von dir
nur das: Ich lieb dich sehr!
Und alles andere hab ich vergessen.

Eines Tages ruft ein Dampfer
und kehrt heimwärts an die Mole.
Meine Pulse werden klopfen,
wenn ich dich von Bord abhole.
Tausendmal will ich dich küssen,
tausend Sachen will ich fragen,
und werd doch nur zaghaft dastehn
und vermag kein Wort zu sagen.
Dann bist du hier.
Die Welt versinkt umher
und alles, was da war indessen.
Ich weiß von dir
nur das: Ich lieb dich sehr!
Und alles andere hab ich vergessen.

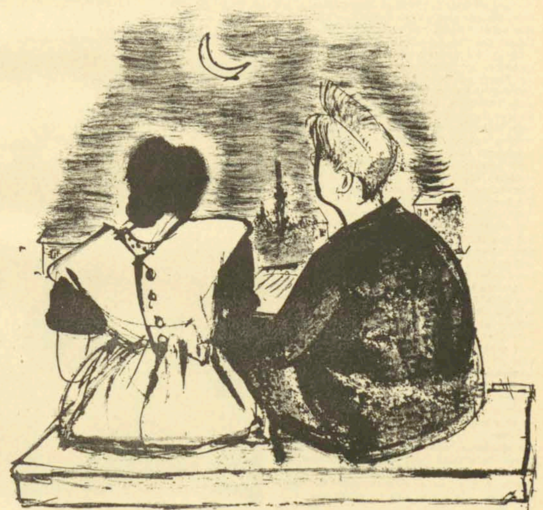
BESUCH BEI ORDENTLICHEN LEUTEN

VON HANS HARBECK

Schon lange hatte ich meinem Freund Theodor versprochen, ihn einmal in seiner neuen Wohnung zu besuchen. Endlich ergab sich eine Gelegenheit. Schon der Vorgarten seines kleinen Hauses machte einen überaus rechteckigen und gepflegten Eindruck. Unwillkürlich nahm ich eine straffe Haltung an und klingelte an der Haustür. Theodor öffnete persönlich und fragte mich sofort: „Hast du dir die Füße richtig abgetreten?" Ich bejahte.
Theodor nickte zufrieden und führte mich in das Innere seiner stilvollen Behausung. Seine Frau trat mir entgegen. Sie trug ein hochgeschlossenes Kleid und war lang und schmal wie ein Lineal. Ich schlug die Hacken zusammen, murmelte etwas hochachtungsvoll Geziemendes und drückte einen bildschönen Kuß auf eine Hand, die sich mir von oben herab mit steifer Würde darbot. Es galt nun, Platz zu nehmen. Ich wählte mir einen Stuhl, der an der Wand stand, und ließ mich darauf nieder. Gleich schoß Theodor auf mich zu: „Setz dich nicht zu nahe an die Wand. Deine Haare könnten etwas fettig sein, und das gibt dann leicht Flecke!" Gehorsam rückte ich den Stuhl einen halben Meter vor. Das Ehepaar lächelte beifällig.
Um der Unterhaltung eine materielle Würze zu verleihen, setzte die linealförmige Gattin einen Teller mit vier Toastschnitten und eine Schüssel mit raffiniert zerkleinerten Radieschen auf den Tisch. Während wir aßen und plauderten, fiel mein Blick auf den Bücherschrank. Ich erhob mich, öffnete den Schrank und holte ein Buch heraus.
Pfeilschnell flog Theodor auf mich zu: „Leg irgendein Zeichen an die Stelle, wo du das Buch herausgenommen hast. Sonst stellst du es womöglich nachher an einen falschen Platz!"
Die Gattin fügte spitz hinzu: „Und waschen Sie sich doch bitte die Hände, ehe Sie das Buch anfassen!" Ich stellte das Buch betroffen an seinen Platz zurück und zog es vor, mir eine Zigarre anzustecken. Auch dieses harmlose Vergnügen entpuppte sich als dornenvoll.
Sobald die Asche eine gewisse Länge erreicht hatte, hefteten meine Gastgeber angsterfüllt ihre Pupillen an meine Zigarre und schoben mir hastig den Aschbecher zu. Da sah ich auf einem Ecktisch eine wunderschöne Vase. Ich ging dorthin und nahm sie prüfend in die Hände.
Besorgt umringte mich das Ehepaar und verfolgte jede Bewegung, die ich machte. Als ich die Vase wieder auf den Tisch stellen wollte, schrie Theodor: „Nimm dich in Acht. Sei ganz vorsichtig, sonst gibt es Schrammen!"
Ich ließ die Vase Vase sein und schlug vor, in das Musikzimmer nebenan zu gehen. Ich hätte Lust, ein munteres Klavierstück zu spielen.
Man fand den Vorschlag reizend, fragte mich aber gleich hinterher, ob ich Gummiabsätze hätte. Ich hatte welche, und da hieß es: „Gummiabsätze hinterlassen dauerhafte Spuren auf dem Parkettfußboden. Warte einen Augenblick!"
Flugs holte Theodor einige zusammengerollte Zeitungen herbei, die in einem Winkel bereit lagen, und legte sie, nachdem er sie sorgsam entfaltet hatte, auf den Boden. Nun hätte ich den Papierläufer benutzen und mich an das Instrument setzen können. Aber ich verzichtete und pflanzte mich breitbeinig vor meinem Freund auf.
„Theodor", sagte ich bedeutungsvoll. „Du glaubst, daß du eine Wohnung hast, nicht wahr?" — „Natürlich habe ich eine Wohnung."
„Du glaubst sogar, daß du eine schöne Wohnung hast, nicht wahr?" — „Allerdings." — „Dann laß dir von mir sagen, daß du überhaupt keine Wohnung hast." Theodor starrte mich an.
„Es ist wirklich so, lieber Freund", fuhr ich lächelnd fort. „Nicht du hast eine Wohnung, sondern deine Wohnung hat dich!"
Ehe Theodor und seine hochgeschlossene Gattin den Sinn meiner Worte ganz erfaßt hatten, machte ich eine knappe Verbeugung und flüchtete mich, befreit aufatmend, in die Abendluft.

Der Schwärmer

(J. Hegenbarth)



„Ich glaube, Lina, es muß direkt schön sein, wenn man mondsüchtig ist!"
„Nee — laß man, Gustav, du hast schon dein' Grog und dein' Tabak, das genügt!"

Il sognatore: "Credo, Lina, che sia proprio bello l' essere sonnambulo!„
"Ma lascia, Gustavo! Tu hai già il tuo grog ed il tuo tabacco; e ciò basta!„

DIE DORFMUSIK

VON BRUNO WOLFGANG

Herr Gronauer suchte zur Erholung für seine überreizten Nerven einen besonders ruhigen Ort. Nach längerem Nachdenken fiel ihm Bobruwka ein, ein winzig kleines, mährisches Dorf mit einem ländlichen Hotel, in dem er vor vielen Jahren manchen Urlaub verbracht hatte. Mit dem Schulbeginn pflegten sämtliche Sommerfrischler abzureisen und die ewig schläfrige Pächterin, Frau Poliwka, rüstete sich mit wahrer Wonne zum Winterschlaf. Das war der richtige Ort.

Mitte September reiste Herr Gronauer mit seiner Frau ab, stieg von der Hauptstrecke auf die Nebenstrecke, von dieser auf einen Autobus mit schnaubendem Motor und von diesem auf ein wackliges Pferdefuhrwerk um. In Bobruwka begrüßte ihn Frau Poliwka gähnend und führte das Ehepaar auf Nummer sieben. Zwei Betten mit ungeheuren weißen Polstern und Federbetten standen im Zimmer. Hier mochte es sich gut schlafen. An der Tür des verwaisten Speisesaales stand mit Kreide angeschrieben: „Nächsten Samstag Weinlesefest". Herr Gronauer verstand nicht recht, wozu hier ein Weinlesefest gefeiert wurde, da doch weit und breit nur Kartoffeln wuchsen. Mißtrauisch erkundigte er sich, ob dieses Fest hoffentlich schon vorüber sei. Zu seinem Leidwesen erfuhr er aber, daß das Fest gerade heute stattfinde. Im Saale waren Papiergirlanden gezogen. Vier zusammengeschobene Tische an der Stirnseite bildeten das Podium für die Musik. Frau Poliwka beruhigte ihn durch die Versicherung, daß es sich nur um ein bißchen Tanz handle und daß die vorgeschriebene Sperrstunde um ein Uhr pünktlich eingehalten werde.

Herr Gronauer faßte wieder Mut und machte mit seiner Frau noch einen kleinen Abendspaziergang. Vor der Hoteltüre lag der zottige Haushund in einem Haufen zusammengewehter rotgelber Blätter und schlief. Die Hühner saßen bereits auf ihren Stangen und schliefen. Auf dem Küchenfenster saßen Fliegen, die gleichfalls schliefen. Da bekam das Ehepaar Gronauer ebenfalls Lust zu schlafen. Sie kürzten den Spaziergang ab und gingen zu Bett. Wenn man noch vor dem Beginn des Festes einschlief, konnte es recht wohl sein, daß das leise Grunzen der Musik den Schlaf noch mehr beförderte. Während der Herbstwind leise an den Fenstern rüttelte, sanken sie in einem Meer einheimischer Gänsefedern in süßen Schlaf. Drunten rückten allmählich die Gäste an. Sie taten das mit einer gewissen Feierlichkeit. Die Mädchen nahmen auf den Bänken Platz, ein wenig verlegen und unsicher, ob ihre Schönheit den Ansprüchen der Festteilnehmer genügen werde. Die Burschen standen mit ernsten Mienen herum und tranken einstweilen Bier. Die Mädchen schienen sie nicht im geringsten zu interessieren. Es sah überhaupt gar nicht nach Fest aus. Im Innern aber waren alle auf den Tanz gewaltig versessen und es mußte nur noch eine Brücke zwischen diesen beiden Welten geschlagen werden. Das besorgte die Musik, die plötzlich mit einer Art Wut wie eine Kreissäge einsetzte. Es war wie ein einziger nicht ganz gleichzeitiger Aufschrei. Aller Anfang ist schwer. Die Musikanten hatten lange Zeit nicht gespielt und wegen der Ernte keine Zeit gehabt, zu üben. Es dauerte eine Zeitlang, ehe die Lippen und Finger wieder etwas geschmeidiger wurden. Auch hatten sich in der Ruhezeit allerlei Käfer, Würmer und Spinnen, insbesondere in den Holzinstrumenten, eingenistet, die erst mit Kraft und Ausdauer herausgeblasen werden mußten, worauf sie entsetzt die Flucht ergriffen.

Die Musikanten saßen auf den zusammengeschobenen Tischen und jeder hatte unter seinem Sessel ein Glas Bier stehen, nach dem er immer wieder griff, sobald er eine Hand nur halbwegs frei hatte. Alle hatten sich so schön wie möglich gemacht. Ganz allmählich näherten sich nun die Tänzer mit düsteren Mienen den Mädchen, der Tanz kam immer mehr in Schwung und die Musik arbeitete, unermüdlich in unerschütterlichem Takt hackend wie eine akustische Wurstmaschine.

„Schläfst du, Josefine?" fragte Herr Gronauer leise seufzend. — „Ach, wie könnte man denn da schlafen? Der Mann mit der Posaune ist ja fürchterlich."

In der Tat, der Baß war mörderisch. Die Posaune, die an Stelle einer Baßgeige wirkte, sandte unaufhörlich ein zorniges „Puh!" in den Saal, das wie Radiumstrahlen auch die dicksten Mauern durchdrang. Das Fürchterlichste war die grauenvolle Regelmäßigkeit des Tones. Man konnte sich diesen Menschen, nein, diesen Teufel, vorstellen, wie er mit Lust die Backen aufblies und wieder entleerte, ein menschgewordener Auspuff.

„Und dieser elende Kerl bei der großen Trommel", klagte Herr Gronauer, „er prügelt ja seine Trommel. Offenbar denkt er dabei an seinen Feind. Da sage mir noch einer, daß der Mensch gut ist."

Bum—bum—bum—bum—... Puh—puh—puh—puh!

So ging es unentwegt weiter. Wenn die Gleichmäßigkeit des Geräusches vielleicht doch einschläfernd gewirkt hätte, sorgte die Klarinette dafür, daß sich die Hoffnung wieder verflüchtigte. An einer gewissen Stelle hatte die Klarinette immer eine kleine dudelnde Figur hineinzuspukken und sofort wieder zu verschwinden. Durch Saaldecke und Fußboden hindurch fühlte man, wie sich der Klarinettist schon auf diese Figur freute, weil er sie in der Freude seines Herzens immer schon ein bißchen zu früh losließ. Dann stärkte er sich durch einen Schluck Bier, lauerte mit gespitzten Lippen auf seinen Moment und krähte dann die Figur hin aus Leibeskräften. Immer blickte er in die Runde, ob jemandem seine Leistung aufgefallen sei. Aber niemand kümmerte sich um ihn.

(Eug. Croissant)



„Wie findest du meinen neuen Badeanzug?"
„Vielleicht mit der Lupe!"

Nur das Ehepaar Gronauer oben harrte qualvoll immer auf den Augenblick, da das Quieken der Klarinette wie ein kleines Schwänzchen in die Musik hineinwedelte. „Es ist eigentlich merkwürdig an dieser Musik", bemerkte Herr Gronauer, „daß kein einziger Ton richtig ist."

„Ach, wenn es doch schon ein Uhr wäre!" seufzte seine Frau.

Drunten wurde es lebhaft. In einer kleinen Pause strömte alles ins Freie vor das Hotel. Dort wurde heftig gestritten. Jedes Wort war oben deutlich hörbar. Die große Trommel stritt mit der Posaune. „Jetzt beginnen sie vielleicht zu raufen. Dann könnte es früher zu Ende sein", flüsterte Frau Gronauer. Beide standen auf und schlichen zum Fenster. In ihren langen Nachthemden standen sie wie Geister dort, die das Treiben der Menschen beobachten.

„Hau her, wenn's dich traust", sagte die Posaune. Die Trommel traute sich ohne weiteres und voll Befriedigung vernahm das Ehepaar Gronauer einen klatschenden Laut, den auch ein Blinder als Ohrfeige hätte erkennen müssen. „Jetzt wird es zu Ende sein", hofften beide. Denn nun mußte doch die Harmonie dieser Musik endgültig gestört sein. Aber es flogen nur einige Schimpfworte schwersten Kalibers hin und her, dann war alles wieder in bestem Einvernehmen.

Nach kurzer Pause begann die Musik wieder und zerhackte den Schlaf der Gäste auf Nummer sieben unbarmherzig bis ein Uhr. Glücklicherweise wurde die Sperrstunde genau eingehalten. Die Gäste gingen von selbst. Nur die Musik mußte von Frau Poliwka persönlich hinausgeworfen werden. Jetzt zeigte sich erst die besondere Eigenart dieser Musik. Bei keinem Berufsorchester der Welt ist es denkbar, daß einer der Musiker auch nur einen Ton über seine kontraktliche Verpflichtung von sich gibt. Für die Musikanten in Bobruwka war es aber ihr höchstes Glück, spielen zu können. Sie konnten es nicht fassen, daß schon alles zu Ende sein sollte. Sie klopften einige Minuten gegen die geschlossene Hoteltür. Dann stellten sie sich im Kreise auf und begannen, vom Alkohol beflügelt, mit geradezu rasender Inbrunst zu blasen. Der Trommler hieb wie ein wütender Derwisch auf seine Trommel ein. Der Posaunist wollte offenbar die Tür des Hotels einblasen und merkte gar nicht, daß er dabei zwei Zähne verlor.

Hätte die Musik gewußt, daß sie immerhin auf Nummer sieben zwei Zuhörer hatte, die sich allerdings die Polsterzipfel in die Ohren stopften, dann wäre sie vielleicht noch geblieben. Nun aber zog sie um zwei Uhr endlich ab. Sie marschierte durch alle Dorfgassen, immerfort spielend: Bum—Bum—Puh—Puh, und darüber das Schwänzchen der Klarinette. Immer wenn ein Instrument bei seiner Wohnung vorbeikam, ging es schlafen und die übrigen zogen weiter. Schließlich blieb nur die große Trommel, die, unaufhörlich auf das Trommelfell einhauend, wieder dem Hotel zuwankte. Entsetzt fuhr das Ehepaar Gronauer aus dem ersten Schlaf auf. Das Bum—Bum kam immer näher. Frau Gronauer begann zu schluchzen.

Da griff die Natur selbst ein. Der Trommler war am Rande des Teiches angelangt und beschloß plötzlich, die Fische im kühlen Grunde als ein neuer Arion durch seine Kunst zu bezaubern. Er marschierte in der dichten Finsternis kühn in den Teich hinein. Die Trommel hatte bereits unten ein Loch und soff sich voll bis an den oberen Rand, so daß sie keinen Ton mehr von sich gab. „Was hast du denn, du Luder?" hörte man den Trommler murmeln. Er versetzte ihr noch einige Schläge, dann begann er zu weinen. Da er die Trommel nicht mehr schleppen konnte, ließ er sie im Wasser stehen und patschte ans Ufer, wo er hinsank und sofort einschlief.

Jetzt war tiefe Stille weit und breit. Aber das Ehepaar Gronauer konnte nicht mehr einschlafen. Die Stadtnerven waren diesem Kampfe nicht gewachsen. Herr und Frau Gronauer reisten sofort nach dem Frühstück ab. Und das war schade. Denn nun herrschte den ganzen Herbst und Winter wundervolle Ruhe in Bobruwka.

Die Unerwünschte

(R. Kriesch)

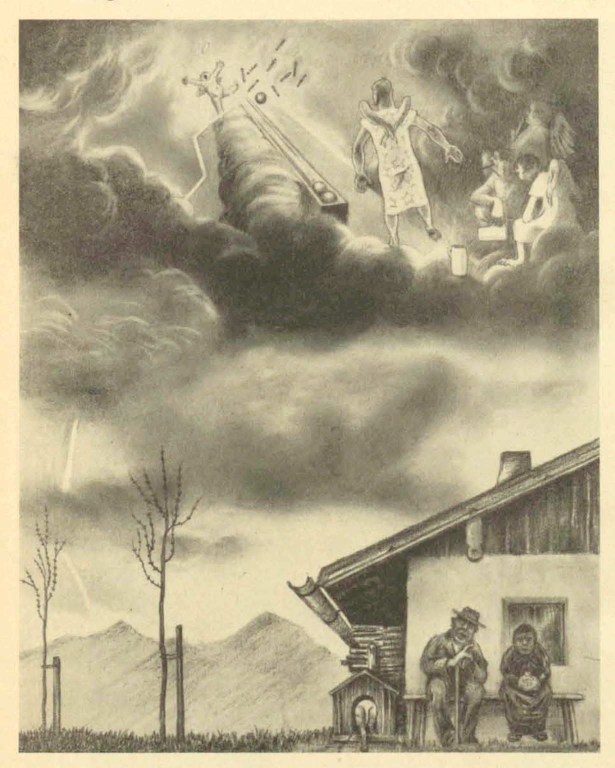


„Sag, Alfred, wärest du für Grete auch über den Zaun gestiegen oder hast du das nur für mich getan?" — „Nur für dich, Elli - Grete darf ja ruhig in Mamas Garten kommen!"

La non desiderata: "Dimmi, Alfredo, avresti scavalcato lo steccato anche per la Rita o lo facesti soltanto per me?„ "Soltanto per te, Elli. La Rita può già venir tranquilla nel giardino della mamma!„

Sommergewitter

(L. v. Horváth)



„Alte, den Schub kenn i, dös is der Sebastian selig und koa anderer!“

Temporale d' estate: "Eh, vecchia mia, conosco bene il tiro. È della buon'anima di Sebastiano e di nessun altro!..

GENUGTUUNG

VON KELVIN LINDEMANN

Herr Abteilungsleiter Petersen!
Dieser Brief wird Ihnen überreicht werden, bevor Sie zum Frühstück gehen, und wenn Sie am Umschlag sehen, daß ich der Absender bin, werden Sie wohl vermuten, daß ich eine Entschuldigung vorbringe, weil mein Platz heute im Kontor leer blieb. Aber ich muß Sie betrüben: ich bin nicht krank — ich bin nur nicht gekommen, weil es mir bei dem schönen Wetter nicht paßt!
Jetzt stutzen Sie — aber in Ihrem eigenen Interesse rate ich Ihnen, weiterzulesen.
Sehen Sie... ich bin ja nur der jüngste Kontorist der Firma, den Sie, Herr Abteilungsleiter, glauben hunzen zu können, wie es Ihnen paßt, aber es könnte ja sein, daß ich das Eine oder Andere von Ihnen erzählen könnte, daß Sie erröten müßten, wenn Sie hören, was andere wissen.
Glauben Sie vielleicht nicht, daß wir alle im Kontor uns über Ihre wichtige Miene amüsieren, wenn Sie morgens eine halbe Stunde zu spät kommen, denn wir wissen ja ganz gut, daß, wenn der Chef da ist, auch Abteilungsleiter Petersen zur Stelle ist und nicht so hochmütig wie sonst.
Ja, kleiner Petersen, wie ich vorziehe, Sie zu nennen, Sie wirken im Grunde nur lächerlich. Sie belieben zu glauben, daß Sie ein kleiner König sind und über uns herrschen können, wie es Ihnen beliebt — aber wie steht es in Wirklichkeit mit Ihrer Macht? Sie können uns nicht entlassen, wenn nicht gleichzeitig der Chef zustimmt, Sie können uns nur bei unserer täglichen Arbeit schikanieren, aber das, gebe ich zu, tun Sie zur Genüge. Wir sehen ja, wie Sie sich freuen, wenn Sie zwei Minuten vor Geschäftsschluß aus Ihrem Kontor kommen und ein halbes Dutzend Aufträge über die Tische schleudern, so daß wir eine halbe Stunde länger bleiben müssen.
Warum sind Sie so boshaft? Ich glaubte zunächst, daß der Grund ein Minderwertigkeitskomplex sei, weil Sie klein und krummbeinig sind, aber nachdem ich gesehen habe, wie Sie selbstzufrieden in den Spiegel sehen, sind wir uns im vorderen Kontor darüber klar geworden, daß Ihre Bosheit und Schikane daher rühren, daß Sie keine Autorität besitzen, weil Sie die Arbeit der Firma gar nicht beherrschen und weil Ihre Frau (Gott segne sie) Sie daheim mit harter Hand niederduckt. Ja, das hat uns oft amüsiert! Sie glaubten, als Sie sich mit der Schwester des Chefs verheirateten, daß Sie nun auf einen grünen Zweig gekommen seien, und Sie bekamen ja auch die Stellung als Abteilungsleiter, aber ob man Ihre Wahl nicht schon bereut? Sie werden verstehen, daß ich im Grunde Mitleid mit Ihnen habe, aber natürlich haben Ihre jahrelangen Schikanen einen Zorn in mir aufgespeichert, der sich nun Luft machen muß.
Ja, alles hat seine Grenzen, und der Zweck dieser Zeilen, Herr Abteilungsleiter, ist, Ihnen mitzuteilen, daß Ihre Wichtigtuerei und Ihre dummen Manieren nicht länger vom Personal der Firma „Jespersens Eisenhandel A.G." geduldet werden. Wir haben nämlich genug von Ihren Bosheiten, mehr als genug, mein Herr! Und nun ist also Schluß. Ich muß lächeln bei dem Gedanken an das dumme Gesicht, das Sie machen werden, wenn Sie diesen Brief lesen. Ihr erster Gedanke wird sein, zum Chef hineinzulaufen und zu verlangen, daß „dieser Lümmel von Jensen fristlos entlassen wird" — und das ist ja eigentlich ungerecht von Ihnen, Herr Abteilungsleiter, denn Sie sollten mir dankbar sein, weil ich Ihnen offen schreibe, was alle Menschen von Ihnen denken. Sie sind ein Trauerkloß, ein unendlich kleinlicher Mensch, dem es viele einsame bittere Stunden kosten wird, anständig zu werden — wenn überhaupt noch etwas zu retten ist; so tief gesunken sind Sie in Eitelkeit, Einbildung und abgrundtiefer Unwissenheit über Ihre eigene Lächerlichkeit.
Ja, Petersen, das hat der jüngste Kontorist Ihnen gesagt. Ich zweifle nicht, daß, wenn Sie so weit gelesen haben, Sie den Brief auch zu Ende lesen werden.
Was ich Ihnen außerdem zu sagen habe, ist nur das: Sie sind zum Ersten entlassen. Ich habe keine Verwendung mehr für Sie! Von heute an bin ich nämlich Alleininhaber von „Jespersens Eisenhandel". Wie Sie wissen, war der Chef seit langem geneigt, zu verkaufen, aber es fand sich niemand, der genug Bargeld auf den Tisch legen konnte — Sie gewiß nicht, Petersen. Ich selbst habe, wie Sie wissen, bisher nur 135 Kr. im Monat gehabt — wovon man nichts auf die Seite legen kann! Aber das Glück war mir hold. Denn vor ein paar Tagen gewann ich 75 000 Kr. in der Lotterie — es sind nicht immer die Reichen, die in der Lotterie gewinnen! — und ich kaufte im gleichen Augenblick die Firma. Bis zur Entlassung haben Sie jeden Tag ins Kontor zu kommen, und zwar pünktlich um 8.30 Uhr, und die Aufträge, die ich Ihnen gebe, gewissenhaft und sorgfältig auszuführen, soweit Ihre einfältigen Geistesgaben das zulassen. Wenn Sie vorziehen, von jetzt an fortzubleiben, so haben Sie unrechtmäßig Ihren Platz verlassen und können nicht nur kein Gehalt für den laufenden Monat erwarten, sondern ich werde Sie auch auf Schadenersatz verklagen.
Und noch eins: dieser Brief überschreitet an einzelnen Stellen die Meinungsfreiheit, und Sie können mich daher wegen Beleidigung belangen, aber da diese in einem verschlossenen Brief getan ist, würde ich, wie mein Anwalt mir sagte, nur zu einer Buße von vielleicht 100 Kr. verurteilt werden. Um Ihnen die Unbequemlichkeit mit der Klageschrift usw. zu ersparen, füge ich 150 Kr. bei und sehe gern einer Quittung hierüber entgegen.

Ohne besondere Achtung,

P. Jensen, Direktor.

Kontorist Jensen las den Brief zweimal mit größter Zufriedenheit durch, dann hielt er ihn über die Kerze, die an seinem Bette stand und ließ die brennende Asche in den Kokseimer fallen, während er den alten Wecker auf halb acht stellte, damit er nicht wieder zu spät ins Kontor käme und sich wieder dem Anschnauzer von Abteilungsleiter Petersen aussetzte.
Mit einem glücklichen, erlösten Lächeln schlief er ein... (Aus dem Dänischen von Lucie Mülbe.)

EIN ORIGINELLES AUTOGRAMM

VON JOSEF ROBERT HARRER

Uber Hügel und durch Wälder hatte Giacomo einen einsamen Ausflug gemacht. Zu spät dachte er an die Heimkehr; er kam in dem Augenblick zum Bahnhof, als eben der Zug davondampfte. Bis zum nächsten Zug mußte er eine Stunde warten. Allmählich kamen andere Leute; einige Mädchen betrachteten Giacomo auffallend und wiesen mit dem Finger auf ihn.

Ja, wieder wurde er, wie so oft schon, für den bekannten und beliebten Filmschauspieler Alfredo Oldini angesehen. Im Büro sagten die Kollegen überhaupt nur Oldini zu ihm, und wenn der Abteilungsvorstand gut gelaunt war, nannte er ihn auch Oldini. Jetzt aber hatte Giacomo keine Lust, auf dem Bahnsteig der kleinen Station Aufsehen zu erregen. Er entschloß sich, da genügend Zeit war, bis zur nächsten Station zu wandern und dort auf den Zug zu warten.

Als er in der kleinen Station ankam, waren noch gute zwanzig Minuten Zeit. Der Bahnsteig war leer; nur ein einziges junges Mädchen saß auf der einzigen Bank und träumte in das Abendrot. Giacomo nahm neben dem jungen Mädchen Platz, ohne daß er beachtet wurde. Er betrachtete in Muße die entzückendsten Beine. Das Kleidchen war so kurz, daß er auch die Knie bewundern konnte. Bald bemerkte das Mädchen, daß seine Blicke auf ihr herumwanderten. Sie sah ihn entrüstet an; aber schon nach wenigen Augenblicken errötete sie. Sie versuchte, das Röckchen herabzuziehen, was ihr natürlich nicht gelang, und flüsterte: „Oh, welches Glück, Alfredo Oldini! . . . Ach, welches Unglück, ich habe mein Autogrammbuch nicht bei mir!"

„Sammeln Sie so leidenschaftlich Autogramme?" fragte Giacomo.

„Und ob! Zehnmal habe ich Ihnen schon Ihr Bild geschickt und Sie gebeten, es mit Ihrer Unterschrift zurückzuschicken. Sie Böser aber haben nie geantwortet! Aber jetzt kneifen Sie mir nicht aus!"

„Und was bekomme ich für das Autogramm?"

„Was soll ich Ihnen geben? Ich habe ja nichts, was Ihnen —"

„O doch!" unterbrach sie Giacomo hastig und mutig wie noch nie. „Einen Kuß! . . . Weit und breit sieht uns niemand! Der Herr Stationsvorstand grübelt über einem Kreuzworträtsel. Ich habe es gesehen, als ich am Schalter vorbeiging . . . Nun?"

In der schönen Stunde, da das Abendrot die Welt verklärt, wird auch das Mädchenherz weicher und weicher. Sie nickte.

„Zuerst der Kuß!" sagte Giacomo. Da küßte sie ihn zaghaft.

„So! Und jetzt das Autogramm!" sagte sie. Er zog einen Tintenstift aus der Tasche, während das Mädchen nach einem Papier suchte. Sie sah Giacomo fragend an. Er habe auch kein Papier, bedauerte er.

Plötzlich leuchteten die Augen des Mädchens auf.

„Ich bekomme ein originelles Autogramm! Meine alten Ausflugsstrümpfe sind schon zehnmal repariert worden. Sie haben ihren Dienst getan. Ich kann sie nicht mehr tragen. Schreiben Sie das Autogramm auf den Strumpf! Ich schneide dann das Stück aus und klebe es in mein Autogrammbuch. Das wird das Glanzstück in diesem Buche sein!" Giacomo ließ sich das nicht zweimal sagen.

„Und wo?" fragte er. „Vielleicht ein wenig oberhalb des Knies?"

Das Mädchen nickte; errötend zog es den Rock ein wenig höher. Da lachte Giacomo.

„Hier kann ich nicht schreiben! Hier ist ein tüchtiges Loch im Strumpf! Da müßte ich auf Ihrer schönen Haut schreiben!"

Also der andere Strumpf! Und da schrieb nun Giacomo, von der Nähe des schönen Mädchens zu schnelleren Atemzügen gezwungen, den Namen Alfredo Oldini. Das Mädchen flüsterte hastig ihren Dank und schob den Rock wieder bis zu den Knien.

„Halt!" sagte Giacomo. „Ich habe das Datum vergessen!"

Wieder hob sich das Röckchen. Und dann, weil der Zug Verspätung hatte, schrieb er auch noch Ort und Stunde dazu. Sie plauderten. Der Zug kam, sie stiegen zu, sie saßen nebeneinander. Und Giacomo hatte sich Hals über Kopf in das schöne Mädchen verliebt. Er meinte, er habe am nächsten Abend eine Stunde übrig, ob er sich nicht mit ihr treffen könne. Lucia sagte zu. Und dann kamen sie in der großen Stadt an; Giacomo begleitete Lucia bis zu ihrem Wohnhaus und bekam einen langen Abschiedskuß.

Als Lucia die Strümpfe auszog und das originelle Autogramm ausschneiden wollte, sah sie zu ihrem Entsetzen, daß durch den Tintenstift alle Maschen gelockert worden waren; Loch war neben Loch, und von dem Autogramm war nichts zu sehen außer einem großen violetten Fleck auf der Haut. Lucia tröstete sich damit, daß sie ja das Autogramm am nächsten Tag bekommen werde. Sie bekam es auch. Die Frühpost brachte einen Brief. Oldinis Bild fiel heraus und ein Briefchen:

„. . . Und so müssen Sie mir, einem überbeschäftigten Filmschauspieler, verzeihen, daß ich Ihnen erst jetzt auf Ihre mehreren Autogrammbitten antworte! Seit Wochen filme ich angestrengt in Sizilien. Ich benütze die erste freie Stunde, um auch Ihnen endlich das gewünschte Autogramm zu senden. Herzlichst grüßt Sie Ihr Alfredo Oldini!"

. . . Sie begab sich abends zu der Zusammenkunft, um dem Herrn tüchtig ihre Meinung zu sagen. Aber sie kam nicht dazu; denn Giacomo begann selbst, indem er sofort sagte: „Lucia, das Autogramm müssen Sie aus Ihrem Büchlein herausnehmen! Ich bin nämlich nicht —"

Und nun machen sie ihre Ausflüge gemeinsam. Wenn irgendwo die Mädchen die Köpfe zusammenstecken und tuscheln und mit dem Finger auf Giacomo zeigen, sagt Giacomo zu Lucia: „Soll ich den Gänsen ein Autogramm auf den Strumpf schreiben?"

„Bei anderen Mädchen hat es sich ausgestrumpft, verstanden!", erwidert Lucia und blickt ihm innig in die Augen. „Überhaupt schlage ich vor, daß du dir einen Schnurrbart wachsen läßt, damit du endlich diesem Alfredo Oldini nicht mehr ähnlich siehst!"

MEIN FREUND JOHANNES

Tief versonnen saß Johannes an seinem Schreibtisch. Es war ein Sonntagmorgen. Aber das Wetter war gar nicht sonntäglich. Es regnete und stürmte. Barometer und Thermometer wetteiferten im Fallen. Johannes hatte bereits gefrühstückt. Rasiert aber hatte er sich noch nicht. Er hatte keine Lust dazu. Er hatte überhaupt zu gar nichts Lust.

Frau Johanna wollte ihm helfen. „Rasier dich doch erst mal, das bringt dich auf andere Gedanken!" schlug sie vor. „Na ja, dann mach' mir mal einen Topf Wasser heiß", sagte Johannes. Frau Johanna tat es. Als das Wasser kochte, meldete sie es ihm. Er ging hinaus. Nach einer ganzen Weile kam er wieder. Sein Gesicht war nun erheblich fröhlicher. Frau Johanna bemerkte es. „Siehst du!" rief sie erfreut. Aber dann bemerkte sie auch, daß er immer noch unrasiert war. Sie eilte hinaus. Das Wasser war nicht mehr da.

„Johannes", sprach sie ernst, „hast du das Wasser weggegossen?" — „Ja", sagte Johannes strahlend. „Mach mir man neues."

Frau Johanna fand, das sei ein schlechter Scherz. Aber immerhin, wenn ihm dieser harmlose Spaß Freude gemacht hatte, wollte sie ihm verzeihen. Sie setzte neues Wasser auf. Johannes hatte es sonderbar eilig. „Ist es heiß?" rief er.

„Ja, komm man 'rüber!" antwortete sie. Er kam und nahm das Wasser mit ins Badezimmer.

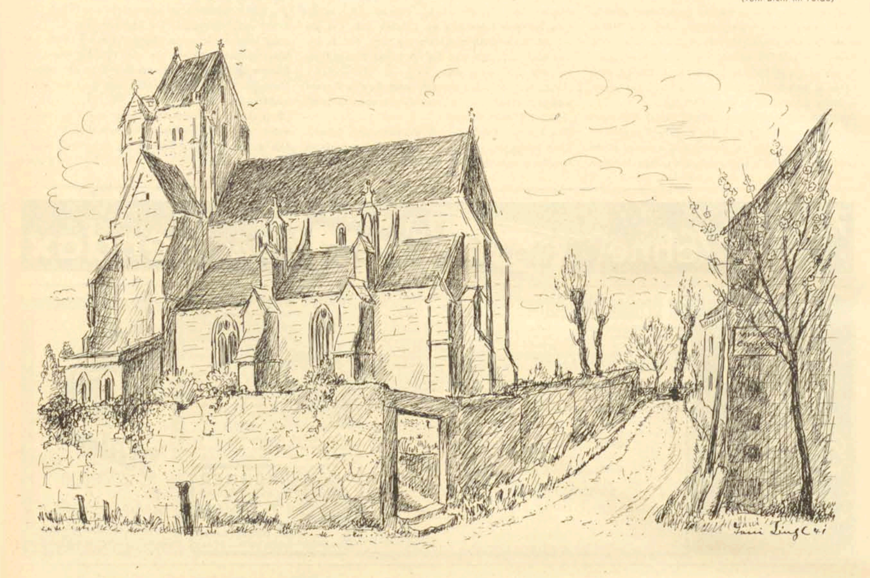
Frau Johanna lauschte. Argwohn stieg in ihr auf. Überraschend öffnete sie die Tür. Da stand Johannes, die Rasierschale am Mund. In der andern Hand hielt er die Rumflasche. Der Bart war noch nicht kürzer geworden.

„Setz doch bitte nochmal Wasser auf. Aber etwas mehr. Ich könnte eigentlich heute mal heiß baden. Um auf andere Gedanken zu kommen", sagte Johannes.

J. Bieger

Dorfkirche in Frankreich

(Toni Bichl im Felde)



DIE BLAUE DAME

VON GERT FALLER

Vor der Bude steht die Dame im blauen Rüschenkleid und trinkt Kaffee mit der Frau an der Kasse. Auch an den Ärmeln sind Rüschen über den nackten, violett gefleckten Armen. Ab und zu knetet sie die Arme ein bißchen; es ist kühl draußen, obwohl die Sonne scheint. Und ab und zu greift sie auch nach den blauen Blumen im Haar, ob sie nicht etwa heruntergefallen sind. Sie setzt die Tasse ab und ruft etwas Wichtiges aus, sie hebt beschwörend die Hand, aber der Bläserchor vom Karussell gegenüber verschluckt das, was sie ruft. Sie zieht den geschminkten Mund hoffnungslos herunter und sieht die alte Frau an der Kasse an, die ein Tuch um die Schultern geschlagen hat und ihr zunickt. Und sie sieht auch den dünnen Clown an, der jetzt aus der Bude auf die Bretter tritt. Dann stemmt sie die Fäuste gegen die Eisenstange, atmet tief ein und ruft mit heiserer Stimme: „Fragen Sie die Leute, die herauskommen. Nur fragen. Wer Schlichte nicht gesehen hat, hat das Schönste am Platze versäumt. Sie lachen sich tot." Ganz ernst sagt sie das und ganz gewichtig. Und nun holt sie das Tamburin unter der Kasse hervor und dreht sich damit einmal um sich selbst auf vorsichtigen, steifen Beinen und schlägt mit der Hand gegen das Tamburin, daß es rasselt. Und sie läßt sogar einen Mann aus dem Publikum probieren, ob er auch so gut rasseln kann. Ernst sieht sie ihm dabei zu. Und ernst knöpft sie jetzt den beiden Mädchen die Mieder, die mit kurzen Röcken aus der Bude herauskommen und sich neben den dünnen Clown stellen. „Weiter", sagt der Clown unzufrieden, und sie ruft weiter in das Menschenknäuel hinein. „Schönes Wetter haben wir heute, ja?" — „Ja", antwortet ihr laut der dünne Clown, weil niemand ihr sonst antwortet. Und er nimmt, sich dabei verneigend vor ihr, behutsam seinen Zylinder ab, damit die rote Perücke nicht herunterfällt. Sie wirft den Zylinder hinunter zu den Leuten. „Weil heute so schönes Wetter ist", schreit sie erklärend. „Sei nicht so ernst", sagt der dünne Clown und ist noch immer nicht zufrieden. Da schreit sie gegen den Bläserchor an und gegen den Wiener Walzer und gegen das Kinderlachen am Kasperltheater. Sie atmet tief, ihr Kleid über der Brust ist zu eng, am Ausschnitt ist ein hellblaues Seidenband von Wäsche zu sehen, sie tritt von einem Bein auf das andere in den ungewohnten Stöckelschuhen, sie hebt den Kopf und sieht zwei Fliegern nach, einem langsamen und einem schnelleren, und dreht den Kopf wieder zu den Leuten und hört nicht auf, ihnen zuzurufen, daß sie kommen müssen, und sieht zwischendurch auch zu den Mädchen hinüber, ob sie still stehen.

Was eine Frau im Frühling träumt, das ist so dumm und ungereimt, spielt jetzt das Karussell gegenüber, und die Luftschaukel mischt sich hinein und besingt den treuen Husaren, der sein Mädchen ein ganzes Jahr liebte.

„Wann kommt Karl?" fragt die Dame in Blau und kann nicht mehr sprechen und wagt einen letzten Satz, wobei sich ihre Stimme überschlägt, so daß sie sich räuspern muß. Da versucht es der dünne Clown mit seiner dünnen Stimme einstweilen, aber man kann ihn nur in den ersten zwei Reihen hören. „Geh weg", sagt die Dame in Blau, räuspert sich wieder und breitet die Arme aus, als wollte sie jeden einzelnen an ihre Brust nehmen. Sie schluckt, leckt ihre Lippen ab. Alles neu, macht der Mai, spielt das Karussell, und gleich hinterher, ohne Pause: Du hast Glück bei den Frau'n, bel ami.

Sie ist einen Augenblick lang ratlos, dann reißt sie entschlossen ein Photo des dicken Karl aus der Schublade der Kasse und zeigt es triumphierend im Kreise herum. „Rundfunk", steht funkelnd über dem Bild geschrieben, und nun endlich kommt Karl, der dicke Clown, zwei alte Männer spielen ihm auf: Siehste woll, da kimmt er, große Schritte nimmt er. Und wenn er auch nur kleine Schritte nimmt und es nicht eilig hat, so ist er doch ein toller Kerl, der gleich bei seinem Auftreten „huha, huha" wie ein wilder Neger schreit und beim Vorbeigehen auf die Trommel schlägt, daß es nur so dröhnt. „Wer net reingeht bei uns, muß sterben", schreit er aus mehlweißem Gesicht und schlägt wieder auf die Trommel und läßt sogar seinen Hutrand auf der Nase tanzen und gibt sich überhaupt viel Mühe.

Aber es lächeln nur ein paar Leute. Die andern bleiben ernst, hören ihm andächtig zu und sehen mit lauschenden Gesichtern zu ihm auf. Soldaten stehen dazwischen. Die Mädchen auf den Brettern schielen zu ihnen hinunter und wieder über ihre Köpfe hinweg zu der Zuckerbude mit den roten und grünen Tüten, die kein Mensch kaufen will, worüber die alte Zuckerbräuerin fast weint.

Da versucht es die blaue Dame noch einmal, drückt den dicken Karl beiseite, holt ein langes, schwarzes Band hervor, auf dem in Glitzerbuchstaben steht: „Schlichtes Original-Kristall-Revue", läßt die Mädchen das Band ausgestrafft halten, wiegt sich in den schweren Hüften und ruft: „Wer

Die Wolke / Von Wolfgang Ronner

An den Rändern goldverbrämt,
losgelöst vom Weltgetümmel,
steht errötend und verschämt
eine Wolke an dem Himmel.

Schramm erblickt sie und bleibt stehen,
Wehmut quillt ihm ins Gemüt,
denn die Wolke, die dort zieht,
hat er schon einmal gesehen.

Nur er weiß jetzt nicht mehr klar
– weh', er ist gedächtnisschwach! –
wann, warum und wo es war.
Und er blickt ihr traurig nach.

Sein Brief

(K. Heiligenstaedt)



„Merkwürdig — wenn Männer unsere Klugheit loben und so laut unser Verständnis preisen, haben sie immer etwas angestellt . . .“

La lettera di lui: *“Strano! Quando gli uomini lodano la nostra accortezza e magnificano il nostro senno, hanno sempre commesso qualche cosa . . . „*

reingeht, wird hundertzwanzig Jahr." — „Jawohl", sagt der dünne Clown mit seiner dünnen Stimme. Sie winkt ihm ab, sie ist nicht mit ihm zufrieden, sie sind nie miteinander zufrieden. Sie sieht einem Hund nach; er atmet in kurzen, aufgeregten Stößen zwischen all den Menschen. Sie möchte ihm Wasser geben, aber sie singt und breitet wieder die Arme aus und die beiden alten Musiker spielen dazu und der dünne und der dicke Clown ringen um einen Taktstock. Doch der Bläserchor gegenüber ist lauter, erst nach einer Weile hört man, was die Schlichte-Revue singt: ... wir leben und sterben ja sowieso. Wir sind die Sänger von Finsterwalde, wir leben und sterben ja sowieso. „Ab geht's. Macht, daß Ihr reinkommt, Ihr Rollmöpse", ruft der dicke Clown und zeigt auf die Tür. Ein paar Leute kommen. Viel zu wenig. „Ab geht's. Dreihundert Plätze. Wer zuerst kommt, kann noch sitzen."

In aufgeregten Schritten geht die blaue Dame über die Bretter. Viel zu wenig. Manche Leute wenden sich zur Seite und sehen sich an, wie man Fenster putzt. Neben dem Putzapparat spielt ein Gramola. „Ja, so ein Traum erfüllt sich schnell, eventuell, eventuell." Und von da aus gehen sie weiter zu dem Gesundheitsmesser, dem Vierteiligen. Viel zu wenig bleiben, zu wenig. Die blaue Dame dreht sich wieder um sich selbst, und nun hebt sie sogar vor lauter Übermut das Kleid ein bißchen und wackelt wie eine Ente dazu. Aber es lacht keiner. Doch, es lacht einer. Ein Soldat lacht. Und als sie noch einmal wie eine Ente wackelt, lacht er noch einmal und lauter. Und nun lachen die andern auch, und darum hebt sie das blaue Kleid nochmal ein Stückchen hoch und wackelt wieder. Und nun lachen alle. Und der dicke Clown schreit: „huha, huha" wie ein Neger. Und die blaue Dame schreit: „Plazieren, plazieren, meine Herrschaften, nun aber schnell." Und die Leute kommen. Und der dünne Clown ist zufrieden. Und die Mädchen auf den Brettern können den Soldaten zuwinken, weil sie nicht mehr stille zu stehen brauchen.

LIEBER SIMPLICISSIMUS



Vor vielen Jahren war es. So um 1909 herum. Wir standen in Hellerau. Am Himmel schwebten die ersten Flugzeuge. Püschelemil blickte sinnend hinauf und sagte:
„Zwei, drei Jahre noch — dann hören sie damit von ganz alleine wieder auf!" J. H. R.

Gibt mir eines Tages mein Freund seine Lora in Pension. Ich will ihm eine Freude bereiten. Papageien sind doch gelehrig. „Du sollst schön ‚guten Morgen, lieber Onkel' sagen", spreche ich Lora vor. Einmal — zehnmal — hundertmal. Lora schweigt. Es ist wohl zuviel für den Anfang. „Du sollst lieber Onkel sagen", spreche ich nunmehr Lora vor. Einmal — zehnmal — hundertmal. Lora schweigt. Es ist wohl immer noch zuviel. „Du sollst Onkel sagen", flöte ich, werbend, verführerisch, einmal — zehnmal — hundertmal. Lora schweigt. Jetzt ist meine Geduld zu Ende. Ich werde energisch: „Du sollst Onkel sagen" — — — energischer: „Du sollst Onkel sagen" — — — ganz energisch: „Du sollst Onkel sagen!!!" — — — Lora schweigt. Keine noch so raffinierte Steigerung zeigt Erfolg. Verzweifelt greife ich zur Gewalt. Lora kommt auf meine linke Faust. „Du sollst Onkel sagen." Lora bekommt einen leichten Klaps mit der rechten Hand, „du sollst Onkel sagen." Lora bekommt wieder einen Klaps mit der rechten Hand. Einmal — zehnmal — hundertmal. Lora schweigt. Erschöpft sperre ich sie in den Hühnerstall.
Am anderen Morgen öffne ich die Tür. Was sehe ich? Elf meiner schönsten Zwerghühner liegen tot am Boden. Das zwölfte hat Lora auf der linken Kralle. „Du sollst Onkel sagen" kräht sie und gibt ihm einen Schlag mit der rechten, daß die Federn fliegen. Einmal — zehnmal — hundertmal. W. L.

Bruno will sich bessern. Bisher kam Bruno jede Nacht spät heim. Bisher stand Bruno immer erst nach Mittag auf. Bruno bekam den Moralischen. Er beschloß: „Ab heute keinen Tropfen mehr!"
„Brav, Bruno!"
„Ab heute keine Kegelpartie mehr!"
„Bravo, Bruno!"
„Ab heute abends mit den Hühnern ins Bett und früh raus!" — „Recht so, Bruno!"
Bruno tat es. Er tat es nur einen Tag. „Nie wieder!"
„Warum, Bruno?"
„Wegen meiner Kinder!"
„Wegen der Kinder?" Bruno brummte böse:
„Wie ich den ersten Morgen früh sieben Uhr ausgeschlafen und angezogen ins Zimmer trete, sitzen meine Kinder um den Frühstückstisch herum und rufen: „Heute ist es aber wieder einmal spät geworden! Schlaf gut! Gute Nacht, Vater!" J. H. R.

Der Moser Anderl, ein heiratslustiger Witwer in den besten Jahren, geht zum Heiratsvermittlungsbüro, weil er selber „nix Passendes" findet. Dort zeigt man ihm verschiedene Fotos. Sie sind alle ganz schön, nur kommen ihm diese Bilder ein bisserl arg schlank vor. „Hab'n S' denn nix Fester's", meint der alte Praktiker, „wissen S', zum Heiraten brauch i was Strapazierfähiges." H. G.

Verlag und Druck: **Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80** (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach. Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: Gustav Scherer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Okt. 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Großkapital USA.

(Karl Arnold)



„Was heißt Monroedoktrin, wenn es um unsere Interessen geht!"

Grancapitale USA.: "Che significa mai 'Dottrina Monroe, quando si tratta dei nostri interessi!?,,

München, 25. Juni 1941
46. Jahrgang / Nummer 26

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

In Englands Sold

(E. Inöny)

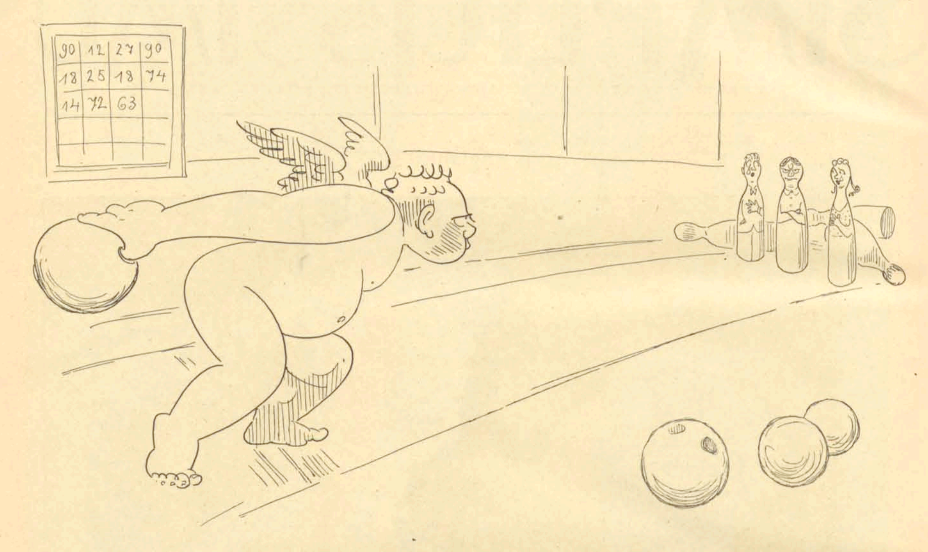


„. . . und was hat eigentlich so ein Landesverräter monatlich, Herr General de Gaulle?"

Al soldo d' Inghilterra: ". . . e quanto in realtà incassa, mensilmente, signor generale de Gaulle, un tale traditore della patria?"

Die letzten Drei - Gli ultimi tre

(Fr. Bilek)



HOAMGEFUNDEN

VON WALTER FOITZICK

Willkommen in der Heimat, sagte ich zu ihm und besah ihn mir von allen Seiten. Er war etwas blaß geworden und zeigte Spuren von Gebrauch, aber sonst war er der alte, der, den ich vor vielleicht zwanzig Jahren das letztemal gesehen hatte. Damals war er von mir gegangen, nein, man hatte ihn mir genommen, nicht böswillig. Man hatte gesagt, man interessiere sich für ihn. So hatte ich ihn ziehen lassen. Nun war er wieder zurückgekehrt, der kleine Band mit dem Werk eines Dichters.

Damals war dieser Dichter sehr berühmt gewesen, und die Leute, die von Dichtern etwas zu schreiben hatten, sagten, er sei sehr wichtig.

Ein paar Wochen, nachdem ich das Buch verliehen hatte, sagte ich zu meinem Freunde: „Ach, geben Sie mir doch nächstens das Bändchen wieder." — „Ja, selbstverständlich", hatte der Entleiher gesagt und es mir nicht wiedergegeben. Als ich ihn dann gelegentlich traf, sagte ich es nochmals und er antwortete wieder: „Ja, selbstverständlich." Nach einem Jahr ungefähr erzählte er, er habe das Buch weitergeliehen und es sei vermutlich jetzt in Japan.

Nun, man soll auch einem Buch eine Reise nach Japan nicht verargen, auch ein Buch kann sich mal den Wind um den Einband wehen lassen. Den Verlust habe ich leicht verschmerzt, zumal der Dichter immer weniger wichtig und immer mehr verramscht wurde.

Wir sprachen gar nicht mehr von dem Buch, denn wir hatten Anderes und Unangenehmeres zu besprechen. Vor einigen Tagen kam nun mein Freund, legte es auf den Tisch und tat so, als ob eine knappe Woche seit dem Tag des Entleihens vergangen sei. Es waren aber fast ein bis zwei Epochen der Weltgeschichte inzwischen verstrichen. Wenn man das bedenkt, hatte sich das Buch leidlich gut gehalten, ich meine äußerlich, nicht innerlich. Jünger wird man nicht, wenn man sich zwanzig Jahre in fremden Bücherschränken herumtreibt, was sage ich, Bücherschränken, nein, auf Nachtkasteln, Wirtstischen, in möblierten Zimmern, Eisenbahnabteilen, um nicht noch tieferstehende Orte zu nennen. In Japan soll es übrigens nicht gewesen sein; schade, ich habe es ganz gern, wenn wenigstens meine Bücher etwas herumkommen.

Auf dem Umschlag war neben anderen Gebrauchsspuren ein Stearinfleck. Aha, auf den Nachttischchen wird also nicht immer eine elektrische Leselampe gestanden haben. Wer will mich hindern, anzunehmen, daß eine arme Näherin nachts mit heißen Augen im Bett den Dichter gelesen hat. Nun, hindern wird mich niemand, aber ich glaube mir selbst nicht. Es ist halt doch etwas zu langweilig, das Buch, als daß es einer mit heißem Auge und heißer Kerze in einem Dachstübchen liest. Nun bleibt noch die Möglichkeit, zu vermuten, daß jemand, der gerade zuviel Geld bei sich gehabt hat, dieses fortschickte und einen Geldbrief an der Kerze versiegelte. Dann muß das Buch aber schon in sehr wohlhabenden Kreisen kursiert haben.

Ich bekam schon etwas Respekt vor meinem Buch, ich blätterte in ihm. Viel schien nicht darin gelesen zu sein, der Inhalt war weniger mitgenommen als der Umschlag. Gelegentlich muß aber doch einer hineingeschaut haben, denn auf Seite 37 war etwas Zigarettenasche. Ich konnte nicht feststellen, warum gerade auf Seite 37, denn der Inhalt dieser Seite war nicht aufregender als der der anderen. Weiter hinten fand ich ein altes Theaterbillett. Es stammte aus dem Bayerischen Staatstheater vom 23. September 1928. Fast hätte ich festgestellt, was man an diesem Tag gegeben hat. Auf der letzten Seite fand sich ein Kuchenkrümel. Es war festgeklebt und um es herum hatte sich ein Fettrand ausgebreitet. Es muß ein älteres Kuchenkrümel sein, vielleicht stammte es von dem Theaterbesucher. Sonst war der Inhalt genau so dichterisch geblieben und deshalb hatte mein Buch auch wohl den Weg zu mir zurückgefunden.

Lob der Klappe

Von Dr. Owlglaß

O wie schön ist's in der Klappe,
wodarein man abends steigt,
ohne Haft und Aktenmappe,
jedem Scharfsinn abgeneigt.

Aus des Tages Fieberhektik,
aus dem wesenlosen Schein
unfruchtbarer Dialektik
kehrst du in Nirwana ein.

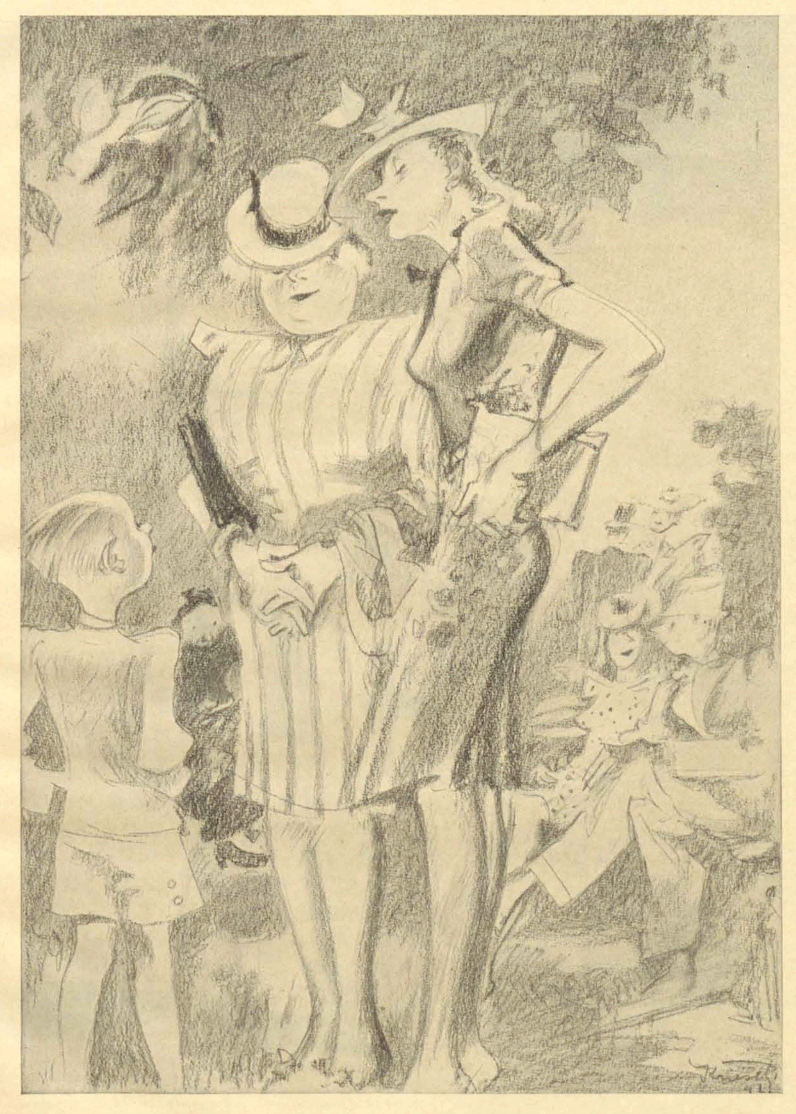
Nach erfolgtem Nachtgebete
reicht dein Engel dir ein Glas,
randvoll angefüllt mit Lethe,
schaumig=kühl und frisch vom Faß.

Gibt es eine beff're Würze?
Alles, was dich drückte, weicht,
flieht, verdunstet, und in Kürze
hast den Nullpunkt du erreicht,

wo dein Schifflein ohne Ruder
regungslos im Hafen liegt,
wo des Todes sanfter Bruder
dich in seinen Armen wiegt.

Der Verdacht

(R. Kriesch)

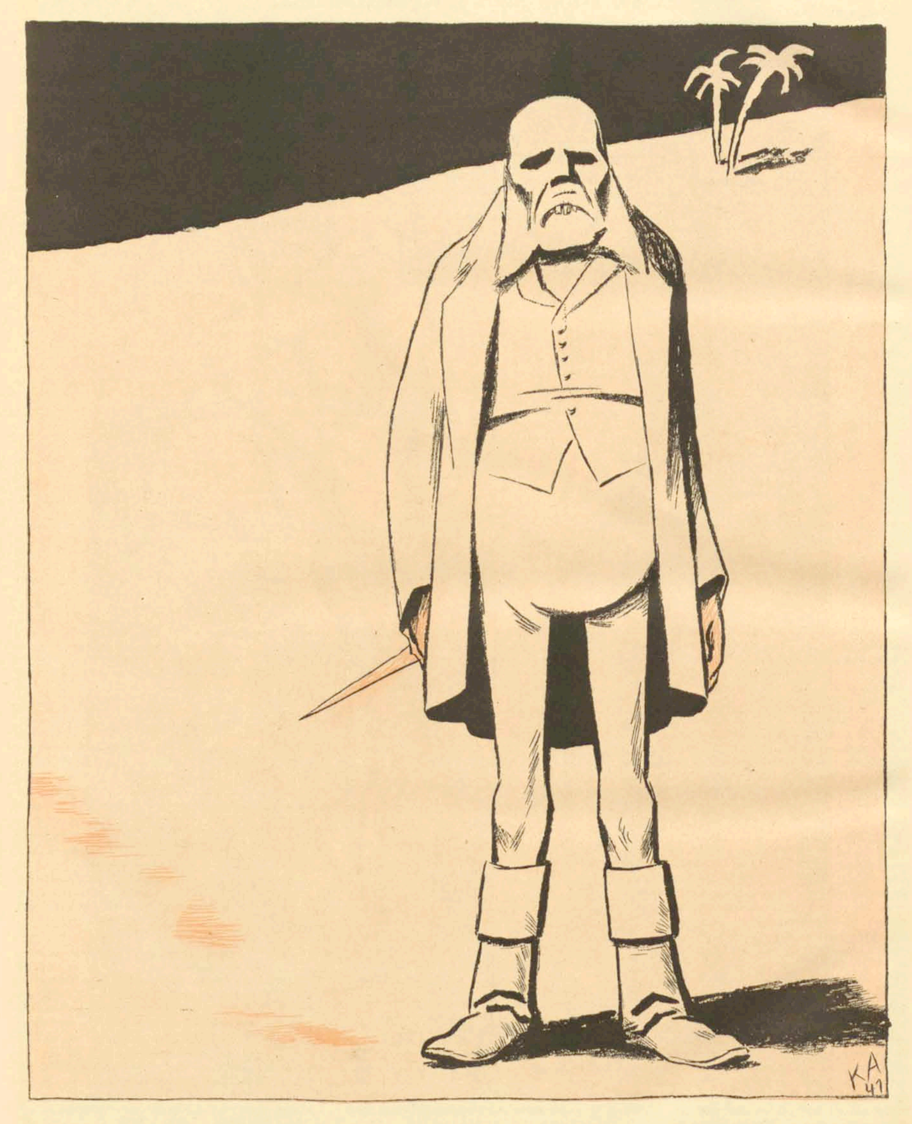


„Siehst du, Cläre, der Junge sagt auch, daß er keinen Herrn im grauen Anzug mit 'ner Dame in 'nem blauen Kostüm gesehen hat!" — „Aber das beweist doch nichts, Martha, Männer halten in jedem Alter zusammen!"

Il sospetto: "Vedi, Clara, anche il ragazzo dice di non aver visto nessun signore vestito in grigio con una signora in costume azzurro!„ — "Ma ciò non comprova nulla, Marta; gli uomini fanno causa comune in qualunque età!„

John Bull in Syrien

(Karl Arnold)



„Wenn Frankreichs Söhne nicht für mich bluten wollen — dann gegen mich!"

John Bull in Siria: "Se i figli di Francia non vogliono spargere il loro sangue per me, allora contro di me!„

DER KLEINE HERR CASPARIUS

VON HANS FREYTAG

Der kleine Doktor Casparius war trotz seiner zweiunddreißig Jahre ein schüchterner Mensch. Dabei hätte er es nicht nötig gehabt. Ein bißchen Selbstbewußtsein, ja, eine bescheidene Dosis Eitelkeit hätte die guten Gaben ins rechte Licht setzen können, die seine nächsten Freunde an ihm sehr schätzten. Wenn er sich einer Umgebung sicher fühlte, konnte er überaus witzig sein. Er war unaufdringlich gebildet, hatte eine schnelle Auffassungsgabe, guten Geschmack und in seinen Geschäften eine sichere Hand.

Alles das löste sich in Verlegenheit auf, wenn er in die Gesellschaft von Frauen geriet. Schuld daran war vielleicht sein kleines Körpermaß bei einer durchaus ebenmäßigen Gestalt, und sein leicht verzeichnetes Gesicht: die Nase des Casparius saß nämlich wie ein nachträglich und recht flüchtig hingewischtes Ausrufezeichen über dem an sich hübschen vollen Mund. Wenn er eine Frau ansah, vor allem eine, die ihm gefiel, wurde er sich dieser Fehlzeichnung qualvoll bewußt, als stünde er vor einem unerbittlichen Spiegel — und dann war alles aus.

An sich mochten ihn übrigens die Frauen recht gern. Ihr Instinkt spürte seine menschlichen Qualitäten. Aber sein Ungeschick machte ihn leicht lächerlich. Und wer die Sehnsucht hat, sich anbeten zu lassen, verträgt nicht die Hilflosigkeit eines erwachsenen Kindes.

Da tauchte nun in seiner Umgebung eine junge Frau auf, die ihn so bezauberte, daß er nach einem Erstickungsanfall seiner Schüchternheit plötzlich aus sich herausging. Halb war es Trieb, halb Entschluß. Alle jene guten Gaben flimmerten vor dieser Isa Loy. Ihr also gelang es, über das mißglückte Ausrufezeichen im Gesicht des kleinen Casparius hinwegzusehen! Sie war die erste, die sogar einen gewissen Reiz darin erkannte. Sie entdeckte wie gut er tanzte, wie nett er plauderte, wie noch netter er zuhören konnte. Da sie von ihren eigenen Werten durchaus überzeugt war, glaubte sie in dem Spiegel seines Gesichtes ihren Zauber ablesen zu können. Sie war allzu sehr Frau, um keine Genugtuung darüber zu empfinden. So schloß sie ihm bald nicht nur die Türen zu ihrem Innern auf, sie vertraute ihm auch ihre täglichen Sorgen an. Dazu gehörten ihre ziemlich verfahrenen Verhältnisse. Isa Loy hatte sich, erst zweiundzwanzigjährig, von ihrem Manne scheiden lassen, dessen kleinliche Bevormundung, gepaart mit einem scharfen Sarkasmus sie einfach nicht mehr ertrug. Aber da sie aus einem behüteten Haus in eine strenge Ehe hineingewachsen war, hatte sie alle Geschäfte ihres nicht unbeträchtlichen Vermögens zuerst dem Vormund, dann dem Gatten überlassen — und stand nun plötzlich ohne Rat und Hilfe einer Verwaltung gegenüber, die für sie nur ein undurchdringlicher Irrgarten von Titeln und Zahlen wurde. Hier griff der kleine Casparius mit einer Energie ein, die weit über seinen sonstigen Elan hinausging, und die sie bewundern mußte. Er schlug den menschlichen Hyänen, die vor allem dem Vermögen der jungen Frau auflauerten, empfindlich auf die Tatzen, brachte Sinn und Ordnung in ihre Papiere, und wirtschaftete bald einen ansehnlichen Gewinn heraus, der ihrem Dasein breitere Annehmlichkeiten bescherte.

Sie hatte sich mittlerweile nicht nur an ihn gewöhnt, sondern eine schöne Zuneigung zu ihm gewonnen. Gewiß, seine ewigen Anfälle von Schüchternheit waren ärgerlich, aber sie hoffte, eines Tages sie ihm ganz abzugewöhnen, indem sie das Vertrauen in seine Tüchtigkeit stärkte. Casparius spürte ihre und die eigene Wallung. Doch bei dem Gedanken, sich ihr zu eröffnen, wurde ihm der Kragen zu eng; ein alberner Kloß in seinem Halse erstickte jedes aufkeimende Wort. Indessen, so ungeschickt Isa Loy in geschäftlichen Fragen war, in weiblichen war sie umso geschickter. Sie knöpfte ihm gewissermaßen den zu engen Kragen auf, so daß die Offenbarung seines leicht gehemmten Herzens keinen Schwierigkeiten mehr begegnete.

Eines Morgens erhielten Freunde, Feinde, Verehrer, Neider die gedruckte Mitteilung, daß in der Woche nach Pfingsten der kleine Casparius Frau Isa Loy heiraten werde. Für einige Tage hatte nun die Post Körbe von Glückwünschen in Briefen und Telegrammen zu bestellen, auf die der „Kleine" mit größter Gewissenhaftigkeit dankte. Da aber kam ein Brief, ein maschinegeschriebener Brief, der seiner frisch gewonnenen Fassung mit einem heftigen Schlag den Garaus bereitete. Dieser Brief war nicht an das verlobte Paar gerichtet, sondern an den kleinen Casparius persönlich und fand sich auf seinem Büroschreibtisch, als er, wenige Tage vor Pfingsten, von einem Ausflug mit Isa zurückkehrte. Der Brief lautete: „Verehrter Herr Doktor, mit Vergnügen habe ich gehört, daß Sie in einigen Tagen Isa Loys Gatte sein werden. Erlauben Sie mir, Ihnen meine besten Glückwünsche zu senden. Sie sind getragen von der Überzeugung, daß hier zwei einander ebenbürtige, höchst wertvolle Menschen sich für die irdische Ewigkeit zusammenschließen. Ich kenne Sie nicht, aber ich kenne Isa Loy, und zwar kenne ich sie sehr gut. Denn ich war eine gewisse Zeit lang mit ihr verheiratet. Wenn diese Ehe, wie man sagt, unglücklich ausging, so lag es natürlich ganz allein an mir. Ich bin einfach nicht der Mann gewesen, eine Isa zu den Himmeln des großen Glückes emporzuheben. Sie ist ein nahezu fehlerloser Mensch, bei dem man sich seiner eigenen Fehler und Schwächen bewußt werden muß. Die Kraft des Guten und Schönen in ihr ist groß. Jemand, der wie ich im ewigen Alltag herumtummelt, hat es schwer, ihr darin zu folgen. Vielleicht wenn ich ein Dichter oder großer Maler gewesen wäre oder auch ein Condottiere der Politik oder des Soldatentums, hätte ich mich über sie erheben können, ja, sie in gewisser Weise beherrscht. Aber als jemand, der mit Fakturen und Börsengeschäften Umgang hält, vermochte ich nie dem hohen Flug ihrer Träume zu folgen. Damit begann das Unglück unserer Ehe. Man hat Sie mir als einen klugen Mann gerühmt; so bezweifle ich keinen Augenblick, daß Isa in Ihnen dieses große Wunder gefunden hat, zu dem sie künftig emporblicken kann. Respekt, Herr Doktor! Ich bewundere Sie neidlos. Das Glück Isas liegt mir am Herzen. Nun darf ich beruhigt sein in der Überzeugung, daß sie an einem Platze geborgen ist, nach dem sie sich immer gesehnt hat, nämlich dem der Unterordnung unter eine starke und freie Persönlichkeit. Nehmen Sie, sehr geehrter Herr Doktor, die Versicherung meiner ganz besonderen Ergebenheit! Fritz Loy."

Der kleine Casparius ließ erblassend den Brief auf seinen Schreibtisch fallen. Seine ganze, durch die Verlobung verfestigte Haltung geriet ins Wanken. Auf welche Höhe der Bedeutung wurde er da plötzlich gehoben! Hatte er sich in diesen Wochen nicht vielleicht einem Irrtum hingegeben? War seine Verliebtheit verführerisch groß gewesen, daß er sich plötzlich über alle Kräfte hinaus stark und sicher gefühlt hatte, eine Frau durchs Leben zu tragen, zu der er vordem niemals die Augen aufzuschlagen gewagt hätte!

Plötzlich sank in einer düsteren Wolke alle Selbstunsicherheit, Schüchternheit, Kleinheit, der Gedanke an seine armselig verzeichnete Nase wieder über ihn her. Aber was für ein teuflischer Brief war das auch! Der kleine Casparius hatte eine böse schlaflose Nacht. Er rang mit sich wie Jacob mit dem Engel. Alle Zerknirschtheit, alles Gefühl der Minderwertigkeit, das solange in ihm zurückgedrängt war, brach wieder hervor, so daß er am Morgen, zerschlagen wie er war, nur eines wußte: er konnte niemals der strahlende Gott sein, zu dem Isa verehrend aufblicken würde.

Seine Ehrlichkeit gebot ihm, der Verlobten dieses Gefühl nicht zu verschweigen. Er schrieb ihr einen Brief, in dem er von einem dunklen Anlaß sprach, der ihm klar gemacht habe, daß er nie den Platz an ihrer Seite beanspruchen dürfe.

Dieser Brief, durch einen Boten überbracht, war kaum in Isas Hände gelangt, als sie auch schon den kleinen Casparius anrief.

„Was sind denn das nun wieder für Torheiten", sagte sie, „ich habe mich nie für einen Engel gehalten und nie nach einem Engel als Gatten gestrebt. Engel sind sicher sehr langweilig. Wenn wir irdisch sind und Fehler haben, sind wir sicher weit amüsanter. Welcher dunkle Anlaß, wie du dich ausdrückst, hat dir denn solche Phantasien in den Kopf gesetzt?" Er ließ erst eine kleine Stille durch das Telefon gehen. Dann erzählte er, welchen Brief er am Abend bekommen hatte.

Da tönte ein herzliches Lachen durch den Apparat. „Der Brief?" sagte sie. „Ach, du hast so einen Brief von Fritz bekommen? Auf den hätte ich dich vorbereiten sollen. Ich kenne doch seine Niedertracht. So etwas tut er aus Passion. Er gönnt mich keinem. Jedesmal, wenn ich mich wieder verheiraten wollte, hat er einen solchen Brief an meinen Kandidaten abgeschnellt. In meinem Schreibtisch liegt davon mindestens ein halbes Dutzend. Alle nach einem Schema, mit der Schreibmaschine geschrieben und nur an einigen Stellen je nach der Veranlagung meines Bewerbers abgewandelt."

„Ein halbes Dutzend, sagst du?" fragte er zurück.

„Es können auch zehn oder zwölf sein!"

Der kleine Casparius atmete schwer. Leise hängte er ein. Und er taumelte aus einem Winkel seines Minderwertigkeitsgefühls in einen anderen. War er nun Nummer sieben oder dreizehn — gleichgültig, er war eine Nummer und keinesfalls ein Auserwählter. Ja, seine Schüchternheit war hoffnungslos. Schließlich überzeugte sich auch Isa Loy davon.

FÜNFZEHN VIERFÜNFTEL

VON HANS RIEBAU

I.

Margrith ist erst fünfzehn vierfünftel Jahre alt. Seit aber die Zöpfe dahin sind und ihr Haar, wie es die Mode gebietet, in sanftem Schwung in den Nacken dauerwallt, wünscht sie als Dame behandelt zu werden, und vor allem natürlich von Onkel Ferdinand, der als Oberleutnant z. S. soeben auf Urlaub gekommen ist. Onkel Ferdinand aber weiß nichts von diesen Wünschen. Er gibt ihr einen Klaps hinten drauf, als wäre sie immer noch die kleine Margrith, die so gern Salmiakpastillen lutscht, und er bemerkt nicht, wie ihre Augen an seinen Lippen hängen, wenn er vom Krieg und von der See erzählt.

Eines Tages sitzt Margrith mit Helga, ihrer neunmalklugen Freundin, im Kino, und sie hat sich vorgenommen, in all ihrem Elend gar nicht recht auf den Film zu achten. Plötzlich jedoch, was muß sie auf der Leinwand sehen? Die süße, schwarze Ilona — viel älter als fünfzehn vierfünftel kann auch sie nicht sein — hat es auf Don José abgesehen. Der aber, ein Ritter und Held und somit stark mit anderen Dingen beschäftigt, achtet weder auf Seufzer noch auf Blicke und ist begriffsstutzig wie nur einer. Was tut nun die süße Ilona? Sie springt José auf den Schoß, faßt seine beiden Ohrläppchen mit den Fingern so, daß er den Kopf nicht drehen kann, öffnet ihre schwarzen Augen weit wie zwei Scheinwerfer, und die Scheinwerfer funkeln so lange haargenau mitten in Josés Pupillen, daß dem — endlich, endlich! — ein Seifensieder aufgeht und die Szene planmäßig mit einem feuerspeienden Kuß endet. Margrith fühlt, wie ihr Herz klopft.

„Du", flüstert da Helga, die neunmalkluge Freundin, „so mußt du's auch machen."

II.

Schon am nächsten Mittag kommt Onkel Ferdinand zum Essen, und nach Tisch beißt Margrith wirklich die Zähne zusammen, setzt sich ihm auf den Schoß, faßt seine beiden Ohrläppchen so, daß er den Kopf nicht drehen kann, versucht die Augen wie Scheinwerfer aufzureißen, funkelt damit in Onkel Ferdinands Pupillen, und dann — —

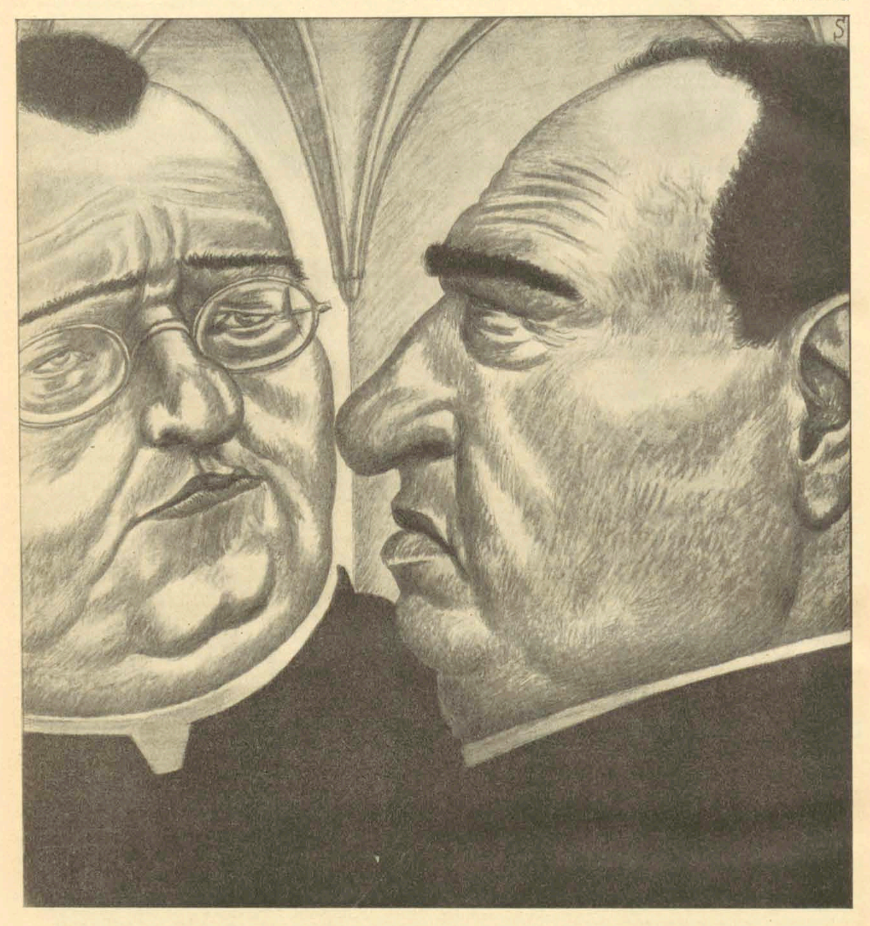
III.

„Und dann?" fragt Helga, als Margrith den Ablauf der Dinge bis hierhin erzählt hat.

„Dann", flüstert Margrith, und um ihren Mund bilden sich Falten, wie sie sich seit jeher um die Lippen der hoffnungslos Liebenden zu legen pflegen, „dann hat er Hoppe-hoppe-Reiter gemacht, mir eine Salmiakpastille in den Mund gesteckt, und als ich ihm die Pastille ins Gesicht gespuckt hab, da hat er gelacht und gesagt, er hätte den Film auch gesehen."

Sorgen

(Erich Schilling)



„Opfer über Opfer, Herr Amtsbruder, jetzt hat mir die Kriegswirtschaft meine junge Köchin geholt und schickt mir einen ganz alten Trampel dafür!"

Pensieri: "Sacrifici sopra sacrifici, signor collega! Adesso l' economia della guerra mi ha tolto via la giovane cuoca ed in ricambio mi manda un po' po' di vecchia ciabattona!,,

Mein Freund Johannes

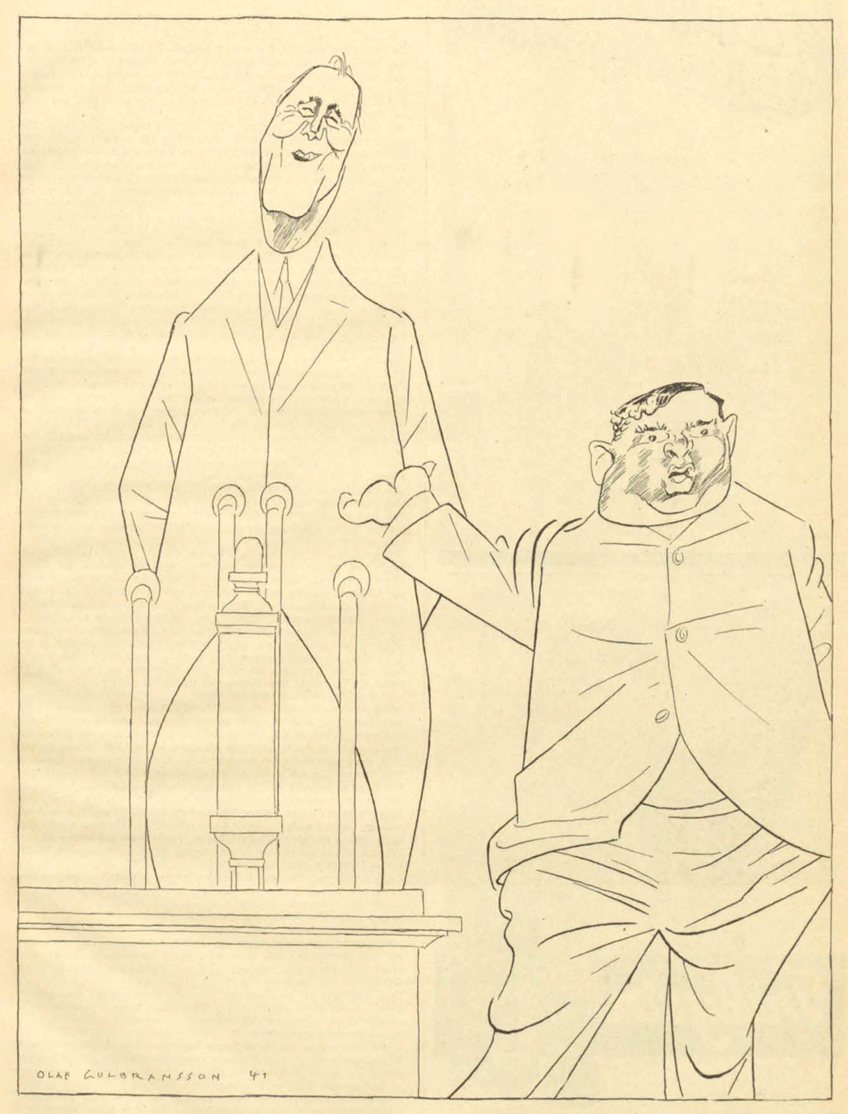
Auf einer Gesellschaft kamen wir ins Gespräch mit einem jungen Mann, der uns nach einigen Worten beiseite nahm und uns eröffnete, daß er vorhätte, demnächst ein Drama zu schreiben. Er entwickelte uns ausführlich das Problem, das er diesem Werk zugrunde legen wollte. Als er geendet hatte, sah er Johannes urteilheischend an. Der aber schwieg nachdenklich.

Voreilig machte sich der junge Mann daran, die vielleicht zu erwartende Kritik vorwegzunehmen. „Ich kann mir denken, was Sie sagen wollen", äußerte er, Johannes zugewandt. „Sie wollen das feststellen, was man immer zu hören bekommt, was aber meiner Meinung kein Grund zur Ablehnung ist. Sie wollen mich sicher darauf hinweisen, daß der Gedankengang nicht neu ist, daß Goethe ihn schon behandelt hat." — „Es liegt mir absolut fern, dem Herrn Geheimrat Zeitverschwendung vorzuwerfen", sagte Johannes.

J. Bieger

Märchenstunde in USA.

(O. Gulbransson)



„Und jetzt, ihr lieben Kleinen, erzählt euch der Onkel etwas von der fünften Kolonne!"

L' ora delle fiabe negli "USA„: "E adesso, cari piccini, lo zio Vi racconta qualche cosa della quinta colonna!„

KREUZOTTERN

VON KURT GROOS

Zu Jergas sechzehntem Geburtstag fanden sich zahlreiche Gratulanten ein. Nur der, den Jerga am liebsten gesehen hätte, kam nicht. An diesem Abend tanzten sie alle wie toll. Der hübsche Sirak bat um Jergas Hand. Jerga lachte den Freier aus und tanzte weiter, mal mit diesem, mal mit jenem. Dazwischen dachte sie immer wieder an den, der nicht gekommen war.

Am nächsten Nachmittag stieß Jerga wie von ungefähr auf Kyrill. Sie erzählte Wunderdinge von ihrem Geburtstag. „Es war ein rauschendes Fest!“ sagte sie — diese Redewendung hatte sie einem zerlesenen Roman ihrer Großtante entnommen. Sie erwähnte auch Sirak, der den Antrag machte, und erzählte von einer Schlägerei, die um ihretwillen zwischen Detschko und Boris ausgetragen worden war. Der sehnige, an den Berghängen dunkelbraun gebrannte Kyrill schnitzte während dieser Berichte seelenruhig an einer Flöte. In Jerga stieg rasende Wut darüber auf, daß er nur mit einem Ohr so gleichgültig hinhörte.

„Siraks Vater hat neunzig Ziegen!“ sagte Jerga, um Kyrill daran zu erinnern, daß er aus einer Familie mit nur dreißig Ziegen stammte.

„Es sind schon über hundert jetzt, ich glaube hundertundfünf“, belehrte sie Kyrill ruhig und schnitzte säuberlich an dem Mundstück der Flöte herum. An einem der nächsten Tage weidete Kyrill die Ziegen seines Vaters am Berghang und blies auf der Flöte alle Melodien, die ihm in den Sinn kamen. Er war ein stillvergnügter Träumer und noch nicht ganz so erwachsen wie die übrigen Burschen, die sich so hitzig um die schöne Jerga drängten.

Plötzlich brach Kyrill das Flötenspiel ab, aufgeschreckt horchte er zur Seite. Aus dem dichten, trockenen Unterholz kam ein greller Schrei. Kyrill rannte mit hastigen Sätzen in die Richtung des Schreis und prallte mit Jerga zusammen, die ihn aus schmerzverzerrtem Gesicht anstarrte. Ganz verzweifelt sah ihn das Mädchen an, das von einer Kreuzotter in die Wade gebissen worden war.

„Hinlegen!“ befahl Kyrill. Er riß Jergas Strumpf herunter und biß und saugte die Wunde aus, die nicht größer war als ein Stecknadelkopf. „Wenn es nur eine Kleinigkeit anschwillt, muß ich es ausbrennen!“ meinte er. Aber es schwoll nicht an.

„Du kannst jetzt aufstehen und gehen“, sagte Kyrill, „das nächste Mal sieh dich besser vor!“

Auf dem Heimweg hatte Jerga Tränen in ihren Augen und Wut im Herzen. Hinter sich hörte sie Kyrills Flötenspiel immer schwächer werden. Manchmal blieb sie stehen.

Wenige Tage darauf hatte Kyrill allen Grund, maßlos zu erstaunen. Jerga war wieder von einer Kreuzotter gebissen worden, ein Glück nur, daß es auch heute ganz in Kyrills Nähe am Berghang passierte. Das Mädchen erzählte, wie es sich nach dem Beerensuchen niederlegte und sich der Giftzahn der Otter dieses Mal in den linken Schenkel bohrte. Sie streifte den Rock hoch, um die kleine Wunde zu zeigen.

Als Kyrill den Biß aussaugte, bekam er einen roten Kopf vor Anstrengung; es war sehr heiß an diesem Tag. Ihm schien, als sei eine kleine Schwellung entstanden, und er meinte, es sei wohl besser, die Wunde auszubrennen. Jerga sah ihn erstaunt und unsicher an, nickte aber. Es kam kein Wort über ihre Lippen und sie zuckte nicht mit der Wimper, als Kyrill die Wunde ausglühte.

Während der nächsten Tage bewachte Kyrill die Ziegen seines Vaters recht lässig. Mit einem Knüppel in der Hand durchstreifte er unablässig das dichte Unterholz, um Kreuzottern zu erschlagen. An stark besonnten Stellen grub er auch beköderte Flaschen bis zur Halsöffnung in die Erde, doch weit und breit ließ sich keine Kreuzotter sehen.

Bald kamen die schönsten Tage des Jahres, die Goldschmiede des Frühherbstes tat sich auf. In den Wäldern war ein rötliches Flammen und an den steinigen Hängen begann der Wein zu reifen. Über Kyrill kam manchmal leichte Unruhe. Wenn er da in dem struppigen, warmen, halbverbrannten Gras lag, waren seine Gedanken hin und wieder bei dieser Jerga mit den kleinen Wunden. Auch heute dachte er an sie. Wie aus einem Traum aber fuhr er empor, als ein paar Zweige knackten — leibhaftig stand sie vor ihm!

Kyrill wurde von eisigem Schrecken erfüllt. Mit weit aufgerissenen, entsetzten Augen starrte er auf die dunkelblauen, fast schwarzen Lippen des Mädchens, das ihn aus verschleierten und geheimnisvollen Augen ansah und so eigenartig lächelte.

Jerga ließ sich in das Gras neben Kyrill gleiten, in dem grenzenlose Verzweiflung und stille, lähmende Traurigkeit waren, denn er wußte aus den Erzählungen der alten, erfahrenen Hirten nur zu genau, daß keine Menschenmacht mehr retten konnte, wenn ein von der Schlange Gebissener sich verfärbte.

Kyrill schüttelte das Mädchen und schrie ihren Namen, sein Herz pochte erregt, in der Kehle würgte fürchterliche Angst. Jerga aber schien ganz unwissend, sie schmiegte sich rücklings und etwas breit in das Gras — eine andere Kleopatra.

Kyrills Hände zitterten, als er Jergas Kopf zu sich zog und verwundert in die verhangenen Augen starrte. Aus dem Gesicht des Mädchens wehte ein unbeschreiblicher Hauch, der ihn betäubte und verwirrte, so daß er den unklaren Entschluß faßte, zusammen mit Jerga zu sterben, und zwar genau nach dem Beispiel der in Marmor gehauenen Liebesgruppe im Park des Gutsbesitzers. Als sein Mund sich in die vollen, weichen Lippen eintrank, preßte Jerga die Arme um Kyrills Nacken und zog ihn zu sich und küßte ihn wieder; manchmal vergaßen sie beide eine Zeitlang das Atemholen.

Ein Vogel schrie auf, Kyrill riß sich zurück. „Jerga! Bei den Heiligen! Deine Lippen! Was hast du?“ Jerga öffnete ein wenig die geschlossenen Augenlider und lächelte: „Ich habe Waldbeeren gegessen!“

DER UNGLÜCKLICHE FINDER

VON HANS BRANDIN

Als ich die dämmerige Straße hinab meiner Wohnung zueilte, fiel Regen in feinen, sprühenden Tropfen hernieder. Ich hielt den Kopf gesenkt. Ich dachte an das Abendessen und an einen unangenehmen Brief, den ich noch zu schreiben hatte.

Da lag vor mir, in der einbrechenden Dunkelheit kaum wahrnehmbar, eine kleine Mappe. Feucht und schmutzig glänzte bei näherem Betrachten ihr blauer Pappeinband, der mich an die Deckel eines Schulheftes gemahnte, Kindheitserinnerungen in mir wachrufend. Ich hob ihn auf und erkannte, daß die kleine Mappe Lebensmittelkarten enthielt, wertvoller also war, als manche Brieftasche.

Behutsam trocknete ich sie daheim in der Nähe des Ofens, dann erst unterzog ich sie im Schein der Stehlampe einer gründlichen Untersuchung. Und meine Freude war groß.

Eigentümerin jener Karten nämlich war Diana Gold und schon nach wenigen Minuten wußte ich viel von ihr, was mich fröhlich stimmte. Sauberkeit und Ordnung waren offensichtlich die Merkmale ihres Wesens. Ihre Wohnung lag in jener Gegend der Stadt, die ich besonders liebte, nicht fern der meinen. Ihre Kleiderkarte verriet, daß sie wohl schon öfter als unumgänglich nötig, sich ein Paar Strümpfe gekauft hatte, oder vielleicht auch ein nettes, kleines Seidentüchlein, oder gar eine neue Bluse. Auf einem Ausweis fand ich ihren Geburtstag, und als ich diesen gelesen, stand ich auf und trank ein Gläschen Curaçao auf das Wohl Dianas; sie war im gleichen Monat zur Welt gekommen wie ich und das erst vor einundzwanzig Jahren. Das war nun wirklich eine Freude!

Weitaus am besten aber gefiel mir folgendes: Die kleine Mappe, die die Karten beherbergte, trug den recht kategorischen Aufdruck: Selbstverständliche Anstandspflicht des Finders ist es, die Karten umgehend dem Eigentümer vollständig zurückzugeben. Name... Adresse...

Dieser Satz war säuberlich durchstrichen, statt dessen war zu lesen: Ich bitte den ehrlichen Finder höflichst, mir diese Karten gegen gute Belohnung abzugeben. Diana Gold, Wielandstraße 27.

Den unangenehmen Brief zu schreiben, verschob ich.

Am nächsten Morgen rasierte ich mich gründlicher als gewöhnlich. Ausgestattet mit einem Strauß Mimosen, machte ich mich auf den Weg. Am besten von allen Blumen schienen mir diese empfindlichen, kleinen Sonnenbällchen aus Blütenstaub meine scheue Verehrung und zarte Neigung anzudeuten.

Der Regen hatte aufgehört, durch das lockere Gewölk glänzte zuweilen opalgleich der Himmel. Lächelnd öffnete mir eine ältere Frau die Haustür und nahm mir das Wort sogleich aus dem Mund: „Natürlich können Sie warten, jeden Moment muß sie ja zurückkommen. Nehmen Sie doch schon drinnen Platz."

Überrascht saß ich nun allein in einem kleinen, eleganten Wohnzimmer, umgeben von einem so üppigen Blumenflor, daß meine erste Vermutung war: Entweder besitzt Fräulein Gold einen eigenen Blumenladen, oder die Zahl ihrer Verehrer... Lilien, Tulpen, Nelken, Orchideen, Fresien, es war wie in einem Gewächshaus und armselig erschienen mir meine Mimosen.

Verstohlen betrachtete ich Bücher und Bilder, neugierig, welche Schlüsse sich hieraus wohl ziehen ließen.

Da klingelte es heftig, Stimmen wurden laut, ich stand auf, rückte meine Krawatte zurecht und nahm den Strauß in die Linke. Die Tür tat sich auf und lachend trat Diana ein, sie entsprach — nein, sie übertraf noch meine hochgespannten Erwartungen. Ihre Anmut hätte den verbittertsten Pessimisten umgestimmt. Wie bezaubernd wohl hätte jener Finderlohn sein können, hätte doch schon das Lächeln ihrer vollen, roten Lippen genügt, wenn nicht — — —

Auf ihren schimmernden, duftigen Haaren trug sie einen Kranz — die Stimme versagte mir, mir schwindelte — ein Myrtenkranz. Ihre schlanke, zierliche Gestalt verbarg ein festliches, weißes Kleid, ein Spitzenkleid mit langer Schleppe — ein Brautkleid.

In meiner Hand zitterten die Mimosen und die Lebensmittelkarten, indes der Bräutigam — nein, der Ehemann —, ein Myrtensträußchen im Knopfloch, eintrat. Er legte den Arm um Dianas Schulter und beide reichten mir die Hand. Mir schien, so viele fremde Leute hatten ihnen heute schon gratuliert, daß es sie gar nicht verwunderte, wenn auch ich mich zu diesem Zweck hier eingefunden hatte.

„Alles Gute", sagte ich schließlich, „hier sind Ihre Lebensmittelkarten. Ich habe sie gestern Abend gefunden."

Später tranken wir zusammen eine Flasche Burgunder, es war der beste, den ich seit vielen Jahren genossen hatte. Auch war es sehr gemütlich und wir stießen bald auf das Glück des jungen Paares, bald auf das des ehrlichen Finders an.

Als Finderlohn bekam ich ein Likörservice, eine silberne Zuckerdose und einen Rauchverzehrer, dies alles war in der Reihe der Hochzeitsgeschenke mehrfach vorhanden gewesen. Mimosen aber, Mimosen werde ich trotzdem zukünftig nur noch zu Beerdigungen kaufen.

DAS TEUFELSRAD

VON GOTTFRIED KÖLWEL

Jakob Hemmler war zeitlebens ein Mensch gewesen, der sich für alles Neue in einem besonderen Maße interessierte und sich so, obgleich er von Beruf Schreiner war, mit allen möglichen Erfindungen seiner Zeit beschäftigte. Ich kannte ihn in meiner Kinderzeit zwar nur noch als den sogenannten alten Hemmler, der nach unserer Meinung alles konnte, und erinnere mich noch lebhaft daran, wie er die Gesänge des Kirchenchors auf einer Grammophonwalze aufnahm und den Gesang zur Verwunderung von uns allen wieder von der Walze ablaufen ließ. Immer gab es in seinem bunt bemalten Haus, das draußen vor dem Ort am Fuße eines Berges stand, etwas Neues und alles fand durch ihn seine Einführung. So hatte er eines Tages, wie man sich immer wieder erzählte, auch das erste Fahrrad gehabt. Es war ein Hochrad gewesen, bestehend aus einem ganz großen Vorderrad, an dem die Pedale befestigt waren, und einem kleinen, fast zwerghaften Hinterrad. Gab es schon ein allgemeines Aufsehen, als dieses Gebilde einer neuen Zeit in den Ort kam, so wurde die Verwunderung noch größer, als Jakob Hemmler, der damals in rüstigen Jahren stand, nun anfing, auf diesem hohen Radgestell das Fahren zu lernen. Zuerst begann er seine Übungen auf der ebenen Landstraße, die sich von seinem Haus aus, am Fuße hoher Felsen, zwischen Pappeln dahin, durch das Tal zog. So oft er dabei auch umfiel und stürzte, er stieg immer wieder in den hohen Sattel und ruhte nicht, bis ihm das Rad endlich gehorchte und er, ohne zu wanken und zu schwanken, geradeaus dahinfuhr. Das allerdings gab ein gewaltiges Aufsehen; denn viele konnten sich nicht erklären, wie man auf einem Radgestell, das weder links noch rechts eine Stütze hatte, so aufrecht dahinfahren konnte. Alle Wagen, die man bis jetzt hatte laufen sehen, hatten vier Räder gehabt. Wie sollte plötzlich ein einzelnes Rad laufen können, ohne nach links und rechts umzufallen. Das kam manchen schon gar nicht mehr recht natürlich vor.

Besonders war es ein alter Wirt, dem diese Erscheinung nicht in den Kopf wollte. Fast immer, wenn die Stube von Gästen besetzt war, wurde über das Hochrad des Schreiners Hemmler gesprochen, und Franz Breitner nannte es nicht anders als das Teufelsrad. Ja, es war ein Teufelsrad in seinen Augen, das nichts Gutes bedeutete und nach seiner Meinung eine böse Zeit ankündigte. Also übertrug der Wirt seine Abneigung gegen die neue Erfindung alsbald auch auf Jakob Hemmler selbst, der solch ein Teufelsgestell als erster in den Ort gebracht hatte. „Es wird ihm nichts Gutes bringen", sagte der Wirt oft, zog an seinem langen Schnurrbart und setzte hinzu: „Sicher wird er sich noch das Genick brechen."

Diese Vermutung nahm man bald allgemein umso fester an, als Jakob Hemmler, nachdem er sicher im Sattel zu sitzen gelernt hatte, immer mehr wagte und mit Vorliebe von den Bergen herab zu Tal fuhr. Bald wählte er diese, bald jene steilabfallende Straße, um eine so schnelle Fahrt zu erreichen, als flöge er. Offenbar machte es ihm eine besondere Freude, wenn ihm der heftige Luftzug die Rockenden wie Flügel aufwehte und ihm der Wind um die Nase strich. „Er ist selbst schon des Teufels", sagte der Schimmelwirt Franz Breitner, wenn er davon hörte, und schüttelte den Kopf über den tollen Schreiner. Bisweilen wurde er in seinen Reden gegen ihn so heftig, daß er einen roten Kopf bekam. „Man müßte ihm das Teufelszeug einfach zerschlagen", meinte er. Während der alte Schimmelwirt in seiner Gaststube so räsonierte, dachte er trotz all seiner Vorstellungen in Wirklichkeit nicht daran, was die Fahrten Jakob Hemmlers schon in sehr naher Zeit anrichten sollten. Es ereignete sich nämlich, daß Franz Breitner, der über das Teufelsrad so Entrüstete, von einem Schlag getroffen, vom Stuhl sank. Manche sagten, er hätte sich über den

Schreiner so sehr aufgeregt, andere meinten, der lange Genuß des Bieres hätte bei ihm seine Wirkung getan. Wie es nun auch war, man legte den Schimmelwirt zunächst lang hin auf den Boden und hoffte, daß er wieder zu sich kommen werde. Doch so lange man auch auf seinen Augenaufschlag und auf seinen Atem wartete, er war und blieb tot. So wurde er denn noch am selben Tage, wie es damals üblich war, in seinem Hause, droben im ersten Stock, im schönsten Zimmer aufgebahrt, und die Leute des Ortes kamen herbei, um den verstorbenen Schimmelwirt mit Weihwasser zu besprengen und für ihn zu beten. „Nun hat er sich doch endlich ausgeärgert", sagten manche, „und seine Ruhe gefunden." Drei Tage lang lag er so da zur offenen Schau, und als die Zeit der Beerdigung gekommen war, verschloß man den Sarg und schickte sich an, den Schimmelwirt zum Friedhof zu tragen. Von seinem Hause aus, das, mit einem Erker versehen, in der Marktstraße lag, folgte ihm ein langer Leichenzug. Er hatte ja viele Leute gekannt, alle Bürger und Bauern waren bei ihm eingekehrt, alle hatten seine Reden gehört und so wollten ihm denn auch alle die Ehre erweisen auf seinem letzten Weg, der durch die Gassen des Ortes zu dem auf dem Berge liegenden Friedhof führte.

Nur einer von allen Bürgern war nicht dabei. Es war Jakob Hemmler, der Schreiner mit dem Teufelsrad. Er glaubte seine Zeit besser nützen zu können, wenn er neue, waghalsige Fahrten wagte, statt dem Schimmelwirt Franz Breitner, der ihn ohne allen Grund so sehr befeindet hatte, mit der Leiche zu gehen. Also hatte er sein Hochrad längst droben auf der Anhöhe eines Berges angesetzt, als die dunkeltönenden Glocken der Pfarrkirche, die jeden Toten aus dem Hause läuteten, endlich erklangen. Er wartete noch eine Weile und als er glaubte, der Leichenzug wäre längst durch die Straßen und Gassen des Ortes gezogen, setzte er sich auf sein Hochrad und fuhr über den Berg hinab, in den Ort hinein.

Wie erschrak er aber, als er, unten angelangt, in sausender Fahrt durch ein altes Tor, von dem aus man den Weg nicht übersehen konnte, gerade auf den Leichenzug stieß. Er wollte nun zwar bremsen und das Hochrad zum Stehen bringen, aber es gelang ihm nicht mehr, und so fuhr er mitten in den Trauerzug hinein. Was für eine Empörung da unter den Leichengästen aufstand, als er, wie es das Unglück wollte, gerade einige Leichenträger anfuhr, so daß diese zu Boden stürzten und den Sarg fallen ließen. Die Kränze fielen auseinander, das schwarze Bahrtuch rutschte vom Sarg und der Sarg selbst barst plötzlich entzwei. Man war so erbost über den Schreiner und sein Teufelsrad, daß einige unter den Trauergästen sich nicht mehr halten konnten und tätlich gegen ihn werden wollten. Doch ehe sie noch die Faust zum Schlage hoben, entstand eine Stille, die jedes Wort und jeden Ausbruch hemmte. Der Schimmelwirt, der aus dem Sarg gefallen war, schlug nämlich die Augen auf und rührte sich. Er streckte die Arme, stützte sich darauf und versuchte auf den Füßen zu stehen. Mit Hilfe der Leichenträger kam er auch wirklich vom Boden empor und so wurde es offenbar, daß Franz Breitner ja gar nicht tot, sondern nur scheintot gewesen war.

Von diesem Augenblick an freilich dachte keiner mehr daran, gegen den Schreiner Jakob Hemmler tätlich zu werden oder auch nur über sein Teufelsrad zu wettern. Recht nachdenklich sahen alle auf das Rad, das, durch den Anprall völlig verbogen, neben den Trümmern des Sarges auf der Erde lag. Niemand konnte dieses eigenartige Geschehnis im Augenblick recht fassen, und auch Jakob Hemmler und Franz Breitner sahen sich nur schweigend an. Der Schimmelwirt streckte dem Schreiner seine Hand entgegen, und als Hemmler sie nahm, sagte Franz Breitner: „Ich danke dir, Hemmler, und ich wünschte, ich hätte nie über dich losgewettert." Dann senkte er den Blick zu dem verbogenen Hochrad und sprach: „Nie wieder werde ich dich ein Teufelsrad nennen!"

Er war wie umgewandelt und blieb es auch, so lange er noch lebte. Nie hörte man ihn mehr räsonieren. Eine Zeitlang zeigte er ein recht stilles und nachdenkliches Wesen, das später, als er sich wieder gesünder und kräftiger fühlte, einem inneren Ausgleich wich. Franz Breitner freute sich jedesmal, so oft der Schreiner Hemmler zu ihm als Gast in die Stube trat. Und als noch mehr Zeit vergangen war, so erzählt man sich noch heute, da lachten beide manchmal sogar über die einst so verhängnisvolle Geschichte. Was damals so tragisch hätte enden können, erschien ihnen bisweilen sogar humorvoll, und wenn Jakob Hemmler beim dritten und vierten Liter Bier sein einstmaliges Teufelsrad zu loben begann, nickte der alte Schimmelwirt und meinte: „Wie gut, Hemmler, daß du mir nicht mit der Leiche gegangen bist! Sonst säße ich längst nicht mehr an diesem fröhlichen Tische"

Die gehorsamen Blumen

Von Hermann Seyboth

In Holland zwischen den Mühlen
Steht der Tulpen farbiges Heer,
Und schaut mit erhobenen, kühlen
Häuptern hinüber zum Meer.

Goldgelb sind die einen gestaltet,
Die anderen röter als Glut;
und am prächtigsten starren entfaltet
Die schwarzen wie trockenes Blut.

Sie stehen, sie harren, sie warten
Auf ihn, den Tulpenmarschall,
Der sie mit kurzen und harten
Befehlen erlöst von der Qual.

Dann könnten sie endlich marschieren,
Eine farbentrunk'ne Armee,
Und ihre Steifheit verlieren
Und laufen bis an die See.

Es kam kein Marschall geritten,
Vergebens standen sie stramm.
Man hat sie bald abgeschnitten
Von Dordrecht bis Amsterdam.

Plutokraten unter sich

(E. Thöny)

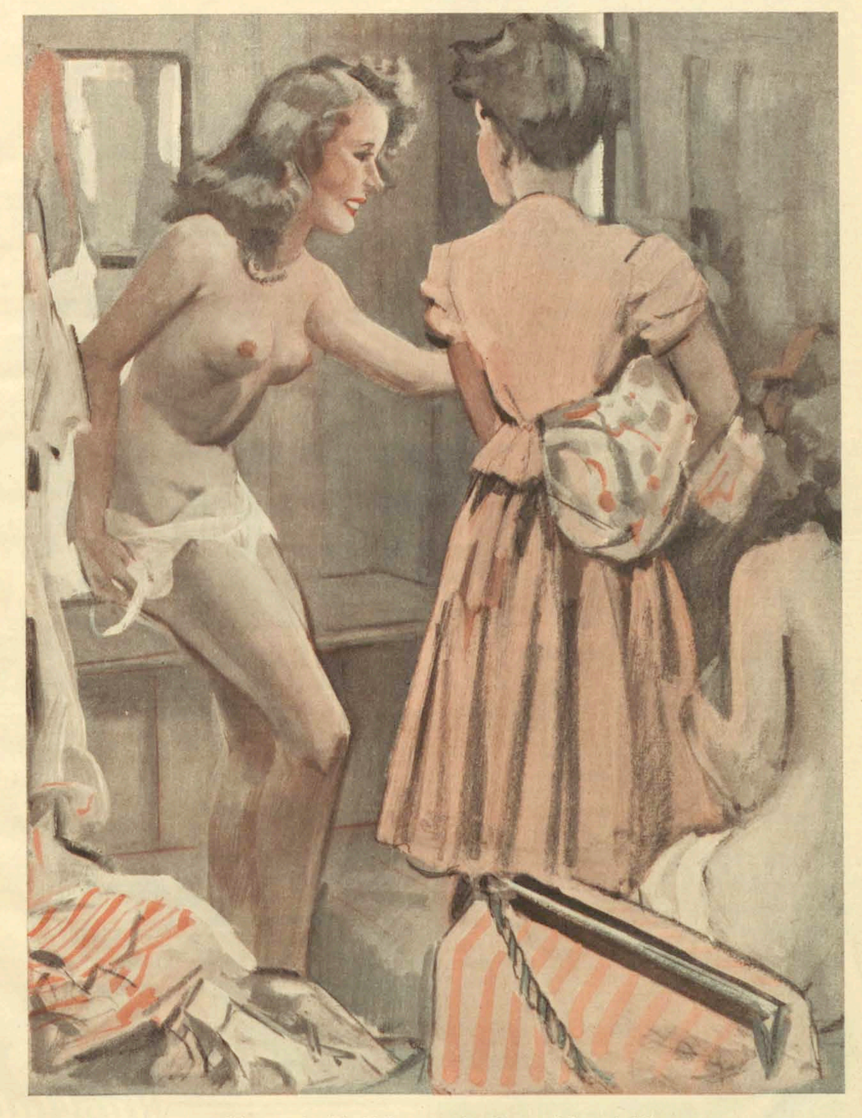


„Das englische Volk ist entschlossen zu siegen oder zu sterben — natürlich für uns — das hat Beaverbrook wohlweislich vergessen zu sagen!"

Plutocrati fra di loro: "Il popolo inglese è deciso di vincere o di morire — naturalmente per noi — Beaverbrook s' è prudentemente scordato di dirlo!„

Der Wolkenbruch

(K. Heiligenstaedt)



„Was mache ich bloß, wenn der Regen doller wird?"
„Zieh dir doch einfach die Regenhaut über . . . !"

Il nubifragio: "E che farò dunque, se l' acquazzone infurierà ancor più?„ — "Ti metti senz' altro l' impermeabile sopra . . . !„

DIE KLEINEN PROPHETEN

Vor zwanzig Jahren, in der Konfirmandenstunde, mußte ich die sogenannten „Kleinen Propheten" auswendig lernen. Das war gar nicht so leicht, denn diese Herren, zwölf an der Zahl, hatten verzwickte Namen, aber endlich hatte ich sie doch intus. Und da ich sie nun wie am Schnürchen konnte, vorwärts und rückwärts, da beschloß ich: „So, diese Propheten, die will ich nie wieder vergessen!" Obwohl ich sonst eigentlich ganz normal bin, so habe ich sonderbarerweise diesen Entschluß durchgeführt. Noch heute kann ich die Propheten ohne Stockung aufsagen.

Daß ich dadurch einen Gewinn fürs sogenannte Leben davongetragen hätte, kann ich nicht behaupten. Jedenfalls bis vor kurzem nicht.

Das erste Mädchen, das ich ehelichen wollte — ich war damals neunzehn einhalb —, fragte mich: „Was können Sie eigentlich?", worauf ich ihr stolz die zwölf kleinen Propheten hersagte. Aber das hatte nicht den erwarteten Erfolg. Das Mädchen kräuselte die Stirn und drehte mir den Rücken, wo sie zwar auch noch schön war, doch nicht so schön wie auf der vorderen Seite.

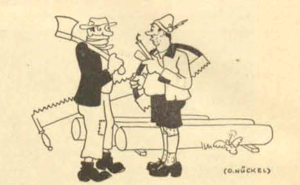
Nein, für die Praxis kommen Propheten nicht in Frage, das stand fest, und darum beschloß ich, sie wieder zu vergessen. Aber vergessen ist lange nicht so leicht wie lernen. Lernen kann man alles, wenn man sich Mühe gibt. Vergessen hingegen... wie macht man das? Man vergißt ja manches, aber meistens das, was man nicht vergessen will. Was man vergessen will, vergißt man nicht. Das ist eine sehr eigentümliche Sache. Nur beim Rätselraten tun mir meine Propheten zuweilen gute Dienste. Wenn den Silbenrätselautoren nichts mehr einfällt, dann nehmen sie Musen oder Propheten. Und wenn das letzte der Fall ist, dann bin ich fein heraus.

Im übrigen war mein Wissen wie ein Gipsornament an einer Mietshauswand. Es war nutzlos, aber es konnte nicht entfernt werden.

Dann kam ich zum Militär. Beim Militär können sie alle sehr gut schimpfen. Ein Soldat, der nicht gelegentlich schimpft, ist kein richtiger Soldat. Und ich habe festgestellt, daß es ganz schlichte und ganz einfache Soldaten gibt, die mit geradezu wortschöpferischer Kraft ihre Flüche gestalten. Ich bin im Fluchen Laie. Um mich nicht zu blamieren, nahm ich meine alten, braven Propheten zu Hilfe. Und wenn einer zu mir sagte: „Du Blubberheine, du fettgemachtes Lineal!", dann erwiderte ich ihm: „Du lächerlicher Maleachi, du windiger Hagai!" Manchmal setzte ich auch einfach zwei Namen aneinander, etwa so: „Du Nahum-Habakuk!" Damit erregte ich Aufmerksamkeit. Auch da, wo man sich über sich selbst ärgert, pflegt ein Fluch befreiend zu wirken. Wenn Soldaten ihr Koppel nicht schnell blank kriegen können, dann sagen sie: „Schiet an Tannenbaum!" oder etwas noch Druckunreiferes. Das ist wie ein Ventil, durch das man die Luft der Wut abläßt. — Gut, so nahm auch ich jetzt die Propheten zu Hilfe. Ich sagte: „Schiet an Obadja!", oder auch einfach: „Hosea, Joel, Amos, Obadja!" — und das hilft ausgezeichnet. Und daraus kann man wieder einmal sehen, daß der Mensch nichts vergebens lernt. Einmal kommt die Zeit, da man das Gelernte verwenden kann. Man muß diese Zeit nur abwarten können.

Wilhelm Hammond-Norden

LIEBER SIMPLICISSIMUS



Zwei Holzknechte, der Maxl und der Girgl, treffen sich und der Girgl hustet gottsjämmerlich. „Hast den scho lang?" fragt der Maxl. „Scho seit ara Woch'n und werd oafach net bessa." „Da woaß i dir a guats Mitt'l", lacht der Maxl, „da nimmst an Abführtee, dees hilft." „Depp, damischer", schimpft der Girgl, „derblecka tat er oan aa no. Deszweg'n huast i no genau so, wenn i aa den Tee trink." „Wennst du den Tee trunken hast", meint der Maxl, „nimma, weilst dir scho nimmer huast'n traust."

H. G.

Bolle aus Berlin hat den Balkanfeldzug mitgemacht. Bolle erzählte seine Erlebnisse. Bolle erzählte sie berlinerisch.

„Und uff einmal, ick denke, mir laust der Affe, janz plötzlich waren wir am Meer und standen vorm Ufa!" Helene staunte: „Was wurde denn für ein Film gegeben?"

J. H. R.

Verlag und Druck: **Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80** (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Okt. 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.



Wasserfester
Alles = Kitt
Auch zerbrochene Spielsachen
heilt
Alles-Kitt!



„Nährra"
ALKOHOLFREI
nährt und kräftigt,
schmeckt wie Bier!



Bestrahle
Dich gesund!
Astra
Lux



Die Klinge
des Friseurs
„Cosmeta"
zu haben bei Ihrem Friseur
BONSA-WERK SOLINGEN



MILDE
SORTE
Ein behaglicher Genuss!
REGIE
4 Pfg
MILDE SORTE
AUSTRIA
TABAKWERKE A.G.
10 ZIGARETTEN
Austria Zigaretten
MILDE SORTE 4 Pf. MEMPHIS 4 Pf.
III. SORTE 5 Pf. NIL 6 Pf.

Andenken an Kreta

(Wilhelm Schulz)

„Jonny hat mir aus Kreta griechische Sandalen mitgebracht, er sagt, man läuft so gut darin!"

Ricordo di Creta: "Jonny mi ha portato da Creta dei sandali greci, coi quali — egli dice — si corre benissimo!„

München 2. Juli 1941
46. Jahrgang / Nummer 27

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

(Karl Arnold)

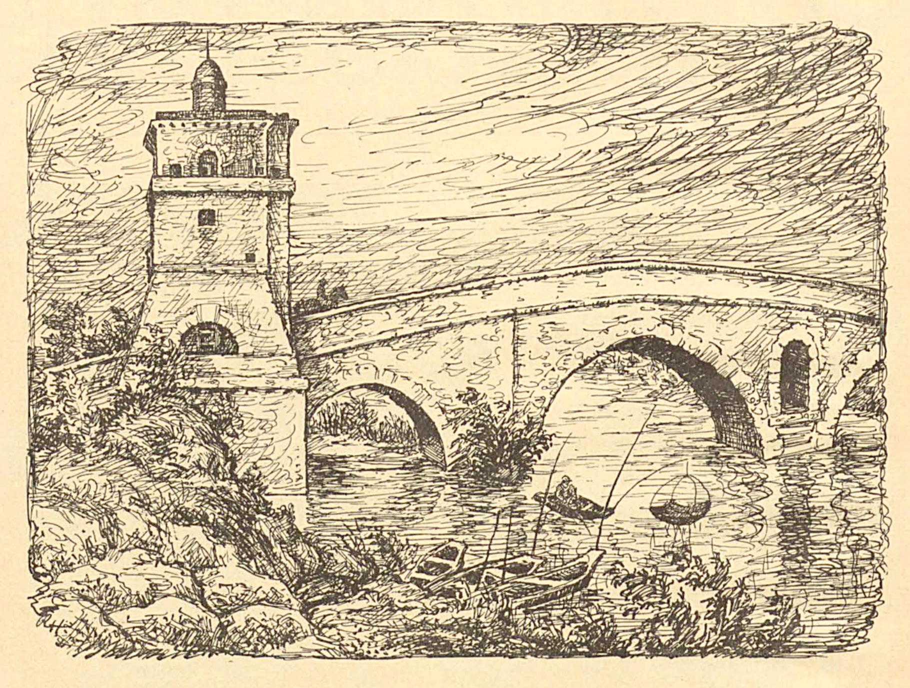


Eines Tages werden Mr. Churchill die fettesten Lügen nicht mehr aus dem Dreck ziehen können!

Nemmeno le più crasse menzogne potranno un giorno trar fuori Churchill dal sudiciume!

Ponte Molle in Rom

(R. v. Hoerschelmann)



DER WEG INS WASSER

VON WALTER FOITZICK

Entweder habe ich es mir gedacht, oder es ist der Ausspruch eines weisen Mannes aus dem Morgen-, Mittag- oder Abendlande, daß man den Charakter eines Menschen daran erkennen kann, wie er sich die Hände wäscht. Achten Sie mal bitte darauf! Es gibt über hundert Arten, sich die Hände zu waschen, wie man die Seife, auch die Kriegsseife, aufträgt, wie man die Handflächen, wie man die Handrücken aneinander reibt. Ja, da scheiden sich die Temperamente, und gute und böse Menschen ringen die Hände anders im Seifenschaum — scheint mir. Allerdings ist ein Sonderfall zu beachten: Leute, die sich niemals die Hände waschen, brauchen deshalb nicht ohne jeden Charakter zu sein. Ich habe afrikanische Eingeborene jeden Alters und auch mitteleuropäische Buben gesehen, die trotz ihrer Abneigung gegen das Händewaschunwesen ausgesprochene Charakterfiguren waren.

Was sind diese Manipulationen aber für Nichtigkeiten gegen die Art und Weise wie einer ins Wasser geht. Ich meine nicht aus Lebensüberdruß sondern aus sommerlichem Badebedürfnis.

Da ist der Mann, der ein turmhohes Sprungbrett besteigt. Trocknen Leibes, umstrahlt von der Sonne und der Bewunderung der Damen, wippt er wie ein Piepvögelchen auf der vordersten Kante des Sprungbrettes und mit geöffneten Armen stürzt er sich ins Feuchtkalte. Im Bruchteil einer Sekunde überwindet er den Unterschied von Naß und Trocken, von Warm und Kalt. Ha, das ist mir ein Held. Die Mehrzahl ist's nicht.

Ganz anders die Leute, die erst ein kompliziertes Ritual an der Grenze zwischen Festem und Flüssigem entwickeln. Sie befeuchten sich die Pulsader, netzen Stirn und Nacken, reiben mit der nassen Hand die Herzgegend ein, träufeln dort etwas hin und hierhin ein bißchen. Sie entfalten eine geradezu kunstgewerblich benetzende Tätigkeit. Sie sind durchaus Anhänger einer naturgemäßen Lebensweise, und in ihnen ist viel Kenntnis der verschiedenen Funktionen von verschiedenen Gliedmaßen und Körperteilen. Ihr Inswassergehen gleicht dem Ritus indischer Sekten, und, wenn sie so an sich herumpatschen, hört man geradezu, wie sie von Minute zu Minute immer gesunder werden und nicht im geringsten altern.

Es sind ordentliche Menschen, die ihre Steuern jubelnd zahlen und nachts einem ausgesprochen hygienischen Schlaf obliegen.

Zwischen diesen beiden Polen, dem funkelnden, wippenden Sonnenjüngling und den hygienischen Badern gibt es viele Zwischenstufen. Ich will nur die Sorte nennen, die so beiläufig vom Ufer in den See hineinspaziert, ohne rechten Ernst für die Badeangelegenheit — so tun sie wenigstens. Womöglich unterhalten sie sich noch miteinander, er und sie. Aber plötzlich verstummt ihre Sprache, das Wasser ist in jene Gegend gekommen, wo die Beine aufhören und der Ernst beginnt. Das sind etwas schlampige Naturen. Von diesen Leuten kann ich nichts Genaueres sagen, ich kenne sie zu wenig, ich gehöre selbst zu ihnen.

Im Frühsommer

Von Dr. Owlglaß

Hast dich gesorgt, hast dich gebückt,
und wieder ist dir's nicht geglückt.
Nun wandle durch den Gartenplan
und schau' dir deine Blumen an.

Päonien leuchten rot wie Blut.
Wie gut das deinen Augen tut!
Lupinen stehen blau zuhauf,
und eine Lilie schließt sich auf.

Das Pflänzlein, Akelei benamt,
hat rundherum sich ausgesamt,
als hätt' es einen Passepartout.
Stolz blüht für sich der Frauenschuh.

Die Kapuzinerbruderschaft
rankt geil, wo eine Lücke klafft,
und lacht dich aus bei jedem Schritt...
Geh, sei gescheit und lach' halt mit!

Die „First Lady“ stickt

(O. Gulbransson)



„Schau mal, Liebling, wie schön sich dieser neunundvierzigste Stern in unserm Banner ausnehmen wird!“

La "First Lady„ ricama: "Guarda un po', cuor mio, come spiccherà bene questa 49 ma stella nella nostra bandiera !„

Orientiert

(K. Heiligenstaedt)

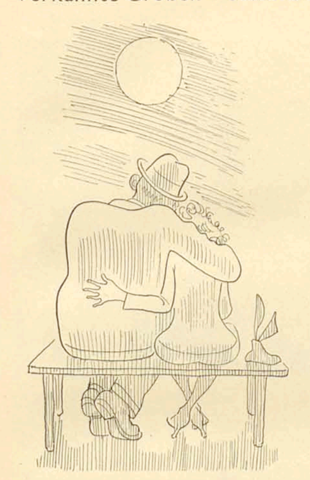


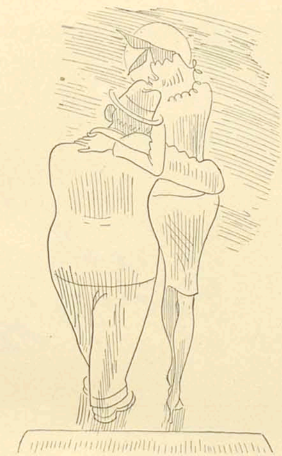
„Den Brief kann sich Jochen auf seiner Bude hintern Spiegel stecken!"
„Da hat er ja keinen . . !" — „Weißt du das auch . . ?"

Bene orientata: "Questa lettera giovacchino puo' ficcarsela dietro lo specchio nel suo bugigattolo!,, — "Ma se non l' ha nemmeno!,, — "Ah, lo sai anche tu . . ?,,

Verkannte Größen - Stature incomprese

(Fr. Bilek)





TRÄUME / VON HEINZ SCHARPF

„Liebling", schnurrte meine Frau beim Aufwachen und rieb sich wie ein Kätzchen die Augen, „heute Nacht hatte ich einen putzigen Traum. Denk' dir, ich befand mich inmitten eines Tannenwaldes, ganz allein, nur von einem summenden Mückenschwarm begleitet, und dachte an dich.
Plötzlich tauchte aus dem Dunkel des Waldes ein Bandit auf, in der Rechten einen Dolch, in der Linken eine Pistole, dazwischen einen wallenden Räuberbart. ‚Das Geld her oder das Leben!' brüllte er mich an, martialisch kam er näher gestiefelt und ließ mich an seinen Mordwerkzeugen riechen. ‚Lieber Räuber', flehte ich, ‚ich hab' kein Geld, woher sollte ich eines haben? Bitte, lassen Sie ab von mir, bitte, bitte.'
‚Ach was', knirschte er und ließ den Bart rauschen, ‚so wahr ich Cervelati, der gesuchteste der Räuber bin, ich habe meinem Weib versprochen, etwas mitzubringen. Fix runter mit Ihrem Kleid, mein Fräulein.' Und er riß mir das Kleid mit roher Hand vom Leibe. In diesem Augenblick brach die Sonne durch den Tann und sah brennend auf meine Blößen herab."
„Desgleichen der Räuber", kullerte ich mit den Augen.
„Nein, das war ein höchst ungalanter Geselle, er sah nur lüstern mein Kleid an. Dann gab er es mir kopfschüttelnd zurück.
‚Nee', sagte er, ‚mit einem solch unmodernen Fähnchen trau ich mich nicht zu meinem Weibe heim. Nehmen Sie es wieder und einen guten Rat dazu: Heiraten Sie, mein Fräulein, damit Ihnen jemand anständige Kleider kauft.' Aus!" —
Ich hatte aufmerksam zugehört. Erschüttert von der tiefen Symbolik des Traumes schneuzte ich mich erst. „Das ist allerdings ein ulkiger Traum, Ursula", wiegte ich den Kopf. „Aber ich habe auch geträumt. Ich ging ebenfalls durch einen Tannenwald, der war noch viel dunkler als deiner. Plötzlich vertrat mir ein wildes Weib den Weg, mit einer Flinte in der Hand, einem Säbel an der Seite und dazwischen Formen, die eines schwachen Mannes Herz tiefer rutschen lassen konnten. ‚Ich bin Mortatella, die Räuberbraut', rief sie, ‚der Schrecken der Gegend, der Werwolf der Wanderer. Her mit deinem Geld oder ich erschieße dich vor deinen eigenen Augen.' ‚Ich verstehe immer Geld', antwortete ich kleinlaut, ‚heute ist doch schon der Dreizehnte und ich bin Fixbesoldeter' — ‚Dann her mit deinem Mantel', rief Mortatella, die Räuberliebste, der vampigste der Vampe, und ohne weitere Formalitäten schüttelte sie mich aus ihm. Gerade brach der Mond durch die Wolken und lachte über das ganze Gesicht. Aber Mortatella lachte nicht. Kopfschüttelnd besah sie sich den Mantel. ‚Junge, Junge', sagte sie dann, ‚den hast du auch schon mehrere Saisonen getragen, da fehlen ja zwei Knöpfe und auch der Aufhänger ist abgerissen, das ist wahrhaftig kein Paradestück für meinen Bräutigam, den gesuchtesten der Räuber, Cervelati, den zieh nur wieder an.' Doch ehe ich hineinschlüpfen konnte, nahm sie ihn noch einmal an sich. Einer inneren Regung folgend, setzte sie sich auf einen Baumstrunk und nähte den abgerissenen Aufhänger und die fehlenden Knöpfe an. Dann reichte sie ihn mir mit einer bei Räubern doppelt angenehm wirkenden Gebärde und sprach dazu: ‚Hier hast du ihn wieder, armer Kerl, aber ich rate dir, zu heiraten, damit du nicht so salopp herumlaufen mußt.' Aus!" —
Am nächsten Ersten hatte Ursula ein neues, hochmodernes Kleid an — von mir gekauft. Und an meinem Mantel waren der abgerissene Aufhänger und die fehlenden Knöpfe angenäht — auch von mir.

AUF DER WIESE

Von Soldat Herbert Leftiboudois

Ich lieg' im grünen Grase
Auf unsrer Pferdewiese
Mit heuverschnupfter Nase - -
Gestattet, daß ich niese!

Wer niest, hat mehr vom Leben!
Befreit sind alle Glieder,
Und auf zum Himmel heben
Kann sich die Seele wieder!

Es fährt aus trocknem Schlunde
Das Giftige und Kranke,
Hell glänzt des Tages Stunde - -
Ich hab' geniest . . . ich danke!

DIE ROTBACKIGE

VON RUDOLF KLUTMANN

Eines Morgens stehe ich am Fahrkartenschalter, um mir eine Karte für die Kleinbahn nach meinem Wohnort zu lösen. Kein Zweifel, es war höchste Zeit. Aber ein Blick auf den Bahnsteig überzeugte mich, daß die Wagenreihe noch ohne Lokomotive war. Schön, denke ich, dann kann ich mir ja noch einen Zwanzigmarkschein wechseln lassen. —
Plötzlich drängt sich ein rotbackiges Fräulein heran, so vom Format einer wohlbestallten Köchin, knallt ihren beträchtlichen Handkoffer an meine Beine und schreit in den Schalter: „Eine Karte Dritter nach W . . ."
Ich sage: „Fräulein, Sie haben noch Zeit."
„Keine Zeit! Der Zug fährt 10 Uhr 02. Es ist schon 10 durch."
„Richtig. Aber der Zug hat noch keine Lokomotive, kann also nicht pünktlich abfahren."
„Der Zug fährt 10 Uhr 02, bitte lassen Sie mich durch!"
„Aber schauen Sie doch auf den Bahnsteig! Die Lokomotive fehlt." Ich stemmte mich gegen ihr andrängendes Gewicht. O, ich hatte nicht mit ihrer Kraft gerechnet! Sie streicht an mir vorüber, und der mittlere Knopf meines schönen neuen Anzugs verliert bei dieser zärtlichen Berührung den Faden und rollt zu Boden.
Wütend bücke ich mich, will gleichzeitig das Fräulein packen. Doch die Gewaltige ist schon vorbei, fegt über den Bahnsteig, stürzt in ein Abteil und ist verschwunden.
Aber ich hatte mir das Abteil gemerkt. Am Horizont erscheint jetzt behaglich dampfend in sicherer Rückwärtsbewegung die Lokomotive. Ich dampfe auch, aber nicht behaglich. Ich streiche mein Wechselgeld ein und, den Knopf fest in der Hand, schreite ich auf das bewußte Abteil los, öffne es, finde die Rotbackige allein darin. Ich setze mich ihr gegenüber und beginne das Strafgericht: „Sie haben mir einen Knopf abgerissen."
„Entschuldigen Sie, aber Sie machten doch nicht Platz."
„Ich brauchte Ihnen doch nicht Platz zu machen."
„Es war nur noch eine Minute Zeit."
Ich koche. „Sie sehen doch, wir halten noch immer. Wenn der Zug keine Lokomotive hat, kann er nicht fahren."
„Aber nach dem Fahrplan sollte er um 10 Uhr 02 fahren."
Ich ringe nach Worten. „Wenn Ihnen ein vernünftiger Mensch sagt . . . Wenn Sie einen Blick auf den Zug geworfen hätten . . . Wenn die Lokomotive fehlt . . ."
„Wenn Sie mir nicht Platz machen, wenn nur noch eine Minute . . ."
„Seien Sie ruhig! Sie wollen keine Vernunft annehmen. Sie sind unverbesserlich. Bitte, kein Wort mehr! Sie haben Nähzeug bei sich — da in Ihrem Koffer. Ich verlange, daß Sie mir augenblicklich den Knopf annähen."
Die Rotbackige lacht einfach heraus. „So was! Ich soll Ihnen den Knopf annähen!?" „Jawohl!"
In diesem Augenblick steigen ein paar mir bekannte Damen ins Abteil. Ich grüße. Der Zug setzt sich in Bewegung. Die Rotbackige sieht mich herausfordernd an. Als sie eine Bewegung nach ihrem Koffer macht, sage ich schnell: „Nein, ich danke sehr, ich verzichte."
„Ich hatte auch gar nicht die Absicht", hohnlächelt die freche Person. Triumph steht in ihren Mienen. Ich koche innerlich und wende mich in äußerster Selbstdisziplin den Damen zu.
In W. steigt die Rotbackige aus. Ich auch, die Damen auch. Ich mußte nämlich noch einen Gerichtstermin wahrnehmen. Drei Stunden später bin ich zu Haus.
Meine Frau empfängt mich. „Das neue Mädchen ist da, Lina heißt sie." „Dein Eindruck?"
„Sehr gut, bis jetzt. Eine kräftige Person, willig, fleißig, energisch. Sie wird sich auch bei den Kindern durchsetzen, glaube ich."
Im Hintergrunde wird die Rotbackige sichtbar. Nur bei den Kindern? denke ich im selben Augenblick mit einem Anflug von Resignation.
Am Abend näht mir Lina den Knopf an. Als sie mein triumphierendes Lächeln bemerkt, meint sie mit einer ihrem Format entsprechenden Schelmerei: „Den Knopf nähe ich Ihnen an, nicht, weil ich ihn abgerissen habe, sondern weil ich bei Ihnen in Stellung bin."
Mein Lächeln verschwindet, — ich selber auch.

Manko

(R. Kriesch)



„Na, ersetz ich dir nicht ganz geschickt deine Friseuse, Helga?“ — „Ja, ich hätte nur gern noch erfahren, wie die Geschichte mit ihrem Otto, die sich schon über fünf Haarwäschen hingezogen hat, weitergeht!“

Manco: “Ebbene, Elga, non ti rimpiazzo abilissimamente la parrucchiera?„ — “Eh sì; solo vorrei ancor sapere come prosegua la storia col suo Ottone che ella m' ha già tirata in lungo per oltre cinque lavate di testa!„

Rücksichtslos

(Erich Schilling)



„Eine unfaire Kriegführung haben die Deutschen. Bevor man nur einen Schuß abgeben kann, haben sie einen gefangen!"

Senza riguardi: "Il modo di guerreggiare dei Tedeschi è sleale. Prima ancora di poter tirare un colpo, si è già prigionieri!,,

MEIN FREUND JOHANNES

„Ich habe neulich meinem Nachbarn einen Brief geschrieben, in dem ich ihm mal ganz deutlich meine Meinung zu verstehen gab. So was Grobes, wie ich da geäußert habe, mag ich nicht einmal, wenn ich alleine bin, aussprechen", erzählte Johannes. „Und was hat er geantwortet, Johannes?" fragte ich.

„Er sei ganz meiner Meinung", sagte Johannes.

„So was habe ich aber noch nicht erlebt! Du schreibst ihm Grobheiten, und er ist nicht nur nicht beleidigt, sondern sagt, er wäre deiner Meinung?" staunte ich.

„Warum soll er denn beleidigt sein, wenn ich auf seinen Prozeßgegner schimpfe?" sagte Johannes.

Johannes war überarbeitet. Der Arzt, zu dem er nur widerwillig und seiner Frau zu Gefallen gegangen war, untersuchte ihn gründlich.

„Sie brauchen Ruhe, lieber Freund", sagte er. „Vermeiden Sie Aufregungen, leben Sie mäßig und gehen Sie mit den Hühnern ins Bett." - „Ich fürchte, der Hahn wird dagegen sein", sagte Johannes.

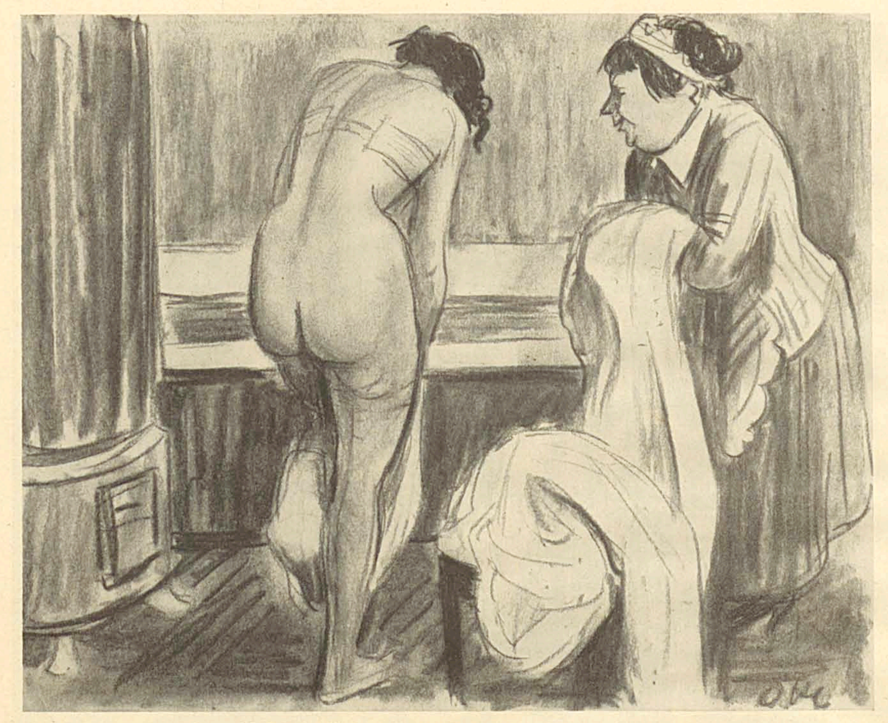
Es war ein schöner, heißer Sommertag. Martin und ich hatten Johannes zum Schwimmen abgeholt. Während wir weit draußen in den Fluten des Sees Kühlung suchten, stahl man uns unser gesamtes Zeug. Erschüttert stellten wir es fest, als wir wieder ans Ufer kamen. Alles Suchen war vergebens. Martin war völlig verzweifelt. „Was sollen wir denn nun nur machen?" jammerte er.

„Was bleibt uns schon anderes übrig", stellte ich fest. „Wir müssen eben nackt nach Hause gehen."

„Meinst du nicht, daß wir unsere Badehosen ruhig anbehalten können?" fragte Johannes. J. Bieger

Erinnerung

(O. Herrmann)



„Sehn S', Fräul'n Cilly, grad so eine schöne Figur hab' ich auch einmal g'habt — und jetzt hab' ich nur noch an Rheumatismus!"

Rimembranza: "Vedete, signorina Cilli, proprio una figura bella come la vostra l' ebbi un tempo anch' io e adesso . . . non ho che reumatismo!,,

Wo nur der Meister bleibt?

Von Hans Riebau

Was für Deutschland Wien ist, das ist für Norwegen die Stadt Bergen. Nicht daß Bergen einen Stephansturm hätte, einen Prater oder gar ein Grinzing, nein, das nicht. Aber der Bergener ist in der Tiefe seiner Seele ein wenig dem Wiener verwandt. Er ist fröhlicher und herzlicher als der Norweger schlechthin. Er ist auch, obwohl Hanseatenblut in seinen Adern fließt, nicht gar so geschäftstüchtig und nicht gar so genau wie die Osloer und Drontheimer, und wenn einmal dies oder jenes nicht ganz klappt — nun ja, da reißt man sich nicht gleich den Kopf ab. Nein, man verzieht das Gesicht, wenn auch nicht gleich zu dem charmanten Lächeln der Wiener, so doch zu dem leisen, hintergründigen der — Bergener.

Nichts könnte all diese Behauptungen besser beweisen als ein winzig-kleiner Vorfall, der sich neulich in einer Bergener „Frisorstue" abspielte. In dieser Friseurstube sitzen zwei deutsche Soldaten und warten. Der Meister ist nicht da, aber er wird, hat die Meisterin gesagt, bald kommen, wahrscheinlich sogar sehr bald. Die beiden Soldaten wippen ungeduldig mit den Stiefelspitzen. Sie sind weder aus Wien noch aus Bergen, sonden aus Berlin und haben infolgedessen keine Zeit. Wenig später kommt ein Norweger, ein Zivilist, setzt sich, wartet und denkt gar nicht daran, mit den Stiefelspitzen zu wippen. Bald darauf erscheint ein zweiter Zivilist, dann ein dritter Soldat, ein vierter und wiederum ein Zivilist. Wo nur der Meister bleibt? So eine Schlamperei! Da steht einer der Zivilisten auf. Er lächelt, greift nach Pinsel und Napf und fängt an, den Soldaten Nr. 1 einzuseifen. „Damit's nachher schneller geht", sagt er.

Dieses Beispiel der Selbsthilfe wirkt Wunder. Der Soldat Nr. 2 greift zum Messer, behauptet, er könne rasieren wie sonst einer, und wirklich, er schabt den Kameraden Nr. 1 und 3 den Bart und schließlich auch den Zivilisten.

Inzwischen sind weitere Bergener gekommen. Sie hören, was sich hier begibt, verziehen ein wenig den Mund, entdecken auch ihrerseits mancherlei verborgene Fähigkeiten, und so kommt es, daß im Handumdrehen fast alle Kunden sich selbst und gegenseitig zur vollsten Zufriedenheit abfertigen. Die Bergener schmunzeln leise, die Soldaten etwas lauter. Sie schlagen sich vor Vergnügen auf die Knie und haben es überhaupt nicht mehr eilig.

Als aber der letzte der Bergener Zivilisten, ein wohlbeleibter Mann mit einem Gesicht wie Adamson, fertig rasiert ist, und Soldat Nr. 4 sich anschickt, nunmehr Nr. 5 einzuseifen, erhebt der Mann mit dem Adamsongesicht Einspruch. „Nok nu!" sagt er und schlüpft in einen schneeweißen Kittel, „jeg er en Frisor", und das heißt auf deutsch: „Genug jetzt! Ich bin der Friseur!"

Jahreszeit / *Von Georg Britting*

Die Bienen und Hummeln,
Die Hitze der Erde,
Der schwarze Wald
Und das schwellende Unkraut —
Und die Früchte hängen rot im Gelaub
Und die Nüsse in hölzernen Truhen.

Weiß springt des Wassers Lauf,
Kann nimmer ruhen,
Ist wie ein hitziges Hündlein, das bellt.
Und der Weizen bewegt sich mit goldenem Ton,
Der dem brütenden Rebhuhn mißfällt.

Geh durch die Welt! Was ist sie schon?
Und der Staub
Der Straßen hebt sich
Unter deinen unruhigen Schuh'n
Wie Gewölk auf
Und wirbelt davon.

UNTER DEN JUNGEN LINDEN

VON BASTIAN MÜLLER

Jeder, der die beiden jungen Leute sah, schaute ihnen mit einem erstaunten und mit einer Spur Neid gewürztem Lächeln nach.

„Das wird einmal ein schönes Paar", sagten die älteren Frauen und schenkten ihrerseits dem jungen, großen und kräftigen Manne einen bewundernden Blick. Für die Männer, besonders die älteren, die in den Zügen zu lesen verstanden, war die junge Frau eine Verheißung. „Wenn die erwacht", flüsterten sie sich leise zu, „das wird eine von den wenigen!" Sie mußten etwas ganz bestimmtes damit meinen und sahen dem Paar, wenn es über die allabendliche Promenade am Fluß entlang ging, lange nach. Junge Burschen und die heranwachsenden Mädchen waren ebenfalls aufmerksame Beobachter, die einen machten sich über die ritterliche Weise des Mannes lustig und merkten es sich doch im Innern für spätere Zeiten, die anderen, die großäugigen und hohlwangigen Backfische träumten sich an den schützend geleitenden Arm des jungen Mannes und erglühten gar unter einem zufällig sie streifenden Blick aus seinen dunklen Augen. So hatte jeder, der die beiden sah, seine besondere Freude an ihnen.

Dabei waren die beiden, die um die vielfältigen Blicke ihrer Mitmenschen wohl wußten, ohne sich allerdings davon zu besonderer Eitelkeit verleiten zu lassen, seit fast zwei Jahren verheiratete Leute. Wenn sie es einem Fremden einmal zufällig sagten, begegneten sie stets einem wissend blinzelnden Lächeln und wohlwollend altklugen Bemerkungen, wie: „Ja, ja, was Ihr Liebesleut schon verheiratet nennt! Wartet ab, seid erst einmal richtig verheiratet, dann wird man es Euch schon auf hundert Schritte ansehen!"

Dieser Zweifel der alltaggewohnten Menschen änderte aber nichts an der Tatsache, daß die jungen Leute wirklich verheiratet waren, mit allem was dazu gehört, einer bescheidenen Wohnung hoch oben, einem noch bescheideneren Monatsgehalt und den Verwandten, die zweimal im Jahre vom Lande in die Stadt zu Besuch kamen, um nach dem Rechten zu sehen. Nur war all das, was sonst im Zusammenleben zweier Menschen mit den kleinen Sorgen und Verschiedenheiten Spuren in den Zügen eines jeden zurückläßt, an ihnen vorüber gegangen. Es war dies aber keineswegs ein glücklicher Zufall des Geschickes, sondern ein klug erwogener Vorsatz, nicht in das alltägliche Leben abzusinken. Sie hatten sich versprochen, stets so zueinander zu sein, als könne jeder morgen wieder gehen in Freiheit und Ungebundenheit und als müsse die Liebe und Zuneigung des anderen täglich neu durch besondere Aufmerksamkeit behutsam erworben werden. Ein äußeres Zeichen dieser Vereinbarung bestand auch darin, daß sie nicht die hergebrachten Eheringe trugen, das Symbol der ewigen Bindung.

Bei anderen Menschen hätte solch vorsätzliches Leben sicher ein weniger glückliches Ergebnis gezeigt, es leicht gewollt und gemacht erschei-

Der Rübsen blüht

Von Heinz Friedrich Kamecke

Der Rübsen blüht! Die Felder leuchten golden.
Fast wirft der starke Honigduft mich um.
Die Bienen wühlen in den reichen Dolden
Und tragen ein mit seligem Gesumm.

O süßeste Betäubung! Jetzt zu träumen,
Die Liebste ginge mit mir felderwärts!
Das duftende Gewoge würde schäumen
Bis unter ihre Brüste, bis ans Herz.

nen lassen, ja vielleicht sogar herzlos aussehen können. Es hätte sich gar ein Mangel an tiefer Zuneigung der Herzen darin ausdrücken mögen. Bei den Beiden bestand diese Gefahr nicht. Es waren im Grunde wahrhaft einfache Menschen, sie stammten beide vom Lande, und wenn es zu einer solchen Vereinbarung gekommen war, so lag es nur am Beispiel der Menschen, die rings um sie lebten, und die zu bald nach der Hochzeit in alltägliches und geheimnisloses, ja aller Erwartung bares Leben verfielen. Davor hatten sie eine unerklärliche Angst. Sie bangten, wenn man es recht betrachtete, zutiefst um das Ende ihrer Liebe; jener Liebe, die Wunder vom Leben und insbesondere vom Herzen des anderen erwartet.

Angst, das war es also, was sie so unverheiratet erscheinen ließ. Eine schöne und stets wieder beglückende Angst, aber immerhin, es war nicht überlegener Mut und Kraft. Die wissenden, reifen Männer, die heimlich hinter dem Rücken der Frau munkelten „wenn die erwacht ... !", die hatten nicht ganz unrecht. Alle, die den Eindruck hatten, daß es ein schönes unverheiratetes Paar sei, sahen es auf ihre Weise richtig.

Denn, so wohlgelungen und von steter Werbung in Spannung gehalten ihr Zusammenleben auch war, es fehlte irgendwo. Sie spürten es eines Tages selbst. Sie spürten es mit Erschrecken. Die Ritterlichkeit des Mannes erlahmte manchmal für Minuten, besonders, wenn er müde am Abend heimkam. Die junge Frau empfand es deutlich und drängte ihrerseits zum Spaziergang am Fluß, der so manchmal eine Flucht vor der stillen, müden Zweisamkeit wurde, denn draußen, so waren sie sich einig, wollten sie ihre Schwäche nicht zeigen. Als das nun immer häufiger wurde, und das so kunstvoll errichtete Gebäude ihres Lebens manchmal schwankte, da kam der junge Mann auf den Gedanken, eine Reise zu tun, eine Reise, zusammen mit seiner Frau. Sie besprachen sich und wählten die Zeit des frühen Sommers. Sie richteten alles so ein, daß es wenig Geld koste, und trugen jeder einen Rucksack auf dem Rücken, in dem Brot und Wurst und Käse war, so daß sie, die nur über bescheidene Mittel verfügten, während der ganzen Ferien des Mannes unterwegs bleiben konnten.

Schon die Vorbereitungen erweckten ein neues Leben in ihnen. Jeder, so war es ausgemacht, sollte seine Last selbst tragen. Da war die Wahl nicht leicht. Die junge Frau brauchte viel mehr Kleinigkeiten für den Tag und die Nacht als der Mann, und ihr Rücken war doch nicht so breit, wie der seine. Da übernahm er das Amt des Brotträgers. Um schnell vom Ort der drohenden Niederlage ihres jungen Lebens fortzukommen, beschlossen sie mit dem Zuge in den südlichen Teil des Landes zu fahren, in eine unbekannte Landschaft, unter fremde Menschen. Die großen Städte aber wollten sie meiden. Sie mußten ja leider in einer Großstadt leben.

Es war ein herrlicher Tag gegen Ende der Mai, als sie auf einer winzigen Station den Zug verließen, die Rucksäcke schulterten und mit einem erwartungsfrohen Blick gleich vom Bahnsteig in einen Feldweg einbogen, der sich weiß über einen Hügel wand, vorbei an sprießenden Roggenfeldern, über eine steinerne, weiße Brücke, von einem

Nepomuk beschirmt, unter der ein braunklarer Bach floß, und überspannt vom dunkel leuchtenden Himmelblau, das allen Segen und alle Verheißung dieser Erde in sich barg.
Wie komisch fanden sie die Sprache des ersten Menschen, einer Frau, einer alten, mit weißem Kopftuch, die sie nach dem Weg fragten. Sie verstanden kein Wort ihrer Auskunft, nickten aber eifrig, und als sie weitergingen, fanden sie eine ganze Weile Vergnügen daran, die unbekannten Laute nachzuplappern und ihnen den unvernünftigsten Sinn unterzuschieben und dazu hinter jedes dritte Wort „Gelle" und „Grüß di Gott" zu setzen. Schon da beschlossen sie, am Abend im kleinsten Dorf einzukehren, im altväterlichsten Gasthof, und sie malten sich die Hitze der meterhohen Federbetten aus, in die sie sich verkriechen wollten. Es war ein lustiger, erster Wandertag. Sie tranken mittags Milch und aßen von ihrem Brot und ihrer Wurst dazu. Sie grüßten jeden Greis und jedes kleine Mädchen am Wege. Die junge Frau steckte sich eine Marguerite ins Haar. Abends im Federbett wollten sie ihre Liebe daran abzählen. Nach wenigen Stunden verspürten sie schon, wie heilsam die Reise begann.
Doch dann, am Abend, gab es einen unerwarteten Zwischenfall.
Sie hatten ein winziges Dorf, mit kleiner, weißer Kirche und blühendem Pastorengarten gefunden, rings umgeben von dunkel schweigendem Wald, von hohen, weltverwehrenden Hügeln, einzig durchflossen von rauschendem Bach. Gerade groß genug war das Dorf, daß es ein Gasthaus hatte, für sonntägliche Kirchgänger und abendlichen Männertrunk. Da kehrten sie ein. „Grüß Gott", sagten sie zur Wirtin. Besitzergreifend sahen sie sich in der dämmrigen Schankstube um. Maigrün und Wiesenblumen schmückten den Herrgottswinkel. An einem langen Tisch in der offenen, anstoßenden Stube verstummte das vielstimmig gemurmelte Tischgebet und ein gleichmäßiges, lautes Kauen begann. Es roch stark nach Tannenholz und den Schüsseln voll Milchkaffee.
„Ein Zimmer?" wiederholte die Wirtin in ihrer urkomischen Sprache. „Für die beiden Herrschaften?" Sie sah sich die Leutchen an. Sie sah sich den jungen Mann und die junge Frau, jeden einzeln, mit Hingabe und Aufmerksamkeit und dazu von oben und unten und unten bis oben an. Sie sah auf die Hände, die Finger, dann schüttelte sie langsam den Kopf und drehte sich behäbig, aber eindeutig um.
„Nein", sagte sie, „wir haben kein Zimmer."
Der jungen Frau blieb der Speichel im Munde stehen. Ihr junger Mann wurde vor Unwillen rot. Sie verstanden sofort, wie das gemeint war.
„Aber wir sind doch verheiratet", sagte er gleich und sah die Frau voll Vorwurf an.
„Mag sein", sagte die nur.
Es war eine peinliche Stille im Hause, nur das Schlurfen und Kauen vom großen Familientisch in der anderen Stube zu hören. Die Wirtin stand halb abgewandt, zum Gehen bereit. Es sah aus, als verweile sie nur, um hinter den Fremden die Haustür zu schließen.
„Dann geben Sie uns doch jedem ein Zimmer", sagte die junge Frau da schnell. „Wenn Sie es schon nicht glauben."
„Jeder ein Zimmer?" wiederholte die Wirtin, sie hatte eine so schwerfällige Art, Worte zu verstehen. „Nein, wir haben keine Zimmer", sagte sie dann wieder. Damit war es endgültig entschieden.
Der junge Mann war sehr bedrückt, dann fand er es auch ein wenig lustig. „Aber hinsetzen dürfen wir uns doch", sagte er. „Vielleicht bekomme ich auch ein großes Bier?"
Die Wirtin schenkte ihm ein.
Da hielten die beiden dann großen Rat. Sie aßen zunächst mal ihr Abendbrot. Sie bestellten, nicht ganz ohne Absicht, eine Pfanne voll Bratkartoffeln mit Spiegelei. Sie tranken sogar jeder einen doppelten Kirsch. Aber die Wirtin wurde ihnen nicht hold. Das einzige, wozu sie sich herbeiließ, war der Rat, drei Stunden weit zu gehen, da gäbe es ein Bad mit einem Hotel, die nähmen so fremde Leute auf. Nun stand aber ein Ort, der sich Bad nannte und dessen Gasthäuser, die Hotel hießen, nicht auf dem Plan der jungen Leute. Sie scheuten einmal das Geld, zum anderen waren sie vom ersten Wandertag rechtschaffen müde, und verwünschten im stillen die warzengezierte Wirtin, die sie mit mißtrauischem Blick nicht aus den Augen ließ und die Tür zur Hausstube bedeutsam schloß, wo ihre dünnzöpfigen Töchter einmal neugierig herausblinzelten. Sie beratschlagten mit vielem Flüstern und verwerfendem Nicken hin und her, immer belastet vom glasigen Blick der Wirtin, was sie nun anfangen sollten, bis sie endlich in ihrer Ratlosigkeit auf den Einfall kamen, das Geschick der Nacht dem Zufall anzuvertrauen, in diesem ungastlichen Hause die Zeche zu zahlen und hinaus in das Dunkel der frühen Nacht zu gehen, wo der junge Mond bleich über den schwarzen Hügeln schwamm. Sie wollten ganz langsam und stetig wandern und auf das Glück vertrauen, das ihnen vielleicht irgendeinen offenen Heustadel bescheren würde. Dort wollten sie dann notdürftig bis zum Morgen nächtigen.
„Geben Sie mir doch bitte noch eine Zigarre auf den Weg", sagte der junge Mann als letzte, kleine Rache zur Wirtin. Sie sollte sehen, daß sie wirklich verheiratete Leute nicht aus der Fassung bringen konnte. Dann mußten sie aber auch gehen.
Als sie nun auf die Dorfstraße traten, spürten sie die abendliche Kühle, und die Feuchtigkeit des fallenden Taues ließ sie frösteln. Aber dennoch lachten sie. Es war auch lustig, daß man ihnen, die fast schon zwei Jahre verheiratet waren, die Tür wies, nur weil sie keinen Ring trugen und keine ergebenen und trägen Gesichter hatten. Wie richtig war doch ihr Bemühen, wenn es auch jetzt beschwerlich war. Und Rauchwolken aus der rotglimmenden Zigarre saugend, führte der junge Mann seine Frau aus dem heimelich einschlafenden Dorf mit seinen im kalten Mondlicht weiß daliegenden, behäbigen Häusern, hinaus auf das helle Band der baumgesäumten Landstraße, die sich einen neuen Hügel hinanwand und bald im dunklen, schweigenden Tannenwald verlor. Um guten Mut für einen nächtlichen Marsch zu haben, erzählte der Mann seiner Frau von früher, wie sie daheim in seinem Dorf auch alle Fremden voll Mißtrauen angesehen hatten, als sei alles, was aus der Stadt komme, die reine Verderbnis.

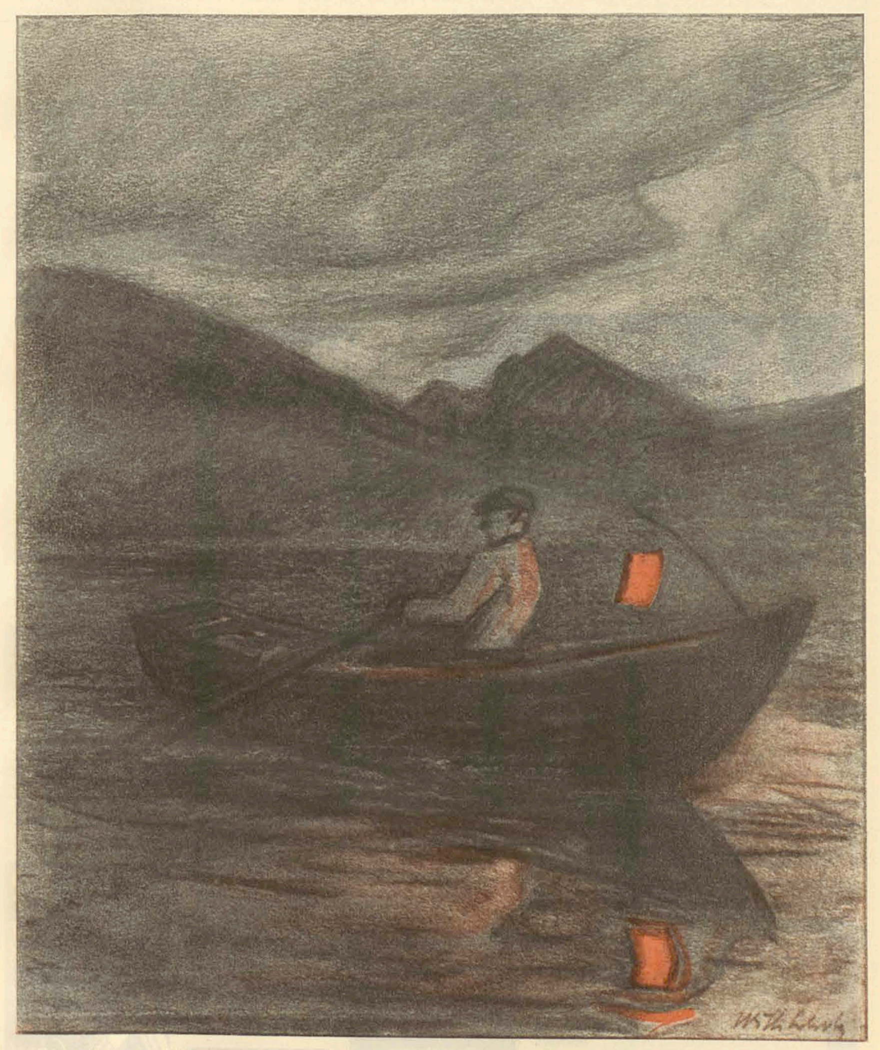


(Hanna Nagel)

Es ging sich recht lustig so. Die junge Frau lutschte an einem Bonbon.
Dabei hielten sie aber die Augen offen, ob nicht am Wege ein Schuppen oder ein Heuschober zur verdienten Nachtruhe einlade. Sie hatten ja vorsorglich die warmen Mäntel mitgenommen, obwohl sie schwer waren, aber, so war ihre Überlegung gewesen: „Dann brauchen wir nicht bei jedem kühlen Lüftchen im Wirtshaus zu sitzen und Geld auszugeben."
Und dann, zutiefst im Innern hatten sie noch den Trost, wenn alle Stricke reißen, sind wir in drei Stunden in jenem märchenhaften Badeort und steigen im Kurhotel ab und lassen uns das Leben wohl sein. So ganz schlimm konnte es nicht werden.
In Rechnung hatten sie aber nicht gezogen, was bäuerliche drei Stunden sind. Vielleicht waren sie sogar in die entgegengesetzte Richtung gegangen. Mitternacht kam, sie waren durch ein Dorf, ein völlig schlafendes, gekommen, empfangen von Hundegebell und von ihm wieder hinausgeleitet. Sie hatten auf einer Bank gerastet und die junge Frau versuchte eine Zigarette zu rauchen, weil alles so anders war und das vielleicht half den müden Körper zu beleben. Sie hatten mit einem Seufzer den Weg wieder aufgenommen und sich die Augen nach einem Unterschlupf blind gesehen. Es blieb ihnen nichts weiter als die Landstraße in der kühlen, winddurchsäuselten Nacht. Der junge Mond versank erlöschend in einem Wald. Dunkel war es, die weißen Meilensteine am Wege verblaßten. Die junge Frau hing schwer am Arm ihres Mannes, sie ließ sich nun ein wenig gehen. Wohl war sie immer noch tapfer und sagte auf sein Befragen, es ginge recht gut noch die ganze Nacht und bis in alle Ewigkeit so weiter, aber sie hatte doch ein starkes Verlangen nach dumpfer, auslöschender Ruhe, gleich wo und wie. Langsamer, ein wenig schleppend wurden ihre Schritte. Sie dachte an nichts mehr. Sie ging ganz mechanisch und merkte nicht, wie mühsam sie nur noch weiterkam.
Auch er war still. Auch ihm wurde der Weg endlos, und wie eine schwere Last legte er sich dumpf auf ihn. Sie gingen wie Menschen gehen, die sich ganz ergeben haben, die nichts mehr erwarten, als einen kläglichen Frieden. Im Walde zu beiden Seiten der feuchten Landstraße sprang ein Wind auf und rauschte drohend. In der Ferne war das Jaulen eines einsamen Hundes. Bergauf, bergab ging die Straße. Alle Ewigkeit schlug irgendwo eine Uhr von unsichtbarem Turm.
Nachdem die Straße einen neuen Hügel überwunden und sich träge schlängelnd ins Tal gezogen hatte, kamen sie in ein anderes Dorf, das ebenso totschlafend da lag, wie das letzte. Die Frau seufzte ganz laut auf, als sie die dunklen Häuser sah, hinter deren schwarzen Fenstern die Menschen in heißem Schlaf lagen und die Mühsal ihres Lebens vergaßen. Sie konnte kaum noch ein Bein vor das andere setzen. Unruhig drückte der Mann ihren Arm. Eine Angst sprang in ihm auf. Er war schuld, daß sie kein Lager hatten, er hatte es nicht vermocht, seiner Frau ein Bett zu bieten. Aber dann seufzte auch er, es war ganz gleich, wer an dem Unglück schuld war. Es war alles ganz gleich. Sie gingen die Straße und kamen an den Dorfplatz, wo der Brunnen aus einem eisernen Rohr in einen Holztrog rann. Und wo Linden dunkel gegen den blassen Sternhimmel standen und Bänke an ihren Stämmen, verlassen und schief, von vergessenem, fernem abendlichen Leben erzählten. Da konnte die Frau nicht weiter. „Laß uns hier einen Augenblick sitzen", sagte sie und zog ihn müde zu den Bänken hin.
„Leg die Füße hoch", sagte er, „so ruhen sie besser aus."
Er bettete ihren Kopf auf seinen Schoß und deckte sie mit ihrem Mantel zu, so gut es ging. So kauerten sie in der kühlen, dunklen Nacht des frühen Sommers, müde vom Tag, müde vom langen Weg. Die Frau atmete ganz schwer und auch er schloß die Augen.
Doch dann verstummten plötzlich zur gleichen Zeit ihrer beider Atemgeräusche, ein wispernder Windhauch ging durch die Nacht und eine Welle schlug herab auf die müden, jungen Leute, eine dumpfe, schwere, süße Welle, nachtmüde, taghungrig schon, dufteten über ihnen die dunklen, blühenden Linden, ganz ohne Bangen, ganz ohne Sinn.

Lampe am Kahn

(Wilhelm Schulz)



Mit leichtem Schlag
Fallen ins Wasser die Ruder.
Verloschen der Tag –
Durch die Nacht ein Stern
Grüßt wie ein schweigender Bruder.

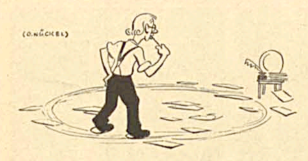
Sein Licht ist zu fern,
Als daß es mir
Nützte, im Dunkel zu fahren;
Kleine Lampe von rotem Papier
Zeigt mir die nächsten Gefahren.

Ob auch das Licht
Selbst der wachsten Gedanken
Viel tiefer kaum – Der Zukunft Gesicht
Erhellt –
Als die Lampe den Raum
Um des Bootes hölzerne Planken?

Lösch mir nicht aus, Lampe am Bug!
(Auch der Stern ist verschwunden.)
Bist mir gerade noch gut genug,
Bis ich zum Ufer gefunden!

Karl Otto

LIEBER SIMPLICISSIMUS



Der Lyriker G. leidet oft unter Hemmungen. Manchmal vergehen drei Monate, bevor ein neues Gedicht entsteht. Er klagte uns sein Leid.
„Auf die dichterische Inspiration kann man sich nicht immer verlassen", sagte er, „oft sitze ich stundenlang am Schreibtisch und mir fällt keine Zeile ein. In solchen Fällen gehe ich dann in die Küche, zu meiner Frau, breche einen Streit vom Zaun und verprügele meine Frau." „Und dann fällt Ihnen etwas ein?" „Nein. Aber es war wenigstens kein verlorener Tag." J. H. R.

Jürgen kam zum Arzt. Jürgen blutete aus dem Ärmel.
„Was geschah, Jürgen?"
„Meine liebe Frau!"
„Ihre Frau?"
„Ja, wir aßen Makkaroni. Wir kamen in Streit. Ich widersprach."
„Und?"
„Da nahm meine Frau die Gabel und stach mich vor Zorn in den Arm." „Teufel! Teufel!"
„Ganz meine Meinung, Herr Doktor."
„Da gibt es nur eines, Jürgen."
„Was, Herr Doktor?" — „Widersprechen Sie Ihrer Frau nur noch bei der Suppe." J. H. R.

Der Hausherr hatte eine Flasche Rotwein geöffnet und ungeschickt den Flaschenhals dabei zerbrochen. Splitter fielen in die Flasche. Der Hausherr goß vier Gläser voll, stellte sie beiseite, das fünfte Glas enthielt den Rest der Flasche und wahrscheinlich auch einige Splitter. Der Hausherr trat mit dem Glas zu seinen Gästen und fragte: „Wer von euch ist in einer Krankenkasse?" J. H. R.

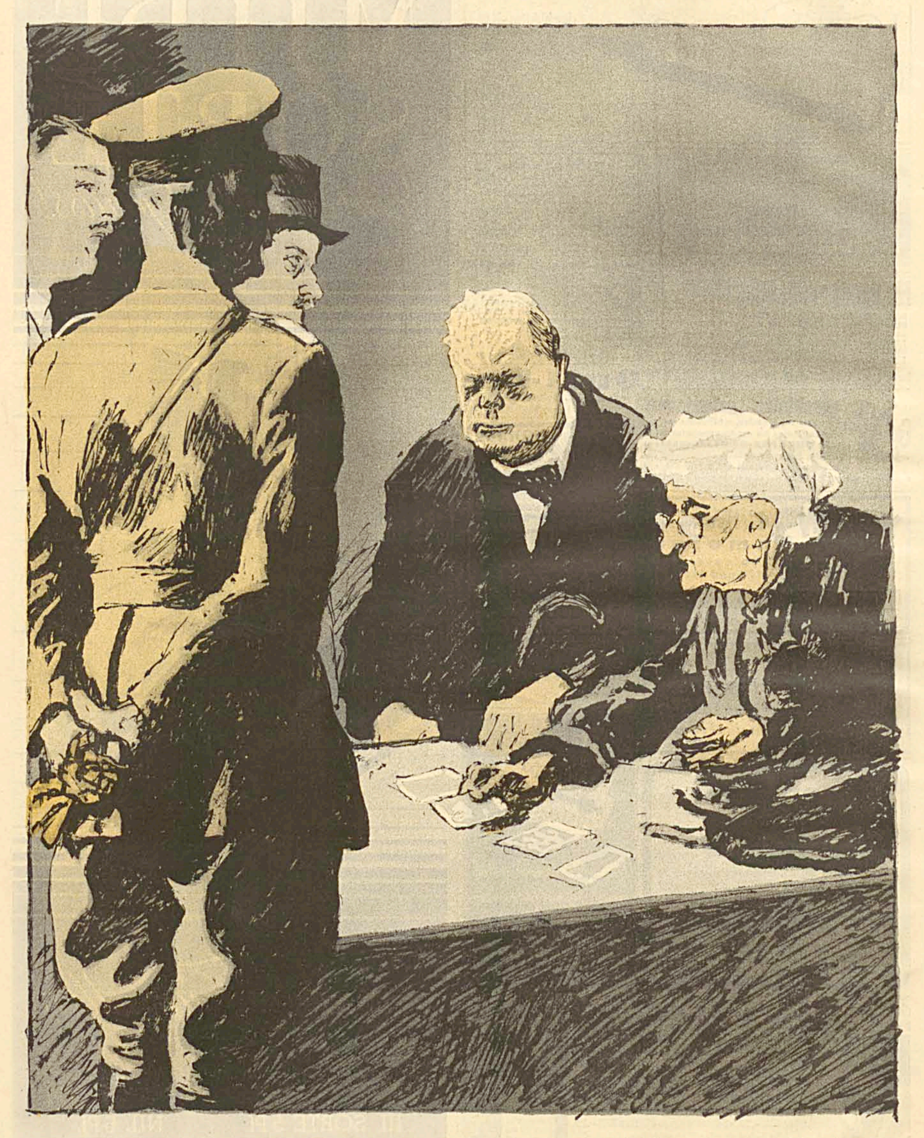
Städter besuchten mich. Ich führte sie in meinen Stall. Frau Inge Siegel fragte: „Wieviel Liter Milch entlocken Sie so der Kuh?" J. H. R.

Vater und Mutter sind sich nun einig, daß die Mutter die heranwachsende Tochter aufklären soll, obwohl sich die Mutter gern dieses heiklen Themas entzogen hätte. Und nun erzählt sie eben der Tochter von dem Werdegang des Menschen, während der Vater anscheinend uninteressiert seine Zeitung liest. Andächtig hört ihr das Töchterlein zu und als dann ihr die Mutter erzählt, sie habe das Töchterlein bis zur Geburt unter dem Herzen getragen und habe eben vieles erdulden müssen, da fragt das Töchterlein harmlos: „Ja, Mutti, wie bin ich denn in deinen Leib hineingekommen?" Puterrot im Gesicht steht die Mutter auf und sagt: „So, Vata, jetzt rede du!" H. G.

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach. Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Okt. 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Bei der Wahrsagerin

(E. Thöny)



„Können Sie uns vielleicht sagen, was Hitler tun wird?“

Dall' indovina: “Potete forse dirci ciò che farà Hitler?„

München, 9 Juli 1941
46. Jahrgang / Nummer 28

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Der Dressurakt

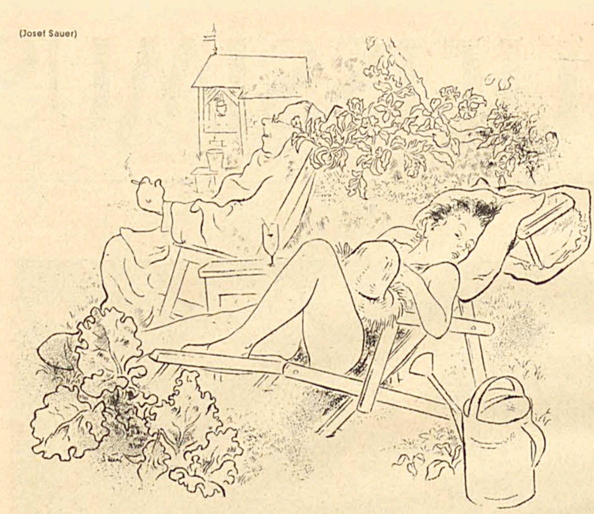
(Erich Schilling)



„Endlich habe ich ihn so weit, er tanzt wieder!"

L' atto di addestramento: "Finalmente l' ho sì bene ammaestrato che danza dinuovo!,,

(Josef Sauer)



Die Störung: „Kann ich dich was fragen, Eugen, oder schläfst du schon?" — „Ich schlafe ganz fest, Emilie!"
La seccatura: "Posso chiederti qualche cosa, Eugenio, o dormi già?„ — "Sì, dormo già come un sacco!„

DIE NACHBARIN

VON ERICH OTTO KASSELER

Den Zeitungsleuten glückte es nur selten, von der gefeierten Vortragenden empfangen zu werden. Aber Albrecht Burger wurde sofort vorgelassen. Elisabeth begrüßte ihn mit bezauberndem Lächeln: „Sie schreiben für ein Blatt meiner deutschen Heimat? Bitte fragen Sie, was Sie wissen wollen."
Herr Burger zückte die Füllfeder: „Ihre nächsten Pläne?" — „Noch zwei Abende hier, dann eine ausgedehnte Gastspielreise quer durch Südamerika, zwischendurch drei Vorträge im Rundfunk —" — „Ihre Vorträge sind begeisternd, meine Gnädige. Ich bin jedesmal gepackt und hingerissen." — „Aber eigentlich", lächelte sie, „sage ich im Grunde immer dasselbe: nämlich, daß Menschen ohne kleinliche Rücksichten so leben sollen, wie es ihrer Eigenart entspricht. Ich bemühe mich nur, diesem Thema immer neue Seiten abzugewinnen." — „Das gelingt Ihnen vollauf, wie Ihr Erfolg beweist. Sie können damit zufrieden sein, nicht wahr?" — „Gewiß. Ich habe mir in wenigen Jahren hier einen Namen gemacht." — „Darf ich Sie noch bitten, mir etwas über Ihren Werdegang zu erzählen?" — „Ich habe keinen Werdegang." — „Ich meine, Ihre Erfolge — früher — in Europa?" — „Ich habe mich früher nicht betätigt." — „Ich verstehe nicht — wie kamen Sie auf den Einfall, hierher zu fahren und diesen Beruf zu ergreifen?" — „Daran ist die Frau Huber schuld." — „Vermutlich Ihre Lehrerin?" — „Keine Spur." — „Ihre Freundin?" — „Ich kenne sie nicht einmal persönlich." — „Spannen Sie mich nicht auf die Folter! Wer ist die Frau Huber?" — „Eine ziemlich korpulente Dame unbestimmten Alters. Sie wohnt in derselben Vorstadtstraße wie meine Familie, ihre Fenster gehen auf unser Haus. Solange ich zurückdenken kann, saß sie immer beim Fenster und beobachtete die Vorgänge in der stillen Straße. Nichts konnte ihr entgehen. Sie verkörperte lange vor Erfindung der Wochenschau die ‚Augen und Ohren der Welt'. Wenn ich als ganz kleines Kind schrie, dann sagte meine Mutter schamerfüllt: ‚Was wird die Frau Huber dazu sagen?' Betroffen sah ich zum Fenster gegenüber und verbiß meinen Kummer. Wenn ich später vom Laden nebenan etwas holen sollte und in der Eile nicht darauf achtete, ob ich auch ordentlich frisiert war, rief meine Mutter entsetzt: ‚Was wird die Frau Huber dazu sagen?' Und fortan frisierte ich mich für die paar Schritte und zog Hut und Mantel an wie für eine Tagesfahrt in die Stadt. Sie verstehen: es war eine unentrinnbare Tyrannei, der ich mich beugen mußte. Als ich heranwuchs, hätte meine Mutter mit ihren vernünftigen Ansichten nichts dagegen gehabt, wenn mich die Jünglinge aus der Tanzstunde gelegentlich besucht oder zu einem Ausflug abgeholt hätten. Die Rücksicht auf Frau Huber schloß derartige Freiheiten einfürallemal aus. Ich nahm das als gegebene Tatsache hin und wagte nicht, mich dagegen aufzulehnen. Aber dann kam die Geschichte mit einem Mann, der sich für mich interessierte. Er hatte einen schlechten Ruf, doch das war vollkommen unbegründet, ich konnte das meiner Mutter beweisen, und sie sah es auch ein. Als ich ihn aber einladen wollte, sagte sie entsetzt: ‚Was wird...?' Im Laufe der Jahre hatte sie es sich angewöhnt, den ständigen Satz ‚Was wird die Frau Huber dazu sagen?' in dieser Weise abzukürzen. Verzweifelt schrie ich: ‚Mein ganzes Leben kann ich doch nicht danach fragen, was eine gleichgültige Person dazu meint. Ich habe bisher tausend Rücksichten genommen, ich —' ‚Nicht so laut!', unterbrach mich meine Mutter, ‚was wird...?' Mein Aufruhr war nicht mehr einzudämmen, unaufhaltsam machte sich der lang aufgespeicherte Groll Luft. Meine Mutter sah mich an, als ob ich den Verstand verloren hätte. Und sie verbot meinem Bekannten auch weiter das Haus. Da hielt ich es nicht länger in der Enge dieser Vorstadtstraße aus. Ich erinnerte mich, daß ich in Südamerika einen entfernten Verwandten hatte, ich schrieb ihm, ob er mir nicht die Überfahrt ermöglichen könne. Aber die Empörung in meinem Herzen legte sich auch hier nicht, sie mußte sich Luft machen, ich brachte zunächst im Freundeskreis meine Ansichten vor, ich fand Zustimmung, dann wagte ich den Weg in die Öffentlichkeit... Und wenn ich ehrlich sein soll, ist mein ganzer Kampf nur eine Auflehnung gegen das Diktat der Frau Huber."
„Wir haben allen Grund, dieser Dame dankbar zu sein", sagte höflich der Reporter, indem er sich verabschiedete. Aber Elisabeth rief ihn nochmals zurück: „Lieber Herr, wenn Sie in Ihrer deutschen Zeitung über mich schreiben, erwähnen Sie bitte nicht, daß ich Sie im Pyjama empfangen habe!" — „Ich begreife nicht — das ist doch hier üblich —" — „Man muß Rücksichten nehmen. Was würde die Frau Huber dazu sagen?"

PIETÄT / VON WALTER FOITZICK

Das weiß ich noch vom Gymnasium her: pietas ist nicht nur die landesübliche Frömmigkeit, pietas ist das Gefühl, das Kinder für ihre Eltern, für ihre Vorfahren haben sollen. Ein Gefühl der Verehrung und Dankbarkeit. An dieses Gefühl muß ich immer bei der Bürste denken. Diese Bürste habe ich solange ich überhaupt denken kann. Es ist eine ältere Haarbürste mit Stil und blonden Borsten, ganz vorzüglichen Borsten, die sich jetzt schon über ein halbes Jahrhundert an der Bürste gehalten haben. Früher habe ich mich mit der Bürste auch frisiert. Man könnte es ganz gut noch heut mit ihr tun.
Die Bürste galt immer als Großpapas Haarbürste und war ein Gegenstand der Pietät, obwohl davon niemand sprach. Ich habe viele Gegenstände im Laufe meines Lebens verloren oder allerlei Aufwartefrauen haben in langen Junggesellenjahren viele verbraucht oder behauptet, daß sie nie vorhanden gewesen seien. Die Bürste blieb mir als einziger Gegenstand des Ahnenkultes meines Großvaters.
Ich bin überzeugt, ich hätte sie in früheren Jahren gewiß manchmal weggeworfen, denn ich habe pietätlose Zeiten gehabt, aber damals kam mir die Bürste nicht zu Gesicht. Allmählich gewöhnt man sich auch an Gegenstände, die immer da waren und deren einzige Aufgabe es ist, da zu sein. Heute bin ich weit davon entfernt, die Bürste wegzuwerfen. Nein, ich neige jetzt sogar zu der Ansicht, daß man seines Großvaters Haarbürste nicht fortwerfen soll, aus Pietät. Vielleicht war es seine Lieblingshaarbürste.
Ich habe mir lange überlegt, wie ich meiner Bürste das Gnadenbrot geben könnte, denn eine großväterliche Haarbürste nimmt man doch nicht zu niedrigen oder gar entehrenden Tätigkeiten her. Jetzt soll sie dazu dienen, die Aschenbecher auszuputzen, denn Zigarettenasche ist ein durchaus nobler und ehrenvoller Stoff, vor dem sich keine Bürste zu schämen braucht. Mein Großvater würde es mir nicht übel nehmen.
Man hat schon seine Sorgen mit der Pietät, dabei weiß ich gar nicht, ob es überhaupt die Lieblingsbürste meines Großvaters war und ob er sie wiedererkennen würde. Ich hoffe auch, daß meine Nachkommen nichts von der Sache erfahren, sonst fühlen sie sich womöglich auch verpflichtet, die Bürste weiterhin pfleglich zu behandeln, und ihr eine gebührende Stellung zu verschaffen.
Man sollte sich mit Gegenständen der Pietät für die Nachwelt rechtzeitig eindecken. Wenn ich z. B. bedenke, daß man eines Tages meinen Brieföffner, der immer auf meinem Schreibtisch liegt, als treues Andenken an mich bewahrt, täte mir diese Pietät aufrichtig leid. Den Brieföffner hat man mir nämlich eines Tages als Reklamegegenstand ins Haus geschickt und da ist er halt auf meinem Schreibtisch liegen geblieben. Man sollte die Gegenstände für seinen Ahnenkult ausdrücklich bezeichnen.

Auch einer / Von Ratatöskr

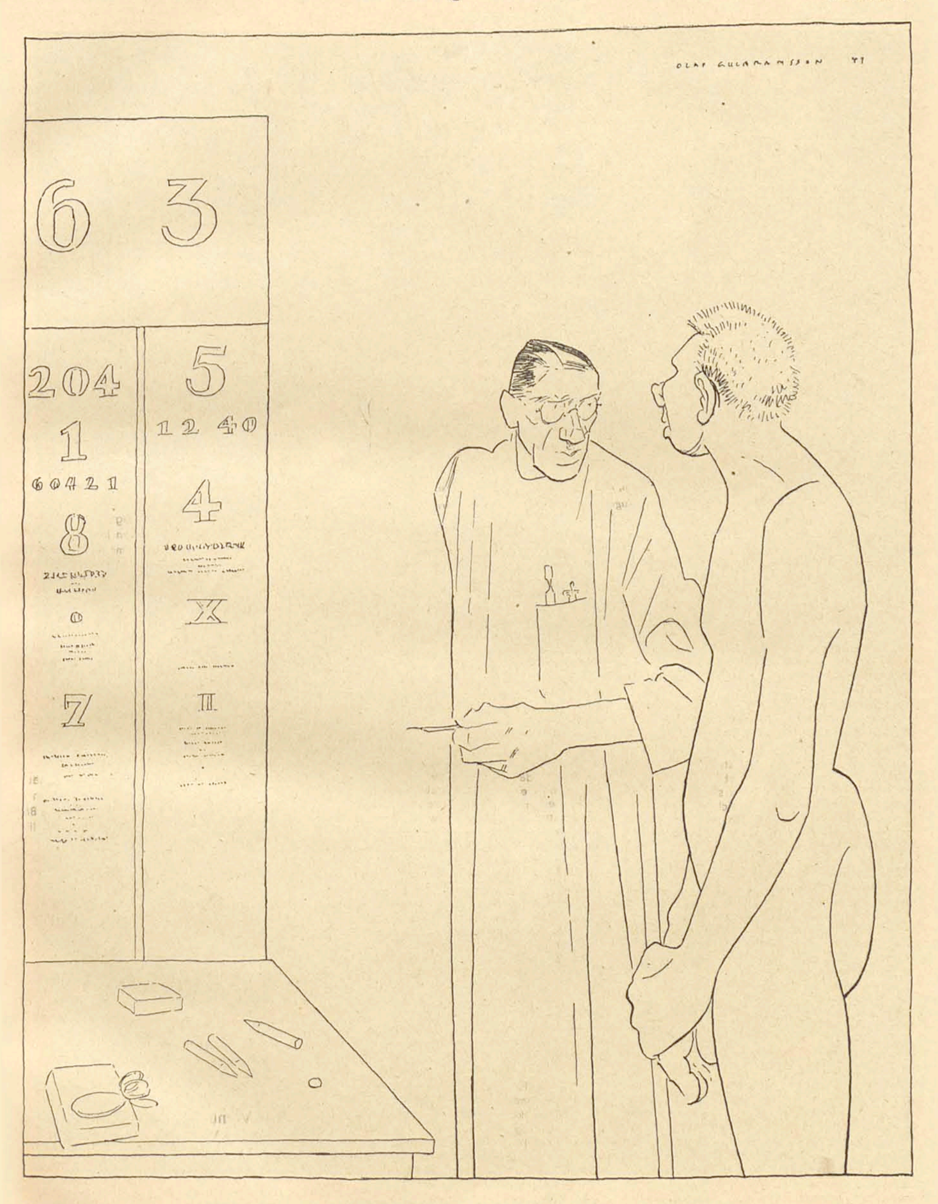
Er gehört nicht zu den Tüchtern,
welche in Begeist'rung machen.
I bewahre! Er ist nüchtern
in Bezug auf viele Sachen.

Die Vernunft ist seine Amme
und die Wirklichkeit sein Boden.
Lieber sind ihm Epigramme
als die Hymnen oder Oden.

Witze drum statt Hochgefühle
fängt er mit der Mausefalle.
Doch im Grund ist seine Kühle
nichts als aufgestaute Galle.

Musterung in UdSSR.

(O. Gulbransson)



„Ja, siehst du denn wirklich so schlecht!" — „Sehen kann ich gut, Genosse Doktor, nur nicht lesen!"

Visita di leva nelle UDSSR.: "Ma, ci vedi proprio così male?„ — "Oh no, camerata dottore, ci vedo bene; ma leggere non so!„

Die Enttäuschten

(Wilhelm Schulz)



„Den Deutschen fehlt jedes Konzentrationsvermögen; an Stelle sich nur mit Rußland zu beschäftigen, kommen sie immer noch zu uns!"

I delusi: "Ai Tedeschi manca ogni forza di concentrazione; invece di occuparsi soltanto della Russia, vengono ancor sempre da noi!,,

DAS POSTALISCHE LÄCHELN

VON PAULA SACK

„Glauben Sie, daß dieser Brief Übergewicht hat?", fragte mich ein für diese Geschichte gänzlich belangloser Mensch. Ich nahm den Brief und wog ihn mit geschlossenen Augen auf der flachen Hand.
„Schwer zu sagen. Lassen Sie ihn doch am Schalter nachwiegen." Denn wir standen gerade vor der Post. „Ich mag nicht. Die Postmadam ist ein Ekel, ich bitte sie nicht gern."
„Geben Sie her." Wir traten, der für diese Geschichte Belanglose und ich, in die Tür und standen mit zwei weiteren Schritten auch schon am Schalter. Das Anliegen, das ich als meines ausgab, wurde rasch und mit liebenswürdigem Lächeln erledigt. Es mußte nachfrankiert werden — wie leid ihr das tat, der Postmeisterin; sie bat mich fast um Entschuldigung deswegen. Sie klebte die Marke selbst auf und behielt den Brief gleich da. Der Belanglose, der zusah, war tief beeindruckt.
„Von mir verlangt sie stets, daß ich meine Briefe eigenhändig draußen in den Kasten werfe. Haben Sie die Hexe behext?"
„Scheint so", versetzte ich, sowohl viel- als wenigsagend. Was der Belanglose nie erfahren wird, das soll dem bislang geneigten Leser keineswegs verborgen bleiben. —
Zweifellos glich sie einer Hexe, unsere Postmeistersche, zumindest der Gestalt nach: krumm und zusamengeschlossen, wie im Märchenbuch. So lange sie auf ihrem Stühlchen hinter dem Schalter hockte, mochte es noch angehen. Wehe aber, wenn sie auf eine gewisse verzwickte Art sich von ihm herunterschob und -turnte! Dann geriet ihr Gesicht in die Höhe eines achtjährigen Kindes und — schön war der Anblick nicht, und ich will ihn auch gar nicht noch näherbeschreiben. Kaum anzunehmen, daß die Eitelkeit des armen Geschöpfes gesund bleiben konnte, bei solch betrüblichem Stand der körperlichen Dinge. Kranke Eitelkeit — böse Laune, deren Quelle und Ursache ja leider nie versiegten. Niemand sprach ein Wort mehr mit ihr, als unbedingt nötig war. Auch mir war natürlich zunächst die ihr eigene unnachsichtige Kundenbehandlung zuteil geworden. Freilich sollte ich schon bald nach meinem Eintreffen die erste Bresche in ihr verriegeltes und versiegeltes Postherz und -gebaren legen. Und zwar auf die folgende Art.
Ein von mir aufgeliefertes Telegramm ins Rheinische, dessen Text das Wort „Wien" enthielt, war von ihr in ebenso eigenmächtiger wie törichter Weise in diese Stadt geleitet worden. Als ich der Postalischen ihren Fehltritt vor Augen und Ohren hielt, unter Ausschmückung der daraus entsprossenen realen Folgen, ging ihr der Umstand sichtlich nahe. Mein noch vorliegendes, peinlich korrekt ausgefülltes Formular tat ein Übriges, ihr Schuldgefühl zu entflammen. Wortlos griff sie in die Kasse, um wenigstens die (für ihre Begriffe nicht unbeträchtlichen) Drahtspesen pflichtgemäß mir zurückzuerstatten. —
„Machen wir halbpart", sagte ich da zur Postmeisterin. Das hieß, daß sie nur die Hälfte des Schadens mir zu ersetzen hatte. Sie war schlechterdings überwältigt und blieb es eine ganze Zeit. Sie lächelte, sobald sie mich erblickte. Aber die Sache verjährte, das Lächeln starb dahin — — Wie es aber dann dazu kam, daß ich mir ihr Dauerlächeln erwirkte, das soll der Gegenstand des folgenden Berichtes werden. Es ist eine merkwürdig verwickelte Geschichte, aber sie verlohnt das Zuhören, meine ich.
Zunächst muß ich eine weitere Person vor- und einführen. Ein Wesen, gleichfalls weiblich, welches in nachbarlicher Weise Wand an Wand mit der Pöstlerin hauste, indem es den zweiten Monopol- und Brennpunkt unseres kleinen Gemeinwesens innehatte: die Tabaccheria. Zur Hexengestalt der anderen stellte sie, bei sonst geradem Wuchs, das Hexengesicht. Sie war bei den Leuten vielleicht noch besser gehaßt als die Postfrau, denn sie stammt aus einer Ortschaft mindestens dreißig Kilometer von hier — eine Landfremde also. Grollte man der einen wegen ihrer notorischen Unfreundlichkeit und Mißlaunigkeit, so munkelte man über diese allerlei des Sinnes, es sei ihrer Ehrlichkeit in Handel und Wandel nicht über den Weg zu trauen. Doch erfuhr ich diesen Umstand erst hinterher, als die Sache schon geschehen war. Schon manchen Batzen hatte ich in den Laden der Zigarettentreuhänderin getragen. Eines Tages betrat ich ihn wiederum, kaufte und legte zum Zwecke der Barzahlung meinen derzeit letzten Hundertlireschein auf den Tisch. Ich nahm an, daß sie, wie gewöhnlich bei solchem Anlaß, das Wechseln ablehnen würde, schon aus Bequemlichkeit: un'altra volta, zahlen Sie das nächste Mal. Wider Erwarten ergriff Sie diesmal meinen Schein und sauste behende mit ihm davon. Auffallend schnell war sie zurück und begann, mir das Kleingeld hinzuzählen. Bei fünfzig hielt sie inne. Ich wartete — nichts. Ich sah sie forschend an — nichts. Dann erfolgte die kurze Auseinandersetzung. Nicht einen Schein über hundert, sondern einen solchen über fünfzig Lire wollte sie von mir erhalten haben. — Ausgeschlossen! es war ein Hunderter! — Ma chè! keine Spur! — Sie irren sich! — Sie irren sich! Fragen Sie doch auf der Post nach, dort habe ich den Schein soeben gewechselt. — Es gelang ihr, mich unsicher zu machen. Ich begann sogar, mich zu schämen bei dem Gedanken, sie womöglich zu Unrecht eines so stattlichen Betruges bezichtigt zu haben. Wie, wenn ich mich wirklich geirrt hätte? „Fragen Sie doch auf der Post nach!" Jeder normale Mensch hätte es getan, und zwar sofort, in gesundem Behauptungsdrang, was ihm zudem von niemandem verübelt worden wäre. Aber wehe! Ich bin nicht normal. Nicht genug der Verdrehtheit, sich zu schämen, wo andere sich zu schämen hätten, tat ich nun auch noch das Allerdümmste, was ein Mensch in solcher Lage tun kann: ich verlegte mich aufs Denken. Wie wenig einem damit gedient ist, zeigt so recht mein Fall. Ich dachte, reflektierte geradezu, so: Angenommen, es war ein Hunderter, den ich ihr gab. Hätte sie den dann auf der Post präsentiert und eingewechselt, so würde sie mich schwerlich jetzt dorthin verweisen, da meiner Nachfrage ja ihre Entlarvung auf dem Fuße folgen müßte. Das hat sie also auf keinen Fall getan. Sie kann aber ganz gut meinen Hunderter unterschlagen und auf der Post einen beliebigen Fünfzigerschein vorgelegt haben. Ihre mehrmalige Aufforderung, dort nachzuprüfen, spricht sogar für diese Lesart. Falls sie mich überhaupt betrogen hat, und nicht etwa doch ich im Irrtum bin, dann nur so, nur auf diese Weise. In dem Fall hat aber die Nachfrage auf dem Amt erst recht keinen Sinn. Man würde bestätigen, daß es ein Fünfziger war, und ich würde zum Schaden noch den Spott und die Schande ernten, sowie allenfalls den Zweifel an meiner eigenen Rechtschaffenheit. In summa: der Gang zum Schalter kann mir in keinem Falle zu etwas nützen und erweist sich somit als überflüssig. — Gut gedacht? Logisch und unwiderlegbar! — Mit Beteuerungen, wie meilenfern es mir gelegen sei, die tabakene Redlichkeit in Verdacht zu ziehen, verließ ich den Schauplatz meines Mißgeschicks. Fünfzig Lire haben oder nicht haben, ist bekanntlich eine Differenz von hundert Liren. Die Sache ging mir nach, aus Gründen, und ich ihr. Ich sann, grübelte, rechnete, addierte, subtrahierte — kaum waren drei Tage ins Land gegangen, da stand es in mir so fest wie nur irgendein Fels: Hundert waren es! bei meiner armen Seele Seligkeit! und nicht fünfzig.
Auf zum Posthaus!
Mürrisch und sichtlich angewidert über die Stöhrung (das Wiener Telegramm war restlos abgeblüht), blickte die Postalische auf. Und nun stellte ich ihr die folgende wohl durchdachte Frage:
„Haben Sie vielleicht vor ein paar Tagen fünfzig Lire zuviel in Ihrer Kasse gefunden?" — Man versteht wohl: im Jafall wollte ich ihr die schöne Möglichkeit eröffnen, sie mir zu geben.
„Nein. Wieso?" — Das Stutzen, ehe die Antwort kam, war kurz, aber es war ein Stutzen. Aufgepaßt.
„Weil nämlich —" und ich erzählte ihr die ganze Geschichte. Ich erzählte lang und breit, ließ sie auch ein wenig Einblick tun in meine widerstreitenden Empfindungen, und dabei behielt ich sie gut im Auge. Ihr Interesse für die Angelegenheit war von Anfang an nicht zu verkennen; nach und nach wurde es brennend. Doch hielt sie sich gut. Zunächst zeigte sie Bereitschaft, einzuschnappen, sobald aus meinem Bericht eine Verdächtigung ihrer Person herauszuhören sein sollte. Da ich solches geflissentlich vermied, wurde ihre Miene zusehends freier. Die Augen erwärmten sich und auf den Backen erschienen zwei runde rote Flecke, woran sich mir ihre beträchtliche innere Erregung verriet. — Es sei ja, meinte ich, möglich, daß beim Wechselakt man beiderseits sich geirrt habe, sowohl die Tabaklerin als sie, die Pöstlerin. (Brückenbauen nennt man das.) Und so sei es ja immerhin denkbar, meinte ich abschließend und kehrte damit zu meiner Eröffnungsfrage zurück, daß bei der Abrechnung — — ob denn tatsächlich schon abgerechnet sei? —
Leider sei schon abgerechnet, wie übrigens schon gesagt, und es habe sich leider nichts gefunden. Leider könne sie sich an den betreffenden Fall auch nicht mehr erinnern; es kämen ja so viele zum Wechseln. Schade! Wären Sie doch nur sofort zu mir gekommen! —
Verspielt! Aber zweierlei wußte ich nun. Erstens, daß mein Geld sich hier, in der Post, befand. Zweitens, daß ich es ohne jeden Zweifel wiederbekommen hätte, wenn ich mich sogleich an sie gewendet hätte. Anstatt zu denken! Folgendermaßen, etwa, hatte die Sache sich abgespielt:
Die Zigarettenfrau war nicht nur unehrlich — vielleicht war sie es gar nicht —, sondern vor allen Dingen ungeheuer zerfahren und unachtsam. Sie hatte den Schein wahrscheinlich unbesehen zum Schalter getragen, hatte das Kleingeld eingestrichen und war davongerannt, ehe die unbeholfene Postfrau von ihrem Bock hatte herunterturnen können, um aus dem Schreibtisch im Hintergrund den noch fehlenden Fünfzigerschein zu holen. (Daß es sich so abzuspielen pflegte, hatte ich mehrmals selbst erlebt.) Als sie dann mit dem Billett zurückkam, war die andere längst auf und davon. — Und da man sie nicht liebte, die Fremde, da man ihr eher Böses gönnte als Gutes; da zudem anzunehmen war, sie würde schon von selbst zurückkommen, das Vermißte zu holen... aber die Tabakistin war viel zu phlegmatisch und faul, um von sich aus nachzuforschen, und ich, die Leidtragende, hatte mich geniert und hatte „gedacht", statt zu handeln. So blieb es denn, wie es war. Die Tage gingen, nichts geschah, und Frau Post sah sich unfreiwillig um fünfzig Lire bereichert. Da plötzlich, postissimo festum, erschien ich und brachte die Lösung des Rätsels. Es bekümmerte sie tief, in mir die Geschädigte erblikken zu müssen, statt in der Gehaßten. Aber, abgesehen davon, daß sie vermutlich über das Geschenk des Himmels theoretisch und praktisch bereits verfügt hatte, so konnte sie ja doch in schicklicher Form von ihrem Nein (auf die Frage, ob sich das Geld gefunden habe) in alle Ewigkeit nicht mehr zurück, sie mochte es nun wünschen oder nicht. Immerhin: seitdem liebt sie mich, die Arme. Um den, an ideellen Werten gemessen, bescheidenen Betrag von fünfzig Liren habe ich ein Dauerlächeln für mich, und für mich allein, auf ihre Leidenszüge gezaubert. (Eine Dauerwelle kostet ebensoviel.) Was meint ihr wohl, wie ich deswegen beneidet werde!
Ein wenig später, nachdem ich schon wieder zu Geld gekommen war, machte die Rührende noch einen Versuch, meinen Schaden ein wenig herabzumindern. Beim Herausgeben „versah" sie sich um zehn Lire zu meinen Gunsten. „Sie haben sich geirrt", sagte ich da und schob ihr den Zehner wieder hin. Unsere Blicke begegneten sich auf eine unbeschreibliche, tief wissende Art.
Das postalische Lächeln ist seitdem noch seelenvoller und gänzlich unverwüstlich geworden.

Der Turm zu Pisa

Von W. Tölle

Auf einer »Kraft durch Freude«-Reise,
da sah ich einst den Turm zu Pisa,
und unwillkürlich gleicherweise
dacht' ich an Dich, geliebte Lisa.

Weil er, auf Grund der Bodenschicht,
sich seitlich neigt um ein paar Meter;
wird er bald fallen, wird er nicht? –
So dachte ich. – Jedoch noch steht er.

Zeitgewinn

(R. Kriesch)



„Wenn du schon mit den dreien da drüben kokettierst, Marga, dann nimm wenigstens die scheußliche Sonnenbrille ab!"
„Im Gegenteil, Grete, solange keiner recht sieht, welchen ich anschaue, kann ich mir immer noch den nettesten aussuchen!"

Guadagno di tempo: "Se già fai la civettuola con quei tre di là, Marga, lèvati almeno i brutti occhiali da sole!„
"Al contrario, Grete, fintantochè nessuno può veder bene quale di loro io guardi, posso ancor sempre scegliermi il più simpatico!„

Aus der neuen ‚National Gallery of Art' in Washington

(Karl Arnold)



„Dürer, Rembrandt, Holbein, Tizian — ist ja alles europäischer Import!"
„Na ja, Kunst können die anfertigen, aber im Ankauf halten wir den Rekord!"

Dalla nuova 'National Gallery of Art' in Washington: "Dürer, Rembrandt, Holbein, Tiziano ... già tutta importazione europea!„ — "Ah già, arte essi ne possono fare; ma nell' acquistarla teniamo noi il rekord!„

MANGEL AN RAUM

VON E. VAN LIDTH DE JEUDE

Vor kurzem saß ich mit meinem alten Studienkollegen Dr. Jan Graafling in einem kleinen Café an einem der großen Boulevards in Brüssel und schlürfte an meinem Glas Portwein. Wir unterhielten uns über alte, vergangene Tage und Graafling fragte mich: „Weißt du übrigens, daß Eric Damaer tot ist?" — „Nein", entgegnete ich, „das wußte ich nicht. Ich hatte übrigens schon seit Jahren nichts mehr von ihm gehört." — „Er ist in Portugiesisch-Ostafrika gestorben. Er war mit der Zeit auf eine schiefe Ebene geraten und jemand hatte ihm noch rechtzeitig eine Stellung in einer Holzexportfirma verschafft. Aber er war zu verbraucht, zu müde, um in einer Kolonie noch zu etwas zu kommen. Dazu kam das Klima... der Alkohol..."

„Es ist vielleicht nicht recht, von einem Toten schlecht zu sprechen", sagte ich, „aber ich habe Damaer nie besonders gut leiden können. Er war mir zu undiszipliniert, zu zynisch, und da er ein paar Jahre älter war als wir, bin ich überzeugt, daß er auf manchen von uns einen reichlich ungünstigen Einfluß ausübte.

Jan Graafling gab nicht sogleich eine Antwort. Er schien in die aufmerksame Betrachtung des Getriebes auf dem Boulevard versunken zu sein. Aber plötzlich sah er mich an und sagte in auffallend ernstem Ton: „Könntest du dir vorstellen, daß Eric Damaer mit seinem Zynismus, seiner sogenannten Weltweisheit mir mein Leben verpfuscht hat? Ich habe mich nie verheiratet und da ich mich heute den Fünfzigern nähere, so werde ich wohl kaum mehr heiraten. Ich habe auch zuviel auf diesem Gebiet erlebt... Daß ich aber, als ich siebenundzwanzig Jahre alt war, nicht das Mädchen geheiratet habe, das ich aufrichtig liebte und das auch mich gern hatte, das ist die Schuld von Eric Damaer. Ich hatte damals gerade mein Medizinstudium beendet und da ich sofort mit der praktischen Betätigung beginnen wollte, ging ich in irgendein kleines Dorf im Holländischen, wo gerade der alte Arzt krank geworden war, und vertrat ihn in der Praxis. Der Mann war Witwer und von seinen Kindern lebte nur noch seine jüngste Tochter im Hause. Sie hieß Dientje und war damals vierundzwanzig Jahre alt. Sie war von einer ungewöhnlichen, dunkel glutenden Schönheit, wie man sie in Holland nicht häufig trifft. Aber vor allem war sie ein frisches flottes Mädel. Nachdem ich eine Woche in dem kleinen Nest gearbeitet hatte, ertappte ich mich bei dem Gedanken, daß Dientje doch eigentlich das Ideal einer Frau für mich wäre, wie ich es mir kaum hätte träumen lassen. Sie besorgte die Schreibarbeit für ihren Vater, verwaltete auch die Hausapotheke, und so kam ich dauernd mit ihr in Berührung. Sie war trotz ihrer Jugend ein selbstbewußtes Mädchen, das wußte, was es wollte. Aus ihren dunklen Augen sprach ein unerschütterlicher Wille. Aber sie konnte auch sanft und lieb sein. Ach, wenn ich jetzt nach mehr als zwanzig Jahren an die Monate, die ich dort auf dem Dorf zubrachte, zurückdenke, dann sehe ich sie wieder so deutlich vor mir, als wäre es gestern gewesen.

Als ich schon etwa sechs Wochen die Praxis vertreten hatte, fuhr ich an einem Samstag nach Amsterdam, wo ich verschiedenes zu erledigen hatte und wo ich den Sonntag verleben wollte. Gegen Abend ging ich in eine Weinstube, um mich dort bei einem Glas Wermut auszuruhen, und traf dort Eric Damaer, der in eine Zeitung vertieft war. Wir kannten uns eigentlich nur oberflächlich, und unsere Begrüßung fiel daher auch nicht allzu herzlich aus. Er erzählte mir, er habe einen Onkel beerbt und sei dadurch in die Lage versetzt worden, sein Studium fortzusetzen. Wir hatten aber wohl beide nicht allzu großes Vertrauen in diese Fortsetzung seiner Studien. Er sah bleich und verlebt aus, und aus seinen Worten konnte ich entnehmen, daß er ein reichlich liederliches Leben führte. Er fiel mir mit seinen zynischen Bemerkungen und seiner derben Art ziemlich auf die Nerven, und ich dachte bereits an den Aufbruch, als wir auf einen gemeinsamen Bekannten zu sprechen kamen, der nach Niederländisch-Indien gegangen war, aber aus Gesundheitsrücksichten nach der Heimat hatte zurückkehren müssen.

‚Auf der Heimfahrt ist er auch seine Frau losgeworden', berichtete Damaer mit dem unangenehmen Lachen, das ihm eignete. ‚Man könnte es ein Idyll an Bord eines Frachtdampfers nennen. Ein Mitpassagier verliebte sich leidenschaftlich in seine Frau und seine Frau in diesen. Da wurde mit einemmal eine so große Liebe daraus, daß sie ohne den fremden Mann nicht mehr leben zu können glaubte. Soll ich Ihnen sagen, wie alle solchen Lieben entstehen und wie eigentlich die meisten Beziehungen solcher Art auf der Welt zustandekommen? Aus Mangel an Raum. All die Liebe an Bord eines Schiffes mit seiner engbegrenzten Welt, all die Liebe in einem kleinen Ort in Indien oder auf einem holländischen Dorf — das ist im Grunde nichts anderes als das Ergebnis eines Mangels an Raum. Wenn man eine Frau nur genügend oft sieht und sie ist nur ein wenig anziehend, dann dauert es gewöhnlich nicht lange und man verliebt sich in sie oder redet es sich zumindest ein — vor allem wenn nicht viel andere Auswahl besteht. Wenn jeder Mann in einem solchen kritischen Augenblick sich vergegenwärtigte, wie groß die Welt ist und wieviele Millionen Frauen es gibt, dann würde er es wohl niemals wagen, sich selbst und anderen weiszumachen, daß er nun gerade die eine gefunden habe, die allein ihn glücklich machen kann. Setzen sie sich einmal in ein kleines Dorf und Sie werden sehen..'

So sprach damals Damaer in der unangenehmen und zum Widerspruch reizenden Art eines Menschen, der alles am besten weiß. Ich zahlte meine Zeche, grüßte kurz und ging. Ich wollte ihn nur abschütteln, das war mein einziger Gedanke. Ich ging in ein Restaurant, um zu Abend zu essen, aber es schmeckte mir nicht. Ich ging ins Theater, das Stück ließ mich kalt. Damaers Worte wollten mir nicht aus dem Kopf... Alle Liebesbeziehungen, oder die meisten, entstehen aus Mangel an Raum.

Die Menschen sehen einander zu oft und zu lange, und dann verlieben sie sich ineinander... Ich sagte mir selbst, daß Damaer überspannt sei mit seinen albernen Theorien. Ich dachte an Dientje. Aber irgendwo in meinem Gehirn nagte es weiter. Wenn ich nicht zufällig in das Dorf gekommen wäre, so begann ich mit mir selbst zu rechten, sondern in eine Stadt, irgendwoandershin...? Am Sonntag fuhr ich zurück in das Haus des alten Arztes. Als ich Dientje wiedersah, muß in meinen Augen oder in meinem Benehmen eine Veränderung bemerkbar gewesen sein, denn sie sah mich verwundert und betrübt an. Was zwischen uns beiden gewesen war, war plötzlich verändert, es lag in Scherben zu unsern Füßen. Auch in ihr brach etwas, wie etwas in mir gebrochen war. Nach einigen Wochen konnte der Vater seine Praxis wieder aufnehmen und ich reiste ab. Aber so sehr ich auch in der Welt umherschweifte, ich habe das Glück nicht mehr gefunden. Das Glück, das mir durch die zynischen Worte eines Mannes zerstört worden war, der es nicht wert war, daß man ihm zuhörte. Und wir wollen daher nicht weiter von ihm sprechen. Er ist ja jetzt tot." (Deutsch von H. B. W.)

BREMISCHE ANEKDOTE

Verpaßte Gelegenheit

Drei oder vier Generationen heiratsfähiger oder um deren Unterbringung bemühter Weiblichkeit hatten sich mit allen körperlichen und geistigen Listen und Tücken einer erbarmungslosen Strategie bemüht, den Sägemüller Jan Bultmann in Sanddorf zum Zwecke der Verehelichung einzufangen. Allen Fallstricken, groben wie zarten, greifbar derben und sozusagen seelischen, war er umsichtig entronnen. Und es ist leider zu sagen, daß er dabei prächtig gedieh und gegen ein rundes Dutzend „Haushältersche" in hartem Abwehrkampf Sieger blieb.

Mal aber, als er aus geschäftlichen Rücksichten bei einer Heirat im Dorf als Trauzeuge mitgewirkt hatte, saß er hinterher erheblich betreten beim Krüger Timmermann und kratzte sich nachdenklich den grauen Borstenkopf.

„Kinners un Leute", sagte er, „ich hab dscha gemeint, ich wär' er nu wohl über weg, un das könnte ich denn dscha auch wohl, weil daß ich einklich nie was habe anbrennen lassen. Aber wie ich da nu vorhin die lüttje staatsche Deern so gesehen hab — rund un schier un pusbacksch, un überhaupt un so — un denn den abasigen Sleeks, der 'er mit langsgegangen is — ich weiß garnich, wie mir da zu Sinn geworden is. Für vier Mark achtzig is er 'er beigekommen, das sünd die Gebühren. Kinners un Leute, wenn ich das man so gewußt hätte — ich hätt 'er mehr für geboten."

Karl Lerbs

DER LOHN DES HIMMELS / VON STRY ZU EULENBURG

„Wie geht es dir? Was hast du die ganze Zeit über getrieben? Und was machst du jetzt?" bestürmte ich Eugen, den ich seit vielen Jahren zum erstenmal wieder sah. Eugen lächelte schwach. „Ich bin Bürgermeister der kleinen Stadt D. Hatte bisher viel Freude an diesem Amt, obwohl es kein leichtes ist, viele Pflichten und eine große Verantwortung bedeutet."

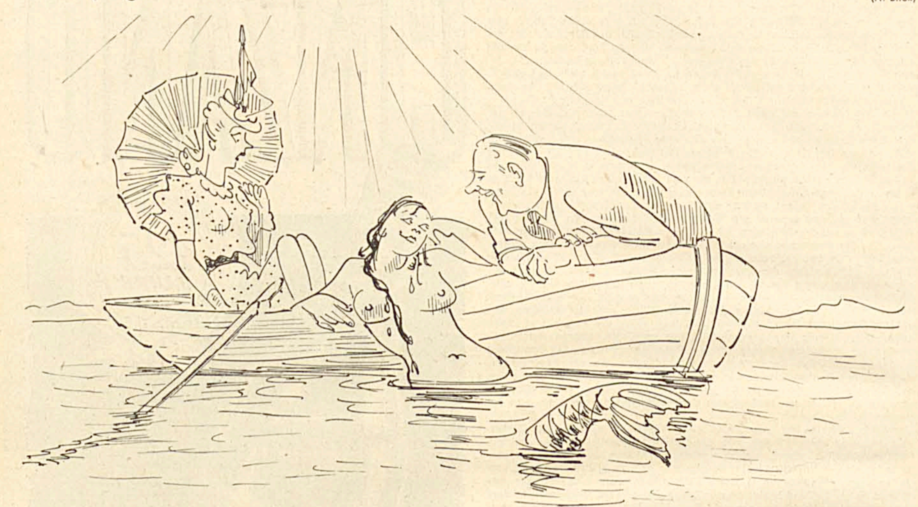
Zufällig kannte ich D., und wollte Eugen schon zu seiner Stellung beglück wünschen. „Gratuliere mir lieber nicht, seit drei Tagen bin ich der meist und bestgehaßte Mann in D." Und er erzählte diese Geschichte:

„Mein dringlichster und sehnlichster Wunsch war es schon seit langem gewesen: ein Kinderheim für unsere Stadt zu errichten. Endlich gelang es mir, die Mittel dafür bereitzustellen. Der Bau wurde begonnen und fast auch zu Ende geführt. Das heißt, vollends reichte das Geld nicht aus. Ich wollte für das Haus ein paar besonders schöne bunte, handgemalte Glasfenster, und es kostete mich nicht wenig Mühe, die drei Glasermeister unserer Stadt zu veranlassen, die gewünschten Kunstwerke stiftungsweise für das Kindererholungsheim zu liefern. So kam dann der Tag der Einweihung. Die ganze Stadt war auf den Beinen, alle wollten bei dem festlichen Akt zugegen sein. Und es wurde dann auch, ich darf es wohl sagen, eine sehr erlesene Feier. Zur Umrahmung spielte ein Streichquartett ein paar klassische Stücke. Mädchen in weißen Kleidern sagten Gedichte auf. Zum Schluß kam meine große Rede. Eine sehr durchdachte, wohlabgestimmte Rede. Ich wies vor allem auf den edlen Zweck des neuerstandenen Baues hin: armen, hilfsbedürftigen, kranken Kindern das Höchste, was es gibt, ihre volle Gesundheit wiederzuschenken. Man nahm meine Worte mit viel Rührung und großem Beifall auf. Ich ging dann dazu über, allen, die sich, sei es ideell oder materiell, um das vollendete Werk verdient gemacht hatten, zu danken. Im besonderen dankte ich den drei Glasermeistern, die ihre Plätze in der ersten Reihe der geladenen Gäste hatten, für die geschenkten, wunderbaren, bunten Glasfenster. Wörtlich sagte ich zu ihnen: ‚Nicht nur, daß ich selbst es Ihnen aufrichtig, aus zutiefst dankbarem Herzen wünsche, sondern ich bin dessen auch gewiß: der Himmel wird Ihnen Ihre gute Tat hundertfach belohnen!'"

„Natürlich", fuhr er fort, „war es naheliegend, für die edle Tat der Glasermeister etwas ebenso Edles, wie der Dank des Himmels ist, zu erbitten. Aber so glücklich, wie du meinst, war das nicht! Denn kaum war die Feier zu Ende, als ein Unwetter losbrach, wie man es sich furchtbarer nicht vorstellen kann. Hagelkörner in der Größe eines Taubeneies schickte der Himmel hernieder, und in der ganzen Stadt gab es kein Haus mehr, in dem nicht wenigstens drei Fenster zerschlagen wurden!" Und sehr grimmig, aber zugleich in hoffnungsloser Geste schloß Eugen: „Daß außer den drei Glasermeistern, die seit diesem Tag alle Hände voll zu tun haben, niemand in der Stadt über die so prompte Erfüllung meiner Wünsche an den Himmel lachte, und mich im Gegenteil, wo ich stehe und gehe, nur vernichtend wütende Blicke treffen, daran wirst du wohl selbst nicht mehr zweifeln."

Die Seejungfrau — La sirena

(Fr. Bilek)



„Laß doch die scheußliche Person, Max, die ist doch nur eine Sagengestalt!" — „Aber bloß an einem Ende, Adelheid!"

"Ma lascia, Massimiliano, questa ributtante persona; essa non è che una figura mitologica!„ — "Sì, Adelaide, ma soltanto ad un' estremità!„

UNS SCHRIFTSTELLER WURMT ES

VON RUDOLF SCHNEIDER-SCHELDE

Uns Schriftsteller verdrießt es oft, daß andere Künstler es besser und leichter haben als wir, und daß niemand das einsehen will. Andere Künstler haben ein Arbeitsmaterial, das im Umgang von Mensch zu Mensch so gut wie gar nicht vorkommt. Musiker haben Töne, Maler haben Farben und Bildhauer haben Stein oder Ton oder Bronze; wir Schriftsteller dagegen sollen aus etwas Kunst machen, das jeder von Kindesbeinen an ununterbrochen im Mund und in der Feder führt und wovon darum jeder etwas zu verstehen glaubt. Unser Material sind Worte, dieselben Worte, mit denen Mietsverträge gemacht oder Kartoffeln bestellt werden; und daraus sollen wir etwas Schönes verfertigen. Wenn ein Maler aus Farben, mit denen man sonst höchstens die Wände anstreicht, ein Bild macht, so fällt schon diese Tatsache allein den meisten Menschen als bewunderungswürdig auf, weil sie es selber nicht könnten; wenn aber wir Schriftsteller eine Geschichte schreiben, so findet keiner etwas dabei. Geschichten machen sie alle selber, ja sogar Romane und Tragödien erleben sie, wenn man sie danach fragt; es würde aber niemand einfallen, einem Opernkomponisten etwa nach Anhören seiner Oper ins Gesicht zu sagen: sehr hübsch, etwas ganz Ähnliches habe ich vorigen Sommer in Miesbach erlebt, und es ging genau so aus.

In dieser Einstellung des Publikums liegt ein Unterschied, der uns Schriftsteller den anderen Künstlern gegenüber bedeutend benachteiligt, aber das allein ist es nicht, was uns verdrießt, auch in anderer Hinsicht sind die anderen besser daran als wir. Nehmen wir zum Beispiel ein Lied, einen Schlager oder so etwas. So ein Komponist hat eine winzige Melodie, ein paar Takte lang, und die wiederholt er ununterbrochen durch das ganze Lied hindurch, und niemand verübelt es ihm. Im Gegenteil, die Leute singen es mit, behaupten, daß es so reizend ins Ohr ginge, reden vom Leitmotiv und dergleichen anerkennenden Dingen. Dabei hat ein Lied fast immer mehrere Strophen, die musikalisch alle gleich sind, während der Text selbstverständlich durchaus verschieden sein muß. Man stelle sich vor, was geschähe, wenn einer von uns auf den Gedanken käme, Geschichten zu verfassen, bei denen jeder folgende Absatz immer genau so ist wie der vorhergehende, nur vielleicht etwas anders in der Interpunktion, und wenn dann das Ganze, nachdem es glücklich zuende ist, noch einmal von vorn anginge?

Oder so ein Architekt? Bekanntlich sind nahezu bei allen Häusern alle Fenster gleich, das heißt, jedes Haus hat im allgemeinen nur eine einzige Sorte von Fenstern, und alle Welt findet das natürlich und sogar schön. Aber es ist ungefähr so, wie wenn einer von uns Schriftstellern in einem Roman alle auftretenden Personen mit demselben Bart und demselben Hut auf dem Kopf dieselben Sätze reden lassen wollte, dasselbe freundliche Lächeln um den Mund und dieselben Gebärden. Wer würde das lesen?

Aber auch bei den Malern ist es nicht anders, man betrachte nur einmal so ein Gemälde genau. Da ist ein Pinselstrich wie der andere, da stehen immer wieder dieselben paar Farben nebeneinander oder das Ganze ist wie mit einer braunen Sauce überzogen, und man nennt das dann voll Bewunderung homogen oder spricht von besonderer innerer Geschlossenheit. Wenn dagegen unsereiner kurz hintereinander zweimal denselben Ausdruck gebraucht, und nicht für eine geradezu hirnerschütternde Abwechslung sorgt, dann heißt es sofort, das sei dilettantisch, wir verstünden noch nicht einmal etwas von unserem Handwerkszeug, und was es an liebevollen Kennzeichnungen sonst noch gibt.

Dabei ist es doch so, daß die Leute uns Schriftstellern eigentlich besonders dankbar sein müßten, weil wir es wahrscheinlich sind, welche die Beziehungen der Menschen zueinander erfunden haben und in Gang halten. Nehmen wir als Beispiel nur die Liebe. Man kann auf einem Bild oder an einer plastischen Gruppe natürlich sehen, daß zwei sich küssen, und man kann es bei Musik auch allenfalls fühlen. Was aber vorher war, und was nachher sein wird, von der leisen Anbandelung bis zum wüsten Ende oder besser bis zum stillen Glück, darüber erfährt man nichts, man erfährt nichts über die Übergänge, nichts über den Zusammenhang, sondern immer nur einzelne Brocken, Ausschnitte. Was täten denn die Liebespaare, nachdem sie sich geküßt haben, ohne uns Schriftsteller? Sie säßen still glotzend ohne Beschäftigung da. So aber streiten sie miteinander oder reden von der Zukunft oder machen einen Spaziergang, lauter Möglichkeiten, die wir mühselig genug ersonnen haben, um ihrem Leben einen kontinuierlichen Sinn zu geben. Denn: Hand aufs Herz, das glaubt doch niemand im Ernst: Daß wir so schreiben, wie sich's in Wirklichkeit verhält? Das wissen wir begreiflicherweise auch nicht. Sondern: wir oder unsere Ahnen haben uns eben allerlei ausgedacht, und nach diesen Rezepten versuchen die Leute mit wechselndem Erfolg ihr Erdenwallen hinzubringen. Es ist nicht an dem, daß die Leute leben, und wir gucken zu und schreiben dann ab, sondern es ist genau umgekehrt: wir schreiben und die Leute leben danach. Man darf uns glauben, daß es kein reines Vergnügen ist, zu beobachten, was sie dabei aus unseren hübschen Einfällen machen.

Wer weiß, was aus der Welt geworden wäre ohne uns Schriftsteller? Die anderen Künstler, die wir selbstredend außerordentlich schätzen und verehren, haben in dieser grundsätzlichen Hinsicht keinerlei Beitrag geleistet, aber wir haben auf eine Leistung zurückzublicken; und daß das niemand so recht anerkennen will — das wurmt uns zuweilen.

Sicherheit

(K. Heiligenstaedt)



„Hier schaut kein Mensch rein, hier habe ich schon als achtjähriges Mädel so gebadet!“

Al sicuro: “Qui dentro non ficca gli occhi nessuno; qui facevo il bagno così, già ragazzina di otto anni!„

LIEBER SIMPLICISSIMUS



Am siebenundsechzigsten Tag der Fahrt durchsuchte der verrückte Passagier das ganze Schiff. Endlich fand er den Kapitän des Dreimasters in der Kajüte.
„Ich sterbe vor Sehnsucht, Käptn!" — „Das alte Lied?"
„Ja, Käptn! Ich muß wieder einmal eine Frau küssen!" — „In zwölf Tagen sind wir im Hafen."
„Nur einen einzigen, einen allereinzigen Kuß!"
„Sie sind verrückt!"
„Immer und überall nur Matrosen! Ist keine Frau an Bord?" „Weniger. Das heißt —" „Nun?"
„Ein Putzweibel ist an Bord." „Wie alt?"
„Siebzig Jahre." „Unmöglich!"
„Das dachte ich mir", sagte der Kapitän.
Sechs Tage vergingen.
Da kam der verrückte Passagier wieder.
„Her mit dem Putzweibel, Käptn!"
„Also doch?"
„Nur einen einzigen Kuß! Aber es darf niemand erfahren!"
„Meine Hand darauf! Es bleibt unter uns fünf."
„Wieso fünf? Wir sind doch nur drei: Sie, ich und das Putzweibel?" Der Kapitän sagte:
„Und die zwei Matrosen, die sie halten müssen? Sie hat es nämlich nicht gern." J. H. R.

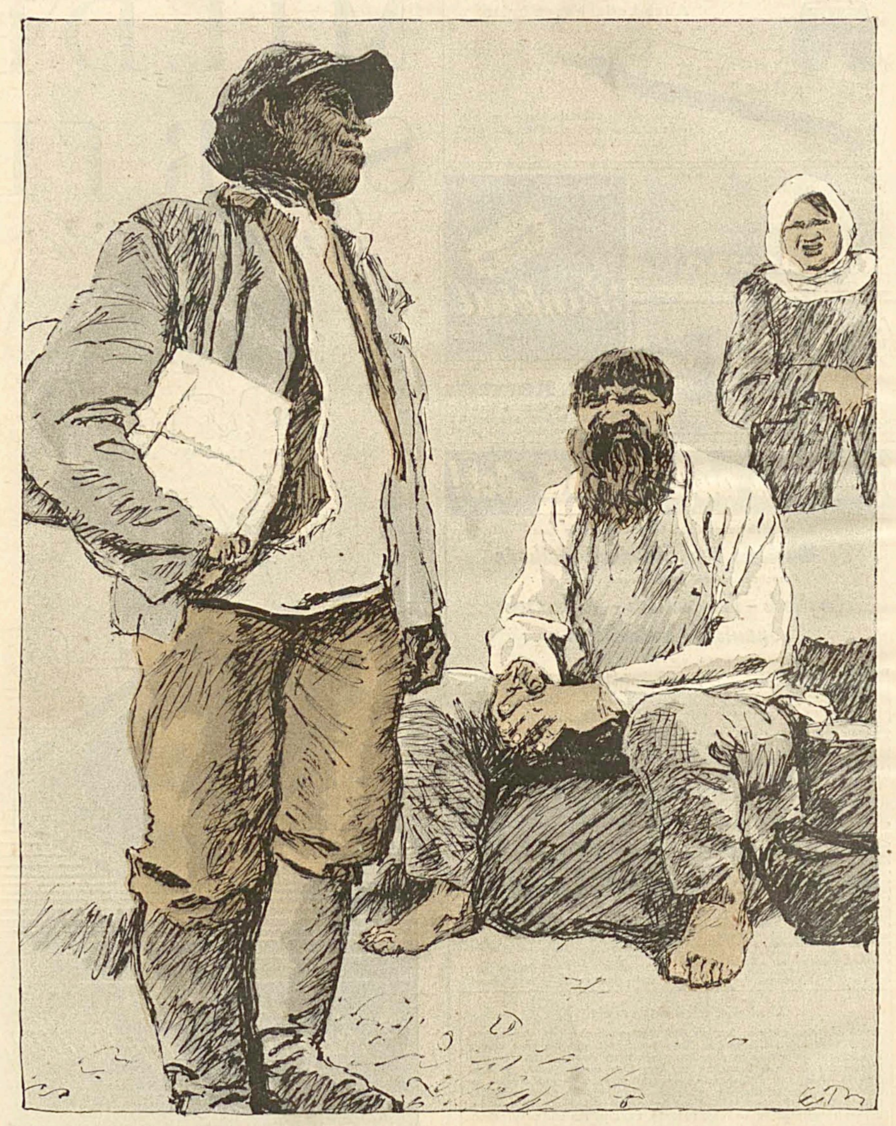
MEIN FREUND JOHANNES

Johannes war bei der Gartenarbeit. Er kniete vor einem Beet und rupfte. Wie ich näher kam, bemerkte ich, daß er gerade dabei war, ein Maiglöckchen auszureißen. Dann griff er nach einer Tulpe.
Mir kam das sonderbar vor, aber ich sagte einstweilen nichts. Als er aber in dieser Weise fortfuhr, konnte ich mich nicht mehr beherrschen und fragte: „Was machst du da eigentlich, Johannes?"
„Das Beet ordentlich."
„Und dabei rupfst du ausgerechnet die Blumen aus? Nach welchen Gesichtspunkten gehst du eigentlich vor? Wenn du unbedingt etwas ausreißen mußt, so ist doch wahrlich Unkraut genug da!"
„Nicht nur genug. Es ist in der Mehrheit. Dies Stück Erde hat sich für das Unkraut entschieden", sagte Johannes. J. Bieger

Verlag und Druck: **Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80** (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Okt. 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920 Erfüllungsort München

Väter und Söhne

(E. Thöny)



„Und wenn du Glück hast, Alexei, kommst du vielleicht als Gefangener zu dem deutschen Bauern, bei dem ich 1915 war!“

Padri e figli: “E se hai fortuna, Alexei, vai forse come prigioniero da quel contadino tedesco, dal quale io fui nel 1915!„

München, 16. Juli 1941
46. Jahrgang / Nummer 29

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Huldigung der Demokratie S. M. des Königs von England

(Karl Arnold)



Ein Ölbild englischer Heiligenmaler für Stalins Hauskapelle im Kreml

Omaggio della democrazia di S. M. il Re d' Inghilterra . . . un quadro ad olio di pittori di Santi inglesi per la cappella privata di Stalin nel Cremlino

Amazonenschlacht — Battaglia delle Amazzoni

(Hch. Kley)



ALPDRUCK / VON HANS HARBECK

Es herrschte eine mit den kecksten Worten überhaupt nicht einmal anzudeutende Hitze. — Uff!
Ich schlich durch die vergilbten Straßen wie ein Nachtwandler, obgleich es mitten am Tage war. Es existierte nichts mehr in der Welt als die Sonne, aber die existierte in der rücksichtslosesten Art und Weise. Sie existierte. Ich vegetierte. Ich tat nicht mal das mehr. Ich ierte nur noch. Ich — uff!
Ich streckte alle Viere von mir und sah mit blinzelnden Augen in die wie Pergament zusammengeschrumpfte Gegend.
An einem Kandelaber lehnte bewegungslos ein Schutzmann. Seine Uniform troff an ihm herunter. Ich starrte dumpf zu ihm hin. Auf einmal stand meine Zigarre, die ich längst hatte ausgehen lassen, in hellen Flammen. Ich besaß nicht die Kraft, sie fortzuwerfen, sondern ließ mit idiotischer Gleichgültigkeit zu, daß die brennende Zigarre mir Bart und Brauen versengte.
Ein paar sehr freibleibend angezogene Mädchen wankten an mir vorüber und versuchten vergebens, mich auf die Lebensgefahr, in der ich mich offensichtlich befand, aufmerksam zu machen.
Kasaks aus Seidenpapier waren die große Sommermode.
Sandalen aus Löschpapier galten wegen ihrer Schwerfälligkeit als unpraktisch.
In der Ferne tauchte ein Eiswagenpferd mit dreidimensionalem Strohhut auf. Kaum aufgetaucht, brach es mit fatalistischem Augenaufschlag zusammen.
In einem Laden, der bisher den Strapazen der Witterung getrotzt hatte, wurde kondensierte Zugluft verkauft. Die Leute standen an vom Hauptbahnhof bis zum äußersten Stadtrand. Sie standen nicht an. Sie lagen leichenhaft am siedend heißen Boden und stammelten verworrene Gebetsformeln. In geziemenden Zwischenräumen gab einer seinen Geist auf, der dann als ein giftgrüner Rauchschwaden gen Himmel flatterte.
Im Halbschlaf fiel mir ein, daß Talent verpflichtet. Ich suchte mit tragikomischer Verzweiflung nach einem die Situation erschöpfenden Vers und murmelte in meinen ehemaligen Bart:
„Die Stadt, im Banne blinder Tropensonnenglut, ist ganz verbeult ...“
Alarmrufe schreckten mich auf. Das Bismarckdenkmal am Hafen, hieß es, sei geschmolzen und ergieße sich nun als glühende Lavamasse durch die Straßen. Unwillkürlich zog ich die Beine hoch, um sie auf die Bank zu legen, von der ich zu erwähnen vergessen habe, daß ich auf derselben saß. Aber ich hatte gar keine Beine mehr.
Und während ich über diese immerhin sonderbare Tatsache in ein entsprechendes Erstaunen zu geraten im Begriff war, bemerkte ich mit einem blöden Lächeln, daß mein Körper sich auflöste und in einen flüssigen Aggregatzustand überging. Er lief wie eine Wasserlache auseinander und gruppierte sich auf den Fliesen zu einem Fragezeichen. Ich war von Geburt an eine problematische Natur.

Die alte Taschenuhr / Von Dr. Owlglaß

Mein sogenannter Chronometer
wird alt. Infolgedessen geht er
nicht mehr wie andre brave Uhren;
oft leistet er sich Extratouren,
und manchmal – haste nicht gesehn –
bleibt er auch unvermittelt stehn.

Nun ja, man kann das schon begreifen.
Dies ewige im Kreise Schweifen,
man kriegt es nachgerade satt,
wenn's scheinbar keinen Sinn mehr hat.

Ihr meint, ich müßt' ihn halt mal eben
dem Fachmann in Behandlung geben?
Nutzt nichts – ich hab's schon oft verflucht
und immer Mißerfolg gebucht.

Und pensionierte ich den Zwiebel,
die Westentasche nähm's mir übel.
Denn einem Neukauf, achherrjeh,
verweigert sich mein Portemonnaie.

Was tun? – Mich dünkt, ich bleib' ihm treu.
Bin selber ja auch nicht mehr neu
und untertags und in den Daunen
gleichfalls geplagt von schlimmen Launen.
Und außerdem, wenn er mal steht:
die Turmuhr schlägt, der Gockel kräht.
Kurzum, es gibt von Eins bis Zwölfe
die mannigfachsten Notbehelfe,
kraft derer man bestürzt erkennt,
wie rasch die Zeit von hinnen rennt.

MITSCHLÄFER

Ich fahre sehr gerne im Schlafwagen. Schlafwagen ist so geheimnisvoll. Sensationen habe ich da allerdings noch nicht erlebt, die gibt es, soviel ich weiß, nur in älteren Schlagern. Aber ich bin immer sehr gespannt, mit wem ich die Nacht in dem Mahagonikistchen teilen werde. Die Möglichkeiten sind phonetischer Natur. Wird es ein leiser Mann sein oder ein Lautschläfer, einer der röchelt, stöhnt, pfeift, zischt, um nicht glatt zu sagen, einer der schnarcht. Ha, was gibt es für Unterschiede im Schnarchen. Wird es einer sein, der mir von oben oder von unten her den neusten oder ältesten Witz erzählt? Wird es einer sein, den die enge Schlafgemeinschaft verpflichtet, mir auch seelisch nahezukommen, und mir alle Unglücksfälle seines Lebens mitteilt, als Betthupferl sozusagen, ehe er laut oder leise entschlummert? Es gibt soviele verschiedene Schlafwagneriana. Ich kenne Roll- und Wurfschläfer, die während einer Nacht krachend rotieren, indem sie den Körper waagrecht im Schlafe aufschleudern und nach einer Drehung von hundertachtzig Grad mit Gewalt wieder fallen lassen. Sie sind es, die am nächsten Morgen einem mitteilen, sie haben wieder einmal ganz vorzüglich geschlafen.
Diese Mitschläfer sind mir am sympathischsten. Sie haben die ganze Nacht mit sich selber zu tun, sie sind mit der Erzeugung ihres eigenen Krachs vollauf beschäftigt und können dabei keine Rücksicht meinerseits verlangen. Wenn aber so ein Leiseschläfer über mir liegt, so einer, der ein mousselindünnes Schläfchen über mich breitet, so einen hingehauchten Engelsschlaf, dann wage ich mich überhaupt nicht zu bewegen und zu regen, aus Sorge, ich könnte ihn stören. Aus purer Rücksicht schließe ich kein Auge.
Wie in Mütterchens Schoß fühle ich mich dagegen im Lärm der Krachschläfer. Man fühlt sich bekanntlich nirgends so einsam wie im Gebrause der Großstadt.
Soll ich noch von den Morgen- und Abendgeräuschen im Abteil nebenan sprechen? Es ist nicht alles Gold, was die Leute in der Kehle haben, aber heraus muß es, und etliche haben es gern, wenn andere daran akustisch teilnehmen. Wie Schuppen kann es einem da von den Ohren fallen.
Doch jetzt möchte ich noch einen nennen, dessentwegen ich den Schlafwagen besonders liebe. Das ist der Schlafwagenschaffner. Ach wie freundlich klingt es, wenn er einem eine gute Nacht wünscht. Wo in aller Welt wünscht einem sonst ein Beamter in Uniform eine gute Nacht? Nein, da sind wir nicht verwöhnt. Mir ist's immer, als käme er noch ein letztes Mal und drückte mir ein Gutenachtküßchen auf die müde Stirne. Foitzick

Rückzug

(Erich Schilling)



„Deutsche Barbar hat keine Sinn für Zivilisation, er ist nicht wert, daß wir ihm bringen hohe bolschewistische Kultur!"

Ritirata: "Il barbaro tedesco non ha senso per civilizzazione; egli non merita che noi gl' importiamo alta cultura bolscevica!,,

MEIN FREUND JOHANNES

Johannes und ich waren früher häufig bei einer Familie eingeladen, die sich aus einem reizenden Elternpaar, einem klugen jungen Mann in unserm Alter und zwei etwas jüngeren, mit allen Reizen der Natur ausgestatteten Mädchen zusammensetzte. Es war jedesmal ein Fest für uns, wenn wir dort sein durften. Das Essen war wundervoll und die Getränke, die meistens hinterher gereicht wurden, köstlich. Eines Tages wurde der Vorschlag gemacht, wir sollten alle noch ein Übriges zur Steigerung der Stimmung und damit des Genusses tun, indem wir unsere Kleidung oder mehr Verkleidung der Heimat der zu genießenden Getränke anpaßten.

Der Vorschlag wurde begeistert angenommen. Einmal tranken wir Bayrisches Bier in Lederhosen respektive Dirndl-Kleidern, ein andermal Schwedenpunsch in schwedischen Kostümen. Hierbei allerdings und bei dem dann folgenden spanischen Süßwein wurde die Kostümierungsfrage für die Herren so schwierig, während sie von den Damen so reizvoll gelöst wurde, daß man beschloß, den Kostümzwang ganz auf den weiblichen Teil der Gesellschaft zu beschränken.

Als wir an diesem Abend nach Hause gingen, seufzte Johannes tief. Teilnehmend fragte ich ihn nach dem Grund. „Ach", sagte Johannes, „ich kann nicht auf den Namen des Getränkes kommen, das die Wilden im innersten Afrika genießen." „Wieso interessiert dich der denn plötzlich?" fragte ich. „Man könnte das Getränk doch für unsere nächste Zusammenkunft vorschlagen", sagte Johannes und seufzte abermals. Tief und — wie mir schien — sehr verliebt.

J. Bieger

Mission in Moskau

(E. Thöny)

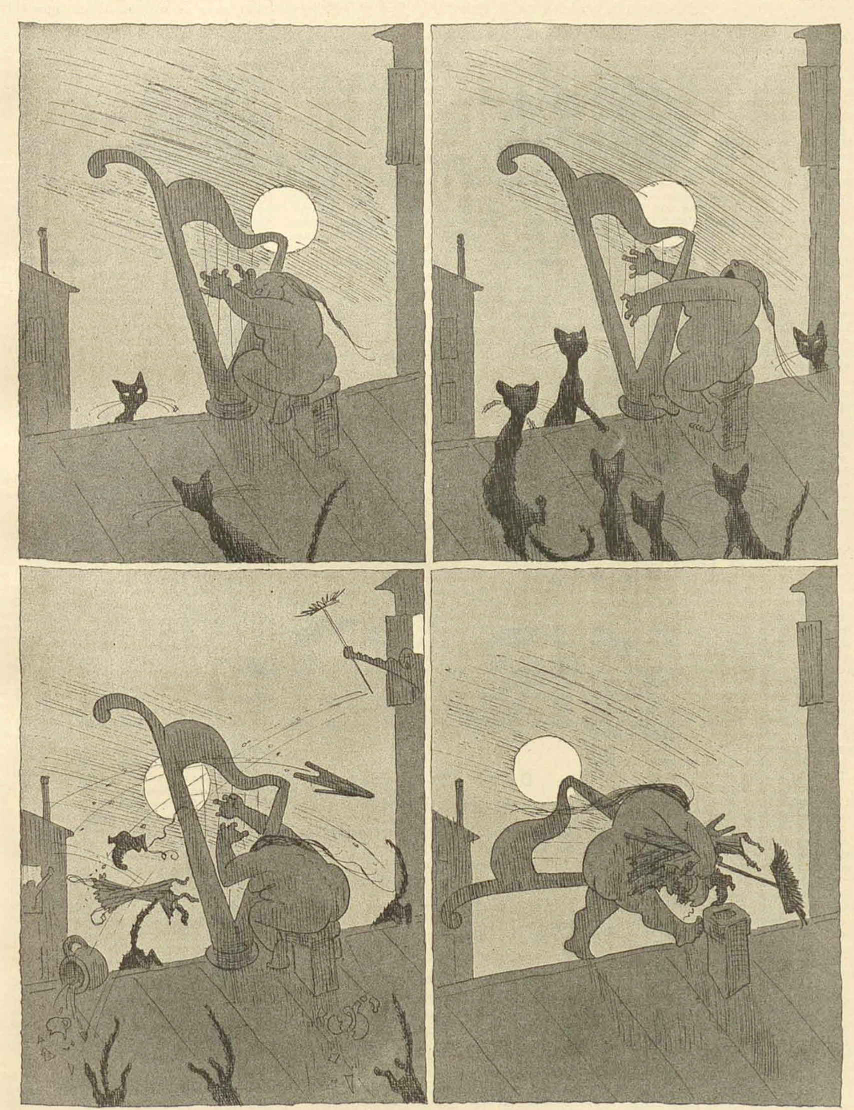


„Was sind denn das für Engländer dort drüben?"
„Ach, das sind die Spezialisten für Rückzug!"

Missione in Mosca: "Chi sono mai quegl' Inglesi laggiù?„ — "Ah! . . . Sono gli specialisti delle ritirate!„

Kleine Nachtmusik

(Fr. Bilek)



Musica notturna leggiera

SEIN BESTER FREUND

VON VENTURA GARCIA CALDERON

Eine Aushebung hatte ihm plötzlich den einzigen Sohn entrissen. Nicht einmal zu Tränen fand der vom Alter gekrümmte Indianer mehr Kraft, sondern er hockte stumm und einsam in einer Ecke seiner Behausung. Die Aushebung bestand darin, daß zwei berittene Sergeanten unter Flüchen und viel Geschrei den Freiwilligen fesselten, taub für alles Bitten der Eltern. Diesesmal hätten sie diesen Bitten immerhin nachgeben können, denn sie entführten des alten Quispicanchi einzige Stütze, einen kräftigen, immer heiter gelaunten Burschen von zwanzig Jahren, der ihm dabei behilflich war, auf den Hängen der Nachbarberge das unentbehrliche Chuño zur Gewinnung von Kartoffelmehl zu bauen und das Hammelfleisch für die langen Wintermonate einzupökeln. Und wenn die „Mutter Mond" die Spur ihrer Sandalen auf dem glitzernden Schnee zurückließ, dann bliesen ihre beiden Hirtenflöten die uralte Klageweise — eintönig und wie erstarrt von der grimmigen Kälte der Anden. Wer sollte künftighin mit dem Alten zusammen auf der Quenaflöte spielen?...

Zu Fuß, die Hände hinter dem Rücken gefesselt, marschierte der neue Rekrut der Küste zu, wo er in einer Kaserne lernen würde, Peruaner zu sein, das heißt sich bald seines alten Vaters zu schämen, der mit den Haustieren zusammenhauste.

Der alte Quispicanchi stocherte in der Glut des Lamadungs, dann machte er sich daran, seine Habe zu zählen: fünfzig Silbersoles in einem Beutel aus Vicuñawolle. Dann schloß er das Lama — das einzige, das er besaß — in der Hütte ein und stieg die steilen, in den Fels gehauenen Pfade bergab.

Als er unten im Dorf angelangt war, klopfte er zuerst an die Türe des Gemeindeschreibers, eines gerissenen, wortgewandten Mestizen, der seine Kenntnis der Gesetze dazu mißbrauchte, jedermann nach Möglichkeit auszubeuten. In gebrochenem Spanisch, das er mit einem Indianerkauderwelsch vermischte, brachte Quispicanchi — immer wieder mit tiefen Seufzern unterbrechend — in dem Singsang seiner Rasse sein Anliegen vor. Er verlangte seinen Sohn, die Stütze seines Alters zurück.

Der Schreiber wußte mit solchen Fällen Bescheid. Auf gestempeltem Papier — vor dem die Indianer so großen Respekt haben, bedeutet es für sie doch häufig die Hergabe ihrer letzten Habe, im Namen des Gesetzes! — auf dieses Papier schrieb er mit zierlich gesetzten Buchstaben: „Der Endesunterzeichnete, Quispicanchi, Bürger der Republik Peru, der spanischen Sprache mächtig, erschien heute vor Euer Gnaden mit geziemender Hochachtung und sagte aus..."

Das lange Schriftstück mußte unterzeichnet werden. Doch der alte Indianer konnte nicht schreiben. So führte der Schreiber seine ungelenke Hand — geschickt nur beim Spiel der Flöte, und da von unglaublicher Geschmeidigkeit — und ließ sie einen seltsamen Schnörkel ziehen. Ein Teil der silbernen Soles blieb alsdann bei dem Schreiber zurück. Draußen vor der Tür schien der Indianer zu zögern und die riesigen Kondore hoch oben im Himmelsblau zu befragen, die in schrägem Flug nach Westen zogen. Ob er der Mutter Gottes sein Herz ausschütten sollte?... Eine dieser prächtigen Kerzen mit Flittergold und Rosenverzierungen kostete fünf Soles — eine Kerze so schön, daß sie den gleichgültigsten Heiligen hätte erweichen müssen. Aber diese heilige Jungfrau mit den blonden Augenbrauen versetzte Quispicanchi in Unruhe. Ganz bleich von all dem Schmerz und den Klagen, die sie im Lauf der Jahrhunderte hatte anhören müssen, lehnte sie wie ohnmächtig in ihrer Nische. Als der alte Indianer seine Kerze ansteckte, sah er zu seinem Schrecken zwanzig andere Kerzen zu Füßen der Madonna brennen. Also schien die Aushebung noch weitere Hütten heimgesucht zu haben.

Ach, wenn die Mutter Gottes nur ein wenig kreolisch ausgesehen hätte! Doch dieses kalkweiße Antlitz, dieses mit Perlen besäte Sammetgewand, diese spanische Haartracht flößten ihm wenig Vertrauen ein. Wie hätte er vor einer indianischen Madonna gefleht, was hätte er ihr alles geloben können!

Als er wieder im Freien war, zählte er die übriggebliebenen Silbermünzen und ging zum Zauberer. Dieser war Indianer wie Quispicanchi selbst. Doch verstand er die Sprache der Raubvögel sowie den Schrei des himmlischen Alpaka, wenn es der Sternenfuchs in eisigen Nächten verfolgt. Dreißig Jahre Branntweingenuß versetzten ihn in einen ständigen sibyllinischen Dämmerzustand. Kaum hatte er das Anliegen des alten Mannes gehört und dessen letztes Geld an sich genommen, so mischte er einige Kalkkörnchen unter getrocknete Kokablätter und kaute das Ganze eine Zeitlang andächtig. Dann spuckte er ehrfurchtsvoll nach den vier Himmelrichtungen, vergewisserte sich noch, ob die Kondore über den alten Grabmälern kreisten. Aber alles schien umsonst! „Beschwören", murmelte er, wobei er in seinem strähnigen, nie gekämmten Haar wühlte. „Beschwören kann man wohl den bösen Blick, vergangene Liebe, den Teufel, überhaupt alles, was außerhalb des Willens des weißen Mannes steht." Und unter reichen Gebärden seiner gespreizten Knochenfinger gab er zu verstehen, daß die Indianer kein Recht mehr fänden, seitdem der Sonnengott sie verlassen habe.

Quispicanchi sagte dazu kein Wort. Von dem rotschimmernden Mond auf seinem Nachhauseweg begleitet, kehrte er in seine Behausung zurück. Zum erstenmal in seinem Leben war es ihm nicht möglich, auf seiner Flöte zu spielen. Wie alle Indianer hatte er sein Dasein schweigend verbracht. Jetzt aber fühlte er ein gebieterisches Verlangen, mit jemandem über das Ereignis dieses Morgens zu sprechen, von der Hoffnungslosigkeit, weiterzuleben, von der schrecklichen, ihm aufgezwungenen Einsamkeit und dem ganzen Übermaß von Grauen und Erbitterung, das in seiner gequälten Seele zitterte. Weder der Gemeindeschreiber noch der Zauberer hatten Verständnis für ihn gehabt.

Der Schrei seines Lamas ließ ihn aufblicken. Das sanfte Tier, über dessen Fell leise Schauer liefen, schien mit weitgeöffneten Augen zu träumen, und Quispicanchi setzte sich — wie das die Indianer zu tun pflegen — zu ihm auf die Erde. „Sie haben ihn fortgebracht, den Jungen..." Ob das Lama ihn verstand? Auf jeden Fall erriet es wie ein treuer Hund den Gram seines Herrn. Ernst legte es den anmutigen klugen Kopf auf die Hände seines Herrn. Es rieb den Hals an seinem Umhang und schloß mit einem kurzen Kehllaut die Augen. Da begann der vereinsamte alte Mann ihm alles zu erzählen, und aufmerksam lauschend, ganz wie ein Mensch, ließ das Lama seine Silberglöckchen erklingen, als wolle es die Klage des Indianers mit einem Seufzer des Verständnisses erwidern.

(Aus dem Spanischen v. H. B. Wagenseil)

„AUCH EINER" IST SCHULD

VON REINHARD KOESTER

Das alte München zu Anfang dieses Jahrhunderts war das Paradies der jungen Künstler und ihres Anhangs. Die große Masse der Münchener Bürger hatte freilich für Kunst weder Verständnis noch irgend ein lebendiges Interesse, aber man war doch unsagbar stolz darauf, daß München als „Kunststadt" in der Welt berühmt war, zumal dies auch den gern gesehenen „Fremdenverkehr" zur angenehmen Folge hatte. Und so nahm man die oft grotesk-seltsamen Erscheinungen der Kunstmaler, Dichter, Bildhauer und sonstigen Insassen des Kaffees „Größenwahn" mit einem mitleidigüberlegenen Lächeln als notwendiges Übel hin, weil eine Kunststadt ohne Künstler leider nicht denkbar ist. Als Einzelpersönlichkeiten waren freilich insbesondere die Kunstmaler im Haus wenig angesehen, weil sie oft die Miete schuldig blieben, wenig einwandfreie Frauenspersonen in ihr Atelier kommen ließen und mitunter nachts recht laut waren. Denn die Malerei ist eine sinnliche Kunst und der Ausdruck der Sinnenfreude heißt Atelierfest.

Mein Freund, der Maler U., bewohnte damals ein kleines Atelier im Nordwesten der Stadt, dessen Fenster auf einen, mit einer hohen Mauer umgebenen Friedhof sah. Die Straße war schmal, aber trotzdem auf beiden Seiten mit Bäumen geschmückt, über die man vom vierten Stock aus weit hinweg sah auf steinerne Kreuze und Grabsteine mit allegorischen Figuren, die mit Palmenzweig oder zu Boden gekehrter Fackel Ruhm oder Tod andeuteten. Im Treppenhaus roch es immer nach Kohl und kleinen Kindern, so daß man, ins Atelier eintretend, den Duft von Farbe, Fixativ und Terpentin wie frische Höhenluft einatmete. Denn das hohe Atelierfenster besaß nur eine winzige Luke, die zur Lüftung geöffnet werden konnte. All diese Einzelheiten sind nötig zum Verständnis dieser Geschichte —: wäre z. B. das Atelierfenster weit zu öffnen gewesen, so hätte sich kaum begeben können, was sich begab.

Aber nun kurz und knapp zu den Tatsachen! Mein Freund U., ein anderer Maler und ich verspürten im „Kaffee Größenwahn" um Mitternacht das dringende Bedürfnis, in kleinem Kreise ein Fest zu feiern, zumal sich in unserer Gesellschaft zwei junge hübsche Malerinnen befanden. Es war Anfang März und der Frühling machte sich schon bemerkbar, wenn es auch noch recht kalt war. Wir kratzten unser Geld zusammen — und es langte noch zu zwei Litern Chianti, die wir auf dem Wege in der „Osteria Bavaria" erstanden. Und dann begann das „Atelierfest". Die beiden Damen bekamen die beiden einzigen vorhandenen Weingläser, der Maler-Gast ein fußloses „Stamperl", während U. und ich bescheiden mit Wassergläsern fürlieb nahmen, die indes den Vorteil hatten, daß sie — auch nur zu ein Drittel voll — mehr faßten als ein normales Weinglas. Als die erste Flasche leer war, betrachtete sie U. mit beinahe verliebten Augen und stellte sie zärtlich beiseite. Sollte es so schlecht um ihn stehen, daß ihm die zwanzig Pfennig Pfand für die beiden Flaschen etwas bedeuten konnten?

Das Atelierfest war in vollem Gange! U. hatte drei Kerzen angezündet und das Deckenlicht ausgedreht, und wir sprachen feindlich oder freundlich gesinnt, über van Gogh, Nietzsche, Kant, Beethoven und Wagner. Der aus Siebenbürgen stammende Maler-Gast sang heimatliche und ungarische Volkslieder oder pfiff sie virtuos zwischen den Zähnen. Die Damen der „bohème" von damals sprachen zwar auch gern über Kleider und Mode, aber an solchen Abenden konnten sie

Dorf am Mittag

Von Francis Jammes

Mittag im Dorf. Die goldne Fliege summt
Den alten Ochsen durchs Gehörn.
Geh mit, geht mit! so nah wie fern
Ist rings das weite Land verstummt.

Doch hör' den Hahn, die Glocke hör', den Pfau
Und weit weit her des Esels Schrei.
Die schwarze Schwalbe schießt vorbei.
Die Pappeln laufen wie ein Band ins Blau.

Der moos'ge Brunnen! Horch, sein Kolben, wie
Er quietscht und quietscht so sonderbar.
Das Mädchen nimmt, mit goldnem Haar,
Den Eimer, schwarz, draus silbern Wasser fließt.

Nun geht sie. Wiegend schwankt auf ihrem Haupt,
Dem goldgelockten, sanft der Krug;
Und unter Pfirsichblüten, wie ein Trug,
Erglimmt ihr Haar von Sonne ganz bestaubt.

Im Dorfe, sieh, wie schwärzlich Dach um Dach
Viel blaue Flocken schießt ins Himmelsblau,
Und wie der Bäume Kronen, schau,
Sich fern am Himmel wiegen, träg und schwach.

Deutsch von Gerhart Haug.

Der Praktiker

(O. Gulbransson)



„Ich bewundere deine Phantasie, mit der du immer wieder neue deutsche Greueltaten erfindest!" — „Ich erfinde sie nicht, ich war doch lange genug bei der GPU.!"

Il pratico: "Ammiro la tua fantasia, con cui inventi sempre nuove atrocità tedesche!,,
"Io non le invento affatto; ma sono stato un bel pezzo presso la GPU.!,,

auch still lauschen oder klug mitreden. Da brachte U. plötzlich die Rede auf des alten Friedrich Theodor Vischers skurril-einzigartigen Roman „Auch Einer“ und mußte uns unbedingt das Kapitel vorlesen, in dem der über die „Tücke des Objekts“ tief erzürnte Dichter hoch auf dem Gotthardpaß-Hotel das fürchterliche Scherbengericht hält, indem er die ihn bedrängenden Tassen, Teller, Schüsseln und Kannen zum Sturz in die Tiefe verurteilt und in Vollstreckung dieses Urteils aus dem Fenster feuert. Und nun beichtete uns U. sein neues und vom geldlichen Standpunkt kaum vertretbares Laster —: er sammelte leere Weinflaschen und ließ sie — statt das gegebene Pfand einzulösen — in genau abgezirkeltem Schwung auf die gegenüberliegende Kirchhofmauer sausen, wo sie dann in tausend Scherben zerschellten. Das war die Wollust seiner einsamen Nächte. Und schon schritt er in den Hintergrund des Ateliers, holte hinter dem Vorhang eine leere Flasche hervor, öffnete feierlich die kleine Luke und bat uns, die Wirkung seines Wurfs zu beobachten. Nachdem er sich vergewissert hatte, daß die Straße menschenleer war — die Uhr hatte längst drei geschlagen —, flog die Flasche, sich wirbelnd um sich selbst drehend, genial geschleudert über die Bäume auf die Friedhofsmauer und zerplatzte. Der von uns einmütig gespendete Beifall feuerte ihn an, eine zweite und dritte Flasche folgen zu lassen, und er traf haargenau den First der mit Dachziegeln gedeckten Mauer. Der Erfolg war groß, und die Damen waren so begeistert, daß ich kühn behauptete, ich könne das auch. Das stimmte U. traurig, denn er wußte, wie viele Nächte er geübt hatte, um es zu dieser Vollendung zu bringen. Aber er wußte auch, daß ich ein westfälischer Dickschädel war, der sich von dem, was er sich einmal vorgenommen hatte, nicht abbringen ließ, und bewilligte mir einen Wurf. Freundschaftlich machte er mich darauf aufmerksam, daß das Fenster nur sechzig Zentimeter hoch war: man mußte den Arm mit der Flasche weit hinausstrekken und sie dann aus dem Handgelenk in Schwung versetzen. Da ich damals ein guter Fechter war, schien mir das spielend leicht. Ich zielte haarscharf, aber beim Abwurf streifte die Flasche ganz leicht den oberen Rahmen der Luke, wirbelte links seitwärts in einen der noch winterkahlen Straßenbäume und zersprang dort in grobe Scherben. Im gleichen Augenblick hörten wir eine menschliche Stimme, die wütend-laut ein „Kreizhimmitürkensakrament!“ hervorbrachte. Worauf U. geistesgegenwärtig die Fensterluke schloß und den Vorhang vorzog. Dann blies er die Kerzen bis auf eine aus, deren Licht er klug verdeckte, und spähte heimlich hinaus. Sein Bericht war wenig ermutigend: unten stand ein Mann, der hinter einem Baumstamm Deckung genommen hatte, und spähte hinauf. Sicherlich war er nicht verletzt, aber voll Wut über den Unfug! Er wollte den Täter erwischen und anzeigen.

Beim Licht einer einzigen Kerze braute U. uns einen Kaffee —: wir hatten ja Zeit. Aber es wollten keine anregenden Gespräche mehr aufkommen. Denn als U. nach einer halben Stunde noch einmal vorsichtig hinunterlugte, stand der Mann immer noch hinter dem Baum! Trotzdem es draußen bitterkalt war. Durch den Kaffee erfrischt, beschlossen wir, auf Schlaf zu verzichten und mit dem ersten Zug um sechs Uhr nach Dachau zu fahren. Wir hatten noch knapp eine Stunde Zeit, wenn wir den Zug erreichen wollten. Aber unser Belagerer da unten hinter dem Baum wich nicht. U. konnte beobachten, wie er sich hin und wieder die vor Kälte erstarrten Beine vertrat. Und je länger er wartete, umso gefährlicher wurde er in seiner aufgespeicherten Wut... Die Stunde verstrich, es begann zu dämmern, und unser Feind ging nun vor dem Haus auf und ab, wie ein Wachtposten. Da beschlossen wir einen Ausfall zu wagen. Der Maler-Gast sollte mit den beiden Damen vorangehen und behaupten, er wohne im ersten Stock. Und dann wollten U. und ich uns offen zur Schlacht stellen. Wie ein Habicht schoß der Mann in wütendem Triumph auf die Drei zu und stellte sie zur Rede. Da schritt U. mit würdig-ernstem Gesicht auf ihn zu und bat ihn, keine Unschuldigen zu belästigen, denn er sei der Inhaber des Ateliers, von dem aus die Flasche hinabgeworfen worden sei, worauf die Drei enteilten. Nun muß gesagt sein, daß U. ein Redner war, der als Kanzelprediger sicherlich zu höchstem Ruhm gelangt wäre. Ehe der Mann den Mund auftun konnte, fragte er ihn in fast vorwurfsvollem Ton, ob er Friedrich Theodor Vischers berühmten Roman „Auch Einer“ kenne? Und als der Mann verblüfft den Kopf schüttelte, begann er ihm den Inhalt des Romans weitausholend zu schildern. Beschwörend hob er die Hand, wenn der Mann ihn unterbrechen wollte: „Einen Augenblick noch — und Sie werden alles verstehen!“ Das Gericht über die tückischen Objekte und die Vollstreckung des Urteils schilderte er mit so glühend-anschaulichen Worten, daß der Mann wahrscheinlich zu glauben begann, er habe einen Irrsinnigen vor sich —: und Irrsinnigen darf man bekanntlich nicht widersprechen. Seine Wut war verrauscht und er machte zuletzt einen ziemlich geschwächten Eindruck. „Diese herrliche Stelle hatten wir gerade gelesen“, schloß U. seine Rede, „als ein unglücklicher Zufall Sie in diese nächtlich-stille Straße führte. Sie werden verstehen, daß wir in unserer namenlosen Begeisterung nicht umhin konnten, ein Gleiches zu tun und das Urteil an einer uns ständig im Wege stehenden Flasche zu vollstrecken!“ Damit reichte er ihm mit pathetischer Bewegung seine Hand, die der Unglückliche zaghaft nahm, und schüttelte sie bieder und kräftig. „Und wenn Sie wieder einmal des Weges kommen, besuchen Sie mich, damit ich Ihnen die Stelle vorlesen und Ihnen die Zeichnungen zeigen kann, die ich zu dieser Szene entworfen habe.“ Der Mann, dessen Gesicht einen kindlich-hilflosen Ausdruck zeigte, versprach es und wir trennten uns als gute Freunde. Dann schritten U. und ich rasch davon und sahen ihn, von der nächsten schützenden Straßenecke hervorlugend, langsam und kopfschüttelnd davongehen. Trotzdem er nicht wiederkam, bin ich überzeugt, daß das Erlebnis dieser Nacht zu den tiefsten und bleibendsten Eindrücken seines Lebens gehört. Oder kann irgend ein Leser sich erinnern, je von der Macht der Rede so rettungslos überwältigt worden zu sein —?

LIEBER SIMPLICISSIMUS



„Fiedjen", sagte der Barbier Ernst Osterloh in der Grünenstraße zu seinem Gegenüber, dem Wirt Fiedjen Mohrmann, „ich glaub, ich hab meine letzten Schuh an. Aber an dir, da hat die Welt noch lange was an. Wenn du auch man en alten Saufsack büst — Trompeteblasen, das kannst du wie kein Annerer. Un deshalb sollst du, wenn es mit mir so weit is un ich eingekuhlt werde, en schönes Solo blasen. Soll das gelten?"
„Ernst", sagte Fiedjen Mohrmann, „so sollst du garnich reden, un an Unkraut is kein Vergang an, un ich hab nie en Annern an meinen Bart gelassen. Prost. Abers das mit das Solo, das soll gelten."
Fiedjen Mohrmann bedurfte des Trostes, als Ernst Osterloh ein Jahr später starb; und er führte ihn sich in der flüssigen Form zu, die nach seiner Erfahrung rasche und sichere Wirkung verbürgte. Aber je mehr er sich tröstete, umso trauriger wurde er — bis alles in Trost und Trauer verschwamm.
„Fiedjen!" schrie seine Frau am andern Morgen, „nu liegst du ins Bett un schämst dich garnich, un drüben bringen se das Sarg mit Ernst all raus, und du solltest doch blasen!"
Mit einem Satz war Fiedjen Mohrmann aus dem Bett, riß den bereitliegenden Gehrock vom Stuhl und zog ihn über das Nachthemd, nahm die Trompete und raste ans offene Fenster. Da stand er, struwelköpfig und barbeinig, und blies, während seine Tränen auf das blanke Metall tropften, seinem Freunde das letzte Lied. Klar, schön und feierlich klang es durch die Grünenstraße: „Wer weiß, wann wir uns wiedersehn — —" K. L.

In einem jütländischen Dorf begegnete kürzlich der Herr Pastor auf dem Wege zur Kirche dem Gütler Jensen. Es entspann sich eine Unterhaltung, in deren Verlauf Jensen bemerkte, daß er auch gleich zur Kirche gehe und nur noch auf seine Frau warte. Im gleichen Augenblick dringen ein paar fürchterliche Flüche aus dem offenstehenden Fenster des nächsten Hauses an das Ohr der Wartenden. „Aber Jensen, was sind denn das für schreckliche Worte!" bemerkte der Pastor entsetzt. „Ach", erwidert Jensen sanft, „das ist bloß Maren, meine Frau. Die kann ihr Gesangbuch nicht finden." B.

Als ich ihn traf war er sehr mißgestimmt. Teilnahmsvoll erkundigte ich mich nach dem Grund.
„Das blöde Vieh!" stieß er hervor.
„Wen meinst du, Johannes?" fragte ich.
„Meinen Hund", sagte Johannes.
„Was ist's mit ihm, Johannes?" wollte ich wissen.
„Er hat doch immer den Briefträger gebissen", sagte Johannes.
„Ich entsinne mich. Und was weiter Johannes?" forschte ich.
„Ich habe oft schwer dafür zahlen müssen", sagte Johannes.
„Du solltest dagegen eine Versicherung abschließen!" schlug ich vor.
„Das habe ich kürzlich getan", sagte Johannes.
„Und?" fragte ich gespannt.
„Gerade da hat ein neuer Briefträger mein Revier gekriegt", sagte Johannes.
„Und?" fragte ich abermals.
„Den beißt er nicht. — Das blöde Vieh!" sagte Johannes. J. Bieger

Dressur

(R. Kriesch)



„Schau bloß, Emilie, wie nett und lieb der Lumpi über den Stock springt, wenn man ihm nur ein bißchen freundlich zuspricht!“ — „Gib dir keine Mühe, Karl — mich wirst du nicht zu irgendwelchen Sprüngen dieser Art bringen!“

Ammaestramento: “Guarda un po', Emilia, con che garbo e grazia Lumpi salta sopra il bastone, purchè gli si parli un po' gentilmente!„ — “Non darti alcuna pena, Carlo! Me non indurrai mai a salti di tal genere!„

MEHL / VON EDITH SASSMANNSHAUSEN

Zwei aufgeregte Weiber in schweren Tüchern blieben vor dem Keller stehen. Sie legten die Hände waagerecht an die Augenbrauen, um ihre Blicke gegen das Licht abzudecken, und stierten in das Gewölbe, wo sie mit Mühe im Mehlstaub den weißlichen Fleck eines Gesichtes gewahrten.
„Er ist da!" kreischte die eine.
Darauf hoben sich die Schrullen wie alte, krumme Vögel und storchten in einen Hausflur. Da stand ein Mädchen, etwas aufgedonnert, mit einem neuen Hut, der platt auf der Vorderhälfte ihres Kopfes zu liegen schien. Nun gingen sie zu dritt zurück, nebeneinander die Breite des baumbestandenen Bürgersteigs einnehmend.
Die beiden Alten schienen das Mädchen zu schleppen. Dabei gestikulierten sie mit ihren dürren Händen hinter ihr, stießen die Junge an, stupsten sie und zerrten an ihrem Kostüm herum. Und plötzlich hielt das Mädchen den Schirm wie eine Flinte unterm linken Arm und lief allein weiter. Sie lief bis zur niedrigen, dunklen Tür des Kellergewölbes, starrte lange mit halboffenem, vergafftem Munde auf das Schild, auf dem pralle Mehlsäcke aufgemalt waren wie ein Stoß Kissen, wischte sich mit der Puderquaste übers Gesicht, glättete ihr Haar am Hinterkopf und Nacken, ging wiegenden, tänzelnden Schrittes die Stufen hinunter und stieß die Tür auf. Die Türglocke gab einen dünnen, langen, blechernen Ton, und Marfa tauchte in die dumpfe Dunkelheit des Mehlkellers. Anfangs sah sie nichts, obwohl von der Straße ein schmaler Streifen mehlstaubigen Sonnenlichtes hereindrang. Erst als dicht neben ihr die Gestalt eines Mannes stehen blieb, sagte sie erregt:
„Sind Sie Pavolescu?"
Erst jetzt eigentlich gewahrte sie einen großen, jüngeren Mann mit blassem Gesicht, vermehlten Brillengläsern vor den Augen, er trug einen grauen, mehlstaubigen Kittel, und hinter seinem rechten Ohr stak ein Bleistift. „Ja, ich bin es." Er rieb sich die Hände, zwischen denen eine Wolke Mehl hervorstaubte.
Irgendwo in dem Mehlnebel geisterte eine Gestalt herum, die von grauer Weißlichkeit wie beschlagen war. Aber Marfa konnte nicht feststellen, wer das war, und es dauerte eine Weile, bis Pavolescu einen Gang nach hinten hinabgeeilt war und eine Tür geöffnet hatte, durch die von der andern Seite ein Strom Licht hinunterquoll. Nun sah Marfa den ganzen Mehlladen mit den bis an die Deckenbalken aufgetürmten zahllosen Säcken voller Mehl, und die geisternde andere Gestalt war ein älterer Mann mit langem Schnurrbart und einer wie ihm angeborenen mehligen Mütze, der keuchend weitere Säcke heranschleppte.
„Kommen Sie, bitte", sagte Pavolescu und während er sie zu einem langen Ladentisch führte, gab er acht, daß ihr Kostüm nicht staubig würde. Eine Waage stand auf dem Tisch, Gewichte, leere Säcke übereinandergeschichtet. Er wischte mit der Futterseite seines Kittels einen Hocker ab und bat sie, Platz zu nehmen.
„Danke sehr", sagte Marfa, „ich kam vorüber und — da bin ich hereingekommen —"
„Ja. Ich verstehe. Sie sind das Fräulein?"
„Wer hat Ihnen das gesagt? Nun, ja... Aber Sie müssen nicht glauben, ich bin allein gekommen. Draußen warten sie." Der Mann legte seine Hand aufs Herz und sagte gewissermaßen edel: „Die Vermittlerinnen kommen alle Tage. Aber wozu braucht man sie? Da Sie selbst gekommen sind... Ist es nicht viel richtiger, wenn wir uns erst selbst einmal kennenlernen?"
„Ganz meine Meinung", sagte Marfa und zeigte ihre großen, schönen Zähne. Sie hielt immer noch den Schirm unter dem Arm und saß, sich umsehend, halb auf dem Hocker: „Und das ist also Ihr Geschäft?" „Ich habe noch zwei Keller." In den Augen des Mädchens schien es einen Augenblick zu blitzen, und sie schlug die Beine übereinander. Der Mann stand hinter dem Ladentisch, stützte die Ellbogen darauf und beugte sich zu Marfa vor, die sichtlich schnell atmete. Sie sahen einander an, und er sagte:
„Das gefällt mir. Ich mag nämlich keine Vermittlung. Glauben Sie mir, diese Vermittlerinnen reißen mir bald die Klinke von der Tür, seit — seit sie gestorben ist. Haben Sie die Wohnung schon gesehen?" „Nein." „Dann gehen wir gleich hin." Marfa ließ den Schirm herunterbaumeln. Sie hätte jetzt etwas sagen müssen, aber von allem, was ihren Kopf bedrängte, blieb nur ein Wort übrig: „Ja — also...?" Vielleicht war ihr Ton aus Verlegenheit etwas schroff. Jedenfalls überlief den Mann ein Zittern, als wenn er beim Stehlen ertappt worden wäre, und seine Augen glitten still über ihre kräftigen Arme, und ein warmer Strom Blutes hob sich langsam in ihm auf und schien ihm die Ohren betäuben zu wollen. Marfa hatte sein Gesicht noch nicht einmal recht sehen können, sie dachte nur, daß er ein Mann sei, und ihr gesundes Herz klopfte stärker. Sie wollte den Augenblick irgendwie feierlich machen und suchte ein passendes Wort, aber Pavolescu ließ sie nicht auf dem Hocker sitzen, berührte mehrmals ihre Hand und sagte: „Gehen wir in die Wohnung. Gleich hier. Wir brauchen nur durch diese Tür hier —"
Sie erhob sich und folgte dem kargen Lichtstreifen. Von allen Seiten blickten die Säcke voller Mehl in grauer, massiger Hoffnungslosigkeit auf sie. Der trockene Staub roch süßlich bedrückend. Ein dunkler Korridor, ein kleines Fenster, das auf einen engen, grauen Hof glotzte. Plötzlich öffnete sich eine Tür, und Marfa sah eine hohe, helle, geräumige Küche. Sogleich nahmen drei kupferne Pfannen von einer Wand her ihren Blick gefangen, die fast rosiges Feuer als Spiegelreflexe warfen. Blanke Töpfe und Kasserolen, Gläser und Geschirr, Messing, Blech und Eisen schrie stumm aus allen Winkeln, so daß es das Mädchen heiß überlief. „So eine Schmalzgrube!" war ihr einziger klarer Gedanke. Er sah die roten Flämmchen auf ihrem Gesicht und nahm sie, nun schon dreister, am Arm, um sie in den nächsten Raum zu führen. Da sah sie eine Kredenz mit blitzenden Scheiben, einen Tisch und Stühle; das alles blitzte mit warmem Glanz auf sie, sie sah schon jetzt nicht ihn, sondern ihre Augen trafen nur Möbel, Geräte, Nippes, die auf sie gewartet haben mußten. Eine Schmalzgrube, eine Schmalzgrube! hämmerte ihr jeder Pulsschlag zwischen Eindrücke und Gedanken in den Kopf. Ihre Finger berührten das schwere Tuch auf dem Tisch und streichelten es. Auf dem Tisch stand ein Teller mit einer Semmel und einem Messer. Ihre Blicke streichelten das alles, und sie empfand Müdigkeit und Mitleid mit sich selbst. Da trafen ihre Augen auf eine Photographie in vergoldetem Rahmen. Aus diesem Bilde sah ein erschrockenes Frauengesichtchen mit hartem, dunklem Haar über der kurzen Stirn sie an. Der Mann folgte Marfas Blick und sagte still: „Das ist sie." Marfa krümmte sich: „Man sieht, sie war sehr schwach..."
„Ja." Pavolescu stand gesenkten Kopfes neben ihr. Dann schien ihm etwas einzufallen, und, einen Schritt auf Marfa zugehend, murmelte er: „Kommen Sie weiter." Und er berührte wieder ihren Arm und führte sie zu einer Seitentür. Das neue Zimmer benahm ihr fast den Atem mit seinem rotbraun gestrichenen Boden und den von Ölfarbe glänzenden dunkelrötlichen Wänden. Eine Totenstille, eine verbissene Wehmut lag darin. Und in der Mitte standen zwei große Betten nebeneinander, darüber lag eine mächtige Decke. „Schlafzimmer", flüsterte Marfa und wollte sich abwenden und zurückgehen. Da bemerkte sie, daß die Tür geschlossen war. Sie ging erregt ein paar Schritte zurück und stieß auf den Mann. Sie spürte, wie er zitterte. Sie sah ihm rasch ins Gesicht. In diesem Augenblick rief draußen die gleichgültige, dünne Stimme des Arbeiters, und schon stand er, wie ein Sack Mehl, mit weißbestaubten Stiefeln in der Tür und winkte mit einer großen, bemehlten Hand: „Herr Pavolescu —"
„Ich bitte Sie", sagte Pavolescu, „bleiben Sie eine Minute hier. Fühlen Sie sich wie zu Hause. Wie zu Hause. Ich bin sofort wieder zurück."
Er war kaum in den Kellerladen gegangen, als sie das Zimmer erst richtig betrachtete. Sie kniff sich in die Wangen, um sich zu vergewissern, daß sie nicht träumte, so wirbelte ihr alles durch den Kopf, was sie sah: „Eine Wohnung — eine fertig eingerichtete Wohnung — —" Neben dem Bett rechts stand ein Nachttisch. Ohne zu wissen, warum, öffnete sie die Schublade, in der eine goldene Uhr mit einer schweren goldenen Kette funkelte. Sie erschrak, schloß die Schublade und spürte, daß hier im Schrank oder im Nachttisch oder in einem Kästchen Geld liegen müßte, viel Geld. Sie fühlte, wie sie errötete, wie leicht ihr wurde, sie hätte fliegen mögen wie vor dem Ausbruch eines großen Glückes. Sie mochte nicht in dem Schlafzimmer bleiben. Die beiden Betten störten sie. Aber sie war nicht imstande, die Schwelle zu überschreiten. Und Pavolescu kam nicht zurück. Das Herz schlug ihr wie bei einer Sünde. Sie wollte die Wohnung haben, um jeden Preis. Ein Waisenkind hat Glück, dachte sie fiebrig, einer Waise muß Gott helfen. Und alle ihre schweren Jahre bei der Tante im Städtchen standen vor ihr, die Aschenbrödeljahre, die bitterbösen Jahre und die geizigen Hände der alten bösen Frau mit den bläulichen Lippen. Ihr wurde heiß vor drängenden Gedanken. Sie knöpfte sich die Kostümjacke auf, als müßte ihre Brust sie sonst aufsprengen. Sie spürte ihren Körper und dachte: Ich werde ihm gefallen —, als riefe sie ihren kräftigen, jungen Körper sich zu Hilfe. Und sie blieb im Schlafzimmer, als wäre das der beste Ort auf Erden. Und er hatte keine Frau. Und sie überblickte und überzählte noch einmal alle Gegenstände, und in ihrem Gehirn baumelte wie eine Reklame der Satz: Ein Witwer ohne Kind ist besser als ein Junggeselle.
Und als er endlich zurückkam, sah sie ihn an, als suchte sie, wo sie ihn mit einem Wort am besten treffen könnte. Endlich sagte sie: „Ich bitte Sie, wie können Sie einen fremden Menschen hier allein lassen! Man kann Sie so leicht bestehlen!" Er blickte auf ihr aufgeknöpftes Jackett. „Entschuldigung", sagte er, „aber Sie sind mir nicht mehr fremd."
Das schien sie nicht zu verstehen: „Nicht fremd? Wir haben uns doch kaum erst kennengelernt." Sie wartete auf eine Antwort von ihm, aber er sah wie durch sie hindurch. Und dann stand er plötzlich dicht vor ihr, wie aus dem Boden heraufwachsend in seiner Schwere und Größe, sie sah sein Gesicht, die halbgeschlossenen Lider irrsinnig nahe. Unwillkürlich wich sie zurück, etwas Hartes widerstand ihren Kniekehlen, sie fiel auf das eine Bett. Jetzt war sein Gesicht über ihr, sie sah nichts, nur seinen Atem glaubte sie zu spüren, sie glaubte, etwas trocken Staubiges legte sich über ihren Mund, sie glaubte, ihr linker Jackettärmel rutschte hoch, sie versuchte mit allen Kräften aufzustehen, aber die Tiefe und Weichheit des Bettes schien es nicht zuzulassen, und während ihr geschehen mochte, was sie kaum erfaßte, beherrschte sie in aller Verwirrung die Klarheit nur eines Gedankens: Meine Wohnung, meine — Und dabei drehte sich das Zimmer immer rasender um sie herum und stürzte mit fremder, verzückender Schwere auf sie, dies Zimmer, aus welchem sinnloser Weise die kurze, schmale, knarrende Treppe zum Verließ der bösen Tante führte, das splittrige Geländer, der Geruch des kalten, nassen Fußbodens bei der geizigen Tante, und dann sah sie den Schimmer ihrer neuen Strümpfe, und ihr fiel das Geschäft ein, wo sie sie gekauft hatte. Pavolescu war aufgesprungen, kehrte ihr den Rücken, ging erregt hin und her, jetzt hörte sie seine Schritte im Nebenzimmer, und er wurde offenbar wieder gerufen. Sie hörte ihn mit jemand sprechen, und benommen erhob sie sich. Pavolescu kam ins Schlafzimmer zurück und sagte mit einem krummen Lächeln: „He — die Vermittlerinnen sind gekommen..."
Marfa begann zu weinen. Es klang wie ein Schluchzen und Keifen zugleich. Er lief auf sie zu, umfaßte sie, wollte ihren Weinkrampf stillen, küßte sie und sagte ihr leise ins Ohr: „Weinen Sie nicht — bitte, nicht weinen — alles wird gut werden — du wirst sehen —" Erst jetzt überkam sie ihr ganzer Jammer, und sie schluchzte: „Was wollten Sie von mir? — Ich bin eine Waise!"
Pavolescu lief zur Tür. Er wollte sie schließen, aber die beiden alten Weiber standen schon auf der Schwelle. Marfa hörte sie scharren, und eine schrie: „Wo ist das Mädel? Was haben Sie mit —" Marfa aber stand bereits zwischen Pavolescu und den Weibern und rief: „Nun?"
Die Weiber krümmten sich und warteten mit spitzen, bösen Mäulern. Marfa sah den Mann an, der die Augen senkte. Aber sie fand sich wieder und wiederholte beinahe triumphierend: „Nun?" Da hob der Mann den Kopf, als wollte er nießen, und sagte: „Nun? Wir haben uns verlobt." Da klatschten die beiden Schrullen in die Hände und kreischten: „Viel Glück! Viel Glück!"

Absichten

(K. Heiligenstaedt)



„Pudere dich nicht so stark, Edith, das kann der Onkel nicht leiden!"
„Es gilt ja auch weniger dem Onkel, als dem Vetter, Cornelia!"

Intenzioni: "Non incipriarti sì tanto, Edith; lo zio non lo può soffrire!„
"Ma lo faccio più pel nipote che per lo zio, cara Cornelia!„

LENA / VON E. M. ZEPTER

Als der Bootsbauer Paschehr Witwer wurde, wartete er nicht lange. Die Kuh, die im Stall stand, mußte gemolken werden. Mit den Ziegen mußte während der schönen Tage jemand am Waldrand entlang gehen; dort, wo die Sonne das erste Frühlingsgras hervorgelockt hatte. Und außerdem dachte er daran, daß nun niemand da war, der ihm sonntags das reine Hemd über den Stuhl vor dem Bett legte, und niemand, der abends, wenn er müde von der Arbeit heimkam, vor der Türe stand, und darauf wartete, daß er sich in die Küche setzte, vor die Schüssel mit Kartoffeln und den Hering, oder wenn es besonders festlich war, vor den Aal, der in der Pfanne gebraten war. So ging er, nachdem die ersten Trauerwochen vergangen waren, in die Villa Meeresblick, wo Lena diente.

Lena war ein stilles Mädchen. Nicht mehr jung und nicht sehr schön. Niemand wußte eigentlich recht, woher sie kam. Eines Tages war sie in einem Boot in das Dorf am Haff gekommen. Sie hatte am Steg, wo auch die großen Dampfer lagen, festgemacht, und war zum Vorsteher des Dorfes gegangen. Dort hatte sie nach Arbeit gefragt und er hatte sie in die Villa Meeresblick verwiesen, wo sie nun seit diesem Tag still und unauffällig ihre Arbeit tat. Niemals ging sie wie die anderen Mägde an den Sonntagen zum Tanz. Sie schmückte sich nicht mit Ketten und goldenen Ringen. Ihr dunkles Haar trug sie glatt gescheitelt und meist unter dem großen, weißen Kopftuch verborgen, das sie über der Stirn so weit nach vorne zog, daß ihre grauen, ernsten Augen davon beschattet wurden. Niemand achtete auf sie. Manchmal sang sie mit leiser Stimme dunkle Weisen vor sich hin. Oft stand sie, in ihren freien Stunden, am Haff und sah über das graue Haff. Sie sah dorthin, wo das Festland als ein dünner, blau-grauer Streifen sichtbar wurde. Ernst und ein wenig traurig war ihr Blick in die Ferne gerichtet. Über ihren Augen stand eine kleine, tiefe Falte. Einmal im Monat hatte sie in der Villa Meeresblick ihren freien Tag. Sie stand dann früher noch auf, als sonst, band über das weiße Kopftuch ein dunkelblaues, in das rote Blumen eingewebt waren, schnürte ein kleines Bündel und ging zum Marktboot, das hinüber zur anderen Seite fuhr:

Was Lena dort tat, wußte niemand. Es fragte sie auch niemand danach. Am anderen Tag, in der Frühe, war sie wieder da. Still tat sie ihre Arbeit. Und jetzt stand nun, an einem Abend, Christoph Paschehr neben ihr und sah sie an. Er hatte die Hände tief in die Taschen vergraben und wühlte unruhig darin herum. Von seinem Priem spuckte er ein ums andere Mal braunen Saft in den weißen Sand. Das Marktboot war gerade gekommen und die Fremden standen da mit ihren Koffern und warteten darauf, daß die Wagen mit den kleinen struppigen Pferden sie in die Häuser brachten, in denen sie für die Sommerwochen gemietet hatten.

Paschehr räusperte sich. Und dann sagte er, was er wollte. Er sagte es gleich heraus. Sie wußte es ja, daß er seit Wochen Witwer war. Sie wußte auch, daß er im Stall eine Kuh hatte und daß die Ziegen über die Wege geführt werden mußten. Alle im Dorf wußten es, und Lena wußte es auch. Still hörte sie sich die Worte an, die Paschehr zu ihr sprach. Dann sagte sie nein. Sie schüttelte nur ein wenig den Kopf und sah wieder über das Haff in die graue Weite. Paschehr wußte nicht, was er davon halten sollte. Da stand diese Lena. Kein Mensch beachtete sie. Kein Bursche drehte sich um, wenn sie über die Straße ging. Nur die Tiere, zu denen sie in einer besonderen Sprache redete, waren ihre Freunde. Niemand gab es auf der Welt, der freundlich zu ihr war. Und nun stand sie da und sagte nein.

Paschehr kratzte sich seinen dunklen Schopf. Er spuckte wieder einen braunen Strahl in den Sand und ging davon. Aber von dem Tag an wollte er Lena haben. Es war nun nicht mehr, weil sein Hemd gewaschen werden mußte, und weil er sich abends eine Frau wünschte, die ihm zusah, wenn er seine Kartoffeln aß. Es war Lena, die er sich wünschte. Er wollte diese grauen Augen sehen und ihre leise Stimme hören und abends sollte sie bei ihm liegen in der dunklen Kammer. Er fragte sie immer wieder und wartete mit Geduld, daß sie endlich ja sage. Aber immer wieder sagte sie nein.

Nun sann er darüber nach. Im Spiegel sah er, daß er noch immer ein schöner Mann war. Am Tage, wenn er in die Dörfer ging, um die Boote zu flicken, sagten es ihm die Augen der Frauen, die sich zu ihm stellten, wenn ihre Männer auf dem Fischfang waren. Alles war wie es sein sollte. Das Haus hatte Platz für zwei. Er verstand nicht, warum sie nicht wollte. Aber schließlich erfuhr er es. Er hatte lange nachgedacht und dann ging er zum Vorsteher, bei dem Lena vor Jahren um Arbeit gefragt hatte. Als er raus kam, sah er nicht sehr lustig aus. Er hatte den Kopf tief gesenkt und murmelte dunkle Worte vor sich hin. Die Leute, die ihn so sahen, wunderten sich. Wochen vergingen. Paschehr ging abends nicht mehr ins Wirtshaus, wenn er sein einsames Mahl verzehrt hatte. Er ging über die Dünen zur See. Lange lief er dort am Strand umher und hielt seine wunderlichen Reden. Wenn die Krabbenfischer, die ihre Netze durch das flache Wasser zogen, in so sahen, lachten sie und zeigten mit ihren Fingern an die Stirn. Christoph Paschehr war wohl nicht mehr recht beieinander, seit seine Alte tot war. Einmal hörten sie, wie er sagte: „Und dann tue ich es eben."

Am nächsten Tage ging er nicht zum Bootsbau. Er stand schon früh am Steg und wartete auf das Marktboot. Er sah sehr vergnügt aus, als es kam, und fuhr hinüber auf die andere Seite. In seiner Hand trug er ein buntes Tuch, in das er allerlei Sachen geknüpft hatte. Hin und wieder öffnete er es und sah hinein. Dann lachte er jedesmal, daß seine weißen Zähne blitzten.

Am Abend kam er wieder mit dem Marktboot angefahren. Er ging an Land und hielt an seiner Hand einen kleinen Jungen. Er hatte dunkles Haar und graue Augen. Neugierig sah er auf das Treiben im Hafen und stellte viele Fragen. Paschehr lachte nur auf alles. Er ging direkt zur Villa Meeresblick und fragte nach Lena.

Als sie kam und den Jungen an seiner Hand sah, wurde sie erst blaß und dann rot. Am Ende weinte sie. Der Junge sagte Mutter zu ihr und zeigte die Sachen, die in dem Bündel waren, das Paschehr am Morgen getragen hatte. Es waren Tiere, aus Holz geschnitzt, und ein Boot mit einem dunklen Segel und einem bunten Kurenwimpel war auch dabei.

Nun trat Paschehr ganz dicht zu Lena hin. Er legte seinen Arm um sie und hielt sie fest. „War es das, weshalb du nicht wolltest?" fragte er leise. Lena nickte. Ihre grauen Augen schimmerten feucht, aber sie lächelte ein wenig, und Paschehr dachte, wie jung sie doch aussah.

Die Leute im Dorf wunderten sich sehr. Sie hatten viel zu reden in den nächsten Tagen. Mit einemmal sahen sie alle die Lena an. Wie schnell das alles gekommen war! In zwei Wochen sollte schon Hochzeit sein. Paschehr hatte es eilig.

Die Burschen fanden nun, daß Lena doch recht hübsch war, so wie sie daherging mit ihrem schwarzen Haar und den grauen Augen. Sie sahen sie an und wunderten sich, wie weiß ihre Zähne leuchteten, wenn sie den Mund ein wenig öffnete und lachte, über das, was der kleine Junge, der an ihrer Hand ging, alles wissen wollte.

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Okt 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Erntezeit

(Wilhelm Schulz)



Das Korn steht gut, fängt fern und nah
Schon golden an zu reifen,
Wer möcht' nicht frohen Mutes da
Weit durch die Felder streifen?

Doch denkt auch an den Erntetag,
Der darf nicht müd euch finden, –
Wer da zu mähen nicht vermag
Helf mit die Garben binden.

Wenn die sind glücklich eingebracht
Braucht keiner zu verzagen:
Es gilt soviel wie eine Schlacht,
Die siegreich ward geschlagen!

Wilhelm Schulz

München, 23. Juli 1941
46. Jahrgang / Nummer 30

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Bittgottesdienst

(E. Thöny)

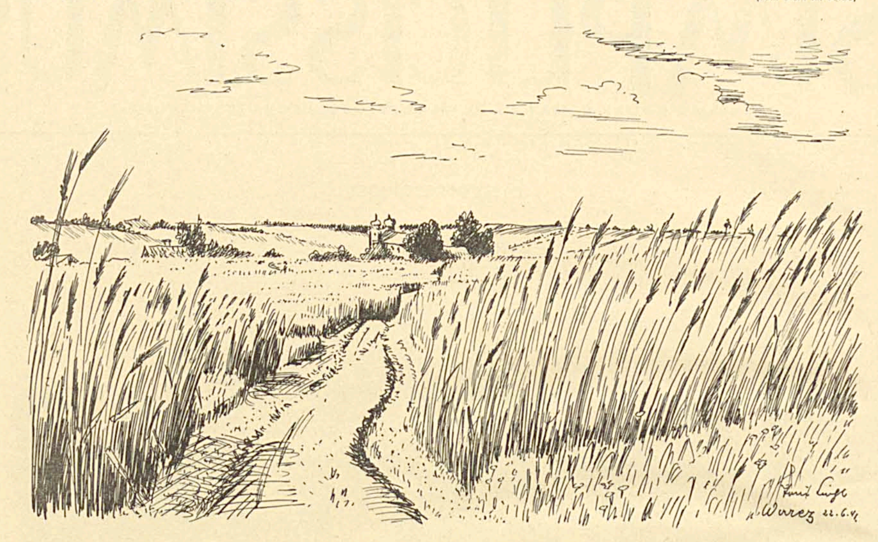


„Wie schon der Pope für unseren Sieg beten muß, ist doch gut, daß er bei der letzten Säuberungsaktion übersehen wurde!"

Uffizio divino: "Come dovrà pregar bene il pope per la nostra vittoria! Che fortuna ch' egli sia sfuggito al nostro occhio durante l' ultima azione d' epurazione!,,

In den Feldern der Ukraine

(Toni Bichl im Felde)



Wir dienen der Ernährung

Von Walter Foitzick

Neben mir liegt das Fräulein. Das Fräulein hat wohlgeformte Schultern, einen beachtenswerten Rücken, nicht zu starke und nicht zu magere Arme, halt Arme, die allen Ansprüchen genügen. Auch auf der Schauseite ist das Fräulein, wie ein Fräulein sein muß, oder wie ich mir ein Fräulein vorstelle, und ich habe ganz bestimmte Vorstellungen von so einem Fräulein.
Nun, überspringen wir allerlei Plastisches und landen bei den Beinen. Die Beine sind durchaus zufriedenstellend, vielleicht könnte etwas mehr an den Knöchelchen dran sein, aber heute ist ein fleischloser Tag und ich habe schon längere Zeit kein Brathendel mehr gegessen und das macht mich vielleicht ungerecht.
Solcher Art ist das Fräulein, das neben mir auf den Brettern am Seeufer liegt. Es nimmt nicht die geringste Notiz von mir, aber ich habe heute meinen naturwissenschaftlichen Tag. Wir sind nämlich nicht allein, es ist noch viel Geflügel da, nicht eßbares, sondern so kleines, das man nach Wahl Fliegen, Mücken, Bremsen und Schnaken nennen kann. Das Fräulein nennt nicht, das Fräulein schlägt nach ihnen. Ich tue es auch. Wir schlagen nur nach unseren eigenen Fliegen, Bremsen und Schnaken, obwohl es wechselseitig bequemer wäre, aber das tut man nicht bei einem fremden Fräulein.
Wir sind beide in der Insektenkunde gleich unerfahren und deshalb wissen wir nicht, ob es sich in jedem Fall nur um eine Fliege handelt, die sich schnell mal die Beine auf des Fräuleins linkem Oberschenkel vertreten möchte, oder ob sie zum zweiten Frühstück kommt. Ach, man weiß ja so wenig von der Nahrungsbeschaffung der Insekten, sonst könnte man manche leben lassen. Die Aufklärungsarbeit der Insekten bei den Menschen steckt noch sehr in den Kinderschuhen. Ich weiß bei vielen gar nicht, ob sie vorn oder hinten stechen. Bei einem Tiger oder Löwen weiß ich genau, der ist nur von vorn gefährlich; wenn er mir das Hinterteil zukehrt, beißt er nicht. Wespen aber sind am Hinterteil gefährlicher als am Kopf, ich meine an ihrem eigenen.
So liegen wir ein Stündchen und sind ganz Nahrungsmittel und im Haushalt der Natur wahrscheinlich sehr notwendig. Ich weiß nicht, ob das Fräulein es gewußt hat, daß wir beide eine Aufgabe im naturwissenschaftlichem Sinne in der Lebensgemeinschaft „Seeufer" erfüllten. Bei dem Fräulein zeigten achtzehn rote Kreise im Durchmesser von drei Zentimeter, die unsichtbaren Stellen nicht mitgerechnet, daß sie ihren Zweck erfüllt hatte. Bei wissenschaftlichen Beobachtungen muß man sehr akurat sein.

Traum / Von Ratatöskr

Mir träumte, daß ich gestorben wär'.
Und doch saß ich wie immer
– es war nun schon drei Tage her –
am Fenster im oberen Zimmer

und schaute bei echtem Bohnenkaffee
und einer prima Importe
hinaus. Und draußen lag dünner Schnee
wie Zucker auf einer Torte.

Da sah ich unten, den Weiher entlang,
einen schwarzen Trauerzug traben
und hörte Glocken und fernen Gesang...
»Aha, jetzt wirst du begraben!«

Mir selber machte das keinen Verdruß.
»Ich bin's«, dacht' ich, »zufrieden,
daß ich die Rede nicht hören muß,
nachdem ich abgeschieden,

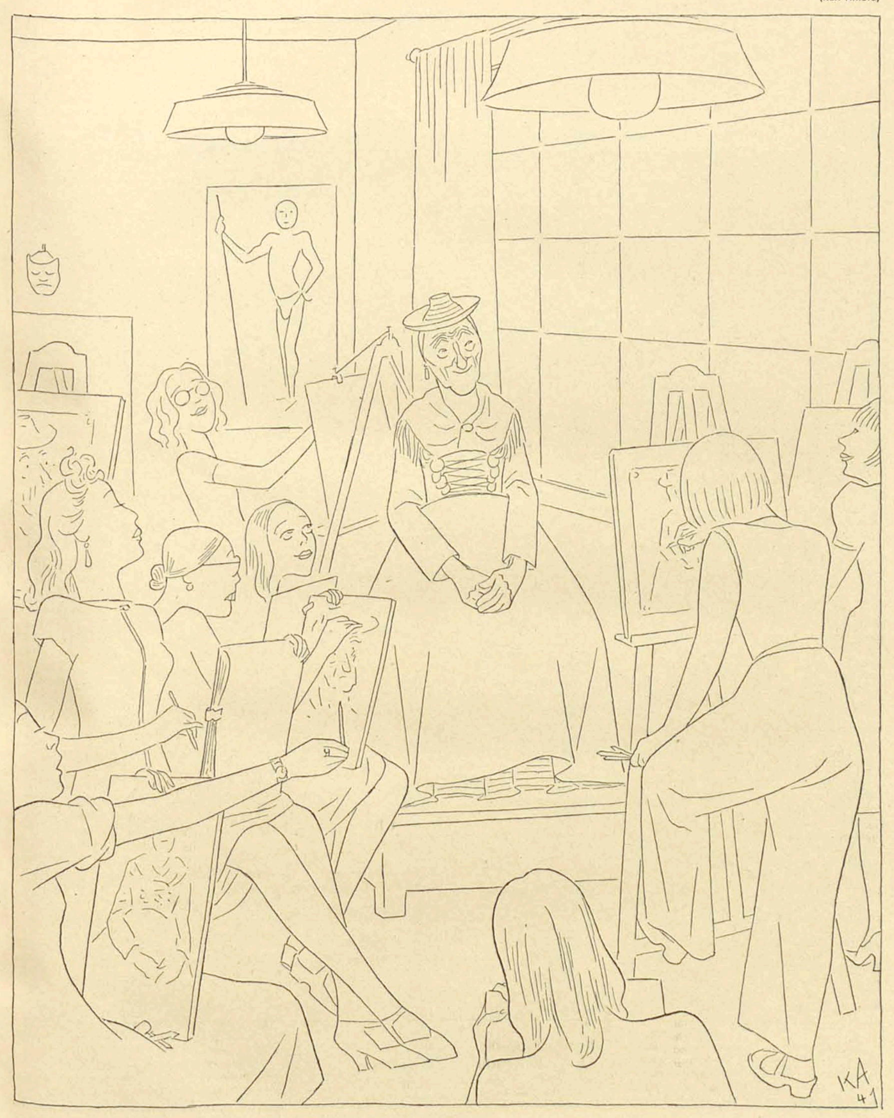
und hoffe nur, daß es so weiter geht.
...Wer ist nun der Angeschmierte,
wenn mich die himmlische Fakultät
in absentia promovierte?«

DIE PELLE / VON HEINZ SCHARPF

Es gibt Hühnereier in weißer und Hühnereier in brauner Pelle. Von je haben sie zwei Meinungen gezeitigt, nicht bei den Wesen, die sie von sich geben, sondern bei denen, die sie zu sich nehmen. Die einen fanden die braunen Eier für schmackhafter, die andern die weißen. Und jede Partei hielt fest an ihrer Farbe, mit Aug' und Gaumen. Jetzt endlich hat die Wissenschaft eine Entscheidung gefällt, die dem Streit ein Ende bereiten wird. Sie ist den Eiern chemisch und physikalisch zu Leibe gerückt. Tausende hat sie einer Analyse unterzogen. Das Resultat ist verblüffend. Der Inhalt des weißen Eies entspricht völlig dem Inhalt des braunen. Es besteht nicht der geringste Unterschied zwischen den beiden, weder im Geschmack, noch im Geruch, im Dotter, im Eiweiß, noch in der Reaktion auf äußere Einflüsse. Ein Ei gleicht inhaltlich dem andern wie ein Zwilling dem Bruder. Ein Unterschied existiert also nur in der Einbildung der Menschen, die ja gern von Einbildungen leben.
Warum nun die einen Hühner Eier mit weißer und die anderen mit brauner Schale legen, auf dieses koloristische Spiel antwortet die Wissenschaft nicht. Das dürfte weiterhin ein Fabrikationsgeheimnis dieser Vögel bleiben. Bei ihrer notorischen Dummheit ist es nicht ausgeschlossen, daß sie es selbst nicht einmal wissen.
Hoffentlich löst die Wissenschaft nun auch andere ähnliche Streitfragen, die seit langem die Gemüter bewegen, so zum Beispiel die, ob Blondinen oder Brünetten bevorzugt werden sollen? Ob sie sich im Kern wirklich so unterscheiden, wie es nach ihrer Pelle behauptet wird.
Es ist nicht ausgeschlossen, daß die Forschung zu demselben Resultat kommt wie bei den Hühnereiern.
Was mich betrifft, mundeten mir die brünetten Eier stets genau wie die blonden, ich habe nur gefunden, daß man sich bei beiden vor einem übermäßigen Genuß hüten soll.

Venus a. D.

(Karl Arnold)

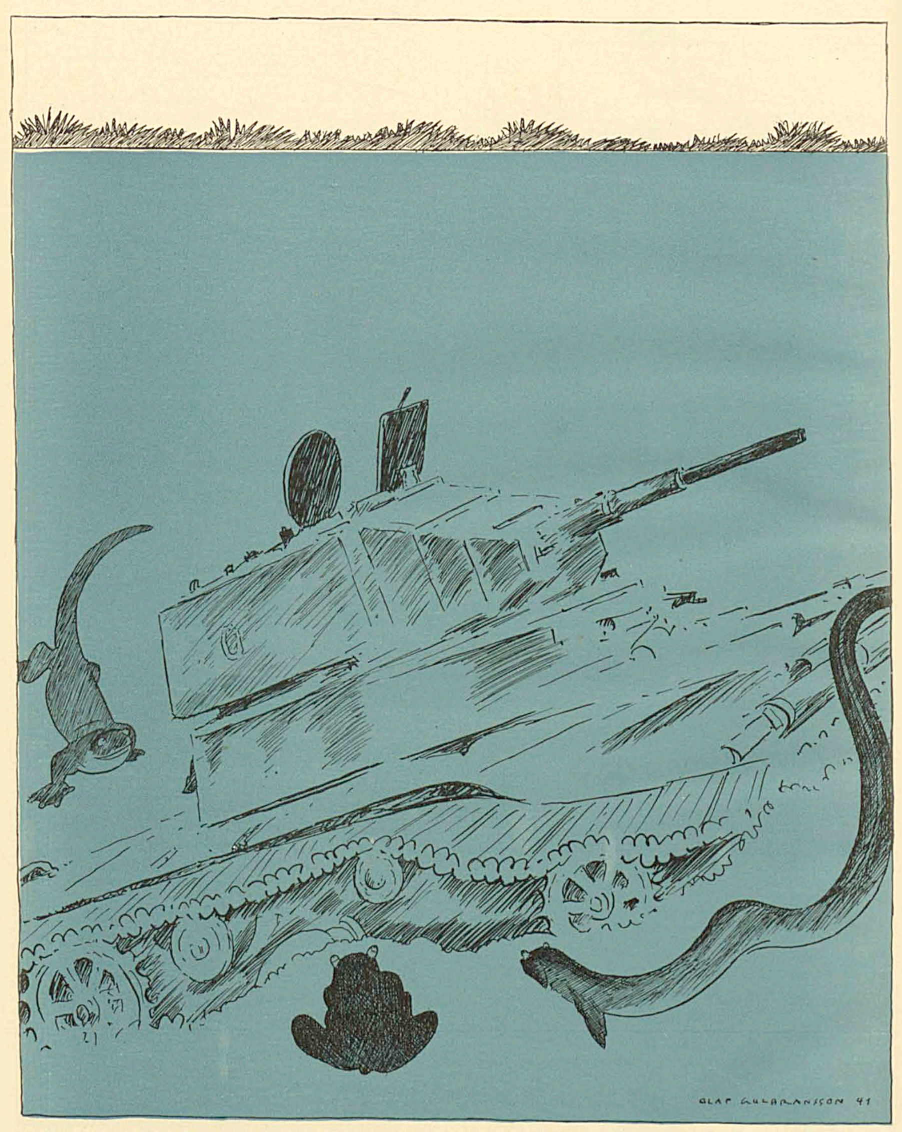


„O mei, ihr Fräulein, die schönste Schönheit geht dahin — um meinen Akt haben sich amal die Maler und Bildhauer direkt g'riss'n und heut' bin i bloß no Kostümstudie!"

Venere in ritiro: "Ahimè, care signorine, anche la più splendida delle bellezze svanisce! Una volta pittori e scultori s' accapigliavano addirittura pel mio nudo; oggi . . . io poso soltanto come studio di costume!„

In den Pripet-Sümpfen

((O. Gulbransson)



„Kinder, Kinder — und sowas nannte Stalin einen Amphibientank!"

Nelle paludi del Pripet: "Ragazzi, ragazzi . . . e questa cosa Stalin chiamava un Tank-Anfibio!„

ALTE RÖMER / VON BRUNO WOLFGANG

Auf dem Bauplatz an der Mühlwiese sah man schon von weitem eine schwärzliche Menschengruppe stehen und eifrig auf den Boden spähen. In der Konriedgasse setzten sich Neugierige in Trab. „Ich bitt Sie, wo liegt er?" — „Dort, dort, wo die Leut stehn." — „Is er tot?" — „Na ob." — „Um Gottes willen, Herr Wenzel, nur einen Augenblick, sagen Sie mir doch, was ist passiert?" — „Sie haben einen gefunden." — „Und er liegt dort?" — „Ja." — „Und am hellichten Tag! Wer ist denn der arme Mensch?" — Aber Herr Wenzel hörte nicht mehr. Er lief der Mühlwiese zu. Und Frau Schiller tastete sich, so rasch sie konnte, die Zäune entlang. Buben liefen johlend hinaus, Motorräder stanken vorüber, und zahllose Hunde schossen aus allen Seitengassen hervor und kläfften wütend gegen die vielen hastig bewegten Waden. Inmitten der Menschengruppe stand ein älterer Herr mit Brille und gab den Arbeitern Anweisungen, daß sie den Toten nicht beschädigten. Dann nahm er seinen Apparat und machte eine Aufnahme. „Um Gottes willen", ertönte eine atemlose Stimme in der letzten Reihe, „kann man ihn sehn?" — „Beruhigen Sie sich", erwiderte der ältere Herr lächelnd, „es ist nichts geschehen, wir haben hier nur einen alten Römer ausgegraben." In der Tat, so war es. Es war ein Fund, kein Mord. Schade. Die Sensation war bloß sozusagen eine wissenschaftliche. Nachdem der Vorrat an den unvermeidlich witzigen Bemerkungen verbraucht war, verlief sich das Publikum. Es blieben nur Frau Schiller und Herr Wenzel zurück. Der alte Römer lag unbeweglich da, den kahlen Schädel auf die zerfallenen Rippen geneigt. Die Sonne schien auf die rötlichbraunen Knochen des Skeletts und die schwarzgraue Erde dazwischen, die einst der starke Leib eines Legionärs gewesen war. Ein flaches Öllämpchen aus rotem Ton, ein zerbrochenes Krüglein und zwei Münzen lagen neben ihm. Der Sachverständige sammelte alles ein, um den alten Krieger im Museum zum zweitenmal zu bestatten. Dann ging er.

Nur Frau Schiller und Herr Wenzel standen noch an der Grabstätte. Frau Schiller aufs höchste erregt, Herr Wenzel aufmerksam beobachtend. Denn mit Frau Schiller hatte es eine eigene Bewandtnis. Fast alle Menschen haben einen mehr oder weniger entwickelten Hang nach unterirdischen Höhlen, Grüften und Gerippen. Zur Zeit unserer Großväter gab es eine ganze Literatur, die sich von Verwesung nährte. Die Dichter mischten mit Tränen in den Augen Trauerweiden, Urnen und Grüfte zu hohl klingenden Leichenphantasien, und die Leser fühlten sich wonnevoll durchgruselt. Moderduft war große Mode. Ein Hauch dieser Zeit hatte noch die Jugend der Frau Schiller umwittert und in ihr den Hang nach Burgruinen, alten Kellern und Katakomben hinterlassen.

Und nun war dieser Römer aus jahrhundertelanger Ruhe mitten aus dem heimatlichen Wiesengrund aufgestiegen und hatte ihr eine neue Welt eröffnet. Ihre rege Phantasie schweifte über diese Wiesen und Äcker hin und sah unter den Wurzeln der Gräser und Blumen ein neues Reich, eine unabsehbare Welt, bevölkert mit Totengerippen aus uralten Zeiten, in langen Reihen hingestreckt, und darunter wieder eine Schicht von Gerippen aus noch älterer Zeit, darunter noch eine, und so immer weiter bis zum Mittelpunkt der Erde. Und das Ganze gab ihr eine anschauliche Vorstellung von der Größe und dem Grauen der Weltgeschichte.

Herr Wenzel lauschte schweigend ihren begeisterten Worten. Und nicht ohne bestimmten Grund. Denn aus den Resten altrömischen Daseins keimte ihm ein neuer und fruchtbarer Gedanke. Frau Schiller war nicht nur durch ihre Begeisterung für Altertümlichkeiten, sondern auch durch ihren Geldbesitz bedeutsam. Diese einfache Frau bewahrte in ihrem Hause in Truhen und Strümpfen ein ganz beträchtliches Vermögen, nach dem mehr als einem im Orte der Mund wässerte. Es wurde in unauffälliger Form allenthalben um sie erbgeschlichen, zumal es keine Verwandten mehr gab, die ein natürliches Vorrecht darauf gehabt hätten. Aus diesen Elementen formte Herr Wenzel, der ein kluger Mann war, seinen Plan. Er nickte beifällig zu allem, was Frau Schiller über ihre Leidenschaft sagte, dann sprach er leise: „Alte Römer, Frau Schiller, können Sie von mir haben, so viel Sie wollen. Nur Ihnen allein sage ich das!"

Frau Schiller erschauerte. „Ist das möglich?" flüsterte sie. „Ganz im Vertrauen gesagt, unter meinem Garten liegt ein ganzer altrömischer Friedhof." — „Ja, warum haben Sie nicht schon längst gegraben?" — „Ich bin kein Sammler, auch hatte ich keine Zeit. Aber für Sie nehme ich mir gerne die Zeit." — „Wirklich, Herr Wenzel?" — „Natürlich. Ich weiß auch sonst noch Plätze." — „Gehen wir, fangen wir gleich an!" drängte Frau Schiller ungeduldig. — „Nein, lassen wir es lieber auf morgen. Ich habe Holz im Garten liegen, das muß ich erst wegräumen. Ihnen zuliebe tue ich es gerne. Bitte also morgen früh um acht Uhr." Frau Schiller kam schon um halb acht. Die Grabungen begannen sogleich. In der linken Ecke dauerte es gar nicht lange, bis unter den vorsichtigen Spatenstichen, mit denen Herr Wenzel den ungewöhnlich lockeren Boden abhob, Knochenreste zum Vorschein kamen. Kein Wunder, da er sie am Abend vorher hineingetan hatte. Sie waren nicht so schön zu einem Skelett geordnet wie die gestrigen, auch fehlte der Kopf, eine Tatsache, die sich auch bei allen späteren Funden Herrn Wenzels zeigte, und die er damit erklärte, daß es sich hier offenbar um einen Friedhof der Enthaupteten handle, was das Gruseln und die Begeisterung der Frau Schiller noch mehr erhöhte. Im Garten fanden sich auch verschiedene Tonscherben und Stücke von Gefäßen. Der Glanzpunkt war ein fast bis zu einem Drittel erhaltener gewölbter Topf aus weißem Material, den man für einen neuzeitlichen Nachttopf hätte halten können, wenn Herr Wenzel nicht dargelegt hätte, daß hierin eine Opferschale aus der Zeit des Septimius Severus zu erblicken sei.

Frau Schiller war begeistert und trieb Herrn Wenzel zu immer neuen Funden an. Und er leistete wirklich Unglaubliches an Spürsinn. Wenn er heute sagte: „Ich habe das Gefühl, daß in der Sandgrube beim Erlenbusch etwas zu finden ist, fanden sie totsicher am nächsten Tage an der bezeichneten Stelle Knochen und Scherben. Frau Schiller hatte daheim schon ein ganzes Museum, das sie vor jedermann streng geheim hielt. Besonders schätzte sie Knochen, die vom riesenhaften Wuchs ihrer einstigen Träger Zeugnis ablegten. Und Herrn Wenzel gelang es auch, so kolossale Knochen zu finden, daß Frau Schiller ehrfürchtig erbebte. Und wenn es auch nach wie vor keine Köpfe gab, so fand Herr Wenzel doch wenigstens einen Unterkieferknochen von außergewöhnlicher Mächtigkeit, den er einem altrömischen Demagogen zuschrieb.

Es gab manches zu lernen in dem täglichen Umgang mit Herrn Wenzel. Frau Schiller erfuhr sogar einiges über das römische Recht, das Herr Wenzel im allgemeinen für veraltet erklärte. Nur das Erbrecht lobte er sehr, weil es den schönen, echt menschlichen Gedanken ausdrücke, daß man jenen, die einem im Leben Gutes getan haben, eine kleine Freude mit irdischen Dingen bereiten müsse, die man im Himmel ohnedies nicht gebrauchen kann. Diese rührenden, von einem guten Herzen zeugenden Worte blieben nicht ohne Wirkung. Es kam der Tag, da in der obersten Schublade der Kommode zwischen blitzblank geputzten Knochen ein gestempeltes Papier mit der römischen Aufschrift „Testament" lag, das Herrn Wenzel zum Erben des gesamten Vermögens, einschließlich der kostbaren Altertümer einsetzte.

So wäre eigentlich das Ziel Herrn Wenzels bis auf die kleine Formalität des Ablebens erreicht gewesen. Aber es scheint doch eine Gerechtigkeit auf Erden zu geben, wenn man auch sehr alt werden kann, ohne diesen Umstand jemals bemerkt zu haben. Herr Wenzel, der unehrliche Finder, fand dennoch nicht den Lohn seiner planvollen Ein- und Ausgrabungstätigkeit. Aus Freude über den Erfolg des römischen Erbrechts, und weil gerade Frau Schillers Geburtstag war, bemühte er sich um etwas ganz Besonderes. Und in der Tat, beim Steinhügel in der Polackenau förderte er die gut erhaltene Hälfte eines massiven Steingefäßes zutage, das ungeheuer alt aussah. Und es war auch ungeheuer alt. Denn auf dem Boden stand deutlich eingemeißelt „2500 v. Chr. Geb.". Zitternd vor Freude trug Frau Schiller das wertvolle Stück nach Hause, rieb es ab, wusch es mit Seife und putzte es mit einer Zahnbürste. Dann begann sie nachzudenken. Und das war, wie immer, das Unglück. Plötzlich wurde sie stutzig und dachte noch schärfer nach. Wie konnten diese uralten Römer voraus wissen, wann die christliche Zeitrechnung beginnen werde? Die Erblasserin erblaßte.

Und während Herr Wenzel ahnungslos im Wirtshaus zur Feier des Tages ein Viertel vom Besten bestellte, saß Frau Schiller schon mit einem riesigen, schweren Korb in der Eisenbahn und fuhr nach Wien zu dem älteren Herrn mit Brille, um ihn zu fragen, wie das eigentlich mit der Zeitrechnung der alten Römer gewesen sei und ob sie auch deutsch gesprochen, geschrieben und gemeißelt hätten, und noch manches andere.

Der Sachverständige betrachtete die Funde aufmerksam. Bei der weißen Opferschale sagte er gar nichts, sondern lächelte bloß eigentümlich. Bei den übrigen Scherben und Gefäßteilen erklärte er, daß dergleichen auf jedem modernen Kehrichthaufen zu finden sei. Und das mit dem Jahre 2500 v. Chr. Geb. sei ein klarer Schwindel. Wegen der Knochen möge sie sich beim Fleischhauer, Herrn Techler, erkundigen. Dieser lächelte auch, wenngleich nicht so fein wie der Professor, und erklärte, daß diese Knochen von Ochsen herrührten. „Auch dieser?" stammelte Frau Schiller bebend und wies den Kinnbacken vor. „Der ganz besonders", grinste der Fleischhauer. Vernichtet wankte Frau Schiller nach Hause.

Daheim war ihr erster Gedanke, alles kurz und klein zu schlagen, das Testament zu vernichten und Herrn Wenzel über die Treppe hinabzuwerfen. Aber dann erfand sie eine bessere Rache. Sie tat, als wäre nichts geschehen, und empfing Herrn Wenzel, als er wieder einen Knochen brachte, mit besonderer Freundlichkeit. Doch fortan machte sie ihn zum römischen Sklaven, indem sie unausgesetzt schwer erfüllbare Wünsche äußerte, deren Erfüllung Herrn Wenzel allmählich seine ganze freie Zeit und auch ziemlich viel Geld kostete. Er ertrug dies alles nur im steten Gedanken an das Testament.

Nachs sechs Jahren starb Frau Schiller. Herr Wenzel rüstete sich schon, den überraschten Erben zu spielen. Aber er hatte es nicht nötig, sich zu verstellen. Er war wirklich überrascht. Denn im Testament stand: „Mein Haus und mein ganzes bewegliches Vermögen vermache ich der städtischen Versorgungsanstalt als Universalerbin. Dieselbe ist jedoch verpflichtet, Herrn Wenzel meine sämtlichen römischen Altertümer, 2687 Stück, als Eigentum zu überlassen. In diesen kostbaren Gegenständen möge er den ihm gebührenden Finderlohn finden." Herr Wenzel blieb fortan ein geschworener Feind der alten Römer, was diese jedoch mit der diesem Volke eigenen Härte und Gelassenheit ertrugen.

Marina / Von Peter Steinbach

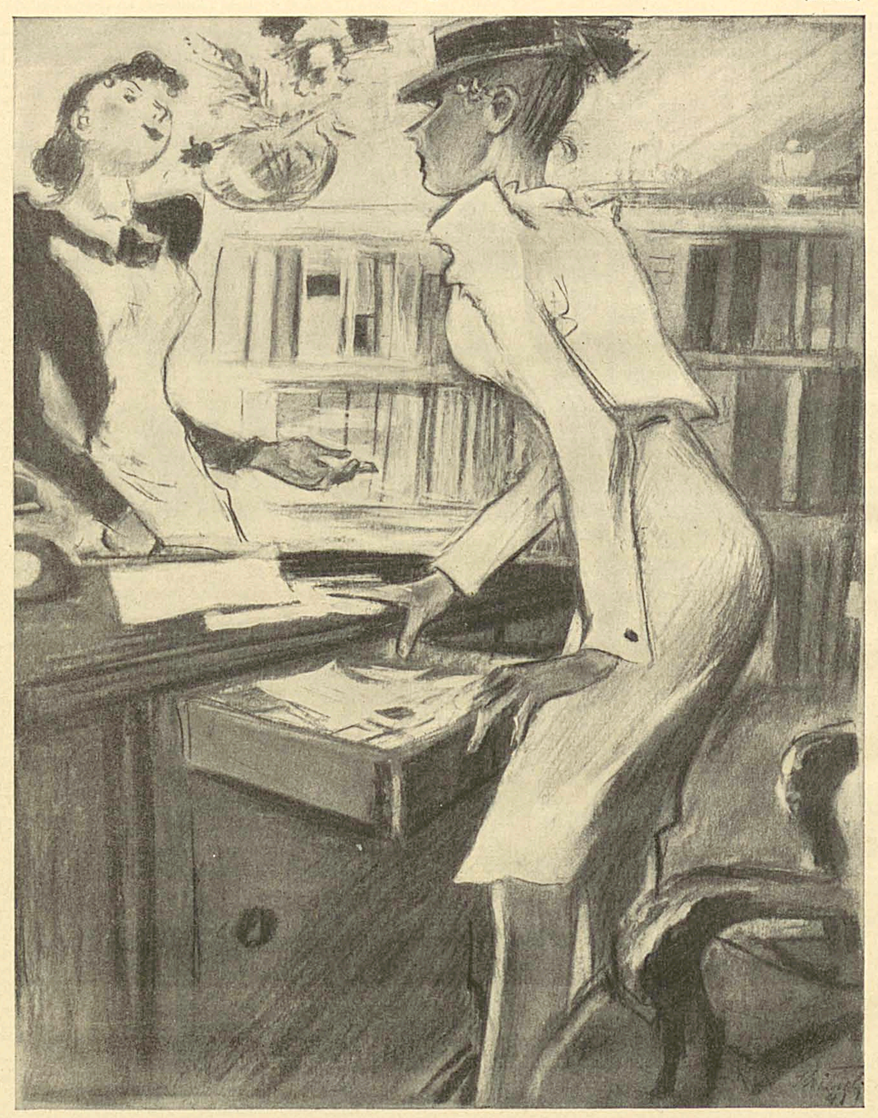
Auf der Treppe zur Wäscherei Kirsten
Steht Marina. Nichtstuend. Träumend.
Ruft Frau Kirsten: Marina! Rina!
Sagt Marina: Ich komme, Frau Kirsten.
Sagt Frau Kirsten: Faule Marina,
Trage die Wäsche zum Brauer van Eicken.

An dem Prunkfaß des Brauers van Eicken
Lehnt Marina und läßt sich küssen.
Sagt der Brauer: Marina! Rina!
Schweigt Marina und schließt die Augen.
Sagt der Brauer: Wir heiraten bald.
Sagt Marina: Du bist zu alt.
Sagt der Brauer: Das wird sich finden.
Lacht Marina: So will ich mich binden!

Auf der Treppe zur Wäscherei Kirsten
Steht Frau Kirsten. Steht Frau Malten.
Steht Frau Pierdahlers Jüngste und alle
Alle Glocken von Klinx ertönen zur Hochzeit.
Sagt Frau Malten: Nun hat sie ihn endlich!
Sagt Frau Pierdahlers Jüngste: Schändlich!
Sagt Frau Kirsten: Was hab' ich verbrochen?
Jetzt muß ich ihr gar die Wäsche kochen!

Die Eingeweihte

(R. Kriesch)

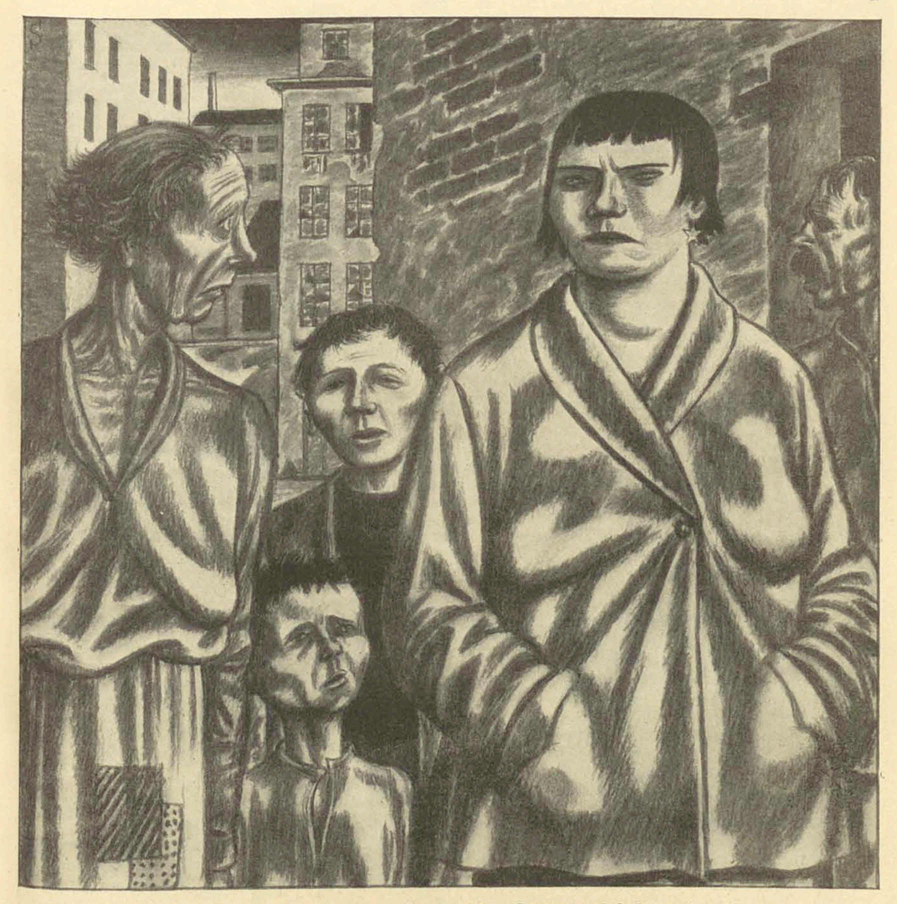


„Sie suchen ganz falsch — Briefe von Damen hat der Herr Doktor stets in der zweiten Schublade des linken Faches!"

Al corrente di tutto: "Voi Vi sbagliate affatto nel cercare. Il signor Dottore tiene sempre le lettere delle signore nel secondo cassetto del lato sinistro!,,

Lebensgefährlich

(Erich Schilling)



„Ist denn dein Mann in der vordersten Linie, Genossin, daß du so Angst um ihn hast?" — „Nein, das nicht, aber er ist politischer Kommissar!"

In pericolo di vita: "Camerata, tuo marito si trova forse in primissima linea, che sei tanto agitata per lui?„ — "Ah questo no; ma egli è commissario politico!„

BREMISCHE ANEKDOTEN

Neustädtisches Idyll

Dort, wo die grünen Hausgärten bis an das dunkle Ufer des toten Weserarmes hinunterreichen, den man die „kleine Weser" nennt, war der kleine Heini aufgewachsen, ein richtiger neustädtischer „Straßenkaper", ein wichtigtuerischer Konfirmand, ein Zimmermannslehrling, ein fertiger Zimmergeselle geworden. Nun sollte er auf die zunftgemäße Wanderschaft. Er wollte nicht, aber er mußte. Man steckte ihn in die überlieferte Kluft, es gab tränenreichen Abschied von der Mutter und dumpfes Geknurr vom Vater, und dann klabasterte er los, der kleine Heini. Bis Habenhausen ging es noch; so weit war ihm alles noch vertraut. Dann aber fiel die Fremdheit der Welt ihn an; er blieb stehen, schluckte ein paarmal, kehrte um, schlich sich ungesehen ins väterliche Haus und in seine Dachkammer, legte die Arme auf die Fensterbank und heulte ratlos vor sich hin. Da sah er, wie ein Nachbarsjunge, ein würdiges Mitglied des Straßenkapernachwuchses, sich Steine sammelte und damit die „wittkoppten Aanten", die weißköpfigen Enten, bombardierte, die der Stolz des kleinen Heini waren. Mußte dem kleinen Heini da nicht zumute sein wie dem Prometheus am Felsen? „Du Salter!" schrie er aus dem Fenster. „Ich sollte man nich inner Fremde sein, denn wollt ich dir denn mit die Enten!"

Kleine Mundartprobe

„Mein' Zeit, Frau Lehmkuhl, nu kommen Se noch zu nachtschlafen Zeit an un wollen Milch haben!" bluchterte die Händlerin Gesine Meinken. „Manche Tage, denn hat'n so viel, daß man se gern untere Füße los wäre, aber denn kömmt dscha Keinein, un denn wird se Einen untere Hänne sauer. Un wenn'n denn mal nix, aber auch reineweg gar nix hat, denn kommen se alle an un wollen. Ich verkaufe nu all seit dreividdel Stunne mit nein." Karl Lerbs

DER SPIEGEL

VON ROLF FLÜGEL

Immer zeigte der Spiegel den Frauen was sie wollten, was auch die Lederwarenfabrikanten veranlaßte, dieses bequeme Requisit der Charakterlosigkeit den Handtaschen beizufügen. Dort steckt er in einem Spalt an der Seitenwand und blinzelt träg aus schmalen Augenschlitzen in das kosmetische Getümmel seiner Umgebung. Ihm gelten die traumverlorenen, weltentrückten Blicke der jungen Liebenden, das selbstgefällige Lächeln der Kurtisanen, ihm wird der Mund dargeboten, der sich begehrlich spannt zu neuem purpurnen Anstrich; in ihn hinein, in seine flache glitzernde Tiefe werden Geheimnisse geflüstert. Er ist so diskret wie schamlos enthüllend; er kennt die Mitesser der Rosenwangigen und das sündige Bild des verbotenen Geliebten, das sich noch in ihren Augen spiegelt. Unter ihren hastigen Griffen verdoppelt er seine Strahlen und wenn er stürzt, geht er mit einem klirrenden Triumphgeschrei in Trümmer. — Ich muß mir einen neuen Spiegel kaufen, sagt die Frau. Kühl, unbeteiligt und selbstverständlich tritt dieser Neue in die Fußtapfen seines Vorgängers, schreitet mit leisen Sohlen durch das zwielichtige Reich des Weiblichen, spiegelblank und perfekt ausgebildet im Spiegeln. Es ist einer so wie der andere und auch die launenhafte Kaiserin, die einen wüsten Scharfrichter immer griff- und köpfbereit im Gefolge hat, wird nicht sagen wollen: Ich weiß nicht, der andere Spiegel war besser. —

Auch Männer haben einen Spiegel. Aber sie schämen sich seiner; außerdem ist er zur Tarnung mit einem Kamm gekoppelt. Dermaßen mit den Positionslichtern eines Notbehelfs ausgestattet, verträgt er keine bewundernden Blicke der Versunkenheit. Es gibt erwachsene Männer, die schneiden, wenn sie sich unbeobachtet glauben, Grimassen hinein. Auch die Zunge kommt in wohlbegründeten Wutanfällen gelegentlich aus ihrem Gehäuse (wie man hineindenkt, so strahlt es heraus!). Er ist ein Diener, aber sein Gehaben ist aufdringlich, anmaßend, verführerisch. Narziß ist seinen Künsten erlegen, vergaß ob der eigenen die Frauenschönheit und geistert seitdem, eine bejammernswürdige Figur der Psychoanalyse, blumengeschmückt und bleich über Bühnenräume und durch die Zellstoffseiten der Romane.

Es geht uns nicht um die Totalität der Erscheinung. Wir schaben den Schaum am Kinn und sehen nichts als Schaum, binden die Krawatte und betrachten nur ihr Gefälle, ziehen den Scheitel, drücken als äußerste Konzession vor dem Spiegel das Hütchen aufs rechte Ohr, wenn wir zu den Mädchen gehen. Aber wir mögen ihn nicht. Darum trifft uns seine Rache. Beim Friseur stellt er dich schonungslos und durch alle Zeitschriften hindurch. Gestern bin ich beim Schneider gewesen. Ich war allein mit ihm und verlor die Partie. „Bitte hier einzutreten", sagte das kleine Fräulein, ein leis und lieb durch den Gang flatternder Engel und öffnete eine Tür. Über die verblaßte Biedermeiertapete waren Blätter aus Modejournalen geheftet. Da standen und saßen sie, die feinen Herren, wohlausgewogen und straff auf den Golfschläger gestützt, fein lächelnd in diskreter Unterhaltung begriffen, direktorial telefonierend im grauen Anzug, Sekt trinkend und in feierlichem Schwarz der Lebemannslust hingegeben. So einer sollte ich werden. Warum nicht! Es gibt Watte für die Schultern und Binden vor die Augen. —

Im einem der großen Spiegel steht ein Mensch. Er steht im Profil, fremd und starr. Stutzig geworden gehe ich näher hin. Schon könnten wir uns die Hand geben, wenn wir liebenswürdiger zueinander wären. Das Gesicht ist hager, die verkniffenen Augen schauen mißtrauisch. Krähenfüße strahlen wie eine Heizsonne zum Ohr hin. Ach, das ist doch nicht möglich! Mit einer unguten Traurigkeit erfüllt mich die saloppe Eleganz des Bildes, die ganze müde, geduckte Haltung der Erscheinung. Ein Hosenbein ist länger als das andere, über dem Gürtel ist das Hemd verrutscht. Wie ich mich jetzt straffe, Augen hinmache wie Pizarro der Eroberer, wird der Eindruck noch bedrückender.

Der Überfall ist geglückt. Ich starre und starre. Das Siegerlächeln ist gefroren. Schlechtes Panoptikum, ganz schlechtes Panoptikum, denke ich und ein tiefer Zug der Resignation gräbt sich meinem Gegenüber um die hängenden Lippen. Das also ist die Schale — vom Kern nicht zu sprechen. Vier Augen stehen sich jetzt auf kurze Entfernung gegenüber — zum Turnier angetreten. Enthüllt euch ihr Spiegel der Seele! Wo ist der tiefe Bergsee, den eine Geliebte einmal in mein Ohr geflüstert hat, wo ist die Gnade des Menschentums? Nichts ist greifbar, was der Unendlichkeit verbunden ist, aber einen Hauch nur sollte man spüren, Gott, nur einen Hauch! Es bleibt die dünne Haut, die sich jetzt wäßrig überzieht.

Dann endlich löst die Tür, die sich jetzt knarzend öffnet, den Bann. Mit Maßband und Notizbuch freundlich wedelnd kommt der Meister, bereit die Weiten und Längen zu nehmen, mit einem arithmetischen Zauberspiel den Spuk zu vertreiben. „Hat es lange gedauert, bitte särrr!" Der böhmische Dialekt schmilzt im Mund wie eine Melone. „Noch den Arm beugen, bitte särrr!" Was blieb noch vom Spiegel und seiner Basiliskenglut! Aber

Laute / Von Hans Leip

Milder nun den Saiten lausche
dem verwebten holden Klang,
Fingersatz um Finger tausche
auf den dünnen Silberbünden.
Nach der Noten Perlengang,
über sandelfarbnen Steg,
über wohlgeformte Gründe,
in den bebenden Antennen
geht das Wunder dunkeln Weg.
Und aus deiner Seele Raum
atmet Ahnen und Erkennen
zu der Ewigkeiten Saum.



Kennen Sie das »Bayer« Kreuz?

Prägen Sie es sich gut ein! Es ist das Merkmal deutscher Arzneimittel, die Weltruhm erlangt haben und Millionen Linderung und Heilung brachten. Jedes »Bayer«-Arzneimittel trägt auf der Packung dieses Zeichen. Es ist das Zeichen des Vertrauens.



Drei gute Gründe:

Aromatisch

frisch

leicht

IN DEUTSCHLAND HERGESTELLT

KYRIAZI

Astra

ÄGYPTISCHER ART

10 ASTRA

4 ₰

MIT UND OHNE MUNDSTÜCK

noch geht ein leises Frösteln den Rückenwirbel hinunter: „Ist der Stoff nicht zu jugendlich?" Zugegeben, es war von mir eine Suggestivfrage. Aber noch ist der Zustand nicht ganz überwunden, der schwebende, der Bestätigungen braucht und wären sie noch so banal. „Wirklich", ruft man erfreut. Ach, es ist alles mehr als kindisch.
Das Lehrmädchen ist vielleicht sechzehn. Liebes Fräulein, beginnt man, während die Ziffern im Notizbuch sich nach Taille, Hosenbund und Ärmellänge ordnen, innerlich eine Rede zu formulieren, würden Sie vielleicht mit mir ins Kino — — — Ob die wohl mit mir ins Kino ginge? — Auf den Golfschläger gestützt, überlegen lächelnd, Sieger in Dutzenden von Liebesschlachten, stehen die Herren im Journal. Ich ziehe den Rock an. So einer wird man nie. Das Futter ist zerrissen. Mit einer viel zu tiefen Verbeugung nehme ich von der Blassen Abschied.
Die Straße ist voller Menschen. Aus allen Himmelszellen glimmt die Sonne. Mag sein, daß es Kattun ist, aber die Mädchen sind in ihren großblumigen Kleidern wie vom Sommerwind bewegte Märchenwiesen. Hier kommt die Jugend, die sich der Schönheit verband. Ihr Hut ist ein Nest ohne Eier. Sicher zwitschert das Herz. Ihr Körper ist eine Landschaft, um die sonst Prospekte von namhaften Schriftstellern geschrieben werden. Unsere Augen treffen sich. Die ihren — nein — weichen nicht aus. Es stockt das Blut in knabenhaftem Ungestüm. Ein Stück Märchenwiese neigt sich huldvoll lächelnd ihrem botanischen Betrachter. Eine Nymphe müßte man sein, im Mondschein mit zarten Füßen auf ihr tanzend oder Daphne selbst, aus ihrem Boden emporwachsend in das selige Geheimnis der Verwandlung. Noch kaum war eine Laufmasche so reizend wie diese. An der Ecke gilt mir noch ein letzter Blick. Der Krawatte gebe ich einen Druck um die Hüfte. Im Auslagekasten ist ein Spiegel — er lächelt wie eben die ewigen Sphinxe lächeln. Über den neuen Federn der Kniegelenke schaukelt das alte Gestell. Die Brust wölbt sich. Dann mache ich mich auf den Weg, uneilig und — entgegengesetzt — dem fließenden Band der Märchenwiese entlang.

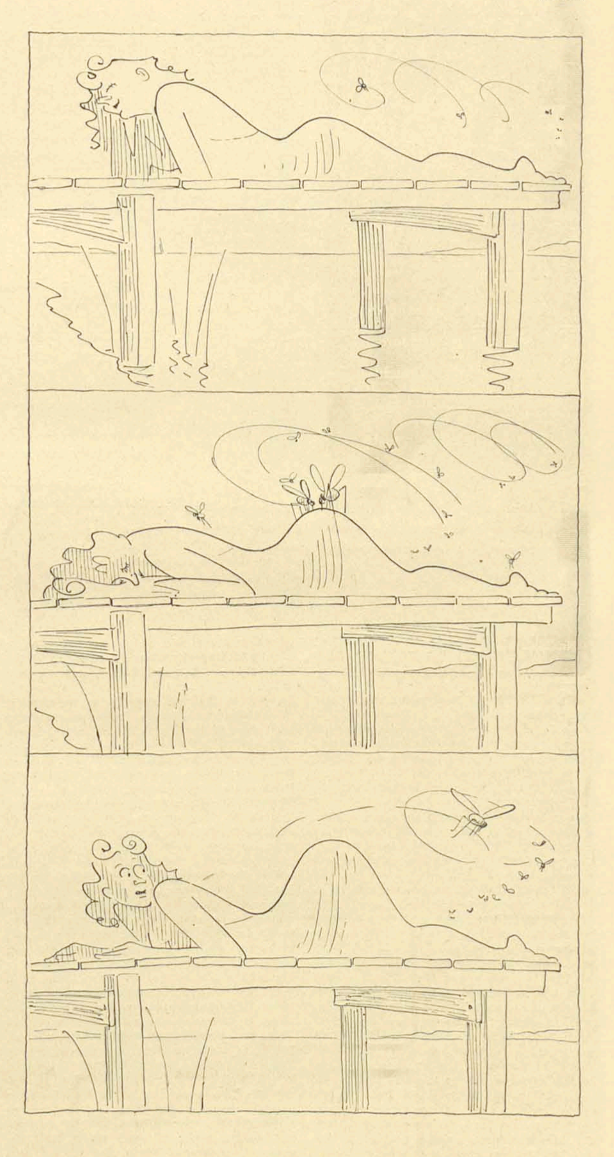
*

Mein Freund Johannes

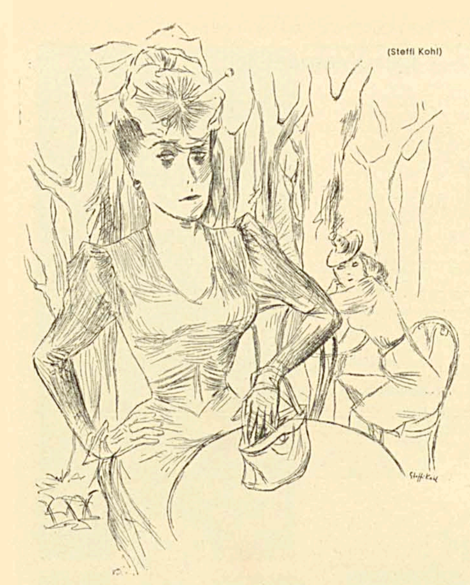
Ich war bei Johannes zum Abendbrot. Er hatte seine Wohnung weit draußen im Vorort, wo die letzten Ausläufer der Stadt sich mit rein ländlichen Gebieten berühren. Von seinen Fenstern, die an diesem schönen Sommerabend weit offen standen, hatte man einen herrlichen Ausblick über Wiesen und Felder, über strohgedeckte Bauernhäuser und Ställe. Die frische Landluft drang zum Fenster herein. Und mit ihr ein Heer von Fliegen. Die setzten sich auf alles und jeden. Ehe man ein Stück Brot in den Mund schob, mußte man ein gutes Dutzend der Tiere davon herunterfegen. Die weitaus meisten aber führten fröhliche Tänze unter der Hängelampe vor.
„Johannes", sagte ich, „du mußt etwas gegen sie tun!"
„Das ist leicht gesagt", erwiderte Johannes, „aber sie sind schwer zu fangen. Und wenn man sie dann eben zu einem Fenster hinausgesetzt hat, kommen sie zum andern wieder herein."
„Du sollst sie nicht raussetzen, du sollst sie töten, Johannes!"
„Ich mag sie nicht erschlagen", wehrte sich Johannes.
„Du brauchst sie nicht zu erschlagen. Kaufe dir einen Fliegenfänger und hänge ihn unter der Lampe auf, Johannes."
Er versprach es.
Nach einigen Tagen besuchte ich ihn wieder. Unter der Lampe hing ein Fliegenfänger, schwarz von Fliegen. Aber es waren noch genau so viele wie einst, die im Zimmer herumtanzten. Ich betastete die Leimfläche des Fängers. Sie war vollkommen trocken.
„Ich habe ihn für alt, so wie er jetzt ist, gekauft. Er soll sie warnen. Aber bisher sind sie noch recht unvernünftig", sagte Johannes. J. Bieger

Der Wespenstich

(Fr. Bilek)



Puntura di vespa



„Schon wieder läßt er mich hier dreiviertel Stunden alleinsitzen — ob er meinen angeblichen Verspätungsvorsprung von elfhundertsiebzehn Stunden, den er mir neulich vorgerechnet hat, einholen will?"

VERSCHOLLENE VERSBÜCHER

VON ANTON SCHNACK

In wurmstichige Schränke gepfropft, vergilbt, verstaubt.
Die sie schrieben, haben an ewige Leser geglaubt.

Geschrieben bei flackerndem Licht mit kratzendem Gänsekiel,
Als Herbst mit Reif in sterbende Gärten fiel.

Niemand erinnert sich ihrer in schlafloser Nacht.
Und doch haben die Dichter sie in schlaflosen Stunden erdacht.

Sie besingen die Liebe, den Mond und den Schmerz,
Das Rauschen der Wälder und das vereinsamte Herz.

Und manches war ein geliebtes und verehrtes Buch
Und trägt noch Lavendelduft und Großmutters Kommodengeruch.

Ich liebe sie, die in den grauen Regalen steh'n,
Von niemand verlangt, durchblättert und angeseh'n.

Ganz vergißmeinnichtselig sind sie, verschwärmt, verträumt;
Ganz voll Schwermut, die düster und ruhlos sich bäumt.

Ritter und Helden, Hirten und Sänger leben darin,
Bleiche Frauen werden umschmachtet mit glühendem Liebessinn.

Bösewichter verfallen dem Fluche und gerechtem Geschick.
Romantische Mädchen heben ihren blauschimmernden Sehnsuchtsblick.

Alle sind Kunde und Klänge aus längst entschwundener Zeit,
Auch sie war voll Schmerz, voll Liebe, voll Freude und Leid.

Verschollen nun, verstaubt, vergraben in Bücherreih'n,
Werden auch unsere einst unbegehrt und vergessen sein?

GLEICHE RECHTE

VON ADRIAN STELLA

Ehemann (aus dem Nebenzimmer): Was ist los? Bist du noch nicht fertig?

Junge Frau: Sofort! Ich setze schon den Hut auf!

Ehemann (unter der Türe): Das kenne ich schon. Das heißt: noch eine gute halbe Stunde. (Besieht sich den Hut.) Was ist denn das für ein Hut?

Junge Frau: Ein neuer Hut. Hast du noch nie einen neuen Hut gesehen?

Ehemann: Leider sehe ich bei dir nur neue Hüte.

Junge Frau: Was guckst du denn? Gefällt dir die Farbe nicht? Man trägt das jetzt: violett.

Ehemann: Das ist doch ein Vogelnest! Und das ist doch viel zu warm!

Junge Frau (höhnisch): Was dachtest du sonst, daß ich am Abend aufsetze? Das trägt man jetzt und damit basta! Bitte, halte mich nicht auf. (Beginnt den aufgesetzten Hut vor dem Spiegel sorgfältig zu mustern.)

Ehemann: Entschuldige mich einen Augenblick, ich ziehe inzwischen den Mantel an... (Geht hinaus und kehrt bald zurück. Er trägt einen schweren Wintermantel, dazu einen Girardihut. Die Frau betrachtet ihn entsetzt.)

Junge Frau: Einen so warmen Mantel...? Und was hast du denn da auf dem Kopf?

Ehemann: Kannst du das nicht sehen? Einen Strohhut. Im Sommer trage ich dazu jetzt immer einen Flauschmantel! (Wütend.) Ich habe nämlich beschlossen, mich nicht mehr zu ärgern, sondern, wenn ich etwas unrichtig finde, und du dich doch nicht danach richtest, deinem Beispiel zu folgen... So. Und nun wollen wir gehen.

Junge Frau (entrüstet): Du glaubst doch nicht etwa, daß ich in diesem Aufzug mit dir ausgehe?!

Ehemann: Dann bleibe ich eben zu Hause. Aber laß es dir gesagt sein, daß ich bei uns ab heute gleiche Rechte proklamiere. Wie du mir, so ich dir!

Junge Frau: Soll das heißen, daß du mich ärgern willst?

Ehemann: Durchaus nicht. Aber du erinnerst dich vielleicht an unsern Theaterabend letzten Samstag? Ich hatte dich himmelhoch gebeten, nicht das blaßgelbe Perlenkleid anzuziehen, denn das Parkett ist keine Badeanstalt. Du warst so tief ausgeschnitten, daß die Aufmerksamkeit der Leute nur auf dich gerichtet war.

Junge Frau: Wahrscheinlich, weil ich hübsch bin.

Ehemann: Du bist nicht nur hübsch, sondern auch bescheiden. Man bestaunte nicht dein Gesicht, sondern deine Figur, und nicht deine Augen, sondern ausschließlich deinen tiefen Ausschnitt. Die Männer haben direkt Spalier um uns gebildet, damit ihnen ja nichts entgeht. Ich habe das satt. Solltest du wieder dieses Kleid anziehen, ohne eine wenigstens zehn Quadratzentimeter betragende Gefahrenzone zuzudecken, werde auch ich im Theater dekolletiert erscheinen.

Junge Frau: Bist du wahnsinnig geworden?!

Ehemann: Gleiche Rechte, meine Liebe. Mein Smokinghemd trage ich dann nach Appachenart umgekehrt und lasse es noch extra hinten nach beiden Seiten ausschneiden, damit die Leute sehen, daß meine Brust sonnverbrannt und nicht eingefallen ist.

Junge Frau: Du hast wirklich originelle Einfälle.

Ehemann: Das ist noch gar nichts! Ich bat dich kniefällig, dir keine Wimpern anzukleben: überlaß das doch der Garbo, es ist ihr Brot. Trotzdem hast du neulich abend Besen getragen anstatt Augenwimpern. Meinetwegen. Aber das nächstemal werden meine Wimpern meine Brust bestreichen, abgesehen davon, daß ich sie grün anmalen lasse!

Junge Frau: Mein Wort, ich glaube, du bist übergeschnappt!

Ehemann: Ach, du glaubst wohl, du wärst nicht übergeschnappt? So oft du von jetzt an einen Vogel auf den Hut steckst, packe ich eine halbe Gans auf meinen steifen Hut, mit Grieben ringsherum. Wie oft habe ich dir gesagt: Laufe nicht immer in Sandalen herum wie eine Haremsdame, und zieh dir zum Abendkleid Strümpfe an. Nein. Paß auf, wie ich am Samstag in der Oper erscheinen werde: Frack, dazu gelbe Sandalen, die Fußnägel lila lackiert und die Strümpfe lasse ich ganz fort.

Junge Frau: Jetzt habe ich genug... Laß uns endlich gehen!

Ehemann: Einen Augenblick. Ich bekomme jedesmal einen Wutanfall, wenn du mit einer neuen Haarfarbe nach Hause kommst und mir dann erzählst, daß das eigentlich deine ursprüngliche Farbe sei. Merke dir, wenn du noch ein einzigesmal die Haarfarbe wechselst, lasse ich mir die Haare rot färben wie ein Zirkusclown. Doch nicht nur in Taten, sondern auch in Worten werde ich deinem Beispiel folgen...

Junge Frau: Wieso?

Ehemann: Wenn wir wieder Besuch haben und man von unserem Franzl findet, „was für ein großer Junge das schon ist!", platze ich, noch ehe du zu Worte kommst, dazwischen: (Ja freilich, denn ich war ja noch ein ganzes Kind, als wir heirateten.)

Junge Frau: Bitte komm jetzt aber... Wir werden erwartet.

Ehemann (hämisch): Einen Augenblick, mein Kind. Lies du inzwischen die Zeitung. Ich habe es mir nämlich überlegt: ich gehe doch nicht in meinem blauen Anzug, sondern im grauen, denn Fritz trägt heute, wie ich höre, seinen dunkelgrünen, und die beiden Farben könnten sich womöglich schlagen...

(Aus dem Ungarischen von H. B. Wagenseil.)

Erschwerung

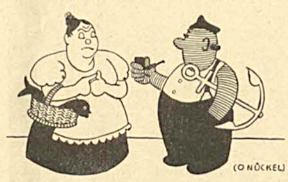
(K. Heiligenstaedt)



„Ich glaub', früher, wie Männer- und Frauenbäder noch getrennt waren, hat man sich am Strand besser erholt — dieser ewige Zwang zur Anmut ist doch recht anstrengend!"

Gravoso: "Credo che una volta, quando vi erano ancora i Bagni separati per Uomini e Donne, si godesse un più facile ristoro sulla spiaggia. Ora questo esterno sforzato atteggiamento a pose di grazia è pur pesante!,,

LIEBER SIMPLICISSIMUS



„Aleid", sagte der Steuermann Klaus Garken zur Frau des Steuermannes Krischan Bolte, „nu kannst du dich da wohl langsam auf einrichten, daß dein Krischan bald nach Hause kömmt. Ich hab seinen Kurs in Hull gekreuzt, un da sagte er: ‚Klaus', sagte er, ‚grüß Aleid auch schön, un sie soll sich man parat halten. Nächste Woche, denn geht die ‚Anna Elisabeth' denn dscha unner Segels.'"

In den Tagen der Segelschiffe gab es keinen Fahrplan. Aleid Bolte konnte die Zeiten, da ihr Krischan an Land gewesen war, jeweils nur rückblickend berechnen; das aber dafür auch ganz genau. Sie brauchte vom Geburtstag ihrer Kinder jeweils nur die schon damals wie von jeher allgemeingültig festliegenden drei Vierteljahre zurückzurechnen. Das stimmte immer.

Sie zählte, diesmal schon im voraus, eine stumme Monatskalkulation an den Fingern ab.

„Och du liebe Zeit", sagte sie seufzend, „denn komm ich dscha warraftig wieder grade zu liegen, wenn die Dschohannisbeeren reif sünd." K. L.

Im Schwabenland kommt ein junger Mann, der heiraten will, zur Beichte. Der Geistliche legt ihm die üblichen Fragen vor, unter anderem: „Hast du ein Gelübde der Keuschheit abgelegt? Hast du einer anderen vorher die Ehe versprochen?" Darauf entgegnete der Angeredete: „D' Keuschheit han i abg'legt, aba versprocha han i nix!" H. R. St.

Wir saßen bei Johannes und aßen Erbsensuppe. Johannes, ich und ein Andrer, dem es zur Zeit nicht ganz gut ging.

„Ich brauche dringend einen Anzug", erzählte der, „aber jetzt kann ich mir keinen leisten."

Johannes überlegte.

„Sie können den kriegen, den ich anhabe. Ich ziehe mich nachher gleich um."

„Oh, das geht aber wirklich nicht", wehrte sich der Andere. „Das ist sehr freundlich von Ihnen, aber ich kann es unmöglich annehmen."

„Warum denn nicht?" fragte Johannes.

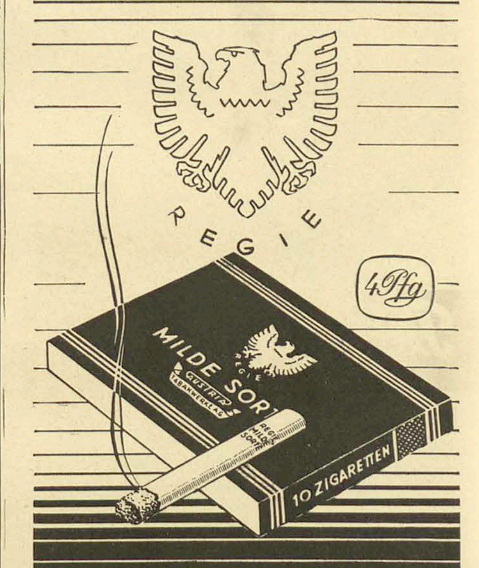
„Ihr Anzug ist doch noch viel zu gut!" meinte der Andere.

„Dem ist leicht abzuhelfen", sagte Johannes, nahm einen Löffel Erbsensuppe und verteilte ihn sorgfältig auf Jacke und Hose. J. Bieger

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach. Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Okt. 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.


Ein trutziger Geselle
ist der
Alles-Kitt!
Wasserfester
Alles = Kitt
Ob warm, ob kalt oder Regen und Sturm, —
dieser **Alles-Kitt** hält unverwüstlich!

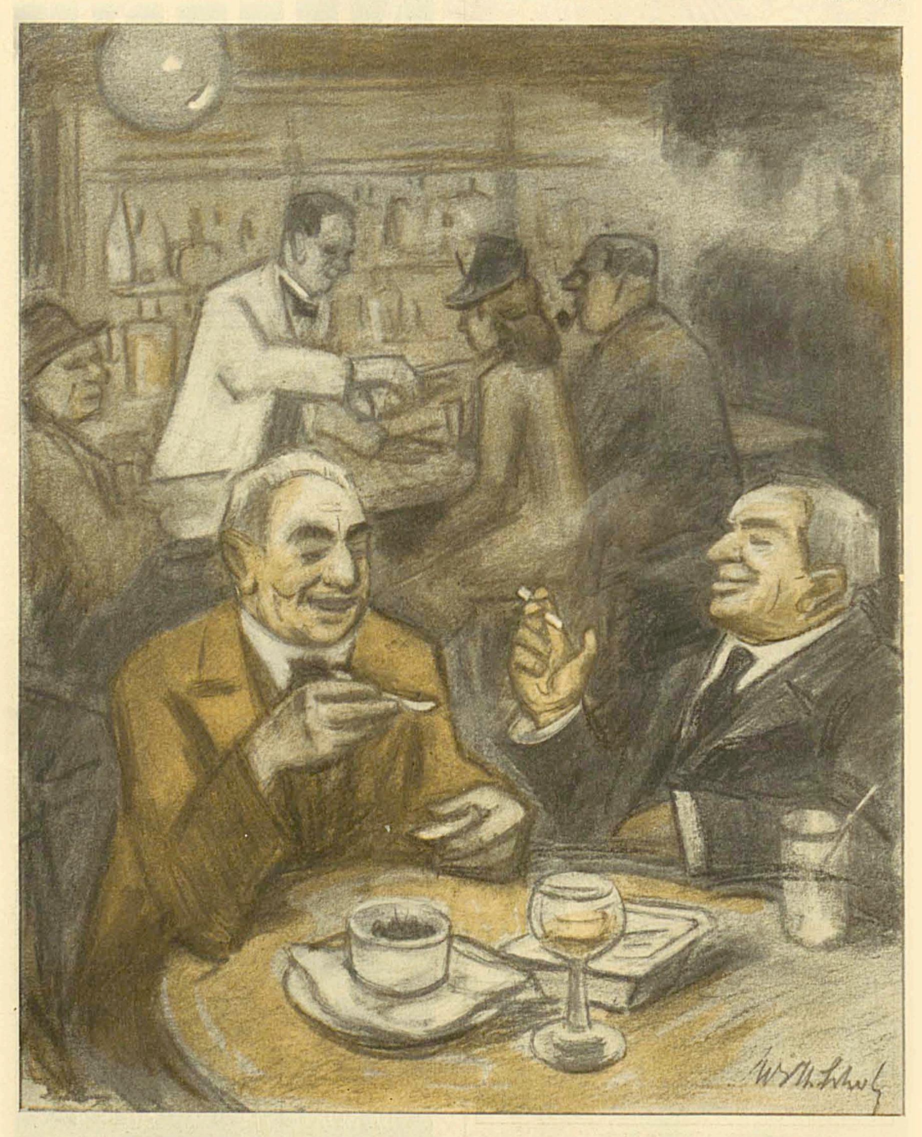

SMF
Somefa Klingen
Gleichbleibend edel und schnittfreudig
HERSTELLER
SOLINGER METALLWAREN-FABRIK
STÖCKER & CO. SOLINGEN


REGIE
4 Pfg
MILDE SORTE
AUSTRIA
TABAKWERK AG
10 ZIGARETTEN


Austria Zigaretten

Plutokraten helfen

(Wilhelm Schulz)



„Er kostet verdammt viel, der russische Kaviar, aber für unsere Freunde ist uns nichts zu teuer!"

I plutocrati aiutano: "Questo caviale russo è maledettamente caro; ma non c' è nulla di troppo caro per noi quando si tratti dei nostri amici!,,

München, 30. Juli 1941
46. Jahrgang / Nummer 31

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Der Glückspilz

(Wilhelm Schulz)



„Du hast Glück, Genosse, deine Hinrichtung ist um eine Stunde verschoben, das Exekutiv-Komitee muß jetzt vorher an einem Gottesdienst teilnehmen!"

Il fortunato: "Hai fortuna, camerata; la tua esecuzione è rimandata di un' ora; il Comitato Esecutivo deve prima prender parte ad un Uffizio Divino!„

Der Besuch — La visita

(O. Nückel)



DIE STÜHLE / VON WALTER FOITZICK

In dem Garten stehen Bänke, es ist ein öffentlicher Garten, und jeder kann sich auf so eine Bank, wenn sie nicht gerade frisch gestrichen ist, setzen. In dem Garten stehen auch Stühle, und auf die Stühle kann man sich auch setzen. Wenn man aber eine Weile auf so einem Stuhl sitzt, wird plötzlich ein Mann auftauchen, mit einem Block in der Hand. Von dem Block reißt er einen Bon ab und das kostet fünf Pfennig, denn das Sitzen auf so einem Stuhl ist nur gegen Hinterlegung dieser fünf Pfennige gestattet. Es ist eigentlich sonderbar, daß ein Stuhl mehr gilt als eine Bank. Vielleicht liegt es daran, daß man die Stühle etwas drehen kann, während die Bank feststeht. Dinge, an denen man drehen kann, sind meistens teuerer als solche, die feststehen.

Nun werden Sie vielleicht fragen, was es für einen Vorteil hat, an so einem Stuhl drehen zu dürfen. Es hat Vorteile, man kann ihn so hinstellen, daß man sich, wenn man den Kopf in den Nacken legt, die Sonne gerade ins Gesicht scheinen lassen kann. Viele, die auf solchen Stühlen sitzen, wollen den Kopf in den Nacken legen und sich die Sonne ins Gesicht scheinen lassen.

Die übrigen setzen sich auf solche Stühle aus Individualismus, weil es dann „ihr" Stuhl ist, ihr bezahlter Stuhl, mit dem man sogar etwas rücken kann. Es ist auch recht und billig, daß man für Individualismus fünf Pfennig bezahlt, und eigentlich ist es sogar sehr billig. Individualismus ist im allgemeinen viel teuerer. Viele beschäftigen sich damit, denen zuzusehen, die im Garten auf und ab gehen; und diese gehen wiederum auf und ab, um denen zuzusehen, die auf den Stühlen sitzen. Es sind allzumal Zuschauer von Zuschauern. Wenn es ganz richtig ist, gehört noch eine Kapelle, eine Kurkapelle dazu und dann ist es ein Kurgarten, aber die Stühle sind meist in der Kurtaxe nicht mit inbegriffen.

Ich weiß nicht, wie der Mann es macht, daß er diejenigen, die schon bezahlt haben, von denjenigen, die noch nicht bezahlt haben, unterscheidet. Wahrscheinlich haben die Bezahlten ein sichereres Sitzen als die anderen Leute. Leute, die zahlen, haben im allgemeinen ja ein sichereres Auftreten als Leute, die nicht zahlen. Der Mann muß psychologisch ordentlich durchgebildet sein, wenn er zu seinem Geld kommen will. Wahrscheinlich rechnet er mit einem gewissen Prozentsatz Sitzgeldflüchtiger.

Oh, ich will nicht sagen, daß einer der feinen Leute, die hier herumsitzen, absichtlich nichts bezahlt, aber man kann ja mal übersehen werden, nicht wahr, und wenn man z. B. einer Dame gegenübersitzt, die sehr viel Bein hat, so kann man doch nicht immer daran denken, zu zahlen.

Ich weiß nicht, wer im Augenblick der reichste Mann der Welt ist, aber ich glaube zu wissen, daß so einer, nachdem er gerade ein Museum seiner Vaterstadt gestiftet hat, sich doch darüber freut, wenn er einmal umsonst auf so einem Stuhle sitzen kann. Vielleicht ist das überhaupt die Vorbedingung, um in der Lage zu sein, seiner Vaterstadt ein Museum oder eine Bibliothek zu stiften.

Warum? / Von Ratatöskr

Einen neuen Kantus kitt' ich
(keine Angst, er wird nicht lang),
nämlich von dem Wellensittich,
der der Käfighaft entsprang.

Fast in jeder Zeitungsnummer
liest, wer Inserate liebt,
daß es – Kummer über Kummer! –
häufig solche Fälle gibt.

Bald ein grüner, bald ein blauer,
bald ein gelblicher flog weg,
und man fragt sich voller Trauer:
Weshalb und zu welchem Zweck?

Länger ließ mich das nicht ruhen,
und es ward mir zum Problem,
alsbald ihn zu interviuen,
falls ein Flüchtling zu mir käm'.

Kürzlich sah ich einen solchen
(und ich freute mich nicht schlecht)
durch die Atmosphäre strolchen . . .
Aber dann war es ein Specht.

Dieser tat, als ob er schliefe,
schwieg und blieb in sich gekehrt.
Und so sind denn die Motive
vorderhand noch ungeklärt.

Zur Disposition gestellt

(Erik)



„Wer ist denn das verkommene Weib da?" — „Ihre Demokratie, Herr Präsident — — —"
„Oh — nehmen Sie sich ihrer etwas an, als Kriegsvorwand kann ich sie noch gut brauchen!"

Messa in disponibilità: "Chi è mai quella femmina degenerata, là? . . .,, — "È la vostra Democrazia, signor Presidente! . . .,,
"Oh, prendetevi un po' cura d' essa! Posso sempre ben servirmene di pretesto di guerra!,,

Roosevelts Wunsch

(E. Thöny)



„Ich habe eine kriegswichtige Maschine konstruiert!"
„Konstruieren Sie mir lieber einen Zwischenfall, das ist mir wichtiger!"

Il desiderio di Roosevelt: "Ho costruito una macchina importante per la guerra!„
"Costruitemi piuttosto un incidente . . . questo è per me più importante!„

IKARISCHE SPIELE

VON HEINZ STEGUWEIT

Von Kind an hatte ich ein Herz für die Zunft der Artisten, ich wußte beizeiten die falschen von den redlichen zu unterscheiden, also die Macher von den Könnern und somit die dreisten von den kühnen. Nie mochte ich die aphroditischen Damen, die sich mit Ofenbronze betuschten und dann, barfuß bis zur Gurgel, auf eine Kiste stellten, bald mit einem Pfeilbogen in der Hand als Artemis-Diana, die ihre Windhunde lockt, bald mit einem Krug auf der Schulter als Rebekka, die etliche Kamele zu tränken vorgibt. Nein, jegliche von diesen wollte mehr scheinen als sein, doch vom wahren Artisten verlangte ich Gefährliches und Behendes in absonderlichem Zusammenklang; dergestalt, daß man ihm einen Applaus als Gegengabe reichen durfte, die seine Seele beflügeln sollte bis zum nächsten Auftauchen im Scheinwerfer der abendlichen Gloriole.

So saß ich einmal, es liegt lange zurück, in der Kneipe Hein Sperlings nicht weit vom Fleet zu St. Kunibert. Ein rechtes Artistenlokal, muß man wissen, es wimmelte von Dialekten, Düften und Gesängen ringsum, an den Wänden klebten die Fotos berühmter Meteore, wer kennt noch alle die Namen und Begriffe, die einmal unsere Plakatsäulen zauberkünstlerisch belebten.

Am Nebentisch tranken zwei Männer ihren Wein, toskanischen Chianti, wie es schien, die Gesichter der Freunde sahen faltig und trainiert aus, jeder trug den Scheitel blank in der Mitte, die Schwärze des Haares ließ auf südliche Zonen schließen. Man spielte mit Karten, eifrig und qualmend, und wurde ein Trumpf auf die Platte gelegt, gab's jeweils einen Knall, daß die Gläser hüpften. Doch der Friede des harmlosen, mit geringen Münzen angereizten Spiels erfuhr eine Störung, von der zu berichten sich lohnt: Ein Herr betrat den Raum, nobel und sehr bewußt. Ich weiß nicht, was die Gäste anstieß, den neuen Besucher zu messen, etwas genauer vielleicht, als es notwendig war. Man blickte allgemein den Menschen an, der sich eines forschen Ansehens befleißigte und sogar bemüht blieb, jenen äußeren Schneid zu übertreiben, der — seiner Meinung nach — dem Artistenvölkchen mangelte; denn was da an Tänzerinnen, Saltospringern und Jongleuren sein Tränklein naschte, gab sich lockerer Gelassenheit hin, sintemal die höchste Anspannung für die Stunde des abendlichen Tricks aufgespart werden mußte.

Und der Forsche setzte sich. Zwirnte das Schnäuzerchen an den Kanten hoch. Rief strengen Tonfalls das eine Kommando: Bedienung! Und fügte, da nicht Kellner noch Büfettmamsell augenblicklich parierten, zwei weitere Worte hinzu: Schlapper Betrieb! Wobei er den steifen Hut in den Nacken schob, die Hände auf den Spazierstock stützte, nach rechts blickend, nach links spähend. Derlei Mimik vollzog sich rasch, doch jedesmal begegneten die kecken Augen dem Verwundern des Nachbartischs, bald da, nun dort. Obwohl niemand eine Silbe sprach, die dem Herrn ein Mißfallen hätte beweisen können, schien allgemein die Ansicht erkennbar, daß der Mann nicht hierher paßte, — also schauten auch die beiden Kartenspieler, jene mit dem toskanischen Chianti im Glas, aufgescheucht zu dem Fremden hin, der nunmehr zum drittenmal sich ereiferte: Toller Saftladen hier!

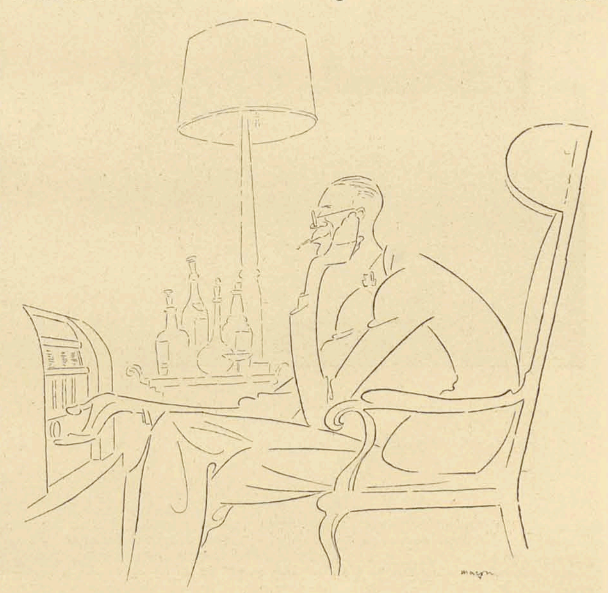
Da lächelten die Gäste ringsum, während die Kartenklopfer solches Schmunzeln zu einem Lachen gedeihen ließen, regelrecht und eines inneren Vergnügens teilhaftig. So daß der Herr, wollte er allen Nimbus nicht preisgeben, endlich die Arroganz verwirklichen mußte, mit der er bisher nur getändelt hatte: Er stand auf, trat an den Tisch der Spielenden, tupfte zunächst den einen auf die Schulter, dann den andern. Und fragte, da keiner sich im Sechsundsechzig stören ließ, über die blanken Scheitel weg: „Warum fixieren Sie mich?" Erhielt indessen keinerlei Antwort, so daß eine neue Forderung die erste bekräftigen sollte: „Darf ich Sie hinausbitten —!"

Da raffte der eine die Karten zusammen, der andre schrieb die Bilanz der Partie auf den Block, — das alles geschah stumm, keinerlei Hast trieb die Finger, nicht ein Hauch wallender Unruhe erwärmte die Gesichter. Nein, die Artisten tranken mit behutsamen Schlücken aus, knöpften sich die Joppen zu, erhoben sich milde. Zwar senkte sich schwüle Ruhe in den Raum, fast schien sie ein Bann zu werden für einige hundert Gemüter, doch folgte ihm rasch die Erlösung: Denn der eine der Artisten griff dem Schneidigen unter die Arme, der andere hob ihn an den Beinen, lautlos und ohne die Spur eines Zürnens vollzog sich derlei Gymnastik; man schaukelte den Menschen wiegend hin und her, bis er genügend Schwung hatte, dann warf man ihn, den Körper zugleich um seine Achse wirbelnd, wohl drei Meter im Bogen bis zur Decke, fing ihn elastisch wieder auf, schleuderte ihn abermals hoch, — diese Gaukelei wiederholte sich ein Dutzendmal. Freilich muß gesagt werden, daß das Mühelose und Schwebende des Aktes ihm jede Schärfe und damit den Anschein einer Rauferei nahm. Nein, ohne den Laut eines Keuchens, bar jeder Gegenwehr und auch jeder schimpflichen Melodie, wie man sie bei Wortwechseln gewöhnt ist, gelang die muntere Szene. Und weil dem also geschaukelten und immer wieder zur Decke flatternden Herrn sowohl der steife Hut als auch der Spazierstock bald entfielen, zertrat und zerbrach man keineswegs diese Attribute eitler Galanterie, vielmehr blieb am einen Ende des Raumes ein Magier bemüht, dem bodenlos scheinenden Hute zwei Kaninchen, sieben Eier und endlich ein quellendes Bündel von Papierblumen zu entlocken, während im anderen Winkel ein rankes Fräulein den Spazierstock mit verwirrender Grazie zu balanzieren wußte, vom Scheitel über die Stirn, von der Nasenspitze aufs Kinn, und in jedem Falle war die heitere Leichtigkeit der Künste eines Staunens wert.

Endlich stand der forsche Herr, nunmehr ein wenig zerknittert allerdings, wieder auf den Beinen; aber die Gaukler, die ihn zwölfmal gewogen und dann als zu leicht befunden hatten, setzten sich noch ruhiger an ihren gewohnten Tisch, als sie vorhin aufgestanden waren. Kein Applaus, kein Schmähwort, nicht die lindeste Fopperei war zu hören, der atemlose Kavalier empfing dafür Hut und Stock unversehrt zurück, das Taumeln in den Füßen und ein blasses Schwindelgefühl im Kopf verrieten sichtbarlich jenen Grad der Verlegenheit, der noch nicht wußte, was im Augen-

Musikalische Untermalung

(Maçon)

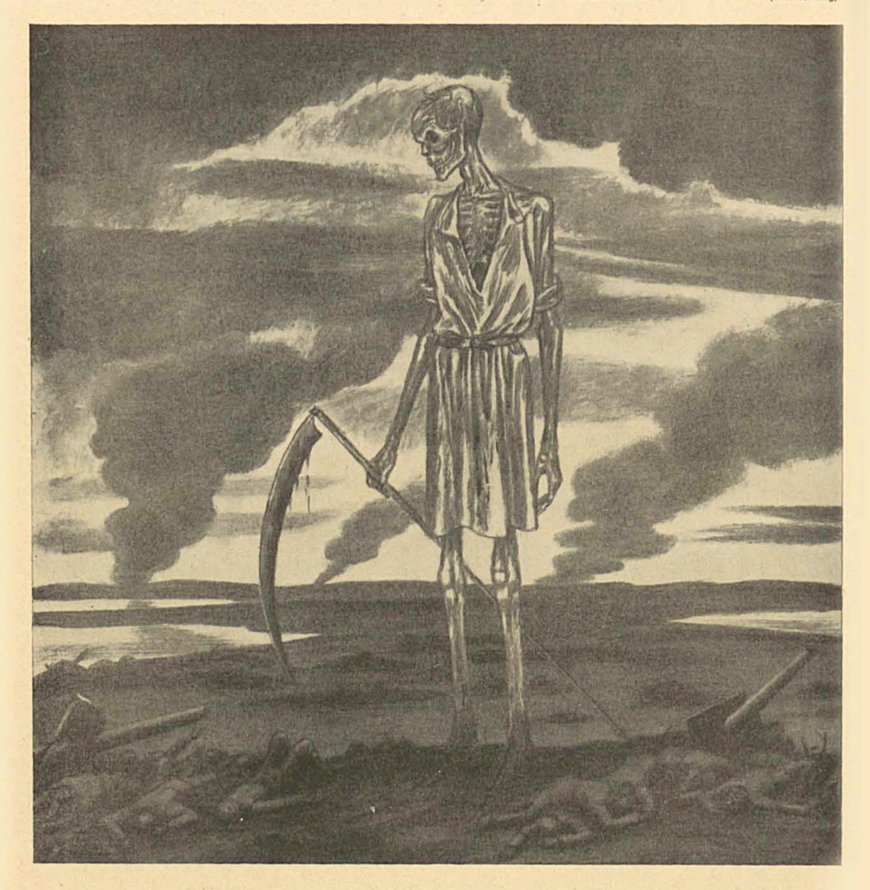


„In zehn Minuten kommt Kathinka um mir einen Krach zu machen — stell ich dazu nun den Bericht vom Länderkampf oder Liebeslieder aus Großmutters Zeit ein?"

Sostrato musicale: "Fra dieci minuti verrà qui Caterina a farmi una scenata ... Ebbene, ch' io ci metta la radio a: 'Rapporto Gara-Nazioni' oppure a 'Canzoni d' amore dell' epoca della nonna'?,,

Der Tod und seine großen Auftraggeber

(Erich Schilling)



„Churchill! — Stalin! — Und nun auch Roosevelt? — Wie soll ich das schaffen?!"

La morte ed i suoi grandi committenti: "Churchill!... Stalin!... ed ora anche Roosevelt?... Come posso io mai far tanto lavoro?!„

blick zu tun sei, ob man sofort schreien und poltern oder mit abwartender Geduld die Polizei verständigen müsse.

Unredlich wäre es, wollte der Erzähler aus einseitigem Groll die Tatsache verschweigen, daß sich der forsche Herr zu retten wußte. Nicht, als ob er schleunig geflohen wäre, nein, er zückte lächelnd ein batistenes Tüchlein, betupfte sich Stirn und Schläfe, klopfte den Kartenspielern auf die Schulter, sehr gönnerhaft, fast wie ein Patriarch, sagte „famoser Witz" und „janz kolossal", winkte dann, ein Monokel einklemmend, leutselig ins allgemeine Forum und schlug beim Abschied nach sieben Fronten hin die Hacken zusammen: „Kompliment, janz enorm, äh, empfehle mich...!" Fort war er. Hier erst knallte ein Beifall los, an dem die Kartenspieler den lautesten Anteil hatten. Denn es gefiel dem Völkchen, daß die Arroganz immerhin ihre Grenzen erkannte, es beglückte die Gaukler zum andern, daß der Narr trotz allem fähig war, den Funken der Weisheit zur rechten Zeit in sich zünden zu lassen. — Mir aber scheint, als ließe sich vom Beispiel aller einiges lernen: Ich denke an die philosophische Ruhe der Herausgeforderten und ihre sichere Lektion, ich erinnere auch an den Geschaukelten und seinen höflichen Abgang.

Ei doch, ich habe ein Herz für die Zunft der Artisten, sofern sie geübte Meister sind und nicht lediglich spekulierende Puppen. Wir sprachen davon.

Träume

(R. Kriesch)



„Weißt du, Inge, es träumt sich so zärtlich im Schlafwagen — man kommt sich wie in einer Wiege vor!" — „So? Ach drum habe ich geträumt, daß mich meine Mutter mit dem Kinderwagen im Galopp über einen Sturzacker gefahren hätte!"

Sogni: "Sai, Inge, nel vagone-letti si fanno dei sogni sì teneri! Pare d' esser in una culla!„ — "Ah sì? Per questo ho sognato che mia madre mi spingeva al galoppo in carrozzella su per un terreno scosceso!„

DIE EULE / VON H. G. WITTKE

Der D-Zug war überfüllt. In einem Abteil 3. Klasse saßen acht Personen dicht zusammengedrängt. Auf der einen Seite zwei Soldaten, jung und unternehmungslustig, wie Soldaten eben sein müssen. Am Fenster saß ein schmaler Herr mittleren Alters, der alle zwei Minuten seine Doublé-Uhr zückte und jeweils feststellte, daß der Zeiger sich immer um 2 Minuten vorgearbeitet hatte. Wahrscheinlich fuhr er zu einer Frau, die ihm auf seine Heiratsanzeige geantwortet hatte. Er wollte sie wohl zum erstenmal treffen und sah mit wechselnden Gefühlen diesem Moment entgegen. Zwischen diesem Uhrenmann und den Soldaten saß auf dem vierten Platz eine Dame, eine Dame von etwas ausgearteten Dimensionen, die einen halben Blumengarten auf dem Hut trug, der bei jedem Atemzug wackelte und in die Tiefe zu stürzen drohte. Die Schweißperlen standen ihr auf der Stirn, sie war immer darauf bedacht, ihren Platz zu vergrößern und den Herrn mit der Uhr noch schmaler zu plätten, als er ohnehin schon war. Der Fensterplatz der Gegenseite war von einer Dame mit einem energischen Doppelkinn belegt, neben ihr saßen zwei ältere Herren. Der eine in einem altmodischen Cut, er sah aus wie ein Mathematikprofessor. Daß er bestimmt ein Pädagoge war, erkannte man an seiner Fertigkeit, sowohl durch die Gläser seines Kneifers als auch darüber hinwegzusehen, ohne denselben auf seinem Nasenrücken zu bewegen. Sein Nachbar mit einem vorsintflutlichen Strohhut erinnerte an einen Biologielehrer oder Naturforscher. Ganz in der Ecke saß ein junges, hübsches Mädchen mit einem kurzen Röckchen, das es immer krampfhaft über die Knie zog.

In diesem Abteil passierte nun die Katastrophe mit der Eule, oder besser von der Eule. Wie das so ist, versuchten die Soldaten mit dem Mädchen anzubändeln, und es gelang im Anfang recht gut, trotz der Blicke der energischen Kinndame und der schnaufenden Kämpferin, die ihren Sitzplatz zu erweitern suchte. Da kam der eine Soldat auf eine unglückliche Idee, er erzählte nichtsahnend ein kleines Rätsel: „Ein Mann hatte eine Eule, diese Eule verkaufte er für 20.— RM. Für 16.— RM. kaufte er sich ein paar Schuhe, für 2.— RM. Zigaretten, für 1.— RM. Bananen, für 0.50 RM. Schnürsenkel, für 0.30 RM. Streichhölzer und für die letzten 0.20 RM. kaufte er sich einen Umsteigefahrschein in der Straßenbahn. Als er zwei Stationen gefahren war, warf ihn der Schaffner raus. Warum?" Der Soldat hatte das Rätsel ganz unverbindlich erzählt, er wußte vielleicht selbst nicht, für wen. Vielleicht für seinen Kameraden, vielleicht für das hübsche Mädchen. Doch plötzlich zwängte sich der schmale Herr aus seiner Ecke ein wenig nach vorn, zückte seine Uhr und sagte: „Junger Freund, die Sache habe ich schon mal beim Zahnarzt gehört, der Mann hat in der Bahn geraucht!" Triumphierend sah er den Soldaten an. Dieser nun, erfreut über die unerwartete Beteiligung, begann zu erklären, daß der Mann weder geraucht, noch die Bananenschalen fortgeworfen, noch die Schuhe gewechselt, noch zu viele Pakete bei sich gehabt hätte. Trotzdem erregte er das Mißfallen des Schaffners und mußte sich eine unfreiwillige Beförderung an die Luft gefallen lassen. Im Anschluß an die Erklärung erzählte er noch einmal die ganze Geschichte: „Ein Mann hatte eine Eule . . ."

Nun trat plötzlich eine Veränderung im Abteil ein. Die dicke Dame begann in unregelmäßigen Zeitabständen stark zu schnaufen, vielleicht war es ein Zeichen dafür, daß sich ihr Geist in Bewegung setzte: sie konzentrierte sich auf die Eule, und dieses kam bei ihr körperlich zum Ausdruck. Der Herr mit der Uhr verkroch sich hinter seinen Mantel, das heißt, versteckte den Teil, den ihm die Dame noch freigelassen hatte, und da die Dunkelheit seine Phantasie beflügelte, kam er bald zu dem Ergebnis, daß der Eulenmann sicher in die Bahn gespuckt hätte, obwohl in jeder Bahn ein Schild darauf hinweist, daß dieses aus gesundheitlichen Gründen zu unterlassen sei. Aber er traute sich mit seiner Lösung nicht hervor, er fürchtete eine zweite Abfuhr. Der Mathematikprofessor holte ein Stück Papier hervor und bedeckte es mit Zahlen und Formeln. Der Biologe drehte seinen Strohhut und dachte, warum die Eule wohl kein Schmetterling sei. Das junge Mädchen war sehr erregt, ihr Röckchen war über die Knie gerutscht. Die Soldaten sahen fast erschreckt auf ihre hübschen Beine und vergaßen bald die Eule. Da entdeckte sie auch, daß ihr Rock den ihm zugedachten Platz verlassen hatte, und stammelte: „. . . O Verzeihung, aber die Eule . . ." Man verzieh, man hätte gern noch öfter verziehen. Nur die Dame mit dem Doppelkinn saß unbeweglich in der Ecke, sie wollte nichts mit Eulen zu tun haben. Ihr war mal eine im Winterschlaf befindliche Fledermaus aufs Kostüm gefallen, und seitdem wollte sie nichts mehr von Vögeln wissen. Der zweite

Nächtliches Tal

Von Fritz Knöller

Die Nacht vom Osten kommt
Auf nacktem Fuß,
Kühl wie der graue Fluß
Im Tal.

Schon kann ihr Murmeln ich verstehn;
Das Korn mir's sagt,
Durch das sie raschelnd geht:

„Ich bin der Schlaf.
Ich hüt' das Brot.
Ich bann' die Not."

Sieh doch, wie rot
Der Mond im Tännicht steht!
Dort geht

Er um, der trunkne Riese,
Indes die Nacht die Fühler streckt
Auf eine schwarz verstummte Wiese.

Am Himmel hoch der Mond sich reckt
Und um und um die Sterne weckt
Zur Wacht im silbersüßen Tal.

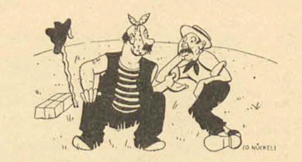
Soldat lachte still in sich hinein, als er die erhitzten Gesichter um sich sah, die sich bemühten, einen Zusammenhang zwischen einer Eule, Schuhen, Zigaretten, Bananen, Schnürsenkeln, Streichhölzern und einem Fahrschein zu finden. Dinge, die sich alle zusammen zu einer Katastrophe vereinten und einzeln gesehen doch sehr harmlos waren.
Da ergriff der Autor der Eulengeschichte wieder das Wort und sagte: „Meine Herrschaften, ich bin bereit, Ihnen einen Tip zu geben. Sie müssen auf das 8., das 25. und das 29. Wort achten." Darauf erzählte er noch zweimal die Geschichte. Zwischendurch kam der Schaffner und kontrollierte die Karten. Die dicke Dame fragte er nach ihrem Reiseziel, und sie antwortete ihm lakonisch: „Eulendorf." Durch diese Antwort aufs tiefste betroffen, ließ er die Stationen der Strecke im Geiste an sich vorüberziehen, doch er fand das Dorf nicht. So eilte er, um das seinem sonst verläßlichen Schaffnerhirn entfallene Eulendorf in seinem Universalfahrplan zu suchen.
Inzwischen hatte der Soldat geendet, und alle hatten mehr oder weniger sichtbar das 8., das 25. und das 29. Wort gezählt. Die Zahlen fielen auf die Worte: verkaufte, Zigaretten, Bananen. Der Mathematikprofessor stellte sofort Gleichungen mit diesen bekannten Unbekannten auf. Er stellte die „Bananen" zu den „Zigaretten", die „Eule" zu dem „verkaufte", doch er bekam keinen gemeinsamen Nenner. Da erreichte der D-Zug eine Station. Der Biologe stürzte ans Fenster und rief nach Selterswasser. Das Gewünschte wurde ihm herbeigebracht, doch die dicke Dame entriß ihm das Glas. Ein Kampf begann um das Wasser, natürlich blieb die Dame mit den Dimensionen Sieger, nachdem sie dem schmalen Herrn fast die Uhr zerschlagen hatte. Aber es war noch mehr Selter da, und alle konnten ihren Durst löschen, nur der Mathematiker ließ sich einige Flaschen ins Gepäcknetz legen, da seine Gleichung noch nicht aufging.
Als der Zug anfuhr, bat der Soldat um Aufmerksamkeit und begann noch einmal: „Ein Mann hatte eine Eule." Da sprang die dicke Dame auf und fragte zitternd, wo die Notbremse sei. Die Situation wurde aber von der Kinndame gerettet, die leise vor sich hinsprach: „Warum ist der Mann wohl aus der Bahn geflogen?" Die Arme hatte sicher den Verstand verloren. Der Biologe flößte ihr eine halbe Flasche Selterswasser ein, und während dieser Zeit fiel dem Mathematiker der Kneifer auf die Erde, doch er rechnete weiter.
Der Soldat begann von neuem: „Ein Mann hatte eine Eule." Sein Kamerad versuchte ihn von dieser Rede abzuhalten, da er sah, daß das junge Mädchen bald weinte. Doch der Erzähler ließ sich nicht beschwichtigen, er meinte, daß nur Dummköpfen die Lösung des Rätsels versagt sei. Da fühlte sich der Mann mit der Uhr in seiner Ehre gekränkt, und ungeachtet der dicken Dame sprang er mitten ins Abteil. „Herr!" rief er, „ich ziehe Sie zur Rechenschaft! Sie haben mich beleidigt, nein, nicht nur mich, uns alle! Entweder Sie sagen mir sofort die Lösung, oder ich zeige Sie an!" Da erhob auch der Mathematiker sein Haupt. Würdevoll stand er auf und ein leichtes Knirschen zeigte an, daß sein Kneifer ein indirektes Opfer der Eule geworden war. Er erklärte, daß es ihm auf dem Wege über die Integration fast gelungen sei, die Aufgabe zu lösen. Es handle sich lediglich noch darum, die Kubikwurzel aus „Eule + Bananen" zu ziehen. Aber er hoffe auch mit dieser Wurzel fertig zu werden und bat um die Adresse des Soldaten. — Die energische Dame hatte sich auch schon beruhigt, sie zeichnete jetzt kleine Eulen auf die Fensterscheibe.
Der Zug hatte noch eine Viertelstunde bis zur Endstation zu fahren. Der Soldat markierte den Schlafenden. Trotz Schreien und Drohen wurde er nicht wach, doch kurz vor der Einfahrt bewegte er sich dann. Als er die Augen öffnete, begann er: „Ein Mann hatte eine Eule ..." Die dicke Dame fiel daraufhin in Ohnmacht, und in diesem Moment hielt auch der Zug. Der Mathematiker stürzte heraus, er hatte sogar seine Handtasche vergessen. Der Herr mit der Uhr suchte das nächste Telefonhäuschen und die Nummer des Amtsgerichts. Das Mädchen mit dem kurzen Röckchen sank ermattet in die Arme der sie erwartenden Tante, die wohl annahm, daß man der Nichte das Portemonnaie gestohlen habe. Schwankenden Schrittes verließ der Biologe das Abteil. Er hatte sich den Zettel mit den Formeln und Gleichungen angeeignet, und versuchte auf seine Art die Kubikwurzel aus „Eule + Bananen" zu ziehen. Daß es ihm nicht gelang, ist wohl nicht verwunderlich, er mußte bald einsehen, daß ein Biologe nichts von Mathematik versteht, doch er versprach sich, neben seinen Schmetterlingen jetzt auch ein Augenmerk auf die Nachtvögel zu werfen. Er war ein anständiger Bürger und nicht gewillt, aus der Straßenbahn herausgeschmissen zu werden. — Zwei Personen blieben noch im Abteil. Die energische Dame trank zunächst die liegengebliebenen Seltersflaschen aus, wanderte dann apathisch nach vorn zur Lokomotive und fragte den Heizer, was es heute zu Mittag gäbe ... — Die Dicke konnte jetzt ihren

Ohnmachtsanfall auf die ganze Bank ausdehnen. Als die beiden Soldaten auf dem Bahnsteig waren, fragte der Freund den Erzähler, warum der Mann wohl aus der Bahn geflogen wäre. Als dieser dann mit den Worten „Ein Mann hatte eine Eule" seine Antwort begann, da war eine Freundschaft zu Ende, die im Leben niemand hätte zerstören können.
Der Zug stand schon über eine halbe Stunde, als die dicke Dame aus ihrer Ohnmacht erwachte. Sie verließ das Abteil und wankte zur nächsten Straßenbahnhaltestelle. — Am nächsten Tage stand in der Zeitung, daß man eine Dame gewaltsam aus der Straßenbahn hatte entfernen müssen, nachdem sie 17mal von einer Endstation zur anderen gefahren war. Jedesmal, wenn der Schaffner sie zum Aussteigen aufgefordert hatte, habe sie hoch und heilig beteuert, daß sie nie eine Eule besessen habe. Die Dame wurde einem Sanatorium zugeführt. Ja, die Eule!

DIE NEUEN / VON BASTIAN MÜLLER

Es ist acht Uhr und manche tragen Schirmmützen. Die haben einen aufrechten Gang, sind frisch rasiert, und bei der Wache grüßen sie kurz und siegesgewiß. Sie gehen. Draußen erwartet sie ein Glück, knapp bemessen nach dem Stundenschlag, vergänglich und doch so schön. Es endet beim Hornsignal.
Manche aber gehen nicht aus. Das sind die, die erst vorgestern kamen und morgen schon wieder gehen können. In ihren Augen sitzt noch der Schlaf. Sie halten nur eine kurze Ruhe auf dem Marsch mit unbekanntem Ziel.
Aber nicht die meine ich. Sondern die, deren Gesichter ganz rot sind vom frischen Sonnenbrand. Es sind die Neuen. Vor zwei Wochen kamen sie. Noch sieht man es ihnen an. Wenn sie über den Hof des Lagers gehen, erkennt man sie an ihrem ängstlich betonten Gruß. Abends kommen sie zögernd in die Kantine und suchen einen Platz am Tisch der Alten.
„Servus, Kamerad", sagt einer. Aber dann sagt er gleich wieder ‚Sie'!
„Wie lange sind Sie schon dabei?"
„Bald werden es anderthalb Jahr", sagt der alte Gefreite. „Hattet ihr heute einen heißen Tag?"
„Es geht", sagt der Neue und lacht ein wenig.
Der Alte fragt, wie es den anderen geht. Er fragt immer nur nach allen zusammen. So ist es. Wenn man lange dabei ist, vergißt man, daß es ein Einzelschicksal gibt. Oder vergißt man es doch nicht?
„Bist du verheiratet?" fragt ein anderer von den Alten. — „Seit zwei Jahren, Kamerad."
„Was sagt nun deine Frau? Jaja, wir alle haben eine Frau daheim. Ich habe meine schon fünf Monate nicht mehr gesehen."
Draußen scheint gelb die Abendsonne und über den Hof schrillt ein greller Pfiff. Eine Wache tritt an. Eine Fahne senkt sich. Der Posten steht stramm. Und leise setzt die Brise ein, der Atem der taubringenden Nacht.
In der Kantine ist es merkwürdig still. Nur die Wirtin hinter dem Schanktisch lacht. Im nahen Teich schwillt der Chor der Frösche an.
„Fünf Monate lang keinen Urlaub?" fragt der Neue. „Ist so eine Zeit nicht ewig lang? Glaubst du wirklich, daß auch wir keinen Urlaub kriegen?" Er denkt. An seinen Augen ist es zu sehen. Fünf Monate: das ist ein Leben lang.
„Weißt du", sagt nun der Alte und seine Stimme klingt ein wenig stolz und ein wenig nachsichtig. „Weißt du, hier bei uns wird dir um die Zeit nicht bang. Ein Tag vergeht nach dem anderen. Du wirst sehen, das Leben ist lang. Und wenn du dann heimkommst, du wirst es erfahren, dann gibt es noch immer Stunden, in denen du nur an hier denkst. Nein, laß man, fünf Monate sind bald dahin."
Da sitzen die Neuen und schauen nur vor sich hin. Der, der gefragt hat, nickt ein wenig mit dem Kopf. Die anderen lachen jetzt. Von den Alten erzählt einer etwas. Draußen wird der Abend dunkler, und es ertönt der Flötensang einer Amsel.

LIEBER SIMPLICISSIMUS



Zwei Habenichtse tranken sich einen Rausch an. Selig lagen sie im Grase. Oben auf dem Berg stand ein Schloß. Da griff der eine in seine leere Tasche und sagte:
„Ich muß mein Geld anlegen — spätestens morgen kaufe ich mir das Schloß da oben —"
Der andere schaute: „Du bist ja betrunken! Ich denke gar nicht daran, es zu verkaufen!" J. H. R.

Mein Stammtischbruder Max hat ein äußerlich schönes, neues, aber schlechtrentierendes Zinshaus erbaut. Bis vor einiger Zeit war öfters Mieterwechsel, auch gegen seinen Willen. Er ist in diesem Punkte empfindlich. Wieder steht eines Morgens der Möbelwagen vor dem Haus, als Max gegenüber beim Friseur sitzt. Fragt der Friseur: „Ja, wer zieht denn scho' wieder bei Ihne' aus?" Antwortet Max gereizt: „Wenn Sie's ganz genau wissen wollen, mein Sohn hat sich selbständig gemacht, und da geben wir ihm ein paar Möbel mit." Da antwortet der Friseur begütigend: „Ha wisset Se, mir wär's ja egal, aber mei' Kundschaft interessiert sich halt so derfür." Dr. D.

Graf Bobby stand vor dem Dom. Die Glocken läuteten laut. Rudi fragte: „Warum läutens denn heute so kräftig, Bobby?"
Bobby antwortete: „Wahrscheinlich ist ein Schwerhöriger gestorben." J. H. R.

Tröster Litwinow-Finkelstein

(Karl Arnold)



„Und wenn alles schief geht, Genosse Stalin, deine Juden verlassen dich nicht!"

Litwinow-Finkelstein, il consolatore: "E se anche, o camerata Stalin, tutto andasse male, i tuoi Giudei non ti abbandonano!„

BREMISCHE ANEKDOTE

Feuerbestattung

Ein bremischer Arzt, der vor Jahren — damals wollte das noch etwas besagen — mit Überzeugung und Ingrimm für die Feuerbestattung eintrat, geriet einmal in Gesellschaft mit einem hitzigen Herrn von entgegengesetzter Auffassung aneinander. Es gab einen heftigen Zusammenstoß, bei dem hygienische, religiöse und ästhetische Gründe und Gegengründe aufeinanderprallten. Der Mann, der dagegen war, blieb unbekehrbar.

„Bei mir gibt's das nich", beharrte er. „Ich hab sogar ausdrücklich aufgeschrieben, daß ich beerdigt und nicht verbrannt werden will."

„No dja", sagte der Doktor, der allmählich rot anlief, „für sich persönlich müssen Sie das dja wissen. Aber wie is das mit Ihrer Familje? Wenn nu zum Beispiel mal Ihre Frau stürbe — dürfte die auch nich verbrannt werden?" — „Auch nich", versetzte der Gegner ehern. „In meinem Hause wird gemacht, was ich will."

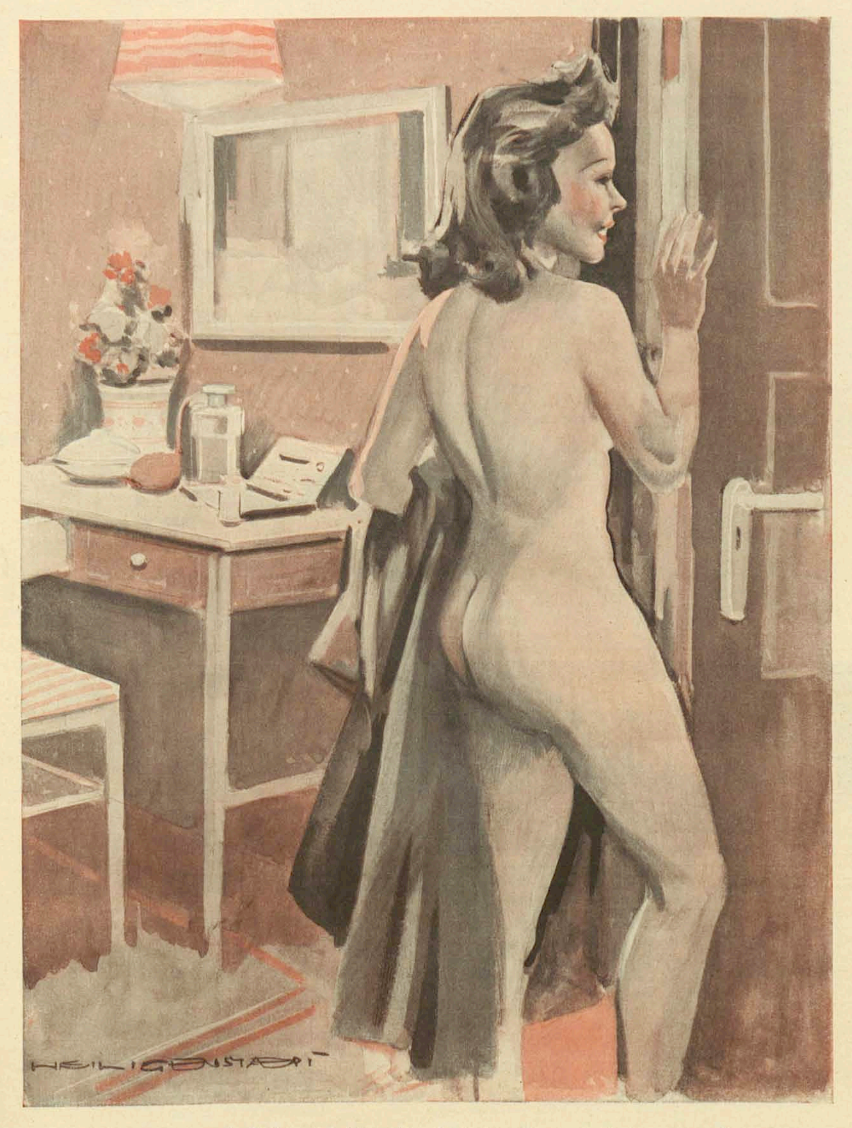
„Zo." Der Doktor, in einer zu kalter Bosheit destillierten Wut, rückte an seiner Brille. „Sagen Sie mal — die Dame da an der Tür is doch Ihre Frau?"

„Dja."

„Das versteh ich dja nu nich", sagte der Doktor nach eingehender Betrachtung. „Weshalb wollen Se denn die nich verbrennen lassen?!" K. L.

Sommerlich

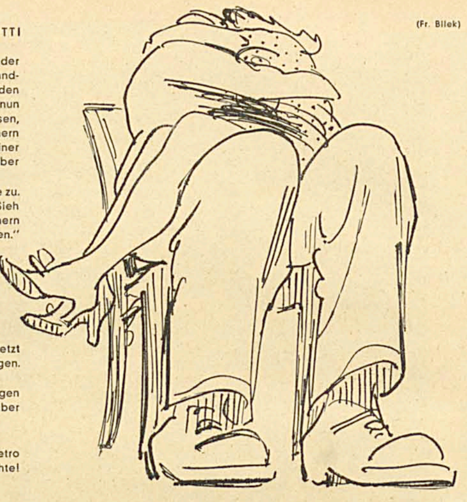
(K. Heiligenstaedt)



„Moment noch, Fritz — ich bin schon frisiert und so gut wie angezogen!"

Estivo: "Un momento ancora, Fritz; son già pettinata e si può dir già vestita!,,

EIN ALTER KNIFF / VON SILVIO CERUTTI



(Fr. Bilek)

Weltentrückt

Benedetto Vasci, ein noch junger Mann, sah ein junges Mädchen auf der Terrasse des Hotels, in dem er soeben abgestiegen war, in einem Strandstuhl sitzen. Der Anblick dieses jungen Mädchens verschlug ihm fast den Atem, denn es war von einer geradezu hinreißenden Schönheit. Wäre nun Benedetto Vasci ein gut aussehender oder fesselnder junger Mann gewesen, so hätte er sich mit einiger Aussicht auf Erfolg dem jungen Mädchen nähern können. So aber war er im Gegenteil sehr alltäglich und glich eher einer grauen Maus als einem Salonlöwen. Er beschloß also, einen alten, aber manchmal immer noch wirkungsvollen Kniff anzuwenden.

Er stand auf, drückte seine Krawatte zurecht und ging auf die junge Dame zu. Als er ihr gegenüberstand, lüftete er höflich seinen Hut und sagte: „Sieh mal an — mein Fräulein, ich freue mich sehr, Sie wiederzusehen! Erinnern Sie sich noch an mich? Wir haben uns doch schon etliche Male getroffen." Benedetto sprach in dieser Art drei Minuten lang. Dann meinte er, die Dame müßte sich eigentlich auf seinen Namen besinnen: Benedetto Vasci. Zu seinem grenzenlosen Erstaunen hob die junge Dame den Blick, musterte ihn und sagte lächelnd: „Natürlich erinnere ich mich. Setzen Sie sich doch, bitte. Wie geht es Ihnen und was macht Tonio?" Vasci lächelte ein etwas gekünsteltes, schmerzliches Lächeln. Sollte er die Dame wirklich kennen? Er hatte keinen blassen Schimmer, wer sie wirklich war. Er hatte auch keine Ahnung, wer Tonio war. Aber jetzt mußte er seine Rolle weiterspielen. „Danke", sagte er, ein wenig verlegen. „Tonio geht es recht gut. Erinnern Sie sich noch an Gaetano?"

„Aber natürlich!" lächelte sie freundlich. „Ich traf ihn erst vor einigen Tagen in Capri. Was sagen Sie zu der Geschichte mit seiner Frau? Er war aber doch recht in Sorge, der arme Gaetano."

„O!" — Benedetto Vasci verzog das Gesicht. — „Warum denn?"

Die junge Dame musterte ihn erstaunt. „Nun — doch wegen Pietro. Pietro hat Gaetano bedroht — das ist wirklich eine schreckliche Geschichte! Pietro ist doch vollkommen verrückt."

„Mein Gott!" hauchte Benedetto fassungslos. „Auch das noch!"

„Ja!" Das Mädchen nickte ernst. „Es ist schrecklich. Er lebt in dem Wahn, ich sei mit ihm verlobt und dürfe daher mit keinem anderen Mann reden. Er hat geschworen, jeden Mann, der sich mir nähert, umzubringen. Vor zwei Jahren, wenn Sie sich noch erinnern, wollte er doch Galeazzo töten. Voriges Jahr den armen, alten Porfirio. Und jetzt — ah! — ich muß es Ihnen sagen: Jetzt ist er auf Sie schrecklich eifersüchtig. Er hat gestern erst erwähnt, er würde Ihnen den Hals umdrehen, wann und wo er Sie treffen würde."

„Mir?" fragte Benedetto fassungslos.

Die junge Dame nickte. „Ja, Sie! Er sagte: ‚Ich werde diesen Burschen schon noch treffen und ihm den Hals umdrehen — ich werde —'" Sie verstummte und warf einen erschrockenen Blick auf einen älteren, kräftig aussehenden Mann, der langsam näherkam. „Um Himmels willen, da kommt Pietro ja!"

Benedetto Vasci wartete die weiteren Ereignisse nicht mehr ab. Er stand ohne Gruß auf und machte sich aus dem Staub.

Der ältere Herr setzte sich zu der jungen Dame. „Sag mal, Helena, wer war denn das?" fragte er neugierig.

„Das?" Die junge Dame runzelte die Stirn. „Ach, das? Ich habe keine Ahnung. Er wollte nur mit einem uralten Kniff mit mir anbändeln, und ich, Papa, nun — ich habe ihm eine Geschichte erzählt. Ich fürchte, sie ist ihm etwas in die Glieder gefahren!" (Aus dem Italienischen von H. B. Wagenseil)

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 12961). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Okt. 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Der Kommissar führt Regie

(O. Gulbransson)



„Und du, Genosse Pope, übernimmst die Inszenierung eines schönen Gebetes vor der Schlacht!"

Il Commissario tiene la regìa: "E tu, camerata pope, assumi la messa in scena di una bella preghiera prima della battaglia!,,

München, 6. August 1941
46. Jahrgang / Nummer 32

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Moskauer Bombennacht

(E. Thöny)



„Mir scheint, Genosse, daß meine sofortige Dienstreise nach Sibirien lebenswichtig geworden ist!"

Notte di bombe a Mosca: "Mi pare, camerata, che il mio immediato viaggio di servizio per la Siberia sia ora di vitale importanza!,,

DIE EHRLICHEN BETRÜGER

VON HANS OTTO HENEL

Lang dehnt sich der Markt, wird nach unten hin schmäler, und am Ende vor der Kirche stoßen beide Seiten fast zusammen.
Lebhaft wimmelte schon das Treiben. Bäuerinnen hockten hinter Eiern und Käse und Grünzeug, Bauern trieben Ferkel und Lämmer auf, alt und jung schwärmte zwischen den Reihen, zu erlugen, wo der billigste Kauf zu machen wäre. Und das Gefeilsche der Käufer und Verkäufer übertönte das Gequiek und Geschnatter der Tiere, die angebunden oder hinter Verschlägen zu ahnen schienen, daß hier um ihr Leben gehandelt wurde. Am Anfang des Marktes, auf der rechten Seite, tauchte Janko auf, der junge Zigeuner. Eine mächtige Last von Weidenkörbchen hing ihm vom Buckel bis vor die Brust, und auch jede Hand schleppte noch ein Bündel, so umfangreich, daß er rechts und links, hinten und vorn anstieß. Aber er lachte nur darüber, und die Angestoßenen lachten mit. Ein warmer Tag muß das heute werden, da wird man sich nicht schon am frühen Morgen ärgern. Hübsch waren die Körbchen, gediegen von Jankos geschickter Hand geflochten. Und wenn sie auch nicht gefärbt waren, so kostete jedes — laut hinaus rief es Janko — doch nur vier Groschen. Das war sehr, sehr billig, und darum konnte der Zigeuner manches Körbchen verkaufen. Trotzdem, er hatte Mühe, sich durch das Gewühl des Marktes zu winden.
„Dir ist heiß, Zigeuner!" sagte ein behäbiger Bauer, der eben einen Korb gekauft hatte.
„Schadet mir nichts", erwiderte Janko. „Wenn man ehrlich sein Brot erwerben will, darf man den Schweiß nicht scheuen."
Schon stand die Sonne höher, da erschien am Marktende, auf der linken Seite der Zigeuner Kosta, über und über behängt mit Körbchen, die in freundlichen Farben prangten, bunt bemalt mit Blumen. Sie leuchteten über den ganzen Markt hin und zogen die Blicke auf sich.
„Zwei Groschen das Körbchen!" verkündete Kosta. Und weiter brauchte er sich nicht um Käufer zu sorgen. Sie umdrängten ihn, und Kostas Hände kamen nicht zur Ruhe. „Du schwitzest ja wie der Schmied vorm Feuer!" rief ihm einer zu.
„Tu ich gern!" entgegnete Kosta. „Wer ehrlich bleiben will, was bleibt ihm übrig, als zu schwitzen?"
Janko hatte bereits die Hälfte seiner Ware verkauft, da spürte er, daß sein Handelsglück jäh nachließ. Eine Landfrau, die er zum Kauf ermunterte, offenbarte ihm, warum sich keine Liebhaber mehr fanden für seine Körbchen. Weil drüben auf der anderen Seite des Marktes schönere zu haben waren zum halben Preise.
Was? Um zwei Groschen? Wie ergrimmte da Janko. Hurtig überquerte er den Markt, gewahrte Kosta und sah, wie sich die Leute um dessen Körbchen rissen. Ungestüm schob er sich dazwischen.
„Abkömmling krätziger Kesselflicker!" schrie er Kosta an, „wie kannst du es wagen, den ehrlichen Handel zu verderben, indem du die Ware verschleuderst?"
Aber auch Kosta war nicht aufs Maul gefallen.
„Sohn einer räudigen Hündin!" brüllte er, „du untergräbst das ehrliche Handwerk mit deinem ungefärbten Schund, den du für teures Geld den Dummen andrehst."
Im nächsten Augenblicke waren sie aufeinander zugesprungen. In den Sand rollten die Körbchen, die gefärbten Kostas wie die unbemalten Jankos. Beide Zigeuner wälzten sich umschlungen auf dem Boden, prügelnd und geprügelt, und aus ihren Taschen kollerten klimpernd die Groschen unter die Füße der Menge, die lachend die Kämpfer umstand.
Wo ein Markt ist, muß Ordnung herrschen. Darum kam auch bald der Herr Marktmeister. Vor seinem roten Gesichte, dem gewaltigen Schnauzbarte, dem gewichtigen Säbel stoben die Zuschauer der Balgerei auseinander. Er aber packte mit der einen seiner starken Fäuste den Kosta beim Kragen, mit der andern den Janko. Über den Markt hinweg schleppte er sie ins Gemeindehaus in sichere Haft, dort abzuwarten, bis über sie die Strafe wegen Bruches der Marktruhe gesprochen würde.
In notgedrungener Gemeinsamkeit der friedlichen Zelle hockten nun die beiden Zigeuner.
„Bruder", hub Janko an, „jetzt sage mir, wie konntest du deine Körbchen für zwei Groschen das Stück verkaufen? Ich, der ich doch die Weidenruten dazu stehle, kann sie nicht ohne Schaden unter vier Groschen liefern."
„Ja, wenn du nur Flechtruten stiehlst, kannst du auf keinen grünen Zweig kommen", gab Kosta zurück. „Ich lasse mich auf solche Umständlichkeiten nicht ein. Ich stehle die fertigen Körbchen und kann darum den Wettbewerb mit dir und jedem andern aufnehmen."
„Das soll mir künftig ein guter Rat sein", erklärte Janko. „Vorläufig aber sitzen wir beide in der Patsche. Und wer mag unsre Körbe und unsre Groschen aufgelesen haben? Ach — todsicher haben schmutzige Finger sich unser Eigentum angeeignet." „Wie sollte es anders sein?" seufzte traurig Kosta. „Sie mästen sich an unserm Gute. Es ist ja keine Ehrlichkeit mehr unter den Leuten."

Poesie und Prosa

Von Ratatöskr

Kalligraphische Majuskeln
malt des Dichters zarte Hand.
Aber Arme braucht's und Muskeln,
rodet man ein Juchart Land.

Ein besung'nes Butterblümchen
mit entsprechendem Drumrum
schafft dem erstern zwar ein Rühmchen
bei dem Lesepublikum.

Doch ein hartes, abgebrühtes
Mannsbild kriegt es mit dem Zorn.
Aus den Tiefen des Gemütes
wuchs noch nie ein Scheffel Korn.

Regen für Tilsit / Von Peter Steinbach

Frau Kukluweit in Tilsit-Splitter
Betet zum lieben Gott um Gewitter,
Beziehungsweise um milden Regen
Der Bohnen und der Radieschen wegen.

Der liebe Gott hat Schwierigkeiten
Den Regen gerade nach Tilsit zu leiten,
Weil Regengesuche besorgter Frauen
Vorliegen aus den verschiedensten Gauen.

Doch Gott ist gnädig. Er schwingt die Peitsche
Und jagt das Gewölk. Die Kukluweitsche
Empfängt das prasselnde Tropfengepurzel
Als Repräsentantin jeglicher Wurzel.

Seit diesem Tage ist sie noch frömmer.
Hingegen in Hamm Frau Veronika Brömmer
Erwägt wegen vollkommen fruchtlosen Betens
Die Möglichkeit des Kirchenaustretens.

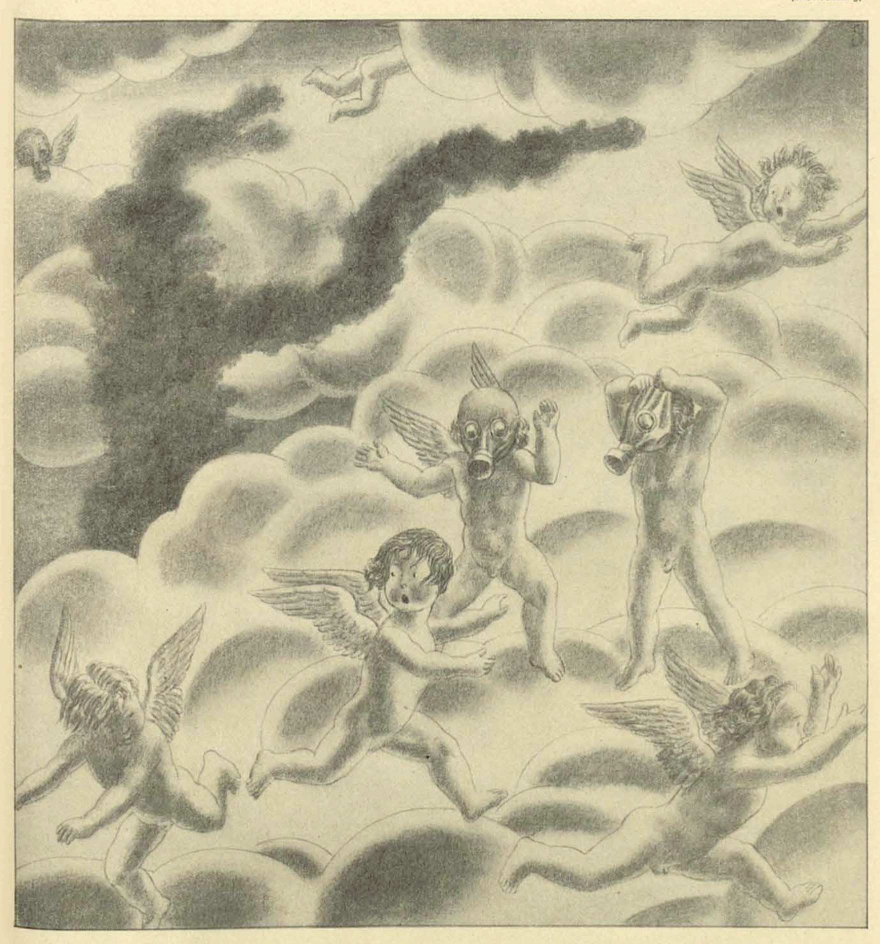
Populär zu sein mal west- dann östlich --
Der liebe Gott amüsiert sich köstlich
Und winkt dem irdisch haftenden Volke
Mit einer zierlich gehäkelten Wolke.

DER SYMBOLIST / VON G. v. CETTO

Ich habe lange darüber nachgedacht, was mit meinem Freund Theobald los ist. Irgend etwas hebt ihn über den Durchschnitt hinaus. Äußerlich unterscheidet er sich nicht von anderen Männern. Die linke Brust ist gewölbt, nicht etwa, weil ein besonders geräumiges Herz darunter schlägt, sondern weil die Brieftasche voll von Schriftstücken, Notizen und Photos ist, die man einmal dort hineingetan hat, damit sie wo anders weg sind, und die man nicht wieder herausnimmt, weil einen die Erfahrung gelehrt hat, daß ein vorsichtiger Mensch seinen Papierkorb immer bei sich tragen soll. Theobald läßt auch manchmal die Asche seiner Zigarette auf den Teppich fallen und tritt dann hastig darauf, um den erstaunt-schmerzlichen Blick seiner Gattin zu vermeiden. Er ist Mitglied eines Kegelklubs. Er besitzt einen Bauplatz am Rande eines zukunftshoffenden Marktfleckens, ein kleines Zeichentalent, dessen Niederschläge neben anderen sinnigen Scheußlichkeiten ins Gastzimmer verbannt sind, zwei Söhne, etliche gesammelte Werke, ein Tigerfell von einem afrikareisenden Onkel und Grundsätze, die er von seinem Vater geerbt hat. Fast wäre Theobald als durchschnittlich zu bezeichnen. Man muß ihn lange kennen, ehe einem eine gewisse Eigenart seines Wesens auffällt. Ich brauchte zehn Jahre dazu.
Während dieser Zeit führten mich meine Beobachtungen zu allerhand Trugschlüssen mit den verdächtigen Endungen „iker", „mist" oder „ist". Ich kann diese Vermutungen heute ruhig aussprechen, da ich weiß, daß sie falsch sind. Theobald ist kein Alkoholiker, Melancholiker, Optimist, Pessimist, Sanguiniker, Phlegmatiker, Materialist oder Spiritist. Theobald ist Symbolist. Ein Zufall führte mich zu dieser Erkenntnis. Wir hatten beschlossen, gemeinsam zum Zoo zu gehen und fuhren in der Straßenbahn. Als der Schaffner an uns herantrat, machte Theobald eine ausladende Bewegung, um zu zahlen. Die Bewegung erlahmte aber in dem Augenblick, da ich mein Fahrscheinheft hinreichte und sagte: „Zweimal Zoo." Am Eingang zum Tierpark wiederholte sich dasselbe: mein Freund machte die Geste, ich bezahlte. Vor den Elefanten sagte er: „Ich habe Brot mitgebracht, ich möchte sie füttern." Er holte aus seiner Tasche zwei Scheiben Brot, brach von der einen ein Endchen ab und bot es mit bestrickendem Lächeln dem Rüsseltier dar. Den Rest verzehrte er selbst. Vor den Wildschweinen kamen wir neben zwei niedlich duftende Damen zu stehen. Die Augen meines Freundes glitten von dem Keiler ab und hefteten sich auf die Beine seiner Nachbarin. „Man sollte sich wirklich mal ein kleines Abenteuer leisten", flüsterte er mir zu. „Was meinst du?"
Ich meinte ja, aber mit geteilten Unkosten. Da wandte sich Theobald hutlüftend zu den Fräuleins: „Meine Damen, wenn Sie gestatten" — das Feuer in seinen Augen war erloschen — „Sie stehen in etwas Schmutzigem!" Dies war tatsächlich der Fall. Aber die Fräuleins sagten schnippisch, das bringe Glück, wandten sich von uns und den Wildschweinen ab und strebten den Känguruhs und einigen Soldaten zu.
Gegen Abend kehrten wir müde und durstig in die Stadt zurück. „Jetzt wollen wir uns aber tüchtig einen hinter die Binde gießen", schlug mein Freund vor. Ich war einverstanden, mir fehlte nur mehr ein Glied in der Kette meiner Schlüsse.
„Frollein", schrie Theobald ungeduldig, „was kann man hier zu trinken haben?" Er studierte die Weinkarte und bestellte ein Glas Himbeerwasser, eisgekühlt und möglichst rasch. Jetzt wußte ich, welcher Kategorie mein Freund Theobald angehörte. Noch am selben Abend wälzte ich das Wörterbuch, um Gewißheit zu erlangen. Aber unter „Symbolist" fand ich eine durchaus unbefriedigende Eintragung, irgend etwas von Beardsley, Marcel Roux, abstrakter Malerei, Gautier und Maeterlinck. Es hätte heißen sollen: Symbolist, Mensch, der durch sinnbildliche Darstellung von ihm ersehnte, aber durch unterbewußte Hemmungen nicht durchführbare Handlungen andeutet.
Ich bin mir nicht klar, wie weit diese verteufelte Anlage zum Symbolismus das Leben meines Freun-

Alarm

(Erich Schilling)



„Schnell, schnell die Gasmasken, die Bolschewiken schicken wieder Gebete rauf!"

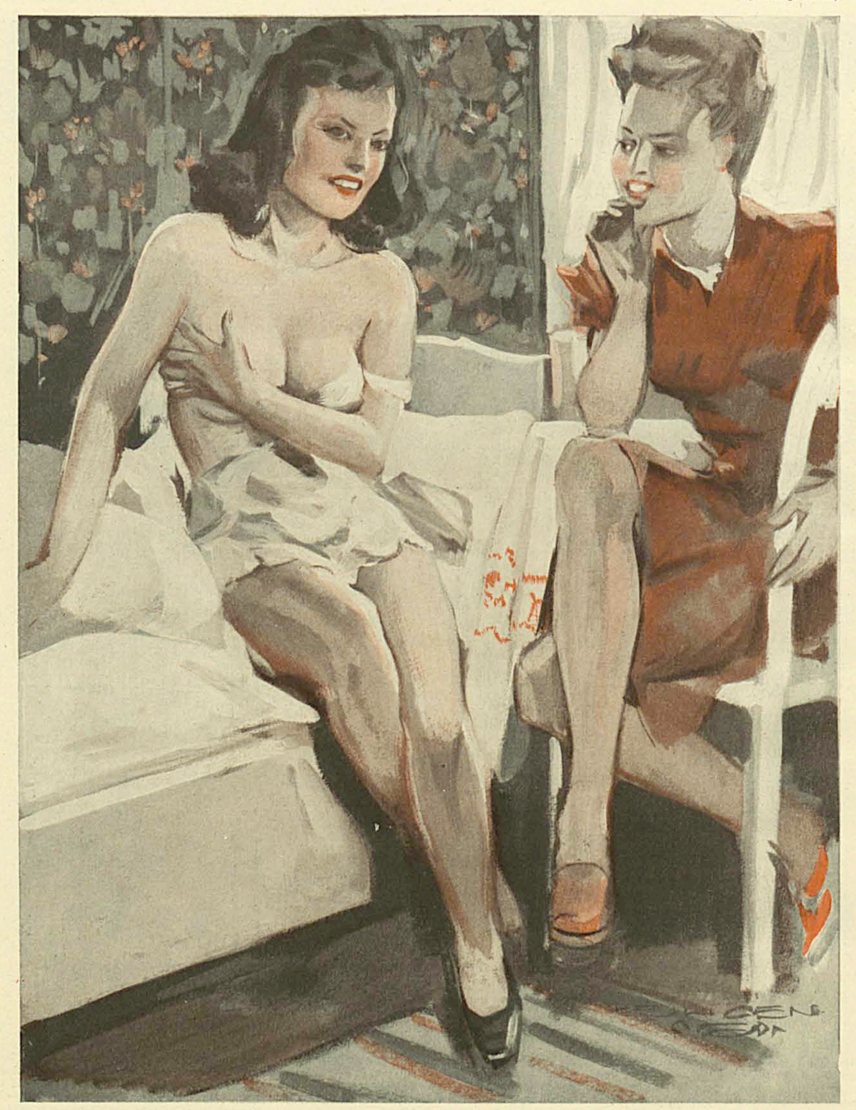
Allarme: "Presto, presto, le maschere antigas! I bolscevichi mandano su dinuovo delle preghiere!„

des Theobald bestimmt. Darüber nachsinnend, eröffnen sich mir Perspektiven voll von Tragik und Komik. Ich könnte mir auf dem Weihnachtstisch der Gattin ein liebreizend verpacktes Kieselsteinchen vorstellen, das — würde es sich im Fleische einer Perlmuschel befinden — die Keimzelle zu einem Kollier sein könnte. Ich könnte mir denken, daß Theobald zu einem Hühneressen einlädt, wo nur Kartoffelbrei und Sauerkraut auf dem Tisch steht, während das Huhn durch eine in die sorgfältig gefaltete Serviette gesteckte Gockelfeder dargestellt ist. Oh, ich könnte mir Theobald auch als Mitglied eines Tierschutzvereins denken, nicht als zahlendes, sondern als tätiges. Er würde zündende Artikel gegen die Belästigung des Holzwurms durch Petroleum schreiben und gegen die Bekämpfung der Motten mit Mitteln, welche die Gesundheit dieser Tierchen ungünstig beeinträchtigen. Und wie warb Theobald um seine Gattin, als er jung und stürmend war? Symbolisch? Durch ein Bildchen, ein kleines Lied oder einen Vers? Theobalds ältester Sohn erblickte just fünf Monate nach der Hochzeit das Licht der Welt. Hier spricht der Schein gegen die Symbolik.

Ich bin jetzt auf der Jagd nach anderen Symbolisten, ich habe auch schon eine ganze Reihe entdeckt. Die Kellnerin Mizzi, eine Frau von ungewöhnlichen psycho-analytischen Erfahrungen, allerdings meint: „Genga S' zu mit Ihre Symbolisten. Des sind entweder Waschlappen, die wo sich nix trauen oder Schundnickel, die wo ihr Mädl andichten, anstatt daß ihr a ordentliches Paar Strümpf kaufen, ganz raffinierte Vernebelungskünstler, für die es gar kein lateinisches Wort nicht braucht." „Griechisch, Mizzi, griechisch!" „Meinetwegen griechisch. Aber brauchen tut's es deswegen doch net."

Der Ausflug

(K. Heiligenstaedt)

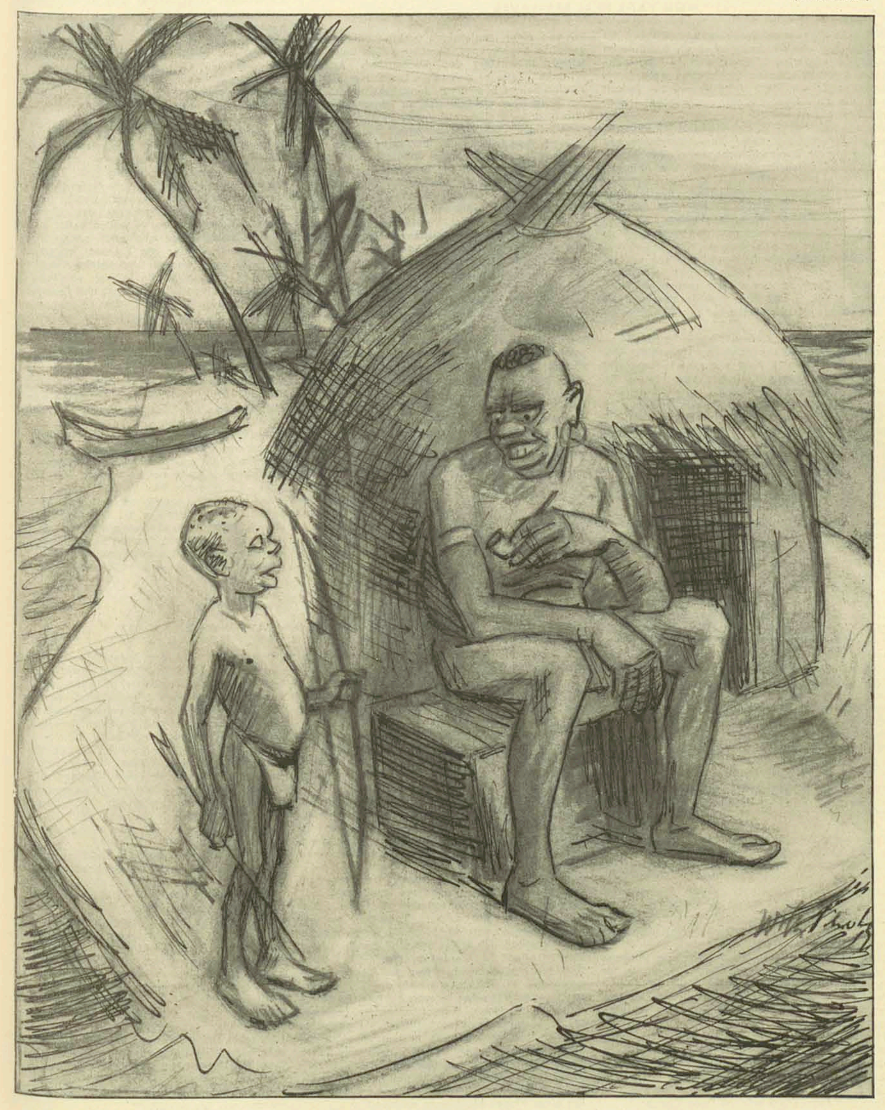


„Wenn du so plötzlich und ohne Anmeldung übers Wochenend wegfährst, bekommst du womöglich gar kein Quartier, Lisa!" — „O doch — Doppelzimmer gibt's bestimmt noch!"

L' escursione: "Lisa, se parti per la «fine-settimana» così d' improvviso e senza preannuncio, probabilmente non troverai alloggio!,, — "Ma che! Una stanza matrimoniale c' è sempre di certo!,,

USA. in Gefahr

(Wilhelm Schulz)



„Junge, Junge, leg' den Bogen weg, sonst behauptet Mr. Roosevelt noch, wir wollten von hier aus Nordamerika erobern!"

USA in pericolo: "Ragazzo, ragazzo, metti via l' arco, altrimenti Mr. Roosevelt afferma pure che noi da qui vogliamo conquistare l' America del Nord!,,

ADRESSEN — DREI PFENNIG DAS STÜCK

VON HANS KARL BRESLAUER

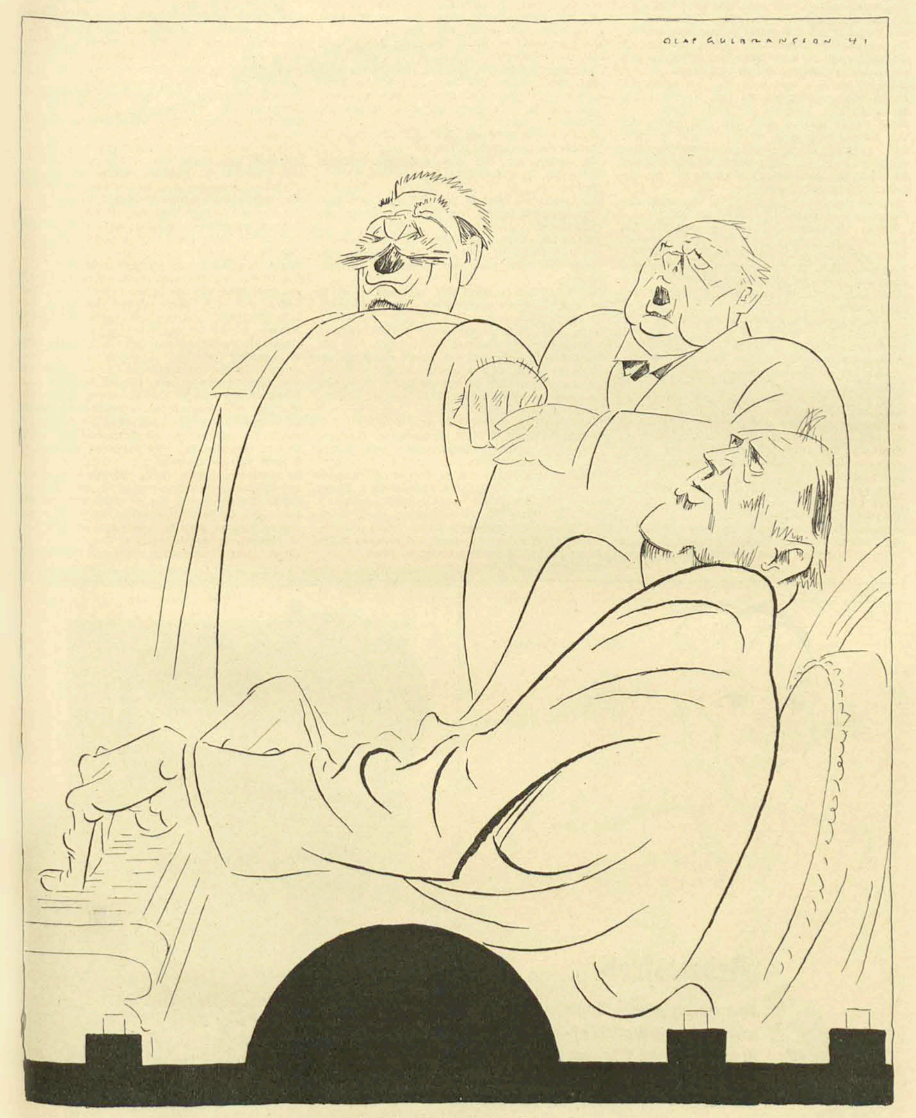
Wahrscheinlich wäre Eusebius Schachinger, der pflichteifrig ein Wareneingangsbuch betreute, so manches erspart geblieben, wenn — ja, wenn seine Anschrift unbekannt geblieben wäre.
Eusebius Schachingers Adresse wurde jedoch zum Wertobjekt und das war die Ursache — aber das kommt erst später.
Es begab sich nämlich, daß Eusebius Schachinger, einer Anwandlung toller Verschwendungssucht folgend, eines Tages käuflicherweise eine Zeitung erwarb, in deren Inseratenteil er die Ankündigung des letzten Schlagers der Versandbuchhandlung Liwetzan & Lawetzin fand: „Der korrekte Kavalier! — Ein Weg zum Erfolg!" (RM. 9.80 per Nachnahme oder 10 Monatsraten à RM. 1.30. Geld bei Nichtgefallen retour) und, der Verlockung als korrekter Kavalier den Weg des Erfolges zu beschreiten unterliegend, den Bestellschein fein säuberlich mit seinem Taschenmesser ausschnitt, in einen Briefumschlag steckte und eine Woche später um RM. 9.80 ärmer, dafür aber um die 685 Seiten starke Promesse auf den Weg zum Erfolg reicher war.
Eusebius vertiefte sich in die Mysterien des „korrekten Kavaliers", vervollkommnete seine Umgangsformen, wußte bald wie man kunstgerecht einen Hummer zerlegt, Krebse und Austern ißt, seine Tischdame unterhält und sich auf einem Promenadedeck benimmt, woraus das Reisegepäck des Herrn zu bestehen hat; was ein Suite-case, Pullover, Plus-four, Shaker, Darling-golfer ist; kannte die Bezeichnung aller Schuhe, angefangen von Pumps bis zu Halfbrogues; war informiert über Dressing-gown, Sportblazer und Lingerien, über Flips und Drinks, verschmockte innerlich (äußerlich ließ das sein Gehalt von RM. 187.33 gottlob nicht zu), und wartete auf den Erfolg.
Das ist jedoch an Eusebius Schachingers Geschichte nicht das wesentliche.
Das wesentliche daran ist, daß er seine Anschrift aus der Hand gegeben hatte.
Diese Anschrift wurde von der Firma Liwetzan & Lawetzin sorgfältig registriert und kam zu zehntausend anderen Anschriften; denn so ein Adressenmaterial repräsentiert einen gewissen Wert. Einen nicht unbeträchtlichen Wert sogar. Man kann sagen, daß derartige Adressen gut bezahlt werden. O ja, das kann man. Zwei bis fünf Pfennige und noch mehr bezahlt man für das Stück. Natürlich nicht für x-beliebige aus einem überall aufliegenden Adreß- oder Telephonbuch stammende Anschriften, sondern für solche von Interessenten, von Menschen, die es schon einmal bewiesen haben, daß sie bestellen, mit einem Wort: daß sie zugänglich sind.
Und weil ein tüchtiger Kaufmann alles zu Geld macht, ein anderer tüchtiger Kaufmann wieder seinen Abnehmerkreis zu vergrößern trachtet, suchte Herr Liwetzan von Liwetzan & Lawetzin gelegentlich den Inhaber des Versandgeschäftes „Gemütliches Heim" auf und sagte: „Ich verkaufe Ihnen mein Adressenmaterial!" „Hm... Besteller-adressen?" „Jawohl! Prima Kassakäufer!"
„Wieviel sind es, Herr Liwetzan?" fragte das „Gemütliche Heim", das Käuferadressen benötigte. „Zehntausend." „Kosten?" „Zehn Pfennig das Stück!" „Verrückt!... Einen gebe ich!"
Herr Liwetzan erhob sich gekränkt, aber zwischen Tür und Angel wurde das Geschäft mit drei Pfennig für die Anschrift abgeschlossen.
So kam es, daß Eusebius Schachinger vierzehn Tage später der Katalog eines Spezialisten für gemütliche Heimgestaltung ins Haus flatterte.
Eusebius, den kaum je ein Postbote störte, staunte ob dieser Sendung und studierte den Katalog aufmerksam durch.
Nun gehen die Adressen von Firma zu Firma, manchmal besorgt es der Chef, manchmal auch der junge Mann oder die junge Dame, die das Adressenmaterial zu verwalten haben, dann weiß der Chef natürlich von dieser Wanderung nichts, aber die Anschriften erfüllen ihren Zweck.
Nach dem „Gemütlichen Heim" kam Eusebius Schachingers Adresse in das Werbebüro eines Häuseragenten, in das einer Staubsaugerfabrik, zu einem Spezialisten für Schuheinlagen neuesten Patentes, zu einem Insektenvertilgungsunternehmen, und als Eusebius der Prospekt eines Kochbuches zugestellt wurde — „Der Gourmand oder 827 von einer langjährigen praktischen Hausfrau erprobte Kochrezepte, herausgegeben unter gefälliger Mitwirkung des Küchenchefs Aristide Piwonka", hatte er sich schon längst zum Stammkunden seines Briefträgers hinaufgearbeitet.
Die Sendungen häuften sich, er konnte die Lektüre in seiner Freizeit nicht mehr bewältigen, vernachlässigte das Wareneingangsbuch, vernachlässigte Agathe, mit der ihn zarte Bande verknüpften, hatte die Taschen vollgestopft mit Katalogen, Zirkularen und Drucksachen aller Art, und kam sich vor wie ein vielbeschäftigter Mensch.
Er war ein prominenter Drucksachenempfänger geworden, war informiert über die Preise der marktgängigsten Artikel, angefangen vom Hühneraugenpflaster bis zum Hispana-Suiza, bemerkte das Kopfschütteln seines Chefs nicht und versäumte jedes mit Agathe vereinbarte Rendezvous.
Als Eusebius eines Tages (die Post hatte ihm eine besonders schöne Auswahlsendung, die Probenummer des Tageblattes der Mehlwurmzüchter, eine Broschüre für Blasenleidende und eine illustrierte Preisliste künstlerischer Aktphotos beschert) die Bürostunden dazu benützte, erst die exotischen Marken zu betrachten und nachher dieses einen korrekten Kavalier interessierende Material durchzublättern, wurde er von seinem Chef in eben dem Augenblick überrascht, als er sich gerade in das Studium der Aktphotos versenken wollte. Der Chef war entrüstet.
Nicht so sehr wegen des Tageblattes der Mehlwurmzüchter, das hätte er, wie die Heilung der Blasenleiden, noch hingehen lassen, als der Unmoral wegen, die Eusebius in die Firma einschmuggelte. Er beschlagnahmte die verfänglichen Schriften, um sie gelegentlich selbst zu studieren und Eusebius erhielt einen strengen Verweis, der nahe an eine Entlassung grenzte.
An diesem Tag hatte Agathe Eusebius Schachingers Zimmerwirtin aufgesucht, um sich bei ihr über die bedauerliche Wandlung zu erkundigen, die mit dem einst so umgänglichen Bräutigam vorgegangen war.
Keineswegs in schlechter Absicht, vielmehr aus innerlichem Stolz über den postgesuchten Zimmerherrn, deutete die gute Frau an, daß Eusebius sicherlich in allen möglichen Branchen Geschäfte mache, und zeigte Agathe das mit Prospekten, Katalogen und Drucksachen vollgestopfte Kabinett ihres von so viel Arbeit kaum zu Atem kommenden Mieters.
Agathe strich daraufhin, in der Annahme, daß Eusebius ein wohlhabender Mann sei, der sich ihr gegenüber wohl nur aus dem Grunde, um ihr keine Geschenke machen zu müssen, als bescheidenen Angestellten bezeichnete, diesen unaufrichtigen Heimtücker endgültig aus.
Sie strich ihn so endgültig aus ihrem Leben, daß sie sogar Name und Anschrift Eusebius Schachingers in dem Adressenmaterial, das sie bei der Firma „Muskelkraft" zu verwalten hatte, mit drei dicken Tintenstrichen unleserlich machte.
Bald darauf wurden die Eusebius erreichenden Postsendungen weniger und weniger und seine Anschrift, die sich all die Zeit her von Pfennigen in Centesimi, von Fillér in Cents und Centimes, in Sen und Reis umgesetzt, die sozusagen eine Reise um die Welt gemacht hatte, geriet durch diese drei Tintenstriche in Vergessenheit. Die Kette war unterbrochen.
Anfangs vermißte Eusebius den täglichen Posteinlauf, befaßte sich, um zu vergessen, um so intensiver mit dem Wareneingangsbuch und näherte sich schließlich, den korrekten Kavalier abstreifend, wieder der schmollend verzeihenden Agathe.
Gerade an dem Tag, als er Agathe heiratete, wurde die Adresse seines Chefs, der seinerzeit auf Grund der beschlagnahmten Prospekte eine Bestellung gemacht hatte — keine Mehlwürmer, bitte — zum ersten Mal verkauft.
Wenn uns nicht alles täuscht, wird sein Geschäft bald darunter leiden; es sei denn, daß er auch eine Agathe findet, die seine Anschrift aus einer Liste streicht, obwohl das bei einem längst über gewisse Jahre hinausgekommenen Herrn trotz gewisser Photos seine Schwierigkeiten hat...

BIBUSCH / VON GABOR VON VASZARY

Lisette wandte sich plötzlich mir zu: „Ich möchte heute abend in den Zirkus", sagte sie.
„Es ist schon zu spät. Es ist gleich zehn Uhr."
„Das macht nichts. Die Todesakrobaten kommen erst nach der Pause. Ich will mich heute abend mal graulen." Da klopfte es. Erst einmal, dann zweimal, endlich dreimal hintereinander.
Erschrocken sah ich auf Lisette, die eben noch auf dem Bett herumhüpfte, aber auf das Klopfen plötzlich erstarrte. „Mach die Tür nicht auf", sagte sie. „Ich habe eine böse Ahnung."
Ratlos sah ich sie an. Der Hausmeister konnte es nicht sein, denn der Hausmeister wußte schon, daß Lisette meine Cousine ist. Dafür bekommt er von mir monatlich zehn Pengö und klopft dann auch zu so ungelegener Zeit nicht. Aber wer könnte es sonst sein?
Währenddessen klopft es weiter. Das ist ernsthaft. Vielleicht brennt das Haus über uns.
„Fürchterlich", hauchte totenbleich Lisette. „Das wird meinetwegen sein... Todsicher meinetwegen. Wohin gehst du? Mach die Tür nicht auf."
„Im Gegenteil: Ich will sie zuschließen."
„Sie ist offen? Ich werde verrückt!"
Dem Klopfenden draußen war das Klopfen über geworden, er drückte plötzlich die Klinke herunter und öffnete schon langsam die Türe. Ein Mann stand da: Gedeon, mein früherer Hausmeister. Diesen elenden Burschen hatte ich nie gemocht, und ich war glücklich, als er von uns fortkam, aber jetzt empfing ich ihn mit impulsiver Freude.
„Nun, was gibt's Neues, Gedeon?"
„Wundern Sie sich bitte nicht, daß ich gekommen bin", begann er. „Ich bin gekommen, um den Rat eines klugen Mannes zu erbitten."
Ich richtete meinen Schlips und schluckte etwas.
„Meinen Rat? Na, setzen Sie sich, Gedeon, und machen Sie sich's bequem. Eine Zigarette?"
Gedeon ließ sich schwerfällig in dem einen Sessel nieder und legte zwei Pakete auf seine Knie.
„Nun, worum handelt es sich denn?"
„Ich kann nicht schlafen!" (Er will Geld haben!)
„Ich auch nicht, Gedeon. Jeder hat seine Sorgen."
„Es sind nicht die Sorgen", sagte er und winkte ab.
Gedeon wartete eine Weile, dann beugte er sich vor und flüsterte mir mit gepreßter Stimme zu:
„Ich kann, bitte, eines Gespenstes wegen nicht schlafen." „Ich verstehe immerfort Gespenst!?"
„Jawohl, Gespenst. Eines Nachts, bitte sehr, da geht plötzlich die Tür meines Spiegelschrankes auf und heraus tritt etwas Weißes und sagt: ‚Spiel nicht mit deinem Leben, Gedeon, denn es ist eben Mitternacht; leg sofort zwanzig Pengö auf den Tisch, sonst geschieht ein Unglück.' Das hat es gesagt, bitte." „Na, und da?"
„Da hab' ich ihm zwanzig Pengö hingelegt, damit es sich beruhigte."
„Und das Gespenst hat das Geld genommen?"
„Ja." — „Das ist ja Unsinn. Sie haben das Ganze geträumt!"
„Ich habe nicht geschlafen, bitte sehr. Nicht ein Auge habe ich zugemacht."
„Dann kann ich Ihnen nur den einen Rat geben: schreiben Sie die Adresse von dem Gespenst auf und klagen Sie das Geld ein!"
„Machen Sie sich, bitte, nicht lustig über mich. Ich möchte ja nur meine Ruhe wieder haben. Denn das Gespenst erscheint jeden Montag und will neue zwanzig Pengö von mir haben."
„Und Sie geben ihm jeden Montag zwanzig Pengö?"
„Ich zahle schon seit drei Wochen. Einmal, bitte sehr, habe ich gezögert mit dem Zahlen, das war jetzt das letzte Mal. Daraufhin hat es seinen Kopf abgenommen und Ball damit gespielt. Ich habe sofort gezahlt." „Gedeon, dieses Gespenst werden wir uns ansehen!"
„Deshalb bin ja gekommen: ob Sie es nicht vielleicht mal ansehen wollen. Heute ist Montag."
„Also gehen wir, Gedeon!" Gedeons Stimme zitterte.
„Ich weiß genau, mein Herr, daß Sie ein tollkühner Mann sind, aber um meiner Seelenruhe willen, stecken Sie bitte zwanzig Pengö zu sich."
Gedeon wohnte außerhalb des Festungsgrabens.

Das Konzert

(O. Gulbransson)



„Es folgt ein Potpourri: ‚Internationale und Königshymne' gesungen von Mr. Churchill und Genosse Stalin, am Flügel Mr. Roosevelt!"

Il concerto: "Ora segue un potpourri: «Internazionale ed InnoReale», cantato da Mr. Churchill e da camerata Stalin; al piano Roosevelt!,,

in einem kleinen Häuschen. Kaum waren wir draußen, begann der Mond gespenstisch zu scheinen. Gedeon beschwor mich, das Gespenst nicht anzufassen, das würde ein böses Ende nehmen. Nur gut, daß er mich darauf aufmerksam machte. Da wir noch genügend Zeit hatten, schickte ich Gedeon weg, um eine Schachtel Zigarren und eine Flasche besseren Weins zu kaufen.
Solange der Alte weg war, hielt ich einen genauen Lokalaugenschein ab. Das Häuschen bestand aus zwei Zimmern und einer Küche.
Einen Boden gab es nicht, nur eine kleine Art von Keller, doch ging ich nicht mehr hinunter, denn es drangen verschiedene verdächtige Geräusche herauf. Vielleicht waren Ratten drunten. Dann kam Gedeon zurück und zeigte mir, wie die Geschichte passiert war.
„Hier ist das Bett, in dem ich lag, hier stand das Gespenst und nahm sich den Kopf ab."
„Warten Sie, Gedeon, nicht so schnell. Wie hat es den Kopf abgenommen? Wir wollen nämlich wissen, ob der Geist ein Mann ist, oder eine Frau war. Denn sehen Sie, Gedeon, wenn eine Frau sich den Hut abnimmt, faßt sie mit zwei Händen danach... wenn also eine Frau sich den Kopf abnimmt... lachen Sie nicht, Gedeon... Das ist eine ernste Sache! Verstehen Sie mich, Gedeon?" Er verstand mich nicht.
Nachdem ich alles in Frage kommende untersucht hatte, fiel ihm endlich ein, daß das Gespenst seinen Namen genannt hatte. Es heißt Bibusch.
„Na, also, falls es eine Frau ist, werde ich Bibuschka zu ihm sagen."
Gedeon gab zu: alles was recht ist, ich sei doch ein sehr mutiger Mann. Man hätte sich so schön über alles Mögliche unterhalten können, wenn nicht dieses blöde Gespenst im Hintergrunde gelauert hätte.
„Wie spät haben wir es eigentlich, Gedeon?"
„Eben habe ich nachgesehen; es war elf Uhr. Noch keine Minute ist das her."
„Aha. Ich dachte, meine Uhr sei stehengeblieben. Na, Gedeon, erzählen Sie mal was von sich." Da fragte mich Gedeon, ob ich seinen Schwager kenne.
„Freilich kenne ich ihn, diesen blonden Mordskerl, der im vorigen Jahr den armen Bäcker von der Ecke fast totgeschlagen hat, weil er sich um drei Heller geirrt hatte. Was ist mit ihm? Er ist doch nicht etwa gestorben?"
„Na also, auch er hat die zwanzig Pengö dem Bibusch hingelegt!"
„Schon gut, schon gut, Gedeon, machen Sie mich jetzt nicht nervös. Die Sache als solche interessiert mich gar nicht. Sprechen wir von was anderem! Ja, wie geht es Ihnen eigentlich, Gedeon?" „Gut."
„Ihr Schwager geht mir nicht aus dem Kopf. Er hat wortlos gezahlt?" „Ohne ein Wort!"
„Na, reden wir von was anderem, Gedeon! Sagen Sie, ist dieser Bibusch ein Skelett?"
„Ja."
„Na lassen wir das! Er hat sich also den Kopf abgenommen? Einfach vor Ihnen den Kopf abgenommen?" „Vor mir."
„Hören Sie, Gedeon, sprechen Sie nicht dauernd von dem Gespenst, sonst laß ich Sie allein. Zum Teufel auch! Wie kann bloß jemand so ängstlich sein?"
Der gute Mann fürchtet sich. Er zittert sogar. Er ist wahrscheinlich mondsüchtig. Dieser Gedanke beruhigte mich etwas.
Noch eine Viertelstunde fehlte auf Mitternacht. Gedeon starrte unbeweglich vor sich hin. Die Uhr tickte gespenstisch. Sie tickte, als würde sie gar nicht ticken. Und wenn man die Dinge richtig betrachtet, hatte ich gar keinen Grund, hierher zu kommen. Ich hätte in den Zirkus gehen können, um mich zu graulen.
Plötzlich steht Gedeon auf: er müsse hinaus.
„Jetzt werden Sie nicht hinausgehen, Gedeon. Wären Sie früher hinausgegangen, oder hätten Sie weniger getrunken."
Er könne nicht länger warten, und er müßte eben!
„Was soll das heißen, Sie können nicht länger warten? Sie fangen an, sich lächerlich zu machen. Ich kenne den Bibusch schließlich nicht. Wenn Sie aber tatsächlich unbedingt hinaus müssen, dann begleite ich Sie, damit Sie draußen keine Angst haben." Daraufhin bleibt er lieber.
Es fehlten noch fünf Minuten auf Mitternacht. Plötzlich war mir alles klar. Hier werden sich furchtbare Dinge tun!
Das Zimmer schien mir eine riesige Mausefalle. Der Spiegel war ein aufgerichteter Sarg.
Draußen rumorte der Wind zwischen den Sträuchern und rüttelte an den Bäumen. Wenn man jung ist, springt man unüberlegt in jedes Abenteuer.
Jemand ging über den Boden und raschelte mit Zeitungspapier.
Das Schrecklichste dabei ist, daß es gar keinen Boden gibt.
Gedeon aber ist ein blöder Hund! Man braucht ihn bloß anzusehen, wie er hier sitzt und vor sich hinstiert. Am liebsten möchte ich ihm die Weinflasche an den Kopf schmeißen, nur möchte ich nicht allein bleiben mit dem Bibusch.
Um Himmels willen! Was war das?
Ich werde zahlen, solange es noch nicht zu spät ist. Ich riß mein Geld heraus und warf es auf den Tisch.
Peng! Das Licht war plötzlich erloschen.
Die Gläser wurden vom Tisch gefegt. Etwas in mir heulte auf wie ein Schakal. Ein weißer Fleck sprang vor mich, doch stieß er vorher in den Spiegelschrank und jemand sagte mit tiefer Stimme:
„Lege vierzig Pengö auf den Tisch, sonst mußt du sterben!"
Auf der Straße vor dem Haus fuhr ein Auto vorbei und leuchtete mit seinen Scheinwerfern scharf durchs Fenster. Vor mir stand taghell beleuchtet der Bibusch; in irgendwelche weiße Laken gehüllt. Wie er eine plötzliche Bewegung macht, um sich vor der hereinströmenden Helligkeit zu schützen, fällt das Bettlaken herunter.
Bibusch war — Gedeon!
Er schlug die Augen nieder, damit wenigstens er selbst diese Niedertracht nicht mit ansehen müsse. Vierzig Pengö hat er schon von mir verlangt, der Gedeon! Nie werde ich es ihm verzeihen, daß er mich für zweimal so dumm hielt wie seinen Schwager.
(Berechtigte Übertragung aus dem Ungarischen)

Wer entdeckt »Bayer«-Arzneimittel?

Es sind Forscher von Ruf, ernste Männer der Wissenschaft, Pioniere des Fortschritts. Wenn sie ein Heilmittel zur Verwendung freigeben, dann hat es erfolgreich die schwierigsten Prüfungen überstanden. Dafür bürgt das »Bayer«-Kreuz.





Drei gute Gründe:

aromatisch
leicht
frisch

IN DEUTSCHLAND HER...
KYRI...
CAIRO
Astra
HAMBURG
ÄGYPTISCHER ART
EXPORTERS
nur aus leichten und aromatischen Tabaken hergestellt
10 KYRIAZI ASTRA
10 ASTRA

4 Pf
MIT UND OHNE MUNDSTÜCK

KLEINE REISEERINNERUNG

VON REINHARD KOESTER

Vor rund 35 Jahren war ich einige Tage in Konstantinopel, das damals noch nicht Istambul hieß, und es war selbstverständlich, daß ein Vormittag dem Besuch des berühmten Bazars in Stambul geopfert werden mußte. Von Kennern war ich eindrücklich darüber belehrt worden, daß man den jüdischen, griechischen und armenischen Händlern nie die geforderte Kaufsumme zahlen dürfe, sondern man immer noch der Betrogene sei, wenn man den Preis auf ein Viertel heruntergehandelt habe. Da sah ich nun einen mit kleinen Schnitzereien versehenen, mit Silberdraht „eingelegten" Spazierstock aus Ebenholz, der mir begehrenswert erschien. Der würdige Händler, der ein gutes Französisch sprach, bot ihn mir für 15 Piaster an, wollte ihn aber, obwohl ich 7 bot, nicht unter 8 hergeben. Im nächsten Laden wurde mir der gleiche Stock für 12 Piaster angeboten, die Verhandlungen scheiterten jedoch, weil ich nun nur noch 5 geben wollte. Schließlich erwarb ich das wertvolle Stück für 3 Piaster, nachdem es mir für 7 angeboten war. Aber als ich darauf in einem anderen Laden eine rote Samtdecke mit dem in echtem Gold eingestickten Namen des Sultans erhandelt hatte, bot mir der gute Mann meinen Stock für 4 Piaster an...

Beim Weggehen traf ich wieder auf den ersten Händler, der 15 Piaster verlangt hatte. Und da ich damals Volkswirtschaft studierte, konnte ich nicht umhin, ihn zu fragen, wie es möglich sei, daß unter dem einen Dach dieses Bazars die Preise so unerhört stark voneinander abweichen könnten. Er war durchaus nicht überrascht, als ich ihm den Kaufpreis nannte, machte auch nicht den geringsten Versuch, seine Ware als die bessere hinzustellen, und ließ sich nur den Laden beschreiben, in dem ich meinen Stock gekauft hatte. „Ja, der..." sagte er dann mit hoheitsvoll-überlegenem Lächeln, „den kenne ich. Das ist ein kleiner Mann, der abends seinen Pilaf ißt und ein Glas Wein dazu trinkt. Ich aber", und dabei reckte er sich stolz auf, „ich esse abends mein Beefsteak und trinke Münchner Bier dazu!"

Münchner Bier galt damals in der Türkei als Inbegriff luxuriösen Lebens, der Landwein kostete ein paar Para und Pilaf, ein Reisgericht mit einigen Brocken Hammelfleisch, war das Essen der armen Leute. Ich begriff und staunte über diese einfache und doch logische Lösung des Wirtschaftsproblems —: wer gut leben will, muß eben viel verdienen!

Zu Haus mußte ich dann einige Wochen später feststellen, daß das Ebenholz langsam heller wurde, der eingelegte Silberdraht dagegen schwarz. Fast so schwarz wie der Name des Sultans in der Samtdecke, trotzdem er in echtem Gold eingestickt war.

Entgegenkommen

(R. Kriesch)



„Um mit Ihnen eine Tasse Kaffee zu trinken, dazu ist unsere Bekanntschaft wohl noch etwas zu kurz, mein Herr!"
„Aber ich bin doch gerne bereit, noch eine weitere Teilstrecke mit Ihnen zu fahren, gnädiges Fräulein!"

Cortesia: "La nostra conoscenza, signore, è ancora un po' troppo breve, per bere insieme una tazza di caffè!„
"Ma, signorina, io sono ben disposto di far ancora un altro tratto di corsa con Voi!„

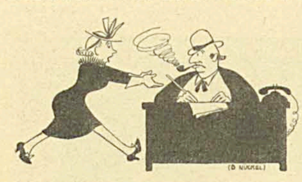
Plutokraten in USA.

(Karl Arnold)



„Roosevelt macht das Geschäft. Ein fetter Auftrag nach dem andern . . . !"
„Ich seh' schon, Allan, dabei werden wir auch nicht dünner!"

LIEBER SIMPLICISSIMUS



Die Tournee ging nach Amerika. Genauer: nach Cansas City. Am zweiten Tag kam die erste Sängerin. Ganz aufgeregt. Schrecklich empört. „Mister Manager! Mister Manager!" „Was gibt's, Hold Lady?" „Ich habe eine entsetzliche Entdekkung gemacht!" „Welche?" „Sie haben sechs erste Sängerinnen engagiert!" Der Manager kaute an seiner Pfeife. „Stimmt! Nur eine Vorsichtsmaßnahme, eine Art Reserve, Hold Lady! Wir treten in Cansas City auf. Bei meiner letzten Tournee nach Cansas City haben mir die Zuschauer auf der Bühne meine beiden ersten Sängerinnen hintereinander abgeschossen, nur weil sie ihnen nicht gefielen." J. H. R.

Auch einen Filmschauspieler kann man sich satt sehen. Zumal, wenn er in jedem Film vorkommt und jede Episodenrolle mit ihm besetzt ist. Nennen wir diesen Schauspieler — um einen unverfänglichen Namen zu haben — Hans Stolze. Es lief ein neuer Film.
Hans Stolze war nicht in ihm beschäftigt. „Nicht möglich!", sagten die Leute. Aber es war möglich. Kein Hans Stolze weit und breit. Der Film rollte dem Ende zu.
Da verschwand die Hauptdarstellerin plötzlich in der Klinik. Tauchte in der Tür mit einem neugeborenen Knäblein im Arm auf. Da rief aus dem Dunkel des Theaters eine Stimme: „Wetten, daß das Kind jetzt Hans Stolze ist?" J. H. R.

Baron Wettstein, ein Gutsbesitzer, hat Graf Bobby und dessen Freund Rudi zu einer Hirschjagd eingeladen. Die beiden haben der Einladung Folge geleistet und durchstreifen beutehungrig den Wald. Plötzlich fällt ein Schuß aus Bobbys Jagdgewehr. Sogleich ruft er: „R-u-u-u-d-i-i-i!" — „J-a-a-a", tönt es ihm entgegen, „was ist los?" — „Gott sei Dank!" frohlockt da Bobby, „da habe ich also doch … den Hirsch getroffen!" F. H.

Schicken Sie den „**SIMPLICISSIMUS**" — wenn Sie ihn gelesen haben — an die Front!

Empfiehlt überall den SIMPLICISSIMUS

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 12961. Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Okt. 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Der Verführte

(J. U. Engelhard)



„Jetzt schau bloß an, Käte, da bändelt dein glühender Verehrer von gestern Abend einfach mit Elli an!" — „Ja, es ist abscheulich, daß auf Frauen nie Verlaß ist!"

Il sedotto: "Guarda un po', Catina, come il tuo ardente adoratore di iersera attacca adesso senz' altro con la Elli!,, — "Sì sì, è cosa ripugnante! Che non si possa mai fidarsi delle donne!,,

München, 13. August 1941
46. Jahrgang / Nummer 33

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Der Fall Bolivien

(Erich Schilling)

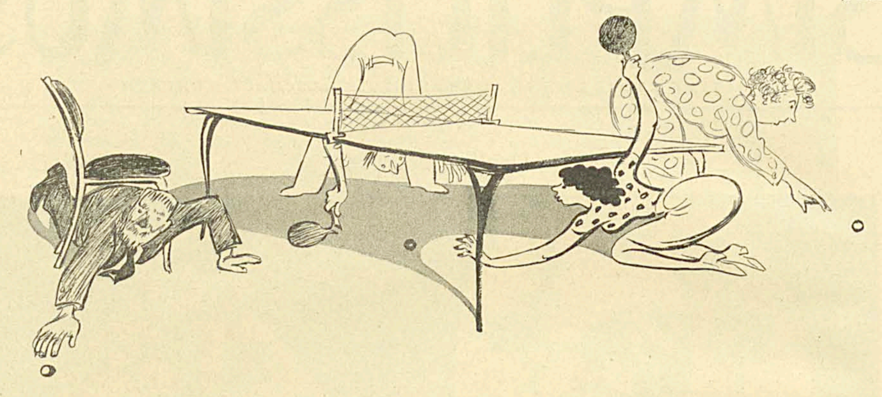


Roosevelt: „Was fällt dir ein, Lügenteufel, ich habe dich engagiert um gegen Deutschland zu kämpfen, nicht um dich von Deutschland entlarven zu lassen!"

Il caso della Bolivia: Roosevelt: "Che mai ti salta in testa, diavolaccio delle menzogne?! Io t' ingaggiai perchè tu combattessi contro la Germania, ma non per lasciarti smacherare dalla Germania!,,

Tischtennis — Il tennis da tavola

(R. Kriesch)



ICH WERDE VERKANNT

VON DESIDER KOSZTOLANYI

Unlängst, an einem finsteren Wintermorgen, mußte ich in die Provinz reisen. Ich hatte die Absicht, mit der Straßenbahn zum Bahnhof zu fahren, doch der Wecker alarmierte mich zu spät, und so telephonierte ich nach einem kleinen Wagen. Man schickte einen großen, funkelnagelneuen, netten Viersitzer. Ich ergriff mein Handgepäck, einen mattbraunen Schweinslederkoffer, weil ich zufällig den Abend vorher in diesen eingepackt hatte, und machte mich auf den Weg.

Am Bahnhof umringten mich drei Träger. Einer öffnete die Tür, der andere bezahlte den Wagen, der dritte rannte mit meinem Gepäck weg, um die Karte zu lösen. „Erste Klasse" sagte er im Weitergehen, wie wenn er an etwas anderes nicht einmal denken könnte, und ich, der ich Zweiter reisen wollte, nickte.

Ich stieg in ein leeres Abteil ein. Der Schaffner erschien. Er salutierte steif, dann neigte er sich vertraulich zu mir und erkundigte sich unendlich ehrerbietig nach meinem Reiseziel, meinen besonderen Wünschen und meinem Träger. Nach einigen Sekunden rief er, und mit ihm noch einige andere, die Nummer meines Trägers so stürmisch aus, als wäre ein Feuer ausgebrochen. Der Träger kam. Den leichten Handkoffer, den ich an meinem kleinen Finger hätte tragen können, brachten zwei, der Träger und der Schaffner. Kaum waren einige Minuten vergangen, da erschien vor meiner Türe wieder der Schaffner mit einem anderen ansehnlichen Angestellten, der eine mit Borten geschmückte Uniform und weiße Handschuhe trug. Eine Weile betrachteten sie mich furchtsam vom Korridor aus, vermutlich verhandelten sie etwas, dann traten sie ein. Sie gaben mir zu verstehen, daß ich im Abteil daneben noch bequemer reisen könnte. Auch versicherten sie, daß sie mein Abteil, wenn ich mich in den Speisewagen bemühen wollte, sogleich absperren und sich ständig in meiner Nähe aufhalten würden. Ich sagte nichts.

Im selben Augenblick zuckte die elektrische Beleuchtung auf, und es ergoß sich ein feenhaftes Licht über das halbdunkle Abteil. Ich mußte fühlen, daß dies mir galt. Es kam mir vor, als ob ich in ein Märchenland geraten wäre, wo sich selbst meine geheimsten Wünsche erfüllen. Der Schaffner richtete den kleinen Klapptisch vor mir auf.

Es war offenbar, daß ich verkannt wurde. Man glaubte eben gar nicht, daß ich es war, sondern jemand anders, ein bedeutender Mann, also eine beauftragte, amtlich ausgesandte, wichtige Persönlichkeit, die einen erhebt oder in den Staub tritt, Verfügungen trifft, Anweisungen gibt, Straßen aufreißt, Grubenlizenzen oder zumindest Trafikkonzessionen verleiht.

Dieses Mißverständnis hätte ich damals noch leicht richtigstellen können. Ich hätte mich nur so benehmen müssen, wie sonst. Doch wie schwer mir auch eine Unterdrückung meiner natürlichen Veranlagung fiel, alle und alles zu bemerken, so hielt ich mich doch mit Gewalt zurück. Mit geistesabwesenden, verschleierten Augen blickte ich auf sie, wie auf Traumgestalten einer nichtexistierenden Welt, ich nickte nur, sprach mit abweisenden Gesten, murmelte höchstens einige kaum verständliche Worte. Zu dem älteren Schaffner, der ruhig mein Vater hätte sein können, sagte ich einfach „mein Freund."

Später, als der Zug sich bereits in Bewegung setzte, war es mir schon unmöglich, aus der Rolle zu fallen. Die Schaffner, die Angestellten des Speisewagens beobachteten mich ununterbrochen. Während sie auf dem Korridor auf und ab gingen, warfen sie — soweit dies die Ehrfurcht erlaubte — scheue Blicke auf mich, wie auf ein in den Käfig gesperrtes wildes Tier, auf das edelste, den König der Tiere, auf den Löwen. Um aufrichtig zu sein, muß ich sagen, daß mir das Spiel allmählich Spaß bereitete. Ich genoß die beengende Lust des Hochstaplers, den man für einen anderen hält, als der er ist. Dafür brachte ich auch ein Opfer. Ich hatte ein Buch vor mir liegen. In weiser Erkenntnis öffnete ich es nicht. Ein vornehmer Mensch liest nicht. Er weiß schon alles. Ich enthielt mich auch des Denkens, weil es gequälte, unschöne Falten in unser Gesicht gräbt. Ich betrachtete bloß streng die Bäume und die vorüberrasenden Telegraphenstangen, die vor meinen Blicken erschrocken wegsprangen.

Das Personal schmerzte es sichtlich, daß ich nichts verlangte. Es war besorgt, ob mir nicht zu warm sei, oder ob ich friere. Mitleid spiegelte sich in ihren Augen, als ich den Ellenbogen auf den Rand des Fensters stützte, und schon der Gedanke, daß das grobe Holz vielleicht meine feine Haut verletzen könnte, brachte sie in Verzweiflung, und sie hätten gerne ein feines Seidentuch darunter gebreitet. Doch dazu gab ich keine Gelegenheit.

Nur ein einziges Mal bot sich ihnen die Möglichkeit, mir von Ferne unsichtbar zu Hilfe zu eilen. — Am anderen Ende des Wagens fing ein Säugling zu brüllen an. Erschrocken liefen sie hin und her auf dem Korridor, dann verstummte der Säugling plötzlich. Ich weiß nicht, was geschah. Es ist möglich, daß einer von ihnen dem Säugling mit der Hand weiterhin den Mund zuhielt, aber es kann auch sein, daß die Mutter aus eigener Einsicht ihr Kind aus dem rollenden Zug warf, um meine Ruhe ja nicht zu stören. — Der Zug kam mit Sekundenpünktlichkeit an. Mein Gepäck trugen wieder zwei, unter tiefen Verbeugungen.

Jetzt hätte ich alles verderben können. Aber ich bedankte mich weder für ihre Liebenswürdigkeit, noch gab ich ein Trinkgeld. Gleichgültig in die Luft starrend, schwieg ich. Und das wirkte! Erst jetzt waren sie vollkommen überzeugt, daß ich tatsächlich der bin, für den sie mich hielten.

Auf dem Bahnhof stand übrigens alles „hab Acht". Auch der kartensammelnde Eisenbahner. Er verlangte meine Karte nicht. Ein Weg öffnete sich vor mir. Ich aber konnte weitergehen, aufwärts auf dem Pfad, der zu den Sternen führt.

(Berechtigte Übertragung aus dem Ungarischen)

In den Hundstagen

Von Ratatöskr

Gestern nahm eine Ringelnatter
(stattliche Dame mit goldgelbem Halsband)
auf des Hauses Schwelle verdöst ein
Sonnenbad und – heulte dazu.

»Heulte?« – Jawohl. – »Erlauben Sie mal:
seit wann heulen denn Ringelnattern?«

Fragen Sie Emma, die hat es gehört.
Emma ist unbedingt zuverlässig.

Grade wollte sie in die Stadt
zwecks Erwerbung von Frühkartoffeln,
da ersah sie das züngelnde Untier:
wie ein Säugling plärrte die Natter
oder wie eine seit Jahr und Tag
eingeklemmte Kommodenschublade,
der man gewaltsam zu Leibe geht.

Zitternd warf Emma die Türe ins Schloß,
zitternd verriegelte sie sie von innen
und entwich durch das Hinterpförtchen ...

Heute noch sitzt ihr der Todesschreck
lähmend im Herz und im Knochengerüste ...

»Und?« – Was »und«? Nichts »und«, Verehrtester!
Nehmen Sie einfach das Faktum zur Kenntnis
und erschauern Sie gütigst mit mir
unter der Hundstagsglut grausen Mysterien!

Sowjetjuden

(E. Thöny)

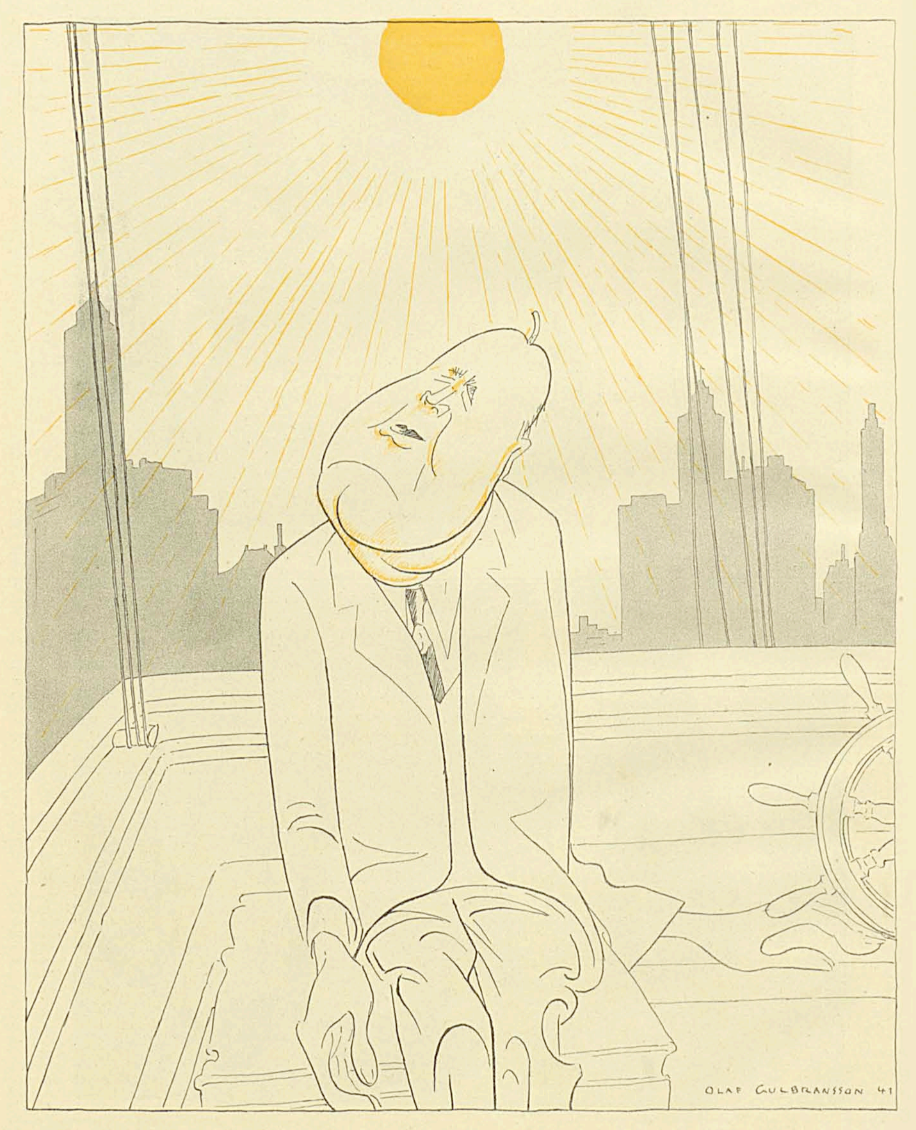


„Das Kreuzigen war eigentlich recht harmlos, unsere Vorfahren waren doch noch sehr primitiv!"

Giudei sovietici: "La crocifissione era in realtà cosa da veri ingenui; i nostri antenati erano pur assai primitivi!„

Hitzewelle in USA.

(O. Gulbransson)



„Die Birnen werden weich!"

Ondata di caldo negli USA.: „Le pere diventano molli!„

DIE BELEIDIGUNG

Die Debatte war schon den ganzen Abend lebhaft gewesen. Alle waren ein bißchen erregt, und niemand war da, der fähig gewesen wäre, die widerstreitenden Ansichten mit Humor oder Würde zu glätten. „Wenn Sie behaupten", rief Jammasch und schlug mit der Faust auf den Tisch, „daß die Jugend lediglich mit guter Lektüre und sanften Ermahnungen erzogen werden kann, so sind Sie ein — — sind Sie ein —" — „Na?" fragte Leopold, und an dem Zittern seiner Pupillen konnte man sehen, daß man sich unmittelbar vor einer Explosion befand.

„So sind Sie", fuhr Jammasch fort, „ein Ideologe."

„Wie?" stand da Leopold auf. „Was bin ich?"

„Ein Ideologe", schrie Jammasch.

Da geschah das, was nach Lage der Dinge nicht zu verhindern war: Leopold, am ganzen Körper zitternd, schlug Jammasch eine gewaltige Ohrfeige herunter. Jammasch aber, nicht faul, stürzte sich auf Leopold, und es kostete nicht geringe Mühe, die beiden wieder zu trennen. Spät abends erst, nachdem er mit seinem Rechtsanwalt telephoniert hatte, kam Leopold nach Hause, und noch am nächsten Morgen vibrierte die Erregung in seinen Nerven. Er betrat sein Arbeitszimmer, ging auf den Bücherschrank zu und nahm das Lexikon heraus.

„Ideologe", las er da, „Schwärmer, Gedankenmensch."

„Ach, so", flüsterte er, und der Rechtsanwalt wartet noch heute auf Leopolds Besuch.

Hans Riebau

Die Begegnung

(R. Kriesch)

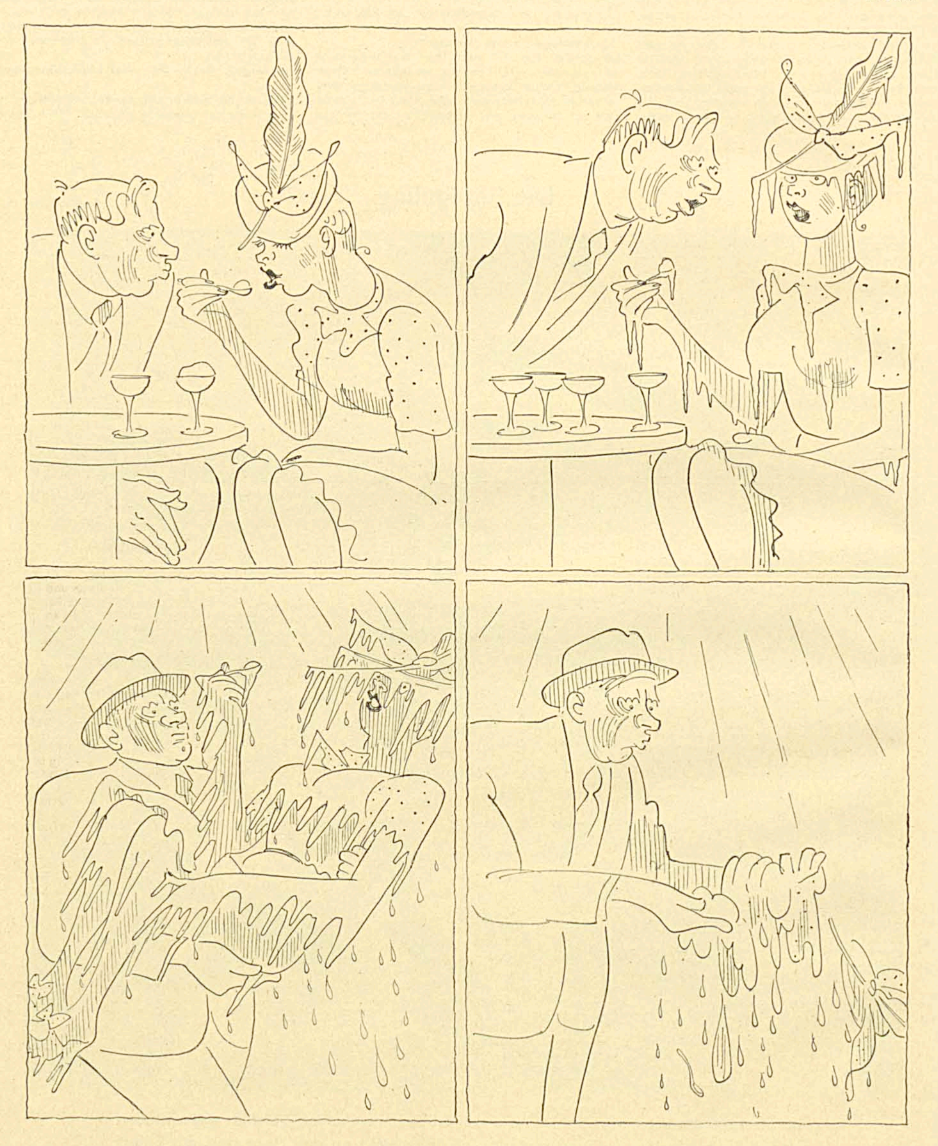


„Am Strande waren wir verabredet - wie kommt es dann, daß ich dich hier weit draußen endlich finde, Max?" — „Ganz einfach: ich habe nicht an das Boot gedacht, Ulla!"

L' incontro: "Max, non avevamo fissato l' appuntamento alla sponda; come mai ti trovo finalmente qui fuori, così lontano?„ — "Semplicemente, Ulla . . . perchè non avevo pensato al canotto!„

Gefrorenes und Geschmolzenes

(Fr. Bilek)



Gelato e liquefatto

AUFREGUNG IN PUERTO REFRESCO

VON KONRAD SEIFFERT

Weil ich erst vor kurzem in Puerto Refresco eingetroffen war, wußte ich von der ganzen Geschichte nichts. Für mich begann sie erst an dem Tage, an dem die „Quisquilla" draußen vor dem Hafen erschien.
Ich saß mit Tomas Vadillo und Domingo Cachuyuyal bei Pedro Zapiga. Wir sahen, wie das Schiff an der nördlichen der beiden Landzungen auftauchte, welche die Bucht von Puerto Refresco bildeten.
Vadillo entdeckte es zuerst. Er lachte: „Dein alter Bekannter ist wieder da, Domingo! Bartolo Andacaba läuft ein mit seiner ‚Quisquilla'!" Und zu mir sagte er: „Es gibt heute sicher eine kleine Aufregung in diesem öden Nest, Señor!"
Ich wußte nicht, was das heißen sollte und zog fragend die Schultern hoch. Domingo Cachuyuyal war aufgesprungen und starrte zum Hafen hin: „Wahrhaftig! Er kommt! Dieser Schuft!"
Er trank hastig seinen Wein und verließ den Schatten, den das schäbige Sonnensegel vor dem Hause Pedro Zapigas auf die Straße und auf uns warf. Er lief davon. Er schien es eilig zu haben.
Vadillo lachte laut, als Domingo Cachuyuyal verschwunden war. „Nein, Sie können es nicht wissen, und Sie werden es auch kaum verstehen, Señor", sagte er zu mir und rückte dichter heran, „Domingo hat die Absicht, den Kapitän dieses Schiffchens umzubringen. Bartolo Andacaba heißt der Kapitän."
Ich wollte wissen, warum denn dieser bescheidene und gar nicht so blutdürstig aussehende Domingo Cachuyuyal durchaus einen Mord begehen wolle.
Vadillo lachte wieder. Er freute sich so ehrlich über die düsteren Absichten seines Freundes Domingo, daß es ihm schwer fiel, weiterzuerzählen.
„Ja, wissen Sie, Señor: die Frauen! Natürlich stecken die Frauen auch hinter dieser Sache! Eigentlich nur eine Frau, die Señorita Adela Botija. Reiche, angesehene Familie hier im Ort. Hübsches Mädel übrigens. Haben Sie die Señorita schon gesehen?"
Ich beeilte mich zu versichern, daß ich leider noch nicht das Vergnügen hatte.
„Schade! Sie würden sonst alles viel besser verstehen. Also: Adela hatte sich in den Kapitän Bartolo Andacaba verliebt. Bis über beide Ohren sozusagen. Das war vor ungefähr drei Jahren. Ihre Eltern dachten nicht daran, sie dem Bartolo zur Frau zu geben. Durchaus verständlich. Denn außer seinem Schiff besitzt er nichts. Aber er ist ein fabelhafter Kerl, Sie werden ihn ja bald sehen!"
„Und Domingo Cachuyuyal? Was hat der denn mit der Sache zu tun? Ich verstehe noch immer nicht — — —"
„Eins nach dem andern! Adela versuchte den Bartolo zu überreden, sie mitzunehmen, sie auf der ‚Quisquilla' zu entführen gewissermaßen. Und was glauben Sie, was der Kapitän Andacaba getan hat?"
Ich sah Vadillo fragend an: „Was kann er denn getan haben! Wenn diese Adela ein hübsches und reiches Mädel und Andacaba ein fabelhafter Kerl ist, wie Sie sagen, dann ist er eben mit ihr auf und davon gegangen!"
„Eben nicht!" schrie Vadillo. „Eben nicht! Ausgelacht hat er sie! Er brauche eine ganz andere Frau, hat er ihr gesagt, und sie solle sich anderweitig umsehen! Die Eltern Adelas erfuhren natürlich von dieser Sache. Und ängstlich, wie ja nun einmal die Eltern schöner Mädchen sind, suchten sie sofort nach einem Mann für ihre Tochter." — „Domingo Cachuyuyal?"
„Erraten, Señor! Domingo sollte der Gatte Adelas werden. Gar keine so üble Wahl. Domingo ist ein netter lieber Kerl. Vermögen hat er auch. Nur ein wenig unscheinbar ist er, wie Sie zugeben müssen. Und das vertragen die Mädchen nicht. Das vertrug besonders Adela nicht, die sich in den Bartolo verliebt hatte, der anders aussieht als Domingo, wahrhaftig, ganz anders! Die Eltern drohten. Adela blieb lange halsstarrig. Endlich sagte sie zu. Aber sie stellte eine Bedingung: erst müsse Domingo den Bartolo beseitigen, ihn umbringen in einem ehrlichen Kampf oder ihn doch wenigstens so zurichten, daß er sich nicht mehr sehen lassen könne." — „Sie stiftete den Domingo Cachuyuyal zum Mord an? Eine tolle Adela!"
„Warum gebrauchen Sie so harte Worte, Señor! Übrigens besteht keine Aussicht, daß Domingo den Kapitän der ‚Quisquilla' besiegt. Er ist schon so oft gegen ihn angetreten, hat aber wenig ausrichten können. Seit fast drei Jahren ist Feindschaft zwischen den beiden. Und jedesmal, wenn Bartolo Puerto Refresco anläuft, gibt es für uns eine kleine Aufregung. Auch heut wird das so sein. Aber auch heut wird Domingo nichts ausrichten. Sie werden es ja bald erleben!"
„Und wo findet der Kampf statt?"
„Hier im Hafen. Sobald die ‚Quisquilla' festgemacht hat, geht's los. Ganz Puerto Refresco weiß das. Und ganz Puerto Refresco wird dabei sein."
Die ‚Quisquilla' lief ein. Sie machte fest. In den beiden Straßen, die auf den Platz vorm Hafen mündeten, wurden jetzt die Bewohner von Puerto Refresco sichtbar. Sie hatten wohl alle die ‚Quisquilla' längst erspäht. Und sie wußten, was nun kam. Unten, weiter rechts von uns, saßen und standen sie bald Kopf an Kopf im Schatten der Häuser. Rufe, deren Sinn ich nicht verstand, gingen über den Platz. Von der ‚Quisquilla' näherte sich nun dem Hause Zapigas der Kapitän Andacaba. Ich hätte gewußt, daß er es war, auch wenn Tomas Vadillo es mir nicht gesagt hätte.
Andacaba war eine recht angenehme Erscheinung, und ich konnte verstehen, daß sich Adela Botija in ihn verliebt hatte. Er war groß und breit, sein schwarzes Haar war glatt nach hinten gekämmt, sein Bärtchen glänzte von Pomade. Der Kapitän trug, sehr verwegen und sehr schräg, eine Schirmmütze mit einem goldenen Anker und irgendeinem Wappentier darüber und zu seiner etwas ausgefransten Hose eine Jacke, die früher einmal blau gewesen sein mochte, und an der noch Reste goldener Tressen zu erkennen waren.
Er lachte, grüßte nach allen Seiten hin, ließ sich nicht durch Worte, die man ihm zurief, beirren. Es war, als gehe er über eine Theaterbühne. Er kam zu uns, verbeugte sich, als er in den Schatten trat, und setzte sich an das Nebentischchen. Langsam rückten die Leute näher, und bald waren alle Tische vor dem Hause Pedro Zapigas besetzt. Mit Männern, versteht sich!
Zapiga brachte dem Kapitän den Wein, den er bestellte. In dem Augenblick tauchte Domingo Cachuyuyal auf. Ich muß sagen, daß ich etwas enttäuscht war und zugleich Mitleid hatte mit dem kleinen, netten Domingo, der erschien, um gegen den riesenhaften Kapitän zu kämpfen.
„Komm heraus, Bartolo!" rief er dem Sitzenden zu. Er stand mit bloßen Fäusten da, hatte die Augen zusammengekniffen und starrte seinen Gegner an. Der blies Rauchringe aus seiner Zigarette in die stille und sehr heiße Luft.
Ein paar Männer lachten. Mädchen feuerten durch Rufe den Domingo an. Andacaba blieb ruhig sitzen. „Laß doch endlich den Unsinn, Domingo. Komm her und trink ein Glas mit mir!"
Domingo kam. Aber nicht, um Wein mit Bartolo Andacaba zu trinken. Er trat dicht an den Kapitän heran und setzte ihm mit all der Kraft, die in ihm steckte, seine rechte Faust zwischen die Augen. Frauen schrien auf vor Freude. Männer sprangen hoch oder schüttelten den Kopf.
„Aber das ist doch Wahnsinn!" sagte ich zu Vadillo. „Er wird den Domingo zu Brei schlagen!"
Tomas Vadillo legte beruhigend seinen Arm auf meine Schulter: „Lassen Sie ihn, Señor! Es wird nichts weiter geschehen. Wir haben eine kleine Aufregung, und die Bewohner von Puerto Refresco auch!"
Ehe der Kapitän es verhindern konnte, bekam er den zweiten und gleich danach den dritten Hieb. Ich sah, daß Domingo ganz anständig zuschlug und war davon überzeugt, daß er in der letzten Zeit eifrig trainiert hatte.
Aber nun sprang Andacaba auf, ergriff das linke Handgelenk Domingos, drehte es herum, und sein Gegner brüllte auf vor Schmerz. Mit der Rechten schlug er dabei noch ein paarmal kräftig zu, dem Kapitän mitten ins Gesicht.
Dann aber hob ihn Andacaba hoch und trug den heftig Strampelnden hinunter zum Hafenwasser, gefolgt vom größten Teil der Zuschauermenge. Er hielt den Domingo über seinen Kopf und warf ihn dann in weitem Bogen ins Wasser.
Aber er konnte es nicht verhindern, daß Domingo im letzten Sekundenbruchteil Ärmel und Kragen der Kapitänsjacke zu packen bekam und einen erheblichen Teil dieses sehr brüchigen Bekleidungsstückes mitnahm und zu gleicher Zeit so furchtbar mit der Stiefelspitze gegen das Kinn Andacabas schlug, daß der taumelte und zur Freude der Zuschauer langhin aufs Pflaster fiel.
Domingo Cachuyuyal tauchte prustend gleich wieder auf und schwamm ans Land. Triefend, mit üblem Schlamm bedeckt, stürzte er sich sofort auf den Kapitän, der sich seiner Schläge zwar leicht erwehrte, der aber doch recht mitgenommen aussah im Gesicht.
Der Kampf war in vollem Gange, als die Obrigkeit von Puerto Refresco erschien, würdig vertreten durch den alten und ehrenwerten Señor Falda. Zum größten Bedauern aller Zuschauer trennte er die Gegner. Domingo Cachuyuyal ging wie ein Triumphator durch die Menge. Bartolo Andacaba ging auf sein Schiff, ebenfalls wie ein Triumphator. Ich selber war mir nicht klar darüber, wer Sieger geblieben war.
Aber meine Ansicht war höchst gleichgültig. Als ich nach etwa sechs Monaten wieder nach Puerto Refresco kam, mit Tomas Vadillo im Schatten des schäbigen Sonnensegels saß, das vor dem Hause Pedro Zapigas aufgespannt war, und an den Kampf erinnerte, meinte Vadillo lachend: „Aus! Es gibt keinen Kampf und auch keine Aufregung mehr in Puerto Refresco!"
Ich sah ihn fragend an. „Sie werden staunen, Señor!" sagte er, „Adela Botija hat kurz nach dem letzten Kampf den Domingo Cachuyuyal geheiratet. Und Bartolo Andacaba verläßt nur noch selten und höchst ungern seine ‚Quisquilla', wenn er in den Hafen kommt!"
„Also hat Domingo doch gesiegt? Also hat er seinen Gegner damals doch so zugerichtet, daß er sich nicht mehr sehen lassen kann?"
„Kaum, Señor! Aber wer kann wissen, wie Adela Botija darüber denkt! Sie lebt sehr glücklich mit ihrem Domingo. Eine vorbildliche Ehe! Ach, Señor, wer findet sich zurecht in den Herzen der Frauen!"
Tomas Vadillo trank hastig seinen Wein aus, stand auf und verschwand nach links. Er schien es sehr eilig zu haben. Denn an der rechten Hausecke erschien seine Frau, Doña Carmen, watschelnd, breit, sehr dick und mit zornigem Gesicht.

DER KUCKUCK

Von Georg Britting

Wenn der Kuckuck schreit:
Schüttel dein Geld,
Daß es sich mehre!

Oder zähle die Zeit!
So oft er schreit,
So viel Jahre
Bist du noch auf dieser
glühenden Welt.

Er sagt das Wahre.
Du glaubst nicht daran?
Die rote Himbeere
Sieht dich erschrockenen
Auges an.

SIEG DES PLAUDERERS

VON JOSEF ROBERT HARRER

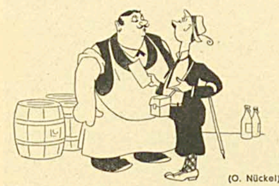
Manchmal hat man das Bedürfnis, mit keinem Menschen in ein Gespräch zu kommen. Letztens saß ich mit diesem Bedürfnis in einem Eisenbahnabteil einem Mann gegenüber, dem ich an der Nase ablas, daß er gerne eine Plauderei beginnen wollte. Er lächelte und meinte:
„Kein schönes Wetter! Die Westwinde bringen Regenwolken!"
Sollte ich kurz antworten? Sollte ich nur stumm nicken? Da kam mir ein prächtiger Einfall. Ich konnte seine Plauderwünsche auch durch gesteigertes Dampfplaudern vertreiben. So erwiderte ich ernst und sachlich:
„Es ist kein Westwind, der weht, es ist nur beinahe ein Westwind, ganz genau gesagt: ein um einen Winkel von neun Graden und 37 Minuten von der West-Ost-Achse abweichender Wind. Der Wind bringt zwar Wolken, aber da er eine leicht zur Erde herabstreichende Tendenz zeigt, wird es kaum zu Niederschlägen kommen. Die Statistik der sich senkenden Winde stellt fest, daß — —"
So faselte ich eine gute Viertelstunde lang. Als ich endlich schwieg, nickte mein Nachbar anerkennend, ja, bewundernd. Und jetzt dachte er über meine Worte nach, die ihn, gespickt mit erfundenen Fachausdrücken wie ein Rehbraten mit Speck, mehr als verwirrt hatten. Ich hatte erreicht, was ich wollte: er schwieg. Aber eine halbe Stunde später war er wieder soweit, ein Gespräch zu beginnen. Er wies aus dem fahrenden Zug und meinte:
„Eine hübsche Stadt dort drüben, nicht wahr?"
Wieder würde als Antwort ein Nicken genügt haben. Aber ich mußte seine Plauderwünsche erwürgen. Ich begann also phantasierend:
„Ja, eine kleine Landstadt, die urkundlich schon im Jahre 1237 nachzuweisen ist ... Und außerdem ist die Stadt durch den mit fünfeckigen Löchern versehenen Hartkäse bekannt ... Auch in der Kunstgeschichte wird die Stadt angeführt; im Sitzungssaal des Rathauses hängt nämlich ein Bild, das von der Stadt selbst für einen echten Eduard Cranach angesehen wird, ja, für einen Eduard! Nun gehen aber die Meinungen auseinander, da einige Gelehrte behaupten, daß in diesem Cranach bestenfalls ein Schülerbild zu sehen sei. Andere sprechen wieder dem Bilde überhaupt — — —"
Ja, ich erfand und erfand, und mein Gegenüber staunte über meine Weisheit. Als ich endete, nickte er nur. Es hatte ihm für etliche Zeit die Rede verschlagen. Nach einer Viertelstunde sagte er unvermittelt:
„Und was ist Ihre Meinung über — —"
Ja, auch darin war ich bewandert. Meine Phantasie tollte nur so! Ich hielt sofort einen fünfzehnminutenlangen Vortrag, daß ihm der Mund vor Staunen offen stand. Er sagte:
„Sie sind ja ein lebendes Konversationslexikon! Ich habe noch nie auf einer Reise einen so gescheiten Mitreisenden angetroffen!"
Plötzlich stockte er. Eine hübsche Dame stand vor unserem Abteilfenster und sah wie zufällig zu uns herein. Er sagte hastig:
„Sie wissen aber auch alles! Können Sie mir vielleicht auch über diese Dame etwas sagen?"
Ich war nun einmal im Dampfplaudern. Ich sagte:
„Natürlich kann ich das! Eine schöne Frau! Ich kenne sie schon lange. Sie folgt mir seit Jahren; auf jeder meiner Reisen ist sie wie ein Schatten hinter mir her. Ja, eine herrliche Frau! Eine Figur, einfach klassisch! Ich kann Ihnen verraten, daß sie zu küssen versteht, daß die Venus im Altertum eine winzige Null dagegen war! Und wenn man nur ein wenig nett zu ihr ist, dann — —"
Mein Nachbar war während meiner Worte immer erregter geworden, was mich nur zu hitzigeren Worten anstachelte. Jetzt unterbrach er mich:
„Mein Herr, bisher glaubte ich, daß Sie nur ein Dampfplauderer seien; denn was Sie da über die Westwinde, die kleine Landstadt mit ihrem Cranach und über das andere sagten, das war doch blühender Unsinn! Ist das, was Sie über die Dame behaupten, auch nur Erfindung oder —?"
Auf solche Worte war ich nicht gefaßt. Ich starrte meinen Reisegefährten an und sagte:
„Sie behaupten da Dinge, die Beleidigungen sind! Ich bemühte mich, Sie zu unterhalten, Sie zu belehren, und Sie stellen solche Anschuldigungen gegen mich?"
„Antwort will ich!" schrie der Herr. „Ist die Frau Ihre Freundin oder nicht?"
„Zum Teufel, nein!" erwiderte ich. „Ich kenne sie gar nicht!"
„Ihr Glück!" sagte erleichtert mein Gegenüber. „Sie müssen nämlich wissen, daß die Dame meine Frau ist. Wir sind nur ein wenig böse miteinander, deshalb reist sie in einem anderen Abteil! Jetzt aber dürfte sie wieder gut sein, sie lächelt ja noch immer herein! Da erlauben Sie wohl", fuhr er ironisch fort, „daß ich Sie verlasse und wieder meine Frau aufsuche! Ehrlich gesagt, fahre ich nicht gerne mit Leuten, die so viel schwätzen und plaudern wie Sie!"
Er ging. Ich war nicht unbedingt Sieger dieser Episode zu nennen; aber schließlich tröstete ich mich damit, daß ich doch erreicht hatte, was ich wollte: ich war allein und brauchte keinen geschwätzigen Reisegefährtin mehr zu fürchten.

Sommertag / Von Maximilian Brantl

Sonne! sollst mit holden Strahlen
schimmern mir ums feuchte Haupt!
Wolke! weiße Bilder malen,
bis es ruht und träumt und glaubt.

Lebendes! im Duft der Wälder,
Seliges! im Windeshauch,
Herz! im Rauschen heller Felder
atmet die Geliebte auch!

LIEBER SIMPLICISSIMUS



(O. Nückel)

Ich zerbrach in einem Sommerfrischengasthof eine Fensterscheibe. Auf der Wochenrechnung fand ich zwei Scheiben berechnet. Auf mein Befragen erklärte der Wirt:
„Stimmt ja eh! Was wollen S' denn? Die Scheiben, die Sie zerbrochen haben, und die Scheiben, die ich dafür neu hab einsetzen müssen —" J. H. R.

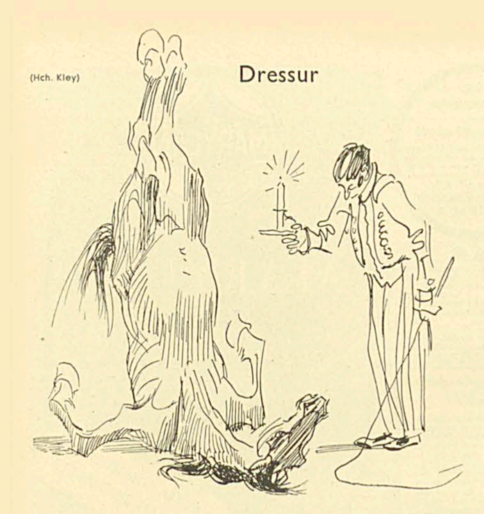
Tennisplatz am mittleren Neckar. Flotter Ballwechsel. Die Balljungen haben nichts zu tun und vergnügen sich damit, Groschenstücke in die Luft zu werfen und dann mit dem Munde aufzuschnappen. Dabei passiert es einem, daß er einen Groschen verschluckt. Gleich denunzieren ihn die andern: „Dr Gunther hot a Zehnerle gschluckt!" Mit gespielter Besorgnis um seine Gesundheit sage ich, da werde man ihm wohl den Bauch aufschneiden müssen. Darauf ein Balljunge: „Ha, no, wege' zehn Pfennig!" D. D.

Frau Schramm suchte ein Hausmädchen. Es meldete sich auch eines. Minna hieß es.
„Sie müssen also das Haus allein in Ordnung halten", begann Frau Schramm, „Sie müssen unsere zwei Kinder beaufsichtigen — dem Otto bei den Schularbeiten helfen — den Gemüsegarten ausjäten, die Blumenbeete jeden Tag gießen — die Ziegen melken — das Geflügel füttern — Wäsche ausbessern — Holzhacken — die Wäsche waschen Sie auch allein — und dann noch das Übliche: kochen, bügeln, nähen, putzen, bohnern, wischen, scheuern — ja richtig, vom Schneidern verstehen Sie doch hoffentlich auch etwas — —"
„Sind Schieferplatten im Haus, gnädige Frau?"
„Schieferplatten? Wozu?"
Minna sagte sanft: „Ich könnte in meiner freien Zeit noch das Dach decken." J. H. R.

Huschenreuther hatte einen herrlichen Hahn. Als er ihn kaufte, wog er achtzehn Pfund. Dann aber magerte er zusehends ab.
„Ist euer Hahn krank, Huschenreuther?"
„Nein. Er hat zu viel Glück!"
„In der Liebe?" — „Mit Wetten!"
„Wieso dies?" — Huschenreuther erklärte es mir:
„Jeden Tag wette ich mit dem Hahn, ob ich ihm ein Pfund Mais oder mir ein Glas Bier kaufen werde. Der Hahn behauptet, ich werde mir für das Geld wieder Bier kaufen. Ich wette, daß ich ihm dafür Mais kaufen werde. Und was sagt man zu seinem Glück? Jeden Tag gewinnt er seine Wette — —" J. H. R.

(Hch. Kley)

Dressur



Urbild des Skurrilen / Von Hellmut Draws=Tychsen

Ich zünde auf dem Berge dürre Hölzer an
Und laß sie lustig in den Abend prasseln.
Es freut den Bergwind, daß er blasen kann,
Und ganz entsetzt entfliehen rings die Asseln.

Das Feuer schwelt, das Feuer flackert lichterloh.
Ich hocke an dem Brand, mich zu erwärmen.
Ein Kobold huscht heran von irgendwo:
Daß ich sein Kraut verbrenne, macht ihn härmen.

Er hebt die feinen Hände drollig bittend hoch
Und speichelt in den Brand, ihn zu verderben.
Ich sehe, wie der dünne Strahl zur Flamme bog
Und wie die Flamme aufbäumt, traurig abzusterben.

Das Feuer brach, und als ich zornig um mich schau,
Kann ich den flinken Gnom nicht mehr erhaschen.
Wohl spür' ich Ärger, doch ich weiß genau,
Späß' ich mit Laurin so, er würd' mich paschen,

Bis mir des Ohres Trommelfell in Krach zersprang.
Denn töricht ist der Mensch; ihm bleibt nur abzuwarten.
Er meint, er nähm' in Moos und Ried den Gang,
Und er zertritt den allerschönsten Rosengarten.

Christophus' eitle Liebe / Von Jo Hanns Rösler

Kränk Dich nicht, Maria, schrieb er ihr, kränk Dich nicht, wenn Du diesen Brief liest. Du weißt, ich liebte Dich. Du warst mir mehr, als ich es mir oft selber eingestehen wollte. Entsinnst Du Dich noch des zweiten Tages unserer Liebe, als wir uns in der kleinen Konditorei verabredet hatten und ich Dir abschrieb, weil ich weder am Nachmittag noch Abend Zeit hätte? Damals log ich. Ich war am Nachmittag frei und auch am Abend, ich lief durch die Straßen, ich sah Dich durch die Fenster an dem kleinen Tisch sitzen. Aber ich ging nicht zu Dir. Ich wollte wissen, wie sehr Du mir fehlst. Und dann wußte ich es, und dann kam ich und dann blieb ich bei Dir. Wir sprachen von morgen, wir bauten ein Haus mit Wünschen, sogar die Blumen unseres Gartens sahen wir schon blühen und kannten die Bank, die unter dem blauen Flieder neben dem Goldregen stand. Die Bank ist nie errichtet, der Flieder nie gepflanzt worden. Wir lebten so lange im Vorzimmer des Glücks, daß wir nicht den Mut fanden, die Tür zu öffnen und einzutreten. Und wir gewöhnten uns daran, daß die Tür geschlossen blieb. Eines Tages fühlte ich, daß ich Dich nicht mehr liebte. Es kam so plötzlich, ohne jeden Anlaß, ich erschrak und tröstete mich. ‚Es wird schon wieder werden, wie es war', dachte ich und blieb bei Dir. Ich hätte auch nicht von Dir gehen können, denn Du hättest diesen Schmerz nicht überwunden. Das war genau heute vor einem Jahr. Seitdem warte ich auf die Stunde, wo ich Dich wieder lieben würde. Die Stunde kam nicht. Ich weiß, liebste Maria, ich tue Dir weh, Deine Liebe zu mir ist so grenzenlos, daß Du es nie verstehen wirst, wenn ich Dich bitte, daß wir uns morgen zum letzten Male sehen. Sprich nicht über diesen Brief, Maria, wir können über diese Dinge nicht reden. Versuche, mich zu verstehen, Maria! Geht nicht auch das Jahr zu Ende, legt sich nicht auch die Natur zur Ruhe, die im Frühling in die Ewigkeit zu wachsen schien? Hat die Liebe nicht das gleiche Recht? — Der Mann, der dies schrieb, las den Brief noch einmal durch, nickte zufrieden, faltete den Brief zusammen, steckte ihn in einen Umschlag, dessen Anschrift er geschrieben hatte, als er mitten im Brief nach Worten suchte. Dann verließ er das Zimmer, um den Brief in den Kasten zu werfen und gut zur Nacht zu essen.

„Ich muß Ernstes mit dir sprechen, Christophus", sagte Maria, als sie sich nach einem langen Tag die Hand zum Abschied reichten, „hast du noch fünf Minuten Zeit für mich?" Christophus dachte an seinen Brief und wurde blaß. „Bitte", sagte er tonlos, „was hast du mir zu sagen?"

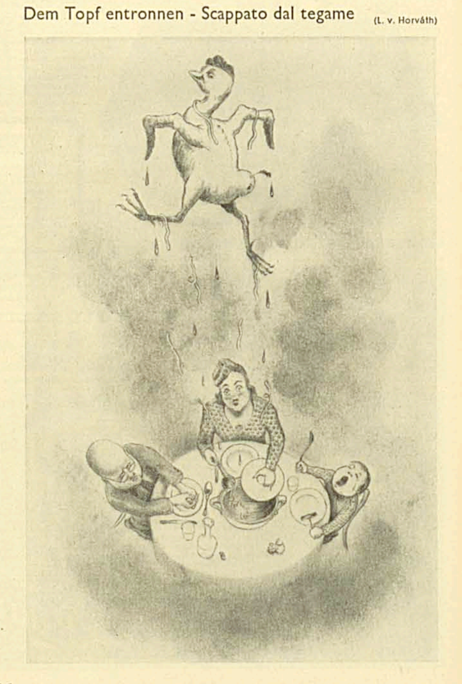
„Wir wollen uns von heute an nicht mehr sehen", antwortete sie ruhig, „es ist nicht mehr das Alte zwischen uns, ich spüre es schon lange, aber ich fand nicht den Mut, dich um unsere Trennung zu bitten. Ich weiß, wie grenzenlos du mich liebst, ich wollte dir nicht wehe tun mit dem Geständnis, daß ich dich nicht mehr liebe. Ich liebe dich schon seit einem Jahr nicht mehr. Aber durfte ich es dir sagen? Würdest du daran nicht zerbrechen in deiner Liebe zu mir? Heute kann ich einfach nicht mehr weiter. Ich habe Angst gehabt vor diesem Augenblick, Christophus, jetzt fühle ich, es ist leichter, als ich fürchtete — sprich jetzt nicht, Liebster, sag kein Wort — gib mir deine Hand, küsse mich noch einmal, zum letztenmal, Christophus! Dann geh! Bleib nicht in der Türe stehen, blick dich nicht um — wir würden sonst zueinander zurücklaufen und dann erschrocken fragen, warum sind wir zurückgelaufen? — gehe jetzt, Christophus! Gute Nacht, Christophus!" Christophus ging. Er blickte nicht zurück.

„Ein tapferes Mädel!" dachte er dankbar, „kein Wort sprach sie über meinen Brief. Wie muß sie mich lieben, daß sie die Schuld der Trennung auf sich nahm, daß sie mir keinen Vorwurf machte, daß sie so tat, als käme der Wunsch von ihr. Arme Maria! Ich weiß, wie du jetzt traurig bist — aber daß du meinen Brief nicht erwähntest, zeigt mir, wie sehr du mich auch heute noch liebst. Sicher hofftest du, daß ich dein Opfer nicht annehmen würde, bei dir bliebe, den Brief und alle seine Geständnisse zurücknähme — —"

Als Christophus heimkam, erschrak er. Auf dem Tisch lag der Brief, den er gestern Maria geschrieben. Er hatte vergessen, ihn wegzuschicken. Da ließ sich Christophus auf einen Stuhl fallen und verstand die Welt nicht mehr.

Dem Topf entronnen - Scappato dal tegame

(L. v. Horváth)



Das Deckblatt

(K. Heiligenstaedt)



„Ich habe mir gegen Sonnenbrand ein Blatt auf die Nase geklebt — erinnere mich, bitte dran, daß ich es wegnehme, wenn jemand kommt, Lydia!“

La foglia protettrice: “M' incollai una foglia sul naso contro il brucior del sole. Ti prego, Lidia, di ricordarmelo, perchè, se viene qualcuno, me la tolga via!„

DIE TRANSAKTION

VON CHRISTOPH-E. HELK

Sonntag, den 15. Juni.

Liebste Käthe!

Du hast doch vor Deiner Verheiratung mehrere Jahre auf einer Bank gearbeitet; da kannst Du mir sicher in einer Sache Auskunft geben, in der ich absolut nicht klar sehe. Es handelt sich um einen Scheck, — aber ich fange besser ganz am Anfang an.

Also, Alfred hat mir doch ein Konto auf meinen Namen bei der Bank hier eingerichtet, auf das er mir jedesmal am Ersten eines Quartals das Haushaltsgeld für das ganze Vierteljahr einzahlt. Ich soll mich daran gewöhnen, selbständig mit Geld umzugehen, soll disponieren lernen und allerlei so Sachen. Du weißt ja, wie Männer manchmal sein können und was für komische Ideen sie oft aushecken.

Mir wäre es viel lieber, Alfred würde mir mein Haushaltsgeld in bar geben. Am liebsten jede Woche, dann weiß ich, was ich habe, und würde versuchen, jede Woche etwas für meine Schwabbelkasse übrigzubehalten. So habe ich nie etwas übrig. Im Gegenteil. Spätestens ab Mitte des letzten Monats im Quartal ist größte Ebbe auf meinem Konto.

Was den Haushalt anbelangt, ist das ja nicht so schlimm. Da laß ich eben anschreiben. Und Briefmarken, die man unkulanterweise auf der Post nur gegen bar bekommt, klaue ich mir eben von Alfreds Schreibtisch. Aber die Straßenbahn — das ist der wunde Punkt. Du glaubst nicht, welche Strecken ich jedesmal Ende März, Juni und September zu Fuß zurücklege. Dezember ist besser, da bekomme ich meistens etwas extra für Weihnachten.

Also, gestern kam doch Alfred, ich müßte ihm für ein paar Tage mit hundert Mark vom Haushaltsgeld aushelfen. Ein guter Bekannter hätte ihn um hundert Mark gebeten und er möchte nicht nein sagen, das sähe so dumm aus, aber er hätte zufällig nicht mehr so viel auf seinem Konto. In ein oder zwei Tagen erwarte er einen größeren Eingang und würde mir dann die hundert Mark wieder überweisen. Ich hätte ja sicher noch genug Geld, es wäre ja erst der Vierzehnte.

Ja, Kuchen! Ein paar Mark hatte ich noch auf der Bank, das war alles. Aber das wollte ich um nichts auf der Welt eingestehen, denn dann wird Alfred immer gleich so schrecklich böse: ich wäre eben leichtsinnig und würde nie lernen, mit Geld umzugehen, und lauter solche dummen Redensarten.

Zum Glück war Sonnabend und die Bank schon geschlossen.

„Nun, dann gib mir einen Scheck", meinte Alfred. „Ich gebe ihn einfach weiter, dann steht das Geld ja Montag zur Verfügung."

Ich weiß, man soll keinen Scheck ausstellen, wenn nichts auf dem Konto ist. Das hat mir Alfred oft genug eingeschärft. Aber was sollte ich machen? Ach was, dachte ich, heut und morgen ist Zeit genug, um irgendwo hundert Mark zu pumpen. Dann zahle ich sie Montag gleich in aller Frühe auf der Bank ein, und alles ist in Ordnung. Ich schrieb also dreist den Scheck aus und gab ihn Alfred.

Dann rief ich meinen Vetter Herbert an, ich müßte ihn dringend sprechen, und bat ihn, am Nachmittag zum Tee zu kommen. Herbert ist immer gefällig, er trat also pünktlich an, und bei einer Tasse Tee klagte ich ihm mein Leid, daß ich für zwei bis drei Tage unbedingt hundert Mark brauche.

Leider hatte Herbert keine hundert Mark bei sich. Aber er tröstete mich. Ich könne ganz beruhigt sein. Irgendwie und irgendwoher würde er sie ganz bestimmt bis zum Sonntag beschaffen.

Als ich heute vormittag von einem kurzen Besuch zurückkam, gab mir Elise einen Briefumschlag, den Herbert, der in der Zwischenzeit dagewesen war, für mich zurückgelassen hatte. Freudestrahlend öffnete ich ihn. Er enthielt ein Notizbuchblatt mit ein paar Zeilen Herberts, er hätte leider kein Bargeld bekommen können, nur den beigefügten Scheck über hundert Mark, der es aber wohl auch täte. Und der Scheck war mein Scheck! — Herbert muß ausgerechnet Alfreds Bekannten angepumpt haben.

Nun weiß ich nicht, kann ich meinen Scheck, für den doch keine Deckung da ist, auf mein Konto einzahlen? Und würde das Konto dann Deckung für den Scheck haben, oder würde es eben keine Deckung haben, weil der Scheck ja nicht gedeckt ist? — Und schuldet mir Alfred nun noch hundert Mark oder nicht, weil ich doch meinen Scheck wiederbekommen habe, und schulde ich Herbert hundert Mark für meinen eigenen Scheck?

Erst habe ich bei Herbert angerufen, aber der war nicht da. Und dann rief ich bei Dir an, und Dein Mädchen sagte mir, Du würdest erst gegen Abend zurück sein. Nun soll Elise, wenn sie heute nachmittag ausgeht, diesen Brief bei Dir abgeben. Rufe mich dann, bitte, sofort an, wenn Du zurück bist und ihn gelesen hast.

In Eile Deine ratlose

Ingrid.

P. S. Verbrenne diesen Brief!

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 12761). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Okt. 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.



Dirndl-, Trachten-, Dekorations-, Bezugs-Stoffe

Aus eigener Erzeugung

Bäuerlicher Hausrat

München, Residenzstraße 3, an der Hauptpost, Telefon 24305



JETZT ZUM HALBEN PREIS!

Auserlesene Werke berühmter Meistererzähler
Zobeltitz, Vier von den Quitzows / **Richter,** Fonti / **Pergande,** Der tapfere Ludwig / **Haireddin,** Weib in der Steppe / **Bach,** Der Page Konstantin / **Stratz,** Der Bauer in der Au. 6 Ganzlbd. m. Goldaufdruck, ausgesucht gedieg. Ausstattung, verlagsneue Originalbd. **Gesamtpreis: statt früher RM 30.— jetzt RM 14.50** Ladenpreis einschließl. Versandspesen bei Monatsraten von nur RM **3.–** Erste Rate bei Lieferung. Erfüllungsort: Berlin-Lichterfelde.
R. WICHERT, Buchhandlung, BERLIN-LICHTERFELDE 1 R

Wo ist die Dame

die keinen Wert auf eine formschöne, harmonisch durchgebildete, anziehende Figur und dementsprechende gesund-weibliche, leistungstüchtige Konstitution legte?

Das Mittel, solches zu erreichen, ist

VITA-PLASTIKUM BERGK,

die moderne Kombinationsbehandlung mit den Vitaminen A, B, C, E in Verbindung mit Grundnährstoffen und ansatz- und kraftbildenden vegetabilischen, mineralischen und animilischen Faktoren, die mit Recht so viel von sich reden macht.

	Kl-Pack.	½-Kur	1/1-Kur
Pulver dazu Creme	7.00	12.00	20.00

und Versandkosten 0.50 / Nachnahme extra.
Ausführliche Druckschrift kostenlos (verschlossen 0.24).

Versand-Labor H.B., Weixdorf/Kr. Dresden 527

MULCUTO DIAMON ZWEISCHNEIDER

1 VORRASUR
2 NACHRASUR
3 TASTKERBE
D.R.P.
FÜR DEN STÄRKSTEN BART

Die praktische Erfindung mit **2** verschiedenen Schneiden für Vor- und Nachrasur

Gebrauchsanweisung:
Normalschneide Nr. 1 für die Vorrasur
Hohlschliffschneide Nr. 2 für saubere Nachrasur
Tastkerbe Nr. 3 (D.R.P.) zur mühelosen Unterscheidung **beider** Schneiden

Rasierproblem 100% gelöst

6 ₰ 9 ₰ 13 ₰

In den Fachgeschäften zu haben

Mulcuto-Werk, Solingen

Humor im Heim und an die Front

18 Bücher köstlichen Humors in 3 Kassetten

Jed. Buch kann als Feldpostpäckchen verschickt werden.

1. Kassette: Inhalt 6 Bände wie folgt:
1. Bruno Wolfgang: Der heilige Bürokratius
2. Frank Heller: Ehrenmänner
3. C. Stephenson: Die Krone der Schöpfung
4. H. Rösler: Nur keine Übertreibungen
5. E. Henthaler: Mei Onkel Jodok
6. Wendelin Überzwerch: Ein seltsam Ding

2. Kassette: Inhalt 6 Bände wie folgt:
1. Strobl: Das blaue Wunder
2. Mungo: Die Marsbewohner sind da!
3. Rösler: Das schönste Mädchen der Welt
4. Bruno Wolfgang: Ich hab' genug!
5. E. Henthaler: Amor in Nagelschuhen
6. Wendelin Überzwerch: 100 Punkte

3. Kassette: Inhalt 6 Bände wie folgt:
1. K. H. Strobl: Das beschwipste Karussell
2. Zinn: Bitte um milde Beurteilung
3. Lederer: Blauer Dunst
4. C. Stephenson: Mit Lippenstift und Lippengift
5. Rodusch Menzel: Unglaublich, aber wahr
6. Frank Heller: Odysseus oder die Sieben Menus

Jede Kassette Inhalt 6 Bände mit feinen vielfarbigen Schutzumschlägen, Preis jeder Kassette 20.— RM., Monatsraten 2.— RM., erste Rate nach Erhalt der Werke. Kataloge und Prospekte über weitere Bücher verlangen Sie bitte gratis. Erfüllungsort München.

Ed. Emil Thoma
Reise- und Versandbuchhandlung
München 2, Weinstraße 9



Drückende Kopfschmerzen

verschwinden schnell

wenn die Ursachen der Schmerzen sofort bekämpft werden. Webers Tabletten gegen Schmerzen (**Herbin-Stodin**) haben sich seit 15 Jahren bei quälenden Kopfschmerzen, Grippe, Zahnschmerzen und Schmerzen nervöser und rheumatischer Art als überaus wirksam erwiesen. Am besten Sie verlangen in der Apotheke einfach Webers Tabletten gegen Schmerzen, denn diese packen das Uebel an der Wurzel u. bringen die gewünschte Erleichterung. Achten Sie aber immer auf das H im Dreieck.

jetzt 10 Tabletten RM 0.52
20 Tabletten „ 0.91
60 Tabletten „ 2.20

Herbin-Stodin
Webers Tablette gegen Schmerzen
H. O. A. WEBER · MAGDEBURG



B

DAS GROSSE AUSTRIA A-B-C

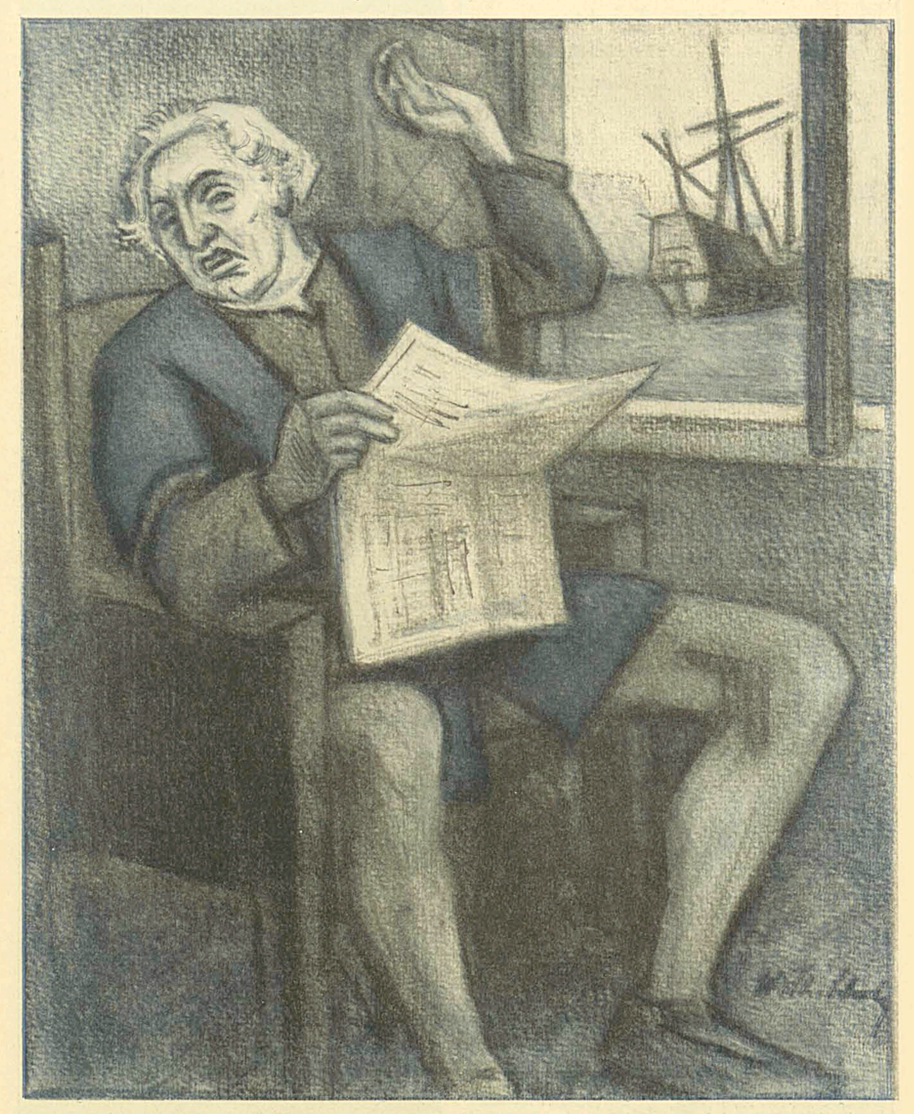
„BLUME" – wer drückt es aus und wer beschreibt es, was in diesem Worte steckt? Wie die „Blume" eines guten auserlesenen Weines dem Kenner reine, unverfälschte Qualität verrät, so weiß der Raucher schon beim ersten Zug aus seiner Zigarette, ob sie „Blume" hat.
Austria-Zigaretten sind wegen ihres blumig duftenden Aromas überall begehrt, und deshalb heißt es mit Recht:

Austria Zigaretten
sind gut und ein besonderer Genuß von A-Z

MILDE SORTE 4 Pf. MEMPHIS 4 Pf. III. SORTE 5 Pf. NIL 6 Pf.

Christoph Kolumbus in Gedanken

(Wilhelm Schulz)



„Die Sache mit dem Ei war ja ganz originell von mir — aber Amerika hätte ich nicht zu entdecken brauchen!"

Cristoforo Colombo meditabondo: "La mia trovata dell' uovo fu bensì originalissima; ma non occorreva ch' io scoprissi l' America!„

München, 20. August 1941
46. Jahrgang / Nummer 34

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Drei Möglichkeiten

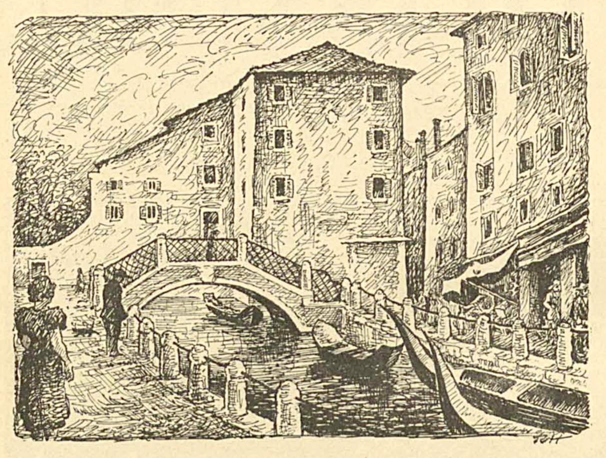
(Wilhelm Schulz)



„Übrigens, Wanja kommt auch nicht wieder!" — „Soso, wurde er von vorne oder von hinten getroffen, oder hat er sich selbst erschossen?"

Tre possibilità: "Del resto, anche Vanja non torna più!„ — "Ah così? . . . Venne egli colpito davanti o di dietro? . . . o si sparò un colpo da sè?„

Venezianische Motive — Motivi veneziani



(R. v. Hoerschelmann)

Mitten im Sommer

Von Eugen Roth

Bist du es noch, Wind,
Der ins Laub du springst
Und singst wie ein Kind
Und die Harfe schlägst
Und den Duft verträgst
Weithin von Rose und Nelke?

Oder bist es schon du,
Bote vom Herbst,
Der den Wald du verfärbst
Und das erste Blatt,
Das kraftlose, welke,
Reißest aus der Bäume Gebälke
Und wirbelnd es schwingst
Hoch über die Stadt?

O Wind, o Wind,
Oh, sag, was du bringst
Und ob du die letzte Strophe schon singst
Vom Sommergedicht . . .

Herbst ist es noch nicht:
Nach dem Regenguß,
Nach dem Morgenrauch
Ward der Tag wieder schwül.
Doch im Dickicht, grün, kühl,
Steht das Schattengesicht,
Zittert das Herbstgefühl
Und im frühen August
Schon Septemberlicht,
Dies klirrende Schwerterlicht.
Und der Himmel so rein
Im Wind, im blanken,
Als sollt ohne Lust
Und süßen Gedanken
Das Jahr nun sein . . .

In des Windes Gesang
Hinunter den Hang
Und entlang am Fluß
Tu ich wieder den Gang,
Wo die Pappel sich hebt
Hoch in den Raum
Und der mächtige Weidenbaum.
Je nachdem, wie der Wind die Blätter belebt,
Rieselt's kühl oder heiß,
Glänzt das Laub, schwarzgelackt,
Oder, festgepackt
Vom lodernden Hauch,
Zeigt es zitternd den Bauch,
Vom Flaum grauweiß.

Meines Schrittes Alarm
Auf dem Kiese hart
Scheucht die Enten fort
Aus den Buchten warm.
Sie fürchten des Menschen Tücken.
Sie rudern breit in den Fluß hinaus
Und ängstlich schauen die Mütter aus
Nach ihren winzigen Kücken.
Die Schwalben schrill
Hinfahren im Wind,
Unter hängende Zweige sich bücken
Die Möven still.
Wie Rosen das Wasser zu schmücken.
Und das Starenvolk schnarrt,
Eine Wolke dort,
Wie ein riesiger Schwarm von Mücken.

Bis zum Wegrand hart
An die Räderspur,
Von Neugier genarrt,
Das üppige Zeug
Herwuchert in gierigem Lodern.
Daß eins sich über das andre beug'
Und vorwitzig noch durch die Lücken äug',
Den Hals reck', frech oder arm von Natur
Im Modern mit Listen krieche
Oder kümmerlich keck
Zwischen Steinen nur
Und Knüppeln verkrüppel' und sieche.

Die Distel, mannshoch, im Stoppelbart
Und der Wegewart,
Struppiger Strauch im Staube,
Das blaue Blütenrad, himmelszart,
Wie ein nie zu zertretender Glaube,
Und die bunte Nessel, die taube,
Und wo zwischen malmender Wagenfahrt
Ein schmales Flecklein nur ausgespart,
Da bettelt der Wegbreit, auf knechtliche Art,
Daß man ihm zu bleiben erlaube.

Zwiefarben, mit züngelndem Rot und Blau,
Den Stengel behaart,
Aufstellt sich der Natternkopf
Und Kälberkropf spreizt sich und Bärenklau
Und zwischen der Gräser
Verworrenem Schopf
Im wilden Verhau
Von Schabenkraut, Nelkwurz und Klappertopf
Klingeln Blüten wie Gläser
Am schwankenden Stiel
Im Zymbelschlage, im Harfenspiel,
Und Balsaminen blühn viel
Wie winzige Posthornbläser.

Schau, wie sich die alte Öde bekriegt:
Sich versteckt und versteift,
Einander wild nach dem Schopfe greift,
An den Haaren zu Tode schleift
Und ranket und schnürt
Mit grausamen, fasrigen Fesseln.
Mit Hopfen und wuchernden Reben schweift
Und in brodelnden Kesseln
Ein grünes, loderndes Feuer schürt
Von allesverzehrenden Nesseln.

So blühend und welkend in einer Garb',
Nach flüchtigem Leben gierend,
Stehn Blüten und Blätter, hundertfarb,
Entronnen des Mähers Hippe
Und überkletternd, was starb und verdarb
Und klappert wie totes Gerippe.
Was jetzt noch ein Recht auf Leben erwarb,
Das kämpft, schon mit schmalerer Lippe,
Das darf noch weit in den Herbst hinein
Im Lichte sein,
Im Winde badend, im Sonnenschein,
Im Regen und Nebel frierend,
Den wuchernden Rain
Zwischen Auen und Wegen zierend.

Es sind wohl Blüten noch mancherlei
Aus volleren Tagen geblieben.
Doch sind nur wenige mehr dabei
Von denen, die wir so lieben,
Nicht Margueriten und nicht Salbei,
Wie sie standen im Mai
Beim Kuckucksschrei.
Der Sommer hat sie vertrieben.

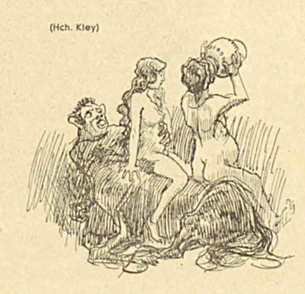
Wohl in den Gärten schwillt das Geprang
Der Rosen zu rauschender Stärke,
Der Georginen Farbüberschwang
Zum plätschernden Feuerwerke.
Doch hier in der Wildnis, den Fluß entlang,
Wird's nun nicht mehr bunter.
Des Sommers, des hohen Sommers Gesang,
Er taumelt hinunter.

Schon flattert im Wind
Manch welkes Blatt durch die Wälder
Und bälder beginnt
Zu klagen das Horn
Im Zwielicht verworr'n,
Mitten im Sommer, der Klang
Voll Kummer und Zorn
Das herbstbange, lang
Hinstöhnende Rufen.

So tu denn den Gang
Durch die waldigen Stufen
Hinauf übern Hang:

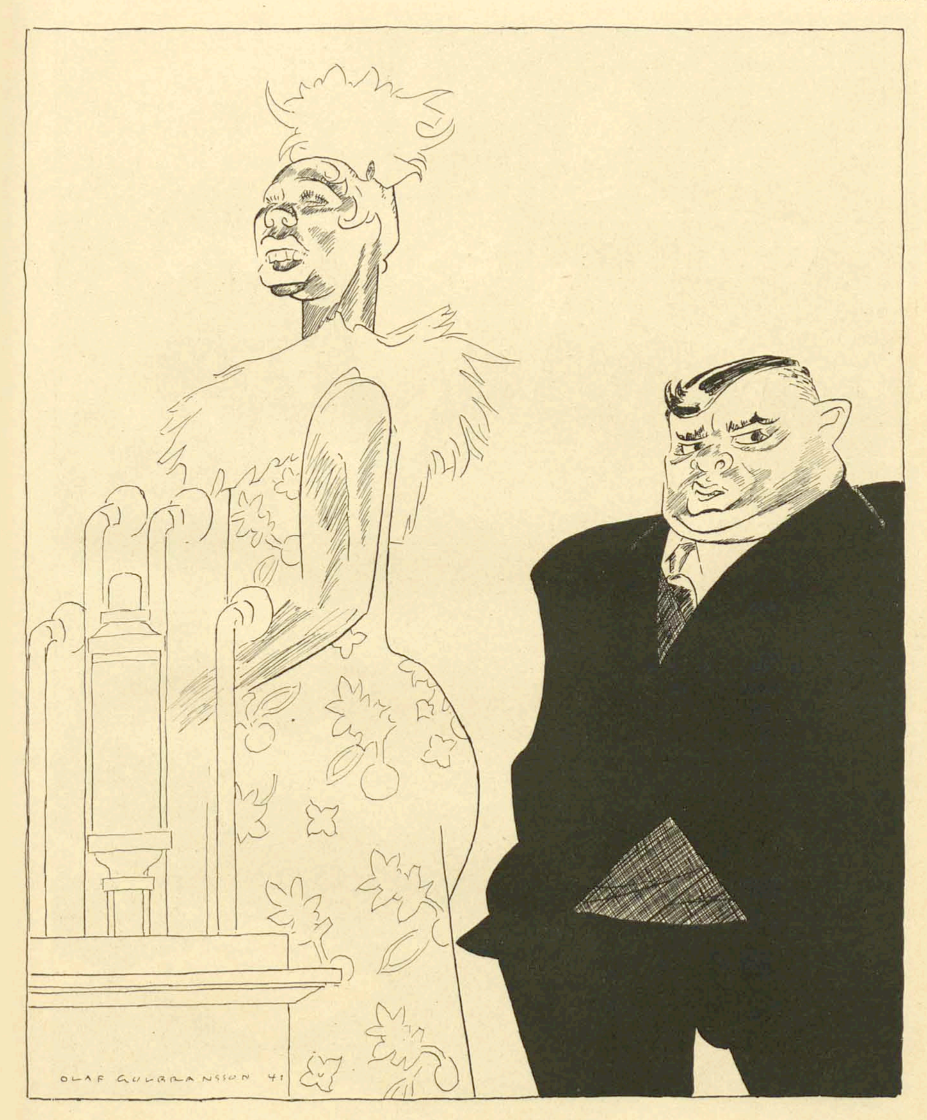
Dort stehn noch die Felder
Im wallenden Korn
Und den Sommer, du siehst ihn reiten, ganz vorn,
Und streichen sein blondes Roß mit dem Sporn,
Daß es steigt, mit goldenen Hufen . . .

(Hch. Kley)



Kulturersatz in USA.

(O. Gulbransson)



„An Stelle der heidnischen Lohengrinmusik bringt Ihnen die Künstlerin Urlaute aus ihrer Heimat!"

Surrogato culturale negli USA.: "Quest' artista, in luogo di musica pagana di Lohengrin, Vi porta dei suoni primitivi del suo paese nativo!„

Theater in London

(E. Thöny)

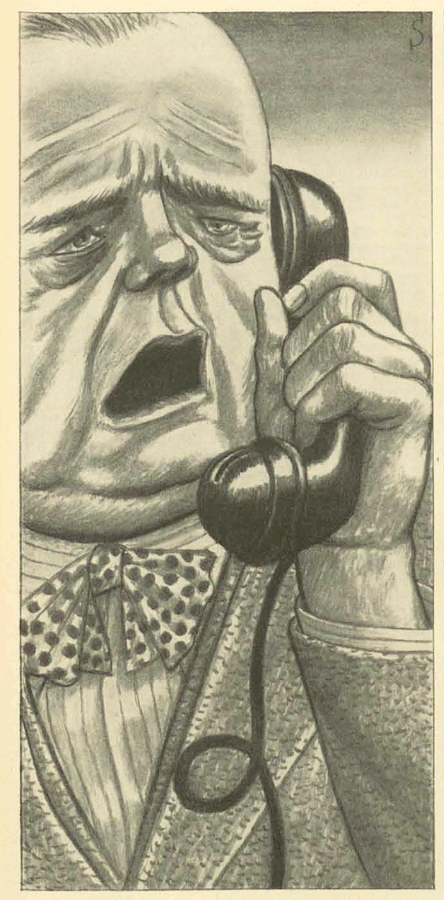


„Maisky spielt großartig, man könnte beinahe glauben, er betet wirklich!"

Teatro a Londra: "Maisky rappresenta magnificamente la sua parte; si potrebbe quasi credere ch' egli preghi davvero!„

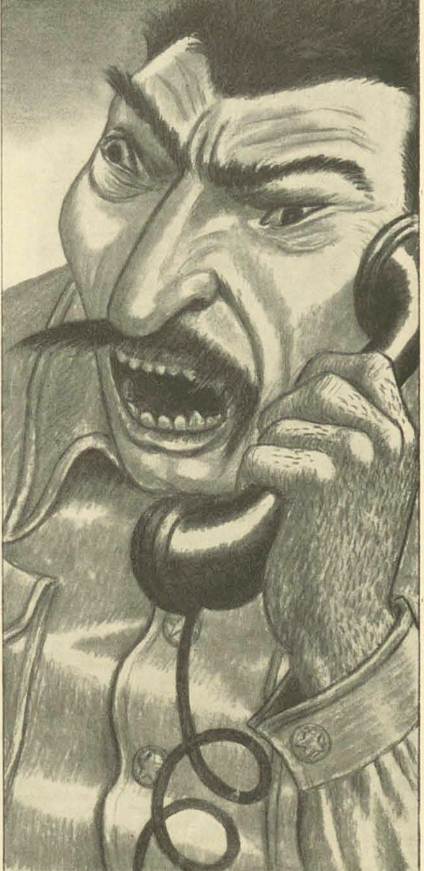
S. O. S.

(Erich Schilling)



Churchill: „Wo bleibt die bolschewistische Entlastungsoffensive?!"

Churchill: "Dov' è mai l' offensiva bolscevica che ci allevii?!,,



Stalin: „Wo bleibt die englische Entlastungsoffensive?!"

Stalin: "Dov' è mai l' offensiva inglese che ci allevii?!,,

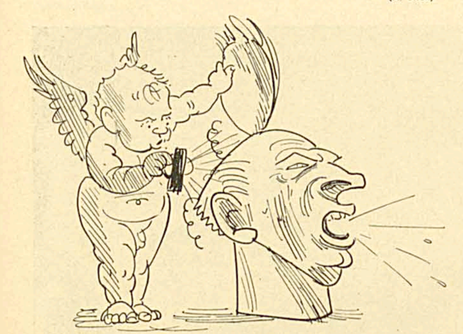
MEIN FREUND JOHANNES

Johannes war umgezogen. Ich wollte ihn besuchen und meldete mich telephonisch an. „Ich fürchte, du wirst den Weg nicht finden", sagte er.
„Dann sage mir, wie ich am besten gehe", bat ich.
„Am besten gehst du vom Bahnhof immer die erste Querstraße rechts", sagte Johannes.
„Dabei kann man sich doch gar nicht verlaufen", meinte ich beruhigt.
„Nein, das kann man nicht", sagte Johannes.
Ich fuhr also los, kletterte aus dem Zug, ging, wie er es mir empfohlen, und war richtig nach fünf Minuten wieder am Bahnhof. Dort aber war auch Johannes. „Was hast du mir denn für einen Unsinn erzählt!" fuhr ich ihn an.
„Keinen Unsinn. So war es bestimmt am besten. Und hast du dich etwa verlaufen?" sagte Johannes.

*

Martin und Johannes waren in einen freundlich-fröhlichen Streit darüber geraten, wer von ihnen wohl der Klügere und Wertvollere sei.
„Schließlich", trumpfte Martin auf, „brauchst du ja nur an unsere Schulzeit zu denken. Du wirst doch gewiß gestehen, daß man das Urteil unserer Lehrer als maßgeblich ansprechen kann. Und die haben mich immer versetzt, aber dich nicht."
„Da hast du ja nun eigentlich recht. Ich muß dir also wohl den Sieg zusprechen. Jedenfalls für die Vergangenheit", gestand Johannes.
„Du willst doch nicht etwa behaupten, daß es heute anders ist?" rief Martin triumphierend.
„Nein, nein, es ist heute wohl immer noch so. So manches kluge und hübsche Mädchen hat sich ja in letzter Zeit dem Urteil unserer Lehrer angeschlossen", sagte Johannes nachdenklich. Martin wurde mißtrauisch. „Mädchen? Wieso denn das?"
„Na, die versetzen dich doch auch immer. Aber mich nicht", sagte Johannes. J. Bieger

Der Hohlraum — Il vuoto



(Fr. Bilek)

KLEINE GESCHENKE

VON ADORJAN STELLA

(Das Ehepaar sitzt nach dem Essen noch ein wenig beisammen. Es herrscht matte Stimmung, doch — wie wir gleich sehen — nicht wegen der Hitze.)
Er: Heute abend bleiben wir am besten zu Hause.
Sie (schweigt, was an sich eine Antwort ist).
Er: Am Samstag abend ist es überall überfüllt und schrecklich heiß.
Sie (schweigt beharrlich). Er: Sagtest du etwas? Sie (unwirsch): Nein.
Er: Was hast du denn? Sie: Ich bin wütend.
Er: Ich forsche nicht nach dem Grund, da du ihn mir ohnedies verraten wirst.
Sie: Jawohl! Weißt du überhaupt, was morgen für ein Tag ist?
Er (schaut auf den Kalender): Der 19. Juli. Sie: Und wessen Namenstag?
Er: Dem gereizten Ton nach zu urteilen, wahrscheinlich deiner. (Schaut nochmals auf den Kalender.) Seit wann heißt du denn Vinzenz?
Sie (empört): Das hast du also auch schon vergessen?! Als wir verlobt waren, fragtest du nach meinem Namenstag. Da ich ihn selbst nicht wußte, durchblätterten wir den Kalender, dabei stellte sich heraus, daß „Dodo" gar nicht vermerkt war. Ich weiß noch genau, es war am 19. Juli, und da beschlossen wir, daß ich künftig am 19. Juli Namenstag haben sollte. Und da das am Vinzenztag gewesen ist, hast du mich sogar eine Zeitlang „Vinzenz" genannt. Und jedes Jahr erhielt ich seitdem an diesem Tag ein kleines Geschenk von dir. Letztes Jahr hast du mich sogar aus Wien angerufen.
Er: Du kannst unmöglich verlangen, daß ich bei der Affenhitze in den Zigarrenladen gehe, nur um dir telefonisch zum Namenstag zu gratulieren.
Sie: Das verlange ich auch nicht. Aber mit irgendeiner Kleinigkeit hättest du mich schon ruhig überraschen können. Nicht auf den Wert eines Geschenkes kommt es an, sondern auf die Aufmerksamkeit, das weißt du ja.
Er (schweigt). — Sie: Früher hast du dir jedes Datum gemerkt.
Er: Die blutgetränkten und glorreichen Blätter der ungarischen Geschichte kennen längst nicht so viele Daten wie du.
Sie: Was soll das heißen?
Er: Ich werde dir gleich einmal ausrechnen, woraufhin alles du einen Anspruch auf Geschenke herleitest. Zunächst hast du mal einen Geburtstag. Dann einen Namenstag: Vinzenz. Dann kommt Weihnachten, dann Neujahr, dann Nikolaus, Ostern, Pfingsten.
Sie: Ich habe ja die Feiertage nicht festgesetzt.
Er: Aber du treibst Mißbrauch mit ihnen. Außerdem hast du besondere Familientage eingeführt. Da ist zunächst der Hochzeitstag als doppelter Feiertag, indem wir den Tag der standesamtlichen und den der kirchlichen Trauung gesondert feiern. Wir feiern aber auch den Verlobungstag und sogar den Tag, an dem wir uns kennenlernten. Am 10. September kamen wir von der Hochzeitsreise. Eine endlose Kette von Feiertagen, die wir immer mit Geschenken begehen. — Sie: Mit kleinen Geschenken.
Er: Früher sagte man: Kleine Geschenke erhalten die Freundschaft. Jetzt sehe ich, daß sie sie verderben. Im August 1931 erlitten wir einen kleinen Autounfall in Tirol. Seitdem betrachten wir auch dieses Datum als Familientag, zu welchem du stets etwas für dich beanspruchst, von den diversen Nebendaten ganz zu schweigen. Am 7. Oktober 1933 bist du zu deiner Mutter zurückgekehrt und am 9. bist du wiedergekommen. Beide Tage werden gefeiert, der erste von mir, der zweite Tag von deiner Mutter. Zwei Jahre später wiederholte sich diese Flucht wegen eines Pelzes. Aber da hat deine Mutter dich nur einen Tag behalten. Ein unvergeßliches Datum: der 5. Dezember.
Sie: Sonst weißt du kein weiteres Datum mehr?
Er: O doch! Da sind zum Beispiel die Geburts- und Namenstage deiner Mutter, deiner Geschwister, sogar deines Hündchens. Bald wird jeder Tag im Jahr als irgendein Feiertag bei uns rot angestrichen sein, weil du die Schlacht bei Mohacs genau so mit kleinen Geschenken begehst, wie die Erstürmung der Bastille.
Sie: Vergiß aber bitte nicht, daß wir auch deinen Geburtstag feiern.
Er: Freilich. Dieses Jahr bekam ich von dir ein wundervolles silbernes Feuerzeug. — Sie: Ist es vielleicht nicht schön?
Er: Kann ich es denn beurteilen? Du weißt sehr gut, daß ich nicht rauche, und hast es sofort für dich selbst in Beschlag gelegt.
(Aus dem Ungarischen von H. B. Wagenseil)

GEDULD / VON W. TÖLLE

Jeder Mensch hat seine Passion, gut bürgerlich auch Steckenpferd genannt. Bei Plischke ist es die Geduld, doch keine Geduld schlechthin, man kennt sie ja in den vielfältigsten Variationen, begonnen vom stupiden Daumenrollen bis zu den schon kritischen Zuständen des Scheintotseins. Nein, Plischkes Geduld ist sprichwörtlich und sagenumwoben, sozusagen mit den Bartzipfeln der Tradition umrankt. Und nicht zu guter Letzt ist sie ein sehr wertvolles Requisit seiner Freizeitgestaltung. —
Es gibt eine Tatsache, und die sagt: Wer angelt, erlebt das stille Glück der Selbstzufriedenheit und den erfreulichen Frieden der abgeschiedenen Natur. Eine solche Geduld ist es also, die Plischke beseelt und ihm seinen Nimbus verleiht, die beharrliche Konzentration auf einige Quadratzentimeter des leicht gerippten Wasserspiegels, auf dem als leuchtender Akzent der bunte Korken tänzelt.
Es ist ein unvergleichbar schönes Angelwetter, wie es diese durchsonnten Sommertage so häufig bieten. Der friedliche See atmet schattige Kühle, und unzählige Mücken tanzen Ringelreihen am freundlichen Gestade; man sieht, es freut sich auch die schlichte Kreatur. Plischke stippt die Angel ein, einmal, zweimal, dreimal stippt er, die Minuten zerwehen wie die leichten Dunstschleier, die der frühe Abend um Baum und Strauch weht und in denen eine erfrischende Brise spielt.
Da schiebt sich auf einmal ein störender Schatten zwischen der traditionellen Wurmdose und dem halbgefüllten Beutesack und bleibt dort kleben. Es ist ein Jüngling, er trägt eine sommerlich helle Hose und eine ruhige Gelassenheit zur Schau. Plischke hingegen fühlt sich seiner beschaulichen Betrachtung entzogen. Ein Mensch, sitzt er hinter einem, irritiert irgendwie. Auch die sagenumwobene Geduld Plischkes entgleitet ihrem ruhigen Gleichmaß, etwas in ihm beginnt zu kribbeln, es sind Gemütsschwankungen, die sich selbst der ehemals so sachlich-ruhigen Haltung der Angel mitteilen und die Aussicht auf Anglerglück beträchtlich reduzieren.
Es geht auf 8 Uhr. Plischkes Absicht, um diese Zeit zu der verabredeten Skatpartie zu erscheinen, zerrinnt zu Wasser. Er bleibt und harrt. Die Beständigkeit dieses Jünglings wurmt ihn. Sollte er etwa das Feld räumen in diesem stummen, zähen Zweikampf um die Beharrlichkeit? Der unterdrückte Fluch entrinnt als zischendes Geräusch durch die Zahnlücken. Er wirkt wie das Ventil einer lange aufgespeicherten Wut, die sich irgendwie mal äußern muß, wenngleich auch nur harmlos in ein wenig durch Zahnlücken gestoßener Preßluft.
Noch hockt der Jüngling, verträumt und über den See schauend. Doch endlich wird es Plischke zu dumm.
„Sagen Sie, junger Mann, wie lange macht es Ihnen noch Spaß, mir zuzuschauen?" brummelt er bewußt gleichmütig über die linke Achsel.
Der Jüngling schreckt aus Träumereien. In seiner Stimme vibriert leichte Verschüchterung.
„Sie irren, ich schaue Ihnen gar nicht zu, ich erwarte nur ein Mädel. Um ½8 Uhr wollte sie schon hier sein, doch sie wird bestimmt noch kommen."
Da räumt Plischke endgültig geschlagen das Feld. Über dem Gestade des Sees senkt der späte Abend seine dunklen Schleier.

Zuspruch / Von Ratatöskr

Du warst noch eben leidlich munter.
Da läuft dir ein Verdruß mit unter.
Schon rollt das Aug' gewitterschwül . . .
Geh, sei gescheit und bleibe kühl!

Wer wird sich denn auch gleich von wegen
so eines dummen Kerls erregen,
der arrogant und selbstgerecht
an dir herumpolieren möcht'?

Laß höchstens etwa »Rindvieh!« hören
und dich im übrigen nicht stören.
Bringt er dich aber aus der Ruh,
dann bist das Rindvieh eben du.

DER MENSCHENKENNER

„Ja, lieber Agathon", sagte ich gestern zu meinem Freund Agathon, der es liebt, wenn er ein Gasthaus mit einem guten Tropfen gefunden hat, tiefgründige Gespräche zu führen, „es geht nichts über ein gutes Gewissen. Das Sprichwort hat recht, wenn es sagt: Ein ruhiges Gewissen ist ein sanftes Ruhekissen."
Agathon machte einen langen Schluck, stellte das Weinglas wieder auf den Tisch und meinte kopfschüttelnd:
„Du, was das anbelangt, so meine ich, daß Menschen mit einem schlechten Gedächtnis auch nicht schlecht schlafen!" H. K. B.

Der Dickhäuter

(R. Kriesch)



„Wie lange sollen wir denn hier noch warten, ob der junge Mann nachkommt oder nicht, Grete?" — „Ja, du hast recht - es lohnt sich nicht auf einen Mann zu warten, dem die Wahl zwischen mir und einem Nilpferd so entsetzlich schwerfällt!"

Il pachidermo: "Ma quanto tempo ancora dobbiamo aspettare, Greta, che ci venga dietro o no questo giovinotto?„ "Sì, hai ragione; non vale la pena d' attendere un uomo, a cui pesa sì terribilmente la scelta fra me ed un ippopotamo!„

DIE FORELLE

VON HEINZ STEGUWEIT

Kinder sind wir alle, doch kann ein kleines mehr sehen als ein großes. Vater Hui hatte Urlaub und ging, den Gustl an der Hand, durch die Wälder, froh war er, den Jungen neben sich zu wissen; fünf Jahre war der Sproß, im rechten Vorwitzalter also, um tausenderlei bewundern und mehr noch darum fragen zu können: Vater, wenn die großen Bäume sterben, weinen dann die kleinen? Vater, darf der Eichelhäher auch mal in die Buchen fliegen? Vater, wenn der Bach über die Steine springt, tut das dem Wasser weh?

Vater Hui spürte Kopfschmerzen, aber er trug sie und wurde des Antwortens kaum müde. Ja, der Wald mit seinen Rätseln. Ach, das Kind im Strudel seines Staunens. Wo der Junge nicht mehr fragte, mußte man ihm helfen, allen Zauber zu erwerben, der ringsum feierte, dem Sommer zu Ehren und dem Himmel als Ruhm. Also blieb Vater Hui stehen, hob den Finger: „Horch, Gustl, eine Nachtigall: djüt-djüt-djüt ... gitz-gitz! Sicher ist ein Teich in der Nähe. Oder ein kleiner Fluß."

Sie gingen weiter, Schritt um Schritt, ein Tannenzapfen fiel aus der Höhe, klopfte auf den Humus, oder Pilze glommen zwischen Moos und Farn, hier eine Lorchel, dort ein Brätling; der Vater kannte sie alle und lehrte den Gustl beizeiten, die giftigen zu unterscheiden von den braven. Und immer wieder blieb man stehen, daß die Fülle des Staunenswürdigen nicht hastig übergangen sei.

Dort, wo der Wald eine Schneise zog, wurde Rast gemacht, wie das derlei Wanderer seit jeher übten: Man breitete den Regenmantel ins Gras, man holte aus dem Rucksack das Zitronenwasser und die Butterbrote, dazu ein Ei, ein hartgekochtes allerdings, denn so verdaue es sich leichter, hatte die Mutter gesagt, die daheim geblieben war, dem Wiegenschwesterlein zulieb. Mütter opfern sich gern, wir kennen das. Ich weiß nicht, wie jenes Abenteuer sich vollziehen konnte, dem wir uns nunmehr widmen müssen: Vater Hui war nach der Mahlzeit eingeschlummert, er hatte noch zwei Wespen abgewehrt und im Genick ein juckendes Gewimmel platt geschlagen, sei's eine Ameise, sei's eine geringe Spinne. Hatte auch den Gustl streng ermahnt, doch ebenfalls ein Schläfchen zu versuchen, aber den Jungen zog es fort, unentrinnbar wie im Märchenbuch: Bei des Vaters erstem Schnarcher, der wohlbehaglich aus der Tiefe gurgelte, schlich der Gustl seitwärts ins Gehölz, hier Beeren zupfend, dort das Eichhorn scheuchend, drang tiefer ins Geheimnis voller Laub und Sonnenflecken, das milde Gruseln liebend und die ungewisse Einsamkeit ...

Bis er plötzlich, noch ohne Atem fast vor sprühender Erregung, wieder in der Schneise stand, den Vater rüttelnd, ihn an Kopf und Beinen weckend: „Vater, komm' rasch, ich hab ein großes Tier gesehen, so schön, ganz weit im See, ach lieber Vater —!"

Der kleine Aventurier. Fünf Jahre war er alt? Er konnte sich entzücken, daß die Augen flammten, daß gar ein Zittern über Haut und Haare floh, und die dünne Stimme keuchte unter jedem Wort: „Komm', Vater —" Vater Hui ließ sich aus den Träumen heben; nun stand er auf, ins Helle blinzelnd, wie musizierte rings des Urlaubs königliche Heimat: „Ein schönes Tier, Gustl —?"

Der Kleine führte so den Großen, sehr leise, sehr behutsam, kein Reisig durfte knicken, kein lautes Wort des neuen Wunders Hauch verjagen. Waldein schlichen die Späher, ein Bild wie Faun und Pan, wohinaus ging die Pirsch, nur Gustl konnte es wissen; und er zog den Vater an der Hand, daß er sich bringen lasse ins Unterholz, am Windbruch vorbei, kniehoch durch Hasenwolle, Moos und Stubben watend, bis endlich eine Lichtung flimmerte. Hier meinte Vater Hui: „Still, Gustl: drüben steht ein Reh —"

Der Junge wehrte ab. Nicht das Reh hatte er gemeint: „Komm weiter, Vater", — und sie entfernten sich, bis der Boden weich und sumpfig wurde, die Schritte kneteten gleichsam die Erde, da wucherten schon Lilien und Fingerhüte: „Dort drüben, lieber Vater —!"

So war es. Ein Erlenteich schimmerte vor den Blicken, und Vater Hui spürte seines Herzens rasche Lust: Ein schönes Tier? Sie blieben stehen. Libellen schossen lautlos durch den Glanz, und eben dort, wo der kleine See ein Inselchen umfangen hielt, badete ein Fräulein, rosarot und vollends ohne Hülle, darum doppelt heiter anzusehen wie Lilofee oder Erlkönigs Tochter ...

Ich bitte, beschreibt euch selber, was in des Vaters aufgerührter Seele sich vollzog. Des Mädchens unbekümmertes Behagen war schon wunderbar, doch des Jungen lauteres Verzücken wahrlich noch ein Wunder. Wer beides nunmehr stören wollte, ach, der schien gottungefällig und also wenig fromm. Einsam mochte sich die Jungfer fühlen, viel einsamer pochte es in Vater Huis stillsten Kammern, da er flüsterte: „Wir müssen gehen, Gustl —"

„Laß uns bleiben, lieber Vater!"

Sollte einer mit dem andern hadern dürfen? Schmetterlinge taumelten, ein Kuckuck lockte, es summte, zirpte, quakte tausendstimmig rings um Teich und Binsicht, ganz in der Ferne sang ein Chor von wandernden Gefährten: „Wer hat dich, du schöner Wald —?"

Wir haben ihn, dachte Vater Hui. Eben war das Mädchen flink ins Wasser voller Himmelsbläue eingeschlüpft, da nutzte der Mann den Augenblick und hob den Knaben auf die Arme. Schleuniger, als Gustls Stimme widerstreben konnte, trug Vater Hui seinen Sohn den mühevollen Weg zurück, indes das Kind, die Eile solcher Flucht mißbilligend, sein Zünglein ruhlos schaffen ließ: „Warum blieben wir nicht stehen, lieber Vater? Du bist sonst immer stehengeblieben. Bei der Nachtigall. Vor dem Reh. An den Lorcheln, Heidelbeeren und Admiralen. Was war das für ein Tier im Wasser drüben —?" Der, den die Fragen ärger plagten

Seit wann gibt es »Bayer«-Arzneimittel?

Seit über fünf Jahrzehnten gibt es »Bayer«-Arzneimittel. Das bedeutet mehr als 50jährige Erfahrung und Bewährung. Diesen Erfolgen verdankt das »Bayer«-Kreuz das große und allgemeine Vertrauen.





Frei und offen lachen

können nur Menschen, die gepflegte, weiße Zähne haben. Regelmäßige Zahnpflege – morgens und abends – mit Blendax, der vorzüglichen und preiswerten Zahnpasta, ist ein bewährtes Mittel, um die Zähne gesund und weiß zu erhalten.

Blendax

Wirksam gegen Ansatz von Zahnstein

Drei gute Gründe:

aromatisch

leicht

frisch

10 KYRIAZI ASTRA

4 Pf

MIT UND OHNE MUNDSTÜCK

als die Mücken, schnob sich Schritt um Schritt zur Schneise hin: „Ist eine Forelle gewesen, Gustl." „Und warum bist du fortgelaufen, lieber Vater?" — „Forellen sind sehr scheu, mein Junge." — „Aber schön, lieber Vater!" — Am Ruheplatz im Gras der Schneise hat dann der Gustl endlich seinen Schlaf gehalten. Und das Herz schlug ihm, als würde schon da drinnen so ein Ringlein der Glückseligkeit geschmiedet. Denn zuweilen lächelte der schmale Mund. Einmal würde man ihn wecken müssen, dachte Vater Hui, einmal würde er alleine durch die Wälder gehen voller Laub und Vogelsang, und wo die Pilze wachsen, die giftigen wie die genießbaren.

DIE FEINE FAMILIE

VON HANS KARL BRESLAUER

Frau Nesweda hat einen reichlich heiratsfähigen Sohn, für den sie krampfhaft eine passende Partie sucht. Als sie mir dieser Tage mit einer ebenfalls etwas verfetteten Dame auf der Straße entgegenrollte, sagte ich liebenswürdig: „Nun, Frau Nesweda, auch ein wenig frische Luft schöpfen?"

„Nein, nein", Frau Nesweda fühlte sich verpflichtet, mir Auskunft zu geben, „ich war nur mit der Frau Wotruba einen Besuch machen. Wissen S', die Frau Wotruba hat nämlich eine Partie für meinen Rudi g'funden, und dort war ich heute zur Jausen eing'laden. Alsdann, ich sag Ihnen, eine feine Familie, sehr nöblicht! So viel Silber hab ich mein Lebtag noch net auf ein' Jausentisch beinander gsehn. Ich glaub, in die Familie kann ich mein Rudi heiraten lassen."

„Liebe Frau Nesweda", sagte ich, „darauf sollte es doch nicht ankommen. Der Schein trügt oft. Der Charakter ist viel wichtiger als das schönste Silber, das man sich überall ausleihen kann."

Da fiel mir Frau Wotruba überlegen ins Wort: „Was Sie z'sammreden, Herr! Ausleichen?! Silber ausleichen? Da irren S' Ihnen aber schon damisch. Glauben S', daß derer Familie wer a Silber leichen tuat?"

KLEINE GROTESKE

Personen: Er (mit Brille, beginnender Glatze, verträumtem Blick). Sie (hält sich für jung und begehrenswert). Schauplatz: eine Bank in den Anlagen.

Sie: „Wie ich Ihnen sagte: ich bin eine unverstandene Frau."

Er: „Ja, ja ..."

Sie: „Niemand hat noch versucht, die Schwelle zu meiner Seelenkammer zu überschreiten."

Er: „So?"

Sie: „Ich bin schrecklich einsam und verlassen. Ich bin verheiratet und doch nicht verheiratet."

Er: „Aber wieso ...?"

Sie: „Leider! Ich sehe, daß Sie über diesen scheinbaren Widerspruch sehr erstaunt sind. Aber Sie werden mich verstehen, wenn ich Ihnen alles sage ..."

Er: „Ja, ja ..."

Sie: „Mein Mann ist nicht hier. Er ist seit Jahren beruflich weit fort."

Er (mit erwachendem Interesse): „Verreist?"

Sie: „Ja. Er ist in Japan. Tausende von Meilen trennen uns."

Er (taut immer mehr auf): „Ach, in Japan?"

Sie: „Jawohl."

Er: „Das ist allerdings sehr weit. Aber er schreibt Ihnen doch hoffentlich?"

Sie: „Er schreibt mir oft, sehr oft sogar. Doch was vermögen Briefe schon?"

Er: „Sagen Sie das nicht!"

Sie: „Wenn sich nur jemand fände, der mir die Qualen des vielen Alleinseins erleichtern wollte ..."

Er (nachdenklich und ein wenig verlegen): „Gnädige Frau, ich möchte Sie um etwas bitten, aber ich wage es nicht ... Ich weiß, es ist wenig schön von mir, die Tatsache ausnützen zu wollen, daß Ihr Gatte in Japan ist ..."

Sie: „Oh!"

Er: „Sie müssen nämlich wissen, gnädige Frau — ich bin Philatelist."

Sie: (in Ermangelung eines Lexikons): „Oh, Sie machen sich schlechter als Sie sind!"

Er: „Doch ja, ich bin es. Und ich bitte Sie pochenden Herzens um die Marken von den Briefen Ihres Gatten aus Japan."

Sie: „Was für eine Unverschämtheit! (Steht empört auf.) Sie ... Sie Philatelist, Sie!"

H. B. W.



(R. Kriesch)

VON RAINER PREVOT

Wie lange sitze ich nun schon in diesem spanischen Städtchen „am Meer", das man hier zwar nicht sieht, das aber trotzdem den Namen schmückt: San Esteban del Mar?

Die Zeit, aus der ich dieses erzähle, liegt schon viele Jahre zurück. Ob heute noch die alte Kirche König Philipps so pompös dasteht, und ob immer noch das holprige Pflaster die buntgezäumten Eselwagen hüpfen läßt? Jahrhunderte sind hier spurlos vorbeigeflossen. Niemand schien Monde und Jahre zu zählen. Dauernd ist hier Gegenwart und Vergangenheit zugleich... Und so kommt es, daß ich nun schon ganze zehn Tage unter Spaniens sengender Sonne auf diesem selben Fleck klebe, ohne den Mut und die Kraft, das Gesetz der Trägheit, das sicher ein Hiesiger erfunden hat, in einer Anwandlung nordischen Tatendrangs zu überwinden. Aber heute muß es sein! Ich habe den energischen Entschluß gefaßt, meine Rechnung bei Don Pepe Luis, meinem edlen Hauswirt, zu begleichen, aber zuvor bleibt mir noch eine Aufgabe zu erledigen, — eine „Arbeit" möchte ich fast sagen, wenn ich die Sache mit den sommerlichen Augen eines einheimischen Kleinstadt-Granden betrachten wollte. Ich muß mich auf die Suche machen nach dem Hosenknopf, der mir abgeht. Oh, wenn's ein gewöhnlicher Knopf wäre, dann tät's ja auch eine Sicherheitsnadel. Aber es ist ein ganz besonderer, sozusagen ein heraldischer Knopf. Ohne diesen Knopf darf ich mich bei Mynheer van Broek, dem holländischen Mäzen, der meine spanische Kunstreise auf Vorschuß finanziert hat, nicht blicken lassen. Ich versprach ihm, irgendeinen versteckten Greco auszugraben oder einen Goya. Statt dessen habe ich nichts gefunden als eine zweifelhafte Murillo-Skizze und ein Originalkostüm für Mynheers weltberühmte Uniformensammlung aus dem Zeitalter Napoleons. Dieses Prachtstück ist die gut erhaltene Uniform eines Alcalden aus Toledo, mit allem welken Prunk und Glanz und dem Galaschiffhut dieses würdigen Vertreters der Staatsgewalt. Die glattanliegende weiße Lederhose wäre allein schon ein Schaustück, wenn nicht an der Klappe, auch Latz oder „Türl" genannt, der rechte Knopf fehlte. Und ohne diesen Knopf kann ich nicht wegreisen. Ich sehe Mynheer van Broeks vorwurfsvoll entsetztes Gesicht und fürchte den Geiz, dessen dieser edle Mäzen in solchen Fällen fähig ist. Also der Knopf, der besondere heraldische Knopf, muß her!...

Und schon bin ich auf dem Weg zu meinem Freund Don Alonzo de Viñegas y los Montes, dem größten Warenhausbesitzer der Stadt. Ich schleiche an der Schattenseite die Steilstraße Don Juan Infante hinauf, die alten Häuser entlang, deren lepröse, abbröckelnde Fassaden stolze Steinwappen auf verschlossener Stirn tragen. Sie haben kein Erdgeschoß, diese einst vornehmen Häuser; sie betonen die Distanz zur Straße, auf die sie vom einsamen Balkon und hinter den geschlossenen Klappläden des ersten Stocks herabschauen. Die Holzgalerien sind mit Geranien geschmückt, und zwischen den Blumen plaudern abends schwarzäugige Mädchen mit ihren Verehrern, die zu ihren Füßen das bucklige Straßenpflaster treten, in dessen Mitte eine Wasserrinne den Unrat wegzuschwemmen berufen ist — wenn sie mag.

Don Alonzo de Vinegas liegt schwitzend hingebreitet im hintersten Schlummerwinkel seines pittoresken Ladens, in dem ich noch nie einen Kunden erblickte.

Don Alonzos Schwitzkasten bildet ein einziges schmales und langes Gewölbe, das einst zwei Straßen miteinander verband. Die ganze Länge nimmt ein Ladentisch ein, an dem theoretisch ein schmaler Gang entlang führt, den aber praktisch nur ein erfahrener Bergsteiger benutzen kann, so hoch türmen sich da seit König Philipps Jahrhundert, will mir scheinen, Körbe und Kisten, Säcke, Fässer und Ölkrüge, von denen beim geringsten Lufthauch eine nasenreizende Staubwolke sich warnend erhebt. Darüber hängen von der Decke Besen und Sensen, Sicheln und Gabeln, und dieser landwirtschaftliche Hausrat wird im Halbdunkel des kellerartigen Raums zu Werkzeugen der Hexerei, des Todes und der Hölle... Daneben breiten Fischernetze ihr riesiges Spinnenwerk, und weiter hinten, wo der Mückenschwarm am dichtesten summt, baumeln unter der allerhaltenden Staubdecke der Ewigkeit die scharfgewürzten heimischen Schinken und Würste, die Don Alonzos Tabakpfeife gemächlich weiterräuchert: Eine phantastische Stalaktitengrotte, die die unzähligen, schwarz wimmelnden Mückenpapierstreifen vervollständigen.

Mit dem Gähnen eines gestörten Löwen empfängt mich der Alberich dieses unergründlichen Hortes. Ich trage höflich mein Anliegen vor. Vielleicht besitzt er in seiner gewiß sehr reichen und sehr ehrwürdigen spanischen Knopfsammlung jenen einzigen Hosenknopf, den ich brauche...

„Claro!"... Das klingt so selbstsicher, daß ich aufatme. Don Alonzo bricht sich Bahn durch sein Ladenchaos und erscheint bald mit Schachteln in jeder Hand und unter jedem Arm. Sie sind bis zum Rand gefüllt mit Knöpfen aller Art. Ich sehe tausend heraldische Zeichen darauf, einen Reichtum, des größten Knopfsammlers würdig. Aber ausgerechnet der Knopf, mit dem ein edler Alcalde von Toledo zur Zeit Napoleons seine Hose zuknöpfte, fehlt. Don Alonzo fragt, ob nicht vielleicht ein ähnlicher passe, aber da kennt er Mynheer van Broek schlecht. Schon will ich mich höflich empfehlen, aber das traurige Gesicht meines Geschäftsfreundes geht mir nahe. Er sieht so jammervoll aus, als habe er das Liebste auf der Welt verloren. Ich kann ihn in seinem Schmerz, mir nicht dienen zu können, nicht allein lassen. Zumal da er bittet: „Señor, schenken Sie mir die Ehre und bleiben Sie noch ein kleines Stündchen. Inzwischen wird Maruja, meine Tochter, weitersuchen und bestimmt finden. Wir könnten unterdessen eine schöne Partie Domino spielen."

Er greift in die Luft nach einem mückenschwarzen Strang; eine Glocke schlägt fern und hoch über uns an, ein mageres, rothaariges Mädchen, das so gar nicht wie eine spanische Ansichtskarte aussieht, kommt die steile Wendeltreppe heruntergerutscht. Mit halbem Ohr folgt Senorita Maruja verträumt der Unterweisung des Vaters, der ihr das Beinkleid mit dem einzigen Knopf unter die Augen hält. Ja, sie wird suchen; und schon ist sie mit meiner wertvollen Alcaldenhose verschwunden.

Wir beginnen zu spielen, und zwischen jedem Zug, das fliegendurchsummte Schweigen unterbrechend, erzählt mir Don Alonzo vom großen Stierkampf am kommenden Sonntag in der kleinen, aber klassischen Arena von San Esteban. Er spricht mit der begeisterten Sachkenntnis eines echten Aficionados von der ruhmvollen Vergangenheit des alten Matadors José Garcia, der sein letztes Gastspiel geben wird, bei dem so ein erlauchter Fremdling wie ich unmöglich fehlen darf... Und schon hat er eine Einladungskarte aus seiner dauernd herunterrutschenden Leinenhose gezogen und mir in die Hand gedrückt.

Die Zeit vergeht, doch offenbar nur für mich. Wo bleibt mein Knopf? Ich habe schon zwei Partien Domino verloren und drei Gläser Moscatel getrunken. Aber statt der sommersprossigen Maruja, meines rettenden Engels, steht plötzlich ein neuer Kunde im Laden.

„Buenas!" Da der Fremde offenbar Zeit hat, setzt er sich umständlich an unsern Tisch und leitet seine Anwesenheit mit einem langen Zwiegespräch ein über das Wetter und die reifen Trauben, seine kranke Katze und die Ehre dieser Stadt, einen Caballero wie mich zu beherbergen. Don Alonzo schildert ihm seine tiefe Trauer um den unauffindbaren Hosenknopf des Alcalden von Toledo. Ein Lächeln erhellt plötzlich das hagere Gesicht des Fremden. Mit einer großen Gebärde, die mit der Hand auf dem Herzen endet, fordert er mich kategorisch auf, ihm zu folgen. Gleichzeitig ist auch Senorita Maruja wieder die Treppe heruntergerutscht und hat mir meine Sorgenhose kopfschüttelnd zurückgereicht. „No hay!" Es fällt kein weiteres Wort. Don Alonzo ist offenbar froh, den Ausdruck seines Schmerzes durch einen leisen Hoffnungsschimmer mildern zu können. Auf sein aufmunterndes Zeichen bin ich auch schon hinter dem Fremden her, der wie ein alter Erzengel vor mir dahinwandelt.

Der Weg führt durch enge Seitengäßchen über die abgetretenen Stufen gewundener Stiegen. Altehrwürdige Paläste sind nur noch an ihren stolzen Wappenschildern kenntlich. Das eine, offenbar aus der Zeit der Cortez und Pizzaro, wird von zwei knienden Indianern hochgehalten. Mein Begleiter wendet alle zehn Schritte den Kopf, um sich zu überzeugen, daß ich ihm noch nicht entwischt bin... Endlich sind wir da. Ein schweres Tor öffnet sich auf einfachen Druck. Wir treten in ein großes, kühles Vestibül, wo der Schritt wie in einem Dom widerhallt. Mein Begleiter scheint in diesem pompösen Raum sehr primitiv zu wohnen. Ich erblicke ein eisernes Feldbett und einen gewöhnlichen Küchentisch. Hinten in der Ecke versucht eine rostige Rüstung zu blinken.

Der Fremde hat einen großen dunklen Wand-

Am Strand

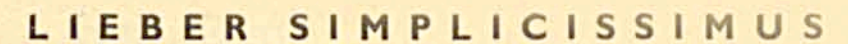
(K. Heiligenstaedt)



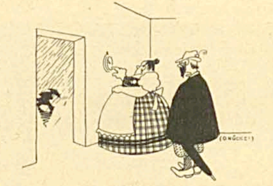
„Sie sind heute so nachdenklich, Doktor — haben Sie Sorgen?" — „Ja, ich zerbreche mir den Kopf darüber, ob Sie den Badeanzug anhaben oder nicht, Fräulein Lilly!"

Sulla spiaggia: "Oggi, Dottore, siete tanto meditabondo. Avete dei rompicapo?„
"Ah sì, signorina Lilly; sto pensando appunto se Voi avete o non avete addosso il costume da bagno!„

schrank geöffnet und winkt mich näher heran. Ich traue meinen Augen nicht: Da hängt in feierlicher Haltung das leibhaftige Gegenstück der Uniform meines Toledanischen Alcalden!
„Mein Großvater Don Melchior Rodriguez de Algabeno", stellt mein Gastgeber vor. Ich verbeuge mich tief. Da hat er auch schon die Rockschöße zurückgeschlagen, und mein Blick haftet an einer leicht vergilbten Lederhose, an deren klaffendem Latz ein Knopf fehlt. Aber der andere ist noch da! In seiner ganzen heraldischen Einmaligkeit! Mein herrlicher Freund deutet auf diesen Knopf mit einer Geste, die deutlich besagt: Bedienen Sie sich!
Aber ich wage nicht. Solch ein Sakrileg! Er aber lächelt losgelöst: „A su servicio!"
Ich laß es mir nicht zweimal sagen. Andächtig schneide ich den Knopf ab und schiebe schamhaft die um ihre letzte Haltung beraubte Hose unter die schirmenden Rockschöße. Und nun lächeln wir beide: Wozu braucht Don Melchior Rodriguez, der tote Großvater, noch diesen Hosenknopf?



LIEBER SIMPLICISSIMUS



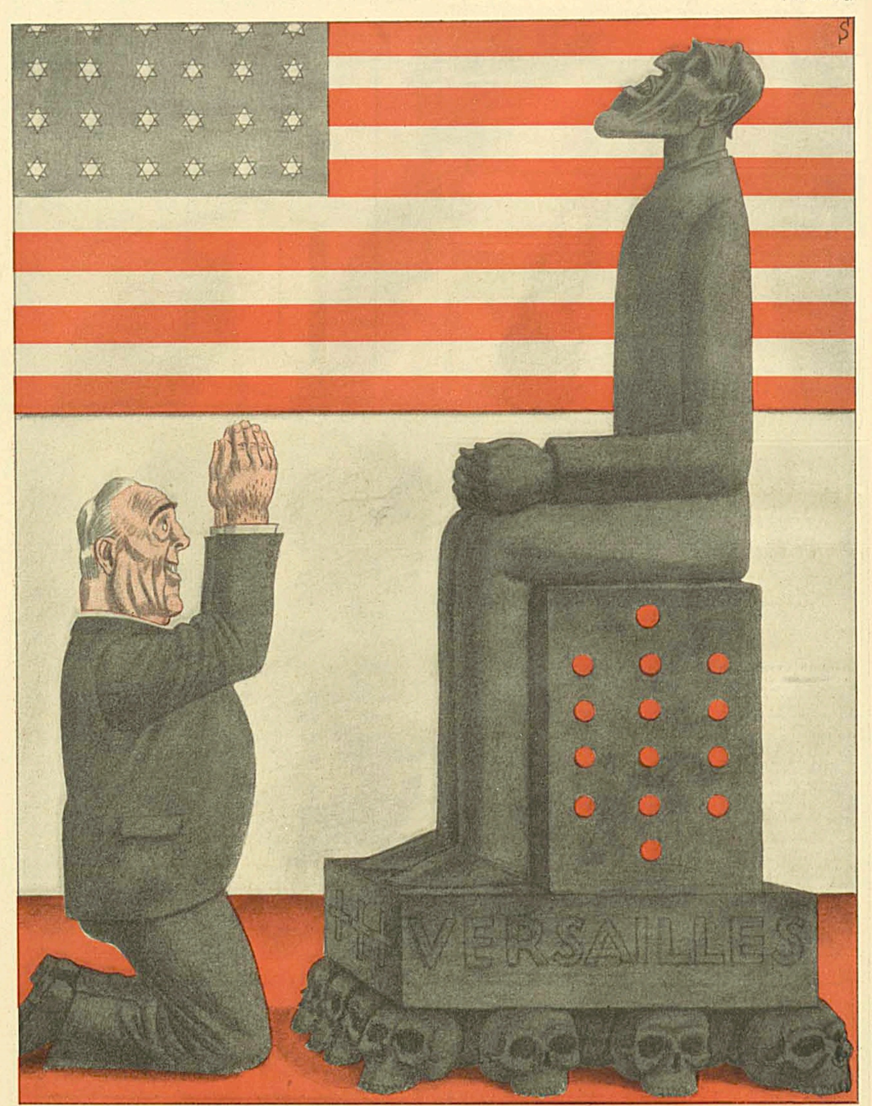
Ich hatte beruflich in einer kleinen Ortschaft zu tun. Von hier aus hatte ich noch eine Strecke über Land zu gehen, und da sich der Himmel zu bewölken begann, fragte ich vorsichtshalber die freundliche Wirtin, bei der ich kurz eingekehrt war, was das Barometer mache. Die gute Alte klopfte bedächtig gegen die Scheibe und sagte nach einer kurzen Weile angestrengten Überlegens: „Na, es geht halt mehr uff rüber als uff nüber zu." Und da wußte ich also genau, wie das Wetter werden würde! J. D.

Unsere oberbayerischen Gebirgsbauern leben einfach und bescheiden. Ihre Hauptmahlzeit ist schon von Vaters Zeiten her an den meisten Tagen des Jahres eine einfache Brennsuppe.
Als nun mein Nachbar Hagenberger eingezogen wurde, war er überrascht über die abwechslungsreiche Kost der Frontsoldaten. Nach der Einnahme von Paris aber wurde er gar zum Feinschmecker, da es dort die ungewohntesten Leckerbissen für wenig Geld zu kaufen gab.
Am Löhnungstage saß nun unser Soldat Hagenberger in einem Estaminet auf der Rue Rivoli und verzehrte ein gar köstliches ganzes Gockerl mit Gurkensalat, zu dem er sich einen leichten Bordeaux wohlschmecken ließ. Zum Nachtisch gab es Pfirsiche und Gefrorenes. Angenehm gesättigt nickte er vor sich hin und sagte:
„— a damischer Ritter is a jeder, der wo a Brennsuppen ißt!" J. H. R.

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Okt. 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Roosevelts Gebet

(Erich Schilling)



„O heiliger Woodrow Wilson, du genialer Erfinder der vierzehn Punkte, gib mir deinen Geist, daß auch ich Deutschland betrügen kann!“

La preghiera di Roosevelt: "O San Woodrow Wilson, geniale inventore dei quattordici punti, dammi il tuo spirito, affinchè possa anch' io ingannare la Germania!,,

München, 27. August 1941
46. Jahrgang / Nummer 35

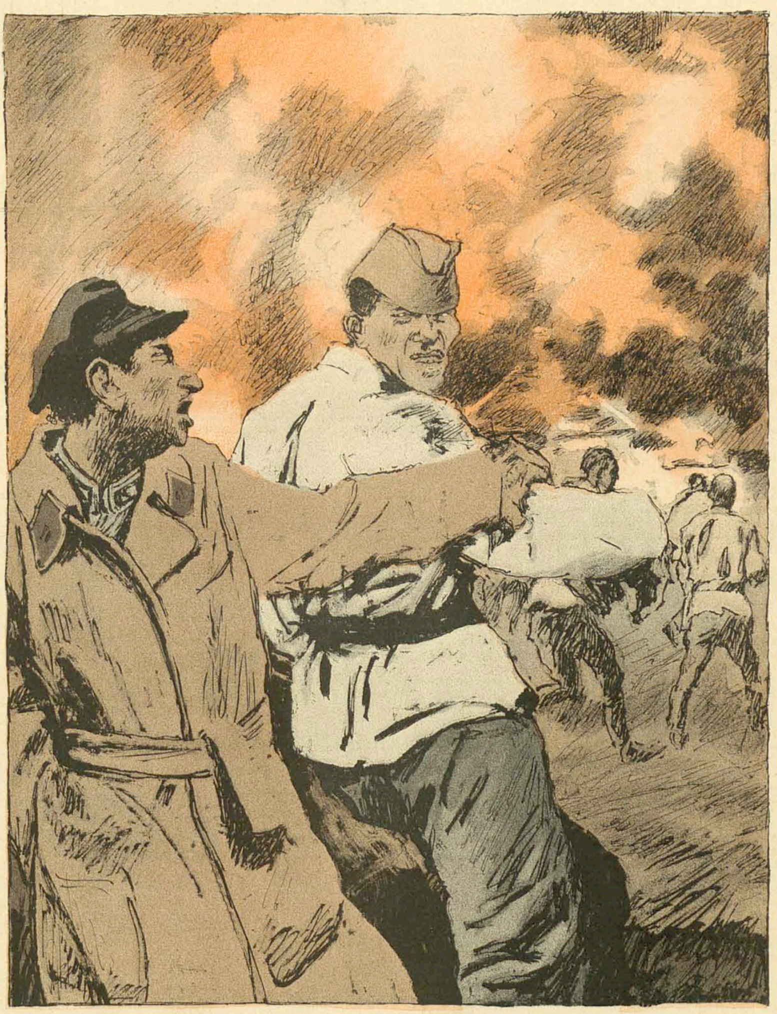
30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Der Menschenfreund

(E. Thöny)

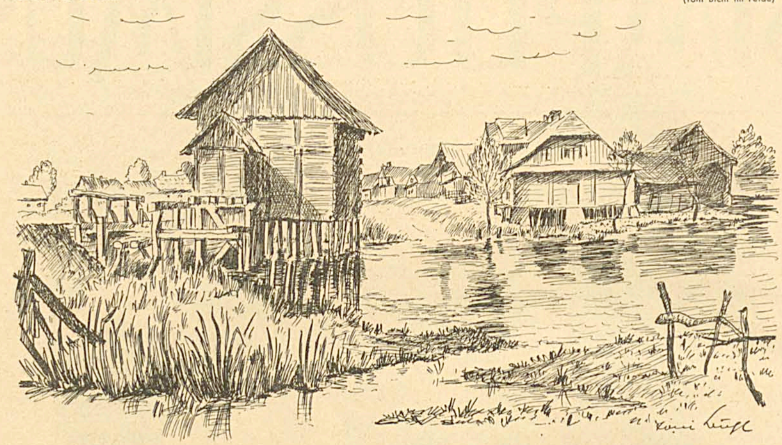


„Komm mit, Genosse, du wirst ja nur erschossen. Wir wollen doch nicht, daß du lebend in die Hände der Deutschen fällst!"

L'umanitario: "Vieni, camerata; non sarai che fucilato. Non vogliamo, no, che tu cada vivo nelle mani dei Tedeschi.,,

Dorf im Osten

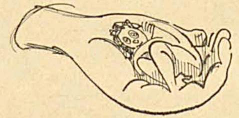
(Toni Bichl im Felde)



Die Kunst, Frauen zu gewinnen

Von Rudolf Schneider-Schelde

Wie man Frauen gewinnt, wollen alle Leute gern wissen, die Frauen ebenso gern wie die Männer. Während die Männer die Frauen gewinnen wollen oder erhaben zu tun wünschen oder schließlich behaupten, sie wüßten es besser, haben die Frauen ein Interesse daran, zu erfahren, wie man sie gewinnt, entweder, um sich gewinnen zu lassen oder um zu verhindern, daß es geschieht; denn selbstverständlich hat eine Frau, die schon gewonnen worden ist, nicht immer Veranlassung, nochmals gewonnen zu werden, weil dabei unter Umständen ein Verlust für sie herauskommen kann.
Darum ist ein Kußrezept am Platz. Man könnte einwenden, daß ein Kußrezept, eine Anweisung also, wie man zum Kuß kommt, unsinnig sein muß, weil ja alle Frauen verschieden und auch die Männer nicht immer gleich sind. Aber auch Weizenmehl ist nicht immer gleich, auch Rosinen und Mandeln und Eier sind keineswegs immer gleich, auch die Umstände des Kuchenbackens sind durchaus verschieden, und doch hat deswegen noch niemand behauptet, daß Kuchenrezepte unsinnig seien. Man verwendet sie allgemein, und es entstehen Kuchen daraus, freilich nicht immer hervorragende Kuchen. Aber so wenig sitzengebliebene oder zusammengefallene oder speckige Kuchen notwendigerweise gegen das Rezept sprechen, das man benutzt hat, sondern eher gegen seine Anwendung, so verhält es sich auch hier. Das Rezept ist gut; nun kommt es auf die Köche an.
Wie gewinnt man also Frauen? Man gewinnt sie, indem man mehr aus ihnen macht, als sie sind. Um beim Vergleich zu bleiben: Wenn man das Klare vom Ei tüchtig schlägt, man nennt das ja wohl mit einem fatalen Beigeschmack auch Schaumschlägerei, dann wird es mehr. Oder wenn man den Hefenteig hübsch an den Ofen stellt, dann schwillt er an und wird ebenfalls mehr. Und wenn man mehr aus den Dingen macht, sind sie einem geneigt, und die Frauen bilden dabei keine Ausnahme. Darum sagt man ihnen, daß sie schön, klug, reizend, interessant, gütig, vornehm und edel seien, auch wenn man das alles gar nicht so ganz findet. Aber Frauen sind mißtrauisch. Deshalb sagt man es ihnen nicht nur, sondern man tut auch so, als hätten sie alle diese Vorzüge. Man begegnet ihnen wie Königinnen.
Es gibt ein sehr einfaches Wort dafür, das leider aus der Liebessprache fast völlig in die Geschäftssprache übergegangen ist: man wirbt um sie. Man führt sie ins Theater, man kauft ihnen Blumen und gute Sachen, Kleider, Hüte, Schmuck und so weiter; im Geschäftsleben sind das, wie jeder weiß, die Werbungskosten, und niemand, selbst das Finanzamt nicht, findet etwas dabei; nur im Liebesleben — sonderbarerweise — gibt es Männer, welche die Werbungskosten nicht in Ordnung finden und behaupten, sie würden solche „Bestechungen" grundsätzlich verschmähen, weil sie wünschten, um ihrer selbst willen geliebt zu werden.


(Fr. Bilek)

Damit gewinnt man natürlich die Frauen nicht, und es ist auch dumm, denn erstens kann man den Mann mit der Laterne suchen, der um seiner selbst willen liebenswert wäre, zweitens dauert es eine lange Zeit, bis der echte Adam aus einem herausgekrochen kommt, so daß selbst die klügste Frau niemals weiß, wer das eigentlich ist, den sie da lieben soll, und drittens ist jeder, der liebt, von seinem eigenen Wert so wenig eingenommen, daß er, um die Waagschalen auszugleichen, immer gern noch etwas in seine Waagschale wirft, wie gesagt, einen Ring oder dergleichen; der Witz ist ja gerade dabei, daß er vom anderen mehr eingenommen ist als von sich.
Die Frauen wissen das genau, wenn auch vielleicht nicht immer mit Worten, aber um so sicherer mit dem Gefühl. Das muß man bedenken, wenn man Frauen gewinnen will. Es ist darum am besten, man erhöht sie nicht nur mit schönen Sprüchen und nicht nur, indem man so tut, als hätten sie alle Vorzüge der Welt, sondern dadurch, daß man es glaubt und erlebt. Das ist das wirkliche Rezept, so daß am Schluß nicht nur um der Moral, sondern sogar um der Wahrheit willen gesagt werden muß: Man gewinnt die Frauen am leichtesten, wenn man sie wirklich liebt, und wenn es begabte Frauen sind, wird etwas sehr Wunderbares dabei eintreten, sie werden zuletzt all das werden, womit man sie erhöht hat: schön, reizend, gütig, aufopferungsvoll, und was will man mehr?

Das Bad am Samstagabend

Von Ratatöskr

Vieles ist im Lauf der Wochen
über uns're Haut gekrochen.
Ach, und eh' man sich's versah,
ist man voller Patina.

Darum hat in lichten Stunden
jenes Vollbad man erfunden,
das am Samstagabend spät
gerne zur Verfügung steht.

Wenn ich nach Erneu'rung dürste,
greif' zur Seife ich und Bürste,
und so werd' ich, Gott sei Dank,
binnen kurzem wieder blank.

Leider allerdings nur außen.
Denn wo die Gefühle hausen,
in dem Seelenkasten drin,
hat Warmwasser keinen Sinn.

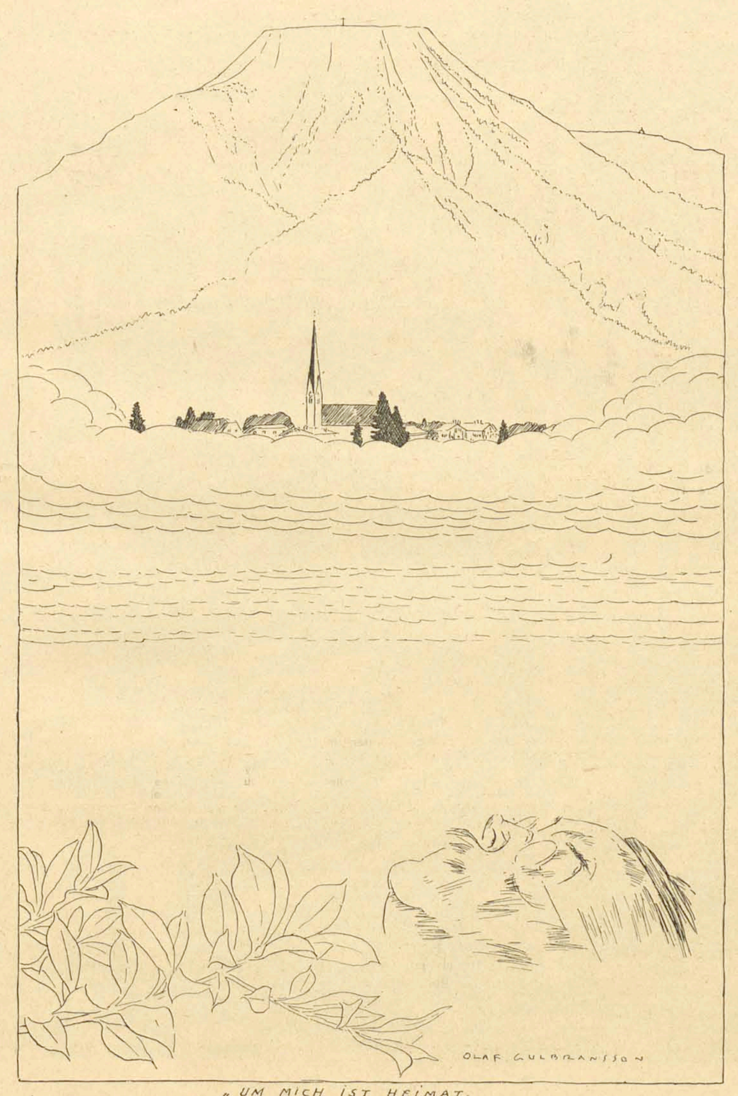
Hierfür dürfte sich's empfehlen,
statt desselben Wein zu wählen,
der durch den Gehalt an Geist
sich als adäquat erweist.

Hattest du zuvor gemeckert
und mit Ironie bekleckert,
was dir nicht nach Wunsch verlief –
nunmehr wirst du positiv.

Zum zwanzigsten Todestag Ludwig Thomas

Am 26. August 1941

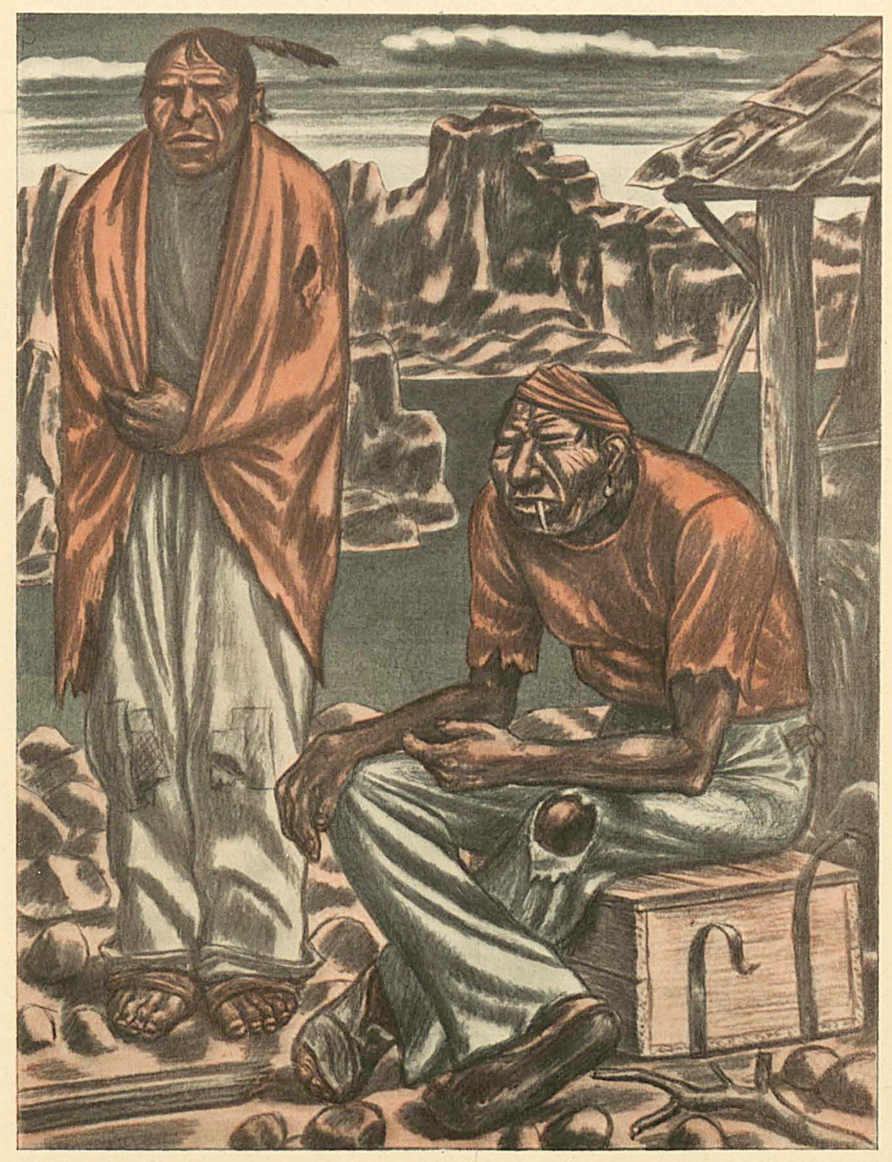
(O. Gulbransson)



Nel ventesimo anniversario della morte di Ludwig Thoma, 26 agosto 1941.

Fortschritt in USA.

(Erich Schilling)



„Wir befinden uns tatsächlich im Lande des Fortschritts. Uns hat man noch mit Schnaps dezimiert, die Deutschen aber sollen bereits sterilisiert werden!"

Progresso negli USA.: "Qui siamo realmente nel paese del progresso. Noi non siamo stati decimati che con l'acquavite; ma dicesi che i Tedeschi vengano diggià sterilizzati!„

DAS GEMÄLDE

VON OTTO HOFMANN-WELLENHOF

Zu jenen glücklichen Zeiten des Menschenlebens, in welchen den Hauptlesestoff noch nicht die „Erläuterungen zur Ausfüllung des Einkommensteuerbekenntnisses" bilden, sondern etwa das unvergleichliche „Lesebuch für die unteren Klassen der Gymnasien und verwandter Lehranstalten", fand ich im 2. Band ebenbesagten Werkes eine Geschichte, die meine kindliche Anteilnahme in hohem Maße erweckte.

Es war eine ganz einfache Geschichte — eine kleine Lebensbeschreibung, ein Mann gedachte da seiner Jugendjahre, seiner Großeltern, der Ferien bei ihnen auf dem Lande — mit Kühen und Ziegen und was sich so am tiefsten ins Kindergemüt einsenkt. Keine besondere Geschichte, eine, wie mir heute scheinen will, etwas trockene Abhandlung, die man nur deshalb in das Lehrbuch aufgenommen haben mochte, um den strebsamen Schüler recht frühzeitig mit dem literarischen Begriff der Autobiographie vertraut zu machen.

Weshalb aber auf mich die trockenen Großeltern einen stärkeren Eindruck übten als die bereits in den anderen Lesestücken vorangegangenen, zweifellos farbkräftigeren Gestalten eines Odysseus, eines Achilles, Hectors, ja sogar der Schönen Helena, lag daran, daß ich diese Geschichte als die erste mit Hilfe eigener Erfahrungen sozusagen auf ihre Stichhaltigkeit und Wahrhaftigkeit überprüfen konnte.

Denn Odysseus und Achilles, Hector und die Schöne Helena hatte ich widerspruchslos hinnehmen müssen. So etwas gab es bei uns nicht.

Großeltern aber hatte ich; hier bot sich mir eine treffliche Gelegenheit zu prüfen, zu vergleichen: Dichtung und Leben.

Um es vorwegzunehmen: die Gegenüberstellung fiel für das Lesebuch ungünstig aus.

Der Dichter meinte nämlich: „Wohl jedem Knaben tritt beim Klange des Namens ‚Großvater' und ‚Großmutter' das Bild der Rechtlichkeit und Schlichtheit, der Güte und der Weisheit erhaben vor die Seele."

Mir nicht — leider. Mir trat an Stelle des „Bildes der Rechtlichkeit und Schlichtheit" beim Klange des Namens „Großeltern" ein anderes Bild vor die Seele, und zwar Öl mit prunkvollem Goldgipsrahmen, kein Bild der Weisheit und der Güte, sondern eines des Vorderen Gosausees — „Szenerie am Vorderen Gosau-See" hieß es ganz genau.

Zum ersten Male, da mir die Möglichkeit geboten war, ein Buch auf seine Wahrhaftigkeit zu überprüfen, ergaben sich also augenblicklich schwerwiegende Unstimmigkeiten, und wie nun schon die Eindrücke, die in das weiche Kindergemüt geprägt werden, am tiefsten hinabreichen und am schwierigsten gleichzuglätten sind, so blieb auch mir bis heute diese Kerbe haften: noch jetzt hege ich ein schwer überwindbares Mißtrauen gegen die aufrichtige Wahrhaftigkeit von allem Gedruckten.

Freilich verfügten auch meine Großeltern über Redlichkeit und Schlichtheit. Aber nicht diese Eigenschaften blieben für mich gewissermaßen das großelterliche Symbol, sondern unweigerlich der Vordere Gosausee. Beim Klange seines Namens stiegen und steigen mir die lieben Gestalten wieder aus dem Schattenlande auf, und das ist gut so, denn immerhin kann man auf der weiten Welt noch eher vom Vorderen Gosausee etwas hören als von wahrer Schlichtheit und Redlichkeit.

Leider durfte auch dieser Vordere Gosausee sozusagen nicht als schlicht und redlich bezeichnet werden. Schon der Rahmen täuschte schwere Schnitzerei vor mit goldenem Gips und was das Ölgemälde selbst betrifft, so hätte wohl das hiefür aufgewendete Öl einem Erdäpfelsalat bessere Dienste geleistet als der dargestellten „Szenerie". Es war ein abscheuliches Bild, niederträchtig und kitschig. Die Berge reckten sich in hysterischer Verzeichnung empor. Der Gletscher wirkte weißgestärkt wie ein Konfirmationskleid. Die Matten glichen Dosenspinat. Himmel und See bildeten einen einzigen blauen Montag — wahrhaftig: Abziehbilder schienen im Vergleich zu dieser Kunst echte Murillos.

Überdies schwebte in den Lüften ein Aar, der begehrlich mit trutzigem Auge auf eine Herde Gemsen herabspähte, die sorglos am Ufer graste, etwa an jener Stelle, an der heute ein Gasthaus Himbeerwasser feilhält, das Achtel zu fünfzig Pfennig. Inzwischen drang eben auch in diesen Erdenwinkel die Zivilisation siegreich vor mit Stocknägeln und farbigen Ansichtskarten und die Adler mußten auswandern, da, was nun an den Ufern des Gosausees grast, sich für sie leider als unverdaulich erwiesen hatte.

Dieses Bild nun schenkte mein Großvater seinem Schwiegersohn, meinem Vater.

Ihm, dem Großvater, gefiel es. Das sei noch ein solides Bild, lobte er, da wisse man wenigstens, was es darstelle. Das sei noch Kunst, aber so etwas mache man ja heutzutage gar nicht mehr. Ich darf die rituelle Handlung des Hakeneinschlagens übergehen; sie ist bei fast allen Kulturvölkern dieselbe: am Ende tanzen die männlichen Familienmitglieder auf einem Beine im Salon herum, den Daumen im Mund, jeden schmerzt die gleiche Stelle, auf die des Hammers wuchtige Schwere traf. Die Mauer bedecken Granattrichter. Zimmerwände gleichen eben der Lotterie: Die Ziegelsteine sind die Nieten und die Ritzen die Gewinne. Ganz klar, daß da ein Treffer schwer zu erzielen ist.

Schließlich hing der Gosausee oben. Es war ein Riesentrumm, allein an Matten-Spinat lagen vielleicht fünf Portionen droben.

So hoch im Raume befindlich ward der Beschauer erst richtig der gesamten Scheußlichkeit inne. „Das ist zuviel!" erklärte der Vater bündig, und man hob das Gemälde wieder herunter und legte es in die gute dunkle Gruft unter das Klavier, auf dem meine bleichsüchtigen Cousinen sonntags nach der Mehlspeise „Frühlingsglocken", „Champagnerperlen" und andere standesgemäße Salonstücke vorzutragen pflegten. Dort gehörte es hin.

Freilich war damit der Fall „Gosausee" nicht erledigt. Es galt nun noch, vom Großpapa, der es bestimmt gut gemeint hatte, jedwede Kränkung fernzuhalten.

Der Vater organisierte rasch eine Art Alarmdienst, wobei sehr zustatten kam, daß die Großeltern jedesmal ihr Kommen mit einem dreifachen Klingelzeichen schon von der Gartentüre her zu erkennen gaben. Hinfort sei also jedermann verpflichtet, beim Ertönen dieses dreifachen Läutens in den Salon zu stürzen, den Gosausee aus der Klaviergruft zu zerren — und hinauf damit, auf daß die Pietät gesichert sei.

Bereits vier Tage später klingelte es um sieben Uhr früh dreimal. Alles stürzte in größter Aufregung unters Klavier, sogar Mademoiselle Henriette, das Kinderfräulein, im Nachtgewand. Es waren aber gar nicht die Großeltern, sondern bloß der 1. April und mein Bruder, dem wegen mutwilliger Irreführung der Familienbehörden das Ausbleiben des Osterhasen für dieses Jahr angekündigt wurde. Da er als frühreif galt, dürfte ihm ohnedies die Mademoiselle im Nachtgewand bereits lieber als der Osterhase im Gebüsch gewesen sein. — —

Die Jahre vergingen. Ich hatte längst die Gosauseen in der Schule „durchgenommen" und das Bild stand dickverstaubt bei uns am Dachboden. Das dreifache Klingeln war verklungen — kein Großvater mehr, keine Großmutter, „Vorderer und Hinterer Gosausee" — verlorenes Kinderland, versunken, vorbei.

Nun erst, als sogenannter Erwachsener, dessen Hauptlesestoff also nicht mehr vom Lesebuch, sondern von den „Erläuterungen zur Ausfüllung des Einkommensteuerbekenntnisses" gebildet wird, lernte ich die Gosauseen in ihrer Wirklichkeit kennen.

Natürlich unterschieden sie sich stark vom künstlerischen Abbild: keine Aare und keine Gemsen, ja an Stelle des magermilchblauen Himmels regnete es in grauen Schwaden und trotzdem gefiel mir diese unwirsche Landschaft so viel — viel besser als ihrerzeit die romantische „Szenerie" im Salon.

Ich war vom Dachstein über den Gosaugletscher zur Adamekhütte gewandert und dann über die vielen Kehren des Reitweges zum Hinteren Gosausee. Der Nebel klebte in den Latschen. Die Nägel meiner Schuhe knirschten im Schotter und mit der Pickelspitze schlug ich manchmal gegen einen groben Stein. Ziemlich durchweicht pilgerte ich schließlich am Ufer des Vorderen Gosausees dahin. Hier ward aus dem Reitweg schon eine kleine, schmale Straße, die an einer engen Stelle auf etwa hundert Meter in die Uferfelsen eingesprengt ist.

Das wehmütige Wetter und die wehmütigen Erinnerungen stimmten mich mild. Bild um Bild stieg in fast quälender Eindringlichkeit empor, und daß sich auch jenes Henriettens im Nachtgewande daruntermengte, konnte meinen pietätvollen Gedanken keinen Eintrag tun.

Im Regenschutz des Straßenhalbtunnels stand frierend ein reizendes junges Mädchen, lediglich ausgerüstet mit einem zwar entzückenden, jedoch für dieses Wetter ungeeigneten Dirndl. Ich gab ihr aus dem Rucksack meine trockene Trainingsjacke. Ich nahm ihre kalten kleinen in meine großen warmen Hände, so wie es in neunzig Romanen stand von den neunzig, die ich bisher gelesen hatte. Sie barg ihr reizendes Blondköpfchen — was soll ich noch sagen? „Szenerie am Vorderen Gosau-See".

Sogar die Sonne brach schließlich sieghaft durch...

Knapp vor der Hochzeit stöberten wir einmal bei mir daheim am Dachboden herum.

„Jöi!" rief plötzlich das reizende Mädchen vom

Sein Anblick

(J. Hegenbarth)



„Halt doch den Spiegel nicht so blöd, Amalie, so kann ich mich ja überhaupt nicht sehen!" — „Na, darüber kannst du bloß froh sein, Klaus-Rüdiger!"

Il suo aspetto: "Ma Amalia, non tenermi così stupidamente lo specchio; non mi posso nemmen vedere!„ — "Evvia, non puoi esserne che contento, mio Klaus-Rüdiger!„

Straßenhalbtunnel, „das ist doch der Gosausee — unser Gosausee — weißt du denn das nicht?" „Doch", gestand ich bedrückt.

Die Liebe ist eine Himmelsmacht. Salon hatten wir zwar den Zeitumständen entsprechend keinen mehr, wohl aber wieder den Gosausee, die „Szenerie am Vorderen Gosau-See", im Speisezimmer hing sie, grün wie Dosenspinat und von der Weiße eines Konfirmationskleidchens.

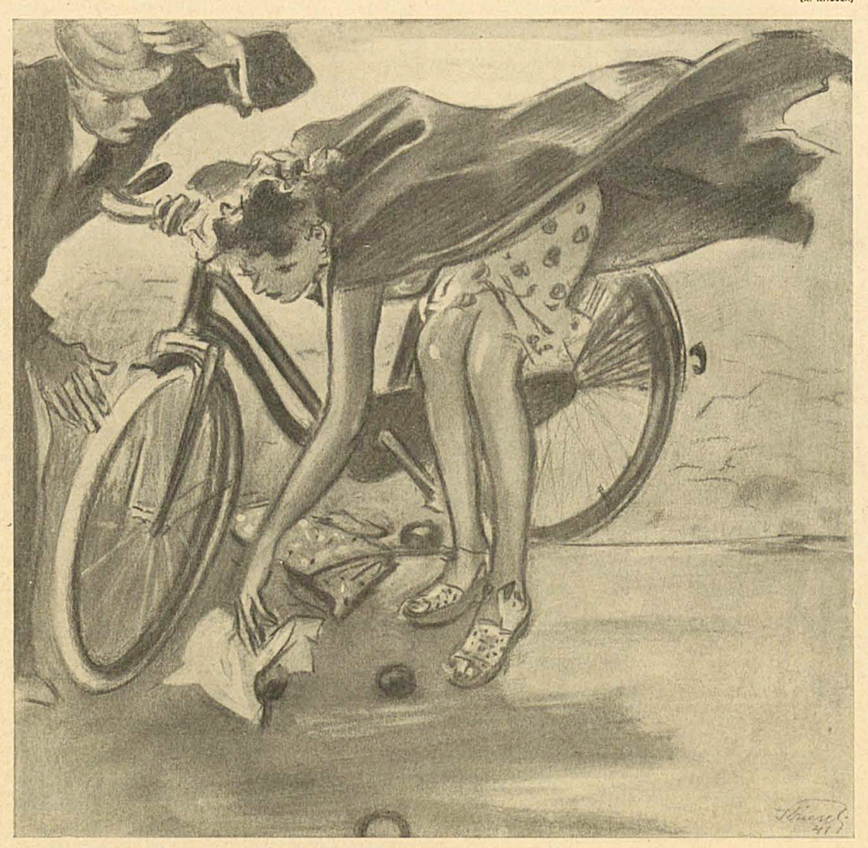
Alarmdienst gibt es nun freilich keinen, da meine Frau nicht läuten muß als Ausüberin der Schlüsselgewalt, und so dräut die gräßliche Szenerie droben an der Wand, Tag und Nacht — ein beständiger k.o.-Sieg über Stil und Geschmack. Jeden 6. August, den Tag, da wir uns an jener familienhistorischen Stätte kennenlernten, wird sie überdies mit Latschenzweigen und Bergblumen geschmückt und erinnert mich dann unwillkürlich an die Frau Generaldirektor von nebenan im Trachtendirndl.

Ein Trost freilich bleibt dem Manne nicht versagt: Neue Geschlechter, neue Generationen steigen immer wieder tatenfroh empor. Noch besitze ich zwar keine Tochter, aber was ich ihr zur Hochzeit dereinst schenken werde, weiß ich heute schon: Die „Szenerie am Vorderen Gosau-See".

Unseren Kindern wird ohnedies einmal ein viel leichteres Schicksal zuteil werden als es das unsere war; aber daß ihnen alles erspart bleiben müßte, das hielte ich weder für gut, nicht einmal für erzieherisch. Vollkommenes Glück taugt nichts. Der Mensch hat den Neid der Götter mit Opfern zu versöhnen. Ist er ein großer König, wirft er einen goldenen Ring in das Meer — ist er nur ein kleiner Mann wie ich, hängt er einen goldgerahmten Gosausee an die Wand.

Fallobst

(R. Kriesch)



„Sei'n Sie doch nicht so abweisend, mein Fräulein, ich will Ihnen doch nur Ihre Äpfel aufheben helfen!"
„Das kennt man schon — mit 'nem Apfel hat's im Paradies auch angefangen!"

Frutti cascherecci: "Non respingetemi così, signorina; io non voglio che aiutar Voi a prender su le vostre mele!,, — "Eh . . . si sa bene! . . . Anche in Paradiso si è cominciato con una mela!,,

„BITTE, RECHT FREUNDLICH!"

VON SOYA

Im Garten der Sommerpension ‚Rosenheim' sitzen die Damen Nielsen, Hansen, Madsen und Jensen bei einer Bridgepartie. Da tritt Herr Schönkamm, ein junger Bankbeamter, mit seinem Photoapparat aus dem Hause, nähert sich ihrem Tisch und fragt höflich: „Gestatten Sie, daß ich ein kleines Bild von Ihnen aufnehme?" — „Sie wollen uns photographieren?" Die Damen sind überrascht und fühlen sich geschmeichelt.
„Hm, ja", druckst Schönkamm ein wenig verlegen, „das heißt... ich wollte sagen... nicht Sie allein, sondern alle Pensionsgäste. Ich reise nämlich in einer halben Stunde ab, und da dachte ich..."
„Mit Vergnügen, mit Vergnügen, junger Mann, wenn es Ihnen Spaß macht!" Die Damen rufen es im Chor, und Herr Schönkamm verneigt sich verbindlich.
„Ich werde Nelia herbeiholen", meint Frau Steuerrevisor Nielsen und läuft davon, während die Frau Metzgermeister Madsen die Hände an den Mund legt und ausruft: „Kommt alle raus, Kinder, wir werden photographiert!" Die alte, schwerhörige Frau Meier, die den ganzen Tag am Fenster sitzt und häkelt, tritt als erste aus dem Hause und fragt: „Wo brennt es?"
„Wir sollen photographiert werden!" brüllt man ihr ins Ohr.
Da öffnet sich im ersten Stock ein Fenster, und ein kleiner, glatzköpfiger Herr blickt heraus und schimpft: „Heh, was ist denn das für ein ruhestörender Lärm! Ausgerechnet beim Mittagsschlaf!" Es ist der Herr Glatzke, ein etwas cholerischer Mann, seines Zeichens Geschäftsführer beim städtischen Krematorium. Frau Advokat Jensen, die vor ihrer Heirat Schwester in einer Nervenheilanstalt gewesen ist, beeilt sich, ihn zu besänftigen: „Herr Schönkamm will uns alle photographieren."
Glatzke brummt: „Konnte sich der junge Mann nicht eine geeignetere Zeit aussuchen? Na schön, ich komme." Er knallt das Fenster zu.
Allmählich kommt Leben in das friedliche Haus. Türen fliegen auf und zu. Auf den Korridoren und Treppen entsteht ein lebhaftes Hin- und Hergerenne. „Wir werden photographiert! Wir werden photographiert!"
Dentist Liebich erscheint als nächster auf dem Plan. Er ist angetan mit grünen Flanellhosen und ebensolcher Jacke „So, so, es soll photographiert werden", tut er herablassend und uninteressiert. Über Schönkamms Gesicht legt sich ein Schatten. Dieser Geck soll auch mit auf das Bild, denkt er widerstrebend. Aber schließlich kann man ja niemanden ausschließen, wenn die ganze Pension photographiert werden soll.
Frau Nielsen kommt bereits mit Tochter Nelia. Letztere hat sich ganz besonders herausgeputzt. Sie ist nicht unansehnlich, nur hat sie leider — zum größten Kummer ihrer Mutter — schiefe Zähne.
Und nun finden sich auch die anderen ein. Plaudernd und lärmend, frisch gekämmt die Herren, gepudert und geschminkt die Damen. „Wer will photographieren?" — „Der junge Herr Schönkamm." — „Ach so, der..." — „Rasch, beeilt euch, er muß gleich abreisen..."
Es stellt sich heraus, daß Herr Mylius und Frau noch fehlen. Man ist untröstlich darüber, denn das Lehrerehepaar erfreut sich allgemeiner Beliebtheit. Also wird Franz, der Pensionsinhaberin jüngster Sohn, rasch zum Strand hinuntergeschickt, um die beiden zu holen, und Fränzchen spielt mit kindlichem Eifer Motorrad und läuft, Motorgeknatter nachäffend, davon. — Schönkamm beginnt inzwischen mit dem Arrangement. Die vordere Reihe läßt er sich auf dem Rasen niederlegen, die zweite sitzt auf der Bank, die dritte steht dahinter, während die vierte kniend auf einem Tisch Aufstellung nimmt. Das Ganze erfordert dieselbe Geduld und Geschicklichkeit wie ein Puzzlespiel.
Nelias Mutter will ihre Tochter unbedingt neben Dentist Liebich plaziert wissen. Das möchte dieser aber gar nicht, er will an Nelias Seite weder stehen, sitzen noch liegen, und es beginnt nun, da der gute Ton es verbietet, ein offenes Wort zu sagen, zwischen den beiden Parteien ein wahres Versteckspiel. So oft der Photograph glaubt, die Ordnung hergestellt zu haben, muß er von neuem beginnen, weil entweder Frau Nielsen ihre Tochter anders gestellt oder Herr Liebich seinen Platz gewechselt hat.
Auch Herr Glatzke gehört zu den etwas schwierigeren Naturen. Er hegt eine tiefverwurzelte Abneigung gegen eine allzu nahe körperliche Berührung mit seinen Mitmenschen, am liebsten möchte er allein sitzen, und immer wieder muß Schönkamm ihn ermahnen: „Bitte, Herr Glatzke, rücken Sie ein bißchen näher, wenn Sie mit auf dem Bilde sein wollen." Aber schon im nächsten Augenblick sitzt er wieder außerhalb der Reichweite des Objektivs.
„Holladiodü!" Obersekretär bei den Staatsbahnen Jensen und Frau kommen, in Tirolerkostüme gekleidet, herbeigelaufen. „Holladio!" Herr Jensen hat nämlich das Steckenpferd, von seinen Gratisreisen auf der Eisenbahn an Stelle von Postkarten und anderen Souvenirs echte Nationaltrachten mitheimzubringen, und es bereitet dem Ehepaar offenbar ein großes Vergnügen, sich jeden Tag in anderer Kostümierung zu zeigen — mal als Schotten, mal als Basken oder als mexikanische Eierdiebe. Damit ihre farbigen Trachten auch recht zur Geltung kommen, werden Jensens in die Mitte der Sitzreihe untergebracht, weshalb eine Dame und ein Herr in den Hintergrund abgestellt werden müssen — ein Problem, das sich als mindestens ebenso schwierig erweist wie die Lösung eines Kreuzworträtsels, dessen Rubriken von vornherein falsch ausgefüllt worden sind.
Herr Glatzke droht die Geduld auszugehen, er murrt: „Potztausend, wie lange dauert die Geschichte denn noch! Mein schöner Mittagsschlaf..." Endlich hat Schönkamm auch diese Umgruppierung glücklich zu Ende geführt, da kommen Oberlehrer Mylius und Frau vom Strand herbeigelaufen. Beide sind mit Bademänteln angetan, und Frau Mylius möchte sich rasch noch umziehen. Aber davon kann natürlich nicht die Rede sein. Denn der Photograph müßte ja schon längst zum Bahnhof eilen...
Erneut wird umgestellt. Fränzchen, der inzwischen wieder eingetroffen ist, verursacht das geringste Kopfzerbrechen — er wird vor der ersten Reihe einfach auf den Bauch gelegt. Myliussens sollen sich auf den Tisch stellen, aber dagegen erhebt Frau Mylius Einspruch. Sie leide an Schwindel und Ohrensausen, erklärt sie.
Da opfert sich — getreu ihrem Grundsatz: alles für die lieben Gäste — Frau Schwiebel, die Pensionsinhaberin. Sie überläßt Frau Mylius ihren bequemen Sitzplatz und steigt trotz chronischen Gliederreißens auf den Tisch. Unter der vermehrten Last beginnt dieser plötzlich zu knacken und zu knarren, und in ihrer Not langt sie Herrn Liebich um den Hals. Der schneidet unwillkürlich eine Grimasse und denkt: Aber lieber die dicke Wirtin als das dürre Fräulein Nelia mit den Klavierzähnen.
Endlich, endlich stehen und sitzen und liegen sie alle an ihren Plätzen, die 32 Gäste der Pension „Rosenheim".
Schönkamm mißt mit feierlichen Schritten die Entfernung ab. Allgemeines Schweigen, erwartungsvolle Stille.
Schönkamm holt die Klappkamera aus der umgehängten Ledertasche hervor. Die Hand schützend vor den Sucher haltend, läßt er die 32 Figuren in dem kleinen Spiegel kopfstehen, und mit sichtlicher Zufriedenheit stellt er fest, daß allen die Sonne prall ins Gesicht scheint.
Auch die anderen hat jetzt der Ernst des Augenblickes erfaßt. Man lacht nicht mehr und schneidet keine Grimassen, sondern ist bestrebt, das klügste Gesicht zu machen und seine vorteilhaftesten Seiten hervorzukehren. „Nelia, sieh zu, daß du auch die Beine mit draufbekommst", ermahnt Frau Nielsen noch einmal ihre Tochter.
Schönkamm hält den Photoapparat in Brusthöhe und sagt mit gekünsteltem Lächeln: „Bitte, recht freundlich!"
Alle machen krampfhaft freundliche Gesichter. Alle, bis auf Glatzke, der sich eingedenk seines Berufes als Geschäftsführer bei dem städtischen Krematorium gern in einer Leichenbittermiene gefällt, und Oberlehrer Mylius, der das Pathetische bevorzugt.
Plötzlich aber senkt sich ein trüber Schatten über das Gesicht des Photographen. Er hält den Apparat in die Höhe, beguckt ihn eingehend von oben und unten, von vorn und hinten, schraubt und dreht an ihm herum. Da wird ihm weich in den Knien, und schließlich stottert er verlegen:
„Oh, ich bitte um Verzeihung. Ich dachte, ich hätte noch einen Film in der Kassette, aber leider..." (Aus dem Dänischen von Werner Rietig)

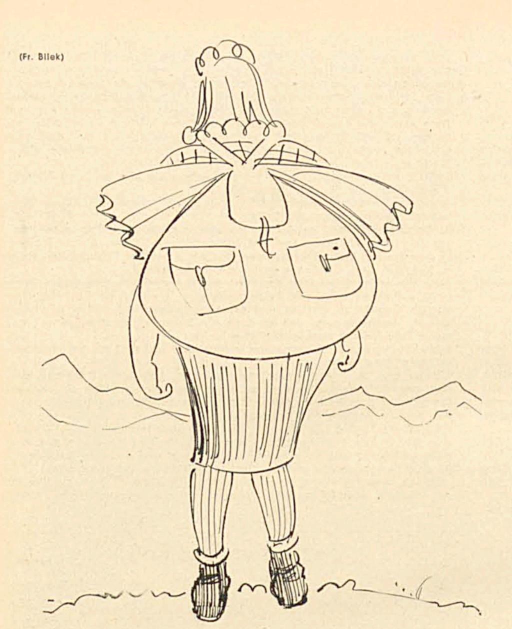
Pegasus und das Roß

(L. v. Horváth)



Pegaso ed il cavallo

(Fr. Bilek)



FRÄULEIN IRMGARD

VON PAULA SACK

Macht Ihnen der Regen nichts aus, Fräulein Irmgard? —
Kunststück! Wenn draußen der Freund mit dem Schirm harrt.

Das ist nämlich noch einer vom alten Schrote,
aus der Zeit, wo den Männern das Herz noch lohte.

Auf den ist Verlaß, der kommt niemals zu spät,
ist immer höflich, trägt ihr jedes Paket.

Alle Wünsche erfüllt er, schaut nie auf den Preis,
und wie hübsch er das Wort zu setzen weiß!

Gedichte schreibt er: „An Irmingart" —
der arme Kerl ist total vernarrt!

Manche sagen, es sei alles nur Mache —
stimmt nicht! Bei dem ist's Erziehungssache.

So was Feines wie den hatte Irmgard noch nie.
Er ist auch im Grunde zu schade für sie.

MEIN FREUND JOHANNES

Wir waren eine sehr ausgelassene Gesellschaft. Ein paar junge, niedliche Mädchen waren auch dabei.

Johannes wurde noch erwartet. Die, die ihn kannten, freuten sich schon sehr auf sein Eintreffen, und erzählten einige lustige Erlebnisse, deren Mittelpunkt er gewesen war.

„Es ist sonderbar", berichtete ich, „er ist doch sonst wirklich nicht übertrieben zurückhaltend, wenn es gilt, fröhlich zu sein. Er leidet im allgemeinen auch nicht an übertriebenen moralischen Hemmungen. Aber Mädchen gegenüber ist er anfangs doch immer sehr scheu."

„Das werde ich ihm für heute abgewöhnen", meldete sich Renate. „Was gilt die Wette, daß er mich heute abend noch küßt?"

Ich warnte vergeblich. Die Wette wurde über 5 Mark abgeschlossen. Bald darauf kam Johannes. Lustig und freundlich wie immer. Die Stimmung stieg von Minute zu Minute. Insgeheim beobachtete ich Renate. Sie bemühte sich auf eine wirklich reizende Weise um



Woran erkennt man ein »Bayer«-Arzneimittel?

Alle »Bayer«-Arzneimittel tragen auf ihrer Packung das »Bayer«-Kreuz. Es ist ein Sinnbild erfolgreicher, wissenschaftlicher Arbeit und jahrzehntelanger Erfahrung. Das »Bayer«-Kreuz ist das Zeichen des Vertrauens.



ATIKAH 5 Pf

Johannes. Jeder an seiner Stelle wäre völlig in ihren Bann geraten. Auch er war offensichtlich berührt von ihrer Schönheit und Klugheit und benahm sich äußerst höflich, aber scheinbar kühl.

Renate tat mir leid. Ich merkte, daß es nicht mehr allein die Wette war, die sie so werben ließ. Außerdem fand ich es schade, daß Johannes diese Gelegenheit, eine wirklich wertvolle Freundin zu gewinnen, vorübergehen ließ. So nahm ich ihn beiseite und gestand ihm alles. Nicht nur die Wette, sondern auch meine weiteren Beobachtungen.

„Enttäusche sie nicht so, Johannes", bat ich. Er versprach es.

Nach einiger Zeit sahen wir Renate weinend aus einer Ecke kommen.

„Was ist denn?" fragten wir beunruhigt.

„Oh, ihr habt Johannes alles erzählt", schluchzte sie. „Da ist er zu mir gekommen und hat gesagt, ich sollte keinen Verlust haben, und hat mir 5 Mark gegeben. Hier habt ihr sie. Ihr habt ja die Wette gewonnen."

Es war nicht möglich, sie zu trösten. Sie zog sich weinend in ein abgelegenes Zimmer zurück. Gleich darauf erschien Johannes. Wir stürzten auf ihn los und machten ihm die wildesten Vorwürfe.

„Sie ist nicht nur verzweifelt, sie ist außerdem tödlich beleidigt. Wir werden sie in unserem Kreise wohl nie wieder sehen", sagte der Eine. — „Ich wollte, wir hätten diese blöde Wette nie geschlossen. Ich gäbe mein halbes Vermögen darum!" sagte ein Anderer. — So ähnlich sprachen wir alle.

Johannes sah sehr schuldbewußt aus. „Es tut mir furchtbar leid", sagte er, „und ich werde versuchen, die Sache jedenfalls halbwegs wieder einzurenken."

„Das schaffst du nie, das Mädel hat Charakter!" — „10 Mark, wenn du das schaffst!" — „10? 20 Mark wette ich dagegen!" riefen wir durcheinander.

„Damit ihr in etwas entschädigt seid, will ich diese Wetten annehmen", sagte Johannes ernst.

Ich warnte ihn, aber er blieb dabei, daß er für seine Sünden einstehen wolle, und nahm sogar noch weitere Wetten an. Dann ging er, Renate

zu suchen. Lange kam er nicht wieder. Unsere Stimmung sank immer tiefer. Endlich hörten wir schleppende Schritte. Er war es.

„Das Mädel hat wirklich Charakter. Sie hat mir die ganzen verlorenen Wetten ersetzt!" sagte er.

Wir waren empört. „Hast du denn wieder von der Wette anfangen müssen?" — „Du bist aber auch wirklich zu blöde!" — „Da muß sie doch denken, daß du nur Versöhnung suchst, um zu deinem Geld zu kommen!" schimpften wir auf ihn ein. Er aber kümmerte sich nicht darum. Er schaute lächelnd zur Tür, breitete weit die Arme aus und schloß sie wieder um Renate, die sich einen Weg durch die schimpfende Horde gebahnt hatte. Und dann küßte er sie innig. Und sie ihn.

Und dann kassierten sie. Sie hatten alles abgekartet. J. Bieger

DAHEIM UND UNTERWEGS

VON JO HANNS RÖSLER

Dinge, die man im Hotel besser unterläßt:

1. Mittags aus dem Bad nackt über den Gang in sein Zimmer zu laufen.
2. Selber in den Weinkeller zu gehen und sich eine Flasche Wein heraufzuholen.
3. Sich in der Küche die Hände zu waschen.
4. Von allen Gästen zu erwarten, daß sie unsern Kindern etwas mitbringen.
5. Alle zehn Tage die Gardinen abzunehmen, die Fenster zu putzen und Großreine zu machen.
6. Nachzusehen, ob auch das Zimmermädchen ihr eigenes Bett gemacht hat.
7. Nachts mit der Faust einen Marsch an die Wand zu trommeln.
8. Vom Fenster aus in den Garten zu spucken. Et cetera!

Dinge, die man — wieder daheim — besser unterläßt:

1. Beim Portier seinen Wohnungsschlüssel abzugeben.
2. Dem Mädchen für jede Handreichung ein reiches Trinkgeld zu geben.
3. Seine Schuhe zum Putzen vor die Wohnungstür zu stellen.
4. Neue Glühbirnen auszuschrauben und dafür alte, verbrauchte einzuschrauben.
5. Silberne Löffel einzustecken.
6. Staubige Schuhe an den Fenstervorhängen abzuwischen.
7. Käsepapier tief zwischen Rückwand und Sitz des Sofas zu verstauen.
8. Sich sein Mittagessen und Frühstück beim Hauswirt auf die Monatsmiete schreiben zu lassen.

Der stille Platz

(H. Lehmann)



„Glaubst du, daß wir hier auch wirklich ganz allein sind?" — „Aber bestimmt — bis auf die Ameisen und die zwei Buben, die schon seit zehn Minuten mit Steinen nach uns schmeißen!"

Il posto tranquillo: "Credi tu che qui siamo davvero sole?„ — "Ma certo .. ad eccezione delle formiche e di quei due ragazzi che già da dieci minuti ci scagliano contro dei sassi!„

DIE ALLEE

VON ROLF FLUEGEL

Wie ein Signal wirkt dieses Wort. Aber nicht jede Allee ist so hell und forsch, so schmetternder Trompetenton aus der messingnen, von der Sonne umblitzten Röhre. Diese sind vielmehr in der Minderheit und nur in Metropolen zu Hause, wo sie eine Art botanischen Verzweiflungskampf gegen die erstarrte Brandung aus Stein und Asphalt zu führen gezwungen sind. Was dort noch summt, sind die sich drehenden Räder und nicht die Bienen, was dort gaukelt, wissen wir auch: traumselige Falter mit Keilabsatz. Ihnen gilt unser Blick und nicht der Ruh' in den Wipfeln. Lindenallee! ruft der Schaffner, und was dort auf- und absteigt, sind nicht Mückenschwärme im Liebesspiel, sondern die Fahrgäste in korrekter Haltung: Linke Hand am linken Griff.

Eine richtige Allee aber hat nicht einmal Platz für die Oberleitung. Die Bäume, altgediente Spalierbilder, tragen bauschige, grüne Pelzmützen. Sie haben noch den Prinzregenten oder sonst wen gesehen. Mit dem Federbusch. So warten sie reihauf, reihab mit durchgedrückten Knien. Auch vor dem mit Leidenschaft an ihre Rinde gepreßten Liebesglück stehen sie stramm. Wenn der Nachtwind leise durch die Blätter streicht, dann ist es wie das Seufzen der Mädchen. Was sich beizeiten krümmt, wird nie eine richtige Allee; diese ist wie mit dem Lineal ausgerichtet. Es gibt Aristokraten unter ihnen — an ihrem einen Ende steht ein Schloß, bleich und blaß, mit gepuderten Wänden.

Eine Allee kenne ich, die geht schnurgerade den Hügel hinauf. Das ist, als wollte sie zum Sprungbrett in den Himmel werden. Wer ihn aber selbst rotwangig und pfirsichsamten am Arm hat, für den beginnt die Straße zu wippen. Der Absprung zur Trauung im barocken Dom der hochgetürmten Wolken steht unmittelbar bevor. — Wie lange wollen sie sich lieben, fragt der Heilige im schimmernden Azur. — Ewig, sagen wir und hängen aneinander wie ein Kirschenpaar. Da lächeln die Bäume in ihre alten Rauschebärte und denken an die dicke Frau aus Fulda von heute morgen: Nein, diese Allee — wann kommt denn schon das Schloß — das dauert ja eine Ewigkeit!

DIE LIEBESPROBE

Von Josef Robert Harrer

Wir hatten alle ein Auge auf Hermine geworfen; wir alle hatten uns in das hübsche Mädchen verliebt, als noch die kühlere Jahreszeit war, als wir noch nicht daran dachten, unsere Westen einzukampfern. Jetzt aber lachte weit und breit der Sommer. Man trug keine Westen mehr, und da sah Hermine, daß wir Hosenträger verwendeten. Hermine ist eine Gans, keine wirkliche, die uns bei Tage nährt und die uns für die Nacht die wunderbaren Bettfedern liefert. Nein, so nützlich ist Hermine leider nicht; denn sie ist nur vergleichsweise eine Gans, weil sie Männer nicht leiden, nicht ausstehen kann, die so rückschrittlich sind — wie wir alle, die wir Hermine verehren — und Hosenträger verwenden.

„Nur keine Hosenträger! Denn nur der Mann, der den schicken Gürtel verwendet, kommt bei mir in Betracht!" so lautete Hermines Ausspruch.

Und in diese Gans haben wir uns verliebt! Und wir haben nachgegeben und haben es ohne Hosenträger versucht. Aber unsere Hüften sind nicht ausschweifend, der Gürtel kann auf ihnen nicht aufliegen, er gleitet immer wieder ab. Und so haben unsere Hände nichts anderes zu tun, als ohne Unterlaß die rutschenden Hosen heraufzuziehen. Wir alle hassen die Gürtel, die wir aus Liebe zu Hermine tragen, wir könnten sie, nämlich die Gürtel, erdolchen, erwürgen, vergiften. Aber das schert die Gürtel nichts, sie bringen uns weiter mit ihrer ‚Haltlosigkeit' in Wut.

Kurz entschlossen einigten wir uns, nächstens alle mit Hosenträgern bei Hermine zu erscheinen. Als uns das Mädchen erblickte, bewahrten wir sie nur dadurch vor dem Sturz in eine Ohnmacht, daß wir rasch hinter ein Haustor flüchteten und die Hosenträger entfernten. Sie seufzte uns an:

„Noch einmal — und alles ist aus! ... Und von Ihnen, Robert, hätte ich mir das am wenigsten erwartet!"

Ich hatte schon das Wort ‚Mustergans' auf den Lippen, aber Hermines letzte Worte machten sie mir nur noch begehrenswerter und schöner.

„Ich verwende sonst keine Hosenträger, liebste Hermine!" log ich. „Aber weil mein Lieblingsgürtel eben in Reparatur ist, mußte ich gezwungenermaßen zu den fürchterlichen Hosenträgern der Urmenschen greifen!"

Da lächelte Hermine, während mich meine Freunde wütend anblickten.

Am nächsten Tag trafen wir uns wieder mit Hermine. Ich trug den leichtesten Gürtel meines Lebens, er schmiegte sich sanft, und ohne daß ich etwas spürte, um meine männliche Taille, während einige Freunde den Gürtel so stark zusammengeschnürt hatten, daß zwar ihre Hosen nicht rutschten, daß aber ihre Körper in zwei nicht mehr zusammengehörende Teile zerlegt wurden. Das verursachte ihnen wieder Atemnot, anderen Schmerzen und schließlich Unlust an der Liebe überhaupt, so daß sie an Hermine vorbeisahen und sich bald aus dem Staube machten. Die anderen Freunde hatten zwar den Gürtel loser geschnallt, dafür aber mußten sie mehr als siebenmal in der Minute die immer wieder rutschenden Hosen heben. So kamen sie zu keinem lieben Wort für Hermine, weil sie fortwährend auf ihre losen Hosen aufpassen mußten. Nur ich bewegte mich frei und ungezwungen, so daß Hermine laut vor allen sagte:

„Ja, der Robert! Das ist ein moderner Mann! Ihr anderen werdet es jetzt schwer haben neben ihm! Ich glaube, daß ich Robert — —"

Deutlicher kann ein Mädchen nicht sprechen. Ich war auch für den Begriffsstutzigsten unter uns der klar Erwählte Hermines. Und so verzogen sich alle anderen; nur ich blieb zurück und empfing Hermines Kuß.

Und das alles nur, weil ich so schlau gewesen war, mir die Hosen mit vier diskreten Sicherheitsnadeln an das Hemd anzuheften!

Lob dem guten Wein

Von Peter Reimann

Wenn guter Wein nicht wär,
Sie zu ertränken –
Meine Sünden, sie würden verkohlen
Meine papierne Seele.

Und Mephisto käm her,
Mich zu versenken
In den Hades, mit schmorenden Sohlen
Und mit verbrannter Kehle.

Farbenlehre

(K. Heiligenstaedt)



„Grade rot mag Hugo nicht gern — und das Kleid soll doch für die Hochzeitsreise sein, Frau Becker!" — „Umso besser, gnädiges Fräulein, Liebe macht farbenblind!"

Teoria dei colori: "È appunto il rosso che Ugo non ama . . . . e quest'abito, signora Becker, dovrei portarlo in viaggio di nozze!„ — "Tanto meglio, signorina; l'amore abbaglia!„

LIEBER SIMPLICISSIMUS



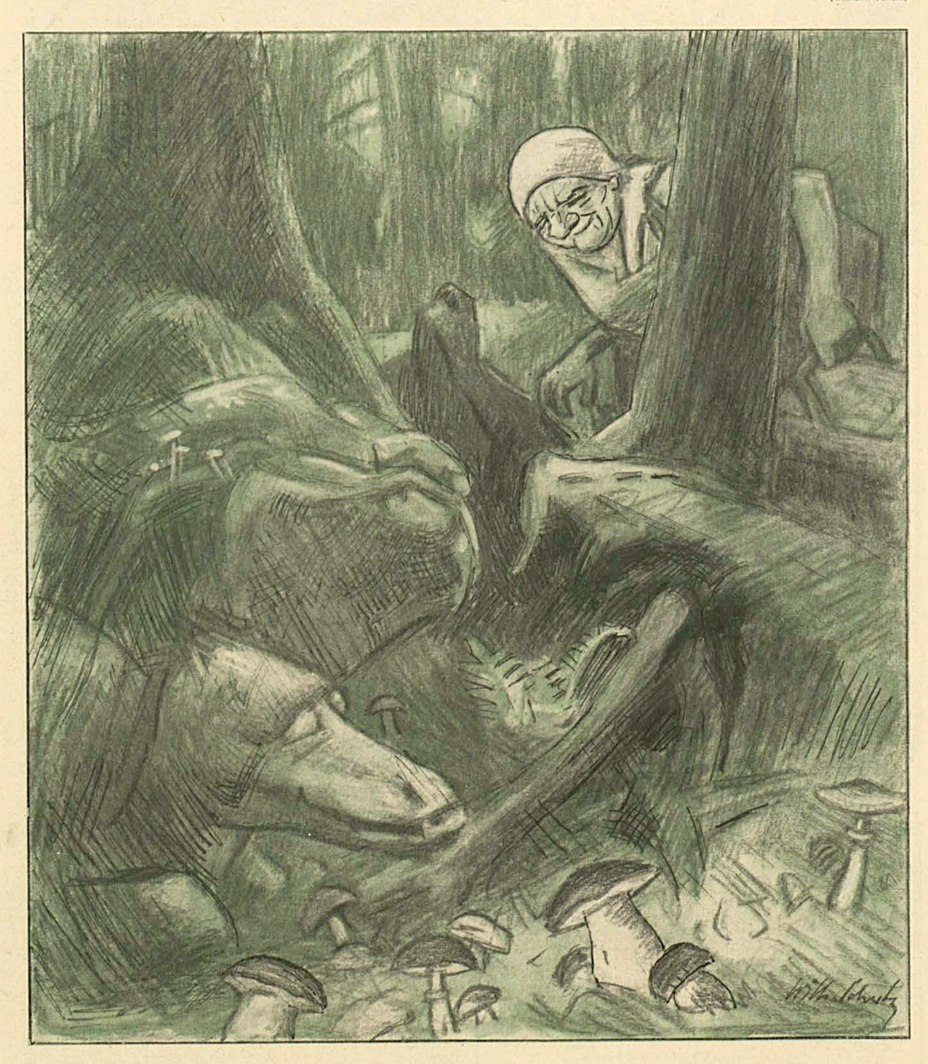
Hanni ist jung verheiratet und mit der Kocherei will es noch nicht so recht klappen.
Hanni studiert Kochbücher, um ihr Repertoire zu bereichern. Da findet sie etwas sehr Verlockendes: man wickelt Äpfel in Kuchenteig und bäckt sie. Hanni beschließt, es zu probieren. Nun waren zu dieser Zeit gerade Birnen im Haus. Als sparsame Hausfrau denkt Hanni: mit Birnen geht es auch. Abends, als der Ehemann heimkehrt, wird er mit der freudigen Mitteilung überrascht, daß es heute eine Sensation gibt.
Das Gericht wird aufgetragen. Erwartungsvoll setzen sich beide an den Tisch. „Äpfel im Schlafrock", sagt Hanni. „Birnen in Lederhosen", verbessert der Gatte.
H. Reimann

Paulinchen hatte sich ein neues Radio zugelegt. Ein kostspieliges Ding mit allen Schikanen. Und mit einem Fehler. Es war nicht störungsfrei. Der Himmel mochte wissen, woran es lag. Aber ein verstörteres Radio hat es noch nie gegeben.
Paulinchen ließ es überprüfen. Der Apparat wurde zerlegt und wieder zusammengesetzt. Der Fachmann fand nicht das geringste und erklärte ihn für einwandfrei und tadellos.
Trotzdem benahm er sich wie zuvor. Er grunzte und krachte und vollführte einen Spektakel, daß man sein eigenes Wort nicht verstand. Da half kein Schutzgerät. Es war halt seine Eigenart. Paulinchen fand sich damit ab. Es gehörte eben dazu.
Neulich besuchte ich sie wieder einmal. Es war ein Freitagvormittag.
Freitags hat Paulinchen eine Aufwartung. Die putzt und wischt und schrubbt und stellt die halbe Wohnung auf den Kopf.
Nun liegen in Paulinchens Wohnung drei Zimmer nebeneinander: links das Herren-, rechts das Schlaf- und in der Mitte das Wohnzimmer mit besagtem Radio. Alle drei sind durch Türen verbunden.
Während ich mich im Wohnzimmer aufhalte, macht sich Paulinchen nebenan zu schaffen, im Herrenzimmer. Die Tür ist angelehnt. Da fällt im Schlafzimmer ein Eimer vom Fensterbrett.
Gleichzeitig ertönt Paulinchens sanfte Stimme: „Stell' doch das Radio ab!"
Reimann

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 12761), Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach. Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foltzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Okt. 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Die Pilzfrau

(Wilhelm Schulz)



Wenn drauß' im Wald ein Drache wär'
Und käm der Alten in die Quer,
So treibt nicht gleich der Schreck sie fort.
Geht weiter Pilze sammeln dort.

Sie tut es nicht für sich allein,
Will pflichtgetreu und hilfreich sein,
Daß nichts verdirbt, daß nichts verkommt,
Was noch der Heimat nützt und frommt.

Damit sie stark den Kampf besteht,
Der um das Wohl der Menschheit geht. –
So eine Alte ist was wert,
Auch wenn man sie nicht groß verehrt.

Wilhelm Schulz

München, 3. September 1941
46. Jahrgang / Nummer 36

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT. MÜNCHEN

Die große Varieténummer

(Erich Schilling)



Roosevelt jongliert mit seinen acht Punkten!

Il numero sensazionale nel Teatro di Varietà: Roosevelt fa il giocoliere coi suoi otto punti!

Zirkuslöwen — I leoni del Circo

(L. v. Horváth)



„Diese verdammten Nachmittagsvorstellungen! Zweimal am Tage König der Tiere spielen, hält keine Sau aus!"

"Maledette queste rappresentazioni del pomeriggio! Far da Re due volte al giorno! Neanche una troia ci può reggere!„

ANGELN

Der Doktor hatte mich aufgefordert, mit ihm zum Fischen zu gehen. Ich wäre schon immer mal gern fischen gegangen, aber ich fürchtete mich vor den Fachausdrücken. Ich wußte, daß Fischer, Reiter und Jäger sich hauptsächlich durch Fachausdrücke fortpflanzen, und daß man bei ihnen einen Dreck gilt, wenn man die tierischen Körperteile so benennt, wie es andere Menschen tun. Vor dem Doktor brauchte ich mich nicht ernstlich zu fürchten, er hatte erst vor kurzer Zeit seine erste Angel in die Hand genommen und beherrschte noch ganz gut die Sprache der Menschen und nannte Mensch und Vieh mit den Namen, die ihnen der liebe Gott bei Erschaffung der Welt gegeben hatte. Also ihm konnte ich mich anvertrauen, ohne sofort als Idiot zu gelten.

Wir saßen im Boot, d. h. er stand und ich saß. Weiter hatte ich vorläufig nichts zu tun, als zu sitzen, sogar möglichst ruhig zu sitzen und nicht etwa nach den Bremsen zu schlagen, die sehnsüchtig darauf warteten, daß bei mir frisch angestochen wurde.

„Sie können mir ein bißchen helfen" hatte der Doktor gesagt. Ich hatte gemeint, ich solle ihm beistehen, wenn er einen besonders großen Fisch gefangen hatte, diesen irgendwohin zu ziehen, in der Art der Wolgaschiffer, im Takte und mit Gesang. Dazu kam es nicht.

Der Doktor also stand vorn im Boot und hatte viel unter seinen Würmern zu leiden, weil die Konservendose, in der er sie eingemacht hatte, immer im Boot herumkollerte. Außerdem mußte er sie einteilen, halbieren und vierteln und achteln, gerade als ob sie für Fische auf Lebensmittelkarte gingen. Er kannte ganz genau den Appetit seiner Lieblinge.

Ich will hier keinen Lehrgang der gebräuchlichsten Angelausdrücke geben, nur das gehört unbedingt dazu, daß man auf den Schwimmer achtet, der so heißt, weil er tatsächlich schwimmt, und das begreift jedes Kind und begreife auch ich. Der Doktor bediente die Angelrute. Was sage ich Angelrute! Es war ein Mastbaum, ein Hebebaum mit Bronzebeschlägen und einer Winde, mit dem man ganz gut kapitale Walfische hätte herauswuchten können. Das tat er aber nicht, sondern er fing hübsche kleine Fischlein. Nun kam meine Aufgabe. Ich mußte die Fische von der Angel fangen. Ah, das waren fliegende Fische, in großen Kreisen umflatterten sie mich an der Schnur. Mal kamen sie ganz nahe, mal verschwanden sie am Horizont, falls sie es nicht vorzogen, wieder ins Wasser zu springen. Wenn ich in Angelsachen etwas zu sagen hätte, würde ich vorschlagen, man müßte sie mit einem Schmetterlingsnetz von der herumschwirrenden Angelschnur aus der Luft fangen. Ich spreche aus Erfahrung. Ich haschte nach den Fischen in der Art wie man Fliegen mit der Hand fängt. Fische sind glatt, sie sind das Glatteste, was mir im Leben begegnet ist. Ich mußte vorsichtig den Angelhaken aus den Fischlein herausfädeln. Da erkannte ich wieder einmal die Weisheit der Natur, denn wenn die Fische gekräht oder gebrüllt oder gebellt hätten, hätte ich es nicht übers Herz gebracht, trotz ihrer Schmackhaftigkeit. Ich bin für stumme Nahrungsmittel, z. B. für die Makkaroni, die nicht im mindesten heulen, wenn man sie in den Kochtopf steckt.

Ich steckte die verängstigten Fischlein in so eine Art Marktnetz, das am Bordrand hing. Von da ab verlor ich ihre Spur und traf sie erst in gebackenem Zustand wieder, knusprig gebacken, wohlgemerkt, damit man den Unterschied zwischen Fisch und Gräte nicht merkt. Ich merkte ihn nicht, denn der Doktor hatte eine sehr zahlreiche Familie und verfügte deshalb über eine ganze Anzahl von Fettkarten. Diese sind mit die wichtigsten Geräte, wenn man sich mit so kleinen lieben Fischlein beschäftigt. Deshalb aßen der Doktor und ich die Beute auch ganz allein.

Foitzick

Im Ballettröckchen



(Hanna Nagel)

Großpapa im September

Von Ratatöskr

Der Herbst steht vor der Türe.
Da denkt man nachgerade dran,
ob man den Ofen schüre,
und zieht die dickern Strümpfe an.

Vielleicht fällt aber heuer
auch ein Altweibersommer ein.
Dann sparte man das Feuer
und würde hochbefriedigt sein.

Man säße in der Sonne
und böte Bauch und Buckel dar
der Kalorientonne,
dem Wärmewellenreservoir

... auf weißen Gartenbänken.
Wie hübsch das wäre und bequem
(es ist nicht auszudenken)
und völlig gratis außerdem.

Das wäre ein September!
Man ließe alles gehn und stehn
und läs' dazu im Chamber=,
im Houston Stewart Chamberlain.

Monroedoktrin

(O. Gulbransson)

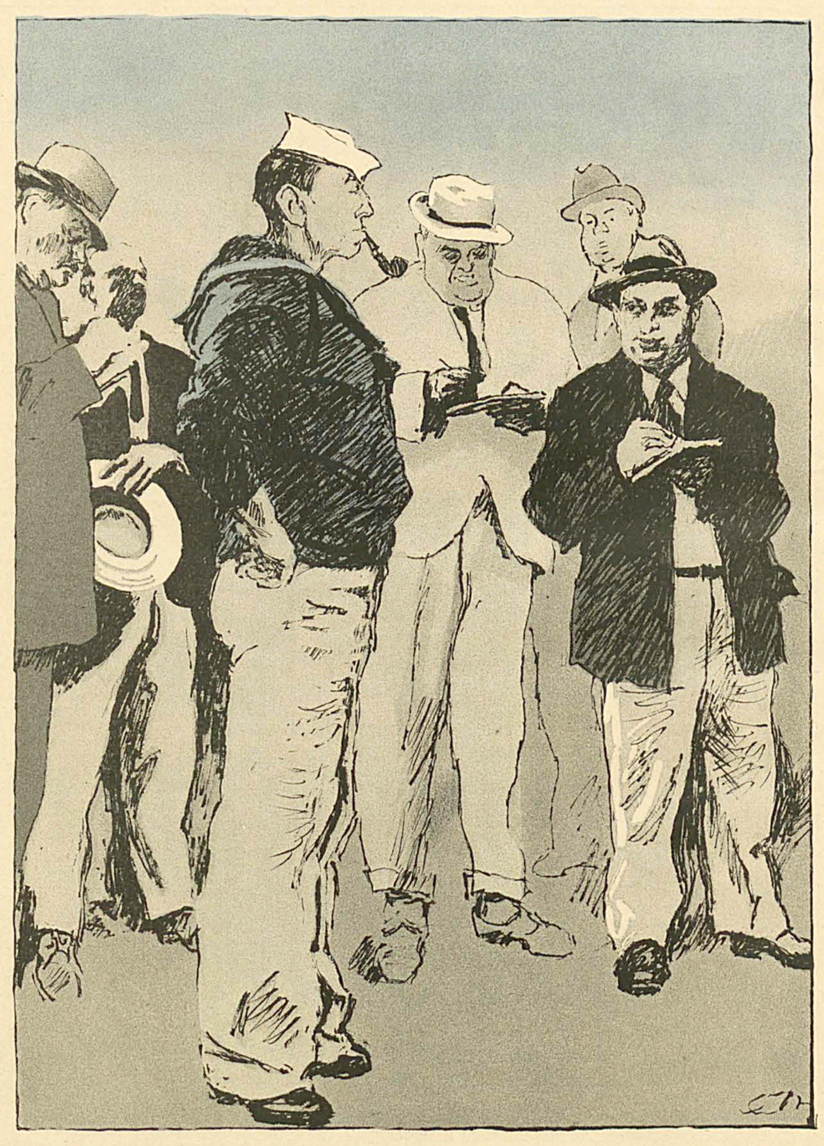


„Wohin, James, mit dem Eisblock?“ — „Zum Grabe Monroes, ich habe gehört, er läuft sich heiß, so schnell dreht er sich!“

Dottrina di Monroe: "Dove vai, James, con quel lastrone di ghiaccio?„ — "Al cimitero. Ho inteso che Monroe sta per prender fuoco... tanto rapidamente si volta e rivolta nella sua tomba!„

Geheimnisse im Atlantik

(E. Thöny)



„ . . . Und wie groß war der Verbrauch der beiden Staatsmänner an Klosett-Papier?“

Segreti nell' Atlantico: “. . . E quanto grande fu il consumo di carta igienica dei due uomini di Stato?“

DAS DUMME MÄDCHEN

VON EFFI HORN

Dreißig Leute, die bisher unbeschäftigt und ziemlich still in der Straßenbahn gesessen hatten, hoben zu gleicher Zeit die Köpfe, stellten eigene Gedanken und Gespräche ab und schauten, nicht ohne ein gewisses dankbares Interesse für die Störung, nach dem Mann, der mit unversehens lauter Stimme zu einem jungen Mädchen sprach. Mit den andern schaute auch Dr. Hans Haslbeck, der eine Zeitschrift durchblättert hatte, auf und sah und hörte, was alle sahen und erlauschten.

„Also ruf' mich halt an, meinetwegen, aber pünktlich um sechs, sonst bin ich nicht mehr auf der Kanzlei, hörst du — nicht später, wenn ich bitten darf!" sagte der Mann und das wäre nicht geradezu auffällig gewesen. Aber daß er dabei die Stimme beinahe drohend verstärkte, in großer Ungeduld die Worte herausstieß und das Gesicht in jene Falten legte, die ihr seltsames Plissée stets beim Gefühl des Belästigtwerdens in glatte Gesichter zu drücken pflegen, fiel auf. Denn das Mädchen, dem dieses Zugeständnis eines Anrufes gemacht wurde, als sei es durch Erpressung abgezwungen worden, war reizend. Es stand, zum Abschied bereit, vor dem Mann, und legte den dunklen Kopf etwas schief, was ihm etwas verlockend Überlegenes gab — eine Spur anmutigen Humors, der turmhoch über der schlechtgelaunten Ungeduld des Mannes zu stehen schien.

Elf Männer unter den dreißig Trambahnbenützern stellten das mit einem sozusagen gemeinsamen Blick fest und nahmen im Herzen stürmisch Partei für das Mädchen. Auch Dr. Hans Haslbeck besann sich nicht einen Augenblick und schloß sich den anderen Männern an. „Was für ein unangenehm lauter Kerl", dachte er mißbilligend und versuchte, den Blick des Mädchens einzufangen, um ihm etwas sehr Hübsches und Freundliches entgegenzublicken. Aber das Mädchen schaute ihn nicht an. Es lächelte dem Unfreundlichen zu, sagte mit einer angenehm tiefen, ein wenig singenden Stimme: „Also vor sechs — aber du mußt bestimmt da sein!" und gab ihm die Hand zum Abschied. Der Mann nahm sie nur kurz, nickte nochmals flüchtig und vergrub sich in ein dickes Aktenheft, das er — betont beschäftigt — aus einer gelben Mappe hervorzog.

Das Mädchen stieg mit einem lustigen Hupf von der Plattform und ging langsam die Straße entlang. Dr. Haslbeck sah ihm mit einem Wohlgefallen nach, in das sich das leise Bedauern über sein Entschwinden mischte. Er sah das weinrote Hütchen und die weinroten Schuhe über und unter dem schlanken Grau des Mantels zu kleinen, beweglichen Pünktchen werden und dachte: „Schade — so ein nettes Mädchen." Und um dem leise aufsteigenden Ärger über eine verpaßte Gelegenheit gleich ein anderes, weit von der eigenen Person gelegenes Ziel zu geben, warf Hans Haslbeck dem Mann mit dem Aktenheft ein paar überaus kühle Blicke zu, die den aber nicht trafen, sondern nur auf der Plattform ein darob völlig verblüfftes älteres Fräulein streiften und dann irgendwo im Nichts verpufften.

Ein Zufall, den Dr. Haslbeck einen freundlichen nannte, führte ihn ein paar Stunden später wieder mit dem Mädchen zusammen — in einem ganz anderen Stadtteil, wo er neben einem Telephonhäuschen plötzlich das weinrote Hütchen und die weinroten Schuhe auftauchen sah.

„Schau an, jetzt will sie wirklich den ekelhaften Burschen anrufen", dachte er — und die latente männliche Eifersucht wurde plötzlich virulent, fing an, sich munter zu tummeln und ließ es nicht zu, daß der unfreundliche Rivale solch freundlichen Gruß bekam.

Geschwind trat also Dr. Haslbeck, Doktor der Kunstgeschichte und als ernster Assistent des Galeriedirektors allgemein geschätzt, zwischen das Mädchen und die Tür der Telephonzelle, grüßte und lächelte und sagte: „Sie sollten doch vor sechs Uhr anrufen und jetzt ist's gleich halb sieben Uhr — also lassen Sie's lieber ganz!"

„Oho", sagte das Mädchen überrascht, lachte ein bißchen und murmelte was von Minuten, die oft viel entscheiden könnten. Hans Haslbeck fand das reizend. Reizend, wie das ganze Mädchen, das nun wieder in anmutiger Heiterkeit das Köpfchen schief legte und ihn halb spöttisch, halb nachdenklich betrachtete.

Mit einem auch für einen Kunsthistoriker unge-

Der Lustlose — Lo svogliato (Fr. Bilek)



wohnten Aufwand an Logik und Beredsamkeit setzte Dr. Haslbeck hierauf dem Mädchen auseinander, daß sie beide an jenem Punkt zusammengetroffen seien, wo nach Ansicht aller Sachverständigen der bloße Zufall in Bestimmung überginge und es die Götter beleidigen hieße, sich seinen Fügungen zu widersetzen. Der Erfolg solch weitschweifender Philosophie blieb zum Glück nicht aus, denn kurze Zeit später saß Hans Haslbeck mit dem hübschen Mädchen am hellgedeckten Tisch eines gemütlichen Lokals und führte die Unterhaltung mit einer Beschwingtheit, die er nicht allein dem Genuß eines vorzüglichen Mosels, sondern weit mehr dem Anblick des Mädchens zuzuschreiben gewillt war. Das Mädchen seinerseits gab weniger ausführliche als allgemeingültige Antworten, ließ ein paarmal durchblicken, daß das Leben merkwürdig sei, versicherte ein paar andere Male, daß sie die Tatsache dieser neuen Bekanntschaft eigenartig fände und gestand, daß sie mit ihrer Tante Eugenie gemeinsam den Grundsatz vertrete, daß Männer vor klugen Frauen Angst hätten. Wobei sie seufzte, als ob es ihr schweres Los sei, solchen Schrecken ringsum einzuflößen.

Dr. Hans Haslbeck freilich hörte weniger auf die Worte, als daß er auf den hübsch geschwungenen Mund sah, der sie sprach — und da gefiel ihm dann beides.

In der ersten Zeit ihrer Liebe, die nun mit einem gewissen Schwung den sonst nicht eben sehr unternehmungslustigen Dr. Haslbeck und das Mädchen, das Marianne hieß, doch Mädi genannt werden wollte, verband, trösteten ihn überhaupt dieser Mund und sonstige Züge ihres reizvollen Gesichtes des öfteren über manche Banalitäten weg, die er trotz aller Verliebtheit aus ihren Worten herauszuhören glaubte. Doch als ernstere Erwägungen angestellt und sogar eine Heirat ins Auge gefaßt wurde, bekam er doch manchmal einen leisen Anflug von Ungeduld, wenn Marianne sich so unbekümmert auf dem weiten Feld der Allgemeinplätze tummelte, und er verwünschte heimlich jene angeblich so kluge Tante Eugenie, die nur ihrer Klugheit wegen keinen Mann bekommen haben sollte und nun die Dummheit an sich als den schönsten Schmuck des Weibes pries. Aber vorerst blieb noch jedes grobe Wort, das sich in Dr. Hans Haslbeck bei solchen Gelegenheiten zusammenballte, als harter Brocken auf der Zunge liegen, wenn er dann Mädis lustigen Augen im schiefgelegten Gesichtchen begegnete. Manchmal hatte er das Gefühl, Mädi spiele auf seinen Nerven wie auf einer singenden Säge, obgleich sich nichts Greifbares gegen sie sagen ließ. Aber eines Tages zerriß ein zufällig gehörtes Wort den Schleier, den er liebevoll um Mädis kleine Schwächen gebreitet hatte.

Auf einem Heimweg aus dem Kreis der Freunde trug ihm, nachdem er sich von den andern getrennt hatte, die Stille der Nacht noch ein Stück Gespräch zu, das für und wider Mädi ging.

„Sie ist eine reizende kleine Person", sagte der eine, „nur dalbert sie etwas zuviel." — „Dalbert?" erwiderte dröhnend der andere. „Dalbert ist gut — sie ist ganz einfach dumm, mein Lieber."

Ah — wie schonungslos enthüllt Mädis Albernheit da mit einmal vor seinen erschrockenen Sinnen stand, nicht länger mehr verbrämt vom reizenden Schwung ihres Mundes oder vom Kinderbraun ihrer Augen. War es möglich, daß er neben einem Wesen dahingelebt hatte, das nur wie ein Papagei plapperte oder wie ein Spiegel Bilder zurückwarf, die man ihm vorhielt? Das wäre entsetzlich und durch nichts zu erklären, außer durch seine Eitelkeit. Ja, gesteh's nur, mein Lieber, deine Eitelkeit wollte es nicht zulassen, daß der große Sieg um das hübsche Mädchen nur einer war, an dem gemessen der traurige des seligen Pyrrhus ein Triumphzug hätte genannt werden dürfen, dachte Dr. Haslbeck, als er nachts schlaflos lag und darüber nachsann, wie er aus all der Wirrnis entkommen könnte. Denn leicht ließ einen Mädi nicht los. Sie war nicht dumm im üblichen Sinne, sie war eher schlau und zerstörte mit Charme jede Ausflucht, mit deren Hilfe er sich ihr hätte entziehen können.

Er war oft unfreundlich zu Mädi. Er fuhr sie in der Straßenbahn an, daß die Leute die Köpfe hoben und die Männer ihm zufunkten: „Ekelhafter Kerl." Er sehnte sich danach, den Mann mit dem Aktenbündel wiederzutreffen, dem er einst Mädi ausgespannt hatte. Er hatte das Gefühl, der Mann könne ihm das Geheimnis einer Trennung oder die Möglichkeit eines Zusammenlebens mit Mädi zeigen, indes er selber zwischen beiden Entschlüssen hin- und hergerissen wurde wie ein Bällchen beim Ping-Pong, das sich nur durch einen Sprung untern Tisch gewaltsam weiteren Schlägen entziehen kann. Manchmal rührte ihn Mädi, wenn sie so tröstlich sagte: „Es kommt schon wieder besser" oder „In fünfzig Jahren ist alles vorbei." Da faßte er eines Tages den Entschluß, sie vor ihrer eigenen Albernheit zu retten.

Als ihrer beider Verlobung in der Zeitung stand, bekamen sie unter anderen Glückwünschen eine herzliche Karte von einem Rechtsanwalt Fritz Müller IV, der dem Bräutigam völlig unbekannt war, der Braut aber um so bekannter schien. Ahnungsvoll rief Dr. Hans Haslbeck ihn am andern Morgen an und fand den langersehnten Mann aus der Straßenbahn.

„Ich beneide Sie sehr", sagte der Rechtsanwalt Müller IV am Telephon und seine Stimme klang ehrlich und leise betrübt, „Ihre Braut ist eines der reizendsten Mädchen, die mir je begegnet sind.

Und so originell. Es tut mir leid, daß ich nie wieder etwas von ihr hören durfte. Sie hat damals ihre Wohnung gewechselt — und ich mochte nicht nachforschen, da sie es anscheinend so haben wollte."
Dr. Haslbeck lud ihn für abends zu einem Glase Wein ein und der Rechtsanwalt sagte zu. Mädi kam auch. Aber der Mann, der in der Straßenbahn einmal so unfreundlich gewesen war, schien völlig verändert. Aufmerksam, höflich, liebevoll war seine Art, mit ihr zu sprechen. Einmal sagte er im Spaß „Kleines Schaf" zu ihr, aber dann entschuldigte er sich gleich wieder und sagte: „Das hörst du doch gern, nicht wahr, weil deine Tante Eugenie dich doch gelehrt hat, daß Dummheit ein geschätzter Artikel ist."
„Ein sehr geschätzter", sagte Mädi und lachte ein bißchen spöttisch. Dr. Hans Haslbeck hatte ein seltsames Gefühl der Unsicherheit, das ihm heiß machte. Erstaunt folgte er dem Gespräch, erschreckt hörte er, wie Mädi zu dem Anwalt sagte: „Ich wollte dich immer mal anrufen."
„Aber abends vor sechs Uhr, sonst ist er nicht mehr auf der Kanzlei", warf Dr. Haslbeck ein und meinte, er könnte den Faden sozusagen dort wieder anknüpfen, wo er seinerzeit abgerissen war: vor dem Telephonhäuschen. Aber die beiden anderen spielten nicht mit. Als der Anwalt gegangen war, erklärte Mädi plötzlich, sie sei keine Konserve, die man in den Schrank stellen und nach längerer Zeit wieder herausnehmen könne — unverändert nach Inhalt und Geschmack. Sie sei mit Herrn Dr. Müller ein für allemal fertig, liebe nur ihn, Hans Haslbeck, und wolle von ihm ernst genommen werden. Aber Tante Eugenie habe schon recht, die Männer liebten nur blöde Gänse und fänden alles andere unbequem.
„Aber er liebt dich doch", sagte Hans Haslbeck etwas abseitig, in einer neuen Erkenntnis und im ersten Schreck über Mädis neuartige Bilder.
„Das tut jeder Mann, der mich verloren hat — glaub mir, du tätest es auch", sagte Mädi siegessicher. Und merkwürdig! Dr. Hans Haslbeck wagte nicht, ihr vorzuschlagen, daß man es auf einen Versuch ankommen lassen sollte. Er dachte, daß Mädi vielleicht eine kleine Komödiantin, jedenfalls aber im Leben schon unentbehrlich wäre. So sehr, daß man sich sogar an ihre Albernheit gewöhnen könnte, wie an den Ärger, der manchmal darüber hochkam. Behutsam nahm er Mädis reizenden Kopf zwischen die Hände und schaute ihr in die lustigen braunen Augen, in denen die Lichter von hundert Einfällen — lustigen, törichten, albernen oder klugen, wer konnte es wissen? — blitzten.
„Ob unsere Kinder auch einmal so dumm sein werden wie du, Mädi?" fragte er freundlich. „Nein", erwiderte Mädi mit Überzeugung, „die Klugheit kriegen sie von dir — ich sorge nur dafür, daß sie hübsch und schlau werden!"

EPISODE

Von Willi Paetsch

Der Nebel kroch heran.
Mich zog in ihren Bann
die Nacht. — Des Mondes Leuchte
kam durch die Wolken dann und wann;
ihr matter Schein verscheuchte
das Trübe, das ich sann.

Durchs Laubwerk fuhr der Wind,
im Weiler schrie ein Kind,
rings Zirpen wie von Grillen.
Ob auch an mir ich Grillen find'?
— Der Mond sah durchs Gewölk geschwind
und lächelte im Stillen.

MEIN FREUND JOHANNES

Wir hatten ein paar Mädchen getroffen und uns sehr angeregt mit ihnen unterhalten. Vor allem Martin hatte versucht, mit allen möglichen Mitteln einen guten Eindruck zu machen.
Nun waren wir wieder allein.
„Das waren ja entzückende Dinger", schwärmte Martin. „Ich möchte mal wissen, was die jetzt über mich denken."
„Warum schon. Auf bloße Gedanken hin kannst du ja doch keine Beleidigungsklage anstrengen", sagte Johannes. J. Bieger

Der Unerschütterliche

Karlchen ist eine Blüte des Opernchores von Frummshausen. Klein, dick, beweglich, mit verschmitzten Äuglein und einer Unverfrorenheit ohnegleichen. Übrigens seine einzige Begabung. Durch List und Tücke gelang es ihm, bei einem Kirchenkonzert, das von Günther Ramin geleitet werden sollte, das Baritonsolo zu ergattern.
Alles ist baff. Karlchen strahlt.
Es naht die Hauptprobe und damit der berühmte Organist aus Leipzig. Karlchen singt zum Steinerweichen und bringt heillose Verwirrung in die Sache.
So, daß Ramin die Geduld verliert und ungemütlich wird.
Von seinen ahnungsvollen Kollegen befragt, wie die Probe verlaufen sei, legt Karlchen sein Gesicht in düstere Falten und sagt:
„Ramin war furchtbar aufgeregt. Mit der Orgel hat irgendwas nicht gestimmt." Reimann

Umstellung

(O. Herrmann)



„Da will einer ein Doppelbett gegen eine Kreissäge tauschen!"
„Mein Gott, was muß der Mann erlebt haben!"

Baratto: "C'è uno che vorrebbe barattare un letto matrimoniale con una sega circolare!„ — "Dio mio, cosa non deve aver mai provato costui!"

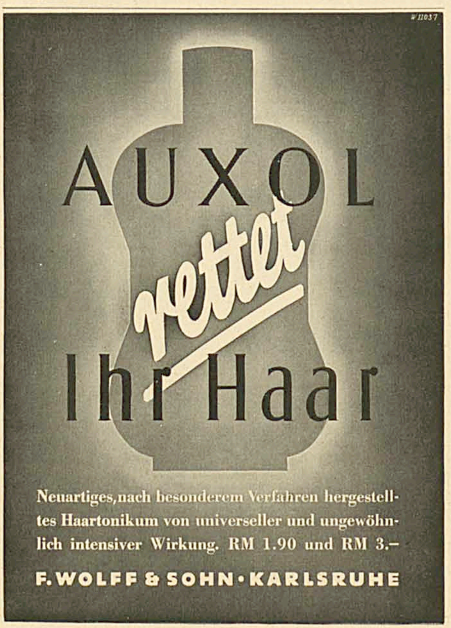
Das Geschenk

(R. Kriesch)



„Ach, du hast die rotgepunktete Krawatte an, Marga, die du mir zum Geburtstag geschenkt hast!"
„Zum grauen Kostüm doch immer, Oskar, dazu habe ich sie ja ausgesucht!"

Il regalo: "Ah . . . l' hai tu, Marga, la cravatta a puntini rossi che mi regalasti pel natalizio!"
"Sì sempre, Oscar, col costume grigio; ed è perciò che l' ho scelta!,,



KVIKENS GROSSE FAHRT

VON TITO COLLIANDER-HELSINGFORS

Schon in der Studentenzeit war es so ...

„Wenn ich erst mein Examen gemacht habe", sagte er, „werde ich ein Boot für große Fahrt kaufen — einen Sechser oder einen alten Dreißiger, größer braucht es nicht zu sein — und dann werden wir eine prachtvolle Segelfahrt machen. Was meinst du dazu? Sagen wir im Juli, das ist die beste Zeit — du kannst dich wohl auf drei Wochen frei machen?"

Er malte alles sehr genau aus, was wir mitnehmen müßten, welche Eßwaren und besonders welche Getränke — mindestens ein paar Kasten Bier, und dann natürlich Punsch; Punsch, den liebte er. — „Wenn man sich durch Sturzseen gekämpft hat und sich dann in den Hafen begibt, dann ist es gut, seinen Körper mit einem Glas Punsch aufzuwärmen, nicht wahr? Wie? Mit einem Schuß Kognak dazu — das schmeckt!"

Und er machte ein Gesicht, als wenn er gerade das schöne Glas in Reichweite habe. Ja, als wenn er den Geschmack im Munde spürte.

Dann diskutierten wir darüber, wen wir als dritten Mann mitnehmen sollten, denn auf solcher Fahrt mußte man mindestens zu dritt sein. Rulle? Hm, ja, warum nicht, aber ist er nicht etwas schwierig? Aber Basti? Ja, Basti! Natürlich! Er konnte außerdem mit Segeln umgehen — und schon am gleichen Tage wurde Basti überredet.

Eine ganze Woche verging im Zeichen der großen Segelfahrt. Wir setzten ein Verzeichnis auf, was jeder von uns anschaffen mußte, wir gingen umher und sahen uns Boote an, die zum Verkauf standen. Und wir entschlossen uns beinahe für eins von ihnen. Aber da es noch April war, war ja noch Zeit genug, sich umzusehen, vielleicht fand man noch ein besseres

Dann trennten wir uns. Ich sollte an einigen archäologischen Ausgrabungen teilnehmen, Basti wollte in den Kirchenbüchern auf dem Lande forschen — der einzige, der in der Stadt zurückblieb war Kviken, der das Boot kaufen sollte. Aber bevor wir uns trennten, waren wir übereingekommen, gleich nach Mittsommer in der Stadt zusammenzukommen, um die letzten Vorbereitungen zu treffen.

Ich freute mich im voraus auf diese Segelfahrt, und darum schlug ich eine Einladung auf das Gut meines Onkels ab. Ich war so naiv — ich kannte damals Kviken noch nicht so genau. Auch Basti kannte ihn nicht, und also trafen wir uns in der Stadt auf dem verabredeten Platz und zur verabredeten Zeit.

Wir saßen schon lange in dem kleinen Bierlokal und warteten auf Kviken. Wir hatten uns beide Ölkleider und Wolljacken gekauft und das andere, was man auf großer Fahrt braucht — alles nach dem Verzeichnis, das wir im Frühjahr aufgesetzt hatten. Das einzige, was fehlte, war Kviken und sein Boot. Aber wir zweifelten keinen Augenblick daran, daß er kommen würde.

Er kam auch. Er war aufgeräumt und lebhaft, voll Enthusiasmus wie gewöhnlich, und schon in der Tür rief er nach einem Bier.

„Hallo, hallo", rief er uns zu. „Wartet einen Augenblick, ich muß mal telefonieren."

Er verschwand in der Telefonzelle und kam mit freudestrahlendem Gesicht wieder zum Vorschein.

„Denkt euch", sagte er, bevor er sich gesetzt hatte. „Nun ist beinahe alles klar! Wenn ich mein Examen gemacht habe und dann ein paar tausend Mark habe, dann bin ich Eigentümer der feinsten kleinen Jagdhütte, die man sich vorstellen kann. Mit offenem Herd, an einem Binnensee und einem Fjord, man kann dort Lachse und Forellen fischen — und dann die herrlichste Jagdgegend rundherum! Im Herbst —"

„So, aber wie ist es mit dem Boot?" unterbrach ihn Basti.

„Das Boot? Ah, das Boot!" Er wehrte mit den Händen ab. „Das schwappt und schlägt um und man gerät auf Grund damit — nein, eine Hütte auf festem Land ist mir lieber. Denkt, wenn man den ganzen Tag gejagt hat und heimkommt, dann ist es gut, am Feuer zu sitzen und seinen Körper mit einem Glas Punsch zu wärmen, nicht wahr? Mit einem Schuß Kognak dazu, hehe. Im Herbst —"

„So hast du also kein Boot —"

„Boot? Nein. Ich habe mein Examen ja nicht gemacht, und daher habe ich auch kein Geld dazu. — Aber im Herbst, da werden wir zusammen jagen, nicht wahr? Ihr könnt euch wohl drei Wochen im September frei machen, wie? Denkt, wenn die Bäume gelb sind, die Wälder schweigen, nur das Hundegebell, wenn sie einen rotschwänzigen Fuchs gestellt haben."

Er legte die Hände an den Mund und blies „Fuchs tot", so daß die übrigen Gäste sich in ihren Stühlen umdrehten.

„Und dann das Jagdgelage", fuhr er fort. „Fräulein! Drei Schnaps und noch eine Runde Bier, bitte! Ich habe gerade kein Geld, aber ich bezahle morgen."

Und er begann seine Jagdhütte bis in die kleinsten Einzelheiten zu beschreiben. Es klang verlockend. Im gleichen Augenblick zog er Papier



Sichtbares Zeugnis Ihres guten Geschmacks und Ihrer Kultur ist Ihre Krawatte. Der Anzug kann noch so gediegen und modisch sein, — durch die Krawatte erst verraten Sie, ob Sie Sinn für Farben und harmonische Muster besitzen. Tragen Sie deshalb nur solche Krawatten, mit denen Sie Ehre einlegen können.
Kronen-Krawatten
gehören zum Geschmackvollsten, was zum Schmucke des Herrn geschaffen wird. Ständig wird die abwechslungsreiche Kronen-Kollektion durch neue Entwürfe bereichert, um Ihnen die Auswahl zu erleichtern.
KRONEN MARKE FMT
Kronen-Krawatten erkennt man beim Kauf in den feinsten Herrenmodegeschäften an der eingenähten Kronen-Marke. Sie sind vollelastisch, handgenäht, elegant und einmalig wie ein Modell, weil von jedem Muster nur wenige Krawatten hergestellt werden.
KRONEN-KRAWATTEN-FABRIK Fritz M. Tübke K.G. BERLIN C 2

und Feder heraus und begann ein Verzeichnis aufzustellen von allem, was wir benötigten: Gewehr und Angelruten und Taschenschnapsflaschen, nichts wurde vergessen...

Es war unmöglich, ihm böse zu sein, aber sowohl Bastis als auch mein Mißtrauen war erwacht und wir konnten nicht an Kvikens enthusiastischen Plänen mit dem gleichen Interesse wie früher teilnehmen. Er merkte das, und wurde böse.

„Das ist merkwürdig", sagte er, „glaubt ihr wirklich, daß es netter ist, zu segeln als zu jagen? Und dies ist ja eine ganz andere Sache — das ist viel sicherer, die Hütte ist ja schon fertig und steht da. Im August soll ich mein Examen machen und dann —. Ich werde mal in einem Sportgeschäft anrufen und fragen, welches Jagdgewehr das beste ist. Jeder muß doch drei Stück haben."

„Aber woher nimmst du das Geld?" wagte Basti einzuwerfen.

„Geld? Oh, das bekommt man jederzeit."

Natürlich wurde weder aus Kvikens Examen noch aus seiner Jagdhütte etwas. Im September plante er eine Reise nach Ägypten — die Pyramiden, weißt du, und nubische Schönheiten! — die sollte gemacht werden, wenn er im Januar sein Examen machte. Und im Januar war er dabei, ein Auto zu kaufen; voller Eifer fragte er mich, ob ich ihn nicht auf einer langen Fahrt durch Finnland, Schweden und Norwegen begleiten wolle. Die Fjelds und die Fjorde, und die Mitternachtssonne da droben! Aber wir müssen natürlich Mückennetze haben, ich habe schon gefragt, wieviel sie kosten. Eine Art patentierte Mückenschleier, die am Sehen nicht so sehr behindern...

Jetzt kürzlich, vor ein paar Tagen, traf ich zufällig Kviken. Er saß auf einer Bank in einer kleinen Parkanlage und zeichnete etwas auf eine Zigarettenschachtel.

„Hallo", rief er erfreut. „Komm her und sieh, was meinst du? Soll ich die Glasveranda hier bauen oder da? Ich denke nämlich daran, mir eine Villa zu bauen, auf einer Insel weit draußen im Meer. Es ist eine entzückende Insel mit einer Höhle und großen Klippen auf der Windseite und dichtbelaubtem Grün in Lee — eine richtige Idealinsel. Ich will mich nämlich verheiraten — es ist ein herrliches Weib, und wenn ich nur mein Examen gemacht habe, dann —"

Er war ganz durchdrungen von dem Gedanken an die Insel, die Villa und das herrliche Weib, das seine Frau werden sollte. Er beschrieb alles sehr genau bei dem kleinen Essen mit dazugehörigem Schnaps und Punsch, zu dem er mich beharrlich einlud, obgleich ich bis auf weiteres das Geld auslegen mußte.

Aber das war nur vorläufig, auf einen Tag, denn morgen würde er alles bezahlen. Morgen sei im übrigen sein sechzigster Geburtstag, und da müßten wir uns wieder treffen und zusammen zu Mittag essen...

„Richtig mit Champagner", sagte er, „nicht wahr? Und dann muß ich natürlich ein Motorboot haben, um zu meiner Insel zu kommen. Und eine Segeljacht — du kommst dann wohl mit mir auf große Fahrt?"

Berechtigte Übertragung aus dem Schwedischen





LESEN SIE DIE „MÜNCHNER ILLUSTRIERTE PRESSE“

Sprachen auf **neue** Art!

Die wirklich neuzeitliche Sprachaneignung durch

Dr. Muellers Neue Standard-Methode

Spracherwerb auf suggestiver Grundlage

Englisch – Französisch – Italienisch
Spanisch – Tschechisch

So urteilen unsere Kunden:

Das Lernen eine Freude

Mit Ihrer Methode ist das Lernen eine Freude. Trotzdem ich Spanisch und Englisch zu gleicher Zeit durchnahm, konnte ich nach kurzer Zeit sehr gute Fortschritte feststellen.
Ohne Auswendiglernen eignet man sich den Lehrstoff mühelos an. Da man schon nach verhältnismäßig kurzem Studium in der Lage ist, fremdsprachliche Lektüre zu lesen und zu verstehen, möchte ich Ihre Sprachbücher allen empfehlen.

Eisenerz, den 29. April 1941.
Leopoldine Schimek, Schwester.
Eisenerz (Stmk.)

Ohne die geringsten Vorkenntnisse

Über den Erfolg meiner bisherigen Arbeiten mit Ihrer Standard-Methode Englisch kann ich nur immer wieder sagen: „einfach großartig!“ Ich begann ohne die geringsten Vorkenntnisse und bin jetzt nach dreimonatiger Arbeit mit Ihrer Methode imstande, ohne Schwierigkeiten englische Lektüre zu lesen. Ich schaffte dies ohne großen Zeitaufwand und ohne Auswendiglernen der Vokabeln. Beim Durchlesen der einzelnen Abschnitte bleibt Wort für Wort im Gedächtnis haften. Leute, die nach anderen Methoden und in der Schule englisch lernten, meinten wiederholt, den Wortschatz, welchen ich mir in drei Monaten angeeignet habe, hätten sie nach einem Jahr noch nicht besessen. Und was das Schönste ist: Man kann ohne Regeln pauken die Grammatik gut aufnehmen. Ich kann mir nicht denken, daß man nach anderen Methoden schneller und besser eine Fremdsprache erlernen kann als nach der Ihren. Ich werde Sie stets weiterempfehlen.

Hoyerswerda O.-L., 5. Jan. 1940.
Erich Hain, Angestellter.

Auf natürlichste Art

Ich freue mich, Ihnen mitteilen zu können, daß ich mit dem Ergebnis des Studiums Ihres Lehrwerks für Spanisch sehr zufrieden bin. Alle Bedenken, die ich dem Werke anfänglich entgegenbrachte, sind zerstreut: die guten Erwartungen sind übertroffen worden. Ihre Methode vermittelt die fremden Sprachen auf eine Art, die man wohl als die natürlichste und einfachste ansprechen kann. Während man der spannenden Lektüre mit wachsendem Interesse folgt, nimmt man die fremden Begriffe, Redewendungen und Formen unbewußt in den eigenen Sprachschatz auf, und man wundert sich immer wieder über die Bereicherung des Wortschatzes, so oft man diesen erprobt. Außerdem vermittelt der Inhalt einen guten Eindruck von Eigentümlichkeiten und Gewohnheiten des fremden Volkes. Ich kann jedem, der sich eine Sprache aneignen will, Ihre Originalmittel empfehlen.

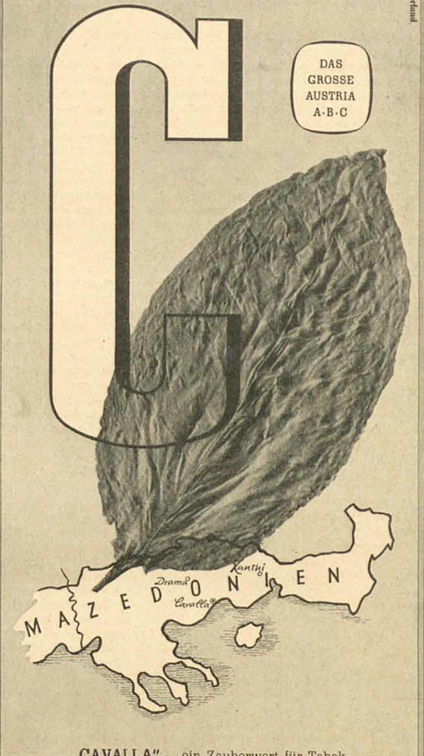
Zella-Mehlis, Adolf-Hitler-Straße 76,
18. Februar 1939. Paul Braband.

Und wie wird das erreicht?

Durch ein einzigartiges System der Wortverwandtschaft, das selbsttätige Wissensbeziehungen in Ihnen hervorruft und Sie vom ersten Augenblick an mitten in den Sprachgebrauch des täglichen Lebens hineinstellt. Deshalb brauchen Sie hier kein mechanisches Wörterbüffeln, kein schematisches Auswendiglernen. Sie sind weder an Beruf, Zeit noch Lehrstunde gebunden. Die planvolle Gestaltung der Standard-Methode befähigt Sie, von Anfang an und ohne Vorkenntnisse unsere fremdsprachlichen Texte zu lesen, zu schreiben und zu sprechen.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen.
Die Einführungsbroschüre über Dr. Muellers Neue Standard-Methode erhalten Sie auf Anforderung gratis.

Fremdsprachenverlag Pille & Zehner, München 15
Schwanthalerstraße 99



„CAVALLA“ – ein Zauberwort für Tabakkenner. Die Welt des Orients steht vor dem Auge und feiner Tabakduft schwebt in der Luft. Cavalla, einer von den vielen Orten, wo seit jeher feinste Tabaksorten manipuliert werden. Hier wie überall, wo guter Tabak geerntet wird, sichert die großzügige Einkaufsorganisation der Österreichischen Tabakregie dem Raucher die besonders reinen, feinen Sorten, die den Ruf der Austria-Zigaretten stets begründen.



MILDE SORTE 4 Pf. MEMPHIS 4 Pf. III. SORTE 5 Pf. NIL 6 Pf.

DER LÜGNER ERNESTO

VON M. TUPAN

Ernesto Altamirante, erwachsener Bürger einer winzigen südamerikanischen Republik, war ein fürchterlicher Lügner. Eines Tages lernte er Maud, die Tochter des Industriellen George Washington Atkinson, kennen. Maud Atkinson war zwanzig Jahre alt, sehr hübsch und unermeßlich reich. Die Bekanntschaft kam folgendermaßen zustande: Altamirante fuhr mit seinem Motorrad über die Landstraße, als Mauds Sechszylinder das Straßenband in einem Höllentempo fraß. Da er beharrlich in der Mitte der Fahrbahn fuhr und auf ihre Signale nicht achtete, hielt sie ihren Wagen an und schrie zornig, was ihm denn einfiele, eine Straße für sich allein zu beanspruchen. Daraufhin blieb Ernesto Altamirante ebenfalls stehen, stieg ab und wandte sich um, um der Dame im Wagen eine gebührende Antwort zuteil werden zu lassen — aber in dem Augenblick schob sie die unförmige Brille auf die Stirn, und er sah ihr süßes Gesicht. Eine Weile starrte er sie verzückt an, dann begann seine Phantasie zu sieden, und aus dem kochenden Pfuhl seines Gehirnes stiegen Lügenblasen an die Oberfläche seines Bewußtseins. Aus dem einfachen Büroangestellten Ernesto Altamirante wurde im Handumdrehen ein Herzog von Vistahermosa.

Die demokratisch erzogene Amerikanerin lächelte hinreißend, reichte dem Herzog ohne Ahnen ihr Händchen und bedauerte, nur die Tochter eines Millionärs zu sein. Ernesto Altamirante fiel fast vom Rad: Eine Millionärin — noch dazu eine hübsche! Seine Phantasie überkugelte sich und seine Lügenhaftigkeit formte ein buntschillerndes Nordlicht am grauen Himmel seines Daseins. Er verschränkte die Arme und sah Maud Atkinson durchdringend an.

„Jetzt wird er mich küssen", dachte sie erschauernd, aber er küßte sie nicht. Lügner sind kühl überlegende Menschen.

„Ich habe Sie erwartet", sagte er.

„Ah — wirklich?" fragte sie lächelnd und rückte näher.

Er dämpfte seine Stimme zu einem geheimnisvollen Flüstern.

„Tausend Meter weiter ist die Straße aufgegraben. Die Bande des berüchtigten Gangsters ‚Buckliger Jack' liegt dort auf der Lauer. Man will Sie fangen und Sie zwingen, zehn Millionen Dollar Lösegeld zu zahlen oder den einäugigen Sohn des Gangsterführers, ‚Gorilla-Jim', zu heiraten. Was für ein schreckliches Schicksal!" Er lachte teuflisch. „Ich lag im Gebüsch und hörte jedes Wort. Einen Augenblick dachte ich daran, meinen Onkel, den Ministerpräsidenten, um Hilfe zu bitten — dann sah ich ein, daß alles zu spät gewesen wäre. Ich erwartete Sie."

Maud Atkinson schluckte den faustgroßen Köder, den er auf die glatte Oberfläche ihrer jugendlichen Leichtgläubigkeit geworfen hatte — mit einem leisen Schrei sprang sie aus dem Wagen, auf den Soziussitz seines Rades und umklammerte ihn mit bebenden Armen. Er fuhr mit der Beute seiner Lügen davon...

Als sie sich im Park, gegenüber ihrem Hotel, trennten, lud sie ihn zum Tee ein, hauchte einen Kuß auf seine linke Wange und lief, tief erglühend, ins Haus.

Schlag fünf Uhr stand er Maud und ihrem Vater George Washington Atkinson gegenüber. Der alte Atkinson war ein großer, hagerer Mann mit unangenehm forschenden Augen. „Also Sie sind der Lebensretter meiner Tochter?" sagte er und schüttelte Altamirante die Hand. „Setzen Sie sich." Der junge Mann ließ sich neben Maud aufs Sofa fallen und fühlte beglückt die Wärme ihres jungen Körpers durch den leichten Stoff ihres Kleides. Sein Herz begann heftig zu schlagen.

„Wissen Sie, warum ich in der Stadt bin?" fragte Atkinson.

„Nein", gestand Altamirante.

„Ich will eine Ölkonzession haben", fuhr der Amerikaner fort, „aber jemand scheint mir zuvorgekommen zu sein. Lieben Sie meine Tochter?" Der junge Mann war zum erstenmal in seinem Leben verlegen. Nach einer Weile würgte er ein „Ja" hervor.

„Schön." Atkinson nickte zufrieden. „Der Ministerpräsident ist doch Ihr Onkel?"

Ernesto Altamirante erinnerte sich an sein Gespräch auf der Landstraße und wurde klein. „Ja", murmelte er, „das heißt..."

Der Amerikaner sah ihn durchdringend an. „Er ist Ihr Onkel und Sie werden ihm sagen, daß Sie meine Tochter heiraten können, wenn ich die Ölkonzession bekomme."

„Ja", stöhnte der junge Mann. „Ich werde heute noch... später... morgen... meinem Onkel sagen... daß er..."

„Nichts da." George Washington Atkinson griff nach dem Telephonhörer. „Ich habe Eile. Sie werden jetzt mit Ihrem Onkel reden..." Er nahm den Hörer ab und verlangte den Ministerpräsidenten persönlich. Zwei Minuten später hob er Altamirante auf, stellte ihn auf die zitternden Beine und drückte ihm den Hörer in die Hand. „Los — tun Sie Ihre Pflicht."

Ernesto Altamirante war weiß vor Angst. Am liebsten wäre er davongelaufen, aber die harten Augen Atkinsons bannten ihn. Und jetzt hörte er eine tiefe, knarrende Stimme: „Hier Ministerpräsident Lapresa. Wer ist denn dort?"

„Exzellenz", stotterte Altamirante mit zitternden Lippen, „Ich... Euer Exzellenz... ich..." Er schloß die Augen und sah bunte Kreise durch die Luft jagen. Zwischen den Kreisen hingen stählerne Handfesseln...

„Wer spricht denn, in des Teufels Namen?" fragte die tiefe Stimme.

Altamirante öffnete die Augen und sah Mauds liebliches Gesichtchen. Und in dem Augenblick riß er sich zusammen. Es wurde ihm alles gleichgültig. Seine Phantasie strömte über — der schwarze Kobold der Lüge tanzte auf dem weißen Schaum. „Hier Altamirante", schrie der Kobold lachend in die Muschel. „Ernesto Altamirante... kennst du mich nicht?"

Stille. Dann eine unsichere Frage: „Wer ist denn das?"

„Hahaha", lachte der Kobold. „Du kennst mich nicht mehr? Aber... Nicht? Und wenn du zerspringst, ich sage nichts mehr." Altamirante hatte sein Gleichgewicht wieder gefunden. Er war ein schwingender Hebel, an dessen Enden ein kleiner, schwarzer Kobold Lügen aufhing. „Es handelt sich um die Ölkonzession. Fernando scheint sie vergeben zu haben, obwohl er kein Recht dazu hatte. Wie? Warum er sie vergeben hat? Hahaha — weil er dich stürzen will. Jawohl: Er — will — dich — stürzen. Heute noch." Maud Atkinson sah fasziniert auf Altamirante — ihre Lippen formten süße Worte und ihre Augen strahlten. Die schillernde Seifenblase der Lügenphantasie Altamirantes explodierte unter den Glutsonnen in Maud Atkinsons Augen. Tausend winzige Lügentropfen flogen ins Weltall hinaus. „Wie? Ja — du sollst verhaftet werden. Sie wollen dich erschlagen. Wann? Heute. Jetzt. Wer noch dabei ist? Ernesto, Paolo, José... Wie? Ob das alle sind? Ja. Aber genug für heute. Morgen mehr. Also die Konzession wird nicht vergeben. Ich weiß einen Bewerber. Prima. Wie er heißt? Maud... nein... anders. So ein alter Gringo-Esel mit etlichen Millionen. Sagst du noch was? Nichts mehr? Gut... Lalila... Lalila!"

Altamirante warf den Hörer auf die Gabel. Er setzte sich neben Maud. „Zufrieden?" Sie seufzte, warf die Arme um seinen Hals und küßte ihn fünfzig Minuten lang. George Washington Atkinson hatte das Gefühl gehabt, zu stören und war aus dem Zimmer gegangen. In der einundfünfzigsten Minute erschienen zwei Herren und baten Ernesto Altamirante, mit ihnen zu kommen. Sie brachten ihn zum Ministerpräsidenten.

Er war ein alter Herr mit verschlagenen Augen. „Niemals werde ich Ihnen das vergessen", murmelte er und schüttelte dem jungen Mann gerührt beide Hände. „Ich verstand Sie nicht gleich, aber dann dämmerte mir, daß Sie unter Bewachung standen und mir nicht alles sagen konnten." Ernesto Altamirante sah nichts als einen dunklen, wogenden Nebel. Er brachte kein Wort über die Lippen.

Der Ministerpräsident legte ihm beide Hände auf die Achseln und fuhr fort: „Ich fand mich natürlich nicht gleich zurecht — aber dann verstand ich den tiefen Sinn Ihrer Worte: Fernando war der Finanzminister Fernando Aranaz, Ernesto der Justizminister Ernesto Fontana, Paolo der Schatzmeister Paolo Grijalva und José der Polizeichef José Tapia. Ich ließ sie gleich verhaften und sie haben gestanden. Ich sollte heute abend während des Stierkampfes erschlagen werden... Ihnen verdanke ich mein Leben. Warum haben Sie mich gewarnt?"

Ernesto Altamirante dachte an Maud Atkinson und begann zu zittern. „Die Liebe", murmelte er. Der alte Herr hob die Augen zur Decke. „Welche Innigkeit der Gefühle", murmelte er bewegt. „Sie lieben mich, Sie warnen mich, Sie retten mich... Woher wußten Sie von der Verschwörung?"

Pfeifend, wie Luft aus einem geplatzten Schlauch, entwich der Kobold der Lügen Altamirantes hochgespannten Nervenbündeln. „Meine Beziehungen", murmelte er, „meine Aufrichtigkeit... man hat Vertrauen zu mir..."

Der Ministerpräsident drang nicht mehr in ihn. Er umarmte und küßte den jungen Mann. Am nächsten Morgen war Ernesto Altamirante Minister. Sechs Stunden später bekam George Washington Atkinson die Ölkonzession und Ernesto Altamirante die liebeglühende Maud.

Ernesto Altamirante hatte sein Meisterstück geliefert — er hatte alle in Grund und Boden gelogen.

In einem Steinbruch

Von Georg Schwarz

Sterbend schuf das Meer
Die Jahrtausendwand,
Leise fickert Sand
Aus Unzeiten her ...

Schweigendes Gestein,
Sag von deinem Tag,
Starrer Wellenschlag,
Muschel und Gebein!

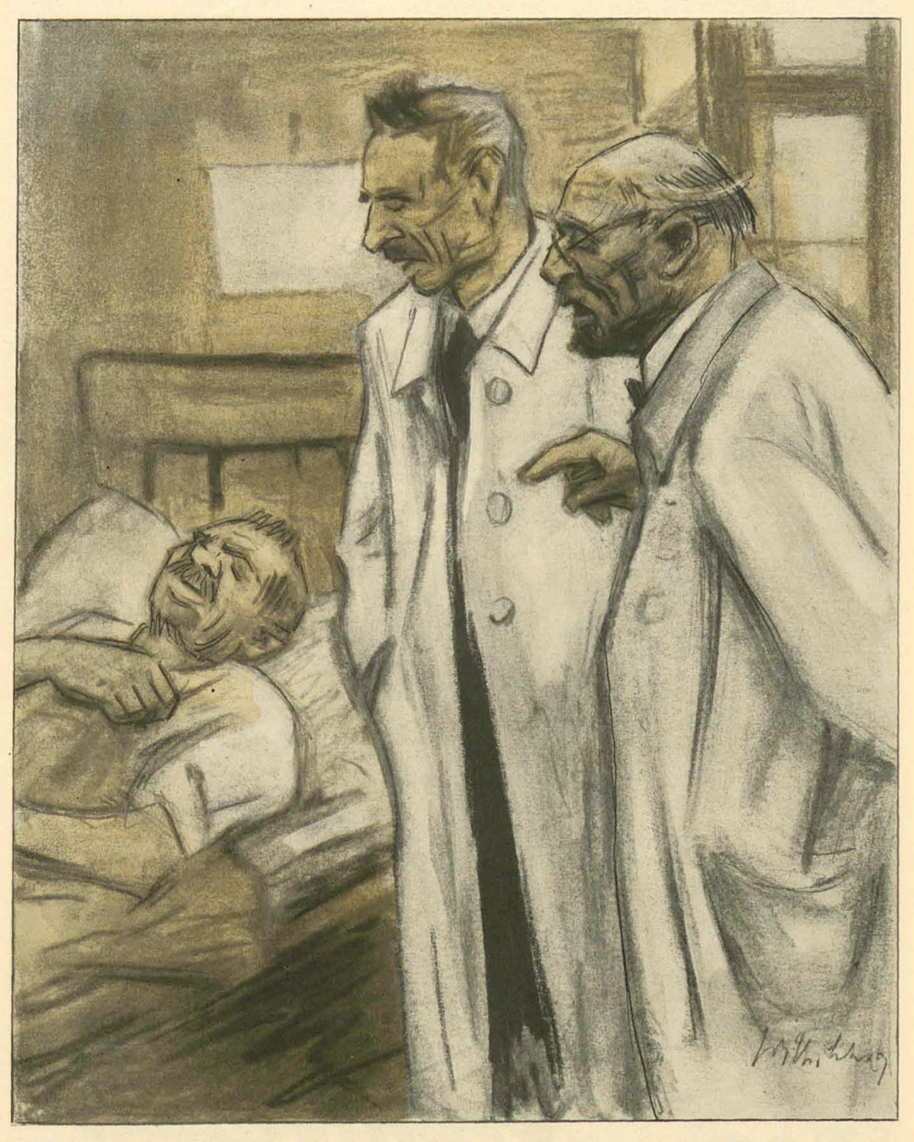
Emsiges Gezisch,
Meißel zucken sacht –
Durch die Schiefernacht
Schwänzt ein Flügelfisch!

Weil es nimmer ruht,
Raubt euch, was ihr dürft!
Schwarzer Humus schlürft
Ewig unser Blut.

Gras, es wurzelt ein,
Spinnt noch zarter'n Traum,
Drüber blüht ein Baum
Selig weltenein.

Ein armer Irrer

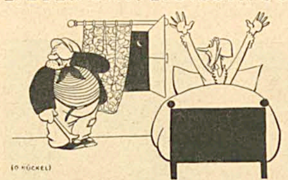
(Wilhelm Schulz)



„Ein ganz schwerer Fall von Irrsinn, Genosse Doktor, er glaubt an die englisch-amerikanische Hilfe!"

Un povero pazzo: "Camerata Dottore, è un caso gravissimo di pazzia; egli crede nell 'aiuto anglo-americano!,,

LIEBER SIMPLICISSIMUS



Diesen schönen Sommer verbringt Fräulein Emerentia, der Verschönerungsverein hat sonderbarerweise nichts dagegen eingewendet, im Gasthof eines kleinen Gebirgsdorfes.

Eines Morgens kommt Fräulein Emerentia, die spitze Nase röter denn je und die noch spitzeren Knochen in einen ebenso alten Schlafrock gehüllt, in die Wirtsstube und ruft aufgeregt:

„Herr Wirt, so etwas ist mir in meinem ganzen Leben noch nicht passiert. Heute nacht — ach, es ist ja zu schrecklich — hörte ich plötzlich in meinem Zimmer ein Geräusch —"

„Wird halt a Maus g'wesen sein!" sagt der Loitzelwirt gemütlich. „De hätt' Ihnen nix tan, de geht nur auf an Speck!"

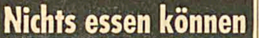
„Nein, es war keine Maus, Herr Wirt!" stößt Fräulein Emerentia hervor. „Es war ein Mann!"

„Sakra! Sakra!" sagt der Loitzelwirt. „Ja — was hat er denn wollen?"

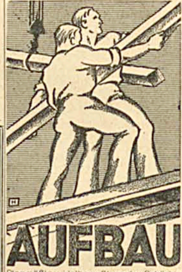
„Was? Was?" Fräulein Emerentia schnappt nach Luft. „Einen Stuhl hat er umgestoßen — und nachdem ich mit zitternder Hand die Kerze angezündet hatte, starrte er mich an und verließ, eine Entschuldigung murmelnd, leise das Zimmer! Also — ich finde keine Worte! So etwas ist empörend! Unerhört ist so ein Benehmen!"

„Ja, Fräul'n", meint da der Loitzelwirt, Fräulein Emerentia nachdenklich ansehend, „da sein S' aber nur selber schuld — Sie hätten halt ka Liacht net anzünden sollen!"

H. K. B.







„SIMPLICISSIMUS" jeden Mittwoch neu



Empfehlt überall den **SIMPLICISSIMUS**



Lest die Süddeutsche Sonntagspost

LESEN SIE DIE ‚MÜNCHNER JLLUSTRIERTE PRESSE'



Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Okt. 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Der Vorsichtige

(K. Heiligenstaedt)



„Kann ich dir mal rasch was Wichtiges erzählen, Kurt? Es dauert nur eine Sekunde." — „Gern mein Kind, ich habe aber nur eine Stunde Zeit!"

L'avveduto: "Potrei, Kurt, raccontarti in fretta qualcosa d'importante? Non dura che un secondo.,, — "Volentieri, bambina mia; ma io non ho che un' ora di tempo!,,

München, 10. September 1941
46. Jahrgang / Nummer 37

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Der Himmel auf Erden

(Wilhelm Schulz)

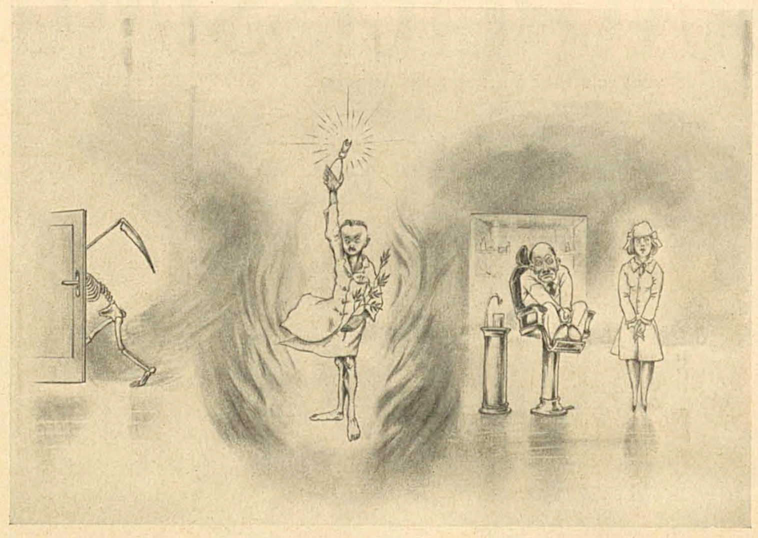


„Herr Petrus hams g'lesen, was der Churchill und der Roosevelt erklärt haben?" — „O mei Bua, wenn das alles wahr wär, was die Hundskrippi versprechen, käm kein Mensch mehr zu uns herauf!"

Il cielo in terra: "Signor Pietro, avete letto ciò che hanno dichiarato Churchill e Roosevelt?„
"O ragazzo mio, se fosse vero tutto ciò che promettono queste razze di cani anchilosati, nessuno verrebbe più quassù da noi!„

Der Sieg des Zahnarztes über den Stockzahn / Vision eines Patienten

(L. v. Horváth)



La vittoria del medico dentista sul dente molare / La visione d' un paziente

Kinder haben so was Erzieherisches

Von Walter Foitzick

Verstehen Sie mich recht, wenn ich zuerst sage: Kinder wirken abschreckend. Familienväter wissen das; sie postieren deshalb ihre lieben Kleinen recht sichtbar an der Türe des Bahnabteils und erzielen damit den Erfolg, das manche Leute, viele Leute sich nicht so gern noch in dieses Abteil hineinzwängen, denn Kinder sind so zutraulich und das haben viele nicht besonders gern. Oder setzen Sie sich z. B. mit Vorliebe an einen Tisch, an dem schon eine Familie mit reichlicher Jugend Platz genommen hat und dort das Familienleben laut und deutlich tätigt? Ich sage ja, Kinder wirken abschreckend. Aber Kinder wirken auch erzieherisch. Das sah ich gestern wieder am Nebentisch. An diesem Nebentisch saßen der Papa und die Mama, ihr Paul und ihre Erna, und dabei saßen auch noch ein fremder Herr und eine fremde Dame, weil sonst nirgends mehr Platz war. Die Familie saß und aß nicht nur an dem Tisch, sie gab sich auch sehr heftig ihrem Erziehungswerk hin, Papa und Mama: aktiv, Paul und Erna: passiv. Sie exerzierten die guten Tischsitten, wie ein Kompaniechef seine Leute bei einer Besichtigung dem Divisionskommandeur vorführt. Da ergingen Befehle, wie „Paul sitz gerade", „Erna spiel nicht mit dem Löffel", „Nimm nicht so große Bissen", „Faß das Messer weiter oben an", „Man hält die Gabelspitzen nicht in die Luft", „Das Messer gehört in die rechte Hand".
Diese Kommandos wurden laut und schallend, über den Kasernenhof, wollte sagen über den Tisch, gegeben, oder sie wurden durch Zeichen und Winksignale übermittelt. Von Paul und Erna wurden sie teilweise befolgt, teilweise schlicht übergangen. Die Kinder waren nicht etwa ungezogene Rangen, sondern sie waren gegen die auf sie abgeschossene Kanonade unempfindlich geworden, sozusagen kugelfest. Sie empfanden sie nicht anders als einen milden Regen, der fruchtbringend auf sie niederging. Sie waren erziehungserprobte Kinder.
Ganz anders der fremde Herr und die fremde Dame. Kaum war das Kommando ergangen: „Paul nimm die Ellbogen an den Körper", nahmen der Herr und die Dame stramme Haltung an. Bei dem Rufe: „Erna, streck die Füße nicht so weit vor", hörte man ein leichtes Schurren unter den beiden Stühlen der Herrschaften. Und die Dame verstummte jäh, als das Signal gegeben wurde: „Du sollst nicht mit vollem Munde reden".
So wurden der Herr und die Dame eine halbe Stunde ordentlich durchgeschult und man sah ihnen an, daß sie zwar geläutert, aber seelisch etwas angegriffen den Kampfplatz sehr korrekt verließen, während noch hinter ihnen der Ruf ertönte: „Paul, man starrt fremde Leute nicht so an"!

Anfechtung

Von Ratatöskr

Zwei Mädchenrücken, in der Sonne bräunend,
nahm ich am Fenster einer Villa wahr,
von meinem Morgenbummel heimwärts streunend.
Sie waren quasi jeder Hülle bar.

Ich schielte hin, in Sympathie verloren
- nicht als Erotiker, wie man wohl wähnt.
Nein, mit dem Kennerblick des Karnivoren,
der einen röschen Braten sich ersehnt.

Dort grillt ihn Gottes Sonne! - Ach, wie bitter
stimmt so ein Anblick, fast schon desolat,
wenn man zum Mittagessen »arme Ritter«
mit etwas Fruchtsaft zu gewärtigen hat!

Bremische Anekdoten

Zwei nette junge Herren aus Bremen, die über Pfingsten mit ihrem Paddelboot eine behagliche Bummelfahrt durchs Teufelsmoor gemacht hatten, kamen am Nachmittag des zweiten Pfingsttages zu der Erkenntnis, daß es nun wohl an der Zeit sei, sich auf die bevorstehende Rückkehr in die Zivilisation auch äußerlich vorzubereiten. Dazu gehörte vor allem die Wiederherstellung des städtischen Antlitzes durch Beseitigung des in paradiesischer Freiheit gewachsenen Seeräuberbartes.
In dem Dörfchen am Moorrand war, wie sich ergab, dafür nur eine einzige Möglichkeit vorhanden: Der alte Lüder Schierloh, meinten die Leute, der würde das dscha am Ende denn wohl tun.
Lüder Schierloh, Bewohner einer altersschwachen Kate ganz am Ende des Dorfes, war bereit, es zu tun. Der erste der beiden Herren wurde zu seinem Erstaunen aufgefordert, sich auf dem zerschlissenen blauen (oder grünen?) Plüschsofa in der Dönze auszustrecken; dann wurde er mit etwas zittriger Hand, aber sauber und einwandfrei rasiert. Hierauf nahm der zweite den Liegeplatz ein, und es erging ihm ebenso.
Als sie jeder ihre anderthalb Groschen erlegt hatten, erbaten sie Aufklärung darüber, weshalb sie sich dem Vorgang in liegender Stellung hatten unterziehen müssen.
„Och", sagte Lüder Schierloh und streichelte mit dem hornigen Daumen liebevoll die Schneide seines Rasiermessers, „das is man bloß, weil daß ich 'r denn besser mit zugange komme. Ich rasier dscha sonsten bloß Leichen."

*

Da lebten in einer Zeit, die heute schon ins Mythische gerückt scheint, obwohl sie noch kein halbes Dutzend Jahrzehnte zurückliegt, in der bremischen Neustadt zwei stadtberühmte Männer, Vater und Sohn. Sie waren beide Zigarrenmacher; demzufolge wohnten sie am Buntentor-

Roosevelt sucht Anschluß

(Erich Schilling)



„Hallo, Hallo! Nicht so schnell, ich will auch noch mitkommen!"

Roosevelt cerca raccordo: "Ehi là! Ehi là! Non così presto! Voglio venire insieme anch' io!„

steinweg, waren begeisterte Sänger, hatten einen chronischen Durst und einen für die Mitwelt nicht immer ganz ungefährlichen Humor. Außerdem waren sie beide gegen zwei Meter lang und von gewaltiger Breite — man nennt so einen Kerl je nach Neigung, aber mit scheuer Hochachtung einen „Wampen" oder einen „Bumbam". Sie waren unzertrennlich, bei Tage und bei Nacht, bei Hitze und Kälte, Regen und Trockenheit, Stille und Sturm.

In einer Oktobernacht freilich, nach einer besonders schweren musikalischen und alkoholischen Sitzung, geschah es, daß sie voneinander getrennt wurden. Alles Rufen und Suchen in Nebel und Mieselregen war vergeblich. Wann sie wieder vereint wurden, ist nicht bekannt; dagegen hat ein Augenzeuge den Vater gesehen, wie er mit gewaltigen Armen eine Anschlagsäule umklammerte und verzweifelt auf sie einredete, um der starren Masse eine Lebensäußerung zu entreißen. „Heinerich", schluchzte er, „mein kleinen lieben Heini, kennst du denn deinen alten Vadder nich mehr?"

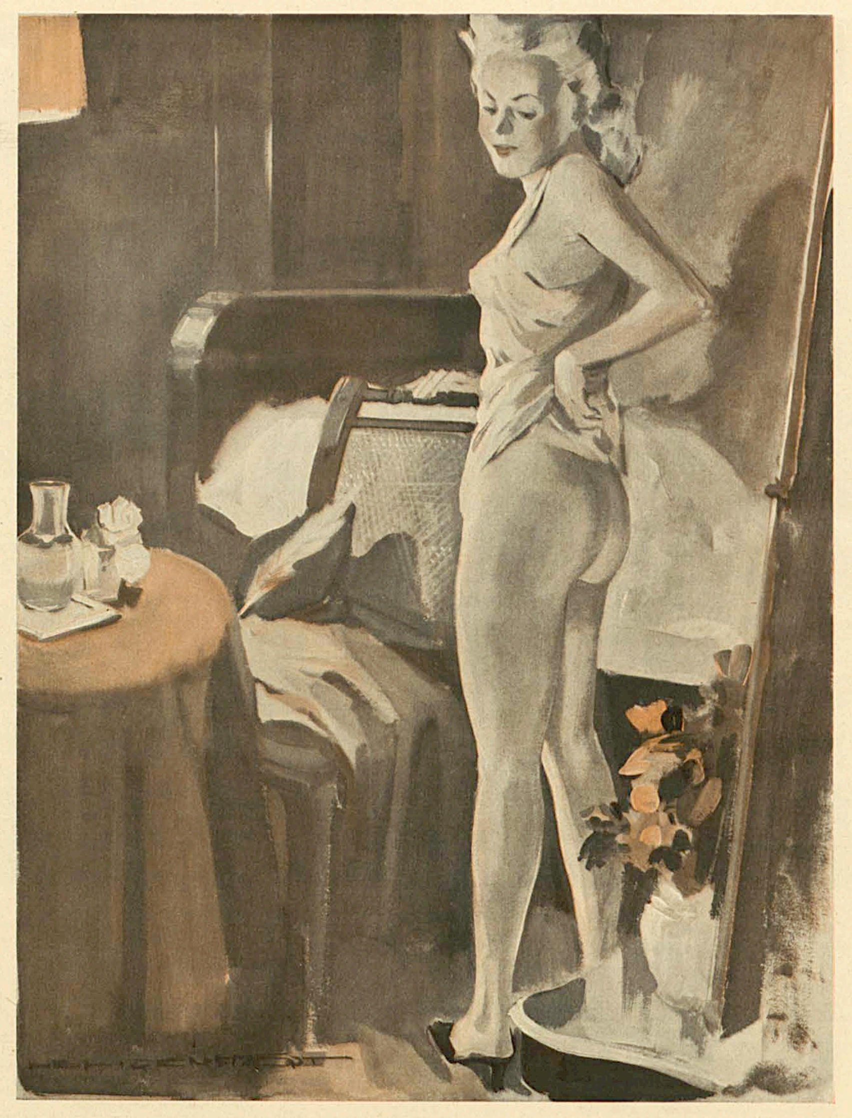
*

In Großmanns Weinstuben, die dereinst der friedliche und von edelsten Aromen duftende Einkehrhafen von Bremens besten Weinkennern waren, saß der alte Konsul Wellerbrock auf seinem Stammplatz. Vor ihm stand ein Kognakschwenkglas, in das der Kellner soeben eine wohltemperierte ganze Flasche Elfer Lagrange gegossen hatte. „Sehn Se mal", sagte Konsul Wellerbrock, auf das Glas deutend, zu einem Bekannten, der im Vorübergehen zur Begrüßung an seinen Tisch kam. „Aber kucken Se sich das genau an. Is das nich schön? Inner Mitte, da steht so 'n Leuchten, als wenn en Rubin inner Sonne liegt. Und drum herum is das schöne dunkle Samtrot, und nach 'm Rande hin, da is es so 'n ganz klein büschen rotbraun abgesetzt, wie Mahagoni."

Andächtig nahm er das Glas mit beiden Händen vom Tisch, hob es an den Mund und trank es in einem Zuge, ohne ein einziges Mal abzusetzen, mit der überlegenen Könnerschaft langjähriger Übung leer. „Sehn Se", sagte er und stellte es wieder auf den Tisch, „und das hat mir nu der Arzt verboten." Karl Lerbs

Mückenstiche

(K. Heiligenstaedt)



„Der Junge ist wirklich taktvoll, daß er mir erst das ‚Du' und dann die Salmiakflasche anbot . . . !"

Punture die zanzare: "Quel ragazzo ha davvero molto tatto; dapprima mi offerse il 'Tu, e poi la fialetta d' ammoniaca . . . !„

HÜHNER

VON ROBERT STORM-PETERSEN

Der frühere Aufseher beim Seeinvalidenamt in Nabolös Agamemnon Madkaer hatte sich von der Welt zurückgezogen und in einem Paar selbstgestrickten Socken lebte er nun einsam auf seinem recht ansehnlichen Schloß, das vornehm zurückgezogen in einem großen Park lag, wo er sich mit dem Gedanken beschäftigte, eine Hühnerfarm einzurichten.

Den ganzen Tag ging er in seinem großen Park spazieren und überlegte das Problem — Hühnerfarm oder keine Hühnerfarm.

Mehrere Versuche, ihn in den Gemeinderat zu bekommen, waren abgeprallt, er wollte mit niemand zu tun haben, nicht einmal mit ihrem Weihnachtsbaum — er wollte allein mit seinen Gedanken sein, die also um eine Hühnerfarm kreisten.

Um die Zeit hinzubringen, hatte er sich eine kleine Marinekanone angeschafft, die er im Park aufgestellt hatte — hier saß er nun und schoß Löcher in das Schloß — zuletzt war es so durchlöchert, daß er nach unten zog und in der Hundehütte wohnte; dort war reichlich Platz, da der Hund längst weggelaufen war, weil man ihn zwingen wollte, Weißkohlsuppe zu fressen.

Eines Tages bekam Madkaer den Besuch des berühmten japanischen Hühnerfarmexperten Peter Kluk, der ihm ein paar Hühnchen verkaufen wollte, die zweistimmig pfeifen und mit der Zeit schwarze Eier legen konnten.

So ungern Madkaer wollte, so mußte er doch den sprachkundigen Lehrer der Stadt Hilarius Tagskaeg hinzuziehen, der als Wilddieb und eminenter Kenner fremder Sprachen bekannt war — er ging gleich an die Sache heran.

Es zeigte sich, daß Madkaer den Japaner mißverstanden hatte, der nämlich schlecht und recht Bornholmer war und bloß nach dem Weg nach Lovstraede gefragt hatte.

Als der gute Bornholmer in seinem Wagen fortgefahren war, der einer der bekannten Ford war, setzten Madkaer und Tagskaeg sich in den Schatten der schlechten Zeiten und beredeten die Sache.

Die Hühnerfarm war auf dem Tapet, Madkaer hatte von einer merkwürdigen Hühnerrasse gelesen, die im dritten Stock in Dragör leben sollte — eine Art Straußhühner mit langen Beinen und Hörrohr — wie man sagte, sollten sie Eier so groß wie Fußbälle legen und nur einmal im Jahre fressen, aber dann fraßen sie auch so viel, daß sie einige Zeit zur Abmagerungskur mußten.

Tagskaeg war leicht im Zweifel über diese Rasse — er empfahl dagegen eine Rasse von Zwerghühnern, die ungeheuer praktisch waren, man konnte zwölf von ihnen in einer Streichholzschachtel haben und auf diese Weise sie in die Tasche stecken. Aber jetzt war es Madkaer, der im Zweifel war, gesetzt den Fall man griffe fehl, wenn man eine Zigarre anzünden wollte, und ein Huhn nahm und an ihm abstrich.

Nachdem man die Sache hin und her beredet hatte, wurden die Herren sich darüber einig, am nächsten Tag zur Hühnerfarmausstellung zu gehen, die mit Rücksicht auf die Akustik im großen Saal des Odd Fellowpalais abgehalten wurde.

Die Nacht senkte sich über die Hundehütte, und am nächsten Morgen stellte sich Madkaer in zwei Mänteln und Zigarrenfutteral auf den Bahnhof. Der gute Hilarius Tagskaeg kam im täglichen Anzug ohne Knöpfe.

Auf der großen Hühnerfarmausstellung waren schon viele Menschen auf den Beinen. Die Honoratioren mischten sich mit Presse und Publikum. Da war die große Züchterin Fräulein Irmelin Morgenfrisk, die von einer begeisterten Schar von Hühnerkennern umgeben war. Ihre Hühner hatten wie gewöhnlich den ersten Preis bekommen — es waren kurzbeinige Samojeden mit Hornbrillen. Gesanglehrer Frejdigs schwarze Singalesen hatten die Aufmerksamkeit erregt, und der gute Mann war mindestens vier Zoll größer als gewöhnlich. Der Redakteur von „Moderne Hühner", Herr Eggeberger, war in voller Aktivität, er trat den Leuten fortwährend auf die Füße, während er in der glimmenden Luft mit seinem schon leeren Füllfederhalter herumfuchtelte.

Es wurde fotografiert — von Zeitungshändler Primus wurde eine Momentaufnahme gemacht, als er auf dem Rücken von Bürovorsteher Blomkaal saß (der lag und seine Brille suchte) mit seinem Riesenhahn Nero, der wer weiß zum wievielten Mal die Goldmedaille bekommen hatte — Herr Primus lächelte holdselig, so daß man den ganzen Skandal sah, den schiefen Zahn, den seine Frau ihn so eindringlich gebeten hatte in acht zu nehmen.

Madkaer und Tagskaer bahnten sich mit den Ellbogen einen Weg durch die Menge, es kam ja darauf an, einen gründlichen Überblick zu bekommen. Tagskaer zog Madkaer am Ärmel und zeigte auf eine Schar Zwerghühner, die unter einer Käseglocke standen, aber Madkaer war zu sehr von einer Sammlung gelber Pimpernellen in Anspruch genommen, die vergnügt in einem Bauer waren und ein Paar Galoschen zerpflückten. Diese Zwerghühner gehörten einem bekannten Gutsbesitzer, früheren Schnelläufer und Zuckerbäcker Ernst von Lagerbeer von Sejrö, und sie hatten die Eigentümlichkeit, daß sie jedes Frühjahr schottisch kariert wurden.

Diese interessierten Madkaer ungeheuer, und er fragte einen kleinen Herrn, der auf einem Paar Stelzen abseits stand, ob er nicht die Hühner bis zum Frühjahr leihen könnte, da er so gerne die merkwürdige Transformation sehen möchte.

Der kleine Herr antwortete, daß er sie mit Freude alle zusammen leihen könnte — es waren nämlich nicht seine — er war nur Zuschauer und hieß Bange — übrigens eine bekannte Persönlichkeit, weil er nämlich das bekannte Werk „Aufbewahrung von feuchten Loszetteln von J. P. Bange" herausgegeben hatte — ein Buch, das man weit und breit kannte.

Na — als Madkaer und Tagskaer die interessante Ausstellung durchschritten hatten — begaben sie sich im Gänsemarsch zum nächsten Restaurant, wo sie Hühner in Meerrettichsauce bestellten und jeder einen Napoleonskuchen, den sie jedoch gegen zwei Stück Sülze umtauschten.

Nach der Mahlzeit sangen sie die Hühnerarie von Rigoletto und legten sich unter den Tisch und gluckten voll Grinsen. Dem Kellner, dem guten Herrn Vadelund, der in seinen jungen Jahren Mannequin in der Löwen-Apotheke gewesen war, schien die Situation doch nicht so lächerlich zu sein — er bat die Herren, das Lokal in aller Stille zu verlassen, was sie auch taten, aber sie nahmen einen schwedischen Touristen mit, der Frikassee aß — der gute Schwede glaubte, daß es Landessitte sei und ging gutwillig mit, während er seinen Frikasseeteller in der einen und ein großes Glas Bier in der anderen Hand balancierte.

Endlich kamen die beiden Hühnerexperten nach Madkaers Besitz zurück, er war etwas schwer zu finden, da die Hundehütte ein paar Kilometer vom Wege weggeweht und nun von einer Frau Digersen in Besitz genommen war, die ein Geschäft mit Eis-am-Stiel hatte.

Da Herr Madkaer geborener Kavalier war, hielt er es für unhöflich, Bemerkungen darüber zu machen und ließ der Frau das Haus. So zog er wieder in das durchlöcherte Schloß, und bald danach war das Schloß voller Hühner — sein großer Traum war endlich in Erfüllung gegangen — es wimmelte von Hühnern — sie hopsten und sprangen aus und ein durch die Schußlöcher, und Madkaer rannte den ganzen Tag herum und sagte puttputt.

Herr Hilarius Tagskaer reiste ins Ausland und ließ sich als Waffelbäcker und Konzertsänger in Gmunden nieder — ihm schien das ein so lustiger Name zu sein — und das veranlaßte ihn, von dort Postkarten an Freunde und Bekannte zu senden. Er sandte auch eine an Madkaer — aber er bekam sie niemals — als der Postbote zum Hühnerschloß kam, hing ein Plakat an der Tür — er setzte die Brille auf und las folgendes:

Da ich dies nicht mehr bewältigen kann, bin ich fortgereist. Ergebenst A. Madkaer

Wohin er gereist war, wußte niemand — und niemand erfuhr es jemals, glücklicherweise.

(Berechtigte Übertragung aus dem Dänischen — Interpreß.)

NACHTWACHE

VON BASTIAN MÜLLER

Eine Hand berührt mich.

„Mach dich fertig."

Mit halbem Ohr höre ich einen verklingenden Stundenschlag. Müde sind die Augen. Müde die Füße in den Stiefeln. An der Lehne des Sofas hängt mein Koppel. Wie schwer die Patronentaschen zur Nachtzeit sind. Langsam begreife ich, es ist eine Viertelstunde vor Drei.

Noch schnell einen Bissen Brot und eine halbe Zigarette. Wieder hebt das eigentümliche Geräusch an. Es ist das Werk der Turmuhr. Jedes Mal, bevor sie zu schlagen beginnt, hebt über der Pförtnerstube ein geheimnisvolles Ächzen an. Wir hatten noch keine Zeit, das Werk zu untersuchen. Einen Tag erst sind wir hier. Morgen schon nicht mehr. Wir wissen von nichts. Wir sind nur auf dem Marsch.

Und dann trete ich vor die Tür.

Der Mond steht blank und voll über einem grauen Gebirge. Da ist es hell und hell selbst ist der Wald, der am Tage und am Abend dunkel und fremd und kalt vor uns lag. Nicht nur vor uns. Auch zu den Seiten und drüber ist derselbe Wald. Eine Lichtung nur ist der Hügel, auf dem wir liegen, und auf dem das kleine Landschloß liegt, hellgelb, zwei Stock hoch; den Turm ziert ein Zwiebeldach.

Nun kommen die Schritte über den knirschenden Gartenkies. Ich kenne sie schon. Es ist der Jockel aus den bayerischen Bergen. Nun löse ich ihn ab und gleich wird er schlafen, vier lange Stunden. Und dann werden wir weiter ziehen.

Langsam beginne ich meine Runde. Noch immer schmerzen die Augen. Das Licht des Mondes ist grell. Der Daumen am Gewehrriemen schläft ein. Da schaue ich wieder zur Gartenpforte empor. Und nun erst fallen mir die halbverwachsenen Büsten auf den Pfeilern auf. Einen Augenblick bleibe ich stehen. Ich weiß nicht warum. Es ist ein grauer, verwitterter Stein, den ich nicht kenne, aus dem ein Mensch in längst vergangener Zeit, die kleinen Bildwerke schlug. Aber nun sind sie hell im kalten Licht des runden Mondes.

Und was ist mit diesem Stein, narbig, voll Flekken und wolkigem Geäder? Es sind zwei blumenbekränzte Frauenköpfe, die mit blinden, hellen Steinaugen die steilabfallende Allee hinunterschauen, die Allee, die sich im Wald verläuft. Wir sind den Weg gekommen und wissen nicht um sein Ziel. Doch irgendwohin müssen die Frauen schauen. Plötzlich weiß ich es. Ich sehe mir ihre Gesichter an. Das sind nicht zufällig in die Ferne blickende Frauen. Um ihre leicht geöffneten Lippen ist ein kaum merkliches Lächeln, nur die Spur von einem Lächeln, so, wie wenn ein Mensch den Atem anhält in freudigem Lauschen.

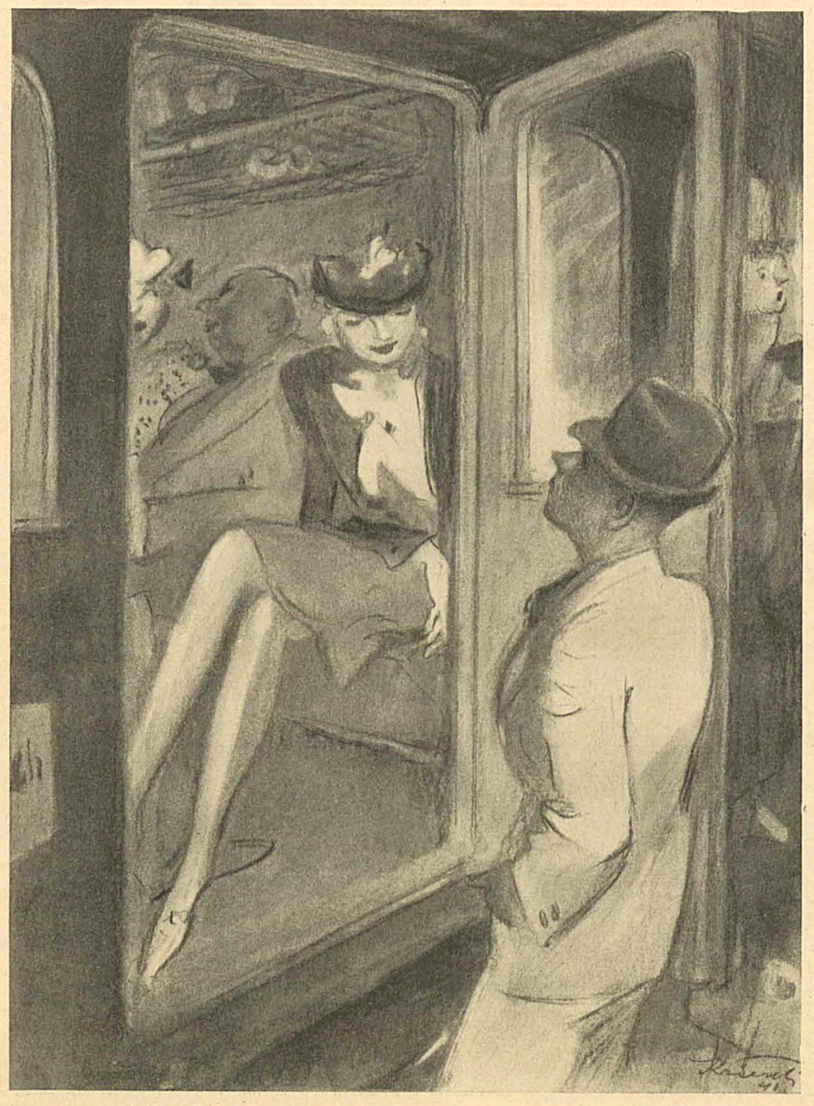
Nun sehe ich es: sie lächeln voll heimlicher Erwartung irgendwo in die Ferne über den dunklen, im Mondlicht friedlich gewordenen Wald. Und da läßt es mir keine Ruhe mehr. Morgen beim Licht des Tages will ich schauen, ob nicht doch irgendwo in der Ferne das Blickziel der Frauen zu erkennen ist.

Morgen in der Frühe, bei aufgehender Sonne. Noch aber ist es Nacht, und nur der Mond und wenige, einsame Sterne und ich und die andere Wache gehen einsam unsere Bahn. Ein Rauschen kommt aus dem Wald. Und ziellos, wie der Blick steinerner Frauen, wandert auch mein Blick über den dunklen mondglänzenden Wald. Und ich denke einen Augenblick an daheim. Mein Atem stockt. Meine Lippen öffnen sich. Kalt ist der Hauch der Nacht. Nun schläft meine Frau und weiß nichts von diesem kleinen, fremden Schloß und den fremden Bergen und dem großen Wald, in dem mancher vom Feind und auch mancher von uns den Tod fand. Und sie weiß nichts von meinen heimlichen Gedanken. Aber einmal werde ich es ihr sagen. Einmal am Tage, wenn mit leichter Röte am grünen Osthimmel die Sonne aufsteigt.

Und bevor wir morgen weitermarschieren, will ich noch den Turm besteigen. Denn irgendwo müssen auch die Frauen vom steinernen Tor ein Ziel der gewissen Erwartung haben. Oder liegt ihr Ziel und ihre Hoffnung schon lange begraben im Schoß der altvergangenen Zeit?

Abschiedsgerede

(R. Kriesch)



„Also leb wohl, Effi, wirst du auch mal an mich denken?" — „Aber gewiß, Schatzi, es gibt auf jeder Reise Stunden, mit denen man nichts anzufangen weiß!"

Chiacchiere di congedo: "Dunque, Effi, stammi bene! Penserai un pochino anche a me?,, "Ma certo, tesoruccio mio; in ogni viaggio ci sono ore di noia che non si sa come ammazzarle!"

Churchill beim Zahnarzt

(O. Gulbransson)



„Das ist keine Zahngeschwulst, Mr. Churchill, Sie dürfen nur den Mund nicht so voll nehmen!"

Churchill dal medico dentista: "Non si tratta affatto d'un tumore, Mr. Churchill; soltanto non dovete dire delle spacconate!„

Im Botanischen Garten zu Wien steht eine Eibe . . .

Von Kurt Günther von Fischer

Im Botanischen Garten zu Wien steht eine Eibe. Daran hängt eine Tafel mit der Aufschrift: „Alter unbestimmt".

Das darf einen nicht wundernehmen. Mit den Eiben ist es nämlich nicht so wie mit den anderen Bäumen. Die Zählung der Jahresringe, Schätzung der Dicke, Beschaffenheit der Rinde und ähnliches versagt bei ihnen vollkommen, sie sind sozusagen die Individualisten unter den Bäumen. Selbst wenn sie alle diese Regeln kennen sollten, so halten sie sich nicht daran, sondern wachsen wie es ihnen paßt. Man ist sich also nur darüber klar, daß diese Eibe sehr alt ist, wie alt sie aber genau ist, das weiß niemand.

Das heißt: niemand ist nicht richtig, es gab einen Menschen, der das genaue Alter des Baumes wußte, und das war der Herr Professor Rindenblick. Dieser gelehrte Mann nannte ein exorbitantes botanisches Talent sein eigen, sowie eine schöne Frau, die insoferne der Eibe im Botanischen Garten zu ähneln schien, als auch in diesem Falle beste Sachkenner bei der Schätzung des Alters versagten.

Der Herr Professor Rindenblick hatte nun auf Grund einer neuen wissenschaftlichen Methode, an deren Entwicklung er zwanzig Jahre lang gearbeitet hatte, das genaue Alter dieser seltenen Eibe festgestellt, und gedachte dieses sein Lebenswerk in einem dreibändigen Handbuch der Öffentlichkeit zu übergeben. Leider kam er nicht mehr dazu.

Bevor ich das näher schildere, muß ich jedoch noch eine kleine, reizende Episode erwähnen, an der wohl der herrliche Frühlingstag oder auch eine gesteigerte Hormontätigkeit der professoralen Drüsen die Schuld tragen mochte. An dem Nachmittage, da Professor Rindenblick die letzte Seite des Manuskripts vollendet hatte, ging er mit seinen Lieben in den Botanischen Garten und stellte sich vor die alte, rätselvolle Eibe. Neben ihm stand seine schöne Frau Diana und hinter ihm seine vier Assistenten von der Lehrkanzel. Da plagte den Herrn Professor der Schalk. „Weißt du, Liebling", wandte er sich an seine Frau, „wie alt dieser Baum ist?" Die vier Assistenten fieberten vor wissenschaftlicher Neugierde, und auch die schöne Frau machte große Augen, denn sie wußte, daß zwanzig Arbeitsjahre hinter der Beantwortung dieser Frage standen. „Nun", sagte Professor Rindenblick in die atemlose Spannung hinein, und in seinen Pupillen blitzte es spitzbübisch, „dieser Baum, Diana, ist genau zehnmal so alt wie du!"

Nächsten Tag mußte Professor Rindenblick sich zu Bett legen. Er hatte zu viel von einem Kuchen gegessen, den seine Frau gebacken hatte, und sich eine schwere Magen- und Darmstörung zugezogen. Da es ein Baumkuchen war und er daran starb, darf man wohl sagen, daß er als Opfer seines Berufes aus dem Leben schied.

Weil er der einzige Mensch war, der das genaue Alter jener seltenen Eibe wußte, und das Dienstmädchen in der allgemeinen Aufregung die Manuskriptblätter zum Einheizen verwendet hatte, wird das Rätsel dieses Baumes wohl ewig ungeklärt bleiben. Wenn nicht vielleicht die vier Assistenten . . .?

Einen Anhaltspunkt hatten sie ja: Sagte der selige Herr Professor nicht mit größter Bestimmtheit, der Baum sei genau zehnmal so alt wie seine schöne Frau Diana? Und die vier Männer klammerten sich mit der ganzen Zähigkeit aufstrebender Wissenschaftler an diesen Anhaltspunkt.

Der erste Assistent, ein hervorragend begabter Botaniker, jedoch völlig lebensunerfahrener Mensch, ging einfach zu Frau Diana und fragte sie, wie alt sie sei. Sie wies ihm stumm die Tür und vergaß ihm diesen Überfall nie.

Der zweite Assistent, ein Pykniker von Erscheinung und mit der uferlosen Gründlichkeit ausgestattet, die diesen Menschentyp in der Regel auszeichnet, versuchte es mit Methodik. Er setzte alles daran, des Taufscheins der schönen Frau habhaft zu werden. Er gab seine wissenschaftliche Arbeit auf und trat als Hilfsbeamter in die Gemeindeverwaltung ein, wo er zwei Jahre lang geduldig Formulare ausfüllte. Dann verwirklichte sich seine Hoffnung, und er erhielt anläßlich eines öffentlichen Ereignisses — ich glaube, es war eine Volkszählung — unter anderen auch den Taufschein der schönen Frau in die Hände, in dem nur leider das Geburtsjahr ausradiert war. Der hoffnungsvolle Wissenschaftler erlitt daraufhin einen Schlaganfall und befindet sich jetzt in einer Irrenanstalt, wo er Taufscheine am laufenden Bande ausstellt.

Dr. Kramer, der dritte, der ein Menschenkenner zu sein glaubte, hielt sich an den Grundsatz ‚Mit Speck fängt man Mäuse', und bot Frau Diana sein ganzes Vermögen — eine vierstellige Zahl — für die Bekanntgabe ihres Alters und damit des Alters der Eibe. Es wurde alles notariell niedergelegt, und Frau Diana nannte eine Zahl, auf Grund deren der Wissenschaftler ein Buch mit der Behauptung schrieb, die Eibe sei im Jahre 1651 gepflanzt worden. Gelehrte Gegner förderten daraufhin einen Kupferstich aus jenem Jahre zutage, auf dem der Baum bereits in voller Größe abgebildet war, wodurch Dr. Kramer der Lächerlichkeit preisgegeben wurde Da die genannte Zahl also offensichtlich falsch war, strengte er gegen Frau Diana einen Prozeß um Wiedergabe seines Vermögens an, der ihn seine Nervenkraft kostete und mit seiner völligen Verarmung endete.

Der vierte Assistent endlich war nicht nur der hübscheste von allen, sondern auch der klügste. Er schlug den aussichtsreichsten Weg ein — er ging hin und heiratete die schöne Witwe Diana. Und da die Ungeschminktheit des Ehelebens noch die meisten Rückschlüsse zuläßt, wird er wohl das Alter der schönen Frau und auch der Eibe erfahren haben. Die Frage ist nur: ob er es auch sagen darf?

*

Diese Skizze schrieb ich vor etlichen Jahren. Sie fiel mir wieder ein, als ich gestern im Botanischen Garten zu Wien spazieren ging und die seltsame, alte Eibe sah. Daran hing eine Tafel: „Alter unbestimmt".

Lieber weniger -
aber gut!

ATIKAH 5 Pf

»Bayer«-Arzneimittel für die Kolonien?

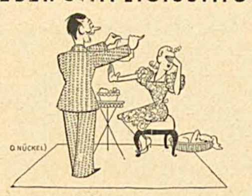
In tropischen Gebieten bedrohen den Menschen vielfach schwere Seuchen. »Bayer«-Arzneimittel schützen ihn. Sie sind für die Sicherung der Gesundheit in den Kolonien vielfach unentbehrlich.





1. Zur Kräftigung des Haarwuchses
2. Gegen Schuppen und Haarausfall
3. Gegen schädliche **Haarparasiten**

LIEBER SIMPLICISSIMUS



Als Herr S. eines Abends ein wenig früher als gewöhnlich aus seinem Büro nach Hause kam, fand er seine hübsche junge Frau über ihr Nähkörbchen gebeugt und emsig mit der Nähnadel beschäftigt. Als sie aufblickte und ihn im Türrahmen unvermutet stehen sah, errötete sie schuldbewußt wie ein Backfisch, deckte ihre Näherei zu und versuchte sie zu verbergen. Er entwand ihr lächelnd das Nähkörbchen und schaute hinein: ein winziges Hemdchen lag darin.

Mit ungläubigen Blicken betrachtete er den niedlichen Gegenstand. „Liebling", stammelte er und sah seiner Frau glückstrahlend in die Augen. „Liebling, das soll doch nicht heißen, daß . . ." — „Ja", gab sie zur Antwort, wobei sie beschämt zu Boden blickte. — S. umarmte sie tief gerührt. „Warum hast du mir das denn nicht schon früher gesagt?" — „Ich fürchtete, daß es dir nicht recht sein würde", gestand sie. „Es ist eines jener Badekostüme, wie man sie heuer trägt. Mein vorjähriges ist entschieden unmodern geworden."

Stuttgart. Autobuslinie Solitüde—Stuttgart. Es regnet. Der Omnibus ist annähernd besetzt. Schimpfend steigt ein Mann ein. Er schimpft ununterbrochen, schimpft über Wetter, Autobuslinien, Stadtverwaltung, Krieg usw. Endlich macht er eine Pause. Da ertönt aus dem Hintergrund des Wagens eine tiefe Männerstimme: „Sie, Mann, ich mein', Sie wäre' e bißle e Arschloch!"

LIEBE

VON ALDO PALAZZESCHI

Kann einem Mann etwas Fürchterlicheres widerfahren, als mit sechzig Jahren zu entdecken, daß er sein Leben verpaßt hat? Diese Erleuchtung mag ihm auf die sonderbarste Art widerfahren: ein hell auflodernder Blitz, der irgendwo hervorspringt, während er gerade durch ein Fenster blickt oder von seinem Balkon, wo Geranienbüsche graziös wie Akrobaten schwanken, auf die Straße hinunterschaut. Und dann sieht man, wie sich dieser Mann innerhalb seiner vier Wände einem widersinnigen Tun, das offensichtlich jedes logischen Sinnes entbehrt, hingibt. Alles tastet er an. Steckt anstatt Zucker eine Rasierseife in den Kaffee. Sticht sich den Finger ins Auge, anstatt in den Ärmelausschnitt seiner Weste. Klingelt in dem Glauben, daß damit der Schmerz seines Auges betäubt werden könnte. Daraufhin eilt das Dienstmädchen herbei und schreit sogleich um Hilfe, weil ihr Herr verrückt geworden ist.

So oder so ähnlich war die Situation unseres Helden. Jedoch gewährte ihm das Erscheinen des Dienstmädchens die Kraft, seine Gedanken auszudrücken, und er begann zu stammeln. Aber auch sie, die Ärmste, stotterte, um ihn zu beruhigen.

Seit zwanzig Jahren lebte sie mit ihm allein, und sie kannte den ein wenig komplizierten Charakter des alten Junggesellen, der von seinen Fehlern angefault schien, der jedoch — genau besehen — nur einen einzigen hatte: seine Faulheit. Eine unbesiegbare, mörderische, quälende, teuflische Faulheit. Jede seiner Schwächen hatte in ihr die Wurzeln. Und wenn er sich auf unserer niedrigen Welt niemals einem Menschen genähert hatte, wenn er niemals ausging, so war das kein Menschenhaß oder Menschenscheu, sondern Faulheit. Und wenn es für das Dienstmädchen eine der beschwerlichsten Unternehmungen war, ihm jeden Morgen das Tagegeld zu entlocken und an jedem Monatsende ihren bescheidenen Lohn, so war das kein filziger Geiz — sondern es war eben eine Energievergeudung, Geld herauszugeben. Wenn er stumm und schweigsam war, so bedeutete das nicht Stolz, Hochmut oder Unzugänglichkeit: er wollte einfach nicht, daß man ihn aus seinem Trott brachte. Unterhaltungen schnitt er kurz ab, aber wenn er zu einem Entschluß gezwungen wurde, dann vermochte er beredsam zu sein, war fähig zu einer zersetzenden krankhaften Dialektik, zu endlosen Plädoyers. In solchen Fällen galt ihm das Sprechen für weniger ermüdend als das Handeln.

Wenn noch niemand auf seinem Gesicht ein Lächeln hatte finden können, so nicht darum, weil er trübsinnig war wie eine Gefängnistür: er wollte sich nur eine Mundbewegung ersparen. Bestimmt hätte ihm eine Bartholomäusnacht weder Tränen noch Schauder entlockt. Trotzdem durfte man nicht glauben, daß sein Herz aus Stein sei. Vielmehr bedeuteten Tränen, Seufzer und Schauder eine Tätigkeit, eine empfindliche Anstrengung. Niemals hatte Roses Herr sich zur Wut hinreißen lassen, und nur um den erforderlichen Kraftaufwand zu vermeiden. Er war außerordentlich genügsam, aber nur, weil er zu faul war zu essen. Aus dem gleichen Grund war er keusch wie ein Heiliger. Die geduldige Rose, die um nichts in der Welt bei einer Frau in Stellung gegangen wäre, hatte sich an seine Eigenheiten gewöhnt. Im Grunde war sie nicht unzufrieden, neben diesem abstinenzlerischen Halbnarren einherzuleben.

Aber jetzt sprach er zu ihr, wie er noch nie gesprochen hatte. Neue Worte, unerhörte Ausdrücke, eine Stimme, die ihr fremd war... Äußerlich zwar beruhigt, aber doch bereit, bei dem geringsten Gefahrenzeichen zu flüchten, hörte ihm Rose verdutzt zu.

Den ganzen Oberkörper nach rückwärts gebeugt, die Arme erhoben, die Finger ausgestreckt, schrecklich und feierlich anzusehen, schrie er: „Ich liebe, ich liebe! Verstehst du?"

Zuerst schloß die arme Frau die Augen. Danach richtete sie sie gen Himmel. „O Allmächtiger, komm mir zu Hilfe!" Er legte ihr eine Hand auf die Schulter und zog sie zu sich heran, führte sie ans Fenster, wo er soeben seine Erleuchtung erfahren hatte. „Siehst du, Rosine, siehst du alle die Leute, die über den Platz gehen? Immer habe ich sie wie Dinge betrachtet, die uns nichts angehen. Hatten sie Kummer? Waren sie glücklich? Wohin gingen sie? Sie alle hätten auf dem Wege sein können, sich das Leben zu nehmen — mir war das gleichgültig! Nicht den kleinen Finger hätte ich gerührt. Wenn ich sie indessen jetzt betrachte, zieht eine unendliche Sanftmut in mich ein, flutet zu ihnen hinunter, kehrt wieder zu mir zurück und überschwemmt mich von neuem. Siehst du dort in der Mitte des Platzes die arme, mit Paketen beladene Frau, die auf die Straßenbahn wartet? Das ist eine Mutter. Sie will zu ihrem Mann und zu ihren Kindern zurückfahren. Während sie hier wartet, teilt sie im Geist schon ihre kleinen Einkäufe aus — sie wird die Wünsche erfüllen, und sie kennt im voraus die Freude der Ihren. Ich liebe sie um der Liebe willen, die von ihr ausströmt. Ja, ich liebe diese Frau. Und ich muß ihr das sagen! Was bedeutet meine Liebe, wenn sie nichts davon weiß?"

Das Dienstmädchen, das in jedem Augenblick ein Krachen ihrer Schulterknochen unter dem Handdruck des Wahnsinnigen erwartete, flehte insgeheim: „O Herrgott, tritt zur rechten Zeit dazwischen oder ich bin verloren!"

„Was ist meine Liebe?" begann er zu brüllen, „wenn sie verurteilt ist, wie ein gutes Saatkorn auf unfruchtbaren Fels zu fallen? Ich muß es der Frau sagen, daß ich sie liebe. Meine Liebe für sie ist stark, sie bedeutet Leben für mich, Beispiel und Stärkung für andere. Ich muß es ihr sagen, verstehst du?"

Gestikulierend durchmaß er das Zimmer. „Rose, Rosine, geh hinunter! Geh hin zu dieser Frau, rasch, ehe die Straßenbahn kommt! Lauf zu ihr und sage ihr nur... (auch die tiefste Erschütterung, deren er soeben teilhaftig geworden war, mußte sich seiner Faulheit anbequemen): Mein Herr liebt Sie! Das wird genügen, es wird ausreichen, sie zu festigen, sie in ihrer Liebe zu stärken. Geh hin, Rosine, lauf schnell!" — Und er stieß sie hinaus mit einem erbarmungswürdigen Ausdruck auf seinem Gesicht.

Rosine lief, da sie in dieser Bitte einen Eingriff Gottes zu erkennen wähnte. Sie eilte zur Pförtnerin. Mit einem sprudelnden Wortschwall berichtete sie ihr das Geschehene. Die Pförtnerin erteilte ihr zunächst den Rat, ihrem Herrn nicht zu widersprechen, niemals, weil sie davon hatte reden hören, daß man Wahnsinnigen immer nur rechtgeben dürfe, um ihren Zustand nicht noch zu verschlimmern. Zusammen wollten sie die Frau aufsuchen, um es ihr zu sagen. Aber die Frau war nicht mehr da: ihre Straßenbahn war inzwischen gekommen.

Als Rose sich wieder ein Herz faßte, zu ihrem Herrn zurückzukehren, sah ihr dieser mit einem Lächeln bitterer Verachtung entgegen. Sie hatte die Treppentür halb offen gelassen, die Pförtnerin im Flur versteckt, damit die im Falle einer Gefahr Alarm schlagen konnte. „Entschuldigen Sie, Herr, entschuldigen Sie, bitte. Aber die Frau war nicht mehr da..."

Er begann zu erkennen, daß der Weg der Liebe mit Hindernissen besteckt ist, daß sich all ihren Regungen die menschliche Bosheit, der Egoismus oder die Gleichgültigkeit unter tausend Verkleidungen entgegenstellen. Man mußte immerfort ringen, die Feinde vertilgen, um endlich zu siegen. „Ich versichere Ihnen", sagte Rose zitternd zu ihm, „daß ich das nächste Mal rechtzeitig dorthin laufen werde, wohin Sie mich schicken." — —

Von diesem Tage an begann für sie ein neues Leben.

Ihr Herr schwebte in einem rosaroten Traum. Er war höflich, nachsichtig und von lockerer Ausdrucksweise geworden. Wenn er Geld herausgeben sollte, verkroch er sich nicht mehr. Rosine sah die Wandlung als ein Wunder an. Jedoch immer wieder mußte sie laufen, um dem oder jenem die Liebe ihres Herrn mitzuteilen, der nun am hellen Licht des Universums teilhatte, nachdem sein Geist soviele Jahre in Vereinsamung und Trockenheit verdämmert war.

Frauen mit einem kleinen Jungen, Arbeiter, Arme und Reiche, Priester, Nonnen und Soldaten wurden nacheinander von Rosine angehalten. In einem Kreis spöttisch blickender Passanten brachte sie dann nach einer umständlichen Einleitung, so gut sie es konnte, die Worte hervor, die ihr Herr zu sagen ihr aufgetragen hatte. Wenn sie zu ihm zurückkehrte, verbarg sie ihren Schrekken und die erfahrenen Beschimpfungen, verklärte vielmehr die Ergebnisse ihrer Expeditionen. Jeder hatte ihr geraten, so zu handeln, weil ihr Herr bei dieser Behandlung entweder sehr rasch wieder gesund würde oder bald gänzlich verrückt. Dennoch erkühnte sich Rosine allmählich, Ratschläge zu erteilen. Wäre es nicht besser, die Erklärung mit einem handgreiflichen Liebesbeweis zu unterstützen?

„Die Liebe ist Geist! Reiner Geist!" hatte der Herr zunächst innerlich überzeugt proklamiert. Dennoch griff er den Gedanken auf, Kindern etwas mitzuschicken: einen Apfel oder zwei Keks. Einige kleine Geldmünzen für die Armen. Zwei Zigaretten für Soldaten. Daraufhin vermied er es freilich, sich allzu häufig an solche teuren Personen zu wenden.

Manch einer fühlte sich von dem Ansinnen geneckt. Andere gingen mit ausweichenden Antworten weiter ihres Weges. Einige verlangten Erklärungen, begannen endlose Gespräche. Diesen Leuten war die Zeit nichts wert. Sie liefen auf ihrer Lebensbahn mit gekrümmten Rücken, schwer bepackt mit menschlichem Elend, und dennoch waren sie bereit, sich noch anderes aufzubürden.

Eines Tages ragte mitten auf dem Platz ein riesenhafter Polizist empor, mit gespreizten Beinen stand der dort, einen weißen Stab in der Hand, mit einem wachsamen Blick auf das friedliche Abrollen des Verkehrs. Unser Held erblickte ihn aus seinem Fenster.

„Dort ist ein Individuum, das seiner Uniform wegen nur von sehr wenigen Leuten geliebt wird. Er repräsentiert die Ordnung, und der Mensch liebt von Natur aus die Unordnung. Jedes der unerziehbaren Untiere möchte allein auf Erden sein, der Polizist aber gemahnt sie daran, daß auch andere noch existieren. Die Gefräßigen möchten den ganzen Teller voll Butter, und sie hassen den Mann, der sie zwingt, sich mit einer Portion zu bescheiden. Ich aber liebe ihn. Auch ihn liebe ich. Ich liebe ihn sogar mehr als die anderen, gerade weil er am wenigsten geliebt wird. Nur weiß er es nicht, denkt nicht daran, glaubt es nicht... Rose, Rosine!... Lauf schnell! Geh hin zu ihm, Rosine!"

Diesmal war die Aufgabe schwer zu lösen. Einen Polizisten ansprechen? Aber Rosine mußte der Aufforderung gehorchen: der Dämon am Fenster überwachte jede ihrer Bewegungen... Oh, das war eine überaus peinliche Aufgabe! Entschlossen trat sie zu dem Polizisten. Aber der ließ sie gar nicht erst zu Wort kommen. „Hören Sie einmal, brave Frau! Diese Geschichte muß nun ein Ende finden, und zwar sofort. Wenn Ihr Herr wahn-

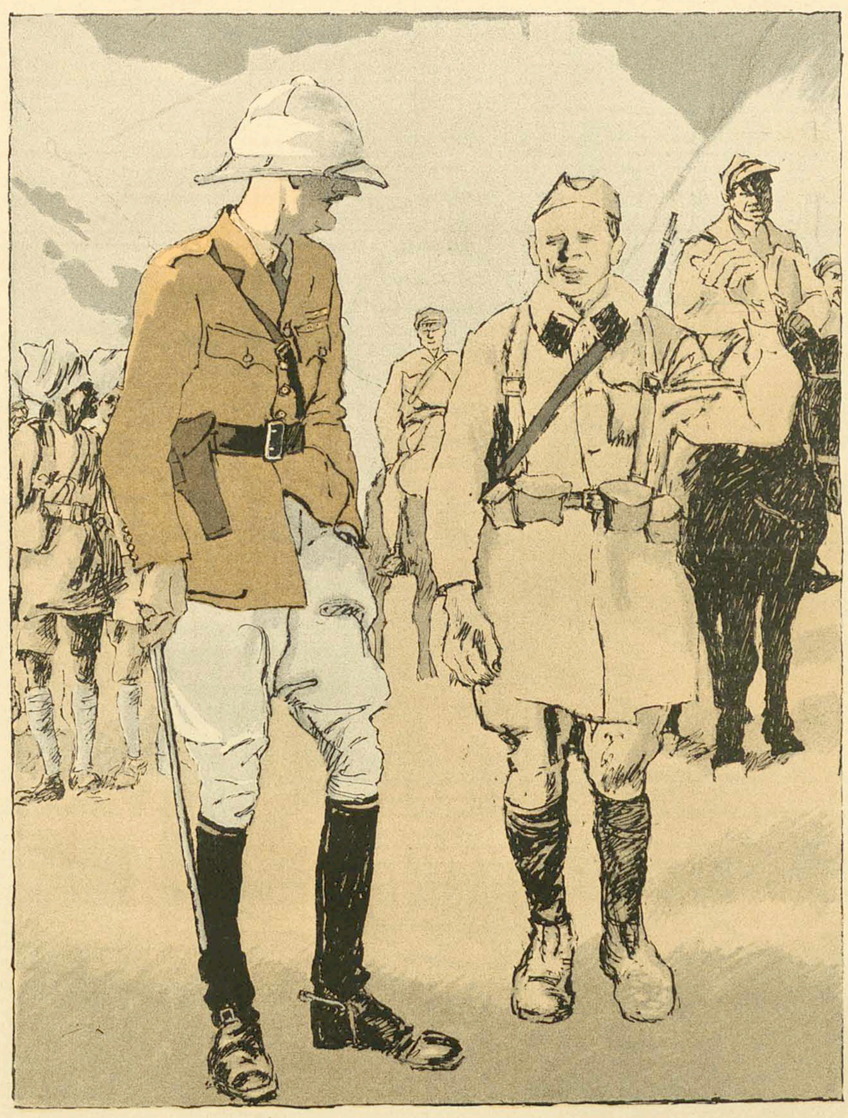
Schwalben im Herbst

Von Heinz Friedrich Kamecke

Über die Stoppeln
Schiebt sich die graue
Wolke der Schafe.
Dicht über ihre
Wolligen Rücken
Streichen die Schwalben,
Schnappen die plagenden
Fliegen im Fluge.
Selbst mit dem Töten
Spielen die Segler,
Legen Beschwingtheit
Noch in dies letzte
Spiel vor dem Abschied.

In Iran vereint

(E. Thöny)



„Gentlemen, beziehungsweise Genossen, der kleine Unterschied in der Weltanschauung wird sich überbrücken lassen, denn was dem einen sein Churchill ist dem andern sein Stalin!"

Uniti nell' Iran: "Gentiluomini, ovvero camerati . . . sulla differenzuccia di concezione mondiale si potrà passar sopra, poichè l' uno ha il suo idolo in Churchill e l' altro in Stalin!,,

sinnig ist, dann soll er in ein Sanatorium kommen. Verstanden?" Er hob den weißen Stab über sie wie ein König der Könige

„Ja, Herr Polizist... Aber was kann ich denn da tun?"

„Die Leute wissen doch nicht, was sie mit seiner Liebe anfangen sollen! Mag er sie für sich behalten!"

Rosine konnte diesmal ihrem Herrn den Ernst der Lage nicht verheimlichen. Er sank in sich zusammen. Das war es. Die Leute wußten nicht, was sie mit seiner Liebe anfangen sollten. So ist es! Sie sind reich genug, ganze Schätze zurückzuweisen! Erschöpft stand Rosine vor ihm, und sie hoffte, in seinen Augen eine Wandlung zu erkennen. Er betrachtete sie, musterte sie, als hätte er sie noch niemals gesehen. Rosine fühlte sich von diesem Blick gefesselt, durchdrungen, und eine seltsame Verwirrung beherrschte sie. Ein Aufleuchten in seinen Augen ließ sie heller erscheinen. War denn das möglich? Und warum nicht? Und um dem Blick zu entgehen, begann sie sich selbst zu prüfen, an sich hinabzublicken, daran zu denken, daß sie in einem anderen Kleid besser wirken würde... Sagte nicht jeder, daß sie mit ihren fünfzig Jahren noch aussehe wie ein junges Mädchen? Sie selbst hätte mit einem Flittchen von fünfzehn Jahren nicht tauschen mögen! Ihr Herr starrte sie an mit flammenden Augen. „Sollte unter der ledernen Borke noch etwas Grün verhüllt sein?" fragte sich Rosine „Aber wie sollte ich dann der Pförtnerin unter die Augen treten; sie wird mich als ihresgleichen behandeln, wenn ich an ihrer Loge vorübergehe!"

Er musterte sie noch immer, und unter dem strahlenden Blick dieser Augen flogen die Gedanken wie leichte Wolken davon. „Im Grunde würde es mich keinen Pfennig mehr kosten... Zu Ende des Monats wird sie keinen Lohn mehr verlangen..."

Er trat an sie heran. Als die Frau zwei zitternde Hände nach sich tasten fühlte und zwei Arme sie umschlangen, ließ sie sich schamhaft fallen und schloß die Augen, während seine Lippen zum ersten Male sprachen: „Rose... Ich liebe dich!"

‚Laß mich deine Frau werden, und du wirst es erkennen!' dachte Rose

Und der Mann wiederholte: „Ich liebe dich, Rose!"

(Aus dem Italienischen von Werner Benndorf)

Verlag und Druck: **Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80** (Fernruf 1296). Briefanschrift München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Okt. 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Das ist die Frage

(M. Dudovich)



„Ich soll einer berühmten Filmschauspielerin ähneln!" — „So, so, welcher und wo denn?"

Questa è la questione: "Si dice ch' io rassomigli ad una celebre attrice di film!„ — "Ah sì? . . . Ma quale? E dove mai?„

München, 17. September 1941
46. Jahrgang / Nummer 38

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Der Plutokratenkommunist

(Karl Arnold)



„Und hier Ladys und Gentlemens eine besonders gelungene Züchtung Churchills: Die neuen siamesischen Zwillinge!"

Il comunista dei plutocrati: "Ed ecco qui, Ladys e Gentlemen, un allevamento riuscitissimo di Churchill: I nuovi gemelli siamesi!,,

Der Landarzt

(O. Nückel)



Immer denke ich an meine Assistentenjahre,
Wenn ich abends durch mein Dörfchen geh.
Damals trug ich dunkelblonde Haare,
Heute sind sie weiß wie Schnee.
Damals wollte ich Geheimrat werden,
Heute bin ich nach wie vor nur Doktor med.,
Helfe bei den Todes- und Geburtsbeschwerden
Und auch, daß der Tod noch einmal weitergeht.
Damals war vom Scheitel zu den Sohlen
Alles an mir keimfrei, Kittel, Haut und Haar,
Alles roch so jodoförmlich, so karbolen,
Daß man schon von weitem wußte, wer ich war.
Wo ich hinkam, liefen lauter Diagnosen
Über meinen Weg. Ich sah sie an:
Arthritiden, Karzinome, Dermatosen,
Schöne Fälle Mann für Mann!
Ein Spaziergang in der frischen Luft vermehrte
Mit den Atemzügen auch die roten Körperchen im Blut,
Deren Existenz mich viel zu sehr beschwerte,
Um zu sehn, wie hold der Mond im Nest der Wolken ruht.
Mein Beruf war sachlich, fachlich, ohne Ferien,
Klinisch, kleinlich und exakt,
Wo ich weilte, tanzten die Bakterien,
Und sie wurden kunstgerecht beim Schweif gepackt.

Immer denke ich an meine Assistentenjahre,
Wenn ich abends durch mein Dörfchen geh
Und die keineswegs sterile, tief vertraute, wunderbare
Landschaft meiner lieben Bauern seh.
Damals wollte ich dereinst ein Denkmal haben,
Eine Marmorbüste in der Aula meiner Universität –
Heute wünsch ich mir, man möge mich getrost begraben,
Wo die Dörfler ruhn, wenn sie der Tod ins Jenseits mäht.
Jener Tod, zu dem ich längst schon anders stehe
Als in meiner jungen Medizinerzeit;
Jener dunkle Arzt, dem ich zu Leibe gehe
Ohne Illusion und gleichsam kollegial bei allem Streit.
Einer von uns beiden pflegt in jedem Fall zu siegen,
Auch, wenn es mich eines Tages selbst betrifft;
Schließlich wird zu guter Letzt von jedermann ins Grab gestiegen,
Weder Messer hilft ihm da noch Gift.
Heute aber ist der Abend weit und golden
Wie das Leben, dem ich ganz wie einst verschworen bin,
Auf den Wiesen wiegt der Wind die weißen Dolden
Und die Schafe ziehn zur Hürde hin.
Schäfer Martin wird bestimmt noch einmal hundert Jahre!
Seine Enkeltochter Lotte ist so blaß und still.
Soll mich wundern, wenn ich nicht demnächst erfahre,
Daß sie schnell die Frau des Lehrers werden will!

Herbert Fritsche

DAS SCHLAFENDE BAHNABTEIL

VON WALTER FOITZICK

Der Morgen graut durchs Fenster, der Zug fährt durch eine Regenlandschaft. Draußen ist frische Luft, sehr frische Luft, drinnen ist sehr unfrische Luft. Die Natur hat den Menschen nicht dazu geschaffen, im Sitzen zu schlafen. Wenn er der Natur folgen wollte, müßte er alle Viere von sich strecken; aber sieben Leute können wirklich nicht in einem Bahnabteil auch nur eins von sich strecken, um zu schlafen. Der Achte ist auch da, aber er ist erst eben eingestiegen. Bei ihm ist schon Morgen, bei den andern ist noch Nacht.

Es wäre zuviel gesagt, wenn man behauptete, daß alle sieben Leute gut schlafen, oder fest, aber sie befinden sich alle im Zustande des Einschlafens, im Sitzen. Einer schläft wirklich, der schläft ungewiegt oder sehr gewiegt. Mag sein, daß er vorher in einer anderen Stellung geschlafen hat, jetzt hat sein Kopf endlich etwas Weiches gefunden. Er ruht an der Schulter einer ausgedehnten Frau, und nicht nur an der Schulter, weil auf ihr daneben noch viel Platz ist, um ein müdes Haupt zu bergen. Lange hatte der Oberkörper des Soldaten hin und her gependelt, bis sein Kopf an der molligen Klippe strandete. Von da war er nicht mehr zu vertreiben. Wo ein müder Soldat einmal eingeschlafen ist, da bleibt er. Die Frau hatte ihn zuerst abzuschütteln versucht, aber man kann nicht dauernd schütteln, wenn man selbst müde ist. Die Frau schwankt am wenigsten, wenn der Zug in die Kurve geht; sie ist so gebaut. Sie ist geschaffen, um im Sitzen zu schlafen, und selbst ihr Kopf braucht nicht tief zu sinken, um ein Widerlager zu finden. Glücklich der Mann, der neben ihr sitzt, der hat sozusagen einen Eckplatz.

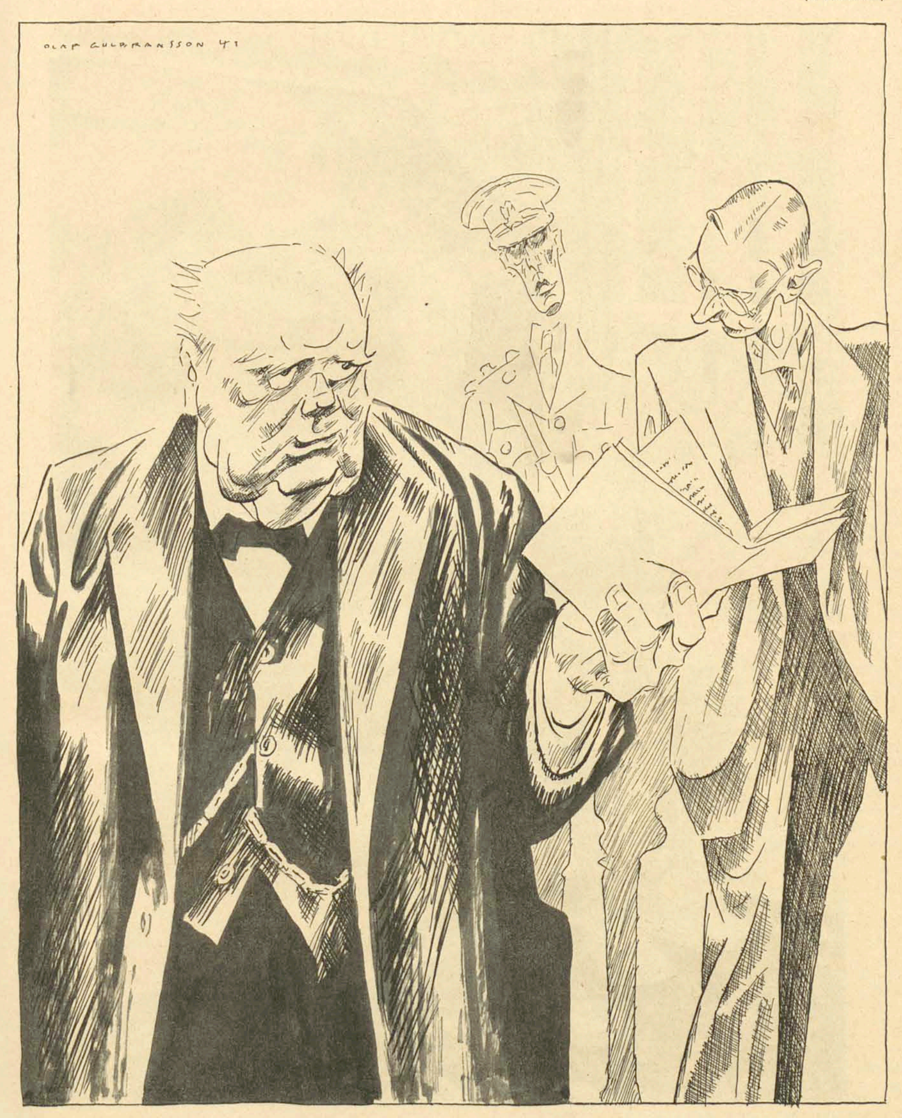
Ganz anders der feine Herr da drüben. Er schläft einen sehr korrekten Schlaf. Steil aufgerichtet sitzt er, als höre er angestrengt zu und denke sehr eindringlich nach. Vielleicht hat er diese Art gepflegten Schlafes in Aufsichtsratssitzungen gelernt oder gleichwertigen Zusammenkünften. Nicht einmal träumen tut er, man sieht's ihm an.

Taktmäßig sinkt der Kopf der jungen Dame neben ihm nieder, erst ein kleines Stückchen, dann ein längeres, und zum Schluß ein steiler Absturz mit anschließendem Looping. Jetzt, denkt man, jetzt wird sie ihrem Gegenüber anheimfallen, aber immer wieder fängt sie die Steilkurve im letzten Moment auf. Man könnte nervös werden, wenn man's sieht. Aber niemand sieht's.

Wie ein Ährenfeld im lauen Sommerwind wogen alle, so oft der Zug über die Weichen und Kurven vor der Bahnhofseinfahrt fährt, und selbst der morgendliche Herr mit der Zeitung in der Hand ist mit beim Ährenfeld.

Wer hilft wem

(O. Gulbransson)



„Die Bittschrift Stalins an uns ist vorbildlich abgefaßt, senden Sie die gleiche von uns an Roosevelt!“

Chi presta aiuto? . . . E a chi?: “La supplica che ci rivolge Stalin, è un modello di concezione; mandatene una d' eguale da parte nostra a Roosevelt!„

Die Befreiung Irans

(E. Thöny)



„Wenn wir auch keine Loorbeeren ernten, ein paar Perserteppiche werden doch dabei herauskommen!“

La liberazione dell' Iran: "Anche se non raccoglieremo allori, pur ne salterà sempre fuori qualche tappeto persiano!,,

DER EDLE RETTER

VON BRUNO WOLFGANG



Im Café „Nordstern" starb der langjährige Kellner Matthias am 27. April und wurde drei Tage später begraben. Am ersten Tage des Mai erschien an seiner Statt die Kellnerin Irma. Dunkles Haar von leicht rötlichem Schimmer umwogte in kurzen Wellen ihre braune Stirn. Die Gestalt hatte etwas Knabenhaftes, Sportliches: schlank, ebenmäßig, reizvoll durch eine herbe Ökonomie in der Linie des Busens. Von außergewöhnlicher Schönheit waren ihre Beine. Sie sah aus wie die Sünde im Kino. Sofort hob sich der Umsatz des Kaffeehauses nicht unwesentlich. Die Gäste kamen häufiger, die meisten wegen ihrer Beine. Alle entfalteten unsichtbare Hahnenfedern und prüften innerlich die krähende Siegerstimme, ausgenommen der „Baron", ein nicht mehr junger Mann von guter Figur, mit einem kleinen, schwarzen Schnurrbart auf der Oberlippe und einer tiefen Narbe, die quer über die Stirn lief. Er war jedoch kein Baron, sondern vermutlich Geschäftsreisender. Manchmal verschwand er auf einige Wochen, dann kam er wieder täglich, aber stets erst zwischen 7 und 8 Uhr abends. Als Irma auftauchte, sah er sie nur kurz mit seinem scharfen Blick an und vertiefte sich wieder in seine Zeitung. Er verließ das Kaffeehaus genau zu seiner gewohnten Zeit mit Hinterlassung des genau gleichen Trinkgeldes wie immer. Vielleicht war er herzlos.

Zu viel Herz hingegen besaß der kleine Sparkassabeamte Pilz, ein schmächtiger Witwer, den sein Vater nach Absolvierung der Handelsschule wie einen kupfernen Groschen in die Sparkassa gesteckt hatte.

Die schönen Beine Irmas hatten ihn im ersten Augenblick betört. Er war, wie viele kleine, unscheinbare Männer, innerlich sehr radikal. Es war nicht seine Art mit einem Weibe zu tändeln. Er wollte es restlos besitzen. Unter restlosem Besitz verstand er seltsamerweise die Ehe. Er wußte nicht, daß es einen restlosen Besitz nicht gibt, und daß — mathematisch ausgedrückt — nicht die runde, ganze Zahl, sondern eher der periodische Bruch dem Begriff der Ehe entspricht.

Aber Herr Pilz wußte das nicht. Sein Blick hing wie gebannt an den schönen Beinen Irmas und bald war sein Entschluß gefaßt, fortan vierbeinig durch das Leben zu wandeln. Er erhöhte sein Trinkgeld beträchtlich. Er kleidete sich sorgfältiger als bisher und wechselte öfter die Röllchen. Seine Zeche zahlte er mit einer Hingebung, die fast schon einem Heiratsantrag glich. Er beschloß, Irma zu einem Kinobesuche einzuladen und dann alles zu enthüllen. Aber gerade zu jener Zeit bestanden die Kinoprogramme nur aus Blut und Leichen, Raubmördern und Kurtisanen. Der einzige Film, der ihm passend schien, „Bobbys Tante", begann erst nach acht Tagen zu laufen. Er wollte also Sonntag mit seinem Vorschlage hervortreten.

Als er an diesem Tage nicht ohne Erregung seinen gewohnten Platz im Kaffeehause einnahm, fragte ihn eine unbekannte Kellnerin nach seinem Begehr. Sie hieß Susanne und sah auch so aus. Entsetzt starrte er sie an: „Wo ... wo ... ist Irma?"

„Sie hat einen Streit mit dem Chef gehabt. Daraufhin hat er ihr gekündigt und sie ist gestern ausgetreten."

„Streit? Ausgetreten?" stammelte er. „Und wo ist sie jetzt?"

„Das weiß ich nicht. Wünschen Sie einen Kaffee?"

„Nein ... ja ... ja, einen Kaffee", murmelte er vernichtet. Das hatte er nicht erwartet. Und das Schrecklichste war: er wußte nicht einmal ihren Namen. Er wußte nur, daß sie Irma hieß und schöne Beine hatte. Wie sollte er nun ihren Namen und ihre Adresse erfahren? Den Cafétier, diesen Schurken, der an seinem Unglück schuld war, zu fragen, hätte er nie über sich gebracht. Sie war in der Großstadt verschwunden wie ein Wassertropfen im Meer, wie ein Sandkorn in der Wüste. Er zermarterte sein Hirn nach einem Weg zu ihr. Doch vergebens. So vergingen mehrere Wochen. Da kam ihm endlich ein Zufall zu Hilfe.

Er betrat gegen seine Gewohnheit eines Abends gegen halb acht Uhr das Kaffeehaus. In einer Ecke saß ein Herr mit schwarzem Schnurrbart und las mit ärgerlich gerunzelter Stirn einen Brief. Er hieb mit der Faust auf den Tisch und verlangte ein Glas Wasser, das er wütend hinunterstürzte. Dann starrte er vor sich hin. Herr Pilz, von Neugierde und Mitleid getrieben, setzte sich in seine Nähe. Erst jetzt sah er, daß der einsame Gast eine tiefe Narbe auf der Stirne trug, die sein Antlitz noch zorniger machte.

„Haben wohl geschäftliche Verluste gehabt? Schlechte Zeiten", begann Herr Pilz.

„Verluste? Im Gegenteil!" knurrte der Gast grimmig. „Ich habe die besten Aussichten, etwas zu kriegen. Da schreibt mir ein Mädel — der Teufel hole sie —, daß sie mich in ein paar Monaten zum Vater zu machen gedenkt. Gerade mich muß ihre Wahl treffen, obwohl ihr doch ein ganzes Kaffeehaus von anderen und besseren Vätern zur Verfügung stand."

„Und wollen Sie das Mädchen nicht heiraten? ..."

„Ich denke nicht daran!"

„... Nun, dann werden Sie im schlimmsten Falle zahlen. Das ist nicht das Ärgste."

„Es ist das Ärgste!" entgegnete der andere wild. „Nein, glauben Sie mir, mein Bester, es gibt viel Schrecklicheres. Sehen Sie, ich lernte in einem Kaffeehaus eine Kellnerin kennen. Sie war außergewöhnlich schön, und, was noch wichtiger ist, auch außergewöhnlich anständig. Um es kurz zu sagen, ich verliebte mich in sie und faßte den Entschluß, sie zu heiraten. Ich bin nämlich Witwer und mit Pensionsberechtigung angestellt. Und nun stellen Sie sich gefälligst das Unglück vor. Ehe ich noch ein Wort über meine Absichten gesprochen hatte, verlor sie ihren Posten. Ich erfuhr es erst, als sie schon fort war. Und nun ist sie für mich verloren. Wie soll ich sie wiederfinden?" „Wenn Sie den Kaffeesieder nicht fragen wollen, fragen Sie doch die Polizei."

„Das ist ja das Fürchterliche, daß ich ihren Namen nicht weiß. Ich kenne leider nur ihren Vornamen ... Irma hieß sie ..." flüsterte er seufzend.

„Irma?" fragte der Fremde mit plötzlich erwachtem Interesse. „Hatte sie nicht sehr schöne Beine?"

„Wundervolle."

„Und spielte sich die Sache nicht hier in diesem Kaffeehauses ab?" — „Ja."

„Ah dann ... ah dann ... ist ja die Sache anders ... Herr! ... Lieber Freund! ... edler Mensch! ... Glückspilz! ... Nein, Sie werden nicht verzweifeln. Denken Sie nur, ich kann Ihnen den Namen und die Adresse dieser Dame angeben. Nun, was sagen Sie jetzt?" — „Sie? Sie wissen ...? Unmöglich ..." stotterte Herr Pilz wie von Sinnen.

„Ja, ja, ja ... Ach wundervoll! ... Freilich, freilich! Ich helfe Ihnen, lieber Freund. Sie sind ein netter Mensch. Haben Sie einen Bleistift? Hier haben Sie Papier." Er riß das unbeschriebene Blatt von seinem Brief, und Herr Pilz schrieb mit zitternder Hand: „Irma Dreyer, Welserstraße 33, III. Stock."

„Ja, woher wissen Sie? ...

„Ich — hm — war zufällig zugegen, als sie hier eintrat und dem Cafétier ihre Personaldaten für den Meldeschein angab. Ich merkte mir die Adresse. Denn ich dachte mir damals: Hä, komisch. Lauter Dreier, sogar der Name, hä, hä! Aber nun fahren Sie rasch zu ihr. Sie müssen Ihr Lebensglück schnell beim Schopf packen. He, Auto!" rief er einem Chauffeur durch das Kaffeehaus zu. Er half Herrn Pilz rasch in den Überzieher und schob ihn förmlich zur Tür hinaus. Draußen öffnete er den Wagenschlag und steckte seinen Schützling in das Auto, wie einen Brief in den Postkasten. Der freundliche Klaps, den er ihm auf den Rücken gab, sah fast so aus, als hätte er ihm eine Briefmarke angeklebt.

„Halt!" rief Herr Pilz und steckte den Kopf durch das Wagenfenster. „Ich habe meine Zeche nicht bezahlt." — „Wird gemacht ..." — „Aber ..."

„Tut nichts, tut nichts. Sie werden schon noch Gelegenheit finden, für mich die Zeche zu bezahlen."

Das Auto setzte sich in Bewegung. Der Retter stand am Randstein und winkte Herrn Pilz mit dem Brief, den er in der Hand hielt. Als das Auto jenseits der Ecke verschwunden war, atmete er kräftig auf, schlug sich mit beiden Händen klatschend auf die Schenkel und pfiff einen Jazz durch die Zähne. Während er in das Kaffeehaus zurückging, zerriß er den Brief in kleine Stückchen, wie man einen Brief zerreißt, der keiner Antwort mehr bedarf.

Umstellung / Von Ratatöskr

Das war eine wunderköstliche Zeit,
als im Strauchwerk die Beeren reiften.
Da kamen die Amseln von weit und breit
und pickten und fraßen und keiften.

Jetzt stehen die Stauden alle leer
und lassen die Blätter stieben.
Die Amseln suchen wohl hin und her:
ist nichts mehr übrig geblieben.

Man schimpft. Doch Schimpfen hat keinen Zweck.
Umstellen wird man sich müssen
und wendet sich drum von der Rohkost weg
zu fleischlicheren Genüssen.

Es ist ja, gottlob, noch allerhand da.
So zieht denn die saubere Blase
halt wieder der Erde, der alten Mama,
die Würmer aus ihrer Nase.

Ein Hundeleben

(R. Kriesch)



„Es ist scheußlich — Oskar behandelt mich wie Lumpi, seinen Hund!" — „Um Gotteswillen, Helga, schlägt er dich etwa?" — „Nein, aber er verlangt, daß ich ihm treu bin!"

Una vitaccia da cani: "Terribile davvero! . . . Oscar mi tratta come il suo cane Lumpi!,, "Ah Dio mio, Elga . . . egli non ti picchierà mica?!,, — "Eh no, ma pretende ch' io gli sia fedele!,,

Englische Anfrage

(Erich Schilling)



Pythia: „Alles Gute hat Churchill und Roosevelt schon vorausgesagt, ich könnte Ihnen nur die Wahrheit sagen!"

Interrogazione inglese: Pitia: "Churchill e Roosevelt hanno già profetizzato che tutto andrà bene; ma io non potrei dirVi che la verità!„

„Heute komm' ich später!"

Klingelingeling! macht das Telephon. Sie nimmt den Hörer. „Ja, bitte?"
„Du, Schatz, ich komm heut nicht zum Abendessen. Hab noch zu tun."
„Dacht' ich mir's doch. An deinem Gesicht hab ich's gesehen, als du fortgingst heut' mittag."
„Nichts hast du gesehen. Eben erst hab ich die Abendpost bekommen und muß noch eine neue Denkschrift machen im Büro." — „Im Büro???" „Im Büro!!!" — „Und wann wirst du kommen?" — „Um elf. Oder zwölf. Weiß noch nicht."
„Und vorher wirst du den Ferdinand treffen oder vielleicht den Otto. Ganz gewiß aber wirst du nach Rotwein riechen, wenn du heimkommst — — aus dem Büro." — „Nach Rotwein???" — „Nach Rotwein!!!!" — „Was redest du da, Schatz? Du weißt, daß ich in meinem Leben keinen Rotwein trink, und daß ich nie — — —"
„Keinen Rotwein?? Sag, hast schon jetzt einen Schwips? Dreißig Flaschen liegen im Keller, und da magst du keinen Rotwein?"
„Rotwein im Keller? Aber ich bitt dich, träumst du?" — „Nein, Putzerle, ich träum nicht."
„Putzerle???" — „Putzerle!!!!"
„Welche Nummer ist da, wenn ich fragen darf?"
„Aber Putzerle, zwohundertzwölfelf!" — „Da bitt ich sehr um Verzeihung, gnädige Frau, zwohundertelfzwölf hab ich wählen wollen."

rie.



DIE GUTE FRAU / VON HEINZ SCHARPF

In Signor Fuccos, eines reichen Napolitaners Busen, lodert ein Vesuv. Wie alle Südländer ist er schrecklich eifersüchtig auf seine Frau Bianca. Und nun soll er sie mit dem Abendzug nach Mailand fahren lassen, eine ganze lange Nacht allein. Diese Nacht würde Signor Fuccor grau machen, wenn er nicht schon weiß wäre. Was tun? Er begibt sich in das Detektivbüro „Auguri", der Chef daselbst, Criminati, soll Bianca auf ihrer Reise überwachen. In Mailand wird sie dann von ihrer gestrengen Tante übernommen, dort ist sie in sicherer Obhut. Ecco, das ist das einzig Richtige. Am Abend bringt Signor Fucco seine Frau an die Bahn, sie fährt Schlafwagen erster Klasse. Hier wartet schon Criminati und tut, als ob er Signora Bianca nicht sähe. Etwas ungeschickt von ihm, denn einer schönen Frau fällt es allzuleicht auf, wenn sie übersehen wird. Der Wagen ist nicht übermäßig voll, zwei Türen von Bianca entfernt hat ein Fliegerleutnant ein Abteil reserviert. Hm, hm, Criminati faßt sofort Posto zwischen den beiden Kabinen. Bald nach der Abfahrt begibt sich die Signora in den Speisewagen, der Leutnant folgt ihr auf dem Fuße, an dessen Fersen heftet sich der Detektiv.

Die schöne Frau setzt sich an ein Tischchen. Der Leutnant geht erst steif an ihr vorüber, sieht sich um, als suche er wo anders nach einem geeigneten Platz und läßt sich dann vom Kellner den Sitz gegenüber Bianca anweisen. Criminati läßt sich in der Nähe nieder.

Der Offizier und die Dame kommen alsbald ins Gespräch, es folgt eine lebhafte Unterhaltung. aus der schließlich zu entnehmen ist, daß Signor Fucco recht daran tat, seine Gattin nur unter Bewachung reisen zu lassen. O, Criminati versteht sich auf Gesten und Mienenspiel!

Während die beiden ihre Rechnung begleichen, verläßt der Detektiv den Speisewagen und nimmt wieder seinen Standort im Schlafwagen ein Kaum steht er da und blickt wie ein harmloser Reisender in die Mondnacht hinaus, kommen sie ihm auch schon nach. Als sie seiner ansichtig werden, dämpfen sie Ihre Stimmen, wechseln noch ein paar Sätze miteinander, dann begibt sich jedes in seine Schlafkabine, nicht ohne vorher dem andern noch einen heißen Blick zuzuwerfen. O, Criminati versteht sich auf solche Blicke! Wie eine Mauer steht er Schildwache.

Nun verstreicht eine halbe Stunde, ohne daß es für den Detektiv etwas zu erspähen gäbe. Aber dann schaut der Leutnant vorsichtig aus der Tür, um sie ebenso rasch wieder zu schließen. Aha! Doch dauert es keine fünf Minuten, tritt er auf den Gang heraus und geht nervös auf und ab. „Darf ich Sie um Feuer bitten?" wendet er sich nach einer Weile an Criminati.

„Bitte", hält ihm der Detektiv ein Streichholz unter die Nase und denkt dabei, an mir wirst du dir die Finger verbrennen, amico.

„Mörderische Hitze im Coupé", seufzt der Leutnant, „Sie können wohl auch nicht schlafen? Eigentlich wäre es das Beste, noch eine Flasche Chianti zu trinken", schlägt er vor. „Darf ich Sie dazu einladen? Es trinkt sich vergnüglicher in Gesellschaft.

„Gern", stimmt Criminati zu und wittert sofort, daß ihn der andere betrunken machen möchte, aber da kennt er seine ausgepichte Kehle schlecht!

Im Speisewagen bestellt der Leutnant eine Flasche Wein und schenkt seinem Begleiter fleißig ein. Eigentlich müßte er nach dem Sprichwort, wess' das Herz voll ist, des läuft der Mund über, nun auf Signora Bianca zu sprechen kommen, aber er sagt kein Wort von ihr. O, Criminati versteht sich auf dieses diskrete Schweigen! Dann begeben sie sich wieder in den Schlafwagen zurück. „Recht gute Nacht", verabschiedet sich der Leutnant und „Angenehme Ruhe", reicht ihm Criminati die Hand und steht wieder Schildwache. Es dauert jedoch nicht lange, sucht der Leutnant den Waschraum auf, natürlich nur um zu rekognoszieren. „Noch immer nicht im Bett?" lacht er Criminati im Vorbeigehen auf dem Rückweg an. „Noch immer nicht", sagt der Detektiv, und da kannst du noch hundertmal vorbeikommen und wirst die Luft nicht rein finden, denkt er.

Aber der Leutnant kommt nicht mehr vorbei, er hat offenbar gemerkt, daß ein Unbestechlicher vor der Tür der Signora steht.

Der Zug rast durch die Nacht, leider rasen die Stunden nicht ebenso. Der Chef der „Auguri" steht sich die Beine in den Leib. Wahrhaftig, er ist schon angenehmer von Neapel nach Mailand gefahren. Mitternacht ist schon lange vorüber, draußen beginnt es zu grauen, die Dämmerung weicht langsam dem Tage.

So gegen sechs Uhr morgens fährt der Detektiv aus seinem Halbschlummer auf. Schob sich da nicht die Tür vom Abteil des Offiziers etwas zurück? In der Tat, der Leutnant tritt auf den Gang heraus, gähnend schließt er die Haken seiner Uniform.

„Guten Morgen", sagt er „sind Sie auch schon auf den Beinen? Hoffentlich haben Sie besser geschlafen als ich. Ob man im Speisewagen schon einen Espresso bekommt? Das täte gut. Kommen Sie mit?"

„Gerne", nickt Criminati, dem eine Erfrischung höchst nottut, er ist zum Umsinken müde.

Gleich darauf schlürften sie im Speisewagen gierig den heißen Mokka. Dem Leutnant scheint etwas katzenjämmerlich zumute zu sein. O, Criminati versteht sich auf solche Depressionen! Selbstzufrieden bestellt er sich noch einen Mokka und eskortiert dann den Leutnant wieder zurück. Mittlerweile ist es heller Tag geworden, schon zeigen sich einzelne Reisende in den Gängen.

In Mailand verläßt Signora Fucco den Zug, schön, elegant und völlig zugeknöpft und wird von einer Dame empfangen, die eine weitere Bewachung überflüssig macht. O, Criminati versteht sich auf solch' energische Tanten! Er selbst begibt sich aufs Postamt, depeschiert an Signor Fucco die glückliche Ankunft seiner Gattin, fährt hierauf in ein Hotel und schläft sich dort auf Kosten des eifersüchtigen Napolitaners gründlich aus. Ach, diese eifersüchtigen Ehemänner, wenn sie es nur wüßten, daß es nur einen sicheren Wächter für die Treue einer Frau gibt, das ist die Liebe einer Frau zu ihrem Gatten. Denn wenn eine Frau will, so kann ein





„Da – 50000.– RM. auf unser Los!"

Wenn man in der Gewinnliste der Deutschen Reichslotterie die Nummer des eigenen Loses findet und daneben eine vier- oder fünfstellige Gewinnzahl — die Freude kann man nicht beschreiben, die muß man erlebt haben! Darum: rechtzeitig das alte Los erneuern oder ein neues kaufen! Unendlich viel Schönes für Sie und Ihre Lieben, für die Zukunft Ihrer ganzen Familie kann von diesem Los abhängen.

Die größte und günstigste Klassenlotterie der Welt spielt wieder in 5 Klassen mehr als 100 Millionen RM aus — 480000 Gewinne, darunter 3 Gewinne von je 500000.— RM und dazu 3 Prämien von je 500000.— RM. Die Gewinne sind einkommensteuerfrei. 1/8 Los kostet nur 3.— RM je Klasse und kann 100000.— RM gewinnen. Wenden Sie sich noch heute wegen Ihres Loses an eine Staatliche Lotterie-Einnahme.

Ziehung der 1. Klasse

17. OKTOBER 1941

Ist es auch ein „Bayer"-Arzneimittel?

Nur das »Bayer«-Kreuz auf einer Heilmittelpackung kennzeichnet unverwechselbar alle »Bayer«-Arzneimittel. Es ist ein Sinnbild wissenschaftlicher Verantwortung. »Bayer«-Arzneimittel haben sich millionenfach in der ganzen Welt bewährt. Überall gilt das »Bayer«-Kreuz als Zeichen des Vertrauens.





Soll die Krawatte auffallen? Jawohl, denn sie ist der einzige belebende Farbfleck am Anzug. Nur soll sie durch Eleganz und gewählte Musterung angenehm auffallen und für ihren Träger gutes Zeugnis ablegen. Krawatten, die durch ihre Musterung und ausgesucht harmonische Farbgebung ins Auge fallen, sind die

Kronen-Krawatten

Lassen Sie sich deshalb beim Einkauf von der Kronen-Marke leiten, die eine vielgestaltige Krawatten-Kollektion kennzeichnet, die ständig durch geschmackvolle Neuschöpfungen bereichert wird.

Kronen-Krawatten erkennt man beim Kauf in den feinsten Herrenmodegeschäften an der eingenähten Kronen-Marke. Sie sind vollelastisch, handgenäht, elegant und einmalig wie ein Modell, weil von jedem Muster nur wenige Krawatten hergestellt werden.

KRONEN-KRAWATTEN-FABRIK
Fritz M. Tübke K.G.
BERLIN C 2

ganzes Bataillon Wache stehen vor ihrer Tür und sie findet dennoch einen Ausweg. Hätte Signora Fucco auf ihrer nächtlichen Reise ihrem Gatten Hörner aufsetzen wollen, nichts wäre einfacher gewesen als das. Sie hätte, während sich der Fliegerleutnant mit Criminati in den Speisewagen begab, um die Flasche Chianti mit ihm zu leeren, in das Abteil des Offiziers schlüpfen können und am Morgen, als dieser mit dem Detektiv den Espresso trinken ging, wieder in ihre Kabine zurückhuschen können. Nicht? Frauenlist würde ein derartiges Problem im Handumdrehen lösen.

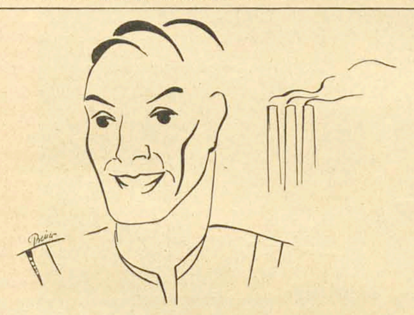
MEIN FREUND JOHANNES

Wir besuchten einen Schriftsteller. Er saß hinter zwei leeren und einer vollen Flasche Wein. Seine Laune war ausgezeichnet. „Na, Peter, was feierst du denn heute?" fragte Johannes. — „Jubiläum, meine lieben Freunde, Jubiläum", lächelte Peter. — „Was für ein Jubiläum, Peter?" fragte Johannes.
„Die 25. Wiederkehr ein und derselben Pointe in 25 mehr oder weniger verschiedenen Kurzgeschichten verschiedener Autoren. Stellt euch vor, meine lieben Freunde, vor etwa drei Jahren bringe ich die Pointe, und seitdem ist sie schon 25mal wiedergebracht worden!" kicherte Peter. „25 Plagiate! Das ist wohl ein Grund zum Feiern! Das ist wohl drei Flaschen wert!"
„Und wenn man nur bedenkt, wie oft die Pointe gebracht werden mußte, ehe du sie damals verstandest, ehe du wußtest, die ist so todsicher, die kann ich auch mal bringen! — Peter, hole noch drei Flaschen rauf!" sagte Johannes.

*

Ich ging mit einem Jüngling, der sich im Nebenberuf schriftstellerisch betätigte, spazieren. Wir trafen Johannes, der sich uns anschloß.
Plötzlich blieb der Jüngling stehen, schaute sinnend in die Weite, zog Notizbuch und Bleistift, schrieb ein paar Worte und barg dann alles wieder in seiner Tasche. Nach einiger Zeit wiederholte sich dieser Vorfall.
„Es ist doch gut, wenn man ein Notizbuch bei sich hat!" betonte der Jüngling, enttäuscht über unsere mangelnde Neugier.
„Wozu brauchen Sie es denn?" fragte Johannes entgegenkommend.
„Ich halte darin meine Einfälle fest. Gerade, wenn ich so durch die reine Natur wandle, kommen mir die besten Ideen. Das geht Ihnen doch sicher auch so, und Sie sollten deshalb immer ein solches Büchlein mit sich führen", erklärte der Jüngling.
Johannes nahm nicht weiter Stellung. Als wir dann im Laufe des Spaziergangs an seiner Wohnung vorüberkamen, bat er uns, uns einen Augenblick zu gedulden. Er ging hinein und kam nach einiger Zeit mit einer Kladde in Riesenformat und mehreren gespitzten Bleistiften wieder. „Das mag für ein Stündchen Spaziergang genügen", sagte Johannes.

J. Bieger



Die anspruchsvolle Leserin — La lettrice esigente (Maçon)



*„Ah, jetzt habe ich, glaub ich, das Buch gefunden, das Ihren Wünschen entspricht, mein Fräulein!"
„Nicht ganz — das Format wäre ja ganz hübsch, aber die Farbe gefällt mir nicht!"*

*„Ah ora credo, signorina, d'aver trovato il libro che corrisponde ai vostri desideri!"
„Non interamente ... Sarebbe davvero graziosissimo: ma il colore ... non mi va!"*

MÄDCHEN IM ABENDLICHEN STROM

VON JOSEF ROBERT HARRER

Der Abend senkte sich über Budapest. Zitronengelbe und blaßviolette Streifen schwebten im Westen. Die Luft war still, kein Windhauch regte sich. Der Matrose Michael saß müde am Deck des kleinen Schleppers, der am linken Donauufer verankert lag. Verträumt blickte er in das farbenbunte Bild; plötzlich lächelte er, ihm war, als blicke er auf eine Bühne, so unwirklich schien ihm alles seit einer Viertelstunde.

Nun wurde das Violett dunkler und das zarte Zitronengelb verwandelte sich in sattes Orangerot. Friedlich, aber auch traurig ist die kurze Zeit, da der Tag über den Abend in die Nacht hinübergleitet.

Michael seufzte. Er mußte an ein Mädchen denken, das ihm vor Tagen zugelächelt hatte, als der Schlepper langsam durch die endlose Ebene gegen Budapest fuhr. Am Ufer war das Mädchen gestanden und hinter ihm ragte eine große weiße Wolke auf. Und das Mädchen rief: „He, Matrose grüß mir Budapest!"

„Was bekomme ich dafür?" rief Michael zurück.

„Einen Kuß, wenn du wieder vorbeikommst! Dann schwimme ich dir entgegen!"

Ihre goldenen Haare leuchteten, ihr roter Mund lockte.

„Da werden deine Kleider naß werden!" rief Michael.

„Oh, die Kleider lege ich einfach ab, auch die Schuhe, alles!"

Ihr Lächeln tanzte über die Wellen. Michael spürte, wie seine Stirne heiß wurde. Und dann war das Mädchen ins Gras gesunken. Solange er konnte, blickte Michael zurück ... Bis das Mädchen verschwunden war und die große weiße Wolke ...

Und jetzt saß Michael an Deck, das Wasser rauschte leise vorbei. Fast geblendet vom Abendrot, starrte Michael in die Donau. Das Bild des lachenden Mädchens schien aus den Wellen zu locken; und das Mädchen hatte sein Versprechen gehalten, es hatte die Kleider und alles abgelegt; ihr schöner blasser Körper spielte in den Wellen. ‚Phantast, der ich bin!' murmelte Michael. Er griff nach einer Zigarette. Schon wollte er das Zündholz in Brand setzen, als es ihn plötzlich emporriß. Ganz nahe trat er an den Rand des Decks. Er zitterte. Da trieb ein nacktes Mädchen im Wasser. Goldene Haare, angeklebt an den Schläfen, und starrende, aufgerissene Augen, aus denen das Entsetzen schrie, die Qual des Todes in den Wellen.

Michael preßte die Augen zu.

„Ich bin verrückt geworden, verrückt!" stöhnte er. Er riß die Augen wieder auf. Nein, er hatte sich nicht getäuscht; keine fünf Meter stromabwärts trieb die nackte Mädchenleiche im abendlichen Strom.

Mit taumelnden Schritten war Michael bei der kleinen Hütte des Schleppers.

„Kapitän", schrie er wie irrsinnig, „ein Mädchen im Wasser!"

Der Alte trat aus der schmalen Türe. Das Abendrot blendete ihn.

„Dort!" rief Michael und wies mit dem Finger auf den blassen Körper, den die Wellen hoben und schaukelten. Plötzlich sah er, wie der Alte mit der rechten Hand nach einer Stütze suchte.

„Dort auch und dort auch!" stieß er hervor. Michael riß es herum. Nun war der westliche Himmel dunkelrot geworden. Die Donau schien zu brennen. Und auf diesem rotglühenden Strom trieben, als tanzten sie liegend, drei nackte Mädchen.

Während der Alte zu dem am Schlepper angebundenen Boot lief, sprang Michael in die Fluten. Bald hatte er eines der Mädchen erreicht. Ein nie gekanntes Gefühl überkam ihn. Es verursachte ihm plötzliche Übelkeit, als er den kalten, steifen Körper anfaßte. Nicht ein Gedanke mehr an ein schönes, junges Mädchen verwirrte ihn; er dachte nur eines: eine Leiche, kalt, starr. Er zog das Mädchen an das Ufer. Da hörte er den alten Kapitän laut und herzlich lachen. Michael fuhr es durch den Kopf: der Alte ist verrückt geworden!

„Michael, Michael, ach, ich kann nicht mehr!" rief der Kapitän, mit Mühe sein Lachen unterbrechend. „Michael, wir haben Puppen gerettet! Schaufensterpuppen aus Papiermaché! Man wird uns eine Ewigkeit lang auslachen, wenn man es erfährt!"

Da flammten die Bogenlampen am Ufer auf. Das grelle blauweiße Licht überflutete die kalte Mädchengestalt neben Michael. Da zog ein unendlich weiches Lächeln über sein Gesicht.

O Gott, es war kein wirkliches Mädchen, das in der Donau ertrunken ist ... Ach, die wirklichen Mädchen leben noch, sie haben noch warme Lippen und heiße Herzen ... Und auch sie lebt noch, die mir zugewinkt hat und die mir entgegenschwimmen wird!

Eine Stunde später, als die Sternennacht über Budapest hing, erfuhren sie es. Auf einer Donaubrücke war ein Lieferwagen, der zwanzig neue Modepuppen für Schaufenster führte, mit einem anderen Auto zusammengestoßen und umgestürzt. Drei Papiermachémädchen waren dabei ins Wasser gefallen.

„Und eines habe ich gerettet!" sagte Michael lächelnd.

Aber in der Nacht hatte Michael quälende Träume. Hundert verwirrend schöne und aufreizende Mädchenpuppen mußte er aus der Donau retten und jede küßte ihn zum Dank und jede hatte dabei den unweiblichen Duft von Papier und Leim und Farbe ... Er war glücklich, als sein Traum plötzlich in jene einsame Gegend an der unteren Donau hinüberglitt, wo das Mädchen lachend vor einer großen weißen Wolke stand und ihm zuwinkte.

Abendlied im Felde / Von Soldat Herbert Leftiboudois

Der Abend schließt nun seine Hände
Um meine Seele, weich und gut.
Und wieder ist ein Tag zu Ende –
Ein Schlaflied summt und rauscht im Blut.

Ich streck' im Wald die müden Glieder,
Mein Bett ist Reisig, Laub und Moos.
Dort ruhe ich, Geliebte, wieder,
Als läg' mein Haupt in deinem Schoß.

Und über mir sind Mond und Sterne,
Und um mich webt und schwebt die Nacht,
Du aber bist in weiter Ferne
Die Sonne, die mir morgen lacht.

Kunst und Leben

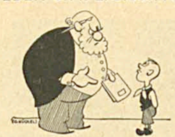
(K. Heiligenstaedt)



„Also ich hab' jetzt doch das Bild von Eduard für unser Eßzimmer gekauft, Cläre!"
„Was, das unanständige mit dem halbnackten Mädchen, Kurt?"

Arte e vita: "Dunque adesso, Chiara, ho pur comperato il quadro di Edoardo per il nostro salotto da pranzo!,,
"Ma come, Kurt? . . . Quello indecente, con la ragazza seminuda?,,

LIEBER SIMPLICISSIMUS



Der Lehrer an einer schwäbischen Schule mußte sich beim Korrigieren der Deutschhefte wieder einmal aufregen. Wie oft hatte er den Karle schon wegen seiner schlechten Schrift verwarnt. Und nun konnte man sein Geschreibe wieder kaum entziffern. Er machte deshalb einen dicken roten Strich durch das Diktat und schrieb darunter „Unleserlich!" In der nächsten Stunde wurden die Arbeiten zurückgegeben, der Karle schien aber nicht sonderlich beeindruckt zu sein. Am Schluß der Stunde nahte er sich zögernd dem Katheder und fragte schüchtern, während er auf das „Unleserlich" wies: „Entschuldiget Se, Herr Lehrer, was isch do it richtig, i breng it raus, wia des hoißa soll!" E. K.

BREMISCHE ANEKDOTE

Als Dora Stehmeyer in meinem Elternhause den Posten als Universalhilfe bezog, ergab sich sogleich, daß sie bei der männlichen Bevölkerung aller sachverständigen Lebensalter uneingeschränkte Billigung fand. Meine Mutter sah es nicht ohne Besorgnis; aber sie war bereit, von allen Menschen das Beste zu denken — so auch von Dora und ihrer Standfestigkeit gegenüber männlicherseits ausgelegten Fallstricken. Am dritten Tage nach Doras Dienstantritt erhob sich frühmorgens in der Küche ein kurzes, aber heftiges Getöse, das auf schwere Kampfhandlungen hinzudeuten schien. Gleich darauf erschien Dora gänzlich unbefangen im Eßzimmer, um den Kaffee zu kredenzen.

„Um Gottes willen, Dora, was war denn da unten los?" fragte meine Mutter.

„Och", versetzte Dora, „der Briefträger, der wollte mir so 'n büschen was."

„Nein — —!" sagte meine Mutter entrüstet. „Und da — da haben Sie ihn geschlagen?"—„Ich nich", strahlte Dora. „Der Milchmann." K. L.

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach. Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Okt. 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.





von Magendruck, -brennen, -schmerzen, saurem Aufstoßen, Sodbrennen, Kollern, Blähungen usw., durch Beseitigung der Ursachen herbeizuführen, ist das Ziel der neuen Behandlungsart mit

Thylial-Pillen frei von Natron und Magnesia

Thylial ist bestimmt, den Magensäuregehalt zu normalisieren, der Bildung schädlicher Gärungssäuren entgegenzutreten u. Aetzungen der Magen-Schleimhaut zu verhüten. Darin liegt die Erklärung für die raschen und gründlichen Dauererfolge des Thylial-Verfahrens. Schachtel mit 40 Pillen RM. 1.52. Erhältlich in den Apotheken; wo nicht, dann Rosen-Apotheke, München, Rosenstr. 6. — Verlangen Sie die Aufklärungsschrift T/777 kostenlos und unverbindlich von der Fa. Carl Bühler, Konstanz.

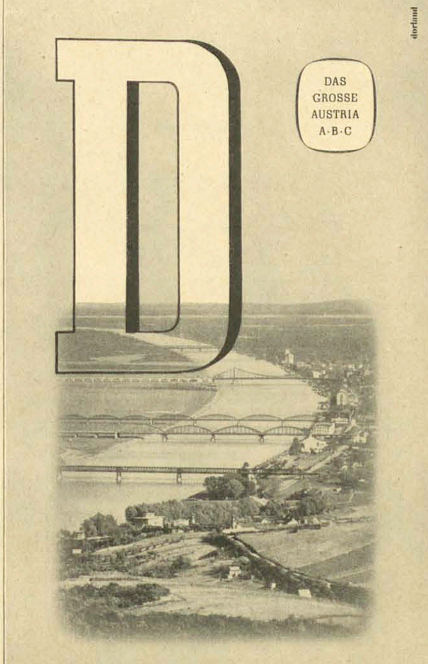




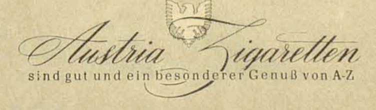
Bestrahle Dich gesund!

Astra-Lux
TIEFENSTRAHLER
DAS UNIVERSAL-HAUSMITTEL
GRATIS BROSCHÜRE
ASTRA-LUX-ALLEINVERTRIEB
Wien 50, Operng. 20. Abt./51





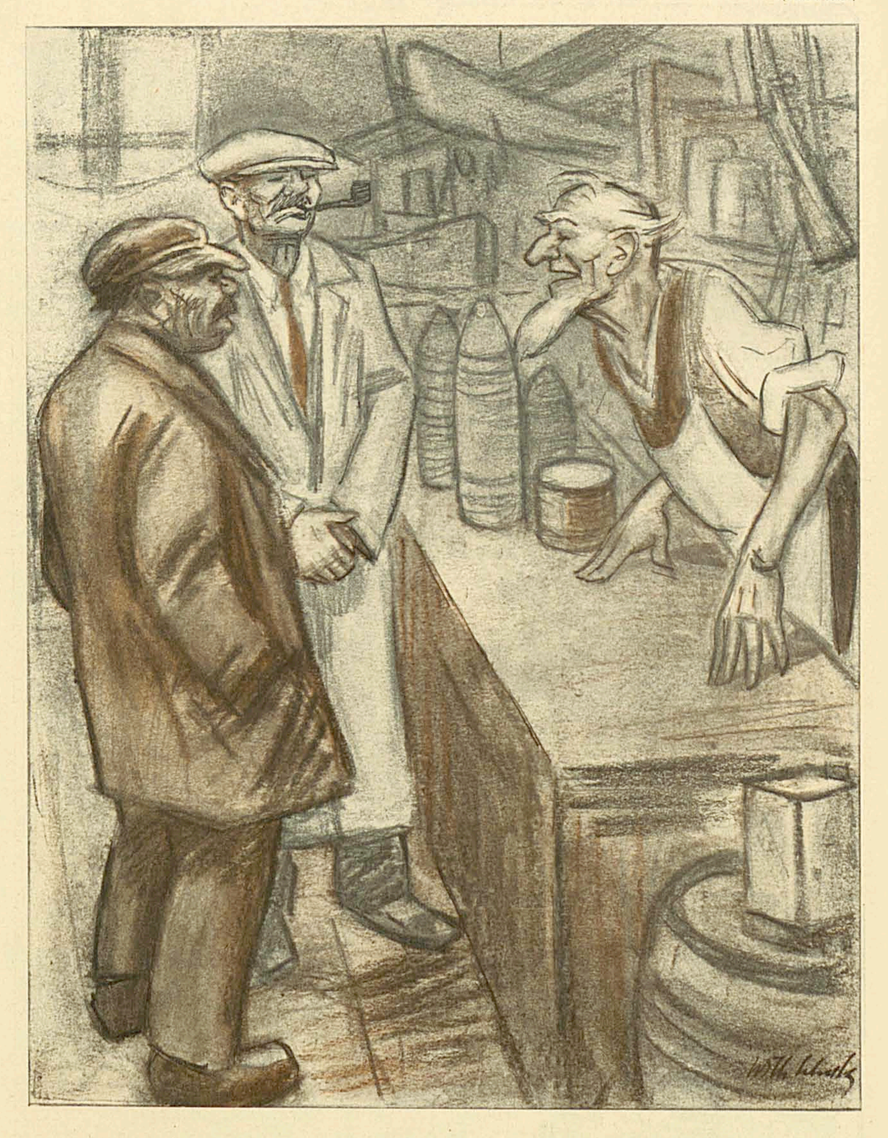
„DONAU“, dieses strömende Band zum Südosten, zur weltberühmten Tabakkammer Europas, verbindet die Länder des Tabakanbaues mit den wichtigsten Erzeugungsstätten der Österreichischen Tabakregie. So vereint sich edler Tabak mit einer mehr als 150 jährigen Erfahrung zu Erzeugnissen auserlesener Qualität.



MILDE SORTE 4 Pf. MEMPHIS 4 Pf. III. SORTE 5 Pf. NIL 6 Pf.

Im USA.-Laden

(Wilhelm Schulz)



„Nur Geduld, meine Herren, wenn unser eigener Bedarf gedeckt ist, bekommen Sie, was Sie wollen!"

Nella bottega degli USA.: "Solo un po' di pazienza, signori; appena sarà coperto il nostro fabbisogno, avrete anche Voi quanto volete!,,

München, 24. September 1941
46. Jahrgang / Nummer 39

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Verbrüderung

(O. Gulbransson)

„Ich möchte dem Stalin gerne mein Bild mit Widmung schicken, was schreibe ich drauf?"

„Schreiben Majestät doch: Meinem lieben Gesinnungsgenossen!"

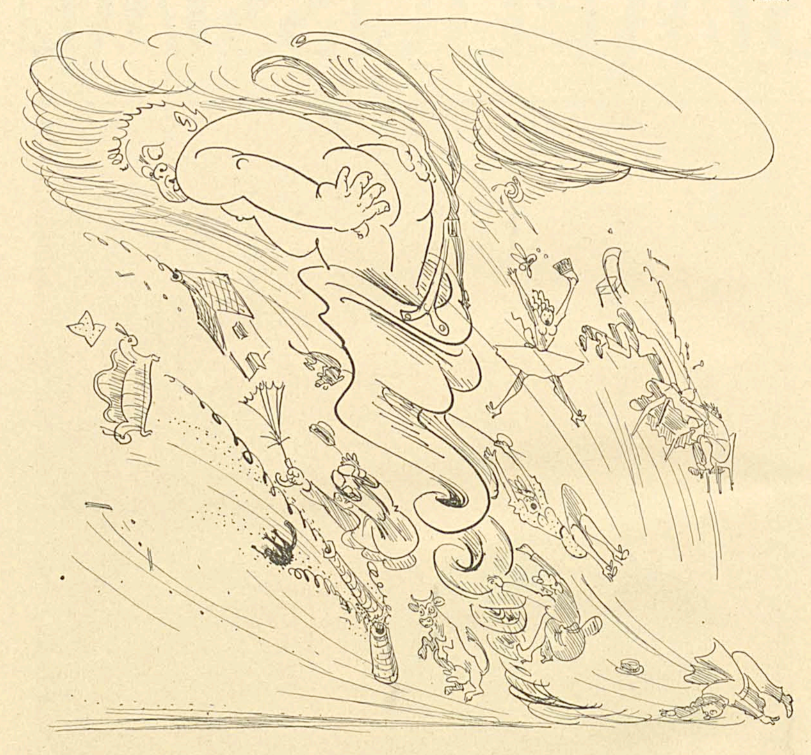
Affratellamento: "Vorrei mandare a Stalin il mio ritratto con una dedica. Che cosa ci scrivo sopra?„

"Vostra Maestà scriva pure: Al mio caro compagno di principii!„




Die Windhose

(F. Bilek)



ZEITUNGSLESER

In Kunstausstellungen sieht man Plastiken mit der Bezeichnung „Speerträger", „Schreitender", „Badende" oder „Bogenschütze". Einen Zeitungsleser habe ich meines Wissens noch nicht gesehen, obwohl es meiner Beobachtung nach im Leben viel mehr Zeitungsleser als Bogenschützen und Speerträger gibt. Es liegt dieses wohl nicht allein daran, daß Zeitungen in Bronze schwierig darzustellen sind, es muß wohl auch damit zusammenhängen, daß der Mensch beim Zeitungslesen nicht so monumental wirkt, wie wenn er badet oder schreitet oder einen Speer wirft. Auch ist es nicht üblich, Zeitungen unbekleidet zu lesen, und fürs Unbekleidete schwärmen nun einmal die Bildhauer.

Also als künstlerischer Vorwurf ist der Zeitungsleser nicht geeignet. Ich finde ihn trotzdem recht interessant. Man könnte sogar aus der Art, wie einer seine Zeitung liest, auf seinen Charakter schließen, und vielleicht kommt einmal die Zeit, wo ein Chef, der einen neuen Mann anstellen will, ihm plötzlich die Morgenzeitung überreicht und sagt: „Bitte, lesen Sie das mal." Wer hätte denn früher daran gedacht, daß man aus der Handschrift auf die Bilanzsicherheit eines Mannes Schlüsse ziehen kann? Na, und so was gibt es doch jetzt. Haben Sie mal Leute beim Zeitungslesen beobachtet? Da ist der Mann, der sich mit Behagen über sein Morgenblatt hermacht. Man fühlt geradezu, wie er ein behagliches „sooo" denkt. Er zelebriert sozusagen die Zeitung, beginnt vorne bei der ersten und hört auf mit der letzten Zeile: ein ordentlicher Mann, der sicher lückenlose Briefordner in seinem Schreibtisch hat. Er haßt auseinandergerissene und unordentlich zusammengelegte Blätter. Stets wird er sie in die gottgewollte Reihenfolge legen.

Ein ganz anderer Kerl ist der Überschriftenjäger. Bei ihm geht es wie ein Hürdenrennen durchs ganze Blatt. Er schnuppert herum, kostet hier von einem Tankangriff, dort von einem Raubmord, leckt etwas am Handelsteil und galoppiert durch eine Theaterbesprechung. Das ist ein hastiger Mensch, vielleicht ist er sogar genial. Wenn er liest, können einzelne Blätter sogar auf den Boden fallen, ohne daß er es bemerkt. Er läßt die gelesene Zeitung irgendwo liegen, während der von vorhin sein Blatt zusammenfaltet und es zu den alten legt, falls er nicht mit Rotstift „Erledigt" draufschreibt.

Nicht viel möchte ich von jenen halten, die die Zeitung von hinten zu lesen beginnen. Ich glaube, sie sind ohne Organisationstalent. In ihrem Hause ist ein ewiges Gesuche nach dem Blatt: „Karl, wo hast du denn die Abendzeitung liegenlassen?" Sehr merkwürdig sind die rabiaten Leser, Spezialleser. Man erkennt sie daran, daß sie mit beiden Händen das Blatt vom Rande aus zerknüllen und nur die kleine Stelle, die sie gerade lesen, ausgebreitet vor sich halten. Solchen Leuten würde ich nicht die Leitung einer Fabrik oder eine Hausmeisterstelle geben. Es sind wohl Fanatiker. Wenn ihnen eine Zeitung einmal in die Hände gefallen ist, kann sie höchstens noch bei Umzügen in der Gläserkiste verwendet oder in kleine handgroße Stücke geschnitten werden. Foitzick

Das flüchtende Rot / Von Dr. Owlglaß

Regen und Sturm rissen Bresche um Bresche
in der Zinnien Korallenrot.
Hastig entfloh's und brennt nun und loht
hoch in dem Wipfel der Eberesche.

Denn es will leben, denn es will leuchten,
will den herbstlich=grämlichen, feuchten
Nebeln entrinnen, die tückisch lauern,
will auch noch Frost und Schnee überdauern.

Mögen die welken Blätter entgleiten,
wenn nur die Büschel der Beeren glühn,
glühn bis zum nächsten sprossenden Grün,
glühn bis hinüber in holdere Zeiten.

Beziehungen

(R. Kriesch)

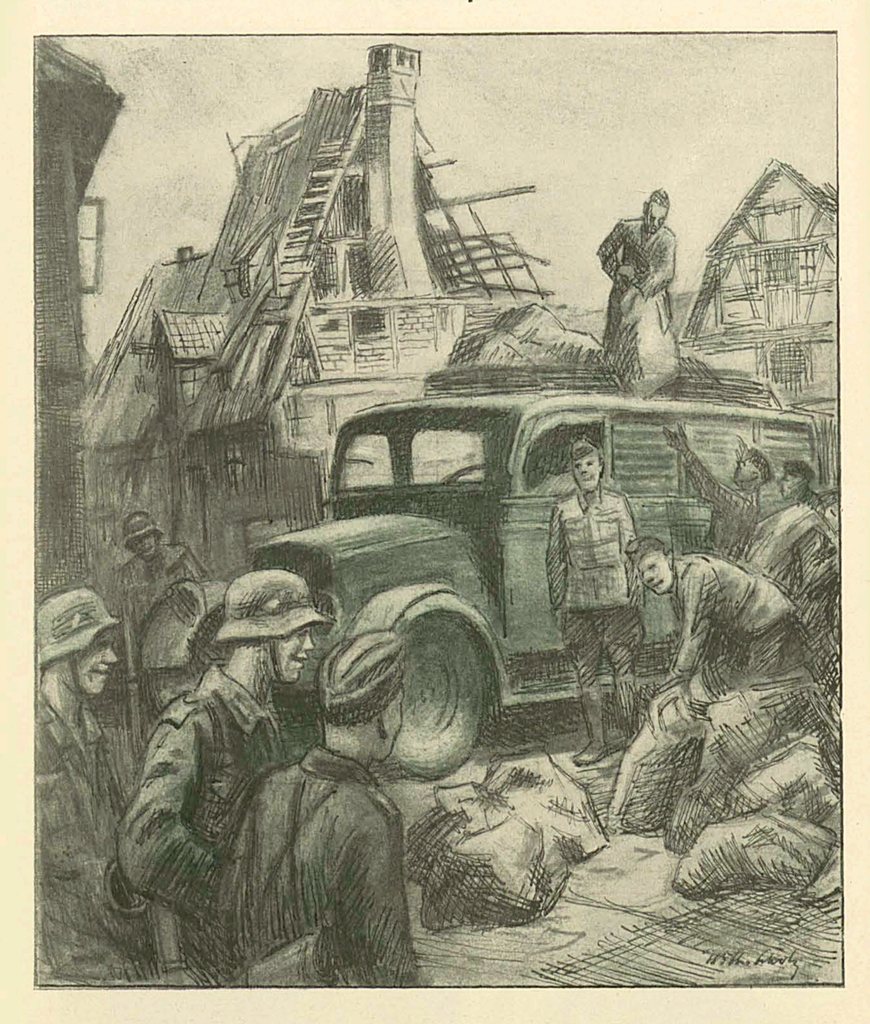


„Edith ruft eben an, der Herr Geis hat einen zwölfpfündigen Hecht gefangen!"
„Siehst du, du hättest mit ihm doch den Mondscheinspaziergang machen sollen!"

Relazioni: "Edith telefona in questo momento che il signor Geis ha preso un luccio di dodici libbre!„ — "Vedi! Avresti pur dovuto far con lui la passeggiata al chiaro di luna!„

Die Feldpost

(Wilhelm Schulz)



Ist immer das Soldatentum
Nicht groß genug zu messen,
So wird man doch bei all dem Ruhm
Die Feldpost nicht vergessen.

Kein Weg ist ihr zu rauh, zu weit.
Man muß es ihr bekunden,
Daß Front und Heimat jederzeit
Getreu sie hält verbunden.

Liegt auch in Staub und Rauch das Feld,
Sie wird die Müh nicht sparen –
Ein jedes Auge sich erhellt,
Sobald sie kommt gefahren!

Wilhelm Schulz

DIE EUROPÄISCHEN WEIBERLEUT

VON KARL SPRINGENSCHMID

„Woaßt Florian, es ischt mir sakrisch bang um di", sagt die Tschillerer Lies, die junge, die flachshaarige, und schaut ihn an, so gut sie es nur kann und hängt sich fester drein in seinen Arm; denn sie weiß wohl, was ausgeredet werden muß, das darf nit länger sein, als der Weg noch ist bis zum Bahnhof hin.
„Bang?" lacht der Figl Florian, grad wie ein Gebirgsjager lacht, wann er ein junges Weibsbild neben seiner hat, „bang, Lies, wegen dö paar Kugeln und dös bißl Granaten in dem Krieg?"
„Nit wegen Kugeln und Granaten", schüttelt die Lies den Kopf, „als Soldat ischt dir nit leicht einer über. Da ischt mir nit bang. Aber als Mannsbild! Bal i an die Weiberleut denk, in Europa und da umadum, da wird mir bang um di, Florian!"
Da blinzelt der Florian bloß ein wenig zur Lies hin, heimlich von der Seiten her, was sie für ein Gesicht macht dabei, und denkt, eigentlich hat sie ja gar nit so unrecht mit dem! Hölltuifl, höllischer! Ein Gebirgsjager, ein junger, ist ja auch bloß ein Mensch und muß seine Freud haben. Aber was hilft ihm denn die schönste Lies oder so, wann sie am andern End von Europa ist.
Die Schönste? überlegt der Florian bei sich und schaut eine Weil an der Lies auf und nieder. Wie sie da fest und sicher, ganz in seinem Schritt, neben ihm hermarschiert, wie sie ausgreift dabei, als wär sie schier selber ein Mannsbild, so grob und vierschrötig, da muß er wohl sagen, ein richtiges Scheit ist sie wohl, die Tschillerer Lies. Wenn man es genau nimmt, sogar ein Trumm! So was Besonderes, wie es die Mannsleut gern haben, was Feines, was Zartliges, hat sie nit. Es ist halt ein Frauenzimmer, wie sie im Koglwald herwachsen, zwischen Zirben und Lärchen, selber wie die Zirben so fest und wie die Lärchen, nit zum Umschmeißen.
Aber die Gegend um den Koglwald weitum, Europa, ist größer, lacht der Florian inwendig in sich hinein, da wachst noch viel anders, als Zirben und Lärchen, viel was Feiners, was Noblers, Hölltuifl, höllischer! „Geh", schupft er die Lies von der Seiten und sagt scheinheilig, „die europäischen Weiberleut, die sein mir's gar nit!"
„Florian, i kenn di anders!" fahrt die Lies auf, „einsperren tat i di am liabsten im Koglwald hinter die hintersten Bäum hinteini, daß i di sicher hab für allweil. Aber bal sie di hiez als Mannsbild loslassen auf Europa, — lei hinschaugen brauchst..."
„Lei hinschaugen", nickt der Florian und streicht sein Schnurrbartl, sein blondes, sein feines. Aber dann, als hätt er sich selber bei was Unrechtem erwischt, wird er plötzlich ganz ernst: „Was, brauch i lei hinschaugn?" fragt er scharf und schaut dabei so unschuldig aus seine blauen Augen außer, als er bloß außerschauen kann.
„Lei hinschaugn und schon hängt so ein Frauenzimmer dran, ein polakisches oder ein französisches oder sünst so ein europäisches!"
„Hab i epper bei dir ah lei hingschaugt?" begehrt der Florian auf, „sieben Wochen hab i mi plagt um di. Mitm Schaugen hätt i da überhaupt nix ausg'richt, da hab i schun zuegreifen müessen, daß du mi verstanden hascht. Bal i nit zuegriffen hätt, fest mit alle zwoa Händ, da därfet i heut ah nit mehr als bloß hinschaugn zu dir!"
„Dös ischt was anders bei mir", sagt die Lies zwider, „i bin koa so a europäisches Weibsbild nit wia die andern, verstehst, dö bloß aufs Hinschaugn gehn."
Und sie bleibt beim Vogelbeerbaum stehn, biegt ein Astl her und schaut dem Florian gradwegs in die Augen. Es sind keine Leut um die Weg. Ganz allein ist sie mit ihrem Gebirgsjager.
„Bal sie di draußen in Europa anders zuerichten, die Weiberleut, als i di hiez hergib", sagt sie mit fester Stimme und nimmt ein Zweigl her und zupft an die Beerln, an die roten, „nacher hilft dir koa Zuegreifen ah nit mehr bei mir! Daß du's woaßt!"
„Hö, hö", schreit der Florian und schiebt das Sträußl Vogelbeern weg, das sie ihm anstecken will, „wia redst denn du mit mir? Soll i epper als a Blinder ins Europa gehn, damit i ja koan anders Frauenzimmer nit siach als lei di?"
„Florian, sei halt gscheit", sagt sie und will ihm den Arm um den Hals legen.
Aber er tut ihr die Hand weg und geht wieder weiter den Weg. „Dö Augen", sagt er ganz entschlossen, „dö Augen, das mirk dir, dö g'hören mein und hinschaugn tue i damit, wo i will!"
„Hiez sei nit glei so schiach", sagt die Lies und steckt ihm das Sträußl an die Bergmützen hin.
„Schiach oder nit", gibt der Florian zurück, „versprochen ischt gar nix zwischen üns zwoa, und vom Heiraten ischt überhaupt koa Red nit."
Jetzt tut die Lies das Sträußl wieder weg und wirft es voll Zorn auf den Boden. „Ischt a recht", schreit sie und die Stimm schlagt ihr über dabei, „nacher heiratst halt so an europäische!"
„Dös tue i!" schreit der Florian entgegen und springt über die Wiesen hin; denn der Zug hat schon pfiffen, „hiez geht's amol auf ins Europa, Kriagführn und Weiberleut anschaugn!"
Die Lies steht da und schaut das Vogelbeersträußl an. Wie sind sie doch so schön, die Beerln, so rund und so rot. Es ist schier schad, daß sie so armselig auf dem Boden liegen, und sie hebt das Sträußl auf und richtet es her und steckt es ans Mieder.
Derweil tut der Zug einen Ruck und fahrt aus der Station. Der Florian schaut gar nimmer her. Und sie ist allein, die Tschillerer Lies, allein mit ihrem Kummer, oben im Koglwald zwischen Lärchen und Zirben. —
„Wahr is'", denkt der Florian, „es ischt nix Feines nit an der Lies. Es ischt alles so grob bei ihr wia ausm hintersten Wald. Und überhaupt a junger Mensch, der in die Welt fahrt, der mueß ledig sein! Ledig wia's Vögele in der Luft, und frei! Nacher geht die Welt erscht richtig auf!"
Das Monat nachher bei Jaworow, nit weit von Lemberg, wie die Kompanie einen Rasttag haltet, den einzigen seit die Gebirgsjager hinter den Polaken her sind, da steckt sich der Florian Figl ein Rösl, ein rotes, an, weil es grad so schön überm Zaun herlacht, und geht, wie beim Feierabend, langsam über den Dorfplatz hin, bloß einmal so hinschauen.
Er denkt weiter nichts Besonderes dabei. Er schaut bloß, wie die Leut nach dem argen Schrecken jetzt wieder friedsam auf der Hausbank sitzen, alte Manndeln, feste Mannsleut, alte Weiber und junge! Er geht, ein schneidiger Gebirgsjager, das rote Rösl am grünen Rock, vorbei und lacht. Da lachen sie alle zurück, die Alten zuerst, die Jungen bloß heimlich. Er muß sagen, sie schauen gar nit so übel aus, die Weibsleut, die jungen. Schwarze Augen haben sie, kohlschwarz, schier ein wenig unheimlich, und auch die Haar sind schwarz wie die Nacht. Eine hat das Haar offen über die Schulter hängen und hat auch ein Rösl angesteckt, ein rotes, und lacht, daß die Zähne blitzen. —
Wenn der Gebirgsjager Florian Figl später, da die Kompanie längst schon weit weg ist, überm Rhein, droben auf der Eifel, wieder an Jaworow denkt und an die Frauenzimmer, die polnischen, da wird ihm so arg zumut, daß er nix Schwarzes mehr sehen kann, und überhaupt! Die Lies, das mueß er ihr wieder lassen, wenn sie auch grob und ungeschlachtig ist, ein sauberes Frauenzimmer ist sie, ordentlich putzt und kampelt. Ihre Haare, ihre flachsblonden, sind allweil schön beinand. Und wenn ihr schon einmal beim Halsen etliche von die Haar, die hellen, in die Stirn fallen, die hat sie gleich wieder in Ordnung. Alles an ihr ist blitzsauber und appetitlich, grad wie zum Dreinbeißen, das wohl. Wenn er so an die polnischen Weiberleut denkt, die schmutzigen, die unkampelten, da kommt ihm die Lies vor wie der Ausbund von allem Saubern und Schönen. Wenn er ihr das auch nie zugeben darf und nit schreiben! — daß sie es am End gar schwarz auf weiß hätt', wie sauber sie ist! — schreiben, das schon überhaupt nit! —
Aber Polen ist nit Europa, und wie im Sommer drauf die Kompanie dann in Paris einruckt, da schaut die Welt gleich anders aus. Paris, lacht der Figl Florian, und schnalzt mit der Zung' und kriegt gleich verliebte Augen. Das weiß auch einer hinterm Koglwald, was Paris ist! Frauenzimmer sind auch schon da, französische, und spazieren über den Platz. Der Florian braucht gar nit hinschauen, so schauen sie her. Aber das kennt er auf den ersten Blick, daß das, was da so inwendigerweis herschaut, ganz was anders ist als in Polen oder so, und daß die Frauenzimmer, die französischen, schon wissen, was einem Mannsbild so gefallt. Wie sie da, zwei und drei eingehängt, über den Platz daherspazieren und tun, als täten sie ihn gar nit sehn, und gehn dabei vor Neugierd schier über, und drehn den Kopf noch hinterdrein, daß er ihnen fast verkehrt auf den Schultern steckenbleibt, das macht dem Florian eine rechte Herzensfreud. Es ist überhaupt alles so fein und zierlich bei die französischen Frauenzimmer, nix Grobes, nix Waldiges, alles so leicht und luftig, voller Übermut. Sie gehn nit, sie schweben, sie fliegen, sie brauchen den Boden gar nit! Und jetzt hebt gar eine, derweil er vorbeigeht, ihr Taschentüchl vom Boden auf, das ihr hinuntergefallen ist. Er sieht, wie zierlich sie das macht; mit die Fingerspitzen nimmt sie das Tüchl, ganz spitzig, und lacht, aber nur heimlich so in den Mundwinkeln, weil er, der Gebirgsjager, zu langsam war dabei. Und kichert „Merci!" Und wie er ganz nah an ihr vorbeikommt, spürt er, wie sie nach lauter Rosen und Lavendel schmeckt. Den ganzen Tag bringt er das G'rüchl, das feine, nit aus der Nasen, und denkt dabei „Merci!" —
Aber wenn der Gebirgsjager Florian Figl jetzt, da die Kompanie längst schon auf einem der tiefverschneiten Grenzberge irgendwo hinter Bulgarien liegt, wieder an Paris denkt und an die Frauenzimmer dort, dann muß er doch sagen, Gott sei Dank, daß die Lies nit so französisch ist. Die Tschillerer Lies, das ist doch eine Person, die was vorstellt und die was nutz ist im Leben, und die noch was anders auch im Kopf hat als bloß die Mannsleut. Und überhaupt, wenn sie auch nit so gut nach Rosen und Lavendel schmeckt, sondern nach Wald, wie es halt daheim ist, und wenn sie auch nit so zartlich ist und fein, es ist etwas da bei ihr, was Festes, was Rechtschaffenes, etwas, das Bestand hat. Bei der Lies, da weiß einer wohl, was er hat. Da kann sich einer anhalten für das ganze Leben. Zehn solche, wie sie in Paris übern Platz gehn, tät er nit für die eine nehmen, die Lies. Nur därf er ihr das, bei Gott, nit sagen, oder gar schreiben! —
Aber alles, was der Florian zwischen Polen und Paris gesehen hat, ist nichts gegen das, was er jetzt in der Stadt Saloniki sieht, die Stunde, da er als Posten beim „Weißen Turm" steht, der gar nit weiß ist, sondern rot, grün, blau getarnt und angemalt, genau so wie die Frauenzimmer, blau die Augendeckel, rot die Gegend um den Mund,

Helle Nacht / Von Gerhart Haug

Der Mond hängt golden in den Apfelbäumen
Und golden glänzt im Glas der Wein.
Du reichst mir deine Hand. Wir träumen
Gelassen in die Nacht hinein.

Vom Pflaumenbäumchen fällt in Pausen
Die lila Frucht ins Silberkraut.
Die Luft erfüllt ein leichtes Brausen.
Ein Tier heult ferne, weh und laut.

Klematis duftet süß und müde.
Die Malven stehen hoch und still.
Die Wiese glänzt. 's ist heitrer Friede,
Darein sich alles fügen will.

Uns friert. Es ist, als ob man riefe.
Ein Fenster öffnet sich im Haus.
Wir schreiten in die Nacht, die tiefe,
Und trinken unsern Wein nicht aus.

gelb und grün um die Nasen herum, so getarnt, daß man sie kaum mehr als Frauenzimmer kennt, so laufen sie daher. Es kommt ihm vor, als wär' bei denen in Saloniki beides beinand, der polnische Dreck und die französische Farb. Er schaut gar nimmer hin, so graust ihn. — Gut, daß es in der Kompanie einen Urlaub gibt. Da kann sich einer wieder auf gleich bringen, inwendig!

„Hö, Lies", jauchzt der Florian in den Koglwald drein, „Lies, hö auf!" — Sie ist grad im Garten beim Pflanzlsetzen und schaut auf. „Florian, du?"

„Ja, i", lacht er und springt mit einem Satz über den Zaun, den lärchenen. Oh, was ist doch die Lies für ein richtiges Frauenzimmer!

Er muß grad stehnbleiben und schauen eine Weil lang. Wie ist sie so grad gewachsen und schön! Alles ist im rechten Maß bei ihr, nit zu fein und nit zu grob. Wie die Wangen, die lieben, die feinen, jetzt, da sie ihn anschaut, ein wenig rot werden, hauchfein! Die Farb, denkt der Florian, die geht nit ab! Und die Augen strahlen so blau wie der Himmel selber und das Haar ist so hell und goldig im Glanz! Und alles ist so akkurat und so genau. Die ganze Lies ist, als hätt sie der Herrgott eigens für ihn g'macht, für den Florian Figl.

„Lies", sagt er und nimmt ihre Hand fest in die seine und laßt sie nimmer aus, „Lies, in ganz Europa hab i nix sölles nit gfunden wia di!"

„Hascht woll guet hingschaugt?" fragt die Lies und lacht ein wenig und das Grüberl im Kinn lacht mit, „oder willst epper no weiter suechen, ha?"

„Nix suechen mehr", jauchzt der Florian, „nix schaugn, lei gernhaben!" Und es kommt ihm vor, als wär er jetzt, da er die Welt kennt und die Weiberleut, erst richtig daheim im Koglwald und bei der Tschillerer Lies.

Die Verbannung der Wolgadeutschen nach Sibirien

(Erich Schilling)



Stalin: „Die Welt soll nicht sagen können, daß ich nie einen Sieg über die Deutschen errungen habe!"

La deportazione dei Tedeschi del Volga in Siberia: Stalin: "Il mondo non dovrà dire che io non abbia mai ottenuto una vittoria sui Tedeschi!,,

Gute Lehren

(H. E. Köhler)



„Mama hat gesagt: amüsier dich gut und sei ein braves Mädchen. Jetzt habe ich die Wahl!"

Buoni ammaestramenti: "La mamma mi ha detto: Divertiti per bene e mantienti una brava ragazza . . . Adesso ho la scelta!„

Die Ballade von der Ballade / Von K. J. Deter

Eine Ballade,
Gekommen aus dem Lande der Wälder und Seen,
Sie wußte selber nicht, wie es geschehn,
Stand mit einem Male mitten in einer Stadt.
Abend war's. Es regnete. Der Asphalt war glatt.
Hin und her wogte der Verkehr. Reklamen brannten.
Autos hupten. Ein Schupo winkte. Menschen rannten.
Verängstigt stand die Ballade im Regen einsam alleine.
Da kam ein Herr im Frack. Sah sie und sagte: »Komm, Kleine!«
Ach – wäre sie doch niemals mitgegangen!
So aber wurde sie in ihr eigenes Schicksal verfangen.
Die Ballade flüsterte Worte wie: »Herz« und »Weh«;
Der Herr aber lachte und betrat mit ihr ein Cabaret.
Da stand auf der Bühne eine Frau. Erblondet. Bemalt. Rasiert.
Und sang die Ballade. Wie einen Witz. Unterhaltsam. Amüsiert...
Im Parkett die Ballade schrie plötzlich: »Nein, nein!«
Stürzte hinaus. Schrie weiter: »Das kann ich nicht sein!«
Und geriet dabei
Unter die Linie 3,
Die gerade hier verkehrte.
Und starb mit einem wilden Schrei. Ganz so:
– – – Wie es sich für eine Ballade gehörte...!

DER FLECK AUF DEM TISCHTUCH

VON HANS FREYTAG

Eduard von Gebhardt, der lange Jahre hindurch das verehrte Haupt der Düsseldorfer Malerschule war, durch Strenge gegen sich selber ebenso ausgezeichnet wie durch Güte gegen andere, wurde einmal in das Haus einer bekannten Kölner Industriellen-Familie eingeladen. Als berühmte Exzellenz war er der Mittelpunkt eines respektvollen Kreises, und die schwerreichen Händler in Seide, Stahl und Börsenwerten ließen es sich angelegen sein, vor ihm auch in Fragen der Kunst als kenntnis- und verständnisvoll zu bestehen. Ein ausgezeichnetes Essen war aufgetragen. Der Stolz des Hauses, ein altes chinesisches Porzellan-Dekor, zierte den Tisch, dem ein Damasttuch aus berühmter vlämischer Manufaktur die feierliche weiße Grundlage gab.

Unter den Gästen befand sich auch ein noch sehr junger Kunstschüler, den die Frau des Hauses zu protegieren trachtete. Zum erstenmal in seinem Leben erschien er an einer so exquisiten Tafel und unter so exquisiter Gesellschaft. Daß er dem großen alten Mann gegenübersitzen durfte, beglückte ihn, wenn es ihn auch zugleich sehr verlegen machte. So kam es, als der Diener ihm die Sauciere reichte, daß er beim Nehmen einen dicken braunen Klecks auf das kostbare Damasttuch machte.

Dieser Klecks war einfach nicht zu übersehen. Er hatte geradezu ein Auge, das den jungen Mann, die Gäste, die Hausfrau aufdringlich anstarrte. Die Hausfrau, deren Empfindlichkeit und vor allem Engherzigkeit allgemein bekannt war, ließ ein kaum unterdrücktes „Oh!" vernehmen, und ihre Stimme zeigte eine schwere Unmutsfalte. Eduard von Gebhardt bemerkte beides und auch die blutrote Verlegenheit des armen Jungen.

„Kennen Sie die Geschichte der Schlacht bei Aspern?" fragte er mit betonter Liebenswürdigkeit die Hausfrau, während er seinen Teller ein Stück beiseiteschob. Sie und die anderen beeilten sich zu sagen, daß sie sie nicht kannten; und sie waren froh, durch eine hübsche Anekdote über den Ärger hinweggeführt zu werden.

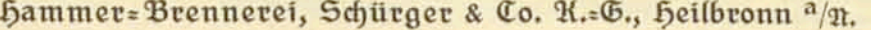
„Stellen Sie sich zunächst ein mäßig hügeliges Gelände mit schönen grünen Wiesen vor ... ach bitte, reichen Sie mir noch etwas Spinat", rief er dem Diener zu. Dann kleckste er mit dem Löffel eine gehörige Portion des grünen Gemüses auf das Tischtuch, markierte Abhänge und Wälder, indem er es da ausbreitete und dort zusammendrückte.

„Von hier aus rückten die Franzosen vor", fuhr er fort, und er legte den Knöchel eines Koteletts in den Spinat. „Hier liefen die Verteidigungslinien der Österreicher. Die Donau wollen wir mit einem Strich Sauce markieren, da wir keine blaue Farbe in der Speisekarte haben, sie ist ohnehin nie so recht blau. Die Opfer des Schlachtfeldes mögen durch diese Spritzer Rotwein angedeutet werden."

Dann schwieg der alte Herr, er schwieg lange und versonnen. Das Essen fing an auszukühlen. Allmählich ließ die Beklemmung nach, die sich der Gäste bemächtigt hatte. Schließlich fragte eine beherzte Dame: „Das also ist die Situation. Was aber ist nun die Pointe der Geschichte?"

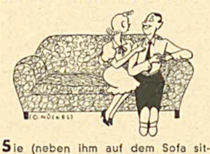
„Richtig, die Pointe", fuhr Gebhardt mit einem dankbaren Blick für die Sprecherin auf. „Die Pointe! Der junge Mann hat sie mit malerischer Treffsicherheit vorweggenommen. Er hat nämlich den Punkt angegeben, von dem aus Napoleon die Schlacht entschied — hier, diesen braunen Saucefleck! Er ließ ein Regiment, ein einziges, eine Flankendeckung vornehmen. Mit diesem geradezu bescheidenen Einfall rettete er eine ganze Armee ... Selbst bei den allergrößten Aktionen entscheiden oft kleine Einfälle. Entschuldigen Sie, verehrte gnädige Frau, wenn ich bei einem so winzigen Anlaß, wie es ein Saucefleck ist, selber keinen größeren Einfall hatte." Dabei fuchtelte er mit dem Bratenmesser bedrohlich über das Damasttuch hin. Die Hausfrau wurde noch einen Schatten blasser. Der Hausherr hingegen, der wesentlich gelassener war, meinte: „Soviel ich weiß, hatte die Schlacht bei Aspern den Frieden im Gefolge. Napoleon brauchte also nicht erst das Tischtuch zwischen sich und Kaiser Franz zu zerschneiden." „Sie haben gewonnen", sagte Gebhardt. Und er legte das Bratenmesser friedlich auf seinen Platz zurück.


KIRBACH
Hammer
Weinbrand
Liköre
Das Zeichen für anerkannte Qualität


Hammer-Brennerei, Schürger & Co. K.-G., Heilbronn a/N.


17/10 °DIN
Agfa
Isopan
Feinkorn Film
Fine grain
Grain fin
Agfa Film
nimmt jeder gern

LIEBER SIMPLICISSIMUS



Sie (neben ihm auf dem Sofa sitzend): Wie kannst du wagen, mich so zu vernachlässigen?
Er: Aber, Liebes, ich vernachlässige dich doch nicht! — Sie: Du wirst mich also immer lieben, Richard?
Er: Aber ganz bestimmt, Liebes!
Sie: Ich werde ewig deine einzige Liebe sein? — Er: Gewiß, du Süßes!
Sie: Du liebst mich wirklich mehr als irgendetwas auf der Welt?
Er: Natürlich, Herzchen!
Sie: Und du liebst mich immer mehr und mehr? Heute wieder mehr als letzte Woche?
Er: Sicher, mein Engel!
Sie (empört aufspringend): Wie hast du es wagen können, mich letzte Woche weniger zu lieben als heute, du Schuft?!

H. B. W.

Marianne weiß, was sie will. Und sie tut auch, was sie will. Eines Tages kommt sie gegen zehn Uhr nach Hause und sagt quietschvergnügt: „Mutter, du darfst nicht böse sein, wenn es heute spät geworden ist, aber ich war nach Büroschluß mit unserem Personalchef im Kino — und nachher hat er mich zum Abendessen eingeladen."

„Marianne", sagt die Mutter entsetzt, „du warst mit ihm im Gasthaus? Was wird er sich von dir denken?"

„Nur das Allerbeste!" erwidert Marianne lachend. „Ich hab so viel gegessen, daß ihm die Augen aus den Höhlen getreten sind!"

„Auch das noch!" stöhnt die Mutter, und Marianne nickt ihr schmunzelnd zu: „Was denn sonst? Jetzt weiß er wenigstens, daß ich die Einladung nicht seinetwegen angenommen habe!"

H. K. B.

Stehen zwei Frauen an einer Haltestelle der Stuttgarter Straßenbahn und schwätzen miteinander. „Nei, nei, Marie", sagt die eine, „des verwechslescht du. Die Frau Schmid, die hat e Embolie, ihr Bruder aber, des ischt der mit'm Ritterkreuz ..."


Gewonnen!
40000 RM
1 MILLION RM
30000 RM
200000 RM
100000 RM

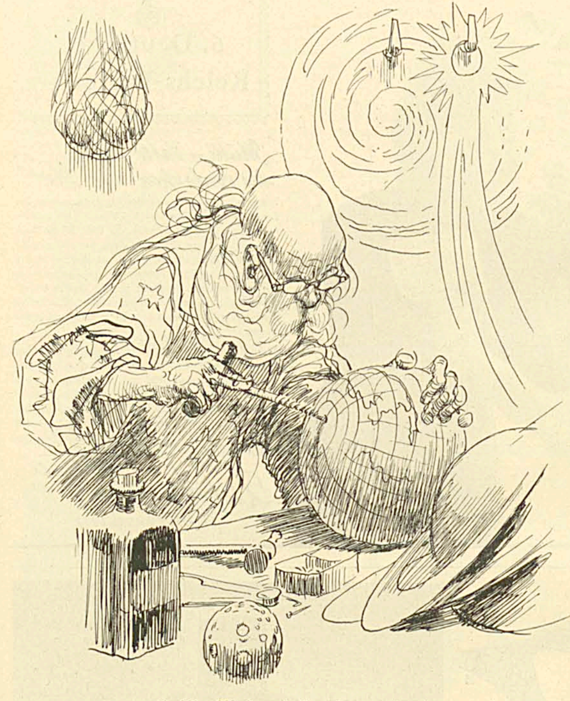

6. Deutsche
Reichs-Lotterie


Vier Gesichtspunkte sollten beim Krawattenkauf Beachtung finden: Musterung, Färbung, Webart, Bindbarkeit. Wenn Sie sich
Kronen-Krawatten
leisten, dann haben Sie die Gewähr für elegante, klassische Musterungen, die dem verwöhntesten Auge gefallen, für geschmackvollste Farbgebung, für leichte Bindbarkeit (die Kronen-Krawatte ist dehnbar, sie „lebt"!). Ob Sie einen dicken oder einen dünnen Knoten bevorzugen: die reichhaltige, ständig durch neue Modelle erweiterte Kronen-Kollektion enthält Stoffe und Webarten für jede Knotenform.
25
KRONEN
MARKE
FMT
Kronen-Krawatten erkennt man beim Kauf in den feinsten Herrenmodegeschäften an der eingenähten Kronen-Marke. Sie sind vollelastisch, handgenäht, elegant und einmalig wie ein Modell, weil von jedem Muster nur wenige Krawatten hergestellt werden.
KRONEN-KRAWATTEN-FABRIK Fritz M. Tübke K.G. BERLIN C 2


AUXOL
rettet
Ihr Haar
Neuartiges, nach besonderem Verfahren hergestelltes Haartonikum von universeller und ungewöhnlich intensiver Wirkung. RM 1.90 und RM 3.–
F. WOLFF & SOHN · KARLSRUHE

In der Reparaturwerkstatt

(Hch. Kley)



Nell' officina delle riparazioni

BEGEGNUNG MIT FREMDENFÜHRERN

VON WILHELM PLEYER

Gern denke ich an jenen „böhmakelnden" Führer durch die Höhlenwelt der Macocha. „Hier kommen wir in die Masarykhöhle, welche erfunden ist von Professor Absalon in Brünn!" — Aber er war auch freiwillig witzig, so in dem Motorboot, worin wir den unter Wasser feenhaft erleuchteten unterirdischen Fluß Punkwa befuhren, dessen zauberisch heraufglühendes Grün jeden dazu verlockte, sich über den Rand zu neigen und in die Tiefe zu staunen. „Hier müssen achtgeben, daß nicht hineinfallen, hier ist Punkwa fünfzehn Metr tief!" — Und nach einer Weile: „Hier brauchen schon nicht menr achtgeben — hier ist Punkwa nur acht Metr tief!"

In einem berühmten Dom in Westdeutschland, in dem manches Alte, aber noch mehr Neues zu sehen ist, führte zu meiner Zeit ein langer Mönch die Fremden. Er hatte ein falsches Gebiß, was jedem von uns geraten kann, aber ihm paßte es wunderbar zum Ton oder vielmehr Unterton seiner Erklärungen und insbesondere zum Ton eines Kehrreims, der da lautete:

„Ja, das Mittelalter . . .!"

Wenn er diesen Kehrreim gebrauchte, schlürfte er ein wenig sein Gebiß in Ordnung, drückte überdies den sowieso bereits erhobenen Zeigefinger an den Rand der Zähne, damit ja kein Zwischenfall seinen Schlager störe, und lud ein ganzes Fuder Bedauern und Schadenfreude ab:

„Ja, das Mittelalter . . .!"

Es war tief geseufzt, hoch gesungen, viel gelobt und ein wenig gedroht:

„Ja, das Mittelalter . . .!"

Er wies uns auf den großen Unterschied zwischen der alten Glasmalerei und der neuen hin, auf die Grelle und Härte der neuen Farben und die warme Glut, das geheimnisvolle Leben und den wohltönenden Einklang der alten.

Das war ja ganz schön, aber dann — schltt — der Finger — und — „Ja, das Mittelalter . . .!"

Er zeigte uns die wunderbare Goldschmiedearbeit eines alten Heiligenschreins und die müh-selige Kunst, die in alte Paramente hineingebetet worden, und stellte in Gegensatz dazu den in seinen Materien kostbaren, aber allzu handfertig geschaffenen, im Äußerlichen glänzenden Votivschmuck der Kaiserin Maria Theresia.

Und dann — schltt — der Finger — und —

„Ja, das Mittelalter . . .!"

Man darf sich aber nicht vorstellen, daß seine Kennzeichnung ein Eingehen und wohlgesetzte Worte gebraucht hätte; nein, es wurde nur ganz wenig gesagt und dann folgte der Kehrreim; jedes weitere Wort konnte dessen Wirkung nur abschwächen. —

Dieser Kehrreim des wandelnden, mit erhobenem Zeigefinger so vielsagenden schwarzen Klageliedes auf das entschwundene Mittelalter gehört seitdem zum fundus instructus meines geistig-seelischen Lebens. Wenn ich noch irgendwo ein Blatt guten alten Schreibpapiers finde, oder wenn ich sehe, wie unbefangen man früher Herz auf Schmerz gereimt hat, oder wenn der Kaffeehauskaffee wieder schlechter geworden ist, oder wenn mir meine Frau zeigt, wie bald die neuen Schnupftücher zerreißen, dann mache ich schltt —

„Ja, das Mittelalter . . .!"

Einem anderen Fremdenführer begegnete ich, der war — wie man gleich sehen wird — im Gegensatz zu dem Domführer historisch vollkommen ungebildet. Doch was ihm an Wissen fehlte, glich er wie mancher seinesgleichen durch Initiative aus, und sein Selbstvertrauen war durch keinerlei Sachkenntnisse beeinträchtigt, vielmehr durch eine ruchbare Portion Alkohols ins Grenzenlose gesteigert. Zu München in der Nähe der Theatinerkirche suchte er sich Dumme zusammen und gewann Vertrauen durch seine Mundart, die nicht daran zweifeln ließ, daß er sich in München gut auskenne. Und also führte der kleine, stämmige Mann uns leise torkelnd hinab in die Gruft der Wittelsbacher und ließ seine von flüssigem Lebensgenuß etwas angerauhte Stimme ertönen. Nach sehr knappen einleitenden Worten ging er von Sarg zu Sarg, las, was auf den Tafeln stand, und verkündete es uns nun wie das Ergebnis eines Fußballkampfes. Ich weiß nun nicht, wo er sachte zu mogeln anfing, indem er über die Maximiliane und Ludwige, deren Namen er mit seinen tränenden Augen gerade noch zu lesen vermochte, noch einiges sagte, was nicht auf den Tafeln zu lesen stand. Da er uns gutgläubig fand, dachte er wohl, wir wüßten von aller Geschichte so viel wie von der wittelsbachischen, und so stellte er uns denn im Sarge irgendeines bayerischen Josef den Leichnam Kaiser Josefs des Zweiten vor, und da er aus unserem „Hört, hört" — „Seht, seht" keinerlei Ironie heraushörte, wurde er noch kühner und erfinderischer: als er an einem kleineren Sarge vorbeikam, in dem irgendeine etwa achtjährig hingeschiedene Prinzessin Maria Theresia beigesetzt war, rief er: „Und hier, meine Herrschaften, liegt die große Kaiserin Maria Theresia!" Die Wirkung war auf beiden Seiten verblüffend. „Jetzt aber hinaus!" rief ein Oberstudienrat aus Mitteldeutschland, „so etwas ist unwürdig!" Andere aber lachten, daß die Särge wackelten, und als der Oberstudienrat zum Zeichen des Protestes das Lokal — will sagen die Gruft verlassen hatte, wandte sich unser Cicerone treuherzig zum Zweck seiner Ubung — er hielt uns die hohle Hand dar, und wir versagten ihm unseren Lohn nicht, da er uns so schön für blöd — für so schön blöd gehalten hatte.

Berühmt ist der alte Kastellan eines alten Schlosses, der im Hungerturm zu den Besuchern sagte: „Hier sehen Sie die Gebeine der letzten Opfer des Hungertodes. Die Knochen sind vom Zahn der Zeit schon arg mitgenommen; doch ist ein Betrag zur Anschaffung von neuen Gebeinen bereits bewilligt."

Solche alte Kastellane sind manchmal wunderlich (in romantischen Erzählungen sind sie es immer). Dem wunderlichsten begegnete mein Freund Anton Ernstberger, als seine Wallensteinforschungen ihn ins Jitschiner Schloß führten. Dort war er an den alten tschechischen Verwalter gewiesen. „Wallenstein?!" Der Mann schüttelte den Kopf zum Zeichen, daß ihm nichts dergleichen bekannt sei. Ernstberger wollte einlenken, um vielleicht doch noch etwas zu erfahren: gewiß werde noch einiges da sein, denn schließlich sei dies doch Wallensteins Residenz gewesen, freilich sei das schon lange her . . . „Jo, jo", nickte der Alte mit aufrichtigem Bedauern, „da bin ich noch gar nicht dagewesen."

Enttäuschung

(K. Heiligenstaedt)



„Nie gehe ich wieder mit einem Maler ins Grüne; man kommt vor lauter Naturbetrachtung zu nichts Ernsthaftem!"

Delusione: "Mai più andrò in campagna con un pittore! A forza di contemplare la natura non si viene a nulla di serio!..

Der Vogelbeerbaum / *Von Anton Schnack*

Blutrot glüht der Baum der Vogelbeere.
Was ist jetzt am Meere?
Sturmwind im Geäst der Kiefernstämme,
Weiß im Sand der Schaum der Wellenkämme.
Und das Rauschen großer Drosselheere.

Purpurn trieft der runde Wipfel.
Was ist jetzt auf hohem Alpengipfel?
Eine Fernsicht ohnegleichen,
Eisenhut und blauer Enzian bleichen
Und der Föhn malt dünne Wolkenzipfel.

Brünstig lockt der reiche Fruchtbehälter
Was erfüllt die Wälder?
Häherschrei und fernes Hundebellen,
Samen liegt aus mürben Zapfenzellen
Und die Quelle in der Schlucht wird kälter.

Herrlich prangt der Baum im Scharlachgusse.
Was ist jetzt am Flusse?
Der verträumte Spiegel liegt wie Schiefer
Und die Fische schwimmen tiefer,
Schilf erstarrt im Nebelkusse.

Feurig winkt der Baum mit rotem Zügel.
Was ist jetzt am Hügel?
Welke Blätter sind gefallen,
Jäger aus dem Kleefeld knallen
Und das Rebhuhn trägt der Hund am Flügel.

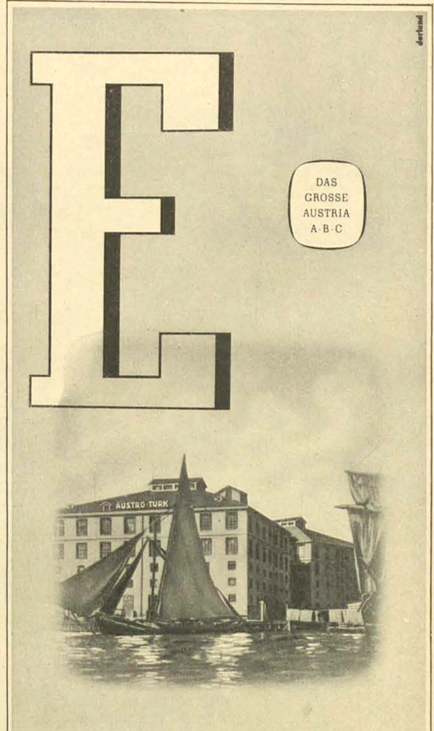
Meine Liebe schenkt sich dem Verklärten.
Was ist in den Gärten?
Wandermüde Vögel sind die Beerengäste
Und sie feiern Schmaus und Fresserfeste
Vor den bitt'ren Winterhärten.

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Okt. 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.


RAXON
Wenn sich in der Krawatte der Geschmack ihres Trägers widerspiegelt, dann beweist man mit einer RAXON-Krawatte besten Geschmack.
RAXON
Die Krawatte mit allen Vorzügen
.....ungewöhnlich in ihren Farben und Mustern, gibt sie dem Gesamtbild gutangezogener Männer die letzte Eleganz
SEVERIN & CO
Krawatten- u. Schalfabrik
KÖLN


SONNAL KLINGEN
Deutsche Wertarbeit und
aus Solingen
deine Wahl nur Sonnal


Aquavit
Bommerlunder
aus Flensburg
vor dem Bier - nach dem Essen


E
DAS GROSSE AUSTRIA A·B·C
AUSTRO-TURK


Austria Zigaretten
sind gut und ein besonderer Genuß von A-Z

Roosevelt an seine Admirale

(E. Thöny)



„Amerika erwartet, daß jeder von Euch seinen Zwischenfall bringt!"

Roosevelt ai suoi ammiragli: "L' America attende che ognuno di Voi porti il suo incidente!„

München, 1. Oktober 1941
46. Jahrgang / Nummer 40

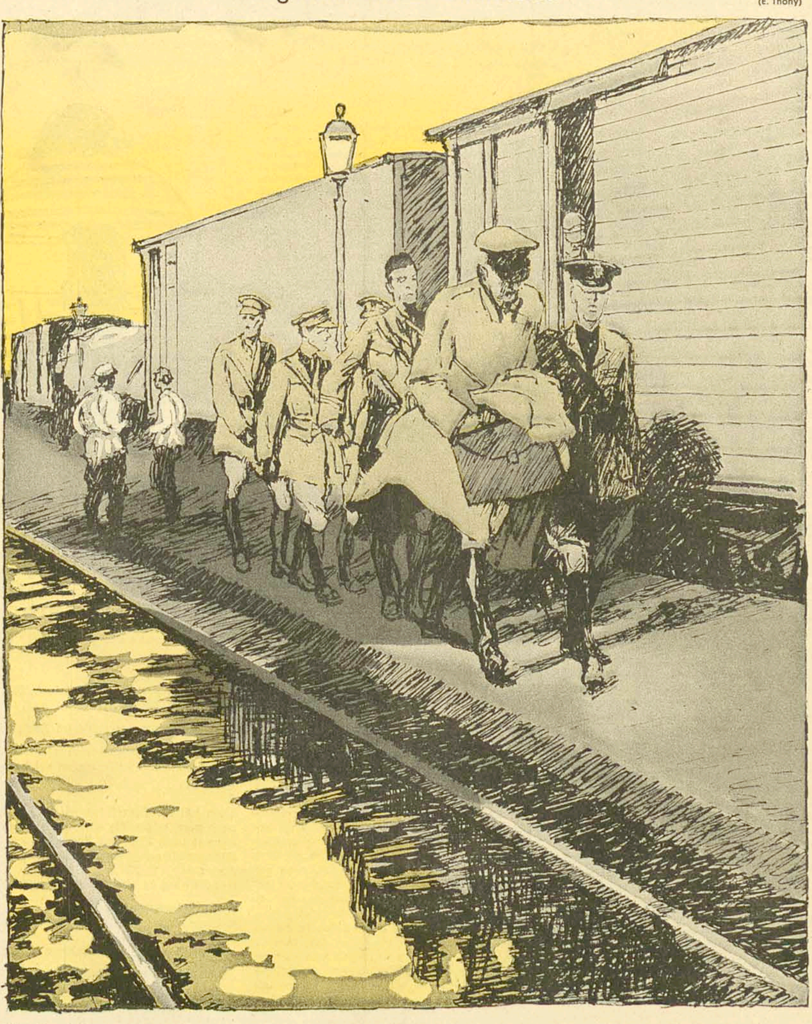
30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Englische Militärkommission

(E. Thöny)



„Die Sowjets waren wirklich sehr nett zu uns, wir mußten mit ihnen an der Front ‚Blinde Kuh' spielen!"

Commissione militare inglese: "I Bolscevichi sono stati davvero gentilissimi verso di noi: al fronte dovevamo giocare con loro a mosca cieca!"

GEWITTER-ERLEBNISSE

Von Anton Schnack

Manchmal kamen die Gewitter in der Nacht.
Und sie spien Schwefeldunst und Hohn.
Und sie wälzten sich heran wie eine Schlacht.
Und mein Knabenschlaf war aufgewacht
Von dem bösen Donnerton.

Durch die Türe nahte Licht,
Hinterm Licht das Mutterangesicht.
Und es sprach: „Kind, fürcht' dich nicht!"

Manchmal rollten die Gewitter in den Abend,
Ausgebrannt wie Glas.
Pferde schnaubten, stallwärts trabend,
Mit dem Mädchen, um die Hüfte habend,
Ging ich durch das dürre Gras.

Und wir setzten uns ins Dunkel,
Schwüle Düfte stiegen aus dem Teichrohrdschungel,
Jäh erleuchtet von dem Blitzgefunkel.

Manchmal gingen die Gewitter überm Wald
Mit geducktem Wolkenrumpf,
Und der Donner brüllte seine Zornsgewalt.

Und das Echo gab den gleichen Trumpf,
Hohl, verrollend, dumpf
Schaurig ritt die wilde Jagd,
Tobend, heulend, blitzumzuckt.
Wipfel brachen sturmgepackt.

Manchmal tobten die Gewitter überm Meere,
Und das Meer ging wild.
Seine Farbe war von fahler Schwere,
Fahl wie die getürmten Wolkenheere,
Und ich sah ein geisterhaftes Bild:

Schiffbruchwracks und Spukgaleonen,
Die sonst in der Tiefe wohnen,
Blutrot auf den Wellen thronen.

DER BRIEF / VON ERICH BOLLMANN

Jetzt werde ich ihm einen Brief schreiben. Alles was dazu nötig ist, habe ich zusammengetragen: Zigaretten und Schreibbogen, eine Menge Gedanken, Feuerzeug — der Aschenbecher steht schon da, und ich habe viel Zeit — viel Zeit und Ruhe. Das Haus gehört mir ganz allein und keine störenden Geräusche erreichen mich. Es ist auch gut warm im Zimmer, und nur manchmal knistert es leise im Ofen.

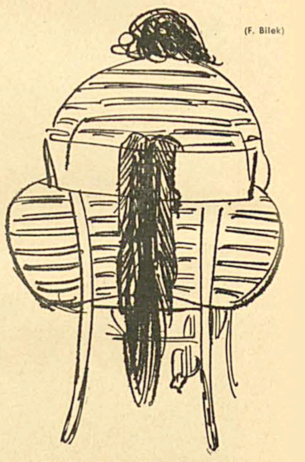
Sicher wird er sich freuen, einen Brief von mir zu bekommen. Es dauert ja nicht lange, dann liest er, was ich jetzt denke und schreibe.

„Mein Lieber" — aber das ist ja Unsinn, so redet man doch seinen Freund nicht an.

„Mein lieber Freund" — nein, das geht auch nicht, man muß schreiben, wie man empfindet.

„Du Guter" — aber das klingt albern; wie sprach ich ihn denn sonst an? Laß ich also die Anrede fort.

„Wie lange, Freund, hörte ich schon nichts von —" nun, das weiß er ebensogut wie ich, wie lange wir nichts voneinander hörten, und wessen Schuld ist das schließlich? Auch ihn können tausend Gründe abgehalten haben zu schreiben, und ist es denn nicht mehr wert, aneinander zu denken als zu schreiben? Aber ich wollte ihm doch heute sagen, daß ich noch lebe — immer noch. Allerdings — von meinem Tode würde er ohnedies hören. — Wo sind denn nur all die vielen Gedanken? Es war mir doch Bedürfnis, sie dem Freunde mitzuteilen. Ich wollte eine Weile mit ihm plaudern. So, als säßen wir wie in alter Zeit beisammen, ohne Spannung einander gegenüber und rauchten. Ja, und ich rauche, lange Zeit schon — und allein. Vor mir lief ein Filmband ab und keines der Bilder wurde geschrieben. Ich habe das Gefühl, in einer Tropfsteinhöhle zu sein. Sekunde um Sekunde, Minuten und Stunden fallen wie Tropfen herab. Sollte ich etwa schreiben, wie sehr ich den Freund entbehre? Sollte ich schreiben „Du, ich stehe ganz allein auf diesem Erdball und habe Angst, Angst herunterzugleiten? Weltraumkälte befällt mich —." Nein, es ist schon gut so. Am liebsten möchte ich in den Süden reisen. Davon wollte ich auch erzählen. Aber was hat das für einen Sinn? Sollte ich dorthin kommen, werde ich ihm eine Karte schreiben. Andere Menschen tun das auch. Aber vielleicht wartet er auf einen Brief? Nun, morgen werde ich schreiben — oder später.



Der Silberfuchs — La volpe argentata

KINDHEITSERINNERUNGEN

VON WALTER FOITZICK

Es ist unvermeidlich, daß einer Jugenderinnerungen hat. Jugenderinnerungen sind so schön zu erzählen; nicht immer sind sie auch so schön anzuhören, denn erstens will man doch auch drankommen, seine eigenen Erinnerungen zu erzählen, und zweitens, was geht einen eigentlich das an, was der andere da berichtet?

Wenn einer ein Schriftsteller ist und in die Jahre kommt, schreibt er seine Erinnerungen. Besonders gerne verweilt er bei den Kinderjahren. Die sind der erste Band, und dann soll ein zweiter kommen mit den Entwicklungsjahren. Häufig bleibt es bei dem ersten Band. Schriftsteller unterscheiden sich in ihrer Kindheit nicht wesentlich von den anderen Menschen. Bestimmt berichten sie, daß sie damals sehr schlechte Noten unter ihre Aufsätze bekommen haben. Das soll natürlich nicht heißen, daß das Schreiben schlechter Schulaufsätze die Vorbedingung zur Schriftstellerei ist, aber, wenn man so in Erinnerungen liest, möchte man es fast glauben. Über die schlechten Noten in den Aufsätzen lachen später die Schriftsteller, über die schlechten Noten, die sie bei Besprechungen ihrer Bücher bekommen, lachen sie nicht mehr, sondern sie sind recht wütend.

Es gibt zwei Typen von Kindheitserinnerungen: die schwere Jugend und die heitere Jugend. In der ersten geht es ärmlich, aber reinlich zu, bei der Sorte mit der heiteren Jugend merkt man, daß der Schriftsteller auch nicht auf der Brennsuppe dahergeschwommen ist, und der Wohlstand des elterlichen Hauses quillt nur so zwischen den Zeilen hervor.

Es gibt kaum eine Jugenderinnerung, in der nicht ein Apfelbaum vorkommt. Ha, wie viele Apfelbäume wachsen in Kindheitserinnerungen! Mal steht er im elterlichen Garten, mal im Nachbarsgarten. Manche Schreiber behaupten sogar, sie hätten in den Zweigen des Baumes von der Zukunft geträumt. Ich finde, man sieht, wenn man sich die Apfelbäume genau betrachtet, sehr selten Knaben in den Zweigen träumen. Nach den vielen Erinnerungen an Apfelbäume, Birnbäume und Nußbäume muß die Obstbaumzucht früher viel ausgedehnter gewesen sein. Ich frage mich immer, wo nehmen nun Leute, die in der Großstadt Kinder gewesen sind, den Apfelbaum ihrer Erinnerung her. Oder schreibt man, wenn man in Hamburg oder Leipzig oder Berlin zur Schule gegangen ist, keine Kindheitserinnerungen? Sollte ich mal in die Lage kommen, meine Erlebnisse zu schreiben, von denen ich allerdings annehme, daß auch sie für andere sehr uninteressant sein werden, so werde ich mich mit dem zuständigen Apfelbaum sehr hart tun, denn auf dem Wittenbergplatz in Berlin W stand nicht der kleinste Apfelbaum, und wenn einer dort gestanden hätte, dann müßte an ihm eine Tafel gehangen haben, die ihn dem Schutze des Publikums empfahl. Ein Apfelbaum aber, der dem Schutze des Publikums unterstellt ist, eignet sich nicht zu Erinnerungszwecken, ganz abgesehen davon, daß es streng verboten ist, in den Zweigen eines solchen Obstbaumes von der Zukunft zu träumen.

Festtag / Von Ratatöskr

Kinder, heut geht's uns gut!

Denn warum?
Die Teigschüssel hat gesungt.
Resultat: ein stattlicher Wurf Leberknödel,
zwölf an der Zahl!

Lobet den Herren, den mächtigen König der Ehren!

Über ein kurzes, dann schwimmen sie schelmisch im Tiegel,
tauchen auf, sinken unter, tauchen auf, werden gar...

Halleluja!

Wenn jetzt das Sauerkraut, wie sich's geziemt,
weich wird, geschmeidig wird, prickelig-würzig wird,
wenn es durch Küche und Korridor
ahnungsvoll-propagandistisch duftet —
Kinder —
was fehlt uns da eigentlich noch zur Seligkeit?

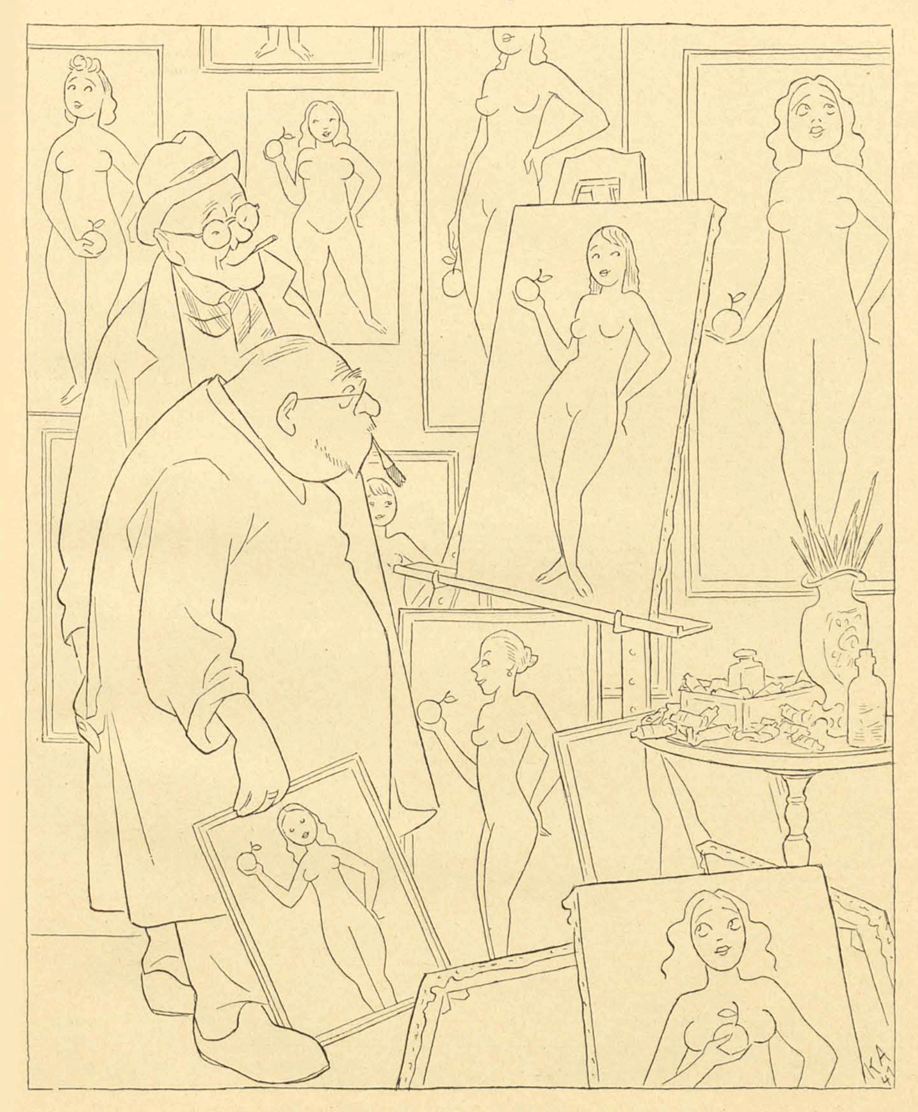
Nichts, schlechterdings nichts —
höchstens etwa ein Kirsch hinterher
(nämlich von wegen ...)
oder vielleicht auch ein Steinhäger .. Wie?

... Woll'n doch mal nachsehn!

Herrgott, Kinder, geht's uns heut gut!

Unter Kollegen

(Karl Arnold)

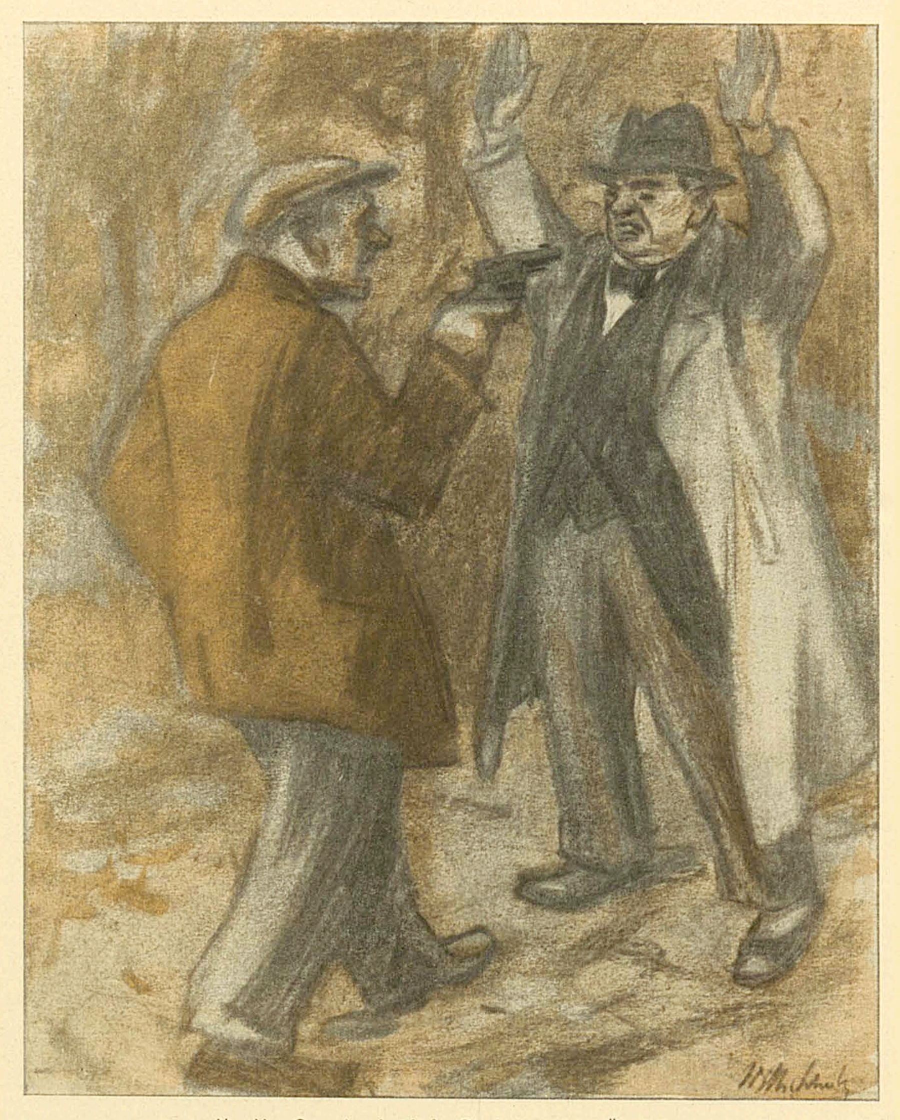


„ — — — und wie gefallt dir des?“ — „I woaß net, i moan deiner Paletten fehlt a Einfallspinsel!“

Fra colleghi: “ . . . e come ti piace questo? . . . „ — “Non so . . . mi pare che alla tua tavolozza manchi il pennello delle trovate!„

In USA.

(Wilhelm Schulz)



„Aber Herr Gangster, das dürfen Sie doch nicht tun. Überfallen werden wir doch nur von den Deutschen, sagt Roosevelt!"

Negli USA.: "Ma, signor Gangster, Voi non dovete farlo, no! Noi non veniamo assaltati — dice Roosevelt — che dai Tedeschi!„

ABEND MIT MERKWÜRDIGEN MÄNNERN

VON HANS FROEHLICH

Immer schon hatte mich das Geschäft mit seinen vielen großen Schaufenstern angezogen, über dem stand: Pferdmenges und Buff. Diese zwei hatten es sich zur Aufgabe gesetzt, den Menschen in schlimmen Tagen zur Seite zu stehen, denn sie versprachen zwar nicht Hilfe in allen traurigen Angelegenheiten — denn sonst wäre ich schon lange, lange ihr Kunde geworden — aber dennoch in Trauerangelegenheiten, d. h., sie betrieben ein Bestattungsinstitut.

Und ich verweilte gern vor den Schaufenstern, wo hübsch aufgestellt, teilweise auf einem Katafalk, jene schwarzen, braunen, silbernen oder weißen langen, merkwürdig in den Wänden gebrochen, Kisten stehen, die man Särge nennt. Dazwischen tummelten sich einige ehrwürdige, staubige Palmen und dann und wann ergötzte das Bild eines Leichenwagens mit schwarzbehangenen Pferden, die erstaunliche Püschel auf den Köpfen trugen, das Auge.

Ich habe mich zwar nie entscheiden können, welchem der so vielkantigen Gebilde ich den Vorzug geben sollte. Silber liebte ich ja sehr, aber schwarz war so vornehm und hätte sicher meiner Stimmung entsprochen, wenn es einmal so weit wäre; aber auch eichgelb oder nußbraun konnte ich mir als Blick- und Ablenkungspunkt für all die, die notgedrungen kommen mußten, gut denken. Da ich aber nicht wußte, welche Farbe die Besagten einmal vorziehen würden, und ich in letzter Minute nicht noch Ärger und Ablehnung hervorrufen wollte, verschob ich die Wahl immer wieder. Einmal wird sie ja jemand treffen.

Aber ich kränkte mich darob nicht und stand immer, wenn ich bei Pferdmenges und Buff vorbeikam, vor den Fenstern und dachte mir dies und das.

Und dabei fiel mir eines Tages ein, daß nicht du und nicht er und nicht sie und nicht es, kurzum niemand aller, die so oder so an mir genagt hatten, mir den letzten Liebesdienst erweisen würden, sondern daß es eine Anzahl von Männern wäre.

Eine Anzahl von Männern, die, ließen sie mich erst einmal aus ihren Händen, wenn der Sarg mit hörbarem Uff die Grabsohle erreichte und sie die Stricke wieder heraufzögen, mich endgültig und unwiderruflich vom Leben zum Tode bringen würden.

Und diese Männer wollte ich sehen. So trat ich in den Laden, leicht erschreckt von einem nicht erwarteten, sanft klingenden Getön, das einige Metallstangen hervorbrachten, die an der Tür angebracht waren. Bald erschien ein Herr, es war nicht herauszubekommen auf den ersten Blick, ob es Herr Buff oder Herr Pferdmenges war. Sein Gesicht war ein Schmerz, daß muß ich sagen. Aber, er konnte mich nicht betölpeln, ich sah sein rechnendes Gehirn: er schätzte mich höchstens auf einen mikrigen Kiefernsarg ein.

Sein Schmerz verwandelte sich in Lebenshärte, als er meinen Wunsch hörte, den Teil seines Personals zu sehen, den man gemeinhin Leichenträger nennt. Er war nicht zu erweichen, wie sollte er auch, er, der soviel Trauriges Tag um Tag erleben mußte. Gegenüber lebendigen Wünschen hatte sein Herz sich verhärtet.

Und da ich wußte, daß die Gedanken eines Dichters bei ihm, dem Händler in Särgen und Sägespankopfkissen, nicht als Münzen gelten, kaufte ich einen Sarg auf Abruf. Fürwahr, einen billigen, billig, wie ich mein schwaches Fleisch einschätzte, ihm die Auswahl der Farbe überlassend, für den akuten Fall. Handelte aber zugleich seine, d. h. meine Leichenträger ein: um 20 Uhr würden sie in der Laternchenkneipe sein; er versicherte mich dessen unter Hinweis auf die bisher von der altrenommierten Firma gelieferten 17 811 Särge; wobei er sich des weiteren zu der Behauptung verstieg, sie wären zur vollsten Zufriedenheit geliefert worden! Als ob er das wissen könnte, der Schalk.

Laternchenkneipe! Ein hübscher Ort, viel Geschnitztes an Wand und Decke und seinen Namen hat es von den kleinen bunten, vielfarbigen Laternchen, die in großer Menge sich über die Räume verteilen. Wirt, Luft und Gäste waren mir vertraut. Sollte ich für ein solches Geschäft mir nicht einen vertrauten Ort aussuchen? Außerdem ist es der Begräbnisplatz meiner Lebensliebe. Es war schon richtig so.

Als ich kam, fand ich sechs Männer vor, biederen Gesichtes, in schwarze Gewandung gewickelt, groß, klein, dünn und etwas besser bei Leibe, je nach dem. Sie standen auf, zogen die Trauerröhren, schwenkten sie, wie sie es am offenen Grabe tun und setzten sie gleichzeitig mit einem Klack wieder auf. Auf dem Tisch war aus Zitronen ein Stern gelegt.

Ich gab jedem gern die Hand; mein Gott, warum sollte ich nicht. Zu Leuten, die mit einem noch als Leiche zu tun haben, soll man höflich sein. Man kann sich doch nicht wehren, wenn sie einem dann am Grabe feindselig nachblicken, und das wollte ich vermeiden.

Ich hatte gleich den Eindruck, in den Kreis einer sehr engen Kaste getreten zu sein. Ihr vornehmes Stillschweigen wurde erst gebrochen, nachdem sich alle vorgestellt hatten. Ich weiß nur noch die Namen Glasernagel und Stichweh, genannt Schrulps. Dann setzten sie sich mit einem Ruck und tranken in einem Zug ihr Glas leer. Das gefiel mir, das waren noch Kerle, sie würden, kraft ihrer Bierarmmuskeln mich wohl sanft niedergleiten lassen und nirgends anecken. Es wäre mir auch verdammt peinlich gewesen, auch auf diesem allerletzten Lebenswege noch letztmalig wieder anzuecken.

Dann sprachen sie ein Verslein mit dumpfer Stimme, das mir mächtig gefiel. Zeugte es doch von der richtigen Berufsauffassung: arbeiten und nicht verzweifeln, selbst bei solchem Geschäft. Der olle, selige Carlyle wußte doch um jeden Beruf. Und das brummten sie in den Raum, mich dabei toll anstierend:

Die Schollen, sie kullern,
wir hören sie bullern,
wir wenden uns ab
in gemächlichem Trab.

So und nicht anders hatte ich mir das auch gedacht und gewünscht: Schollenbullern und gemächliches Abwenden, und dann, dann endlich allein. Ich prostete den Brüdern darauf mächtig zu, und wir kamen in Fahrt. Sie tranken wie die Stinte, das muß ich ihnen lassen, aber es schadete meiner Börse wenig, hatte ich doch dafür ein besonders vorteilhaftes Gemach ad infinitum bei den Herren Pferdmenges und Buff erstanden.

„Kinders", sagte ich, „auf die Dauer muß das doch ein ödes Geschäft sein, dieses Sargaufplumpsen, dieses Schollenkullern und gemächliche Abwenden. Ich für meinen Teil würde es zur Abwechslung einmal dem lustigen Schwiegersohn oder dem stillen Teilhaber an meiner Frau übertragen."

„Nee", meinte Schrulps, „das verstehst du nicht. Du glaubst gar nicht, wie verschiedene Gesichter die Särge haben. Schon wenn man in die Leichenhalle hereinkommt und den Sarg sieht, weiß man gleich, ob das eine vergnügte Leiche in ihrem weiteren abwegigen Wege wird. Schon ob die Kerzen leise und still nach oben brennen oder wackeln wie die Lämmerschwänze, besagt viel. Das eine besagt, der ist wirklich mausetot und hat's verdient, das andere zeigt, daß der Verblichene noch irgend etwas in die Reihe zu bringen hätte auf der Welt. Und dann gibt es auch Särge mit richtig ärgerlichen Gesichtern. Da hängen dann die Kränze schief daran und die Fahne des Reichskriegerbundes, die darübergebreitet ist, ist verrutscht. Manchmal lacht auch so 'n Sarg richtig, wenn z. B. der Deckel nicht richtig paßt und ein Spalt bleibt. Das gibt schon Abwechslung, verlaß dich drauf ..."

„Was aber, Leute", sprach ich, „murmelt ihr eigentlich immer, wenn der Sarg nun glücklich aufgebumst ist und ihr eure schwarzen Zylinderhüte einmal durch die Luft schwenkt?"

Da standen alle sechs wie auf Kommando auf, schwenkten tatsächlich die Tüten, rülpsten ganz leise, und brummten:

„Nun biste tot,
aßt letztes Brot,
vorbei die Not!"

Das gefiel mir ganz gut, ich wollte es mir merken. Plötzlich stand der Kleinste und zugleich Dickste auf und sagte, daß er von seinem Vater ein Buch geerbt, der es wieder von seinem Vater hätte, der eigentlich Student hätte werden sollen. Er wäre es aber gewesen, der die Zunft der Leichenträger in die Familie gebracht hätte, und nun nährten sich schon drei Generationen von Leichen, mit Verlaub zu sagen. Und in dem Buch, in dem lauter Sauflieder ständen, wäre hinten ein Zettel, auf dem stände ein Gedicht, und das wolle er vortragen, weil ich so ein prächtiger Kerl wäre und bisher noch keine Leiche mit ihnen saufen gegangen wäre. Und dann warf er sich in Positur wie weiland Guido Tielscher und sangsprach:

„Ein Wesen durch den Weltraum schreitet,
der schreckerstarrt die Augen weitet,
kommt seines knochenrasselnd Bein
vorbei in Sonn- und Mondenschein.
Noch niemals sah man sein Gesicht
verschönt durch kleines Lächellicht,
und doch gäb' es kein Sterben mehr,
käm' lächelnd einst der Tod daher."

Donner und Gloria! Ich bestellte sofort einen Doppelkümmel, denn einmal von einem Dichter zur Erde gelassen zu werden, das wollte mir behagen. Auch seine Kameraden knallten mit ihren harten Leichenträgerfingern Anerkennung auf die Tischplatte. Und ein anderer erhob sich, es war, wie ich erfragte, ein Vetter von dem dürren Stichweh, und sagte: „Einmal hat der Tod gelacht, ich war dabei. Es war sehr heiß, ich ging einen Sandberg hinauf und sah, daß sich ein Pferd vergeblich bemühte, einen schweren Wagen hinaufzubringen, auf dem noch ein trunkener Knecht saß. Er drosch und drosch auf das Pferd ein, bis es umfiel. Da sprang der Kerl vom Wagen und trat das tote, zuckende Pferd in den Leib. Ich aber rannte dem Kerl ein Messer in den Leib: da hörte ich den Tod lachen."

Schrulps runzelte die Stirn, er konnte den Vetter Stichweh sowieso nicht gut leiden, weil er nach dem von ihm besetzten Posten des Vorleichenträgers gierte; drei andere schoben den Zylinder ins Genick, ich pfiff durch die Zähne. Er gefiel mir auch, wenn es sich allmählich auch herausgestellt hatte, daß das Lachen, das er gehört hatte, ein Hohnlachen gewesen ist, denn es wurde noch lustig weitergestorben. Aber doch sollte er bei meinem letzten Abseilen am Kopfende stehen, wie es nur alten Leichenträgern zukam.

Das Gespräch kam dann auf die leider, leider abgeschaffte schöne Sitte der Leichenschmäuse. Tja, sie sogen ordentlich durch die Zähne, die alten Leichengäule, wenn sie von den Freuden solcher Sitte erzählten; einer spuckte richtig das Wasser aus, das ihm in Erinnerung an waschschüsselgroße Schinken im Brotteig und endlose Knackwürste im Mund zusammengelaufen war. Und einer, sie nannten ihn mit Spitznamen Palmwedel, erzählte eine nette kleine Geschichte, wie er bei einer solchen Leichenfeier, bei der der Brannt-

Im Wald an der Düna

Von Fritz Knöller

Schwarzer Tannen schweigsam' Runde
Wehrt das Licht dem nadeltoten Grunde.
Nur ein Strahl, blitzend Lanzenschaft,
Spaltet rieselbraune Dämmernacht,

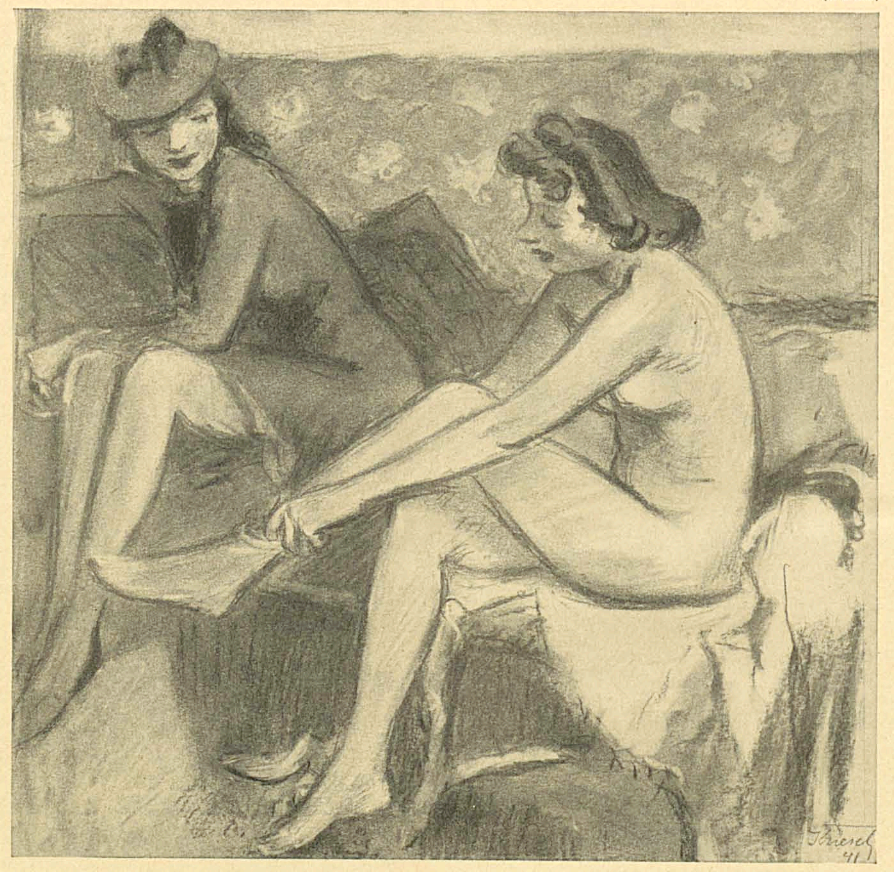
Sprenkelt Moos und Pilz mit fahlem Schimmer
Und des Baches mürrisch kaltes Rinnen.
Riesenfarn, gelbgekörnt, und graue Spinnen
Überziehen längst geborstne Felsentrümmer,

Und die Waldmaus, schwarzbesamtet, lauscht
Erstarrt. In die Waldesödenei
Fern zu ihr ein Wasser rauscht,
Und des Bussards hoher Hungerschrei

Schlägt ihr nacktes, feinbenerotes Ohr.
Draußen auf den grellbesonnten Weiden,
An des Stromes gelbgebranntem Rohr,
Muß die Nachbarin den Tod erleiden.

Neid

(R. Kriesch)



„Lore hat eine gute Figur, das muß man ihr lassen!" — „Na hör mal, die muß sich ja außer der Handtasche alles nach Maß machen lassen!"

Invidia: "Lora ha una bella figura, non c' è che dire!,, — "Ma senti! . . . Ella deve farsi fare tutto su misura, tranne la borsetta!,,

wein quartweise floß, die Frau des Verblichenen und sanft und zünftig auf den Boden des Grabes Herabgelassenen so betört und erobert habe, daß er sogleich die Nacht zur Tröstung bei der Alleingebliebenen geblieben wäre.

Prost konnte ich nur sagen, denn ich fand, er habe seinen Beruf doch etwas über Gebühr ausgedehnt. Darauf sangen wir mehrmals das alte schöne Leichenträgerlied, dessen Refrain:

Wir greifen deinen Sarg ganz sacht
mit unsren starken Händen, parbleu

einen besonders schönen musikalischen Schnörkel hat. Dann sollte der vierte Kumpel etwas zum besten geben, aber er war schon entschlummert; Schrulps strafte ihn mit Verachtung und sagte pfarrerähnlich, aber mit Verve: „Tüte!"

So rückte die Mitternacht näher und damit der Tag, da mich diese Brüder auch einmal unter ihre Finger bekommen sollten; manches Laternchen war schon ausgegangen in dem Lokal.

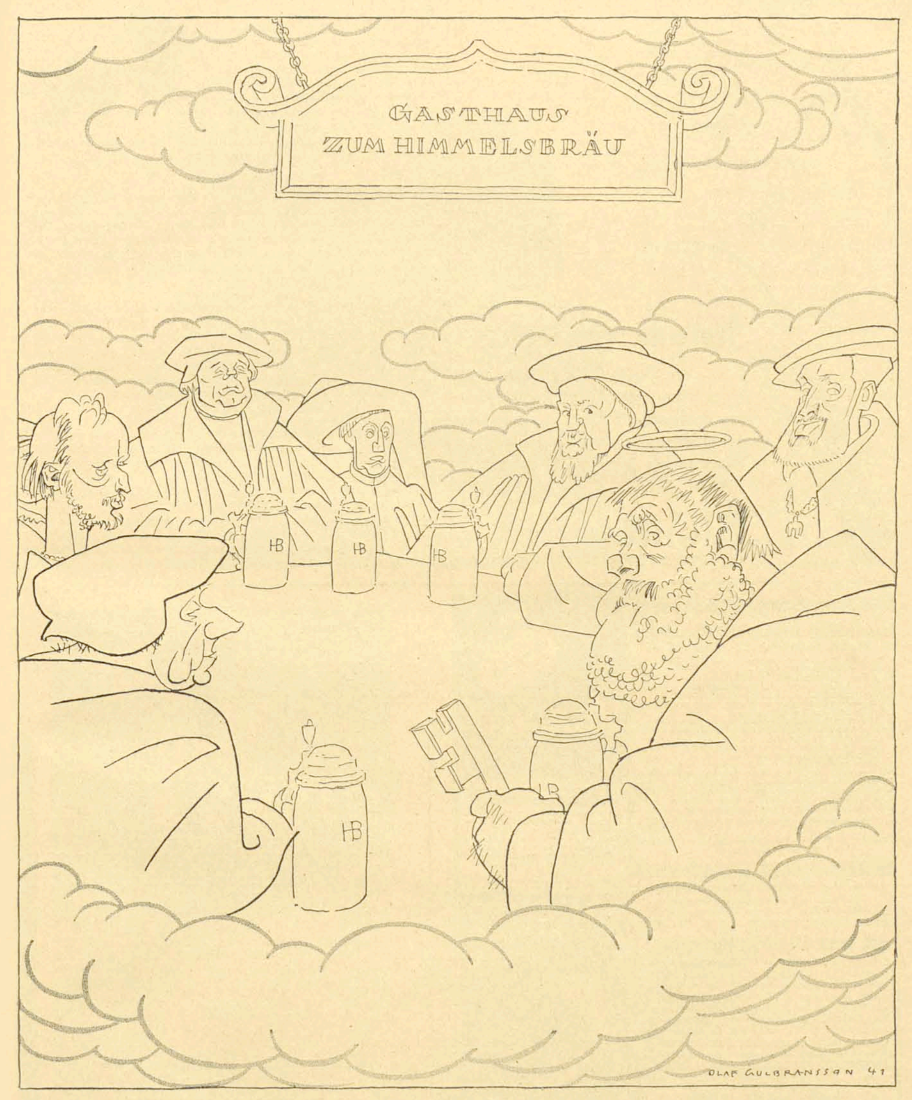
„Das mußt du nicht sagen zu meinem lieben Freund", maulte der fünfte. „Du weißt doch, wie oft er sich schneuzen muß, besonders wenn die Leiche Frieda wie seine Hochselige heißt. Ja, Herr", wandte er sich an mich, „glauben Sie gar nicht, daß unser ehrsames Handwerk uns verroht...." als ihm, dies kaum ausgesprochen habend, die Faust von Schrulps den Zylinder ins Gesicht trieb, daß es aussah, als ob dieser auf den Schultern angewachsen wäre.

Ja, so hatte ich mir den Abend gedacht. Ich war völlig im Bilde über meinen letzten, ja, man kann wohl sagen, allerletzten Umgang, den ich haben würde. Wer kann es mir verdenken, daß ich es wissen wollte. Es waren prima Kerle, sie sollten so bleiben; nur stieg in mir die Sorge hoch, ob ich auch zeitig genug davongehen würde, damit gerade diese edle Runde mir letzten Dienst erweisen könnte.

Schrulps allerdings mußte noch etwas gestraft werden. Ich verlegte mich auf die tolle Trinktour und alsbald sank auch einer nach dem anderen sanft unter den Tisch, so wie ich einmal vor ihren Augen versinken würde. Der letzte war das Rauhbein Schrulps; dann hatte es aber auch ihn erwischt und ich goß ihm noch zwei Glas Branntwein zwischen Hals und Kragen hinein zur Strafe. Der Abend kostete mich RM. 29.35; und trotzdem, wenn ich das Geld zu dem Preise des vorsorglich gekauften Sarges hinzurechne, ist es immer noch ein billiger Sarg.

Selbst der liebe Gott

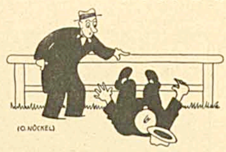
(O. Gulbransson)



„Das ist das erste Mal, daß unser Herrgott nichts weiß. Ich habe ihn nämlich gefragt, wo die amerikanische Verteidigungszone beginnt!"

Persino lo stesso buon Dio!: È questa la prima volta che il nostro Signor Iddio non sa nulla. Gli ho chiesto cioè, dove mai cominci la zona di difesa americana!„

LIEBER SIMPLICISSIMUS



Auf einem Berliner Sportplatz macht der glitschige Boden den Fußballern schwer zu schaffen, und nur zu häufig saust der Ball unbeabsichtigt zwischen die Zuschauer. Ein Mann, der sich einen guten Platz unmittelbar hinter der Barriere gesichert hat, erhält den Ball so kräftig „vor den Latz geknallt", daß er sich glatt hinsetzt. Da beugt sich der Nebenmann herunter und schmunzelt: „Komm schnell hoch, Erich, Sitzplatz mußte nachzahl'n." H.

*

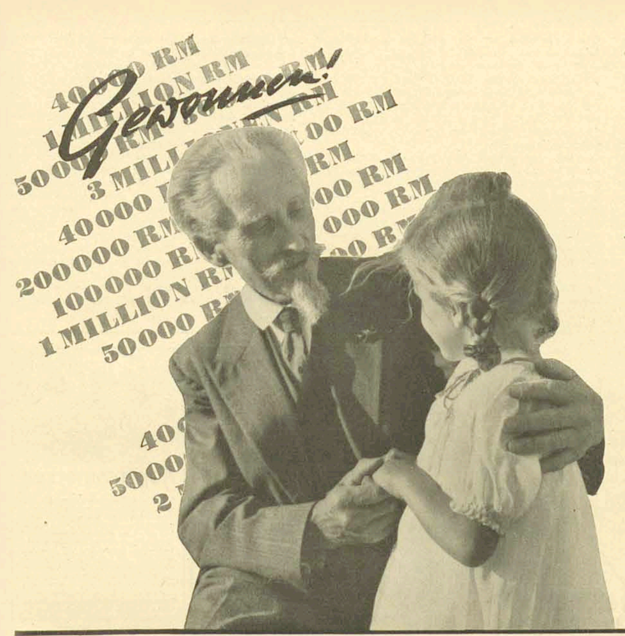
In der Berliner Untergrundbahn fällt ein Zeitungsblatt auf den Boden des Wagens. Im gleichen Augenblick tritt ein Fahrgast einen Schritt zurück und steht mit beiden Füßen auf dem Bogen Zeitungspapier. Mit den Worten: „Moment mal, Moment mal", zupft der Eigentümer des Blattes vergebens an seiner Zeitung. Schließlich sagt er: „Na, Menschenskind, merkste denn jarnich, det de jrößer jeworden bist?" H.

*

Am Rosenthaler Platz in Berlin fährt ein Auto einen Radfahrer an. Die Sache geht aber einigermaßen glimpflich ab, denn bis auf ein paar Beschädigungen am „Trampelmotor" ist nichts passiert. Der Autofahrer entschuldigt sich, gibt dem Radler seine Adresse, ein Geldstück und spricht: „Sollte es nicht reichen, so schreiben Sie mir, dann schicke ich mehr." Der Radfahrer besieht sich das Geldstück und sagt: „Na, hör mal zu, du kannst ma doch nich uff Stottern übafahr'n." H.

*

Der Wirt meines Stammgasthauses ist seit ein paar Tagen unpäßlich. Seine sonst die Küche betreuende bessere Hälfte kümmert sich jetzt auch um die Gäste, und als ich gestern nach dem Abendessen meine Zeche begleichen wollte, sagte sie:
„Alsdann, was ham ma denn g'habt? Ein Gullasch, net wahr, ja —"
„— ein Brot und ein Viertel Wein!" ergänzte ich.
Sie sah mich verwundert an. „Was? Nur ein Viertel haben S' heut trunken? Und da wollen S' schon z' Haus geh'n?" und freundlich animierend fuhr sie fort. „Es ist ja noch gar net so spät! Ein akademisches Viertel können S' schon noch trinken!" H. K. B.





„Jetzt bist Du eine ‚gute Partie' - Lütte!

Noch weiß sie nicht, was diese Worte bedeuten — aber, wenn sie später den richtigen Gefährten fürs Leben gefunden hat, wird sie hören, wie der geliebte Opa für ihre Zukunft gesorgt hat: Durch das Los, das er für sie in der Deutschen Reichslotterie, der größten und günstigsten Klassenlotterie der Welt, spielte. Ist das nicht auch ein Hinweis für Sie, rechtzeitig ein Los zu kaufen — das alte zu erneuern? Oder haben Sie für sich und Ihre Familie keine Zukunftspläne, die sich durch einen schönen Gewinn erleichtern und verwirklichen ließen?

In 5 Klassen werden nun wieder mehr als 100 Millionen RM ausgespielt. 480000 Gewinne sind es, darunter 3 Gewinne von je 500000.— RM und dazu noch 3 Prämien von je 500000.— RM. Und trotzdem kostet 1/8 Los, das schon bare 100000.— RM gewinnen kann, nur 3.— RM je Klasse. Die Gewinne sind einkommensteuerfrei. Wenden Sie sich noch heute wegen Ihres Loses an eine Staatliche Lotterie-Einnahme.

Ziehung der 1. Klasse

17. OKTOBER 1941

Drei gute Gründe:

aromatisch

leicht

frisch

IN DEUTSCHLAND HERGESTELLT

KYRIAZI

Astra

10 KYRIAZI ASTRA

10 ASTRA

4 Pf

MIT UND OHNE MUNDSTÜCK

DER WETTBEWERB

VON CHRISTOPH E. HELK

Liebste Hermine!

Alea jacta est. Wie Onkel Egon immer zu sagen pflegte, wenn es Suppe von Bouillonwürfeln gab. Also nun ist es so weit. Ich habe mich vorgestern verlobt. Im Herbst wollen wir heiraten. Du weißt, welche Angst ich hatte, mich voreilig zu binden und dann nachher enttäuscht zu werden. Aber nun zweifle ich nicht mehr daran, das Glück gefunden zu haben.

Zwei von meinen vielen Bewerbern kamen, wie Du Dich erinnerst, in die engere Wahl, aber das machte es nur noch schwerer, da mir beide gleich gut gefielen und ich absolut nicht wußte, für wen von den beiden ich mich entscheiden sollte. Da hab' ich dann schließlich Deinen Rat befolgt und beide für ein paar Wochen aufs Gut eingeladen, um sie, wie Du vorgeschlagen hattest, sozusagen einer praktischen Prüfung zu unterziehen. Kurt, der ein sehr geschickter Bastler ist, sollte unseren Radioapparat, der nie recht funktioniert, und alle unsere Klingelleitungen einmal gründlich nachsehen, und Hermann, der soviel von Blumen und Pflanzen versteht, einmal den ganzen Garten, der schrecklich verwildert ist, überholen.

Als wir den ersten Abend gemütlich auf der Veranda saßen, brachte ich meine Wünsche ganz bescheiden vor, und sowohl Kurt wie Hermann erklärten sich sofort bereit, alles zu tun, was in ihren Kräften stehe, ein jeder an dem für ihn vorgesehenen Platz. Meine Eltern schmunzelten nur. Ohne daß natürlich auch nur die geringste Andeutung gefallen wäre, schienen sie es als eine Art Wettkampf um meine Hand aufzufassen, und jeder hoffte, den andern an Eifer und Geschick zu übertreffen. Obgleich beide sonst durchaus keine Frühaufsteher sind, erschienen sie schon am nächsten und alle weiteren Morgen Punkt sieben zum Frühstück und begannen dann bald mit der Arbeit. Und ich muß gestehen, sie leisteten beide Erstaunliches. In drei Tagen hatte Kurt die ganze Klingelanlage überholt und sogar aus der Stadt eine Anzeigetafel kommen lassen, auf der man sehen kann, von welchem Zimmer es klingelt. Und dann nahm er sich den Radioapparat vor und brachte ihn ebenfalls tadellos in Ordnung. Währenddem hatte Hermann, fast ganz allein und nur gelegentlich unterstützt vom alten Rasmussen, der aber mit seinen siebzig Jahren auch keine große Hilfe mehr ist, den ganzen Garten auf das sauberste hergerichtet, Sträucher beschnitten, den großen Rasen vor der Veranda gänzlich umgegraben und neu gesät.

Acht Tage waren vergangen, und jeder von den beiden hatte seine Aufgabe auf das glänzendste gelöst, so daß es mir nach wie vor wirklich unmöglich gewesen wäre zu sagen, wer sich nun besser bewährt hätte und wem der Preis gebühre.

Zum Glück hatte sich fast gleichzeitig Edgar Eilers — Du weißt, das ist der, der als Geologe so lange in Chile war — für ein paar Tage angesagt und blieb dann eine Woche. Ja, und da — ich war in der ganzen Woche fast nur mit ihm zusammen, weil die andern doch so beschäftigt waren — da habe ich mich vorgestern mit ihm verlobt.
Gestern sind Kurt und Hermann sehr verfrüht und anscheinend stark verschnupft abgefahren. Meine Eltern konnten es verstehen und haben mir Vorwürfe gemacht. Aber ich finde das sehr unrecht; denn ich habe doch keinem von ihnen ein festes Versprechen gegeben. Und einer von ihnen hätte ja doch auf jeden Fall leer ausgehen müssen. Nur, wenn wir jetzt abends auf der Veranda sitzen und ich sehe die so sauber umgegrabene Rasenfläche vor uns und das Radio spielt so schön und klangrein, da habe ich manchmal doch so ein etwas schlechtes Gewissen. Aber wenn Edgar mich dann unterfaßt, um mit mir in den Garten zu gehen, dann ist es gleich wieder vorbei. Ich bin Dir ja so dankbar für Deinen guten Rat; denn wenn Kurt und Hermann nicht so beschäftigt gewesen wären, dann wäre ich wahrscheinlich gar nicht so viel mit Edgar allein zusammen gewesen, und dann wäre alles vermutlich ganz anders gekommen. Also nochmals herzlichen Dank und viele Grüße von

Deiner Irmgard.

*

WAHRES GESCHICHTCHEN

Einer unserer früheren Landesväter besaß außer dem Schloß in der Residenz noch mehrere andere im Lande.
Ein besonders hübsches bewohnte er mit seiner Familie in den Sommermonaten. Nun pflegten ja solche Schlösser sehr gemütlich und wohnlich zu sein, ließen aber nach damaligem Brauch in sanitärer Hinsicht manches zu wünschen übrig.
Unser Herrscher war daher sehr erfreut, als ihm von Verwandten für dieses Sommerschloß eine besonders sinnreich konstruierte „Zimmergelegenheit“ geschenkt wurde. Sie wurde dann auch eifrig von der hohen Familie frequentiert.
Eines Tages jedoch ging unglücklicherweise dieser kostbare Apparat entzwei. In der Not und weil so schnell kein fachkundiger Handwerker herbeigerufen werden konnte, machte sich ein Kammerherr auf, um aus dem Dorf einen biederen Schmied, der sich auch auf andere Dinge verstand, herbeizuholen. Leider unterließ er es aber aus unbekannten Gründen, den Meister hinreichend in die Natur der zu reparierenden Maschine einzuweihen.
Nachdem der Wackere eine Zeitlang etwas ratlos das Wunderwerk der Technik in Augenschein genommen hatte, entfuhr ihm der beinahe klassische Ausruf: „Minsch, dor hems ja rinschetenl“ C. B.

Roosevelt der Schießer

(Erich Schilling)



„... und wenn wir im Atlantik ein deutsches U-Boot antreffen, Herr Präsident?"
„Was heißt antreffen!? Treffen müssen Sie es, meine Herren!"

MEIN FREUND JOHANNES

Johannes hatte ein etwas leichtsinniges Leben geführt und war dabei dann auch schließlich in Schulden geraten. Als seine Gläubiger ungemütlich wurden, kam er zu mir und bat mich um Hilfe. Ich erklärte mich bereit, ihm das nötige Geld zu leihen, hielt ihm aber vor der Übergabe eine ernste Predigt über den Leichtsinn und seine möglichen Folgen. Schließlich verlangte ich von ihm, mir zu versprechen, daß er den Verkehr mit allen leichtsinnigen Menschen aufgeben würde. Er überlegte ein Weilchen, dann lehnte er ab. Daraufhin verweigerte ich ihm meine Unterstützung. Er überlegte erneut. Endlich sagte er: „Wenn ich nicht so in Druck wäre, würde ich ablehnen. Aber ich muß wohl deinem Verlangen folgen. Kannst du mir nicht wenigstens eine Ausnahme gestatten? Derjenige ist sonst wirklich ganz vernünftig!" — „Nein, Johannes", erwiderte ich. „Wir wollen das Übel gründlich beseitigen." Betrübt nahm er das Geld. Betrübt sah er mich an. Ich glaube, es standen sogar Tränen in seinen Augen. Auch ich war gerührt und reichte ihm die Hand. Er schüttelte sie mir lange. Dann sagte er: „Schade. Ich hatte gehofft, wir würden noch viele Jahre miteinander verleben. Na, dann also nicht. Bleibe glücklich und gesund."

Ich begriff nicht. „Willst du zum Dank für meine Hilfe den Verkehr mit mir abbrechen, Johannes?"

„Du verlangst es ja", sagte Johannes.

Es begann in mir zu dämmern. „Hältst du mich etwa auch für leichtsinnig, Johannes?"

„Wer mir Geld leiht, muß schon sehr leichtsinnig sein!" sagte Johannes. Ich habe ihn von seinem Versprechen entbunden.

J. Bieger

Gleicher Meinung

(K. Heiligenstaedt)



„Die Art, wie dich Max geküßt hat, gefällt mir nicht!"
„Mir auch nicht, er kann es halt nicht besser!"

Dello stesso parere: "Il modo con cui ti ha baciato Massimiliano, non mi piace!„ — "Nemmeno a me; ma che vuoi, non sa far meglio!„

DIE HIRSCHLEDERNEN

VON ROLF FLÜGEL

Heut ist so ein Tag, so ein grauslicher. Nicht nur, daß ich am Morgen der Meinung war, ich bekomme Zahnschmerzen, auch der kalte Hahn im Bad tropft noch immer. Einen Dichtungsring zu kaufen, das ist doch kein Kunststück, sollte man meinen, für die Frau. — Es ist der zweite von links. Wenn ich hinklopfe mit dem Fingernagel, spüre ich es erschreckend: Mit seinem Fundament ist etwas nicht in Ordnung. Noch liegt er auf der Lauer. Wie lange kann es dauern und er springt los — vielleicht wenn ich auf der Hütte bin und das schönste Alpenglühen zu den Fenstern hereinzischt wie ein Himbeerkracherl.

„Zu dumm", sagte ich mittags zu der Resi, denn ich hatte in der Trambahn meine Hirschledernen liegen lassen, „jetzt hab' ich meine Hirschledernen auch noch liegen lassen!" — „Wieso auch noch" ertönt es spitz aus Resis frischgefärbtem Lorbeermund. — „Nun, wo der kalte Hahn im Bad noch immer tropft." —

Resi möchte Verschiedenes auf einmal sagen. Da kommt das Kind vor der Gartentür mit dem Dreirad läutend angefahren und schaut mit runden Augen. Es ist wie ein kristallklarer Tropfen aus dem Rinnsal der guten Ewigkeit. In der Ecke steht der hölzerne Nepomuk. Resis Staublappen fährt ihm kräftiger als sonst über das Käppchen. Aber er ist ein Heiliger und nichts ändert seine Milde. Dann fährt das Kind wieder ab, läutend und lächelnd und es weiß nicht warum. Wie eine rosarote Wolke schwebt die Friedfertigkeit im Zimmer.

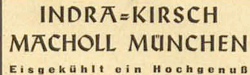
„Die guten Hirschledernen!" sagt sie sanft und ergeben. — „Ja", seufze ich, aber es gilt ebenso den bösen Vorahnungen eines zuckenden Zahnschmerzes im finsteren Drachenverließ, wie den Handschuhen, den handfesten. „Ein Leben lang." — „Na, na." — „— — hätten sie gehalten!" — „Schön, aber nach jeder Wäsche sind sie dicker geworden. Eine Faust, weißt du, eine Faust wenn ich machen wollte — —" — „Hättest keine gemacht!" — „— — so viel Kraft habe ich kaum gehabt. Die Finger sind weggestanden wie bei einer Panoptikumsfigur; in keine Tasche bin ich mit ihnen hineingekommen — —" — „Die guten Hirschledernen!" ertönt es etwas lauter. „Aber nach der Wäsche haben sie dagelegen wie ein Stück Eisenbeton. Mit den Knien haben wir sie gewalkt, um die Finger etwas weich zu kriegen." — „Eigentlich ein Glück", sagte Resi spitz und spitzer und auch das Kind kommt nicht, „daß du sie verloren hast!" — „Ja", entgegnete ich und schaue hinaus, wo eine Amsel einen Regenwurm in die Länge zieht, „zu lachen hat der nichts, der Finder."

„Nein, warum sollte er auch" und nun glüht der Triumph in ihrer Stimme auf wie ein bengalisches Feuer, in dem sämtliche tropfenden kalten und warmen Hähne der Welt zischend schmelzen. — — „Die Hirschledernen — die kannst du nämlich nicht verloren haben (Pause. Viel zu weit in der Ferne läutet das Kind), weil du sie heute morgen vergessen hast mitzunehmen!" — Das sprach sie so hin, eine Heroine des Alltags, indem sie den billigen Aktschluß noch mit einer weitausholenden Theatralik unterstützte, indem sie mit kräftigem Tonfall noch heraushob, was ihr so billig in den Schoß fiel, wie ein von einem mutwilligen Gott herumgewirbeltes Lindenblatt. — Ich hab' sie wieder. Was sich in der Tasche meines Mantels wölbt, ist kein Fußball.

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296) Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach. Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Okt. 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.







Eleg. Korsetts

Feine Wäsche nach Maß
Cl. Röhrer, Dresden-A 20
General-Wever Straße 17



E

DAS GROSSE AUSTRIA A·B·C

AUSTRO TURK

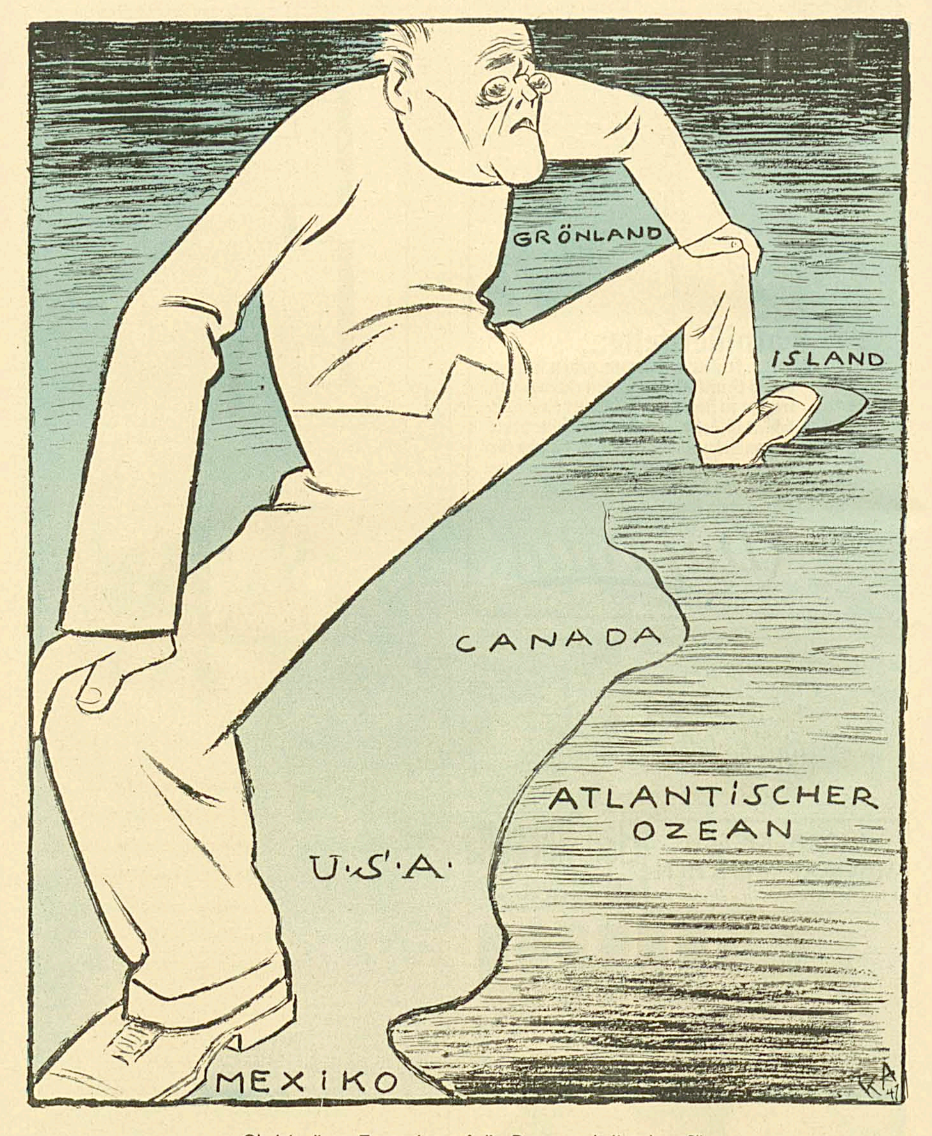
EINKAUF. Die Qualität beginnt beim Rohstoff. Bei der Zigarette beginnt sie bei dem guten, auserlesenen Tabak. Eine eigene großzügige Einkaufsorganisation, die mit den Tabakbauern weltbekannter Anbaugebiete zusammenarbeitet, sichert dem Raucher die bekannt hohe Qualität der Regietabake. Unsere Qualität beginnt beim Einkauf.

Austria Zigaretten
sind gut und ein besonderer Genuß von A-Z

MILDE SORTE 4 Pf. MEMPHIS 4 Pf. III. SORTE 5 Pf. NIL 6 Pf.

Roosevelts Stützpunkt-Imperialismus

(Karl Arnold)



„Ob ich diese Expansion auf die Dauer aushalten kann?"

L' imperialismo, punto d' appoggio di Roosevelt: "Ch' io possa reggere, a lungo andare, a questa espansione?„

München, 8. Oktober 1941
46. Jahrgang Nummer 41

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Churchill, Tod und Teufel

(Karl Arnold)

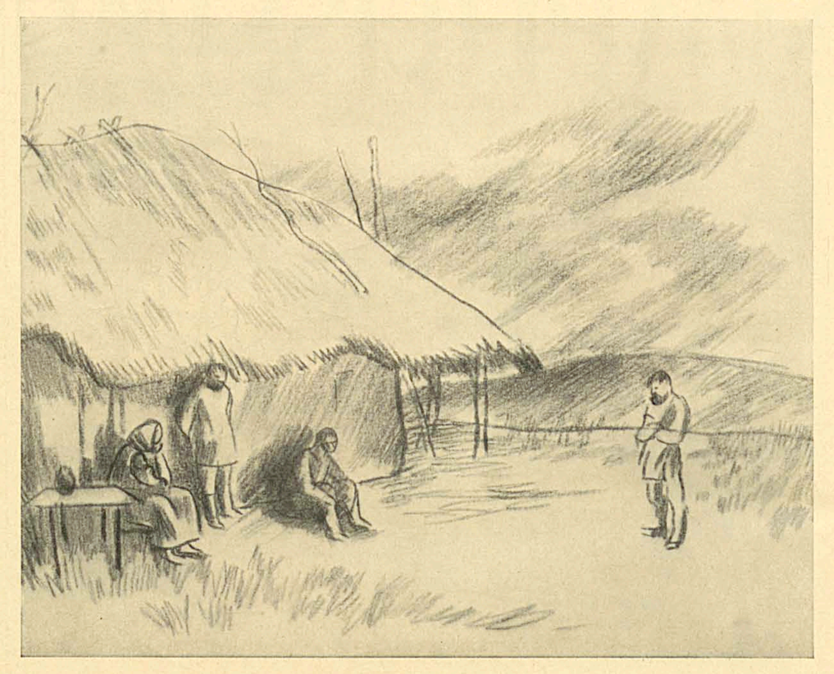


„Was schert uns das bißchen Europa, es geht um mehr, es geht um unsere Ansprüche auf Weltherrschaft!"

Churchill, la Morte e il Diavolo: "Che importa a noi di questo po' d' Europa? Si tratta d' assai più; si tratta dei nostri diritti al dominio del mondo!„

In einem ukrainischen Dorf — In un villaggio dell' Ucrania

(J. Oberberger)



WAS MACHEN SIE MIT IHREN ALTEN ZEITSCHRIFTEN?

Es gibt robuste Menschen, die sind Meister im Fortwerfen. Ich beneide sie. Kaum haben sie so eine Zeitschrift, ein Heft, ein Büchelchen, einen Prospekt, in dem so viel Gedrucktes drinsteht und den die schwarzen und bunten Bilder zieren, ein wenig durchgesehen, etwas davon gekostet, so machen sie kurzen Prozeß mit ihm. Das Blatt wird zusammengeknifft oder sogar mitten hindurch gerissen und mit Nichtachtung fliegt es in den Papierkorb. Sie sind es los für alle Zeiten.

Aber ach, wir Armen, die wir Anhänglichkeit an bedrucktes und bebildertes Papier haben! Wir können uns nicht davon trennen. Immer wieder denken wir, dies hübsche Bild schaust du dir ganz gewiß nochmal an und jenen Aufsatz wirst du sicher einmal wieder gebrauchen. Das heißt, wir denken eigentlich gar nicht so, wir wissen sogar, daß wir niemals die alten Blätter wieder zur Hand nehmen, aber wir bringen es nicht übers Herz, zu handeln und zu rufen: „Fort damit!" Wir heben alles irgendwo auf, legen es in einen großen Haufen, ein Paket oder einen Stoß. Dieser entsetzliche Papierhaufen liegt dann herum und aus ihm ragen vergilbte Ecken hervor. Ein Historiker könnte aus den Staubschichten auf einzelnen Umschlägen die Monats- und Jahresringe ablesen. Dieser Papierhaufen ist uns ebenso verhaßt wie heilig, und wir lassen keine dienstbare Hand heran, weil wir uns vorgenommen haben, hier einmal richtig Ordnung zu schaffen und Wichtiges von Unwichtigem zu scheiden. Ich weiß, nie, nie kommt es dazu.

Glücklich die Leute, die Kinder haben. Kinder sind auch gut gegen Papier. Sie haben einen großen Verschleiß. Wenn man so ein Heft mit bunten Bildern hat, braucht man nur zu rufen: „Max, hier ist etwas Herrliches für dich!" Und es ist hundert gegen eines zu wetten, daß Max sich des Heftes annimmt und es pflichtgemäß schön findet. Jetzt ist die hübsche Zeitschriftnummer fort und doch nicht weggeworfen. Sie kommt ins Kinderzimmer, und man kann gelegentlich dort eintreten und brüllen: „Was herrscht denn hier für ein Saustall", und sich damit über die papiererne Unordnung entrüsten. Dann wird dort vielleicht aufgeräumt und die alten Papierfetzen verschwinden. Zur Verschrottung von alten Zeitschriften und bebilderten Heften sind Kinder wirklich ganz vorzüglich geeignet. Ich rate daher allen, die mit einer unbequemen Sentimentalität für Bedrucktes behaftet sind, zu heiraten und eine Familie zu gründen. Die Zeitschriften wandern ab und können auf dem Wege der Disziplin und des väterlichen Zuchtwesens dann restlos entfernt werden. Foitzick

PETRI HEIL! / Von Ratatöskr

Du, der du des Glücks ermangelst
und doch drauf versessen bist,
hoffst vergebens, wenn du angelst,
wo es nicht zu Hause ist.

Fandst du nicht die rechte Stelle,
taugt der schönste Köder nischt.
Denn die liebliche Forelle
wird nur, wo sie ist, erwischt.

Beißt was an, dann ist es bestens=
falls ein stacheliger Barsch.
Und du mußt dich schließlich trösten
mit dem Männerwort: i. A.!

MEIN FREUND JOHANNES

Es kam einer zu uns, der offensichtlich jemand suchte, den er anpumpen könnte. Er fiel nicht so direkt mit der Tür ins Haus, sondern bemühte sich erstmal, uns auszuhorchen. „Was halten Sie vom Geldverleihen?" fragte er mich.

„Ich tue es nur sehr selten und nicht gerne", gab ich zur Antwort.

„Und womit begründen Sie das?" fragte er.

„Es verdirbt die Freundschaft. Das freie und unbeschwerte Verhältnis zwischen den Parteien wird getrübt", sagte ich.

Er wandte sich an Martin. „Und Sie?"

„Ich tue es nur in ganz besonderen Ausnahmefällen", meinte der vorsichtig.

„Und warum? Was hält Sie davon ab, Geld zu verleihen?"

„Daß man's meistens nicht wiederkriegt", sagte Martin schlicht.

„Aber Sie, Johannes, Sie wissen, daß eine wahre Freundschaft nicht durch Geld zerstört werden kann, und Sie kleben auch nicht so am Mammon, daß Sie nicht gerne einem, der in Not geraten ist, eine Schuld erlassen würden. Was halten Sie vom Geldverleihen?"

„Ich bin sehr dafür", sagte Johannes.

„Das wußte ich. Können Sie mir dann was leihen?"

„Ich verleihe nie Geld", sagte Johannes.

„Warum nicht?" fragte der andere verblüfft.

„Weil ich nie Geld habe", sagte Johannes.

„Aber wenn Sie welches hätten, würden Sie es tun?"

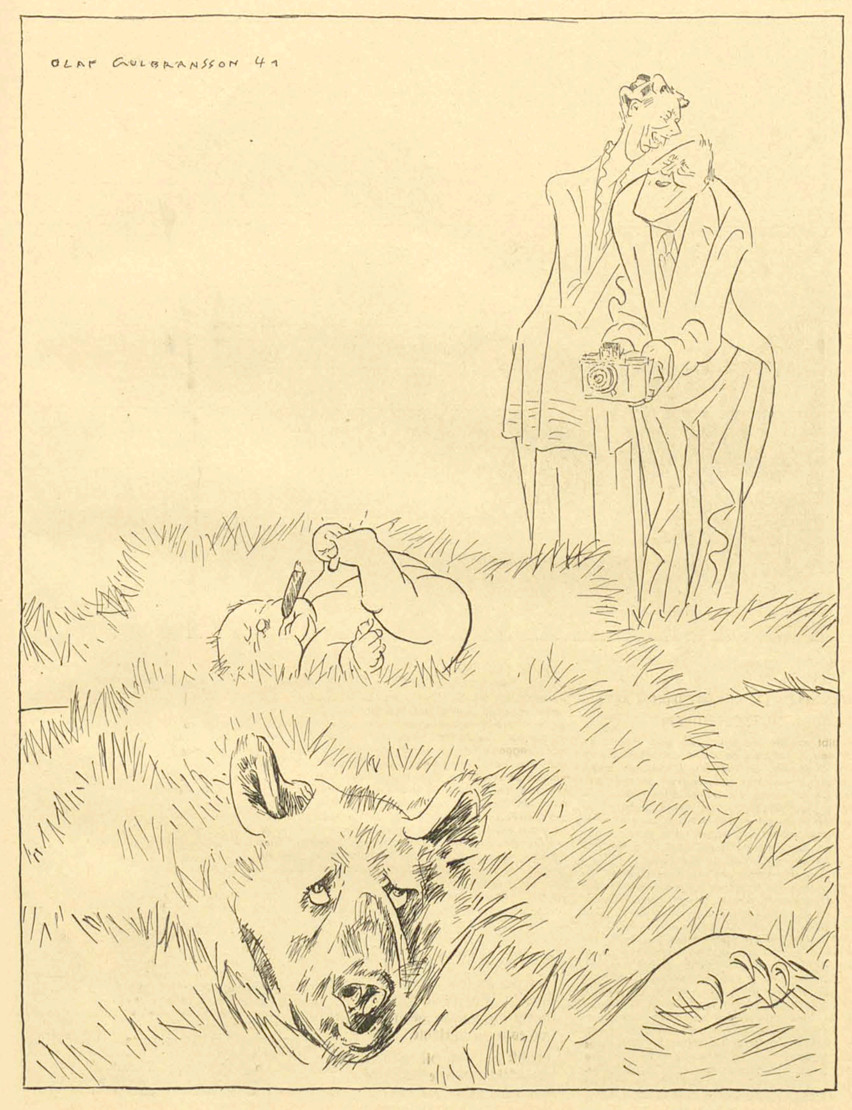
„Nein", sagte Johannes.

„Aber Sie sagten doch eben ...?"

„Das stimmt auch. Ich bin sehr dafür, daß andere Geld verleihen. Möglichst an mich", sagte Johannes. J. Bieger

Auf dem sowjetrussischen Bärenfell

(O. Gulbransson)



„Das wird eine hübsche Erinnerung für spätere Zeiten sein!"

Sulla pelle dell' orso russo-sovietico: "Sarà un grazioso ricordo pei tempi avvenire!,,

Festakt in London

(E. Thöny)



„Ich taufe dich auf den Namen ‚Stalin'! Gott schütze dich vor Verschrottung!"

Atto solenne a Londra: "Ti battezzo nel nome di 'Stalin,! Che Dio ti preservi da una fine tra i rottami!,,

OH, DIESE STATISTIK

VON KARL MUMELTER

Der junge Erembert von Hochenadl war, wie so viele seiner Adelsgenossen im kaiserlichen Österreich, nach mühseliger Erledigung von Mittel- und Hochschule in den politischen Verwaltungsdienst eingetreten und war nach mehrmonatiger Anlernung in der Wiener Statthalterei zum Statthaltereikonzipisten bei der Bezirkshauptmannschaft in Oberhollerbrunn ernannt worden. Schon sein Vater, Großvater und Urgroßvater hatten als Beamte dem Staate gedient, der Großvater hatte den Adel derer von Hochenadl verliehen bekommen, und der Vater hatte durch kaiserliche Huld die Gnade erhalten, den eigentlichen Familiennamen Sengsbradl weglassen und sich bloß von Hochenadl nennen zu dürfen. Dies und die bereits durch Geschlechter fortgesetzte Anpassung, so hoffte der junge Erembert, würden ihm zum Fortkommen nützen oder besser zu einer Laufbahn, vielleicht gar zu einer Karriere verhelfen; denn er war strebsam und wollte nicht sein ganzes Leben in Provinznestern vertrauern und vielleicht als Bezirkshauptmann von Gottweißwo in den Ruhestand treten. Er mühte sich also, in ein Ministerium oder sonst eine Zentralstelle in der fröhlichen Kaiserstadt Wien zu kommen, und es gelang ihm nach wenigen Jahren, „über Intervention", wie man so schön sagt, eines gewesenen Ministerpräsidenten, dreier teils aktiver, teils verabschiedeter Minister, zweier Sternkreuzordensdamen und eines Bischofes in die Reichshaupt- und Residenzstadt zur Statistischen Zentralkommission einberufen zu werden, deren Präsident gewöhnlich ein meist hochadeliger gewesener Minister war.

Erembert von Hochenadl erwies sich aber auch dieses Vertrauensvorschusses wert und nahm sein neues Amt sehr ernst, so ernst, daß er auch in seiner freien Zeit und sogar während seines Erholungsurlaubes oft und oft an sein „Geschäft" dachte, wenn auch nicht an die ihm menschlich etwas fernliegende Handelsstatistik, der er zugeteilt war, so doch an die ihm menschlich oder männlich nähergehende Bevölkerungsstatistik, die sich mit der Fortpflanzung der Menschen befaßt. Sie schien ihm auch für den Staat die wichtigste, da doch überall über den Geburtenschwund geklagt und Abhilfe gefordert wurde. Von Hochenadl ging die Sache besonders nahe: er sah ein, daß, wenn die Särge weiter die Wiegen überwogen, wie gewöhnlich gesagt ward, sein Geschlecht, die Österreicher und schließlich die Menschheit aussterben müßten. Aber bisher hielt sich die Bevölkerungszahl überall immer noch auf der einmal erreichten Höhe, weil eben die Menschen um das, was sie weniger geboren wurden, länger lebten. Von Hochenadl dachte, da wäre vielleicht noch etwas zu machen, und hegte dabei im geheimen die Hoffnung, daß etwa durch nähere Erkenntnis der Tatsache und ihrer Ursachen auch ein Mittel gefunden werden könnte, wie dem für Staat und Volk so bedrohlichen Übelstande abzuhelfen wäre.

Bei seinen Forschungen ging der Jurist von Hochenadl natürlich von der Ehe als der Einrichtung aus, auf die Staat und Kirche die Bevölkerungsbewegung aufgebaut hatten, und vor allem schien ihm die Frage bedeutsam, in welchem Maße die Bevölkerung wirklich zunehme, und die noch grundlegendere, in welchem Ausmaße eine solche Zunahme überhaupt möglich wäre. Er wußte zwar, daß Menschenweiber in der Regel nur ein Kind auf einmal zur Welt bringen, im Gegensatz zu niedrigeren Wesen, die beträchtlich höhere Zahlen von Jungen gleichzeitig in die Welt setzen oder werfen, wie man das mit Recht verächtlich nennt. Er glaubte auch zu wissen, daß ein solches Geschöpf gewöhnlich neun Monate benötige, bis seine Augen genügend abgehärtet wären, um das Licht der Welt erschauen zu können.

Die erste Frage hatte von Hochenadl bei sich längst bereinigt. Unter seinen zahlreichen vornehmen Bekannten hatte er kaum einen oder den andern Zwilling und schon gar keinen Drill- oder Vierling; dann waren auch derlei Sprößlinge ganz besonders ungeschickt und unbrauchbar, weshalb die Wiener stets nur vom „patscherten Zwilling" sprachen. Da war also nichts Gutes fürs Vaterland zu erhoffen, weil es diesem doch nichts genützt hätte, wenn die für einen Nachkommen bestimmten Fähigkeiten auf zwei oder mehr aufgeteilt worden wären.

Desto wichtiger erschien von Hochenadl der zweite Punkt. Obwohl eine vorläufige Umfrage in der Großstadt ihm die landläufige Ansicht von den 40 Wochen im großen und ganzen zu bestätigen schien und auch das Recht in mancher Hinsicht auf dieser Annahme fußte, ließen sich doch schon wesentliche Verschiedenheiten in der Länge des für die Bevölkerungsvermehrung ausschlaggebenden Zeitraumes ersehen. Es schien von Hochenadl somit nicht verlorene Mühe, die auf die einwandfreie Lösung dieser wichtigen Frage verwendet würde.

In einem Dörfchen Kärntens, wo von Hochenadls Eltern seit Jahren den Sommer verbrachten, waren die Leute gewiß nicht so zimperlich, wie es die Stadtmenschen sind, wenn es um so lebenswichtige Dinge wie die Fortpflanzung geht. Also ging von Hochenadl am 13. Juli 1900, als er seinen Sommerurlaub antrat, an das wohlvorbereitete Werk. Und nicht gewissenlos nahm er die Angaben, die ihm die Befragten machten, als wahr, nein, er prüfte jede Bezeitung genau nach, und erst, wenn ihm die Matrik Hochzeitstag der Eltern und Geburtstag des erstgebornen Kindes als richtig bestätigte, zog er die mit Blei aufgezeichneten Angaben der Beteiligten als endgültig erwiesen in seinem schön vorgestrichelten Büchlein mit Tinte aus.

Da ergaben sich nun, was bisher anscheinend noch niemand vor Erembert von Hochenadl entsprechend gewürdigt hatte, ja, es ergaben sich begründete Zweifel an der angeblichen Binsenwahrheit von den 270 oder 280 Tagen; denn Kinder, die 4 oder 5 Monate nach der Verbindung der Eltern zur Welt gekommen waren, gab es in St. Allerheiligen und Umgebung genug, von Siebenmonatskindern gar nicht zu reden. Ja, nach zwei Wochen eifrigsten Umfragens stieß von Hochenadl auf ein Kind von 17 Tagen, und in Dreihaufen geriet ihm sogar ein Kind, das — vor der Vereinigung der Eltern, einige Wochen davor, geboren, in die Hände oder, genauer gesagt, in sein Büchlein.

Zuerst hätte von Hochenadl die Sache bald nicht verstanden. Aber er sah auch hier im Pfarrbuche nach und fragte den Mesner, der die Eintragungen in die Matrik meistens durchführte; doch der gute Mann zwinkerte nur mit den Augen und sagte nicht einmal mehr „Höchste Zeit!", womit sein Berufsgenosse beim 17tägigen Kinde unter witzig sein sollendem Grinsen anscheinend, aber selbstverständlich vergebens, die Angelegenheit aufklären gewollt hatte, als der Statistiker immer wieder nach dem Tage der Hochzeit fragte und eine Verschreibung vermutete. Als gar der Pfarrer und der Gemeindevorsteher, die von Hochenadl wegen des schier unmöglich scheinenden Falles auch angegangen hatte, Einwendungen, in keiner Weise zu berücksichtigende Einwendungen ganz unbestimmter Art gegen seine Feststellungen machten, verwies sie von Hochenadl auf den § 44 des österreichischen allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches: „Im Ehevertrage erklären zwei Personen verschiedenen Geschlechtes ihren Willen..., Kinder zu zeugen...", der doch alle Angehörigen des Staates bände, und bat die beiden Männer, die auf seine Frage zugestehen mußten, nicht Juristen zu sein, höflichst, aber entschiedenst, sich gefälligst nicht in gesetzmäßig vor sich gehende Abläufe einzumischen und ihn nicht das Gesetz kennen lehren zu wollen.

Von Hochenadl faßte sich auch bald: Er erinnerte sich der schwierigen, aber doch so vortrefflichen negativen Zahlen, die das Gegenteil der positiven ausdrücken, sonst aber diesen, nur auf der anderen Seite der Null, völlig gleich sind, so zwar, daß die Leute einen Menschen, der sehr viel Schulden hat, gleich achten und ebenso für vertrauenswürdig halten wie einen Mann, der ebensoviel Geld hat. Er setzte also für das wohl zu früh geborene Würmchen die Zahl der Tage von der Hochzeit der Eltern bis zurück zu seiner Geburt mit einem kräftigen Minuszeichen in seine Liste, und so hielt er es auch bei andern Allzufrühgeburten, die sich übrigens alle mit ihren Müttern des besten Wohlseins erfreuten, so daß sie auch von dieser Seite keinerlei Bedenken weckten. Durch dies echt mathematische, geistreiche Mittel ward es möglich, sie mit regelrechten Geburten nach der Hochzeit zu vergleichen. Einmal allerdings, als der Unterschied gar 753 Tage ausmachte, wäre dem Forschenden die Sache wohl bald verdächtig vorgekommen; aber er besann sich noch zur rechten Zeit, daß ihnen immer gelehrt wurde, es wäre der größte Fehler des Statistikers, sich über den Wert seiner nach bestem Wissen und Gewissen aufgenommenen Beobachtungen Gedanken zu machen oder gar Beobachtungen, die ihm nicht in den Kram taugten, vernunftgemäß auszubessern oder etwa als zweifellos fehlerhaft auszuscheiden. Die Masse muß es eben bringen, das richtige Mittel, und jede noch so wohlgemeinte Auswahl könne die Wahrheit, die eben auch die Statistik wie jede andere Wissenschaft zu suchen habe, in ihr Gegenteil verkehren.

Nicht unerwähnt darf bleiben, daß dem Statistiker auch zahlreiche Kinder unterkamen, die wesentlich später als neun Monate nach dem maßgebenden Zeitpunkte geboren waren. Daß er auf kein vor der Ehe geborenes und unehelich gebliebenes Kind stieß, war bei seinem systematischen Vorgehen von der Ehe aus nicht zu verwundern; denn, wo er keinen Hochzeitstag fand, gab es für ihn weiter nichts zu suchen! Übrigens hätte er, wenn etwa ein Elternteil schon gestorben gewesen wäre, einfach $-\infty$ (sprich minus unendlich) eintragen müssen, wie er in Ehen, wo überhaupt kein Kind geboren ward, hätte $+\infty$ einschreiben müssen, wenn er ganz mathematisch hätte verfahren wollen.

Fünf Jahre lang trieb von Hochenadl so seine Forschungen in fünf verschiedenen Kronländern Österreichs, wo er zu diesem Zwecke seinen Erholungsurlaub verbrachte und fast alle Pfarrgemeinden abgraste, leutselig mit den Einheimischen umgehend, und brachte eine lange, amtlich beglaubigte Liste von vielen tausend Zahlen mit heim.

Die Rechnung ergab nach genauester Überprüfung, wobei sich von Hochenadl eines Rechnungsbeamten bediente, um ganz sicher zu gehn und seinen Amtsbereich nicht zu überschreiten, ergab also, daß das erstgeborene Kind im Durchschnitte fünf Monate und zweiundzwanzig Tage, also ungefähr $5^3/_4$ Monate nach der Hochzeit der Eltern, das Licht der Welt erblickte, was gegen die üblichen 9 Monate eine ganz ansehnliche und für den Bevölkerungszuwachs sehr ins Gewicht fallende Abweichung bedeute.

Bescheiden, wie er war, trompetete von Hochenadl seine bedeutsame Entdeckung nicht gleich in alle Welt, nein, er wollte die heikle Sache in camera caritatis der Wissenschaft bereinigen und veröffentlichte bloß in den streng wissenschaftlichen „Bulletins" einen kurzen „Bericht", in dem er seine Forschungen ganz einfach darlegte: Früher hätte sich die Statistik nie bemüht, den von den meisten aus physiologischen Gründen be-

Unter den Wolken

Von Gottfried Kölwel

Wolken am endlosen Himmel,
Schatten im blauen Meer,
ziehen durch die Weite
ruhlos hin und her.

Über den Blumen der Wiesen
wechselt das goldene Licht,
während die einen besonnt sind,
sind es die anderen nicht.

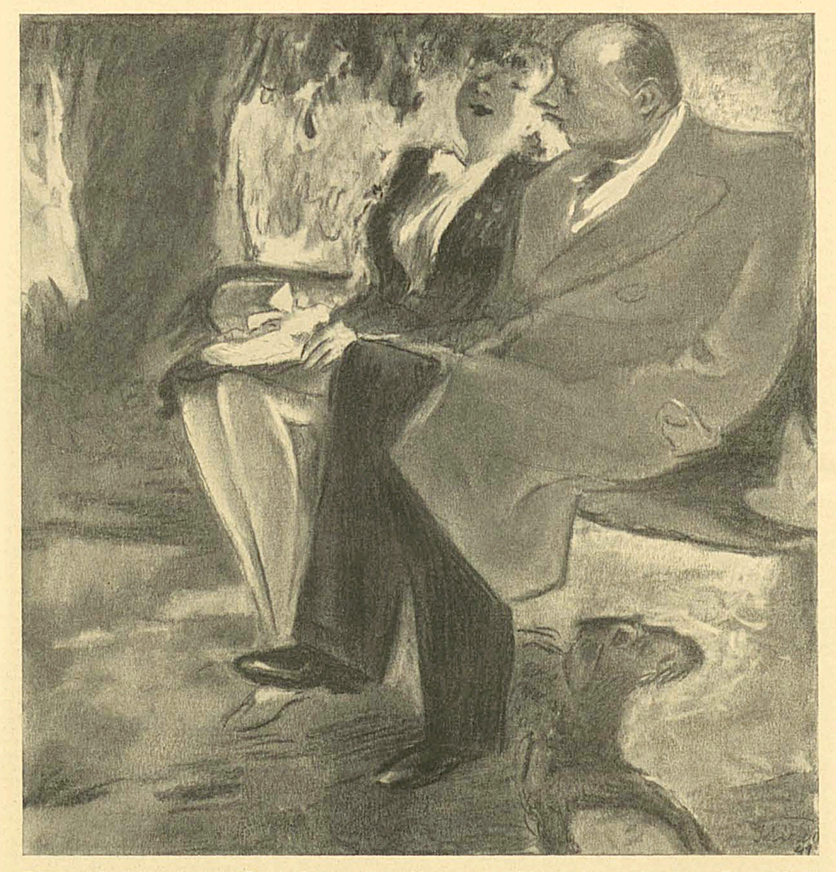
Sieh, wie das Gräslein zittert,
wie die Arnika lacht,
bis die Arnika zittert
und das Gräslein erwacht.

Niemand vermag es zu wissen,
wen die Gnade berührt,
wann der Weg in den Schatten,
wann er zum Lichte führt.

Denn die Wolken am Himmel,
unergründlich im Sinn,
wandern unter der Sonne
ruhlos her und hin.

Herbstliche Elegie

(R. Kriesch)



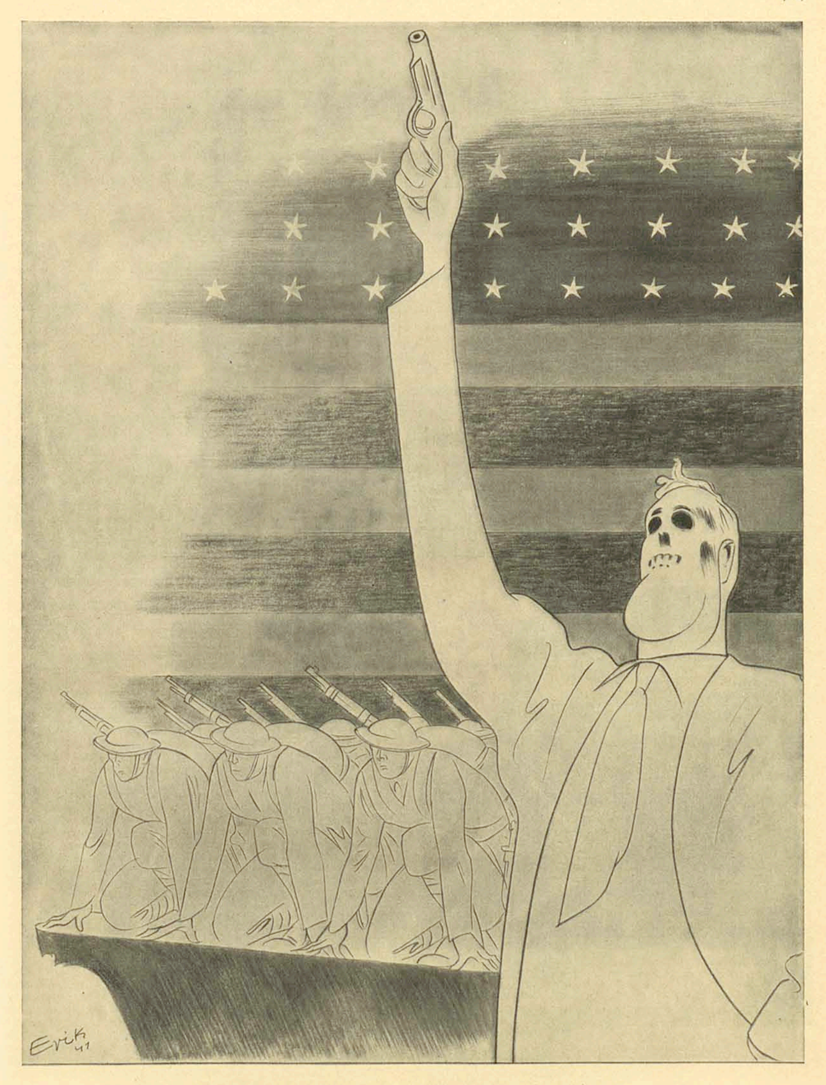
„Erinnerst du dich noch daran, Franz, wie wir . . . ?" — „Ungern, wenn ich gerade so schön in der Sonne sitze!"

Elegia autunnale: "Franz, te ne rammenti ancora . . . come noi . . . ?„ — "A malincuore . . . proprio adesso che sto qui seduto sì comodamente al sole!„

haupteten Zeitraum der Menschwerdung mit wissenschaftlichen Mitteln auf seine Stichhaltigkeit zu prüfen. Er habe dies als erster unternommen und dabei sei es ihm gelungen, durch ein ganz einfaches Mittel — so einfach und simpel, daß niemand vorher daran gedacht hatte und wirklich kaum ein Mensch von gesundem Menschenverstand darauf verfallen konnte! — den fraglichen, für die Bevölkerungsvermehrung maßgebenden Zeitraum durch Abzählen der Tage von der Hochzeit der Eltern bis zur Geburt des ersten Kindes zu messen. Der Durchschnitt dieser Zahlen aus einer ausreichenden Menge von Beobachtungen, die in verschiedenen Gebieten fast das gleiche Ergebnis hatten, gebe den gewünschten Zeitraum. Von Hochenadl erlaubte sich ganz ergebenst, wie es einem Vertreter der Hilfswissenschaft für alles, der Statistik, zieme, unter anderen auch die medizinische Wissenschaft auf diese ihr anscheinend bisher entgangene Tatsache aufmerksam zu machen und zur Erwägung zu stellen, daß das Axiom von den neun Monaten mindestens beim ersten Kinde (oh, von Hochenadl war genau und ließ sich nicht zu übereilten Schlüssen hinreißen!) vielleicht doch nicht ganz richtig sein könne. Die Herren Physiologen möchten ihre fast zum Dogma gewordene Lehre doch vielleicht gefälligst einer kleinen Revision unterziehen, worum er ergebenst gebeten haben wollte. Es werde auch Sache der Herren von der andern Fakultät sein, die Ursachen dieser auffälligen Verschiedenheit bei der Menschwerdung zu ergründen und etwa auf dieser Grundlage, von den zahlreichen, ihm unbedenklich scheinenden „Frühgeburten" ausgehend, Maßnahmen zur allgemeinen Herabsetzung des für die Bevölkerungsvermehrung ausschlaggebenden Zeitraumes in die Wege zu leiten. In einem Nachworte äußerte von Hochenadl noch die Absicht, die Frage auch weiterhin mit den Hilfsmitteln der Statistik zu untersuchen und dazu auch Zahl und Aufeinanderfolge der späteren Kinder ebenso statistisch zu erforschen. Sache der andern Fakultät sei es dann, auf seinen zahlenmäßigen Grundlagen Abhilfe gegen den Geburtenschwund zu suchen.

Roosevelts Startschuß

(Erik)



„QUO VADIS, USA.?"

Roosevelt dà il "Via,,: "Quo vadis, USA.?,,

VERTRAUEN / VON HANS REIMANN

Die alte Dame stand etwa eine halbe Stunde an der Haltestelle. Manche Straßenbahnhaltestellen haben etwas Aussichtsloses an sich. Dies war so eine. Endlich wendete die alte Dame ihr freundliches Profil nach dem blassen Herrn neben ihr. „Sagen Sie, fährt die 17 nicht mehr?"

„Die 17? Die fahrt scho lang nimmer hier lang. Ja mei, da kennen S' ewig warten. Die 17, die fahrt etzda außenrum. Die kimmt nimmer vorbei."

Der bleiche Mann war ordentlich rot geworden. Daß er länger als eine Viertelstunde auf die 9 wartete, das war nicht den mindesten Ärger mehr wert im Vergleich zur Freude über diese weltfremde Person, die er soeben aus dem reichen Born seines Wissens atzen durfte.

Und dann erschien die 9 auf der Bildfläche, und der blasse Mann stieg ein, und von der Plattform wendete er sich um und rief: „Scho lang nimmer ..." Und verschwand. Mit der 9. Die alte Dame blieb stehen.

Es ist unerfindlich, was sie dabei dachte. Ob sie dem Fremden mißtraute? Ob sie ihn für einen Mädchenhändler hielt, der sie durch eine geflissentlich falsche Antwort in die 9 hatte locken wollen?

Es ist unerfindlich und Nebensache. Tatsache jedoch war, daß nach einer weiteren Viertelstunde eine 17 ums Eck bog.

Die alte Dame wendete ihr freundliches Profil nach dem Straßenbahnwagen und hob den baumwollenen, arg verschossenen Regenschirm.

Der Fahrer stutzte, bremste, brachte den Wagen etliche Meter hinter der Haltestelle zum Halten. Erstaunt beugte sich der Schaffner hinaus, wollte etwas äußern, wollte darauf hinweisen, daß dieser Wagen eines Defektes halber aus dem Betrieb gezogen werde und keine Fahrgäste aufnehme; daß er eigentlich durchaus unfahrplanmäßig verkehre; daß er keineswegs aus alter Anhänglichkeit oder aus kindischem Trotz im alten Gleis dahergerattert komme; daß er ein außerdienstlicher, ein dem Publikum unbetretbarer Wagen sei.

Alles das wollte er äußern. Aber während er noch am Anfang seines nicht unkomplizierten Aufklärungsvortrages herumknaupelte und mit der Hand in der Luft fuchtelte, als könne er auf diese Weise nebelhafte Gebilde zu Worten formen, hart wie Backsteinkäse —— währenddem hatte das Mütterchen längst den leeren Wagen erklommen und sich artig auf ihre müden Buchstaben gesetzt.

Der Fahrer, nach einem kurzen Blick über die Schulter, ließ den Wagen sausen. Der Schaffner stapfte auf den programmwidrigen Fahrgast zu.

„Der Wagen is außa Betrieb, meine Dame. Der fahrt nimmer. Der fahrt ins Depot. Weil er nimmer fahren kann. Weil er einen Defekt hat. Sie können nicht mitfahren."

„Ins Depot?" fragte das Mütterchen ... so, wie Aase ihren Peer fragte, ob Petrus gewiß auch Kuchen für sie habe, droben im Himmel, wenn sie eintreffe.

„Freili, ins Depot", erwiderte der Schaffner, während der Wagen unaufhaltsam, keiner Haltestelle achtend, seinem Ziel zustrebte — in jenem göttlichen, pausenlosen Schwung, der aller Straßenbahnfahrgäste sehnlichster Wunschtraum ist: ein einzig Mal durchfahren bis dorthin, wo man hinausmuß.

„Wo befindet sich denn das Depot?" wollte die alte Dame wissen. „In der Nähe von der Spielbudenstraße?"

„Das Depot? Nein, das is ganz, ganz draußen. Aber die Spielbudenstraße, die berühren mir, wenn mir ins Depot fahren. Aber Sie können nicht mitfahren. Der Wagen hat einen Defekt. Weil er kaputt ist."

„Ja, aber wenn Sie doch durch die Spielbudenstraße fahren ——"

Der Schaffner gab es auf. Einen Fahrschein verkaufte er mitnichten. Oder genauer: er fertigte den programmwidrigen Fahrgast nicht ab. Sondern er zog sich auf die Plattform zurück, wo sie am hintersten ist, und grübelte, ob er und sein Kollege sich vor sich selber oder gar einer höheren Stelle wegen des unvorhergesehenen Zwischenfalls zu verantworten hätten.

Jäh unterbrach ihn die Wahrnehmung, daß der Wagen in die Spielbudenstraße eingebogen war. Er hob den Arm, zaghaft erst, dann mit entschlossenem Ruck, zog die Klingel, rief mit gewohnter Ausruferstimme „Spielbudenstraße!" und wartete, bis die alte Dame, die ihm zwei Zehnerl in die Hand und ihr gütigstes Lächeln in die Augen drückte, abgestiegen war. Dann klingelte er abermals und starrte tiefsinnig vor sich hin, indessen der Wagen ins Depot fuhr. Weil er einen Defekt hatte. Weil er kaputt war. Die alte Dame aber schritt ihrem Ziele zu. Sie hatte gewußt, daß die 17 kommen und sie in die Spielbudenstraße befördern würde. Denn die 17 war jahrelang gekommen, jahrzehntelang. Und die alte Dame hatte Vertrauen zur 17 gehabt. Und in einer geordneten Welt wird Vertrauen immer belohnt.

*

MEIN FREUND JOHANNES

Als Johannes ein halbes Jahr Kaufmann gespielt hatte, ging er zum Chef und bat um eine Gehaltserhöhung. Dieser staunte. Er wußte, daß Johannes auf kaufmännischem Gebiet kein großes Licht war und nicht viel leistete. Auch Johannes selber mußte das doch wissen. Aber der Chef wollte ihn nicht betrüben und sagte freundlich: „Ich würde es ja gerne tun. Aber Ihre Tätigkeit und Ihre Leistungen rechtfertigen eine Erhöhung Ihres Gehalts ja leider wirklich in keiner Weise. Die Arbeit geht Ihnen zu schwer von der Hand. Man hat das Gefühl, daß Sie sie nur ungern erledigen. Wenn Sie dagegen mal die andern Herren sehen! Die sind mit Lust und Liebe dabei und schaffen deswegen auch mehr. Denen könnte ich mit größerem Recht eine Erhöhung bewilligen. Das verstehen Sie doch?" — „Nein", sagte Johannes. — „Aber das ist doch ganz klar! Was verstehen Sie denn daran nicht?" fragte der Chef. — „Wenn mir die Arbeit schwerer von der Hand geht als den andern, muß ich doch auch mehr dafür kriegen", sagte Johannes. J. Bieger



Der erste Blick bleibt oft an der Krawatte haften. Sie ist die Stelle am Anzug, die seine Eintönigkeit durch ein interessantes Muster und lebhaftere Farbtöne wohltuend unterbricht. Wegen dieser wichtigen Rolle als Schmuck und Blickfang gebührt der Auswahl der Krawatte besondere Aufmerksamkeit. Wenn Sie aus einer Vielfalt von geschmackvollen, stets neuartigen Mustern eine ganz Ihrem Stil entsprechende Krawatte aussuchen wollen, halten Sie sich an die Kronen-Marke. Jede
Kronen-Krawatte
gibt Ihnen das Bewußtsein, beinahe Einmaliges zu besitzen, was jedem Menschen imponieren wird, der etwas von Krawatten versteht.
27
KRONEN MARKE FMT
Kronen-Krawatten erkennt man beim Kauf in den feinsten Herrenmodegeschäften an der eingenähten Kronen-Marke. Sie sind vollelastisch, handgenäht, elegant und einmalig wie ein Modell, weil von jedem Muster nur wenige Krawatten hergestellt werden.
KRONEN-KRAWATTEN-FABRIK Fritz M. Tübke K.G. BERLIN C 2



Agfa
Ein Begriff
für photographische
Wertarbeit

LIEBER SIMPLICISSIMUS



Als ich dieser Tage auf die Straßenbahn wartete, gerieten zwei aus der Wiener Weingegend kommende Ausflügler hart aneinander.
Ein Wort ergab das andere, plötzlich erklärte der eine, dessen Nase von gründlicher Kenntnis unterschiedlicher Jahrgänge Zeugnis ablegte, kategorisch: „Alsdann, i streit mi net umanander mit dir! I net! Mir steht des gar net dafür. Und wann d' wissen willst, was i mir denk, dann sag i dir ins G'sicht, was d' mi kannst?"
„Was?" begehrte der andere auf, „was hast g'sagt? Sag das no amal, der Herr da is mei Zeuge!"
„Warum denn net?" antwortete der Mann mit der Weinnase und blinzelte mich an, „mir kann ka Zeuge nix schaden! Warum soll i's denn net sagen? Net leiden kannst mi, das waß i scho lang!" H. K. B.

*

Graf Bobby besucht ein Wäschegeschäft. Ein zur Schau gestelltes Kissen erregt seine besondere Aufmerksamkeit. „Was ist das?" fragt er interessiert. „Ein Kissen, Herr Graf." „Jawohl, ein Kissen. Aber ich meine, was das ist?" — „Eine Applikation." „Verstehe, eine Applikation. Aber was ist das?" — „Ein Ornament." „Jawohl, ein Ornament. Aber ich meine, was das ist?" — „Vogelbeeren, Herr Graf. — „Jawohl, Vogelbeeren. Aber von welchem Vogel?" H. S.

*

Karl Ludwig Schleich hatte Gäste. Es ging sehr tiefsinnig zu. Man sprach über Gott und die Welt.
Es war auch ein Operettentenor anwesend. Zugegeben: der Mann hatte eine prächtige Stimme. Was aber seine geistigen Eigenschaften betraf, so war er entschieden zu kurz gekommen. Trotzdem mengte er sich in das philosophische Gespräch. Bei einer besonders blöden Bemerkung herrschte ihn Rudolf Johannes Schmied an, der Dichter von „Carlos und Nicolas": „Halten Sie Ihre Klappe, Sie beschissene Nachtigall!" H. R.

*

Der Leiter einer Veranstaltung in der Provinz, der gleichzeitig auch die Eintrittskasse führte, machte ob des schlechten Besuches ein recht betrübtes Gesicht. Eine Frau trat zu ihm heran und meinte lächelnd: „Nun, heut wirst ein kleines Defizit ham." — „Ein' Dreck hab i, du Rindvieh, draufzahln muß i", lautete die zornige Antwort. D.





6. Deutsche Reichs-Lotterie

„Siehst Du – Lose soll man festhalten!"

Strahlend läßt er „sie" nach dem kostbaren Los haschen. Die Ausdauer hat sich gelohnt. Der große Gewinn ist da — nun wird sofort geheiratet. Nun sind sie sicher, daß für ihre Zukunft gesorgt ist, auch wenn es mal Rückschläge gibt — daß sie ihren Kindern vieles im Leben erleichtern können. Die Deutsche Reichslotterie, die größte und günstigste Klassenlotterie der Welt, ist wieder einmal die „gute Fee" gewesen. Spielen auch Sie mit — vertrauen Sie Ihrem Glück — kaufen Sie noch heute ein Los oder erneuern Sie Ihr altes Los.

480000 Gewinne, darunter 3 Gewinne von je 500000.— RM — dazu 3 Prämien von je 500000.— RM —, alles in allem mehr als 100 Millionen RM — diese Gewinne werden jetzt wieder in 5 Klassen ausgespielt! Je Klasse kostet 1/8 Los nur 3.— RM und doch kann es 100000.— RM gewinnen. Die Gewinne sind einkommensteuerfrei. Wenden Sie sich noch heute wegen Ihres Loses an eine Staatliche Lotterie-Einnahme.

Ziehung der 1. Klasse

17. OKTOBER 1941



Ly-Feder

Ly-Federn tragen die LY-Hochprägung.

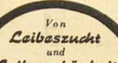
Heintze & Blanckertz Berlin

Ischias — nur bei Nacht?

Tagsüber werden Ischiasschmerzen oft nicht so quälend empfunden — vermutlich weil das Blut dann lebhafter kreist und auch äußere Eindrücke für Ablenkung sorgen. Aber dieses Nachlassen des Schmerzes und auch das vorübergehende Verschwinden darf nicht täuschen: Die Ischias wird man nur durch gründliche Behandlung los!

Als hervorragendes Mittel bei Ischias, Gelenk- und Gliederschmerzen, Rheuma, Gicht, Hexenschuß sowie Nervenschmerzen und Erkältungskrankheiten haben sich seit 25 Jahren Togal-Tabletten ausgezeichnet bewährt. Togal wirkt schmerzstillend, beruhigt und hilft Arbeitsfähigkeit und Wohlbefinden bald wieder herzustellen. Keine unangenehmen Nebenerscheinungen. Togal verdient auch Ihr Vertrauen! Es gibt keinen Togal-Ersatz! Sie bekommen Togal für Mk. —.89 und Mk. 2.19 in jeder Apotheke.

Kostenlos erhalten Sie das interessante, farbig illustrierte Buch „Der Kampf gegen Rheuma, Nervenschmerzen und Erkältungskrankheiten" vom Togalwerk München 8—O/6



Von *Leibeszucht* und *Leibesschönheit*

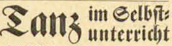
18 herrliche Farbbilder mit Text. Das erste Farbfotobuch von der Schönheit des Menschenleibes. In schönem Leineneinband 8,80 RM. Mit Porto und Nachnahme 9,45 RM.

Albanus Buchvertrieb Berlin SW 68/19




Schlanker? Elastischer? Straffer? **Ja!**

Im Kampf gegen den Bauch ist der Gentil-Gürtel auch Ihr Bundesgenosse. Sofort sehen Sie schlanker aus, werden beweglicher und elastischer. Vor allem hilft er überflüssiges Fett wegmassieren. Als sichere Leibstütze vielfach ärztl. verordnet. Preise v. RM 12.- an. Kat. H 66 (Herr.) u. D 66 (Dam.) kostenlos. Herrengürtel punktfrei! J. J. Gentil, Berlin W9, Potsdamer Str. 12



Tanz im Selbstunterricht



mit 198 Bildern. Sie lernen bequem und sicher zu Hause die modernen Tänze, alle Schritt-, Rund- und Gesellschaftstänze, ferner den guten alten Walzer (auch linksherum), Polka, Rheinländer, Menuett, Figurentänze usw. Jeder Schritt genau abgebildet und erklärt. – Dazu: „Die Kunst zu plaudern und gewandt zu unterhalten", die Sie befähigt, sich überall beliebt zu machen. Bestellen Sie die Auflage 1941 „Der flotte, redegewandte Tänzer", 280 S. RM 3.85 einschl. Porto (Nachn. RM 4.15).

Buchversand Gutenberg Dresden-U 379
Emil Rudolph.

Rasier dich ohne Qual



mit **Punktal**

4½ · 9 · 15 ₰

PUNKTAL-RASIERKLINGENFABRIK SOLINGEN



Lest die „Münchner Jllustrierte"

Der Neue Brockhaus **Das Lexikon der deutsch. Familie.** Neueste Auflage 1941. 170000 Stichwörter, über 10000 Abbild., davon 1000 bunte u. 1 farbige Tafeln u. ein zerlegbares Modell des Menschen. 4 Leinenbände nur RM. 46.—. Band 1 sofort lieferbar, weitere Bände in 2—3 monatig. Abständen. Monatl. nur RM. **4.60.**

Das Reich der Tiere **Das Tier in seinem Lebensraum.** Aufregend, abenteuerlich und bunt ist das, was Hagenbeck, Sven Hedin u. a. erzählen. Wir erkennen die allgewaltige Natur und ihre großen Zusammenhänge. 3 Leinenbände im Großformat mit 1500 Abbild. RM. 75.—. Monatl. nur RM. **7.50.**

Der deutsche Wald **Sein Leben und seine Schönheit.** Jäger und Förster schildern den herrlichen deutschen Wald mit seiner Schönheit, seinen Blumen, Menschen und Tieren, seinem Leben und Sterben. 600 prächtige Bilder. Leinen RM. 22.—. Monatl. nur RM. **3.—.**

Heldentaten **10 berühmte Bücher deutscher Ruhmestaten.** Reihe **I:** Plüschow: Flieger von Tsingtau. Marschall: Torpedo, Achtung, Los! Bohlen: Schleier, Fez und Turban. Schoen: Auf Vorposten / Tannenberg. Leinen RM. 14.25. Reihe **II:** Richthofen, der rote Kampfflieger. Valentiner: U 38. Dettmann: 40000 km Feindflug. Kreuzerkrieg führen. Im afrikan. Dschungel. Leinen RM. 14.25. Auf Wunsch je Reihe monatl. nur RM. **2.50.** 1. Rate bei Lieferung.

Buchhdlg. Tritsch Düsseldorf K 50

MULCUTO DIAMON ZWEISCHNEIDER

1 VORRASUR · 2 NACHRASUR · 3 TASTKERBE · D.R.P.

FÜR DEN STÄRKSTEN BART

Die praktische Erfindung mit **2** verschiedenen Schneiden für Vor- und Nachrasur

Gebrauchsanweisung:
Normalschneide Nr. 1 für die Vorrasur
Hohlschliffschneide Nr. 2 für saubere Nachrasur
Tastkerbe Nr. 3 (D.R.P.) zur mühelosen Unterscheidung **beider** Schneiden

Rasierproblem 100% gelöst

6 ₰ 9 ₰ 13 ₰

In den Fachgeschäften zu haben

Mulcuto-Werk, Solingen

Das Schreiben ist eine Lust mit dem

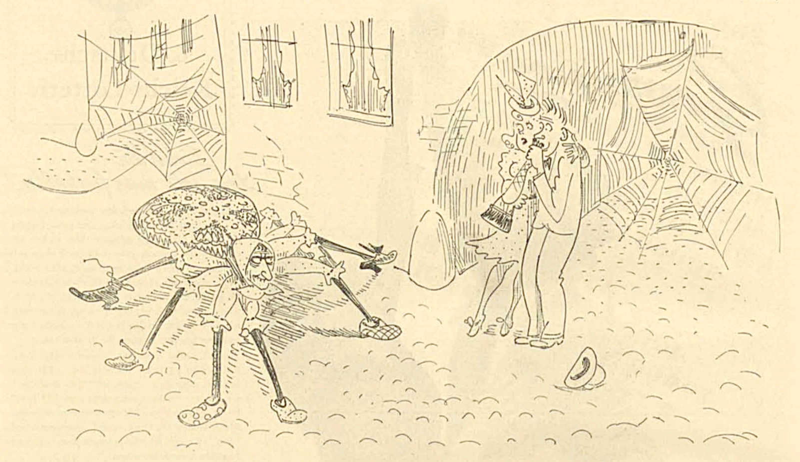
TINTENKULI



Weil viel verlangt, oft vergriffen

Die böse Hausmeisterin — La portinaia maligna

(F. Bilek)



Der Engel auf dem Balkon

Von Konrad Seiffert

Oliver Elmsleigh kam aus den Staaten, aus Detroit. Er hatte strohblondes Haar und eine Haut, die an die eines rosigen Ferkels erinnerte, mit vielen Sommersprossen im Gesicht. Seine Arbeit im Kamp unserer Petroleumgesellschaft — etwa eine Stunde von Stadt und Küste entfernt — tat er mit Pfeifen und Lachen. Dazwischen trank er.

Wir alle tranken. Was hätten wir wohl mit dem vielen Geld anfangen sollen, das wir verdienten! Jeden Sonnabend und Sonntag waren wir in der Hafenstadt, wo wir noch mehr tranken als sonst. Oliver Elmsleigh war immer bei uns.

Auf einer dieser Stadtfahrten verriet er uns, daß er ein Mädchen kennengelernt habe, eine Frau, eine Dame, ach was! — einen Engel: „Ihr müßt sie Euch ansehen! Ich werde sie Euch zeigen!"

Richard de Vries meinte: „Sei vorsichtig! Hierzulande spielt man nicht mit den Frauen, vor allem nicht mit den Töchtern der ehrbaren Bürger. Und ich nehme doch an, daß dein Engel die Tochter eines Bürgers ist, wie?"

„Ja", sagte Elmsleigh, „sicher! Ich sah sie bis jetzt nur auf dem Balkon eines Hauses. Ich habe ihr zugewinkt und zugelacht. Und sie hat das auch getan. Ein Engel, indeed!"

„Willst du diesen Engel heiraten?" fragte ich.

Elmsleigh überschlug sich beinah vor Lachen, hieb sich auf die Schenkel und schlug mir den Hut vom Kopf vor Freude über den guten Witz, den ich seiner Meinung nach gemacht hatte.

Aber ich meinte es ernst. Denn ich wußte, daß es hier nicht viel zu scherzen gab: einer Dame auf dem Balkon von der Straße aus zuwinken, sie anlachen, vor ihrem Hause auf und ab gehen, das führte immer zur Verlobung und zur recht schnellen Heirat. Es gab da kaum einen Ausweg. Das sagte ich dem Oliver Elmsleigh. Aber er lachte nur noch mehr.

Wir fuhren zuerst zum Stadtbüro unserer Gesellschaft, wo wir verschiedenes mit Mister Burton, dem Chef, zu besprechen hatten. Elmsleigh lud uns danach zu einem kleinen Drink mit anschließendem Spaziergang ein. Natürlich sollten wir an dem Hause vorbeipromenieren, in dem die Dame wohnte, die seiner Meinung nach ein Engel war. Den Drink nahmen wir an. Das Vorbeipromenieren lehnten wir kalt ab. „Geh allein", sagte de Vries, „die Sache ist uns zu gefährlich. Aber wenn du uns das Mädel zeigen willst, nun gut: wir werden im Wagen vorbeifahren, während du deine Verbeugung zum Balkon hin machst!"

Und das taten wir dann auch so. Oliver Elmsleigh ging. Wir fuhren langsam hinter ihm drein. Mit unserm Wagen, der so aussah, als habe ihn der alte Mister Henry Ford als kleiner Junge benutzt auf seinen Fahrten von der Farm seines Vaters zur Schule. Viel schneller als Elmsleigh zu Fuß kamen wir mit unserm Wagen auch nicht vorwärts. Es ging zuerst am Hafen entlang, dann um die halbe Plaza herum und weiter zum Stadtrand zu. Von der andern Seite der Straße aus machte uns Elmsleigh Zeichen. Er wies auf ein Haus hin, das alt und braun und schmucklos war wie alle andern Häuser, und das in der Mitte des ersten Stockwerks den bekannten Gitterbalkon hatte. Elmsleigh deutete uns an, daß dies der Balkon war. Er war leer. Und wir fuhren daran vorbei, schipperten ein Stück weiter, wendeten und waren dann wieder vor dem Hause. Elmsleigh auch. Es zeigte sich niemand auf dem Balkon.

Als wir aber mit vielem Getöse zum fünftenmal vorbeikamen, und als Elmsleigh unter dem Balkon stehengeblieben war, erschien oben ein Mädchen, eine Frau, eine Dame. Sie sah gut aus, sehr gut sogar. Sie lachte, versteckte sich hinter einer Art von Vorhang, trat aber dann doch ans Geländer. Wir sahen, daß Oliver Elmsleigh mit ihr sprach. Nein, hören konnten wir nichts. Die beiden lachten. Elmsleigh machte eine theatralische Gebärde. Es sah aus, als wolle er nicht nur seinen Engel, sondern die ganze Welt umarmen. „Los!" sagte ich zu Richard de Vries. „Wir hauen ab! Der Junge ist so gut wie verheiratet!" Und wir fuhren davon.

Mehr sahen und hörten wir nicht von der Geschichte. Nur daß Oliver Elmsleigh erst gegen Beginn des nächsten Morgens in unserm Zimmer erschien, muß noch gesagt werden. Dieses Zimmer bewohnten wir zu dreien gemeinsamen, wenn wir uns eine Nacht in der Stadt aufhielten.

Was in dieser Nacht geschah, erzählte uns Elmsleigh. Er hatte mit dem Engel auf dem Balkon ein Zusammensein vereinbart. Und da die Dame das Haus nicht verlassen durfte, sollte er zu ihr kommen. Sie wollte dafür sorgen, daß die Tür gegen zehn Uhr offenstehen würde.

Um zehn war Elmsleigh da. Die Tür war offen. Er trat ein, stand nach einigen Schritten in einem viereckigen Hof, ging vorsichtig weiter, schritt vier oder fünf Stufen zu einer Veranda hoch, die er querte, und kam dann in ein dunkles Zimmer, wo er unschlüssig stehenblieb.

Nach einigen Minuten hörte er, wie draußen an der Straße die Tür geöffnet wurde, er hörte Männerstimmen und Männertritte. Er lief hastig hin und her, riß einen Stuhl um, der polternd fiel, wollte sich verstecken. Aber da flammte Licht auf.

Und er sah sich drei breitschulterigen Männern gegenüber, die, als sie ihn entdeckten, sofort ihre Revolver in der Hand hielten. Ehe er etwas sagen und erklären konnte, rief der eine der beiden jüngeren Männer: „Nicht schießen, Pa! Das ist ja der Bräutigam Luisas!"

„Ah!" machte nun der Alte, „ah! Mein Haus ist das Ihre, Señor! Alfredo Bandurrias, zu dienen, Señor! Und das sind meine ältesten Söhne José und Carlos!" Alle drei verbeugten sich, schwenkten ihre Hüte, lächelten verlegen. Denn die Situation war wohl doch etwas eigenartig.

Und dann kam, wuchtig, breit, im Nachtgewand, Alfredo Bandurrias Gattin, Doña Ana. Sie schluchzte laut auf, als sie Elmsleigh sah, schlang ihre fetten Arme um seinen Nacken, küßte ihn auf beide Wangen, und die Freudentränen rannen ihr in kleinen Bächen übers Gesicht.

Oliver Elmsleigh stand wie erstarrt. Er konnte nichts sagen, er rang nach Worten. Man setzte ihn in einen Sessel. Er ließ alles mit sich geschehen.

Und er erfuhr, daß das Ehepaar Bandurrias und auch die beiden Brüder sehr genau über ihn und vor allem über sein Einkommen bei der Petroleumgesellschaft unterrichtet waren.

„Sie können mit diesem Einkommen", meinte Alfredo Bandurrias, „sehr gut sich selber und unsere Familie ernähren. Wir sind nur acht Personen. Oh, es wird sehr schön und gemütlich werden!"

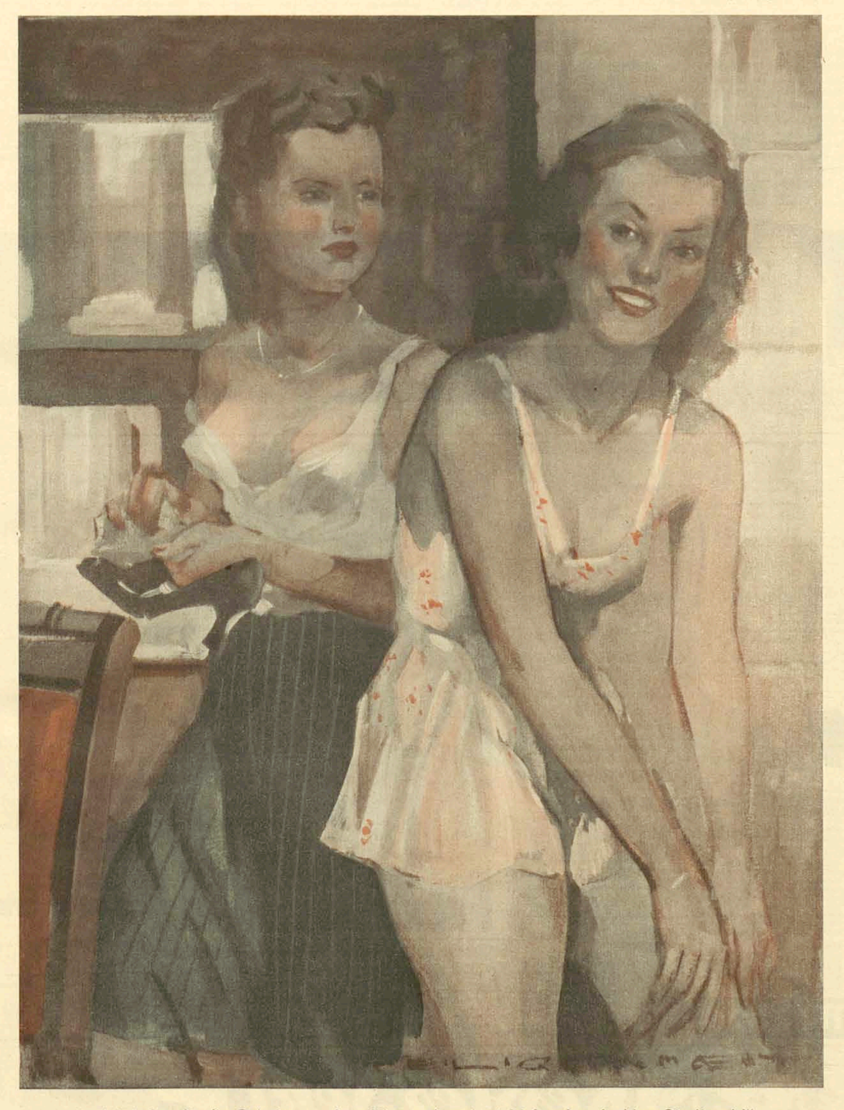
Elmsleigh sah starr zu dem Vater seines Engels hin. Und der sprach weiter: „Wie wär's, wenn Sie sich morgen gleich einrichteten? Das Nebenhaus ist zu verkaufen. Es gehört einem guten Bekannten von mir. Er wird es Ihnen billig abgeben! Und dann wohnen wir hübsch dicht beieinander!"

Inzwischen weinte Doña Ana unaufhörlich und bedauerte es immer wieder, daß sie ausgerechnet Luisa, ihr Herzblatt, so schnell und so unerwartet einem fremden Manne überlassen müsse.

Elmsleigh rang nach Atem. Das Mädchen Luisa übrigens, den Engel vom Balkon, bekam er nicht zu Gesicht in dieser Nacht. Endlich aber raffte er

Freundinnen

(K. Heiligenstaedt)



„Ich habe dir die Schuhe nur fürs Kino geborgt, nicht für den dunklen Stadtpark!"
„Der Film war ja für Jugendliche verboten!"

Amiche: "Io ti prestai le scarpe pel cinema e non già pel buio parco pubblico!,, — "Eh sai, il film era vietato agli adolescenti . . . !,,

sich auf und stammelte etwas von Versehen und einer Kette von Mißverständnissen und so weiter. Er stand auf, drehte verlegen seinen Hut hin und her, wollte sich sacht empfehlen.

Als er das von den Mißverständnissen sagte, bekam Señor Bandurrias, der breit und wuchtig, mit gespreizten Schenkeln, vor ihm saß, kalte, glitzernde Augen. Seine gewaltigen Hände sahen aus, als würden sie sich jeden Augenblick um den Hals unseres Oliver legen. Doña Ana aber schrie auf und fiel in Ohnmacht, nachdem sie noch dreimal „Skandal!" gestöhnt hatte.

José und Carlos, die Söhne, waren aufgesprungen, sie hielten ihre Revolver genau auf die Brust Elmsleighs gerichtet und waren bereit, die Schande, die er der großen, angesehenen Familie Bandurrias angetan hatte, auf der Stelle blutig zu rächen. Aber es wurde nicht geschossen in dieser Nacht. Es floß kein Blut.

Don Alfredo erhob sich, schnaufte wie ein Wildschwein und fragte den Oliver, wie er sich die Klärung der Angelegenheit wohl vorstelle. Elmsleigh wußte nicht, was er sagen sollte.

Carlos hatte das Zimmer verlassen, kam aber nach kurzer Zeit mit einem fremden Herrn zurück, der sich als Advokat Bréas vorstellte, und der dem Überraschten ein Schriftstück zur Unterschrift vorlegte. In diesem Schriftstück bescheinigte Oliver Elmsleigh, der Familie Bandurrias dreitausend Pesos zu schulden. Er verpflichtete sich, diesen Betrag innerhalb eines Monats zu bezahlen.

Elmsleigh unterschrieb. Seine Brieftasche mit etwa vierhundert Pesos nahm ihm Alfredo Bandurrias gleich ab, ebenso seine Uhr und einen Ring, der allerdings nicht viel wert war. Danach geleiteten ihn die Männer ins Freie. Sie verbeugten sich elegant vor ihm und schienen ihm nicht mehr böse zu sein. Wir lachten, als er uns die Geschichte erzählte, und rieten ihm, so schnell wie möglich zu verschwinden.

Als aber Burton, sein Chef, alles erfuhr, fluchte er sehr häßlich: „Erst bezahlen Sie Ihre Schulden, Sie Knabe, danach dürfen Sie verschwinden! Oder glauben Sie, ich will Ihretwegen Schwierigkeiten haben mit den Behörden, he?"

Elmsleigh bezahlte ehrlich innerhalb eines Monats und verschwand. Wir waren der Meinung, daß er noch verhältnismäßig billig dabei wegkam. Denn wenn er wirklich Luisa, den Engel auf dem Balkon, und ihre ganze angesehene Familie hätte heiraten müssen, wäre das sicher teurer für ihn gewesen!

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296) Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Okt. 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.



Dirndl-, Trachten-, Dekorations-, Bezugs-Stoffe

Aus eigener Erzeugung

Bäuerlicher Hausrat

München, Residenzstraße 3, an der Hauptpost, Telefon 24305





Ziehung 1. Klasse 17. u. 18. Oktober

1/8	1/4	1/1	Doppell.	3faches Los
3.-	6.-	24.-	48.-	72.- RM. je Kl.

Versand sorgfältig und verschwiegen.

Hönig Staatl. Lotterie-Einnahme **Hamburg - Altona** Große Bergstraße **133/S.**

Postscheck Hamburg 63170

39 herrliche Romane

erster Schriftsteller. Reihe 1: Huna: Bartholomäusnacht. Felicitas Rose: Die Wengelohs. Hoffmann: Die Frau im Antilopenmantel. Heller: Sprung ins Paradies. 12.85. **Reihe 2:** Zobeltitz: Der Mann im feurig. Ofen. Springenschmid: Sechs gegen Napoleon. Telman: An der Engelsbucht. Supper: Mädchen Peter. Hauff: Lichtenstein. 13.35. **Reihe 3:** Diers: Mutter Dörthe. Boy-Ed: Opferschale. Boger: Der Kaiser und das Mädchen. Wurmbrand: Letztes Leuchten. Vorst: Edith Kirkland. 14.90. **Reihe 4:** Felinau: Titanik, Tragödie eines Ozeanriesen. Speckmann: Neu-Lohe. Biermann: Wolfgang und Theresina. Fischer St.: Die gelbe Standuhr. Hesse: Weg nach innen. 15.75. **Reihe 5:** Brausewetter: Don Juans Erlösung. Fliegel: Meister v. sündhaften Gitter. Speckmann: Herzensheilige. Schmidt: Amba der Herr. Röcken: Damen in der Glöckchenstube. 15.50. **Reihe 6:** Voß: Heiliger Haß. Die galanten Abenteuer des J. Friedrich. Haas: Der stumme Konrad. Utsch: Herrin und Knecht. Kaut: Tägliche Liebe. 17.70. **Reihe 7:** Trenker: Feuerteufel. Meyer: Reitergeist. Stratz: Ewige Burg. Hertwig: Schicksale ewiger Liebe. Oppeln: Elisabeth. 18.95. **Reihe 8:** Felicitas Rose: Der graue Alltag. Meerkönigs Haus. Der hillige Ginsterstrauch. Der Muttethof. Kobbe: Viola. 20.05. — Auf Wunsch je Reihe monatlich RM. **3.—**. Erste Rate erfolgt bei Lieferung. —

Buchhdlg. **Tritsch Düsseldorf K 50**



E

DAS GROSSE AUSTRIA A·B·C

EINKAUF. Die Qualität beginnt beim Rohstoff. Bei der Zigarette beginnt sie bei dem guten, auserlesenen Tabak. Eine eigene großzügige Einkaufsorganisation, die mit den Tabakbauern weltbekannter Anbaugebiete zusammenarbeitet, sichert dem Raucher die bekannt hohe Qualität der Regietabake. Unsere Qualität beginnt beim Einkauf.

Austria Zigaretten

sind gut und ein besonderer Genuß von A-Z

MILDE SORTE 4 Pf. MEMPHIS 4 Pf. III. SORTE 5 Pf. NIL 6 Pf.

Am heimischen Greuelherd

(Erich Schilling)



„Das alte Northcliff-Rezept ist noch zu verwenden, man kann es immer wieder aufwärmen!"

Al focolare domestico delle atrocità: "La vecchia ricetta di Northcliff è ancora usabile; la si può riscaldare sempre dinuovo!„

München, 15. Oktober 1941
46. Jahrgang / Nummer 42

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Sonnenuntergang

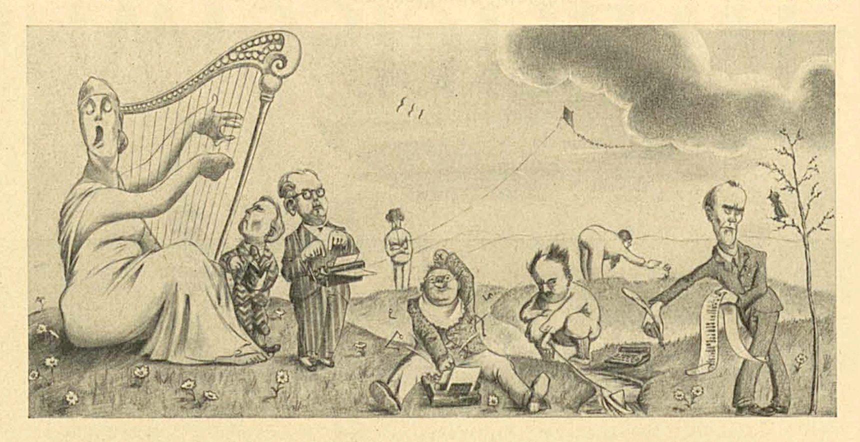
(Erich Schilling)



„Sieh nur, wie rot sie ist! Hat da Stalin schon abgefärbt, oder schämt sie sich nur wegen Roosevelt?"

Tramonto di sole: "Vedi vedi, come è rossa! Ha già preso la tinta da Stalin o si vergogna per Roosevelt?,,

(L. v. Horváth)



DIE FENSTERSCHEIBE

VON WALTER FOITZICK

Bei mir sind gestern zwei Fensterscheiben kaputt gegangen. Nun gehen im Verlaufe von politischen Entwicklungen manchmal Fensterscheiben entzwei, deshalb muß ich mich präziser ausdrücken. Die Fensterscheiben gingen nicht durch Feindeinwirkung, sondern durch Bubeneinwirkung kaputt.

Ich bin selbstverständlich auch Fachmann in eingeschmissenen Fensterscheiben. Ich habe seinerzeit keine Liste von ihnen angelegt, aber ich spüre bei eingeschmissenen Fensterscheiben noch heute ein eigentümliches Prickeln der Erinnerung auf beiden Wangen und hinten herum. Spüren Sie das nicht auch?

Ich war in diesem Fall zum erstenmal der passive Teil. Das Gefühl ist ganz anders. Ich kann mich noch gut entsinnen, was für ein herrliches, erregendes Gefühl es ist, eine Fensterscheibe mit einem Stein, einem Steinchen, zu treffen. Erst ist die Fensterscheibe vollkommen da, blank und festgefügt zwischen den Holzleisten. Nun macht es plötzlich „päng" und dann scheppert's und dann ist die Fensterscheibe nicht mehr so vollkommen da. Das „Päng" hört man noch deutlich, aber das Scheppern schon ist viel undeutlicher, weil man beim Fortlaufen nicht so gut hören kann, und weil meistens eine lautere Stimme etwas Häßliches ruft, aus der Richtung wo es gescheppert hat oder noch scheppert.

Oh, ich kenne das genau. Es ist ein schönes, sehr kurzes Glück und dann eine erheblich längere Angst, ob man entdeckt wird. Nein, so etwas darf ich nicht Angst nennen, ich muß es männlicher als Schiß bezeichnen.

Also derartige zwei Fensterscheiben gab es gestern bei mir. Ich hörte das „Päng" und das Scheppern und gab vorschriftsmäßig häßliche Worte von mir. Ich besah die Fensterscheiben: wundervoller Einschuß, an der ersten Scheibe mit Splitterwirkung, an der zweiten Scheibe mit glattem Durchschlag. Das Projektil war vom Vorhang aufgehalten worden, sonst wäre es mitten zwischen die Gläser mit Eingemachtem weitergesaust. „Donnerwetter, das wäre ein Erfolg gewesen", hätte ich fast gedacht, wenn es nicht mein Eingemachtes gewesen wäre. So dachte ich nur: „Zwei eingeschmissene Scheiben machen ungefähr zehn Mark." Und als ich das gedacht hatte, war ich schon ganz passiver Teil im Fenstereinwerfen und rückte das schöne, akustische Erlebnis mehr in den Hintergrund. Ich unternahm Schritte gegen Verdächtige. Ich zog Erkundigungen ein über den Besitz von Schleudern, wissen Sie, diesen ganz vortrefflichen Schleudern, mit denen man so gut treffen kann. Meiner Gesandtin, die ich ins feindliche Gebiet schickte, trug ich aber auf, sehr nett zu den Buben zu sein, und wenn es nach mir gegangen wäre, hätte ich ihm noch ein Geschenk im Hinblick auf das Prickeln an den Wangen und hinten herum versprochen. Aber Gott sei Dank, Frauen haben mehr Sinn für das Wirtschaftliche und behaupten, daß zehn Mark immerhin zehn Mark sind. Aber die Scheiben waren wirklich ganz vorzüglich getroffen.

IM OKTOBER

Von Ratatöskr

Am Morgen stand der Nebel
wie eine Mauer um das Haus.
Da nahm ich meinen Säbel,
ja Säbel,
und schnitt ein rundes Loch heraus.

Das wurde immer breiter:
rot=gelbe Blätter sah ich wehn,
und auf der Apfelleiter,
ja Leiter,
sah ich den alten Nachbarn stehn.

Der pflückte und ich nickte.
Er warf mir freundlich einen her,
an dem ich mich erquickte,
ja quickte,
als ob es ein Kalviller wär'.

Die Sonn' hub an zu scheinen,
Da wurde mir so pudelwohl
und wärm'lig von den Beinen,
ja Beinen,
bis unters Lodenkamisol.

Ach, so ein Himmelszunder
und etwas Gutheit obendrein,
die wirken manchmal Wunder,
ja Wunder.
Man muß nur hübsch bescheiden sein.

DISKRET / VON HANS KARL BRESLAUER

Herr Grimseder kommt ins Kaffeehaus und findet nach langem Bemühen an einem Tischchen, an dem ein junger Mann und eine Dame sitzen, ein leeres Plätzchen.

Die Kellner flitzen durch das Lokal, Gäste kommen und gehen und Herr Grimseder, der sich wie die Dame auch in eine Zeitung versenkt hat, bemerkt es nicht, daß sich der junge Mann nach geraumer Weile vorsichtig entfernt.

Plötzlich wird die Dame nervös, wirft die auf dem Tisch liegenden Zeitungen durcheinander und ruft schreckensbleich: „Mein Handtäschchen!"

„Wie meinen Sie?" fragt Herr Grimseder zuvorkommend.

„Mein Handtäschchen!" ruft die Dame immer erregter. „Ich weiß ganz genau, daß ich es hier auf dem Stuhl liegen hatte."

„Aber — aber — das ist doch nicht möglich —" meint Herr Grimseder, unter den Tisch sehend, „wer sollte denn —"

„Ober! Herr Ober!" ruft die Dame. „Mein Handtäschchen!"

Die Dame jammert, der Ober sucht, der Geschäftsführer läßt sich den Fall erklären, ringsum reckt man die Hälse, das ganze Kaffeehaus wird aufmerksam, da sagt ein an einem der Nebentische sitzender Herr:

„Verzeihen schon, Fräulein, war's vielleicht ein Schlangenledertascherl?"

„Ja —", stöhnt die Dame, „jawohl — und mein ganzes Geld war drinnen — und eine goldene Puderdose und ein goldener Lippenstift —"

„Wenn's ein Schlangenledertascherl war, dann stimmt's schon!" sagt der Herr. „Dann stimmt's!"

„Was stimmt?" fragt Herr Grimseder.

„Na, ich hab's ja ganz genau g'seh'n, wie der junge Mensch, der was da bei Ihnen gesessen ist, das Tascherl genommen und vorsichtig eing'steckt hat!"

„Sie, Herr", sagt Herr Grimseder empört, „und das sagen Sie erst jetzt? Da wäre es Ihre Pflicht gewesen, die Dame sofort aufmerksam zu machen! Also das finde ich aber wirklich sonderbar —"

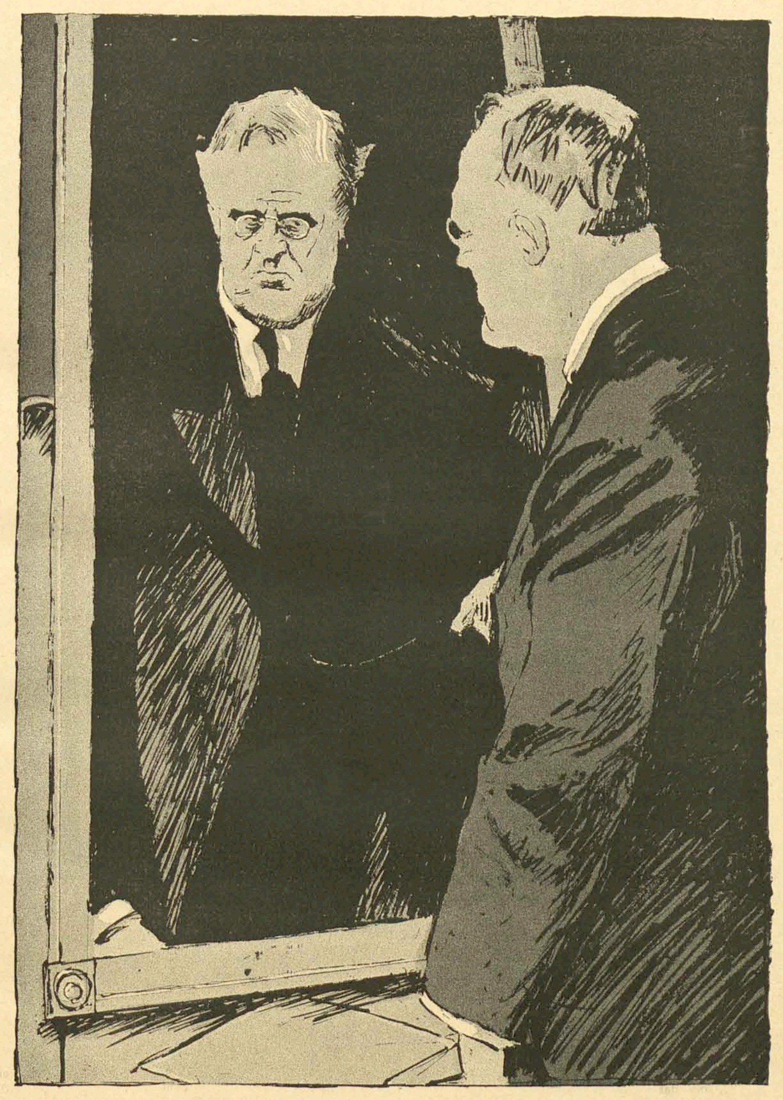
„Was finden Sie sonderbar?!"

„Daß Sie einem Dieb das Handwerk erleichtern!" brummt Herr Grimseder. „Hat man so was schon erlebt?"

„Entschuldigen Sie vielmals", antwortet darauf der Herr vom Nebentisch, „aber deswegen müssen Sie mich doch nicht gleich einen roten Hund heißen! Ich hab mich nur nicht dreinmischen wollen — weil ich geglaubt hab, der junge Mensch ist Ihr Kompagnon!"

Spieglein, Spieglein an der Wand

(E. Thöny)

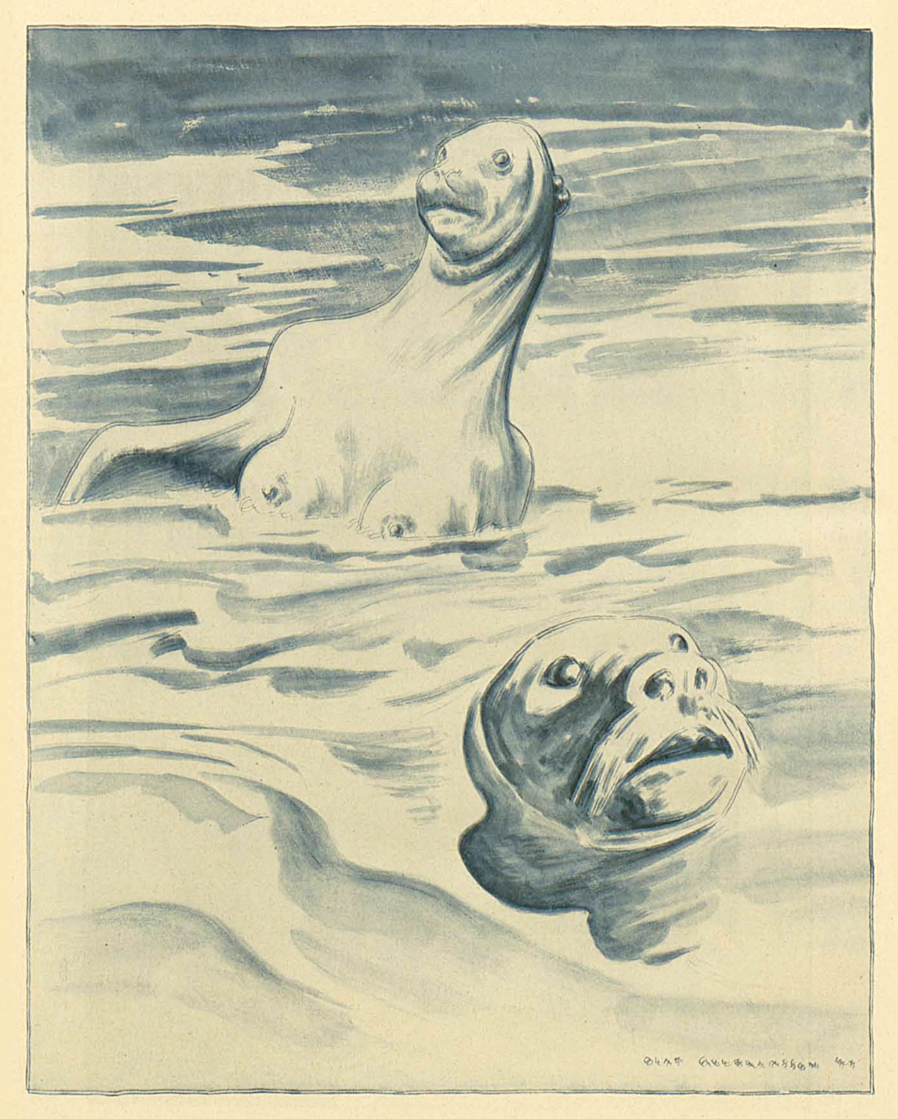


„Ich verstehe wirklich nicht, warum mir die Deutschen keine hineinhauen!“

Lo specchio dice la verità: "Non capisco davvero perchè i Tedeschi non mi diano un buon manrovescio!„

Freiheit der Meere

(O. Gulbransson)



„Wie oft soll ich 's dir noch sagen, Emilie, wir müssen erst bei Roosevelt anfragen, ob wir ins Wasser gehen dürfen!"

Libertà dei mari: "Quante volte, Emilia, devo ancora ripeterti che, prima d' andare in acqua, abbiamo a chiederne il permesso a Roosevelt?,,

DAS LEINTUCH

VON BRUNO WOLFGANG

Verzeiht, liebe Mitmenschen, daß ich von einem solchen Niemand rede, wie ich selbst. Ungern tue ich es, aber es ist notwendig, um auf das Leintuch zu kommen. Verzeiht ferner, daß ich überhaupt von einem Leintuch erzähle. Es könnte als Protzerei gedeutet werden. Aber nicht ich selbst habe das Leintuch. Sondern mein Freund hat es, den ich euch vorstellen möchte.

Ich besuche ihn zuweilen, und ob ihr es glaubt oder nicht, es geht ihm noch miserabler als mir. Er ist noch niemander als ich. Neulich zeigte er mir das Leintuch, das er seit dem Verkauf der Geige in dem leeren Geigenkasten aufbewahrt. Es hat schon fast nichts Leintücherliches mehr an sich. Es ist uralt, gänzlich ausgedient und besteht teils aus wirklichen, teils aus geflickten Löchern, fadenscheinig, durchsichtig und sogar zu schwach zum Aufhängen.

„Siehst du", sagte er, „das ist das Leintuch. Ich habe früher immer eine Mischung von Knoblauch und Zigarrenstummeln in den Geigenkasten gelegt. Wegen der Motten. So kann es noch viele Jahre leben. Denn der Gestank des einstigen Knoblauchs hält sich noch immer, wie überhaupt der Gestank im menschlichen Leben oft die Ursache überdauert. In den ersten Jahren habe ich das Leintuch freilich nicht so rücksichtsvoll behandelt. Damals schlief ich drauflos, als müßte ein Leintuch ewig halten. Und ich hatte um achtzehn Kilogramm mehr Gewicht als heute. Später allerdings wurde ich schon vorsichtiger. Der Mensch kann in jeder Lebenslage aufpassen. Auch im Schlaf. Gut, man hat Sorgen, man wälzt sich schlaflos herum. Aber man wälzt sich vorsichtig, man macht sich leicht. Aber das Leintuch mag von bester Qualität sein und noch so liebevoll geschont werden. Mit der Zeit zerschläft man es doch. Die Leintuchmoleküle werden durch das menschliche Gewicht zusammengepreßt und eines Tages pfeift das Leintuch auf dem ersten Loch. Bessere Menschen pflegen in solchen Fällen ein neues zu kaufen. Schlechtere Menschen müssen sich damit begnügen, es zu stopfen. Ich hatte schon eine große Fertigkeit. Ich schnitt immer Flecken vom Rande ab und setzte sie in der Mitte ein. Die Randgebiete nährten das Innere, ähnlich wie im alten Rom die Hauptstadt von den Provinzen lebte. Aber das hat seine Grenze. Besonders deutlich sieht man die Verkehrtheit dieser Methode bei den Strümpfen. Wenn ein Loch wie ein aufgehender Mond über den Schuhrand hervorragt, zieht man es einfach zusammen. Gut. Aber nun bildet sich oberhalb der geflickten Stelle ein neues Loch. Dieses zieht man wieder zusammen, und so weiter. Jedesmal wird der Strumpf um einen Lochdurchmesser kürzer. Er kriecht förmlich in den Schuh hinein. Es sieht so aus, als würde er von dem Schuh allmählich eingeschluckt, wie ein Grashalm vom Regenwurm. Wenn der Strumpf gänzlich in den Schuh hineingezogen ist, dann ist alle Kunst zu Ende. So auch beim Leintuch, das seinen Sinn verliert, wenn es sich der Größe eines gewöhnlichen Taschentuches zu nähern beginnt. So weit kommt es aber nie. Denn das Leintuch scheitert schon viel früher an der Unhaltbarkeit seiner inneren Struktur. Es löst sich von selbst auf, es verträgt die gewöhnliche Wäsche nicht mehr, von der chemischen gar nicht zu reden — und wenn es zum Trocknen aufgehängt wird, fällt es durch sein eigenes Gewicht lautlos ab wie eine Blüte im Frost. Ich benütze es jetzt schon einige Jahre nicht mehr, sondern schlafe auf einer alten, gestickten Tischdecke. Im Winter schadet das nichts. Nur im Sommer hindert es mich, öffentliche Strandbäder zu besuchen, weil sich das Muster der Tischdecke der Haut einpreßt und immer erst gegen Abend einigermaßen, wenn auch nicht ganz, vergeht.

Warum ich dieses Leintuch a. D. so sorgfältig aufbewahre? Ja, lieber Freund, damit hat es eine eigene Bewandtnis. Es ist, wenn man poetisch sein will, ein Abbild meines Schicksals. Es ist vielleicht sogar mein Schicksal selbst. Denn dieses Leintuch, ob du es glaubst oder nicht, hat alle bedeutungsvollen Wendungen meines Lebens entschieden. Oh, die Gesetze, welche die menschlichen Schicksale, im einzelnen wie im großen, bestimmen, sind uns noch gänzlich unbekannt. Wir sind doch so ahnungslos allen Werten und Zusammenhängen des Lebens gegenüber. Ohne die Esel beleidigen zu wollen ... (Verzeihung, daß ich unterbreche. Ich halte es für meine Pflicht, meinen Freund zu entschuldigen. Er liest zu viel in allerlei Büchern. Selbstverständlich aus der Leihbibliothek. Und das viele Lesen tut nicht gut. Ganz richtig. Das hat schon Omar gesagt, als er die alexandrinische Bibliothek verbrannte, und der christlichsoziale Abgeordnete Bielohlawek hat viel später auch etwas ähnliches gesagt. Überhaupt, dieses Denken ... aber Verzeihung, daß ich unterbrochen habe. Jetzt, nach der Klammer redet wieder mein Freund. Alois heißt er.) Mein Leintuch hat mir zum Beispiel meine Frau verschafft. Wir waren damals eine kleine Schar von jungen Leuten, die jeden Samstag bei einer begüterten Familie zum Kaffee zusammenkamen und allerlei Dummheiten trieben, wie es eben junge Leute damals taten. An einem Faschingssamstag hatte einer von uns die Idee, abends noch beisammenzubleiben und einen Maskenball zu improvisieren. Wir kehrten die Wohnung von oberst zu unterst und holten aus allen Winkeln Material für Kostüme zusammen. Ich erwischte ein Leintuch und eine alte wollene Leibbinde. Das Leintuch warf ich mir malerisch über die Schultern, die Leibbinde wickelte ich mir als Turban um den Kopf und war im Handumdrehen ein Beduine. Ich sah so gut aus und bekam durch die ungewöhnliche Kleidung ein so südliches Temperament, vielleicht auch ein bißchen etwas Dämonisches, daß sich eine der anwesenden jungen Damen, die mich sonst nie beachtet hatte, plötzlich in mich verliebte. Sie wurde später meine Frau.

Auch das Leintuch behielt ich durch einen Zufall. Es war beim Aufbruch spät nachts in meine Tasche geraten, die Quartierfrau hatte es zu meiner Wäsche gegeben, ich hatte unbewußt einige Wochen darauf geschlafen, und als ich es bemerkte und meinen Bekannten davon Mitteilung machte, sagten sie, jetzt könne ich es schon behalten. So blieb es bei mir und allmählich offenbarten sich die verborgenen Zusammenhänge zwischen ihm und mir. Es war mein glückbringender Talisman. Es befreite mich wieder von meiner Frau, als es höchste Zeit war. Du mußt nämlich wissen, meine Frau war, wie man sagt, ein bißchen überspannt. Als Beduine hatte ich ihr gefallen, sonst anscheinend viel weniger. Aber sag selbst, ich kann doch nicht ständig in einem Leintuch herumgehen? Weder auf der Gasse noch im Bureau. Nun, meine Frau überhäufte mich fortwährend mit grundlosen Vorwürfen, weil ich nicht so war, wie sie es sich einbildete. Mein Gott, woher soll ein kleiner Beamter die Romantik nehmen? Aber sie wollte durchaus ihre Romantik haben und setzte es natürlich durch. Ich erblickte häufig in der Nähe unserer Wohnung beduinenähnliche Männer mit gebräunten Gesichtern und funkelnden Augen, die auf etwas zu warten schienen und sich bei meinem Erscheinen gewöhnlich mit einer gewissen Eile in der entgegengesetzten Richtung entfernten. Ich war ein wenig mißtrauisch und dachte schon nach, wie ich es anstellen sollte, um die Wahrheit zu erfahren, da half mir das Leintuch aus der Verlegenheit. Ich kam eines Tages aus dem Bureau und sah in einem Winkel einen großen Ballen ins Leintuch eingewickelt. ‚Was ist das?' fragte ich. ‚Das ist die Wäsche. Morgen ist Waschtag', sagt meine Frau mürrisch wie immer. Schon will ich mich zufrieden in die Küche begeben, da sehe ich durch ein Loch des Leintuchs, das damals glücklicherweise schon zahlreiche Löcher hatte, eine Schuhspitze funkeln. ‚Gibst du auch die Schuhe in die Wäsche?' frage ich erstaunt. ‚Nein', sagt sie böse, ‚die kommen zum Doppeln.' Nun sehe ich aber, daß dies schöne Lackschuhe sind, wie ich sie nie besessen habe. Ich bücke mich, um den Schuh hervorzuziehen. Da reißt mich meine Frau beim Kragen zurück. Der Wäschehaufen wird plötzlich lebendig und im nächsten Augenblick steht ein langer brauner Kerl, wieder ein solcher Beduinenersatz, vor mir und grinst frech. Er schüttelt seinen Rock und von ihm fallen wie faules Obst Abwischtücher, Hemden und Hosen herunter. Auf dem Kopf hängt ihm noch ein Socken von mir, wie eine exotische Zipfelmütze. ‚Ich stehe Ihnen natürlich zur Verfügung, mein Herr', sagt er arrogant und geht stolz wie ein spanischer Storch zur Tür hinaus. Meine Frau ihm nach. Es kam nun zu unerquicklichen Verhandlungen. Ich wollte ihr ja verzeihen. Aber sie nahm meine Verzeihung nicht an, sondern bestand auf Scheidung von Tisch und Bett. Besonders von letzterem. Nun, ich unterschrieb alles, was sie verlangte, um nur Ruhe zu haben. Glücklicherweise bin ich nur verpflichtet, ihr die Hälfte meines Gehaltes zu schicken. So bin ich wieder allein und habe meine Ruhe und mein Leintuch, dem ich sie (die Ruhe) verdanke.

Natürlich hätte ich mit dem halben Gehalt nicht leben können, da es mit dem ganzen schon fast unmöglich war. Da half mir wieder das Leintuch. Als ich eines Tages nach Hause kam, fiel mir ein eigentümlicher Geruch auf, und es schien mir auch, als wäre die Wohnung von einem leichten, beißenden Rauch erfüllt. Wahrscheinlich ist bei der Nachbarin wieder die Magermilch angebrannt, denke ich mir. Ich mache die Fenster auf, um tüchtig Luftzug zu machen, und öffne die Küchentür. Da plötzlich bläst es mich an, wie der Atem eines Drachen, und Flammen schlagen mir entgegen. Es brennt lichterloh in der Küche. Ich renne wie wahnsinnig herum, stoße den Wasserkübel um, im Zimmer fangen die Kleider, die immer an der Türe hängen, Feuer, ich kann nicht mehr hinaus. Ich suche nach einem Strick, finde keinen, ich stürze zum Bett, zerre das Leintuch hervor, drehe es zusammen, binde es mit einem Riemen ans Fensterkreuz, packe das Leintuch fest mit beiden Händen und krieche aufs Gesims hinaus. Ich schließe die Augen, denn ich bin sehr schwindlig, und lasse endlich die Beine los. Da — Krach — der oberste Zipfel des Leintuchs reißt ab, ich sause in den Garten hinunter und bleibe bewußtlos liegen. Ich hatte beide Beine gebrochen und seitdem hinke ich. Zu meinem Glück muß ich sagen. Denn ich bekam eine Unfallrente, die es mir ermöglichte, mir wieder einiges anzuschaffen und wenigstens halbwegs den früheren Wohlstand wieder zu erreichen. Aber damals war mir alles verbrannt. Nur das Leintuch war mir geblieben. Denn es hatte die Aufgabe, mir vier Jahre später das Leben zu retten.

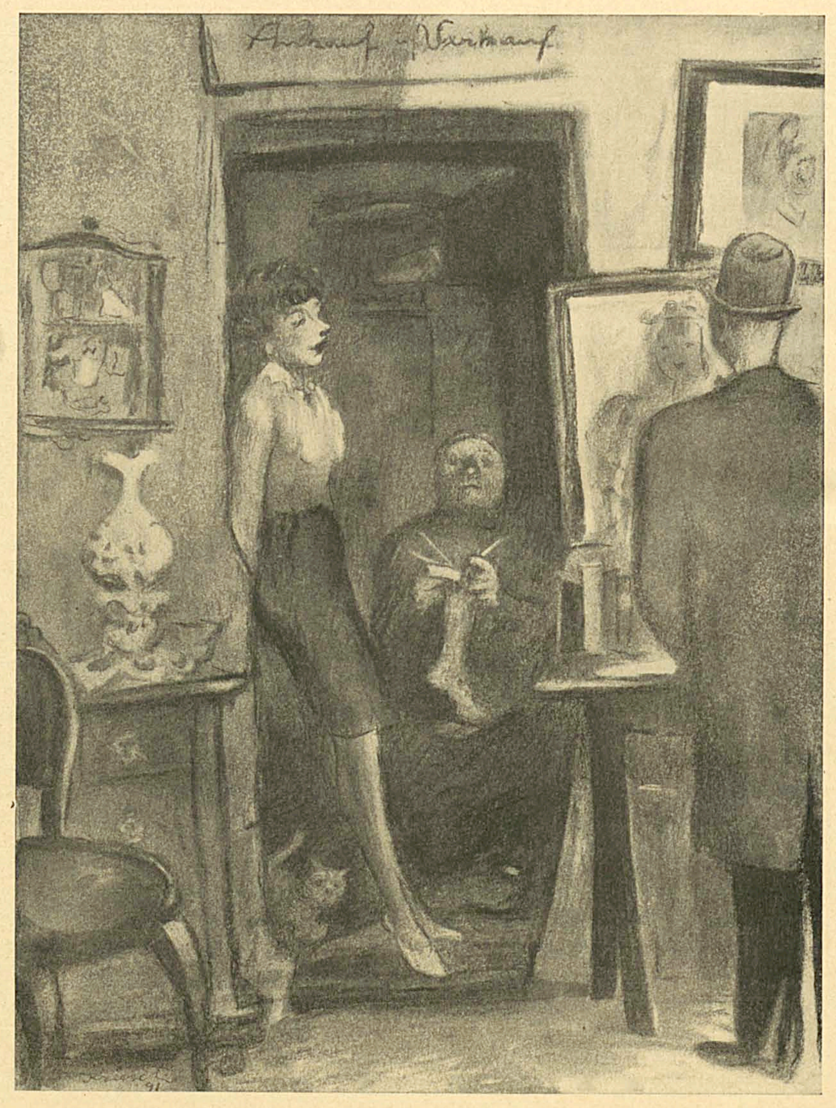
Das war so. Ich hatte wieder ein Zimmer und ein paar Möbel, es war schon wieder ganz behaglich. Da höre ich einmal in der Nacht im Vorzimmer die Bretter knacken. Ehe ich mich noch aufrichten kann, um besser zu hören, stürzt sich schon eine dunkle Gestalt auf mich, preßt mich auf den Strohsack zurück, zieht das Leintuch unter mir hervor, wickelt es mehrmals um meinen Hals und macht einen festen Knoten. Dann höre ich noch wie im Traum, wie der Einbrecher meine Uhr, die Schuhe, die beiden Hemden und allerlei Kleinigkeiten, viel war ja nicht da, zusammenrafft, in meine alte Aktentasche stopft und verschwindet. Ich wäre unbedingt erstickt, wenn mein Leintuch nicht so gewesen wäre, wie es eben war. Den Knoten konnte ich nicht öffnen. Aber ich riß die vorhandenen Löcher auf, wie damals die Fenster beim Brande. In wenigen Augenblicken war mein Hals befreit. Ich war wieder arm wie eine Kirchenmaus, aber ich lebte.

Seitdem klage ich nicht darüber, daß ich arm bin. Bei einem Leintuch aus Damast wäre ich reich gewesen, aber bereits gestorben. Bekanntlich sagte schon Achilles: ‚Lieber ein lebendiger Schreiber in der Oberwelt als ein toter Bankdirektor in der Unterwelt.' Denn das Leben ist, ob du es glaubst oder nicht, es ist doch schön. Jetzt gehe ich vielleicht bald auf Urlaub. Und auch da wird mir das Leintuch helfen. Als ich meinem Chef sagte, ich möchte gerne fortfahren, brummte er etwas Undeutliches. Ich verstand nur die ersten und letzten Worte ... ‚Ja, aber mit ... übers Leintuch.' So führt also offenbar auch der Weg zum Urlaub über das Leintuch, und sobald ich erfahre, womit ich nach dem Ausspruche des Chefs fahren soll, darf ich wohl auf einige Tage der Erholung hoffen. Du verstehst nun hoffentlich, warum ich das Leintuch so sorgfältig aufbewahre."

Ja, ich verstand es. Und ich ging fort, ohne ihm zu sagen, daß das Leintuch ihn eben vor neuem Schaden bewahrt hatte. Ich war nämlich gekommen, ob ihr es glaubt oder nicht, um meinen Freund um ein Darlehen von zwei Mark zu bitten. Aber der Anblick des Leintuchs und seine Erzählung hatten mich bewogen, davon abzusehen. So hat ihn wieder sein Leintuch vor Verlust behütet.

Die Konkurrenz

(R. Kriesch)

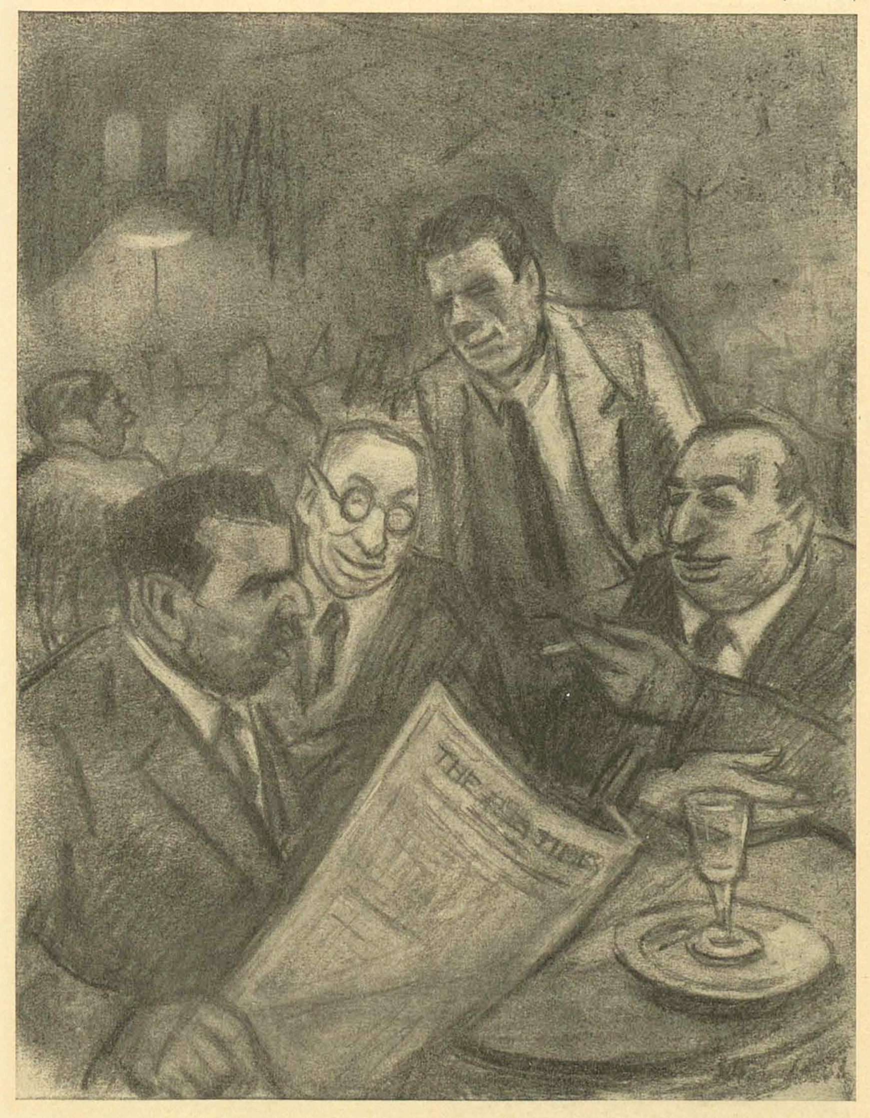


„Siehst, Marie, für das Mädchenbild interessiert sich doch a jeder!" — „Ja, Mutter, so ein g'maltes Frauenzimmer find't sein' Liebhaber, wenns gleich scho' vierzig Jahr alt is!"

La concorrenza: "Vedi, Maria, tutti s' interessano pel quadro della fanciulla!,, "Eh sì, mamma; una femmina dipinta così, anche se quarantenne, trova sempre un innamorato!,,

Londoner Emigrantenstammtisch

(Wilhelm Schulz)



„... und wie heißt ‚Herzlich willkommen' auf russisch?"

Tavola riservata degli emigranti a Londra: "... e come si dice in russo: Benvenuto di tutto cuore!?„

DIE FREUNDIN

EINE VARIATION AUF DEM JEAN-PAUL-KLAVIER

VON PAULA SACK

Ich hatte einmal eine Freundin — wäre ich sie, so fügte ich hier gewiß ein frommes „Gott hab' sie selig" bei; was ich auf der anderen Seite gerade dann nicht könnte, wenn ich sie wäre; denn sie ist ja — ich verriet es oben — sie ist ja tot. Für das, was ich von ihr zu erzählen habe, und zumal für die moralische Anwendung, welche ich daraus zu ziehen entschlossen bin, ist es freilich ohne Bedeutung, ob sie noch lebt oder nicht mehr. Durchaus nicht bedeutungslos ist dagegen, ob sie je gelebt habe; denn falls wir auch das noch negieren müßten, so fiele, als nie geschehen — schlimmer — als nie geschehen sein könnend, die ganze Geschichte in Nichts zusammen, noch ehe sie recht begonnen hätte.

Indem somit der Aufbruch meiner Geschichte hinreichend gegründet erscheint, mit perspektivisch richtiger Blickstellung in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, dürfen wir uns nun aber auch getrost ihr zuwenden. Das ist nun freilich für den Leser ein ander und vorzüglich ein bequemer Ding als für den Autor. Denn während jener den unbeschreiblichen Vorzug genießet, im Falle die Geschichte ihn ennuyieren oder irgend sonst nicht den Erwartungen entsprechend sein sollte, welche er in eine Geschichte — und vollends von mir — meint setzen zu dürfen — und er hat zu solcher Erwartung mehr Recht als irgendein Rezensent, der von der Mühseligkeit des Geschichtenschreibens hinreichend Ahnung hat, um seine Ansprüche in den Grenzen des Möglichen halten zu sollen; während der Leser immer Unmögliches sich erwartet, wie jeder unwillkürlich tut von einem Handwerk, von welchem er nichts versteht, oder das er doch nie Gelegenheit hatte zu üben. Hier nun einen Punkt zu setzen, war der ärgste Fehler, welcher mir hat unterlaufen können, wie der rückwärts kletternde Blick (die Wörter sind die Sprossen) sogar dem Setzer enthüllt. Da es nun aber geschehen ist, und ich zudem zur Sünde mich öffentlich bekannt habe, so soll's auch stehen bleiben. Es kann, mein' ich, der gefehlte Satz immer Verwendung finden im deutschen Lesebuch, den Knaben und Mädchen (denn warum diesen nicht?) zu zeigen, wie man es nicht machen darf. Ohne Sorge, ich finde an meinen Ausgangsort mich sogleich zurück.

Zum Ausdruck — oder zum Druck bringen wollte ich nichts anderes als die Meinung, es vermöge der Leser, und ohne Unterschied auch die Leserin, jederzeit ungehindert den Folianten oder das Intelligenzblatt, aus dem ihm (ihr) diese Geschichte entgegenblickt, von sich zu schieben und damit eine Qual den Augenblick zu enden, wo sie beginnt, eine zu sein. Wie ganz anders gebunden findet sich hier der Autor! Sobald er es unternimmt, eine Geschichte anzufangen, so setzet er Honorar, Ruf, Namen, Ehre aufs Spiel, daß er sie aber auch vollende. Denn dies alles müßte er einbüßen und noch die Hoffnung auf Besseres dazu, wollt' er mitten in einer Zeile den Federkiel ins — Heringsfaß werfen, um etwa mit der Erklärung herauszukommen, es sei irgend Unpäßlichkeit oder ihn übermannende Melancholie unversehens ihm quer gekommen, die weitere Abfassung ihm verlegend; leider, setzt' er gewiß zu — ich empfehle es ihm! Bloß einmaliges Nachgeben an solche Anwandlung müßte alle bis zur Stunde der Felonie am unsichtbaren Bande ihm verknüpften Leser (und Leserinnen) mit unheilbarem Parzenschnitt von ihm abtrennen. „Wer bürgt", würde man zukünftig fragen, „uns denn, daß nicht die Erzählung mitten innen abbricht, und eben dann, wenn alle Fasern des Herzens durch Mitfühlung und Hineinfühlung bis zum Zerreißen angesträngt sind? Hat er es uns nicht damals gemacht?"

Nein; von Aufhören kann auf meiner Seite billig die Rede nicht sein; desto mehr jetzo denn von Anfangen. Wie? So hätte ich hiernach in Wahrheit meine Geschichte noch nicht einmal angefangen? So stünde mir — fass' ich es denn? — die Entscheidung noch zu, die Geschichte zu erzählen oder nicht zu erzählen? So wäre denn niemand enttäuscht, wenn ich eine Geschichte nicht weiter erzählte, die ich noch gar nicht zu erzählen begann? Himmel! es fände sich hier der erst geleugnete Fall, daß der Autor, dem Leser gleich, abbrechen dürfte, ohne daß dieser von jenem Rechenschaft fordern (sic!) möchte? Denn welches, frage sich doch jeder, kann füglich die Teilnahme sein für ein namenlos abgelebtes Menschenbild, von welchem bis zur Zeile nichts Weiteres verlautbarte — ich vergewisserte mich eben vorne —, als daß es eine Freundin war und ich sie hatte (einmal)? Vermöchte sie doch, in runder Lebensfülle sich präsentierend, die hier angesprochene Welt schwerlich zu mehr als einem flüchtigen Hinsehen zu animieren, ob sie nun in der Postkutsche sich gegen sie über setzte, oder im Theater neben sie — in den oberen Rängen, wo sie am meisten zu sitzen pflegte. Denn du wußtest zu leben; du Arme! Jedoch gerate ich hier, von ihr sprechend, unversehens in die Gefahr, mich des Vorrechtes, aufzuhören über sie zu sprechen, verlustig zu schreiben — nämlich durch zu vieles über sie. Doch habe ich mich auch schon zu tief in die Sache hineingebissen, um noch aufhören zu können — mit dem Aufhören nämlich. Es soll doch auch ja kein Autor die Eitelkeit so weit vortreiben, daß er meine, die Leser (und Leserinnen) untröstlich zu stimmen durch nichts, als indem er aufhört! Ich halte mich übrigens zur Verfügung. Sofern es nicht Vorwitz (gegen die Vorsehung) ist, ohne Vorbehalt mit dem eigenen Weiterleben zu rechnen — mit dem Vorleben darf man's — so will ich jetzo zum Guten und Letzten mein Wort verpfänden, ein Mehres über den Fall des Weibes zu berichten, sobald die Nachfrage darnach ein Maß erreicht, das dem Verleger eine Auflage lohnend erscheinen läßt. Womit in jedem Falle die Entscheidung für diesmal aus meiner Hand gelegt ist, welches seit Anfang recht eigentlich mein (freilich nicht mir, aber dem Leser bis hier kunstvoll) verborgenes Ziel war. Nächstens wieder.

LIEBER SIMPLICISSIMUS



Am grünen Ufer der Unterweser, dort, wo die großen Überseedampfer mitten durch lauter Wiesen fahren, sitzt ein Mann und angelt. Dann und wann zieht er einen kleineren oder größeren Fisch aus dem Wasser und tut ihn in einen bereitstehenden Eimer. Sein Gesicht ist völlig ausdruckslos. Neben ihm sitzt ein struppiger Hund von unbestimmbarer Blutführung und sieht ihm zu. Bei jedem Fischzug drückt er durch Brummen und Schweifwedeln seine Zustimmung aus. Das Ganze ist so harmonisch, daß die Ankunft eines zweiten Mannes als Störung empfunden wird.

„So 'n Hund —?!" äußert sich der zweite Mann nach eingehender Betrachtung. „Sieht dscha butt aus! Den müßte man mal trimmen, un baden, un bürsten. Denn sollst mal sehen, was für 'n staatscher Hund das wird! — Soll ich mal?"

„Meintswegen", knurrt der Angler gleichgültig. Sein Gesicht ist völlig ausdruckslos. Der Hund ist sichtlich angeregt und gespannt.

Nach zwei Stunden kehrt der zweite Mann mit einem Hunde zurück, der nicht wiederzuerkennen ist: Er sieht geradezu edel aus, schreitet beschwingt einher und strahlt vor Stolz. Der erste Mann sitzt neben dem nun fast gefüllten Eimer und angelt. Sein Gesicht ist völlig ausdruckslos.

„Nu kuck dir mal den Hund an!" triumphiert der zweite Mann. „Das is'n annern Schnack, was? Den kannst du auf dschede Ausstellung kannst du den dschetzt schicken." Und da der Angler, nach einem schiefen Seitenblick, zustimmend knurrt, fügt der Erneuerer rasch hinzu: „Fümf Mark."

Hier glimmt im Antlitz des Anglers so etwas wie eine Andeutung von Aufmerksamkeit auf. „Woso fümf Mark?"

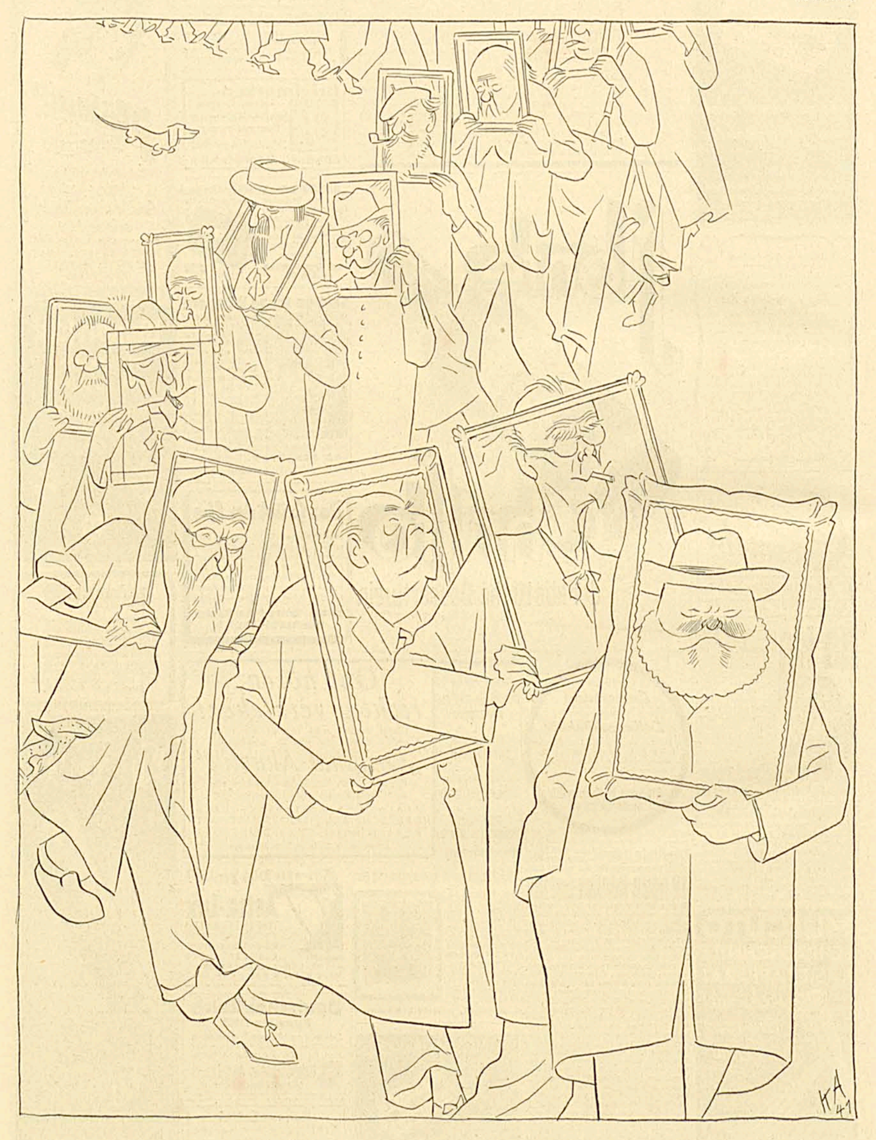
„Mensch, du büst mir 'n Naukel" sagt der zweite Mann entrüstet. „Eers mach ich aus deinem Hund en richtigen Hund — un denn willst du d'r nich für bezahlen?"

Der Angler zieht seine Schnur ein und rollt sie auf, nimmt seinen mit Fischen gefüllten Eimer und seine Wurmbüchse und wendet sich zum Gehen. „Is dscha garnich m e i n Hund", sagt er über die Schulter hinweg. Sein Gesicht ist völlig ausdruckslos. Der zweite Mann bleibt mit dem aufgefrischten Hund zurück. Glücklicherweise wird es jetzt rasch dunkel.

K. L.

Vom Kunstmarkt

(Karl Arnold)



„Alte Meister zur Zeit sehr gefragt...!“

Dal mercato d' arte: “Attualmente grande richiesta di vecchi maestri ...!„

Bedenken

(K. Heiligenstaedt)



„Ich habe mich zuerst geschämt, weil Sie sagten, es wird etwas Mythologisches!"

Scrupolo: "Dapprima mi sono vergognata, perchè dicevate che sarebbe venuto fuori qualcosa di mitologico!,,

MEIN FREUND JOHANNES

Man sprach über den Alkohol. Es ist leicht, für eine zweifelhafte Sache dennoch viele Gründe und Entschuldigungen zu finden.

Einer meinte: „Ich trinke, um gewisse Hemmungen zu überwinden. Es denkt und spricht sich freier, wenn der Alkohol einige Dämme hinweggespült hat." „Ja, ja, die Tiere haben es besser", bemerkte Johannes.

Da sprach ein anderer: „Ich gewinne Anregung aus dem Alkohol. Wie ein leeres Gefäß setze ich mich an den Tisch. Mit jedem Glase wächst die Fülle meiner Ideen. Wenn ich mich erhebe, gehe ich mit einem Eimer voll guter Gedanken an meinen Schreibtisch."

„Schade nur, daß der Eimer ein Loch hat und ausgelaufen ist, ehe du dort ankommst", sagte Johannes. Ein dritter äußerte: „Im Wein ist Wahrheit. Mit dem Wein trinke ich die Wahrheit, nehme sie in mich auf."

„Wir wollen es vermeiden, den weiteren Weg des Weins und damit der Wahrheit zu verfolgen", sagte Johannes.

Da fragten wir ihn: „Johannes, wenn man dich so reden hört, muß man denken, du wärest ein Gegner des Weins. Dabei trinkst du doch auch gerne. Warum tust du es denn?"

„Weil es mir schmeckt", sagte Johannes.

*

Wir waren noch jung und unverheiratet. Immerhin aber schon in dem Alter, in dem es Zeit wird, an die Gründung einer Familie ernsthaft zu denken. Johannes hatte auch schon hin und wieder davon geschwärmt, wie schön es sein müßte, eine Frau und ein paar nette Kinder zu haben. Eines Tages gingen wir im Park spazieren und sprachen über dies Thema. Am See setzten wir uns auf eine Bank und freuten uns an dem Leben und Treiben auf dem Wasser. Hier schwamm eine Ente mit ihren noch ganz kleinen Jungen, dort ruderte ein Schwan mit seinem schon etwas älteren Nachwuchs.

„Wie gut haben die es!" sagte Johannes versonnen. „Ja, Johannes, so könntest du es jetzt auch schon haben", neckte ich ihn.

„Unter welchen Umständen?" fragte Johannes.

„Na, wenn du früher geheiratet und ein paar Kinderchen auf die Welt gesetzt hättest", erklärte ich.

„Meinst du wirklich, daß ich mit denen dann hier so rumschwimmen und Brotkrümel haschen könnte?" fragte Johannes erstaunt. J. Bieger

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Okt. 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Sprachen auf neue Art!

Ohne mechanisches Wörterbüffeln

Dr. Heil's Sprachen-Neusystem

Schnellmethode zum Selststudium

für Englisch – Französisch – Italienisch

Lesen Sie hier, was unsere Kunden schreiben:

Das Gelesene prägt sich spielend leicht ein

Dr. Heil's Schnellkurs Italienisch übertrifft bei weitem all meine Erwartungen. Ich habe eine kleine Dorfschule besucht und hatte keinen Schimmer von Fremdsprachen. Erst nachdem ich mich mit einer italienischen Familie sehr gut angefreundet hatte, kam in mir der Wunsch auf, auch die italienische Sprache zu beherrschen. Ich habe nicht immer regelmäßig gelernt, sogar manchmal tagelang ausgesetzt. Lernen ist gar nicht das richtige Wort, man braucht weder auswendig zu lernen, noch Vokabeln und grammatische Regeln pauken, noch irgendwelche Vorkenntnisse oder eine besondere Begabung zu besitzen. Man liest, und das Gelesene prägt sich spielend leicht ein. Meine italienischen Freunde waren überrascht über meine schnellen Erfolge, besonders über die gute Aussprache. Auch bin ich in der Lage, italienische Zeitungen zu lesen und Briefe zu schreiben. Ich habe es selbst nicht für möglich gehalten, daß man in so kurzer Zeit eine fremde Sprache lernen kann. Mit gutem Gewissen kann ich jedem dieses einzigartige Werk weiterempfehlen.

Radebeul I, den 29. April 1941 — Margot Henning, Radebeul I, Lessingstraße 7.

Kein Auswendiglernen von Vokabeln

Ich finde Ihr Neusystem insofern unübertrefflich, als das Auswendiglernen von Vokabeln und grammatischen Regeln ganz ausgeschaltet ist, denn der Lehrstoff prägt sich in seinem Aufbau ganz von selbst dem Gedächtnis ein. Der behandelte Stoff wird in interessanter Weise gebracht und kann restlos im praktischen Leben verwendet werden.

St. Pölten, 15. Jan. 1940, Josefstr. 52 — Adalb. Redl, Hauptschuldirektor i. R.

Das ist die neue Art mit dem neuaufgebauten Plan:

Vom ersten Augenblick an tritt Ihnen hier die fremde Sprache nicht mehr als eine Sammlung toter Vokabeln entgegen, sondern so, wie sie wirklich und täglich in lebendiger Rede und Gegenrede gesprochen und gebraucht wird. **Jedes mechanische Auswendiglernen fällt fort,** denn eine wortverwandt neugestaltete Wechselwirkung zwischen Fremd- und Muttersprache verankert das Sprachgut. Dies vollzieht sich nach einem neuartigen Plan von Wiederholung, der bewirkt, daß Ihnen der Sprachstoff ohne mechanisches Auswendiglernen zufließt. Gleich einer interessanten Lektüre, die unterhält, anregt und erfreut, geht die Aneignung der Umgangssprache kurzweilig vor sich. **Keine Vorkenntnisse sind nötig,** Volksschulbildung genügt vollauf, weil die Durchnahme gemäß unserer Anweisung ohne Hindernis vor sich geht. Eine ganz einfache Schlüsseltechnik befähigt Sie leicht und von Anfang an, unsere Texte zu lesen, zu sprechen und zu schreiben.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen / Die Einführungsbroschüre über Dr. Heil's Sprachen-Neusystem erhalten Sie auf Anforderung gratis

Fortschritt-Sprachenverlag Richard Pille / München 15, Schwanthalerstr. 99







Hammer-Brennerei, Schürger & Co. K.-G., Heilbronn a/N.

Im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten

(Karl Arnold)



„Gewöhnen wir Roosevelt rechtzeitig daran, daß wir sind die Ureinwohner von USA.!"

Nel Paese delle illimitate possibilità: "Avvezziamo per tempo Roosevelt al pensiero che noi siamo i primissimi abitatori degli USA.!„

München, 22. Oktober 1941
46. Jahrgang / Nummer 43

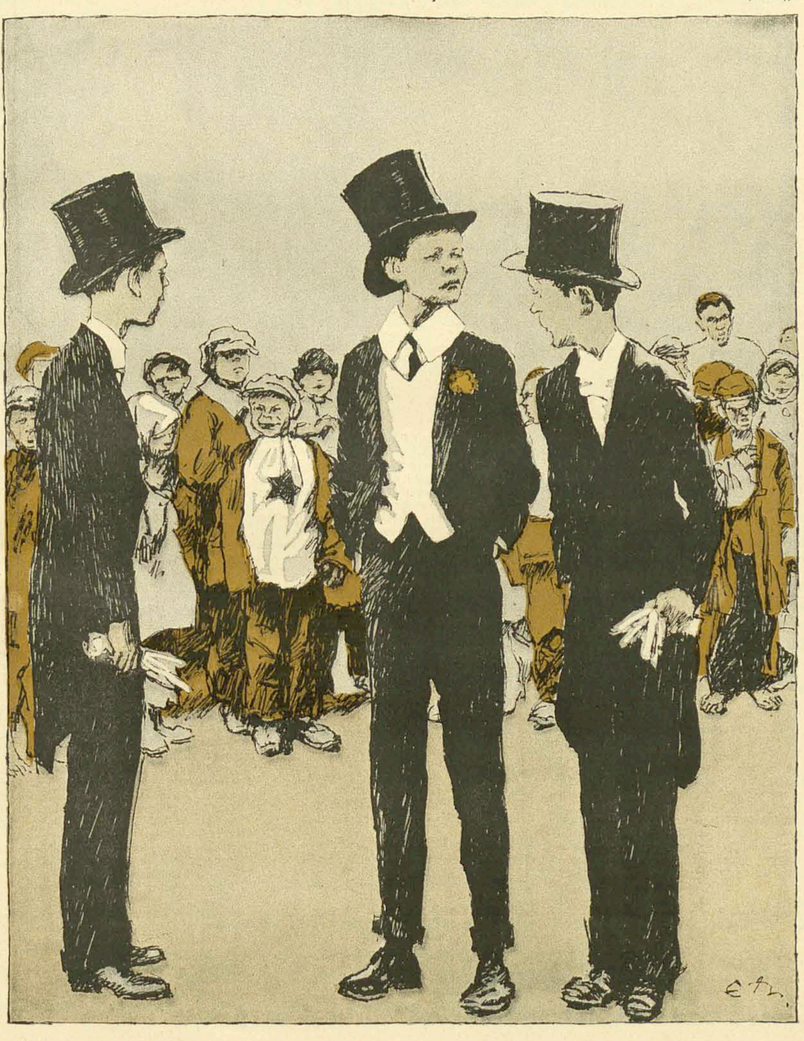
30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Eton-Boys

(E. Thöny)

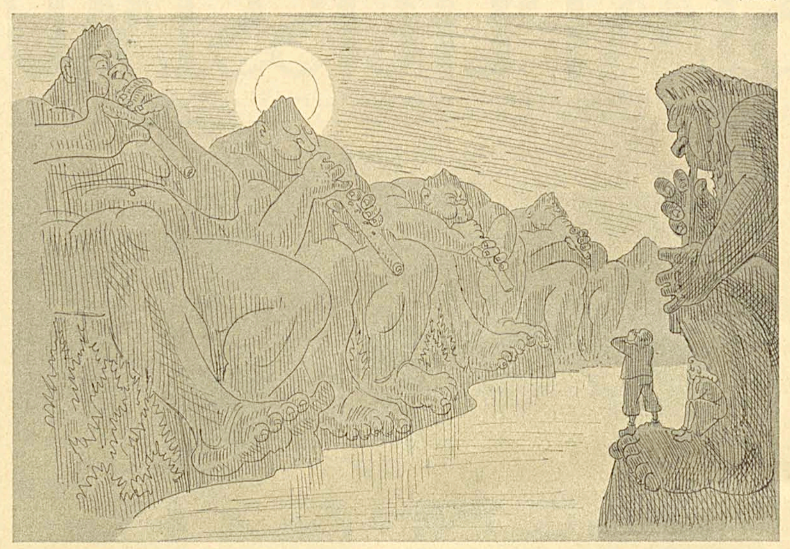


„Zieh die Handschuh' an, James, wir müssen die bolschewistische Jugend kameradschaftlich begrüßen!"

Eton-Boys: "James, infila i guanti; dobbiamo salutare cameratescamente la gioventù bolscevica!,,

Das Echo — L' eco

(F. Bilek)



ASCHENBECHER

Daß man einen Abfallkübel in seinem Wohnzimmer aufstellt, ist nicht üblich. Aber bitte, rümpfen Sie nicht gleich die Nase über so etwas, es hat Zeiten gegeben, da stellte man in seinem Salon ein Gefäß auf, in das hineinzuspucken zum eleganten Lebensstil gehörte. Deshalb gestaltete man damals die Gefäße stark künstlerisch, sei es in griechischer Vasenform, sei es als Urne, denn man war so antikisch, daß man es liebte, selbst in klassische zu spucken. Also die Sache mit dem Kübel liegt gar nicht so fern. Und dann haben wir ja auch den Aschenbecher. Das ist kein so ganz feines Gefäß, wenn man es recht überlegt. Dient er doch nur dazu, wenig erfreuliche Rückstände aufzunehmen. Aber er steht mitten auf dem Tisch und bemüht sich mit Erfolg, unangenehme Gerüche zu verbreiten. Das tut er selbst dann, wenn er eine chinesische Schale aus der Sungzeit ist, oder eine Majolika aus Urbino, die nur darauf wartet, von einem Kenner entdeckt zu werden. Dann kann sie Tausende wert sein. Ich habe so eine, die ist vorläufig noch nicht Tausende wert, und, wenn der zu erwartende Kenner sich nicht beeilt, wird sie eines Tages, wie alle Aschenbecher der ganzen Welt, zerschmissen werden. So was hat auch seinen Vorteil, denn wir würden in Aschenbechern ersticken, wenn sie nicht zertrümmert würden. Tausende und aber Tausende von Kunstgewerblern und keramischen Industrien stellen nämlich, wenn ihnen gar nichts anderes mehr einfällt, immer wieder neue Aschenbecher her. Die Zerbrechlichkeit der Aschenbecher hat der liebe Gott schon in seinen Weltenplan mit einkalkuliert, denn sonst wäre er sicher den Kunstgewerblern in den Arm gefallen.

In dieser Weltordnung sind nicht enthalten die großen bronzenen Aschenschalen, die man auf den Schreibtischen von Generaldirektoren sieht. Es ist doch gut, daß, sagen wir mal, alle dreißig Jahre, eine Metallablieferung stattfindet, in deren Verlauf die reichgeschmückten Bronzestücke, die auf den Sitzungstischen der Konzerne ihr dekoratives Dasein verträumen, einer politisch wirksameren Bestimmung zugeführt werden. Man sieht, selbst für solche Sachen hat die Vorsehung gesorgt, und in ihrem Haushalt kommt kein Ding um. Zum Schluß kann man mit so etwas sogar schießen und es ist gewiß auch für einen bronzenen Aschenbecher ein erhebendes Gefühl, wenn man mit ihm Weltgeschichte macht und nicht nur in seinem Schatten eine Erhöhung der Dividende beschließt. O wie traurig muß sich daneben ein Aschenbecher aus Marmor vorkommen, wissen Sie, diese Marmoraschenbecher, die geradezu danach schreien, daß auf ihrem Rand eine teuere Importe verglimmt. Sie gleichen Erbbegräbnissen von Patrizierfamilien. Mein Gott, was wird aus diesen Marmorwannen? Kein dienstbarer Geist hat je eine Methode gefunden, sie zu zerbrechen. Mich beunruhigt das Schicksal der Marmoraschenbecher. Sie werden am Tage der Auferstehung alle noch vollzählig vorhanden sein, und niemand, niemand wird sich auch dann um sie kümmern. Foitzick

Erträumte Kirchweih

Von Ratatöskr

Heut lockt die Klarinette
von morgens früh bis abends spät.
Jetzt wenn ich Kleingeld hätte,
glaubt mir, ich wüßte, was ich tät'.

Ich schlüge – spitzt die Luser! –
den Tag geruhsam auf den Schwanz,
verschrieb' mir einen Suser
und – sagen wir – ein Viertel Gans.

Zum Feierabend ging' ich
entschlossen auf die Kegelbahn,
und dasigen Ortes fing' ich
zu sticheln und zu plänkeln an.

Dann aber, ohne Säumen,
die allerschärfste Kugel her!
Heut gilt es, aufzuräumen –
Rrrum... alle Neun!... Was will man mehr?

TROTZDEM . . .

Er mußte die Füllfeder benutzen. Trotzdem befand sich Tinte darin.
Er lebte bei seiner Mutter. Trotzdem gelang es ihm manchmal, ohne wollenes Unterhemd auszugehen.
Die Reisenden hatten sich's im Abteil endlich gemütlich machen können, hatten das Licht ausgedreht und waren eingeschlafen. Trotzdem kam keine Fahrkartenkontrolle. Der Wetterbericht lautete auf Regen. Trotzdem regnete es. Es war das Wartezimmer eines Arztes. Trotzdem lagen auf dem Tisch weder Zeitungen vom vergangenen Monat noch Zeitschriften aus dem Jahr 1931.
Der Hausherr nahm die Zange und eine Kerze zur Hand, stieg die Treppe hinunter und sagte: „Einen Augenblick! Ich werde die Sicherung gleich in Ordnung bringen!" Trotzdem brannte wenige Minuten später wieder das elektrische Licht.
Der Straßenbahnschaffner rief: „Vorne ist noch Platz!" Trotzdem war vorne noch Platz.
Seite um Seite verdichtete sich in dem Kriminalroman der Mordverdacht mehr und mehr auf den Gärtner. Trotzdem stellte sich der Gärtner zum Schluß als der Mörder heraus. Der Kontrolleur verlangte meinen Fahrschein. Trotzdem fand ich ihn sogleich. Die ältere Dame hatte auf der Straße eine Bekannte getroffen. Trotzdem lähmten sie den Verkehr nicht. Es handelte sich um einen Vers von Dante. Trotzdem waren alle sich in bezug auf seinen Sinn einig. Er zückte die Feder, um einen Gedichtband zu besprechen. Trotzdem schrieb er nicht: „Aus diesen Versen spricht lebhaftes Naturgefühl, gepaart mit einer feinen leisen Melancholie."
Todmüde, mit schmerzenden Füßen kam er nach Hause. Trotzdem war — obgleich er im 5. Stock wohnte — das Lift nicht kaputt. Es war eine äußerst kostbare Porzellanvase der chinesischen Ming-Zeit. Trotzdem zerbrach die Hausangestellte sie nicht. Die Nachbarin, Calle Molinos 36, übte ein Lied von Brahms, drei Lieder von Schubert und siebzehn von Hugo Wolf. Trotzdem las man am folgenden Tage nicht in der Zeitung: „Eine schreckliche Bluttat ereignete sich gestern in der Calle Molinos 36." (Aus dem Spanischen von H. B. W.)

Der betrogene Friede

(Wilhelm Schulz)

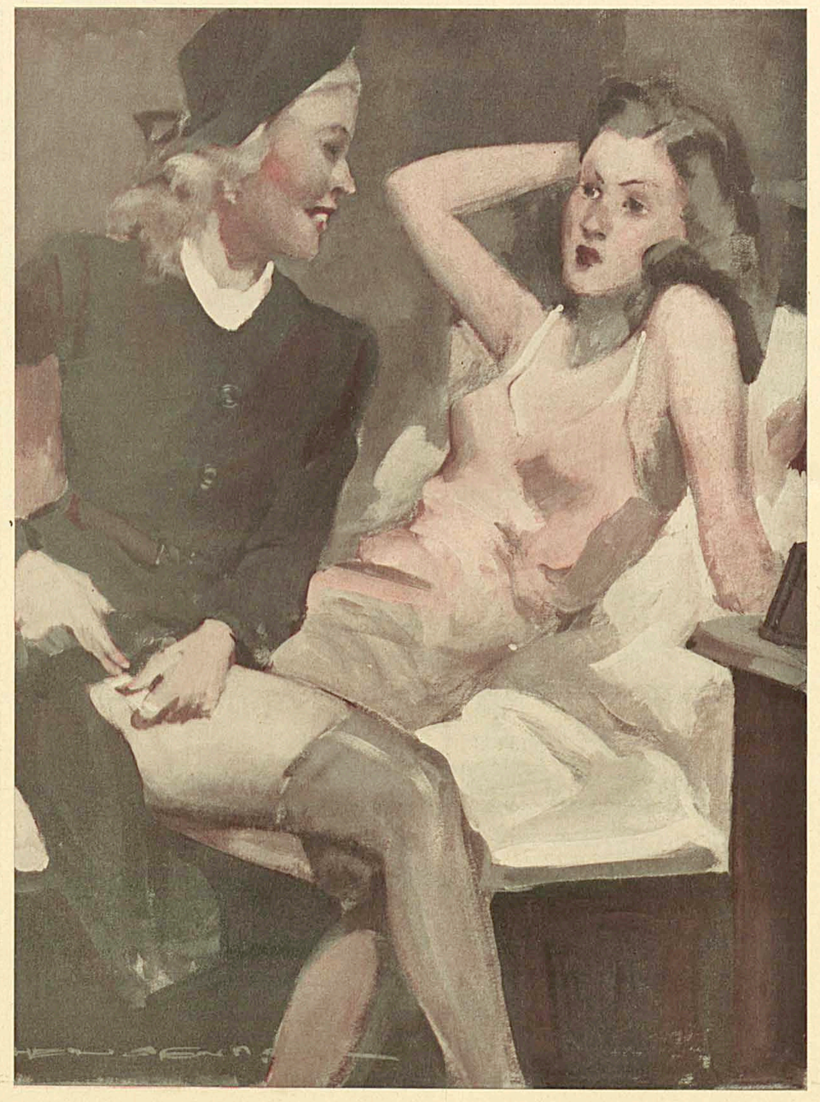


„Damit Roosevelt wieder gewählt wird, hat er sich mit meinen Federn geschmückt und heute will er nichts mehr von mir wissen!"

La pace ingannata: „Roosevelt, affine d' esser rieletto, si è ornato delle mie penne ed oggi non vuol più saper nulla di me!„

Erleuchtung

(K. Heiligenstaedt)



„Jetzt verstehe ich, warum Dieter sagte, Rosa stände dir so gut, obwohl du doch noch nie ein rosa Kleid gehabt hast . . . !“

Schiarimento: “Adesso capisco perchè Dieter diceva che il rosa ti stava tanto bene, sebbene tu non abbia mai avuto un abito rosa . . . !„

DORADO BEI FERNANDEZ TRUZ

VON JOSEF ROBERT HARRER

„Wenn Sie nach Quippiepo fahren wollen, müssen Sie in der nächsten Station aussteigen und dort auf den Personenzug warten. Unser Zug hält nämlich in Quippiepo nicht!" sagte der Schaffner zu Perez, als er die Fahrkarten kontrollierte. Perez brummte ärgerlich vor sich hin, der Schaffner zuckte die Achseln und ging. Bald darauf hielt der Eilzug. Perez nahm seinen Koffer und stieg aus. Es war gegen Abend. Graue Wolken zogen über den Himmel, ein unfreundlicher Wind pfiff um das kleine Stationsgebäude. Niemand war zu sehen, einsam lag der Bahnsteig. Vergeblich suchte Perez nach einem Fahrplan; er begab sich in den Kassenraum und fragte den Beamten, wann der nächste Personenzug nach Quippiepo gehe. Mürrisch erwiderte der Beamte: „In drei bis vier Stunden!"

„Genauer können Sie mir das nicht sagen?" fuhr ihn Perez an. Der Beamte lächelte müde und schüttelte den Kopf.

„Ich glaube, daß ich schon zu genau geantwortet habe; denn es kann auch fünf Stunden dauern. Die Zugverspätungen —"

Perez schoß aus dem dumpfen Raum. Drei bis vier, vielleicht gar fünf Stunden! Es war zum Verzweifeln. Da fiel sein Blick auf ein grelles Plakat, das in einem Winkel des Bahnsteiges hing. Mit großen unbeholfenen Buchstaben stand dort geschrieben: „Haben Sie Langeweile? Sie können die Zeit bis zum Abgang Ihres Zuges nicht schöner und angenehmer verbringen als im ‚Dorado' bei Fernandez Truz, Via del leone 79!"

Perez überlegte nicht lange. Er gab seinen Koffer zum Aufbewahren und verließ das Stationsgebäude. Eine schmale Straße führte auf einen leicht erhöhten Damm der kleinen Stadt zu. Links und rechts der Straße zogen sich kleine, eingezäunte Gärten hin, in denen hie und da ein alter Mann oder eine Frau arbeiteten. Die Sonne stand schon tief, ihre Strahlen ließen die Wolken silbern aufleuchten, während hoch am Himmel die Wolken schwarz und düster durcheinanderwogten. Der Wind hatte sich gelegt. Das Gefühl der Langeweile hatte sich in eine unbestimmte, aber gar nicht quälende Trauer verwandelt. In dieser unwirklichen, fast märchenhaften oder traumartigen Landschaft dachte Perez kaum mehr daran, daß er eine Unterhaltungsstätte aufsuchen wollte. Ein einsamer Vogel flatterte langsam über die Straße. Perez sah dem Flug nach, indem er mitten auf dem Wege stehen blieb. Er lächelte. Was würde ihm das „Dorado" bieten? Wein und Grammophonmusik, vielleicht eine vergrämte Tänzerin, die schon über die Jahre hinaus war, da der Tanz wie das Wiegen schlanker, leuchtender Blüten im leichten Winde war.

Ich werde sentimental, flüsterte Perez lächelnd. Nun erreichte er die ersten Häuser. Eine Frau goß die Blumen vor dem Hause. Perez fragte nach der Via del leone. Er habe nur geradeaus durch die Stadt zu gehen, die letzte Quergasse links sei die Via del leone. Perez dankte. Während er die Hauptstraße der kleinen Stadt dahinwanderte, wurde es dunkler. Er näherte sich einem Hause, das schon von fern mit roter Lichtreklame anlockte. Ein kleines Lichtspieltheater war es. Man gab einen alten Film, den Perez schon längst gesehen hatte.

Es bleibt also doch nur das „Dorado", dachte Perez. Und jetzt war er auf dieses „Dorado" beinahe neugierig geworden. Vielleicht war die Tänzerin viel besser, als er vermutete.

Abendlich still war es in der Stadt. Bisweilen ratterte ein altes Auto vorüber. Aus manchen Gaststätten drang Schlagermusik. Es war, wie es Perez in so vielen kleinen Städten auf seinen Geschäftsreisen angetroffen hatte. Und plötzlich mußte er laut auflachen. Er wußte nicht einmal, wie die Stadt hieß. Bei dem Wort „Stadt" zog er die Augenbrauen hoch und seufzte belustigt.

Immerhin verging so die Zeit. Wenn es ihm dann im „Dorado" bei Fernandez Truz nicht gefiel, brauchte ihm trotzdem der Weg nicht leid tun; denn er empfand die eigenartige Trauer des Spazierganges beinahe als ein unerwartetes Glück, zumindest aber als Nervenberuhigung.

Er gelangte so zur Via del leone, Via del leone Nr. 1! Und das „Dorado" befand sich im Hause Nr. 79. Er hatte also noch ein gutes Stück Weg vor sich. Der schöne Silberglanz am westlichen Himmel hatte sich in dunkles Rot und Gelb gewandelt. Perez schien es, als wandere er mitten in dieses Farbenwunder hinein. Er freute sich, daß ihn der Zufall gezwungen hatte, einige Stunden seines Lebens scheinbar nutz- und zwecklos herumzugehen. Diese Leute vom „Dorado" waren gar nicht so dumm, dachte er, sie haben ihr Haus weit draußen, so daß man schon beim Hinwandern seine Freude hat.

Ja, die Straße zog sich tatsächlich mehr als gemütlich und ohne nach Raum und Zeit zu fragen hin. Perez befand sich schon zehn Minuten auf der Via del leone, und als er nach der Nummer eines Hauses blickte, las er die Nummer 6. Es war sozusagen eine aufgelockerte Straße. Oft lagen zwischen den Häusern weite Gärten, dann wieder Wiesen mit geduckten Gesträuchen. Ein Blick auf die Uhr ließ Perez erstaunen; seit er den kleinen Bahnhof verlassen hatte, war über eine Stunde vergangen.

Und Perez wanderte weiter. Auch das Abendrot versank, die Nacht umfing ihn. Nur hie und da brannte das bescheidene gelbe Sternchen einer Laterne. Perez pfiff sich ein Liedchen, einen melodiösen Tango. Ja, vielleicht würde die Tänzerin im „Dorado" auch einen Tango mit ihm tanzen. Das malte sich Perez als hübsche Episode aus, und so kam er endlich nach einer langen Wanderung bei dem Hause Nr. 78 an. Das nächste Haus mußte das „Dorado" sein. Eine Stunde und fünfzig Minuten war er bereits unterwegs; nun fühlte er eine leichte Müdigkeit, er hatte Lust nach Speise und nach einem Glas Wein. Weiter ging er durch die Nacht. Aber nirgends zeigte sich der dunkle Umriß eines Hauses. Wenn er das „Dorado" nicht bald erreichte, mußte er umkehren, ohne die Unterhaltung bei Fernandez Truz genossen zu haben. Ein Auto kam ihm entgegen. Perez versuchte, das Auto durch Zurufe und Winken anzuhalten. Es gelang ihm auch.

„Ist es noch weit bis zum ‚Dorado'?" fragte er. Ein Herr beugte sich aus dem Auto und sah Perez verständnislos an. Er brummte: „Dorado? Kenne ich nicht! Wo soll es sein, was soll es sein?"

„Eine Vergnügungsstätte, Via del leone 79! Ich habe schon weit das Haus Nr. 78 hinter mir!"

„Da gibt es weiter kein Haus mehr! Wie verfallen Sie übrigens auf ein Haus, in dem ein ‚Dorado' sein soll?"

Perez erzählte kurz, daß er gezwungen sei, etliche Stunden auf den nächsten Zug zu warten, daß er ein Plakat gelesen habe und nun auf der Suche nach dem „Dorado" sei.

„Man hat Sie zum besten gehalten, lieber Freund! Ein ‚Dorado' gibt es bei uns überhaupt nicht. Steigen Sie zu mir in den Wagen, sonst kommen Sie zu spät und versäumen noch den Zug!"

Perez nahm das Anerbieten dankbar an. Sie plauderten belanglos während der Fahrt. Als das Auto vor dem Bahnhof hielt, trat auch der Herr mit Perez auf den Bahnsteig. Sie suchten das Plakat. Der Herr las es und schüttelte den Kopf. Plötzlich rief er laut:

„Da, sehen Sie! Mit ganz feinem Bleistift hat jemand eine kaum leserliche Notiz unten hingeschrieben! Unten, ganz links!"

Mühsam und stockend entzifferte Perez den Text: „Mitbürger, wenn du vergeblich das ‚Dorado' gesucht hast, ärgere dich nicht! Du hast dir auf jeden Fall die Langeweile der Wartezeit vertrieben. Wenn man nur glaubt, ein Ziel vor sich zu haben, dann hat alles einen Sinn. Ich kam auf diesen Einfall, als ich kürzlich vier Stunden warten mußte. Nun kommt bald dein Zug!"

Perez nickte. Er meinte lächelnd: „Der Mann hat recht! Ich danke ihm für seinen Scherz!"

Er erfuhr, daß er bis zum Abgang des Zuges nach Quippiepo noch eine Stunde Zeit habe.

„Wir wollen ein Glas Wein trinken!" schlug der Autolenker vor. Sie taten es im nahen Gasthof. Und Perez fühlte sich so frei, seine Nerven waren so ruhig, daß er nicht ein böses Wort fand, als er eine Stunde später hören mußte, daß der Zug mindestens noch eine Stunde Verspätung habe. Ihm war wirklich, als verbringe er die Wartezeit in einem wunderbaren „Dorado".

Nach dem Ständchen (Hanna Nagel)



PORTIER'S / *Von Kurt Leroff*

Er saugt das Treppenhaus, den Flur,
und putzt das messingfarbene Geländer.
Sie putzt die Nase einer Gipsfigur
auf einem Rotholzständer.
Man sagt zu ihm: „'n Morgen, Herr Portier",
und: „Schönes Wetter heute!"
Sie sagt zu ihm: „Wenn ich die Meiers seh —
das sind doch wirklich nette Leute . . ."
Was wär' das warme Wasser ohne ihn —
und gar die Hauschronik, wenn sie sie
nicht erhielte . . .
Und ihre Tochter hieß Katrin.
Sie war nie schön, weil sie auf beiden
Augen schielte.
Des Morgens putzen sie zu zweit,
und bürsten, wischen, scheuern,
an jedem Ersten nehmen sie sich Zeit
und zahlen ihre Steuern.

Dann eines Morgens um halb drei
starb sie. Jedoch er blieb.
Im Gärtchen war es grün und Mai.
Den hatte sie so lieb . . .
Und wie's im Leben öfters läuft,
so läuft es auch allhier —
Er läßt Haus, Hof und Flur. Und säuft.
Und lebt. Und liebt das Bier.
Er saugt nicht mehr das Treppenhaus
und putzt nicht das Geländer.

Die Venus zieht die Stirne kraus
auf ihrem Rotholzständer.

Aus der Vogelperspektive

(R. Kriesch)



„Wenn man die Männer so von oben sieht, versteht man wirklich nicht mehr, wieso sie einem so wichtig werden können!"

Dalla prospettiva a volo d' uccello: "Se si guardano gli uomini così dall' alto, non si comprende davvero come mai essi ci possano essere tanto importanti!„

Bittschrift an Roosevelt

(O. Gulbransson)



„ . . . und am Schluß schreiben Sie: Im voraus ein recht herzliches Vergelts Gott! Ihr Stalin."

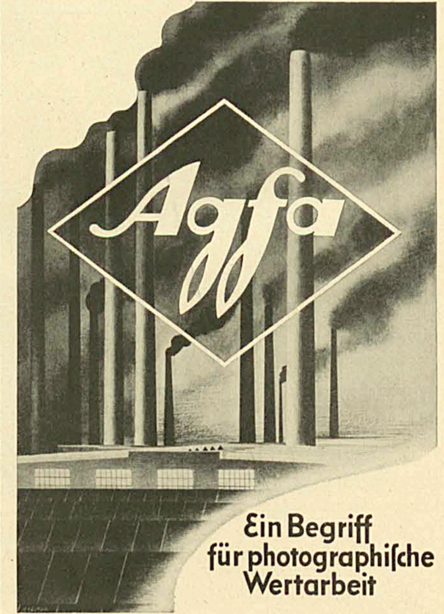
Supplica a Roosevelt: " . . . ed in chiusa scrivete: ʻUn grazie di cuore anticipato e che Dio ve ne rimuneri!, Il Vostro Stalin!,,

DER GESTOCHENE STAR

EIN KLEINER FILMSTREIFEN VON HEINZ SCHARPF

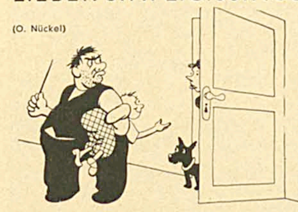
Die berühmte Filmdiva hatte der ungefeierten Geburtstage bereits so viele hinter sich, daß sie mit Anstand eigentlich nur mehr späte Mädchen hätte spielen dürfen, trotzdem klammerte sie sich an das jugendliche Rollenfach. Die Autoren begannen darob bereits zu seufzen, die Kritik meckerte zwischen den Zeilen, das Publikum zollte den Leistungen der Künstlerin mit den Worten Anerkennung: „Fabelhaft, wie diese Schauspielerin sich hält!" Der Produktionsleiter der Filmgesellschaft steckte sich hinter den Gatten des Stars, er sollte ihm ein Hinüberwechseln ins ältere Fach mundgerecht machen — die temperamentvolle Gattin ließ sich von ihm scheiden. Dem Regisseur, der ihr zumutete, aus Eigenem mehr frauliche Reife in eine Figur zu legen, sprang sie ins Gesicht, schließlich beauftragte man die beiden dramatischen Hausdichter, ein Buch für die Diva abzufassen, in dem behutsam ihren Jahren zu Leibe gegangen werden sollte. Und man muß sagen, die Autoren fingen es sehr geschickt an. Sie setzten sich hin und verfaßten eine recht dankbare Fabel. Mit dem fertigen Exposé begaben sie sich zur Schauspielerin, die sie mit offenen Armen empfing.
Sie sprachen, abwechselnd natürlich: „Im Mittelpunkt des Stückes steht eine reizende Frau, so gegen Ende der zwanzig, eine blendende Erscheinung. Sie gerät in einen seelischen Konflikt durch ihre Tochter, welche in einem Kloster herangewachsen ist und von der Mutter heimgeholt wird. Der Weg vom Kloster führt über die Riviera, wo die beiden einen Sommer lang verweilen und durch ihre Schönheit Aufsehen erregen. Sie werden allgemein für Schwestern gehalten. Ein junger Künstler verliebt sich in die Tochter. Nun der Konflikt: Die Tochter, die den Künstler vom ersten Augenblick an heimlich liebt, flieht ihn, als sie bemerkt, daß ihre Mutter in ihn verliebt ist." — „Ungemein packend", warf die Diva ein.
„Die Tochter verlobt sich mit dem älteren Freund des Künstlers, nur um der Mutter den Weg freizugeben. Der Künstler, von der Tochter verschmäht, flüchtet verzweifelt zur Mutter. Zwei unglückliche Ehen stehen bevor."
„Das kann ein Schlager werden", fieberte die Künstlerin bereits.
„Eines Tages machen die beiden Frauen mit dem Künstler eine Segelpartie. Ein Sturm bricht an, das Boot kentert und nun rettet der Künstler nicht die Mutter, sondern die Tochter." — „Elementar!" klatschte der Star Beifall.
„Der in den Wellen ringenden Mutter kommt der ältere Freund zu Hilfe, der mit seinem Motorboot herbeieilt. Am Strande schlägt das ohnmächtige Mädchen die Augen auf, die Arme um den geliebten Mann und, von der Mutter überrascht, die Hände vors Gesicht. Da erkennt die Frau, daß sie der Jugend weichen muß, resigniert nimmt sie den Arm des älteren Freundes und besteigt mit ihm einen Ozeandampfer."
„Großartig", gratulierte die Schauspielerin den Herren, „das gibt Szenen! Ich werde mein ganzes Können in die Rolle hineinlegen, nur eines möchte ich gleich wissen, — wer ist für die Mutter ausersehen?"





LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nückel)



Der Vater hat seinen Jungen übers Knie gelegt und drischt ihn fürchterlich. Der Junge schreit und schreit. Die Nachbarn eilen herbei. „Warum schlagen Sie denn den Buben so schrecklich?" — Der Vater macht eine kurze Atempause: „Na, morgen bringt der Bengel doch sein Schulzeugnis nach Hause, — und heute abend muß ich verreisen...!" M. S.

*

Bobby und Rudi sind auf einer Wandertour. Sie übernachten in einem Heuschober. In der Nacht hebt ein Gewitter an. Es blitzt und donnert, es spuckt Feuer und kracht mit schrecklichem Getöse. Am nächsten Morgen fragt Rudi: „Was sagst du zu dem entsetzlichen Gewitter heute nacht?" „Gewitter ...?" Bobby guckt noch ziemlich verschlafen; dann aber ist er empört: „Und da hast du mich nicht gleich geweckt, Rudi? Du weißt doch, daß ich bei Gewittern kein Auge zutun kann...!!" M. S.

*

Die Familie hat schon mit dem Essen begonnen, als endlich auch der kleine Dieter kommt, der sich nicht von seinem Buch trennen konnte. Die Mutter schilt ein wenig, aber Dieter, der mit brennenden Wangen völlig geistesabwesend seine Suppe löffelt, hört das nicht. Allzusehr beschäftigt ihn das eben Gelesene und will nicht in seinen kleinen Verstand hinein: „Mutti, warum schmiert sich der Mann bei Alarm die Ohren zu?" Die Mutter ist völlig ahnungslos und erst durch vorsichtige Fragen erfährt sie den Zusammenhang: Dieter las die Abenteuer des Odysseus und war über die Sache mit den Sirenen, die er nur vom Fliegeralarm kannte, nicht hinweggekommen. H. N.

*

Als die Tante Josephine in die Stadt gezogen ist, sucht Herr Jobs ein möbliertes Zimmer für sie, und schließlich hat er in der Greindlerstraße auch fast eins gefunden. „Fünfundsechzig Mark hab ich immer dafür bekommen", sagt die Vermieterin. „Da aber jetzt die Straßenbahn hier vorbeifährt und ein Musikcafé ins Haus gekommen ist und drüben der Tischler sich eine Kreissäge angeschafft hat, will ich's für 40 Mark abgeben." „Schade", seufzt Herr Jobs, „so gut hätt's gepaßt, aber die Tante ist leider taub." rie.

DIE KURZGESCHICHTE

VON MICHAEL MOLANDER

Kuno schrieb eine Kurzgeschichte, mit drei Durchschlägen. Dann sandte er die Exemplare an vier Zeitschriften, mit der Bitte um Abdruck, versteht sich. Die Schriftleitungen verstanden jedoch nicht und schickten die Manuskripte zurück. Kuno warf weder die Flinte ins Korn noch die Kurzgeschichte in den Papierkorb, sondern sandte die vier Exemplare an vier Tageszeitungen. Zwei Manuskripte kamen mit vorgedrucktem Bedauern zurück, eines blieb trotz wiederholter Anfrage verschwunden, die vierte Schriftleitung schrieb an Kuno. Sie sandte seine Arbeit zwar auch zurück, die man mit Interesse gelesen, jedoch nicht genügend spannend gefunden habe. Außerdem sei der Bedarf an Kurzgeschichten für Jahre hinaus gedeckt. Wenn er einen Roman vorliegen habe, so würde man diesen gern unverbindlich prüfen und nach Möglichkeit veröffentlichen — in Fortsetzungen.

Kuno setzte sich hin und machte aus der langweiligen Kurzgeschichte eine kurzweilige Langgeschichte. Nach einem Vierteljahr war der Roman fertig und Kuno schickte ihn an jene Zeitung, welche...

Nach zwei Monaten angestrengten Wartens kam das umfangreiche Paket zurück. Man bedauerte wiederum, denn die Lage habe sich inzwischen wesentlich geändert. Gegenwärtig bestünde ein Überfluß an Romanen, wenn er dagegen eine Kurzgeschichte von höchstens 15 Zeilen...

Jemand gab Kuno den Rat, seinen Roman einem Buchverlag anzubieten. Kuno tat es und bekam nach drei Tagen eine vorgedruckte Postkarte des Inhalts, daß sein Manuskript eingetroffen sei, die Nummer 4711 erhalten habe und daß die Prüfung ein halbes Jahr dauern würde. Kuno witterte Morgenluft und nahm den ersten Pump a conto Roman-Honorar auf.

Nach acht Monaten kam das Manuskript zurück. Man bedauerte, daß der Roman leider kein Roman, dagegen Stoff für einen Film sei und verwies Kuno an eine bekannte Filmgesellschaft. Von dem Tag an ging Kuno häufig ins Kino, um sich zu gewöhnen. Das war gut so, denn die Gesellschaft nahm den Roman zur Verfilmung an.

Kuno wohnte der Uraufführung bei und glaubte, sich im Programm geirrt zu haben: von seinem Roman war keine Spur in der Handlung des Filmes zu entdecken. Kuno erbat sich daraufhin die Erlaubnis, nach dem Film einen Roman schreiben zu dürfen. Sie wurde ihm unter der Bedingung erteilt, daß sich die Gesellschaft das Verfilmungsrecht des neuen Romans vorbehielt.

Als Kuno mit der Arbeit beginnen wollte, mußte er feststellen, daß der Film für einen Roman nicht Stoff genug bot. Es reichte allenfalls für eine Kurzgeschichte.

(Karl Arnold)

Mr. Roosevelt



„Wat dem enen sin Uhl —

"Tutti i gusti —

Mrs. Roosevelt

(Karl Arnold)



is dem annern sin Nachtigall!“

sono gusti!„

ICH BIN NÄMLICH GEFREITER GEWORDEN

VON HANSJÜRGEN WEIDLICH

Ich habe heute den ganzen Tag noch nichts gegessen — es ist besser so. O lieber Gott, hätte ich mich doch nicht darauf eingelassen; aber was sollte ich machen! Sie kamen vor meine Bude gezogen, hakten mich unter und — bums war ich in der Kneipe. Und da haben sie dann auf mein Wohl getrunken, und ich mußte mittrinken, und außerdem mußte ich die Zeche bezahlen.

Ich bin nämlich Gefreiter geworden.

Nun muß ich wenigstens ein halbes Jahr Gefreiter sein, um von den zwei Mark, die ich jetzt alle zehn Tage mehr bekomme, auch wirklich etwas zu haben. Das erste halbe Jahr haben wir gestern gehabt. Und dann haben wir Quadrille getanzt — wenigstens sagen wir heute, daß es Quadrille gewesen wäre. Und es mag ja auch wahr sein; wir müßten mal den Wirt fragen. Dabei fing es so günstig für mich an. Die Kantine hatte kein Bier, und ich sagte, das wäre aber schade, denn sonst hätte ich sie alle zu einem kleinen Umtrunk eingeladen. „Du bist ein schlechter Mensch", sagte der Dicke. „Wieso?" sagte ich. „Ich habe euch alle zur Feier meines Gefreiten eingeladen, und wenn das Bier schon da wäre . . ." — „Dann gib uns das Geld!" Hätte ich es ihnen doch gegeben! — ich wäre mit einem Kasten Bier davongekommen. So aber —: ein halbes Jahr Gefreiter, und erst dann . . . Wenn ich nun vorher schon Obergefreiter werde — ich werde verrückt!

Wie gesagt: dabei fing es so günstig für mich an. Nach der schönen Rede von dem Umtrunk ging ich in fröhlicher Zufriedenheit in mein Quartier, zeigte meinem Wirt den Winkel und sagte, das müßte natürlich gefeiert werden, leider hätte ich aber keinen, aber wenn ich einen hätte, und ob er nicht einen hätte? Darauf ging er in den Keller und holte den, den ich ihm zum Geburtstag geschenkt hatte. Daß der noch da war, wußte ich natürlich, sonst hätte ich als vornehmer Mensch ja nicht diese Andeutung gemacht. Wir setzten uns in die Küche und zwitscherten einen.

„Und Ihre Kameraden?" fragte mein Wirt.

Ich erzählte ihm, daß in der Kantine das Bier noch nicht angekommen sei.

„Haben Sie aber Schwein!" sagte er.

„Ja", sagte ich, „es ist ein Glückstag." Und dann sagte ich „Prost!" und hielt das leere Glas hin. Plötzlich war im Hof Lärm. Mein Wirt ging ans Fenster und sah hinaus. „Der ganze Hof steht voll Soldaten!" sagte er.

Ich kippte schnell das Glas hinunter, kniff die Augen zusammen und floh. Wenn ein ganzer Hof voll Soldaten steht und man selber ist gerade Gefreiter geworden, dann ist das immer bedenklich. Ich versteckte mich in einem Kleiderschrank, riß vom Gehrock meines Wirts den Aufhänger ab und trat in seinen Zylinder. Bis jetzt habe ich es ihm noch nicht gesagt. (Wie teuer ist eigentlich so ein Zylinder? Davon hängt es nämlich ab, ob ich es ihm sage. Aber ich kann ihm ja auch sagen, er wäre es selber gewesen. Die Dinge liegen so,

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 7 gültig ab 15. Okt. 1941. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

daß er es wahrscheinlich sogar glaubt.) Der Dicke holte mich aus dem Kleiderschrank heraus. „Woher wußtest du denn, daß ich…"

„Dich Aas kenn' ich doch!" sagte er und grinste. Er schleppte mich auf den Hof. Dort standen im Halbkreis meine Kameraden und sangen. Caruso hatte seine Quetschkommode mitgebracht und spielte die Begleitung. „Ach, Liebchen, schau aus dem Fenster —" oder so ähnlich war der blödsinnige Text, den sie sangen. Und dabei feixten sie, daß mir bange wurde. Wenn doch die Kantine schon Bier gehabt hätte! Jetzt würde ich arm werden. Als letzte Rettung versuchte ich eine Rede. Ich setzte die Melone meines Wirts auf und sagte Worte der Rührung und des tiefempfundenen Dankes. Dabei betonte ich, aber am tiefsten sei ich darüber gerührt, daß rein ideelle Motive sie zu dem Ständchen bewegt hätten, denn wie ihnen bekannt sei, habe die Kantine ja noch kein Bier, und von dem Schnaps meines Wirts könnte ich ihnen auch nichts anbieten, da wir leider die Flasche schon leergetrunken hätten.

Ich drückte jedem die Hand, zog wie der König von England die geborgte Melone und ging … nein: wollte gehen — da hakten der Dicke und Caruso mich unter. Aber im „Ziethen" — sie hätten sich eben erkundigt — im „Ziethen" sei Bier! Der „Ziethen" war die Dorfkneipe.

Mir wurde dunkel vor den Augen. Aber was sollte ich machen!

Sie knallten die Melone auf den Wäschepfosten, mein Wirt regte sich auf, sie hakten auch ihn unter: so zogen sie mit uns los.

Ja, und dann … Zum Schluß jedenfalls haben wir Quadrille getanzt, und der Dicke lag quer über den Billardtisch und schlief. Und heute morgen fragte mich meine Wirtin, wo eigentlich ihr Mann gestern abend gewesen sei, und wieso es komme, daß er jetzt mit der Melone auf dem Kopf im Bett liege. Ach, es ist eine Katastrophe! Der Zylinder zertreten, mein Wirt mit der Melone auf dem Kopf morgens im Bett, und ich…

Und wer weiß, wie lange ich dann noch an dem Zylinder zu stottern habe!

MEIN FREUND JOHANNES

Wir sprachen über Philosophen. Kant, Schopenhauer usw. Martin war manchmal angenehm ehrlich. „Die ganzen Philosophen gehen über meinen Horizont", gab er zu.

„Du scheinst einen recht soliden Horizont zu haben", sagte Johannes. „Wieso?" fragte Martin, halb geschmeichelt, halb argwöhnisch. — „Wenn man bedenkt, wer und was alles da so drüber geht…" sagte Johannes.

*

Johannes konnte manchmal ein wenig rechthaberisch sein. Hatte er etwas gesagt, ließ er sich nicht gerne verbessern. Vor allem aber nicht bei verhältnismäßig unwichtigen Dingen. So sprachen wir einmal von Martin, der gerade verreist war. Ich hatte noch nichts von ihm gehört und fragte Johannes, ob er schon einen Brief bekommen hätte. „Einen Brief nicht, aber eine Ansichtskarte", sagte Johannes.

„Aber, Johannes, das war doch keine Ansichtskarte", warf seine Frau ein. „Gewiß war es eine!" beharrte Johannes.

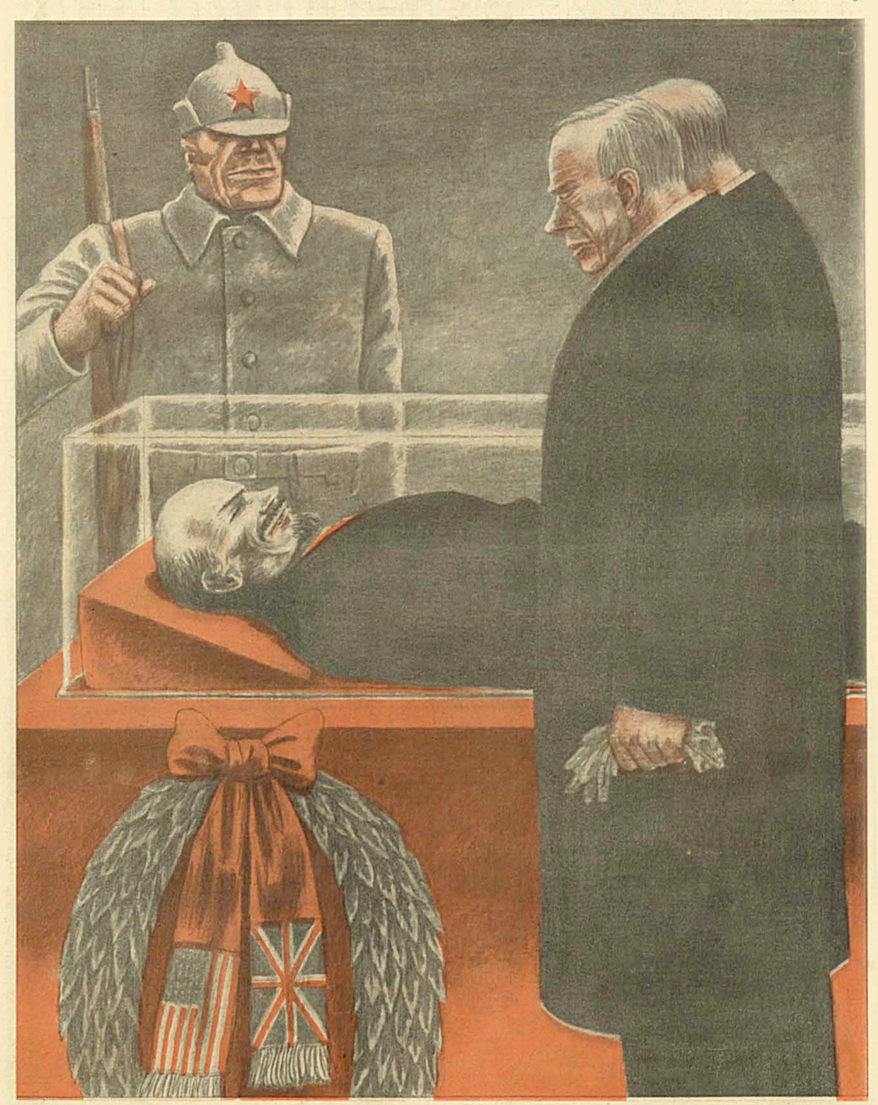
Seine Frau widersprach und ging endlich nach einem kurzen Hin und Her in das Nebenzimmer, das Streitobjekt zu holen. Triumphierend schwenkte sie die Karte in der Hand. Es war kein Bild darauf zu sehen, sondern nur, von Martins Hand geschrieben, der Satz: „Hier ist es geradezu paradiesisch!" zu lesen.

„Na? Ist das vielleicht nicht eine Ansicht?" knurrte Johannes. J. Bieger



Plutokratenehrung am Grabe Lenins

(Erich Schilling)



Beaverbrook: „Sehen Sie nur, Harriman, wie der alte Gauner grinst. Ich habe das etwas peinliche Gefühl, er lacht uns aus!“

Onoranze di plutocrati alla tomba di Lenin: Beaverbrook: "Vedete mo' 'Harriman, come il vecchio birbone ghigna. Ho la sgradita impressione ch' egli ci beffi!,,

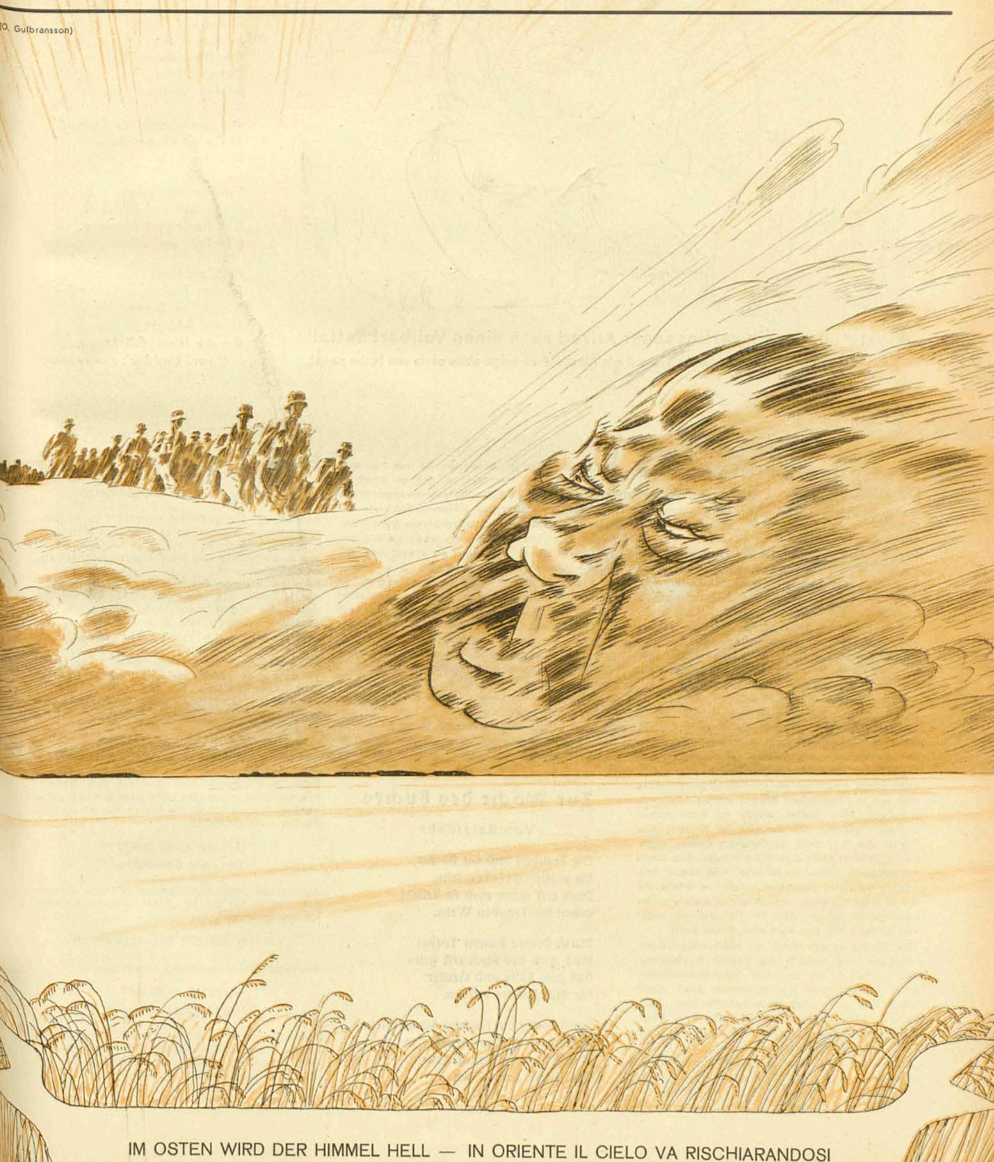
München, 29. Oktober 1941
46. Jahrgang / Nummer 44

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

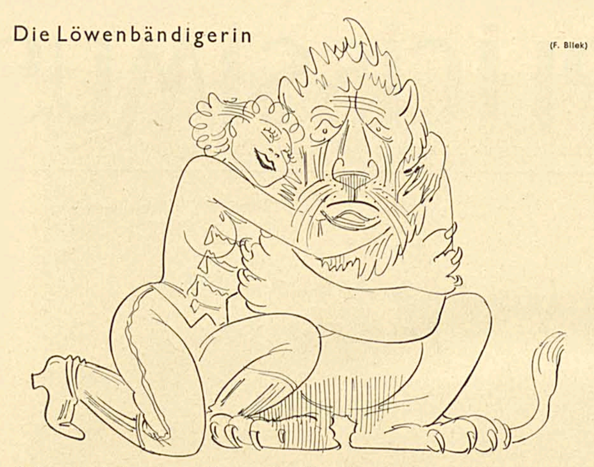
(O. Gulbransson)



IM OSTEN WIRD DER HIMMEL HELL — IN ORIENTE IL CIELO VA RISCHIARANDOSI

Die Löwenbändigerin

(F. Bilek)



„Wie gut, daß mein verflossener Alfred auch einen Vollbart hatte!"

La domatrice di leoni: "Che fortuna che anche il mio Alfredo d' un tempo abbia avuto una barba piena!,,

Hoch am Berg

Von Georg Britting

Hoch am Berg,
In dem Wald,
Fällt ein Wasser zu Tal.
Still nur! Und hör', wie es saust!

Wohnt ein Zwerg
In dem Wald,
Ein Männlein uralt
Unterm Mond
In dem steinigen Riß.

Du glaubst nicht an Zwerge?
Die gibt's so gewiß
Wie die Berge.

Gehören zusammen
Wie Löffel und Schmaus,
Wie Feuer und Flammen,
Wie Türe und Haus.

Hoch am Berg,
In dem Wald,
Wohnt ein Zwerg
In der Schlucht,
Wo der Wasserfall braust.
Still nur! Und hör', wie es saust!

Der gute Briefdenker

Ich bin ein saumseliger Briefschreiber. An dem Worte „saumselig" habe ich lange herumgedoktert, und zuerst wollte ich „schlechter Briefschreiber" sagen, aber ich konnte mich doch nicht zu sehr beleidigen. Ich bin nämlich Mitglied einer Fachschaft, und man soll keinen Berufsstand beleidigen, sonst kommt einem der Fachschaftsleiter auf den Kopf. Also habe ich hier zum ersten Male in meinem Leben das Wort saumselig in die Feder genommen. Es klingt, als stamme es aus einem Grimmschen Hausmärchen oder aus der Biedermeierzeit, und man kann damit sicher kein Mitglied einer Fachschaft beleidigen, selbst nicht auf dem Wege meiner Selbstbezichtigung.

Ach, was habe ich mir schon alles durch nichtgeschriebene oder zu spät geschriebene Briefe verpatzt: Honorare, Abendessen, Frauen, Freundschaften, Lustreisen, guten Ruf, kurz alles, was der Mensch zum angenehmen Leben gebrauchen kann. Man sollte uns saumselige Briefschreiber nicht immer beschimpfen, sondern bedauern sollte man uns, mit herzlichem Beileid uns beide Hände schütteln. Aber helfen würde es auch nichts. Vielleicht müssen wir dereinst im Jenseits alle Briefe, die wir nicht geschrieben haben, nachholen, in einer höllischen Schreibstube. Alle diese vergessenen Geburtstagsbriefe, alle diese Antworten auf nette und freundschaftliche Briefe, die wir so gern erhielten und die wir im Geiste sofort beantwortet haben, aber im Fleische nie, oder viel zu spät. Ha, das wird eine Strafe sein!

Man glaube es uns doch, wir saumseligen Briefschreiber sind nämlich die besten Briefdenker. Kaum erhalten wir so einen freundschaftlichen, einen lieben, einen wohlwollenden Brief, schon haben wir eine noch freundschaftlichere, noch liebere, noch wohlwollendere Antwort im Kopf. Jawohl im Kopf, und aus dem Kopf verdunstet die Geschichte dann allmählich.

„Schreib ihm doch wenigstens eine Postkarte mit einer Zeile, daß du den Brief erhalten hast", sagt man zu uns. Zum Donnerwetter, für was hält man uns denn! Glaubt man wirklich, daß wir einen so netten Brief, ein so liebevoll zusammengestelltes Paket mit einer lumpigen 6-Pfennig-Postkarte beantworten? Unmöglich, hier gehört ein ganz scharmanter Brief hin, wie wir ihn eben geistig vor uns sehen. Wir können doch so etwas nicht mit einigen kümmerlichen Zeilen abtun.

Ich kann mir die Füllfeder fuslig schreiben, Ihr werdet's halt nie begreifen, warum wir uns nicht der kleinen Mühe unterziehen, wenigstens ein paar Worte des Dankes hören zu lassen. Nun, wir wissen eben, was sich gehört und sind viel zu gute Briefdenker, als daß wir nur ein paar schäbige Zeilen schreiben. Wir schreiben sogar sehr gern, theoretisch.

Und wenn Sie jetzt sagen, das sei eine faule Ausrede, so haben Sie niemals auch nur einen einzigen so scharmanten und schlagartig beantworteten Brief geschrieben, wie sie mir schon zu Tausenden eingefallen sind.

Foitzick

Zur Woche des Buches

Von Ratatöskr

Die Trauben und die Bücher,
die wollen gelesen sein.
Doch erst wenn man sie keltert,
geben die Trauben Wein.

Durch deines Innern Torkel
muß auch das Buch erst gehn,
daß gute Säfte und Geister
für dich daraus erstehn.

Sonst bleibt ein flüchtig Schmäcklein
und weiter nichts zurück.
Wer dauen will, muß kauen.
Das ist ein altes Stück.

FILMTITEL ERFINDEN

VON WILHELM HAMMOND-NORDEN

Kennen Sie das: „Filmtitel erfinden"? Es ist sehr unterhaltsam. Wir machen es immer auf Märschen, und manchmal treiben wir es so lange, bis man uns Verbalinjurien und leere Zigarettenschachteln an den Kopf wirft.

Erfunden hat Hugo das Spiel, der Gefreite Hugo S., der ja immer die verrücktesten Einfälle hat. Zu dem Spiel sind mehrere Leute erforderlich, die eine Unterhaltung führen. Einer (bei uns, wie gesagt, ist es meistens Hugo) bricht dann plötzlich in die Unterhaltung ein.

Da sprechen, meinetwegen, zwei Leute über ein paar andere Menschen. Heinz Brinkmann sagt: „Ich glaube, die leben auf dem Mond!"

Hier schaltet sich Hugos Filmtitel-Erfindergeist ein. Er ruft pathetisch:

„DIE AUF DEM MONDE LEBEN"
Ein utopistischer Film von Heinz Brinkmann.

Oder, man unterhält sich über ein paar Damen. In unverbildetem Jargon behauptet jemand: „Von solchen Dingen haben die Frauen keinen Dunst!" Prompt reagiert Hugo:

„FRAUEN OHNE DUNST"
Der erste Geruchsfilm.

Auch einen Geschmacksfilm hat er schon entworfen, und er hat diesen „Titel" unserem Küchenmeister gewidmet.

„5 MANN UND EINE GULASCHKANONE"

Bei einer Gasmaskenübung verkündete er:

„MASKE IN GRAU"
Der große Ausstattungsfilm.

Nun soll's genug sein des grausamen Spiels. Versuchen Sie es mal im eigenen Heim, wenn Sie Besuch haben. Sie werden die zähesten Gäste auf die Dauer zur Verzweiflung bringen.

Churchills Ideale

(Wilhelm Schulz)



„Sehr schön, sehr schön so eine amerikanische Granate - jetzt fehlt nur noch jemand, der sie für uns abschießt!"

Ideali di Churchill: "Bellissima, bellissima una tale granata americana . . . ! Soltanto manca adesso qualcuno che la getti per noi!„

Sowjetdämmerung

(E. Thöny)

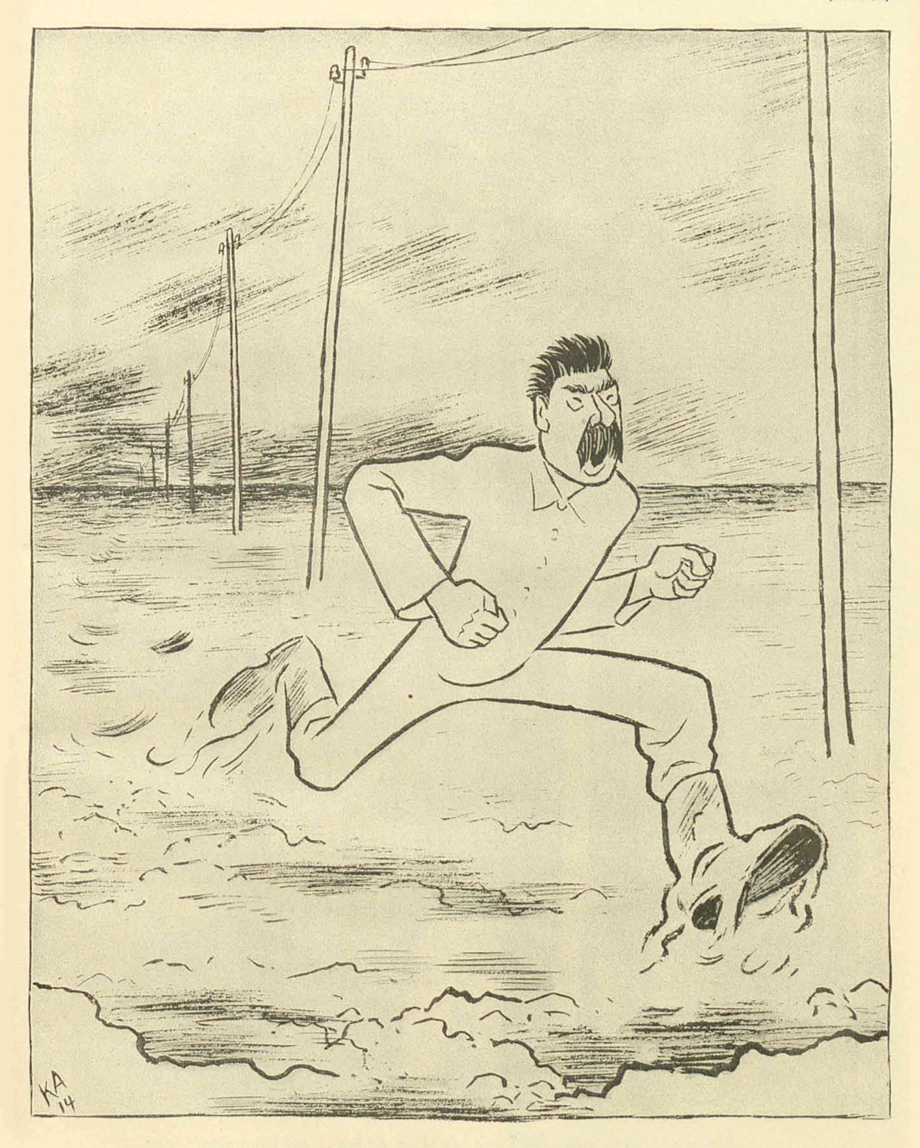


„Timoschenko, Timoschenko, gib mir meine Legionen wieder . . . !"

Crepuscolo sovietico: "Timoschenko, Timoschenko, restituiscimi le mie legioni . . . !„

S. O. S.

(Karl Arnold)

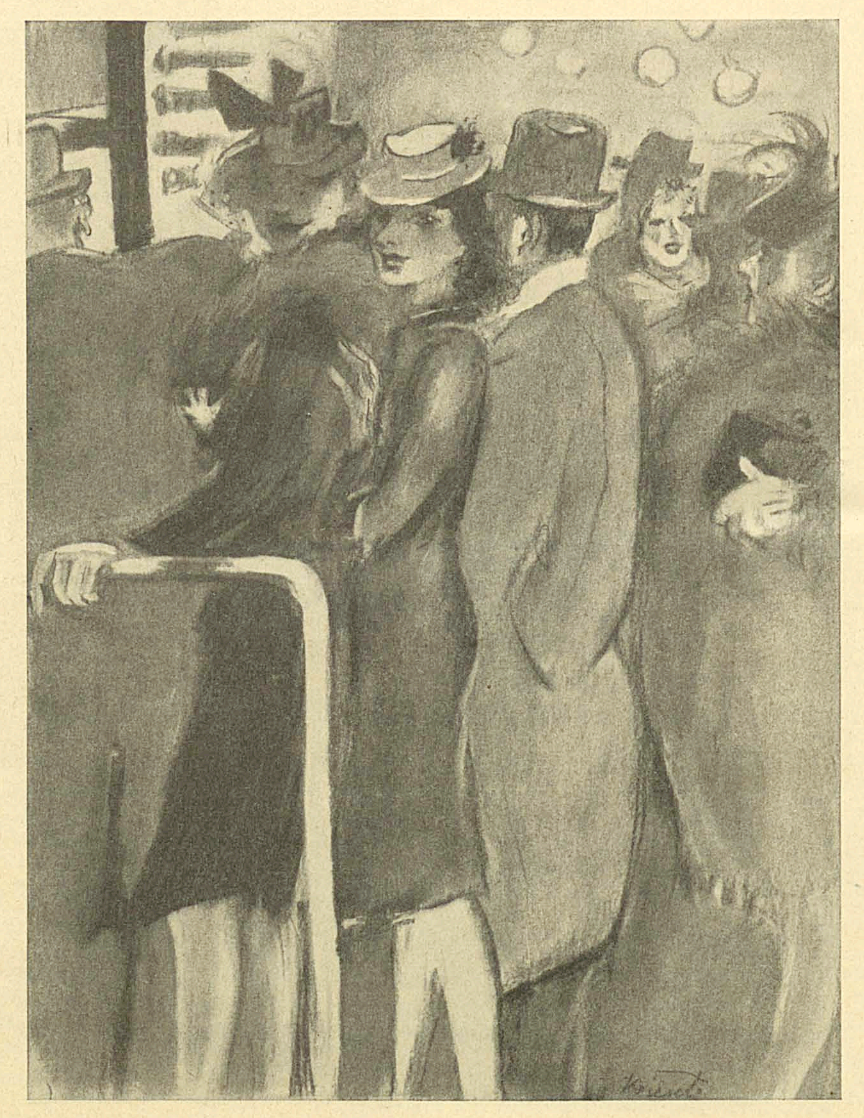


„Die Weltrevolution marschiert!"

S. O. S.: "La rivoluzione mondiale è in marcia!„

Der Vergleich

(R. Kriesch)



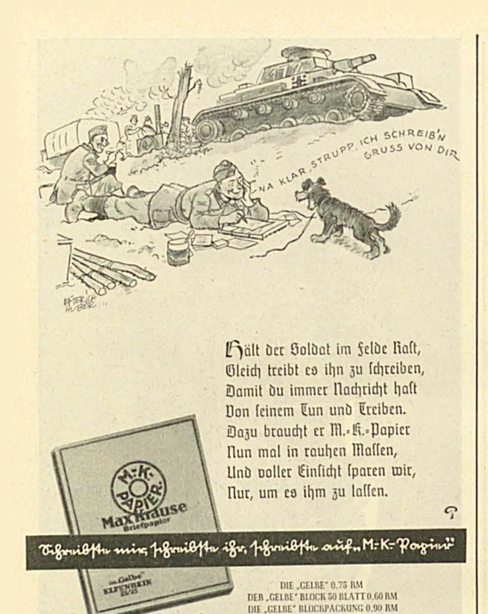
„Ich sehe an sich sehr gern Filme mit Hans Albers — nur kann man sich hinterher zu Hause immer so schwer wieder einleben . . . !"

Il paragone: "Vado volentieri ai filmi di Hans Albers . . . solo che poi ci si riabitua difficilmente all' ambiente di casa . . . ».

DAS BEMOOSTE HAUPT EMANUEL

VON TITO COLLIANDER-HELSINGFORS

Eine morgenheisere, etwas unsichere Stimme weckte mich: „Bruder, wach auf! Wasch dich und mach dich fertig zum Hinscheiden!"
Ich sah meine Fußspitzen, eine Ecke eines Sofas, das bemooste Haupt Emanuel stand neben mir mit rotgeränderten Augen. Es dauerte eine Weile, bevor ich begriff, wo ich mich befand, aber wie ich hierhergekommen war, daran konnte ich mich nicht erinnern. Noch donnerte Ulk und Zechgebrüll in meinem schmerzenden und ach so jungen Kopf. Es war die erste ausgedehnte Studentenkneipe meines Lebens gewesen.
„Jetzt, o morgenfrüher Bruder, soll unser erstes Bestreben sein, ein passendes Wirtshaus zu finden. Darf ich fragen, welches Kapital zu deiner Verfügung steht?" — „Keins."
Ich saß verschlafen auf der Sofakante und durchwühlte alle meine Taschen. Nichts. „Absolut nichts", rief ich. „Ich bin ganz blank."
„Ich auch", sagte mein neugewonnener Freund. „Aber ich sehe eine Uhrkette an deiner Weste baumeln. Ist die vielleicht am anderen Ende mit einer Uhr versehen?"
Ich zog meine silberne Rübe, die meinem Vater gehört hatte, heraus, ein altmodisches schweres Stück. Emanuel warf einen hastigen Blick darauf und pfiff. Sein Gesicht strahlte.
„Der Tag ist gerettet. Stehe auf und ordne dein Gesicht."
Emanuel war mindestens zehn Jahre älter als ich, mit roten Backen und roter Nase. Aber in seiner Kleidung war er äußerst elegant und gepflegt, und ich war nicht wenig stolz auf seine vertrauensvolle Kameradschaft. Er behandelte mich ganz wie seinesgleichen, und mein Herz hatte stark geklopft, als er mir gestern im Rausch die Duzfreundschaft angeboten hatte. Einem Gelbschnabel wie mir! Das war eine Ehre!
Nun warf er einen letzten Blick in den Spiegel auf seine Frisur und seinen Schlips, musterte prüfend auch mein Äußeres und nahm dann seinen Hut. „Komm", sagte er.
„Enthält möglicherweise eine deiner Taschen eine Zigarette?"
„Ne—ein, nein, denn —"
„Also ist das unser erstes Ziel: das nötige Rauchzeug aufzutreiben."
Wir gingen. Aber oben auf dem Treppenabsatz blieb Emanuel stehen und lauschte. Ein paar Stockwerke tiefer hörte man Schritte — es kam jemand die Treppe herauf.
„Pst", flüsterte Emanuel und machte mir ein Zeichen, ihm zu folgen. Mit einigen lautlosen Sätzen sprang er zum nächsten Treppenabsatz hinauf. Die Schritte näherten sich von unten. Aber dann knarrte ein Schlüssel, eine Tür ging auf und wurde zugeworfen. Es wurde ruhig.
„Die Luft ist rein", sagte Emanuel. Wir setzten unsern Weg fort.
Er sah meine naive nichtverstehende Miene und erklärte mit einer gewissen Überlegenheit:
„Zu dieser zeitigen Morgenstunde pflegt mein Wirt von seinem Dienst zu kommen, um zu essen. Möge er in Frieden essen! Aber wir wollen uns um die Zigaretten kümmern."
„Wir haben ja kein Geld", begann ich. Aber er unterbrach mich:
„Mein Freund, du mußt noch viel lernen. Folge mir und lege deine Ängstlichkeit ab!"
An der nächsten Straßenecke schlenderten wir in einen Tabakladen. Hinter dem Tisch stand eine Dame in den vierziger Jahren.
„Guten Morgen, meine Gnädigste", begrüßte Emanuel sie. „Ich hoffe, daß Sie gut geschlafen haben. Mit lieblichen Träumen und was sonst dazu gehört." — „Aber es ist doch jetzt nicht mehr Morgen", antwortete die Dame lächelnd. „Es ist ja mitten am Tage!"
„Ach ja", seufzte Emanuel. „Desto tiefer ist unser Verlangen nach einer schönen Zigarette! Dies ist mein Freund, Baron von Swits zu Finkenborg — er will sich hier in der Gegend niederlassen und ich habe Ihr so wohlversorgtes Haus empfohlen. Wie ist es", wandte er sich an mich. „Haben Sie irgendeinen besonderen Wunsch?"
„Tja, hm, tja", stammelte ich ganz aus der Fassung gebracht. Aber er glitt schnell darüber hin.
„Oder können Sie vielleicht etwas empfehlen, Gnädigste? Etwas Aromatisches, nicht allzu leicht, nicht allzu schwer, kurz gesagt, etwas Genießbares?"
„Herr Magister, Sie rauchen ja gewöhnlich . ." Wieder unterbrach er: „Was ich früher rauchte, taugt weder für einen Baron noch für einen Doktor." — „Ach Herrjes! Haben Sie Ihren Doktor gemacht?"
Emanuel machte eine zierliche Verbeugung.
„Schon gestern, ja. Gnädigste haben es getroffen. Na, wenn Gnädigste nun so entgegenkommend sein wollen und uns einige Schachteln der besten Zigaretten geben, die Sie haben? Dank, meine Liebe, verbindlichsten Dank. Sind Sie auch wirklich prima?"
Er begutachtete das Etikett und steckte dann ganz ruhig die Schachteln in die Tasche. Dann nahm er zwei von den auf dem Tisch ausgelegten Zigarren, schnitt sie ab, steckte mir die eine in den Mund, die andere in seinen eigenen und lüftete den Hut. „Aber Herr Magister — Verzeihung, Herr Doktor —, Sie haben ja noch nicht einmal Ihre alten —"
„Oh, Verzeihung! Ich vergaß! Wie dumm!" Er steckte die Hand in die Brusttasche, aber er zog sie gleich wieder heraus. — „So vergeßlich kann man sein! Nun habe ich all mein Geld in meiner Fracktasche gelassen!





Welch gräßliches Malheur!" Und obgleich ich nicht die geringste Bewegung gemacht hatte, wehrte er mit der Hand ab: „Nein, nein, Baron von Swits, kommt nicht in Frage! Das geht auf meine Rechnung. Ich bin wirklich sehr geniert — wie ärgerlich! Ich kann dem Baron ja nicht zumuten, hier zu warten, während ich nach Hause gehe, das werden Sie verstehen, Gnädigste. Schreiben Sie es also auf, schreiben Sie es auf! Seien Sie freundlich und dehnen Sie Ihre Güte aus. — Wie fatal, oh, so fatal ..."

Sein Wortschwall riß nicht ab, bevor wir zur Tür hinaus waren.

„Und nun, ein Wirtshaus, wo wir unseren zunehmenden Durst löschen können!"

„Siehst du, mein liebenswerter Bruder, zielbewußt kommt man weit."

Er hatte es kaum gesagt, als er plötzlich verschwunden war. Ich sah nur einen Schimmer von ihm in einem dunklen Hauseingang. Aber beinahe gleichzeitig ging ein älterer Mann auf dem Bürgersteig vorbei. Erst als er um die nächste Straßenecke verschwunden war, steckte Emanuel seinen Kopf hervor.

Eine gute Marke, sagte er und blies eine kleine Rauchwolke. Aber irgendeine Erklärung über sein plötzliches Verschwinden gab er diesmal nicht, und ich glaube, ich brauchte sie auch nicht. Meine Bewunderung für ihn wurde nicht geringer.

Sie verminderte sich nicht trotz aller Umwege, die wir auf unserem Weg zunächst ins Leihhaus und dann zu einer kleinen Studentenkneipe machen mußten, um hier einem Laden auszuweichen, dort einer Begegnung. Da setzten wir uns in eine Ecke, bestellten Bier und Brot — und so verging der Tag. Mit umwölktem Hirn registrierte ich eine Duzfreundschaft nach der andern, und ich habe mich weder früher noch später mehr geehrt gefühlt. Es waren alles ältere, erfahrene Studenten, viele mit Schnurrbart und Bart. Und alle waren meine besten Freunde — ich glaubte, daß die Uhr im Pfandhaus kein zu hoher Preis für einen so ausgesuchten Freundeskreis sei. Übrigens hatte Emanuel hoch und heilig versprochen, sie in den nächsten Tagen einzulösen...

Aber der nächsten Tage waren viele. Sie erstreckten sich über ein und zwei und drei Wochen. Und nach und nach verschwand mein lieber Bruder Emanuel aus meinem Blickfeld. Wo mochte er sein? Ich suchte ihn überall, aber er war verschwunden.

Bis ich eines Tages mich ihm von hinten näherte. An seiner Seite ging ein Neuling, mit noch ganz sauberer weißer Studentenmütze. Ich beschleunigte meine Schritte, und gerade, als ich Emanuel am Ärmel ergreifen wollte, hörte ich ihn zu dem Neuangekommenen sagen: „Siehst du, mein lieber Bruder, zielbewußt kommt man weit. Du mußt noch viel lernen. Aber jetzt wollen wir erst mal ein Wirtshaus aufsuchen." Da erst wurde mir alles klar und ich verstand, was er mit „du mußt noch viel lernen" gemeint hatte. (Aus dem Schwedischen — Interpreß)

DER REVOLVER / VON HEINZ SCHARPF

Der Revolver lag geladen auf dem Schreibtisch. Drohenden Laufs. Direkt gespannt. Seit Jahr und Tag. Wenn er auch nach außenhin blank poliert erschien, war er doch kein kleinkalibriges Spielzeug, er zählte sich vielmehr zu den patentierten Präzisionswaffen, hatte schon Pulver gerochen, schoß er einmal los, traf er mitten ins Schwarze. Peng!

Doch immer nur vergeblich in der Schußrichtung nach irgendeinem Patron auszusehen, den man mit seinen Patronen knallend empfangen wollte, das macht müde, schafft Komplexe. Der verhinderte Revolver lag mit offener Mündung da und sehnte sich nach einem Ziel, an dem er seine Durchschlagskraft erproben konnte. Er strotzte von Kugeln, die er zur Entleibung anderer im Leibe trug. Ach, nur einmal ein Objekt vor das Visier zu bekommen, dem man eins auf den Pelz brennen durfte, einmal zeigen zu können, daß man nach allen Regeln der Kunst zu schießen verstand!

Aber seine Sehnsucht blieb unerfüllt, niemand wollte durch sein Feuer kalt werden.

Nach außenhin verstand es der Revolver indes meisterhaft, Ruhe zu bewahren, nicht einmal im Traum trommelte er vor sich hin, was bei einem Trommelrevolver nicht weiter überrascht hätte. Innerlich jedoch bebte er vor verhaltener stählerner Kraft, die zur Entladung drängte.

Doch endlich kam der Tag, wo er losgehen konnte.

Ein Dieb hatte sich ins Haus geschlichen. Der Revolver sollte ihn aufs Korn nehmen. Die Stunde war erschienen, da er in Aktion treten konnte. Ha, ihr Götter, wie wollte er blitzen und krachen, daß es nur so rauchte und die Luft erzitterte. Aber er knackte nur. Er machte nicht böllernd „Peng!", er machte nur leise „Pick!", worauf sich der Dieb auf Nimmerwiedersehen mit seiner Beute durchs Fenster empfahl. Armer Revolver, in seiner Aufregung verfehlte seine Feder die Kapsel der Patrone, in der Stunde der Tat erwies er sich als ein völlig unbrauchbares Instrument. Doch so geht es. Wenn einer zu lange gespannt auf etwas wartet, versagt er dann im entscheidenden Augenblick.



Lohse
Uralt Lavendel
Der Duft nach Sauberkeit und Frische
Uralt Lavendel
Lohse
Uralt Lavendel



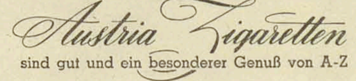
Ellocar
KOSMETIK
Tag-Nacht-u. Nähr-Crems
Gesichtswasser-Eau de Cologne u.a.
Unsere begehrten Präparate werden zwar nicht mehr in dem früheren Umfange, aber immer noch in der alten Qualität hergestellt. Darum benutze sie sparsam, dann reichen sie länger!



UHU
ERZEUGNISSE
UHU
Füllhalter-Tinte
UHU-WERK, Bühl-Baden
UHU
UHU-Spezial-Füllhalter-Tinte von RM. 0,35 an × UHU-Alleskleber von RM. 0,20 an
in allen Fachgeschäften



REGIE



Austria Zigaretten

DAS SONNENWEIBCHEN

VON ARNOLD KRIEGER

Der Milliardär hatte sich zu seinem neunundneunzigsten Geburtstag in der fünften Avenue eine intime Dachwohnung einrichten lassen. Sie umfaßte zwölf Zimmer. Ein künstlicher Garten gehörte dazu. Hier atmete der Alte in früher Morgenstunde Höhenluft. Er hoffte noch die Jahrhundertfeier seines Lebens zu erreichen. Ein Stab von Ärzten diente zur Leibwache. Er wurde mit allen Drogen und Tinkturen, mit tausend Kniffen und Methoden frisch erhalten, eine bewegliche Mumie mit raschelnden Händen und einem leergedörrten Kopf. Es schien, als ob die Natur in diesem Falle überlistet werden könne. Dreimal schon war ihr Botschafter abgewiesen worden. Das letztemal trotz des unwiderruflichen Befehls, den er mitbrachte. In den Zeitungen kursierte die Anekdote, der Sensenmann sei durch die Lichteffekte eingeschüchtert worden.
Nun war die Beleuchtung tatsächlich aufreizend und voller Schikanen. Die verborgenen Lichtquellen wurden durch ein verwirrendes System von Schaltern gespeist. Stromregler waren an den Wänden eingebaut. Die Farben wurden gemischt und entmischt. Um die Mittagsstunde erglomm mondenes Licht, blaute und erblaßte. An den Decken hingen flache Schalen von Licht, kristallgrün, ockerviolett, hyazinthenrosa. Alle Effekte konnten die pergamentenen Hände des Greises hervorzaubern: Gloriolen und Girandolen, Nordlichter und Protuberanzen. Der Himmel draußen war ein trüber Abschein dieser funkelnden Firmamente. Manchmal wurde er dieser Spiele überdrüssig. Der Schwung der Fontänen schien seiner zu spotten. Das purpurne Naß, das stieg und stürzte, ließ ihn seine Entsäftung fühlen. Unruhig schlurfte er durch die Zimmer. Unter den riesigen Blautannen des Dachgartens begann er sich zu sehnen nach irgend etwas, was fern und gut war. Sein Leben ekelte ihn an. Hier horstete er wie ein Uhu zwischen Leben und Sterben, und tief zu Füßen wuchs es heran: das Neue, das Kommende, die Jugend.
Plötzlich wußte er, daß er sich nach Irland sehnte, dem Land seiner Kindheit. Nach den Ginsterheiden und Lorbeerhalden, aber mehr noch nach der dreckigen Vorstadt von Dublin, dem Qualm der Whiskybrennereien. Verflucht, das war Leben gewesen, wahre Glückseligkeit! Nach Kohlenbrocken hatte er gesucht. Unter die Loren war er gekrochen. Schlachten hatte man sich geliefert mit den Bengeln von Marcaratt. Wütend spuckte er gegen die edle Trauerweide. Wie aus der Erde geschnellt war der diensttuende Arzt da: „Wie können Sie!" Aber das Herz beruhigte sich alsbald. Am nächsten Morgen sagte er: „Einen Iren! Schafft mir einen jungen Iren her! Irgendeinen."
An diesem Tage noch brachte man ihm Murphy, einen zwanzigjährigen Arbeiter. Verwundert folgte er durch alle die Geheimtüren. Der Alte empfing ihn im Garten. Murphy hatte eine stumpfe Nase, torfbraunes, grobes Haar und grünliche Augen. Der Alte schmunzelte: Ein echter Ire. Er wollte ihm kräftig auf die Schulter klopfen. Der Arzt sprang entsetzt dazwischen. Der Milliardär wurde ungnädig. Er verbannte Ärzte und Diener. Man hatte große Sorge, ihn mit diesem aufgegabelten Burschen allein zu lassen. Der schickte kurze, scheue Blicke umher. Vermutlich regte sich in ihm die Gier. „Sie sind auch aus Dublin?" plapperte der Alte mit seiner hohen Stimme. Murphy bejahte es. Er war recht einsilbig. Nach dem dritten Glas berichtete er von dem Leben in Dublin. „Und die Jungens da schlagen sich immer noch?" „Und wie!" Murphy wurde lebhaft. Der Greis hihite. Er führte seinen Gast durch die Prächte des Gartens. In einer Grotte stand ein nacktes Weib aus rosigem Marmor. Der Alte drehte am Scheinwerfer. Murphy blieb ungerührt. Da gingen sie ins Innere der Wohnung. Jetzt erzählte der Greis. Der Ire verstand nur wenig. Mit unverhohlenem Neid sah der andere das straffe Gesicht, die Muskeln, die sich hervorbeulten. Da berauschte ihn wie ein wuchtiger Wassersturz eine Erinnerung. Bis in seine Mannesjahre hatte er

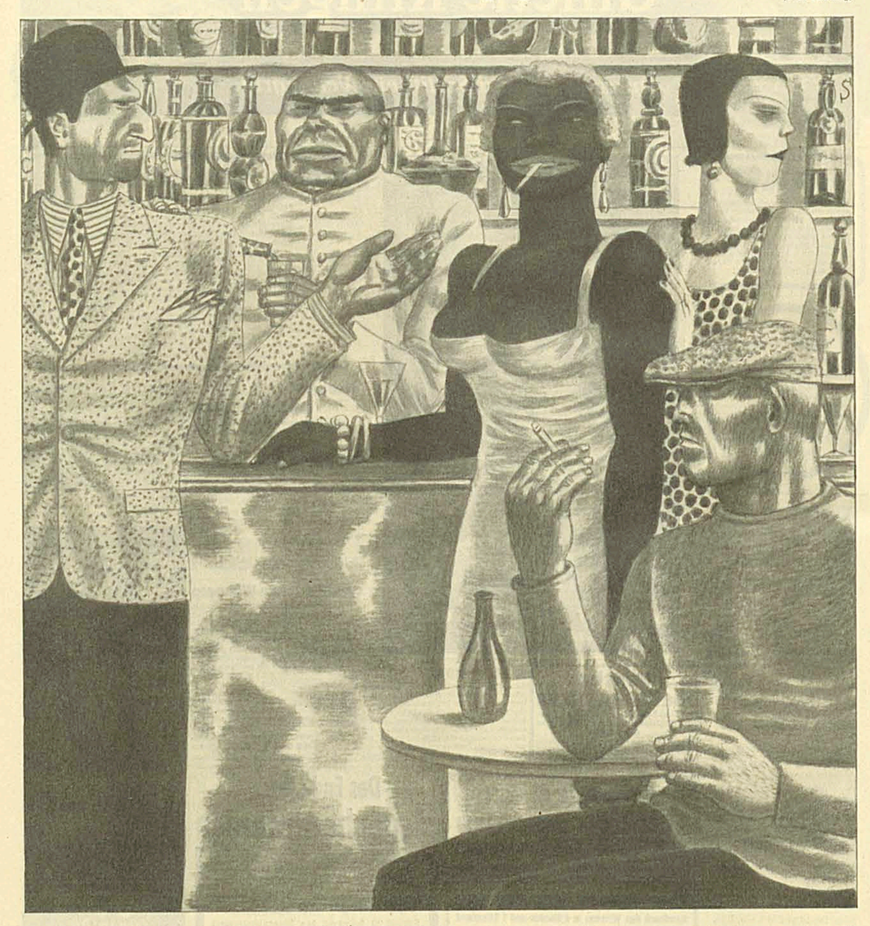
Wir haben uns eine Villa gebaut / Von Soldat Herbert Lestiboudois

Wir haben uns eine Villa gebaut
Da hinten im fernen Osten,
Teils ehrlich besorgt, teils heimlich geklaut
Die Bretter, Balken und Pfosten
Und was man so braucht,
Daß der Schornstein raucht – –
Denn sie durfte natürlich nichts kosten.
Nun steht sie da –
Schön, wunderschön
Gezimmert, geleimt und genagelt ...
Was sonst geschah,
Kann nicht mehr geschehn –
Nämlich, daß es uns in die Suppe hagelt,
Oder sonst wer, dem's Fell juckt,
Uns in den Topf spuckt ...

Aber was braucht der Soldat eine Villa zum Wohnen,
Was braucht er ein Bett? – Er hat ja Kanonen
Und wärmt sich an ihren Granaten – –
Die Villa ist fertig, wir haben ein Haus,
Doch statt daß wir einziehn, da ziehn wir nun aus ...
Das ist das Los der Soldaten!

Stalin, der Ehrengangster

(Erich Schilling)



„Ladies and gentlemen, schon als Jüngling hat er einen Geldtransport geplündert — von seinen späteren Leistungen in unserem Beruf ganz abgesehen . . . !"

Stalin, Gangster onorario: "Ladies and gentlemen . . . già da adolescente egli ha saccheggiato un trasporto di danaro . . . prescindendo affatto dalle sue posteriori imprese nella nostra professione . . . !„

einen hölzernen Talisman auf der Brust getragen, ein sogenanntes Sonnenweibchen, wie es manche Iren trugen. Es war aus dem jahrtausendealten Holz geschnitzt, das sich zuweilen eingebettet in die Pechkohlenlager vorfindet und mit seinem dunklen Atlasglanz für glückbringend gilt.
Kaum hatte der Alte es erwähnt, da griff Murphy sich an die Brust. Er öffnete sein Hemd und zeigte auf ein rundes hölzernes Medaillon. „Das ist es ja", schrie der Alte in höchster Erregung, „das ist mein's! Ich erkenne es wieder. Es wurde mir vor achtzig Jahren gestohlen." Hatte er plötzlich den Verstand verloren? Es gab ja nicht nur dieses eine Sonnenweibchen! Und sie sahen alle gleich aus. „Ich habe es von meinem Urgroßvater", versicherte der Ire. Der andere starrte auf das magische Ding. Es zeigte ein Frauengesicht im Profil, schwarz, mit feuriggelben Augen und ebensolchen Haaren. Der Aberglaube mochte noch aus der Druidenzeit stammen. Der Greis begann zu zittern. Er wußte, diese kleine zaubrige Scheibe könnte ihn retten, ihn wieder jung machen, wenn er sie auf seiner welken Brust trüge.
„Her damit!" rief er, und seine Stimme überschlug sich. Murphy blickte ihn befremdet an. „Ich zahle Ihnen, was Sie wollen. Hunderttausend. Eine Million." Der Bursche lachte nur. „Zehn Millionen." Murphy begriff, daß sein Wirt verrückt sei. Er spähte um sich. „Hundert Millionen", krähte der Irre, „aber sofort her, auf der Stelle! Ich muß es haben. Sehen Sie denn nicht! Ich bin verloren, wenn ich's nicht augenblicklich . . ."
Man hörte einen Schrei, dann einen Schuß. „Der Kerl hat ihn ermordet!" schrien die Diener durcheinander. Sie fanden ihren Herrn auf der Erde liegen, mit aufgerissener Hemdbrust. Er drückte lallend eine kleine hölzerne Fratze an sein Herz. Auf seinen weißen Lippen war blutiger Schaum. Tot aber war der andere.
Die Blätter der Wall-Street schwelgten. Die Rotationsmaschine stampfte fette schwarze Pfosten auf die erste Seite. Man schlang die Sensation wie etwas lang Entbehrtes ein. Man rief es sich zu. Man genoß es schaudernd: Milliardär verübt Raubmord an Straßenarbeiter!

Die Beruhigung

(K. Heiligenstaedt)



„Ich geh' bestimmt in zwei Minuten aus dem Haus — ich bin schon so gut wie angezogen!"

Calmante: "Senza dubbio in due minuti esco di casa . . . sono già quasi bell' e vestita!„

LIEBER SIMPLICISSIMUS



(O. Nückel)

Auf einem Fußball-Sportplatz im Norden Berlins hat der Platzverein mit Ach und Krach den Ausgleich erzielt. Die Anhänger atmen erleichtert auf. Sie sind aber noch immer nicht ganz davon überzeugt, daß „ihr Verein" wenigstens den einen Punkt retten wird, da der Gegner wieder beängstigend das Tor bombardiert. Ein besonders aufgeregter Zuschauer ruft seinem Nebenmann zu: „Justav, kiek doch mal nach de Uhr, wie lange se noch spiel'n." Gustav aber antwortet: „Ick vasteh imma Uhr, haste schon mal eenen Pfandschein ticken hör'n?" R. H.

Draußen schüttet es in Strömen. Da läutet es bei Bobby. Als er öffnet, steht sein Freund Rudi vor der Tür. — „Servus, Servus!" begrüßt in Bobby freundlich, „immer nur herein in die trockene Stube!" — Meint Rudi: „Aber der schöne Teppich!" — „Wieso?" fragt Bobby. — „Nun, ich mit den schmutzigen Füßen!" — Meckert Bobby: „Aber du hast doch... Schuhe an!" F. H.

Als ich in meiner Assessorenzeit einmal den Oberamtmann in Heidelberg vertrat, sprach eines Tages eine Bäuerin aus Wiesloch bei mir vor, um mir ein langes Klagelied über ihren Mann, die bösen Nachbarn und ich weiß nicht, über wen sonst noch vorzusingen. Ich mußte der Frau schließlich sagen, ihre privaten Händel gingen die Behörde nichts an, sie solle sehen, wie sie mit ihren Leuten zurechtkomme. Da rief sie ganz aufgeregt: „So, Ihr könnt mir net helfe, der Bürgermeister kann mir net helfe und unser Herrgott hilft mir au net. Jetzt weiß i, was i z' tun häb!" Und lief ganz verstört zur Tür hinaus. Ich blieb zuerst ruhig auf meinem Stuhl sitzen, dann überkam mich aber doch die Sorge, ob sich die Frau am Ende ein Leid antun wolle. Ich lief ihr in meiner Angst auf die Straße nach und sah sie eben in eine Gasse einbiegen, die zum Neckar hinunterführte. „Frau", rief ich, „wo wollt Ihr denn hin?" Darauf drehte sie sich um und sagte ganz heiter: „Ufs Zügle, i muß zum Melke wieder derheim sei'." G.

Ein etwa vierzehnjähriges Mädchen geht mit einem Akkordeon an der Hand die Straße entlang. Alle zwanzig Meter muß es den Koffer mit dem Instrument absetzen, um sich zu verschnaufen. Ein Junge, der den Vorgang beobachtet, ruft dem Mädel zu: „Siehste, Meechen, hättste lieba Mundharmonika jelernt!" R. H.

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 7 gültig ab 15. Okt. 1941. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

URLAUB MIT LILLY

VON HANS KARL BRESLAUER

Der Kastellan schleppte uns durch das alte Schloß. „Und da hier, meine Herrschaften", sagte er, „sehen Sie die Eiserne Jungfrau. Dieses ist eine große Seltenheit und stammt aus dem Mittelalter... Die Rüstung da trug Joachim XXIII. mit besonderer Vorliebe, und dort —", er zeigte auf eine unter dunklem Firnis mildleuchtende Venus, „dort hängt ein alter Italiener aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts." Lilly beaugapfelte das Bild, schüttelte das blonde Köpfchen und zwickte mich spitzbübisch lachend in den Oberarm. „Du, Hanskarl, was der Mann für einen Unsinn zusammenschwätzt. Das sieht doch ein Blinder, daß das kein Italiener — sondern ein nacktes Mädchen ist!"

*

Am allerliebsten plauderte Lilly mit einem alten Herrn. Sie schwärmte geradezu für ihn.
Und er ließ ihr Geplauder über sich ergehen, lächelte immerzu und hielt auch dann noch stand, wenn ich selbst schon längst ausgerissen wäre. „Er ist einfach süß!" sagte Lilly zu mir. „Er ist der reizendste von allen Sommergästen. Wie er sich mit mir unterhält! Du solltest eigentlich auf ihn eifersüchtig sein." Eines Tages traf ich den alten Herrn auf der Waldpromenade.
„Ein schöner Tag heute!" sagte ich aus einem Gefühl der Dankbarkeit heraus.
Der alte Herr nickte freundlich, ich sprach weiter und weiter, und als ich, auf eine Antwort wartend, stehenblieb, sagte er gutmütig:
„Sie müssen schon verzeihen — aber ich versteh kein Wort — ich hab mein Hörrohr in Wien vergessen!"

*

Lilly sah wunderhübsch aus, als wir eines Morgens aufbrachen. Alles war echt an ihr. Das Dirndl, das Hütl und der Rucksack — nur das Lippenrot mußte sie während der Waldwanderung etliche Male auffrischen.
„Und jetzt, Lilly", sagte ich, als wir uns der Schlucht mit dem berühmten Echo näherten, „jetzt kommt etwas ganz Besonderes... Das fünffache Echo!... Du wirst Augen machen! Aber leider habe ich keinen Revolver bei mir —"
„Revolver?" Lilly sah mich verschreckt an. „Bitte — nicht schießen... Geht es nicht mit einem Taschenmesser?"

MEIN FREUND JOHANNES

Johannes verbrachte auch diesmal, wie jedes Jahr seit seiner frühen Kindheit, einen Teil seines Urlaubs an der Nordsee. Als Kind war er mit seiner Mutter, in seiner Jugend erst mit seinen Freunden, später mit seiner jeweiligen Freundin hier gewesen. In den letzten Jahren aber hatte er Frau und Kinder mitgenommen.
Jetzt lag er mit ihnen am Rande des kleinen Wäldchens, das diesen Ort vor anderen Orten an der Nordsee auszeichnet, im weißen Sande der Dünen. In der Ferne donnerte die Brandung.
„Stunden könnte ich hier liegen und auf das lauschen, was Wind und Wellen erzählen", träumte Frau Johanna. — „Was meinst du denn, was sie dir zu sagen haben?" fragte Johannes schläfrig.
„Ach, sie haben doch so viel erlebt. Was meinst du, was sie alleine hier an diesem Ort in den letzten Jahren so alles gesehen haben mögen", gab Frau Johanna zu bedenken.
Johannes wurde plötzlich wach. Er blickte sich um. Der Platz war ihm gut bekannt. Oft hatte er hier im weißen Sand der Düne gelegen. Als Kind mit der Mutter, später mit Freunden, noch später mit Freundinnen. — „Was es wohl heute zum Mittagessen gibt?" fragte Johannes. J. Bieger

Im Herbst

(Wilhelm Schulz)



Nun im Herbst die Nebel wallen
Und im Sturm die Blätter fallen,
Läßt man gern das Wandern sein.
Blicke um dich und bedenke,
Wo in einer stillen Schenke
Du dich trösten kannst beim Wein.

Wenn die Schöne, die ihn spendet,
Sich auch spröde von dir wendet,
So du ihr als Gast nicht paßt,
Mußt du an den Wein dich halten,
Der die Jungen und die Alten
Stets mit gleicher Lieb umfaßt.

Mögen drauß' die Nebel wallen
Weiter auch die Blätter fallen,
Wird dir das doch nicht zum Leid –
Denn der Wein weiß es zu machen,
Daß du singen kannst und lachen
Wie zur holden Sommerszeit!

Wilhelm Schulz

München, 5. November 1941
46. Jahrgang / Nummer 45

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Die Ratten verlassen den Dreck

(Karl Arnold)

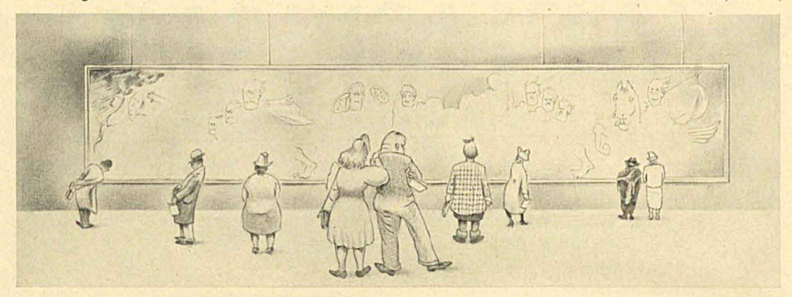


„Zu Hilfe! Genosse Roosevelt, verschaffe unseren Komintern die Überfahrt nach USA.!"

I topi abbandonano il sudiciume: "Aiuto, aiuto! Camerata Roosevelt, procura ai nostri Comintern la traversata per gli USA.!„

Das lange Bild

(L. v. Horváth)



„. . . und morgen, Amalie, schauen wir uns die linke Seite an!" **Il quadro lungo:** "E domani, Amalia, noi guarderemo il lato sinistro!„

STRATEGISCHE PUNKTE

VON WALTER FOITZICK

Ich weiß, was Sie tun, wenn Sie in eine Gaststätte kommen. Ich weiß es deshalb, weil ich es genau so mache. Sagen Sie nur nicht, daß Sie sich einfach an einen Tisch setzen. Nein, so einfach machen Sie es nicht und mache ich es nicht, es sei denn, daß fast alles besetzt ist und nur noch einige Plätze frei sind. Dann ist die Sache allerdings leicht. Wir wollen aber annehmen, daß noch viel Platz vorhanden ist, und viele unbesetzte Tische umherstehen. So was soll es ja auch geben, und ich verrate Ihnen, daß zuerst jedes Lokal leer ist, wenn Sie sich das auch nicht mehr vorstellen können. Jetzt werden Sie sagen: „Na also, da kann ich mich ja überall hinsetzen." Natürlich, das können Sie, Sie setzen sich aber nicht überall hin, nein, Sie setzen sich an ganz bestimmte Tische. Oder werden Sie sich etwa an einen Tisch setzen, der mitten im Raum steht? Sehen Sie, da haben wirs! Sie steuern auf einen Tisch zu, der an der Wand steht und an den setzen Sie sich mit ihrem Rücken gegen die Wand. Sie suchen Deckung, ich weiß es. Das müssen so von den Ahnen überkommene Gefühle sein, denn es ist ja schließlich heute nicht mehr üblich, daß einer, wenn er eine Selleriesuppe ißt und dann ein Krautwickerl, von einem plötzlich Hereinstürzenden mit dem Rufe „Krautwickerl oder Leben" überfallen wird. Nein, das kommt nicht vor und daher brauchten Sie keine Deckung zu suchen, um möglichst teuer Selleriesuppe, Leben und Krautwickerl zu verteidigen. Es muß aber eine Erinnerung in uns stecken, daß man bei viel viel früheren Mahlzeiten nicht nur Wintermantel und Schal und Hut, sondern auch das Wehrgehänge und den Spieß und den Flitzbogen ablegte, wenn man sein Krautwickerl aß, und dadurch schutzlos allen Gefahren preisgegeben war. So etwas ist einem in Fleisch und Blut übergegangen.

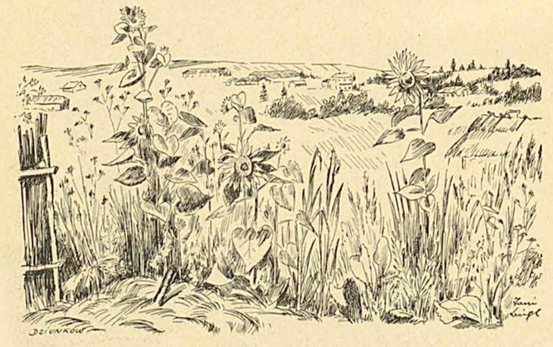
Sehen Sie sich nur mal so einen Stammtisch an. Er steht am sichersten Platz im Raum, ist vielleicht sogar mit Palisaden umbaut. Von hier aus könnte man das ganze Lokal mit einem Maschinengewehr bestreichen. Hier ist geradezu ein strategisch wichtiger Punkt, womit ich keineswegs auf die dort geführten Gespräche anspiele.

Ach wie wenig Wände hat so eine Gaststätte! Die paar Tische, wo Sie Ihre Verteidigungsstellung an die Mauer anlehnen können, um von dort den Verteidigungskampf vorzutragen, sind bald besetzt und für die Späterkommenden bleibt nur übrig, an einem Kleiderständer oder einem Pflanzenarrangement Deckung zu nehmen. Doch sind diese Plätze lange nicht so beliebt, weil sie nicht so viel Schutz geben. Aber gegen das vom Feind einzusehende Vorfeld, wo die Tischchen mit den vier Stühlen herumstehen, sind sie geradezu ein bombensicherer Unterstand.

Ich habe das hier hingeschrieben, weil ich eben an so einem exponierten Tischchen saß, bei dem ich mich nicht an den kleinsten Schirmständer klammern konnte.

Sonnenblumen in der Ukraine

(Toni Bichl im Felde)



Um Allerseelen / Von Dr. Owlglaß

Der Wind singt einsam um das Haus.
Einsam? Nein.
Ich höre vertraute Stimmen heraus
aus einem entschwundenen Sein.

Die ganze Nacht geht das so fort –
ein Schwellen, ein Schwinden.
Sie klingen nur, sie sagen kein Wort.
Kann sie nicht fassen und binden.

Sie sagen nichts und verklagen nichts,
was einst geschah.
Sie plagen mich nicht und fragen nichts,
klingen nur und sind da.

Sind da wohl durch die ganze Nacht.
Ich liege und sinne
und bin getrost ihrer treuen Wacht
und ihrer wortlosen Minne.

OHNE ÜBERTREIBUNG...!

VON WOLFGANG VOGLER

Eine Perle war Tante Eufemia! Bescheidener konnte kaum ein Mensch sein. Was man ihr auch anbieten mochte, immer pflegte sie geschämig die Augen niederzuschlagen und trotz ihrer sechzig Lenze schüchtern wie ein junges Mädchen „Nein danke, es geht auch so" zu hauchen.

Daß wir sie als Kinder nicht leiden konnten, versteht sich von selbst; denn bei jeder passenden oder unpassenden Gelegenheit wurde sie als Muster der Bescheidenheit hingestellt, was uns oft nicht schlecht wurmte.

Wie leicht einzusehen, waren die durch Jahre hindurch geübten Tugendexzesse nicht ohne Einfluß auf das Äußere von Tante Eufemia geblieben. Die Enthaltsamkeit hatte mumifizierend auf ihren schmächtigen kleinen Körper gewirkt. Uppig sproßten allein einige Barthaare auf ihrem verhutzelten Antlitz, die einzige Uppigkeit ihrer kargen Natur. Erst später, als man es aufgegeben hatte, uns mit Ermahnungen und guten Beispielen sittlich zu heben, lernten wir die Vorzüge ihres einfältigen Charakters und ihrer Bedürfnislosigkeit schätzen. Ärgerlich blieb, daß sie von ihrer Redensart „Nein danke, es geht auch so" nicht abzubringen war.

Da habe ich neulich etwas Tolles mit ihr erlebt. Gehe ich eines Tages ins Badezimmer: sitzt da Tante Eufemia in der Badewanne wie sie der liebe Gott geschaffen hat! Offenbar hatte sie vergessen, die Tür abzuriegeln. Anstatt nun schnell wieder zu flüchten oder wenigstens „Entschuldigen Sie, mein Herr" zu murmeln, bleibe ich angewurzelt stehen und mir entfährt einzig der Entsetzensruf: „Aber Tante Eufemia, du hast ja gar kein Wasser in der Wanne!"

Worauf sie, wie immer bescheiden und freundlich, antwortet: „Nein danke, es geht auch so."

Moses-Roosevelt

(O. Gulbransson)



„Und als er sah, daß sein Volk den Friedensgötzen anbetete, anstatt des Kriegsgottes, zerbrach er die Neutralitätsgesetzestafeln!"

Mosè-Roosevelt: "E quando vide che il suo popolo idolatrava gli Dei della pace, invece del Dio della guerra, spezzò le tavole delle leggi della neutralità!,,

Kein Zeitverlust

(K. Heiligenstaedt)



„Ach Lisa, wenn ich sprechen könnte . . . !" — „Aber warum denn nicht? Zu einer Liebeserklärung bleiben Ihnen doch noch die dreißig Sekunden bis zur Abfahrt!"

Nessuna perdita di tempo: "Ah, Lisa, s' io potessi parlare . . . !„ — "Ma perchè no? Per una dichiarazione d' amore Vi restano ancora i trenta secondi fino alla partenza!„

Panik in Moskau

(Erich Schilling)



„Sind die Deutschen vor den Toren?" — „Die GPU. ist hinter uns her!"

Panico in Mosca: "Sono i tedeschi davanti alle porte?„ — "La Ghepeù ci sta dietro a noi!„

DAS FRÜHSTÜCK

VON ACHILLE CAMPANILE

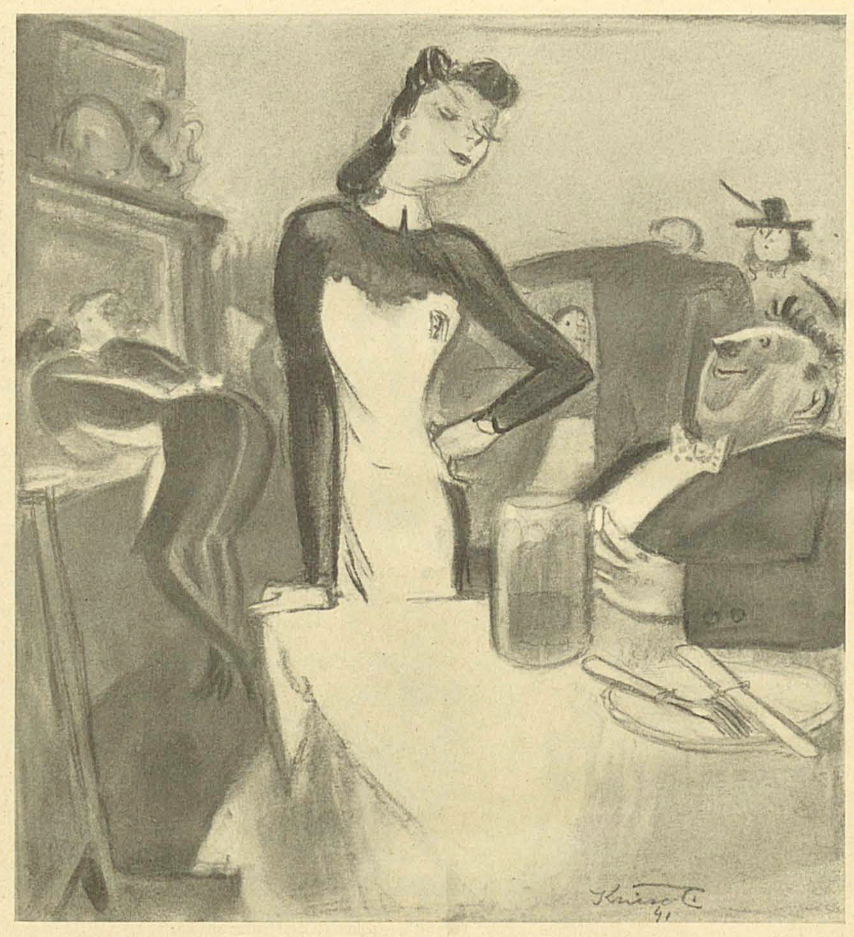
Die Szene spielt sich in einem abgelegenen Rondell eines öffentlichen Parks ab. Im Hintergrund stehen einige herbstliche Bäume und Beete. Im Vordergrund eine steinerne Bank. Es ist um die Mittagszeit, der Park nahezu menschenleer. Zeit der Handlung: Gegenwart.

Wie der Vorhang sich hebt, sieht man auf der Bühne nur den dickfelligen jungen Mann, der auf der steinernen Bank sitzt. Er sieht schlicht, jedoch nicht ohne Würde aus. Man erkennt, daß er sich sehr für die Geschehnisse der Vergangenheit interessiert, denn er ist in das Lesen einer vorgestrigen Zeitung vertieft. Er zieht einen Zigarettenstummel aus der Tasche und steckt ihn an, ohne dabei von seinem Gelese abzulassen.

Kleisterbier (tritt auf. Er nähert sich schüchtern, indem er sich einen Platz in der Sonne sucht. Schließlich setzt er sich neben den dickfelligen jungen Mann, der, in seine Zeitung vertieft, ihn nicht beachtet, auch dann nicht, als Kleisterbier ihn, bevor er sich hinsetzt, feierlich um die Erlaubnis dazu bittet. Kleisterbier hat den Entschluß gefaßt, an einem einzigen Tage sein ganzes Vermögen aufzuessen. Um diesen Entschluß — vor dem ein Pierpont Morgan zurückgeschreckt wäre — auszuführen, hat er sich eine Semmel gekauft und sein ganzes Besitztum einem Wurstwarenhändler anvertraut und diesem gesagt, er solle ihm dafür so viel geben, als er könne. Der Wursthändler hat ihm daraufhin vier schöne Salamischeiben ausgehändigt. Dies alles ereignete sich natürlich vor Kleisterbiers Auftreten. Nachdem er sich nunmehr auf die Bank gesetzt hat, zieht er — wobei er eine höchst befriedigte Miene zur Schau trägt — das Brötchen aus der Tasche, ebenso die Salamiwurst. Mit Hilfe eines Taschenmessers schneidet er das Brötchen in zwei Hälften und legt beide bedächtig auf

Der feinere Unterschied

(R. Kriesch)



„Und Sie glaub'n, ich hab's mit der Marie, Fräulein Kathi?"
„Glaub'n tu ich's net, Herr Kassier, g'sehn hab' ich's bloß!"

Una differenza più fine: "E Voi credete, signorina Caterina, ch' io abbia qualche cosa colla Maria?„ — "Non lo credo, signor Cassiere, l' ho visto soltanto!„

seine Knie. Dann wickelt er die vier Wurstscheiben aus, hält eine nach der anderen gegen das Licht, befreit sie mit mütterlicher Sorgfalt von ihrer Haut, wobei er ängstlich darauf bedacht ist, daß sie nicht beschädigt werden, und gleichzeitig schluckt er von Zeit zu Zeit ein wenig, denn das Wasser rinnt ihm im Munde zusammen. Daraufhin schickt er sich an, das Innere des Brötchens mit den vier Wurstscheiben zu belegen, wobei er sich Mühe gibt, so wenig Raum wie möglich unbedeckt zu lassen. Hierbei entwickelt er vor dem Zuschauer, soweit das in den Grenzen des Möglichen liegt, die erstaunliche Erfindungsgabe eines Genies. Alsdann betrachtet er die Salamiwurstsemmel mit dem Stolz eines Künstlers, der sein Werk vor sich sieht. Lächelnden Gesichts klappt er die beiden Brothälften zusammen. Das Papier, das noch kurz zuvor die Semmel und die Wurst umhüllte, breitet er als Tischtuch aus und legt es sich auf die Knie. Wie er sich — sichtlich befriedigt von seiner Beschäftigung — daranmacht, den ersten Bissen zu tun, wendet er sich, indem er die Hand mit der Salamisemmel erhoben hält, an den dickfelligen jungen Mann und fragt feierlich wie immer): Darf ich Ihnen etwas anbieten?

Der dickfellige junge Mann (blickt von seiner Lektüre auf und bemerkt jetzt zum erstenmal die Anwesenheit Kleisterbiers): Danke! (Er nimmt die Wurstsemmel und beginnt sie aufzuessen, wobei er sich erneut in seine Zeitung vertieft.)

Vorhang.

(Aus dem Italienischen v. H. B. Wagenseil)

KÄSE IN DER KUTSCHE

VON EFFI HORN

„Ah, da kommt Herr Käse in der Kutsche", sagte der Barbier Antonio Scrimali zu seinem Kunden, dem Fischhändler Carlo Speranza, der darüber das Gesicht verzog, daß der Seifenschaum in dicken Falten aufsprang. Ohne sich zu rühren, drehte er die Augen dem von raschelnden Perlschnüren verhangenen Eingang zu, vor dem die rundliche, in leuchtendes Weiß gekleidete Gestalt eines vergnügten älteren Herrn auftauchte. Es war der Maler Lindquist, der seit undenklichen Jahren schon jeden Herbst in das kleine, im tiefsten Süden Italiens gelegene Fischerdorf kam und mit all den Leuten darin wohlbekannt und vertraut war.
Er trat in den Laden, setzte sich ein wenig schnaufend in den vom Fischhändler Speranza soeben freigemachten Stuhl, um sich die Haare schneiden zu lassen, und unterhielt sich dabei mit dem Barbier über die Vorkommnisse im Dorf, die von den Olivenpflückern in eintönigem Singsang von Baum zu Baum besprochen und mit mehr deutlichen als feinen Arabesken versehen wurden. Ach ja, der Kellner Vito war vom Obsthändler Ernesto bei Ernestos Frau erwischt und furchtbar verprügelt worden, der schöne Maler aus Rom war in der Nacht wieder zum Fischestechen gefahren und hatte ein ganzes Boot voll Fische heimgebracht — „ein solches Boot", sagte der Barbier und umgriff mit zwei Armen förmlich die Welt — und die alte Mutter Ilia Domenica, die vor zwei Tagen gestorben war, hatte ihr Häuschen einer Nichte aus Neapel vermacht. Heute wurde sie begraben, die alte Frau Domenica, und die Fischerburschen in den weißen Umhängen mit den dunklen Kapuzen waren schon zum kleinen Haus am Berg hinaufgestiegen, um den Sarg von dort zum Friedhof zu tragen.
Dieser Gedanke regte den Barbier kontrapunktisch an zum schmetternden Gesang „Vivere, sempre vivere!", denn er war ein lebensfroher Mann und doppelt sangeslustig darum, weil er noch nicht im Sarg geholt zu werden brauchte. Aber er war darob keineswegs pietätlos, sondern rannte zwei Minuten später, als ein anderer vielstimmiger Gesang das Strahlen seines Tenors überschattete, zur Ladentür hinaus und riß den Rolladen herunter, blieb gesenkten Hauptes vor der Tür stehen und beugte das Knie, als nun wirklich der kleine Leichenzug der alten Mutter Domenica vorbeikam.
„Den Tod muß man ehren", sagte Antonio Scrimali dann und schob, kaum daß der Zug vorüber war, seinen Rolladen wieder in die Höhe, wie es nebenan auch die Krämerin und die Büglerin taten, die auf solche Weise gezeigt hatten, daß ihre Arbeit stillstand im Angesicht des Todes.
Nun sang Herr Scrimali wiederum „Leben, immer leben!" und merkte beim fröhlichen Schaumschlagen gar nicht, daß sein Kunde indes nachdenklich und still geworden war und durch den Spiegel hindurch in weite Fernen zu sehen schien. Wirklich drehte auch der Maler, während er die wohllautende und lustig plätschernde Rede des Barbiers nur dem Klang, nicht aber dem Sinn nach hörte, das Rad der Zeit um ein gutes Stück zurück und holte sich aus der Erinnerung das Bild der guten alten Frau Domenica — Ilia Domenica, Stickerin — hervor, wie er es gesehen hatte, als er vor bald dreißig Jahren zum erstenmal in das kleine Dorf gekommen war.
Es war ein weicher Abend gewesen, an dem er als einziger Passagier vom Fallreep des kleinen Dampfers in ein Fischerboot geschüttelt, an den Strand gerudert und hier in ziemlicher Einsamkeit abgesetzt worden war. Nur eine alte Frau, die gerade vorbeikam, hatte sich seiner angenommen, sein mühsames Italienisch enträtselt und ihm erzählt, daß es so was wie ein Hotel hier nicht gäbe. Aber ein Zimmer zum Wohnen könne er bei ihr haben, ja, ja, sie wisse schon, wie es sein müßte: sauber, aber nicht zu teuer. Und er war hinter ihr hergezogen, über unendliche Treppen und Treppchen, an eigenartig maurisch gebauten Häusern vorbei, zu einem winzigen Häuschen hoch am Berg.
Was er dort fand, war ein kleines Zimmer und ein billiges Zimmer, aber ob man es gerade ein sauberes nennen wollte, das kam auf die persönlichen Begriffe und Vorstellungen an. Ilia Domenica beispielsweise, die mit ihren geschickten

alten Händen immer noch die feinsten blütenweißen Spitzen klöppelte, dachte darüber wesentlich großzügiger als der fremde Maler, der bald im farbenbeklecksten Kittel am Fenster stand und arbeitete, was der Pinsel hielt. Er war darum auch nicht bei der alten Frau in Kost gegangen, sondern aß jeden Abend das gleiche, was er sich selber besorgte: Brot und weißen Käse, mozarella genannt, Feigen und Salerner Wein. Und jeden Abend lud ihn Frau Domenica ein, mit ihr zu essen, bot ihm Maiskuchen, gebackenen Fisch und die Spezialität des Dorfes: Weißen Käse zwischen zwei Brotscheiben geröstet, genannt mozarella in carozza, Käse in der Kutsche.

Als endlich nach acht Tagen keine Ausrede vor solcher Einladung mehr nützte und der Maler endlich in der kleinen offenen Küche der alten Frau am Tische saß, sah er gerade noch, wie sie der Katze eine Handvoll abgegessener Fischgräten hinwarf, auf dem Boden noch ein paar davongeflogene Stückchen zusammenlas und dann mit gleichen Händen daranging, den für ihn bestimmten Käse in seine Brotkutsche zu setzen. Da beschloß er spontan, sich doch erst noch mehr einzugewöhnen und dann erst Pensionär bei Frau Domenica zu werden. Und da ihm nichts Besseres einfiel, begann er zu stöhnen: „O Gott, mein Zahn — Ihr müßt entschuldigen, Frau Domenica, aber ich muß auf das Essen verzichten. Leider, leider, ich kann mit diesem Zahnweh das Brot nicht beißen ... Es ist zu hart ..."

„Zu hart?" sagte die Frau. „Aber nein, es ist zart — warten Sie nur, niemand macht mozarella in carozza so wie ich!" Und sie schob die mit Käse gefüllten Brote auf zwei alten Schürhaken, die sie unterm Herd vorzog, über das offene Holzkohlenfeuer, um sie auf diese höchst einleuchtende Art zu rösten.

Jedoch der darüber immer appetitloser werdende Gast aus dem Norden behauptete nunmehr, er habe nicht nur Zahnweh, sondern es fehlten ihm nämlich Zähne, und steckte zum Beweis dafür zwei Finger tief in den Mund, als suche er drin vergeblich nach Zähnen. Mitleidig sah ihn die alte Frau an, schüttelte den Kopf, machte „zs, zs, zs" und überlegte angestrengt, bis schließlich wie ein Leuchtband eine Idee förmlich im Zickzack über ihr Gesicht fuhr. „Ich weiß etwas", sagte sie geheimnisvoll und strahlend zugleich, kniete sofort vor einem kleinen Kästchen nieder, daß ihr weiter roter Rock den Steinboden fegte, und wühlte in einem aus Geschirr, Wäsche, Blusen, Schuhen, Gläsern, Garnen und Bürsten bunt getürmten Haufen, bis sie endlich ein blaues, verknotetes Tuch fand, das sie sorgsam aufwickelte.

„Hier", sagte sie triumphierend, „damit können Sie beißen. Die Zähne sind von einem kranken russischen Adligen, der vor zwei Jahren bei mir gewohnt hat. Der Arme hat sich aufgehängt. Er ist an Gott verzweifelt, weil seine Frau ihn verlassen hat und er so krank war. Der Himmel verzeihe ihm."

Männer nun können überaus sensibel sein. Der Maler fühlte in sich den Beweis dafür in Form einer schrecklichen Übelkeit aufsteigen. „Es paßt nicht, Frau Domenica, solch ein Gebiß paßt nicht", konnte er gerade noch murmeln, dann rannte er an der erstaunten Frau vorbei ins Freie, wo jedoch die köstliche Luft und die Farben des Abends sich so sanft um sein Gemüt legten, daß auch der darunter noch heftig wellenschlagende Magen allmählich wieder seine normale Lage einzunehmen begann. Und nach einiger Zeit sah Herr Lindquist ein, daß er sich für die alte Frau geradezu unerklärlich benommen hatte, und er entschuldigte sich beim Heimkommen und dankte ihr nochmals für ihre Freundlichkeit und Sorge.

Nie konnte sich die brave Frau Domenica erklären, was damals in ihren Mieter gefahren war. Auch die anderen im Dorf verstanden nicht, warum er auf den guten Käse in der Kutsche und den Ausweg von Mutter Domenica verzichtet hatte. Aber das war ihnen auch nicht lange wichtig. Wichtig war, daß der Fremde blieb und hin und wieder kleine, gutbezahlte Dienste brauchen konnte. Und der Fremde blieb nicht nur, er kam sogar wieder. Er zog zwar nicht mehr zu Frau Domenica, sondern in ein größeres Haus am Strand, und zehn Jahre später in das erste Albergo, das dort eröffnet wurde. Man war so an ihn gewöhnt, daß man ihn für pünktlicher hielt als den Tramontana, den kalten Bergwind, der alljährlich ein paar Tage lang den Herbst einzublasen pflegte. Da man den Maler aber in späteren Jahren immer in weißen Anzügen aus Leinen oder Flanell sah und er außerdem gern das kleine Wägelchen des Kutschers Cristiani mietete, um damit über Land zu fahren, so hieß er in Verbindung mit seinem ersten, ringsum bekannten Abenteuer mit der Zeit überall „mozarella in carozza", weißer Käse in der Kutsche. Das wußte er und nahm es so freundlich auf, wie es gesagt wurde.

Darum erschrak der Barbier auch keineswegs, als er nun versehentlich sagte: „Fertig, signore mozarella — ah, Lindquist!", sondern blinzelte und sagte: „Denken Sie noch an die ersten Käsebrote bei uns? Die gute Frau Domenica ..."

„Ach ja, die Gute ...", sagte auch der Maler nachdenklich und ein bißchen gerührt und ging dann den Weg zum Friedhof, um der guten Frau Domenica noch eine letzte Liebe anzutun.

DER GÄRTNER / VON GEORG SCHWARZ

Wo die Sirenen einst der Männer harrten,
Schwarz hebt sich ein Gemäuer übers Meer,
Seeräuberturm und Sarazenenwehr;
Jetzt nisten Eulen in den Fensterscharten.

Ein blumenüberblühter Trümmergarten!
Wildbienen schwirren summend im Verkehr
Von Kelch zu Kelch, und viele tragen schwer;
Sie können kaum den Honigtag erwarten.

Ein schmales Felsengärtchen blüht mit Reben.
Den Gärtner freut's, die lange Zeit des Ruh'ns
Ist bald vorbei. Grün rankt es um die Streben.

Im Weingeländer auf und nieder schweben
Und reifen seh'n die Früchte seines Tuns –
Ist's nicht ein Glück, für das sich lohnt zu leben?

DER OKTOBER / VON ANTON SCHNACK

Stählerner Oktober:
Immer schwächer wird die Sonnenwärme,
Südwärts ziehen Vogelschwärme,
Ausgedroschen liegt das Stroh im Schober.

Skorpion kommt zu Ehren
Und beherrscht das Firmament.
Erster Frost die Blätter brennt,
Sturm heult auf den Meeren.

Mars strahlt kriegerisch und kalt,
Und die hohle Windtrompete
Pfeift die Todgebete
Für den Garten und den Wald.

Sommerkräuter nun verderben.
Nur die Astern
Schwelgen noch in Blütenlastern,
Bis sie über Nacht hinsterben.

Nebel deckt den Hügelkamm,
Träger Rauch beschlägt die Ziegel,
Winterschlaf befällt den Igel,
Frosch erstarrt im schwarzen Schlamm.

Grünberockte Jägerleute,
Keck am Hut den Federwisch,
Auf den blanken Wirtshaustisch
Werfen sie die Treibjagdbeute.

Hasen, Rebhuhn und Fasanen
Schießt man im Oktober.
Von den Schlössern wie Zinnober
Hängen Weinlaubfahnen.

Monat, der die Traube schenkt
Und den Duft der Keller
Und Kartoffelfrucht der Felder
Und die goldne Asche fängt,

Wälzt ins Jahr sein großes Faß:
Riesling, Schnaps und Muskateller
Rollt er in die tiefen Keller. —
Falstaff dröhnt im Baß.

MEIN FREUND JOHANNES

Wir waren in der Nacht von Sonnabend auf Sonntag ziemlich heftig ausgewesen. Montag trafen wir uns wieder.

„Nun, Johannes, wie ist dir der Abend bekommen?" fragte ich.

„Soweit ganz gut. Nur war ich natürlich gestern furchtbar müde und bin schon um 8 Uhr ins Bett gegangen", sagte Johannes. Martin kam vorüber.

„Na, Freunde? Der kleine Seitensprung neulich gut bekommen?" fragte er. — „Soweit ganz gut. Nur war ich natürlich gestern furchtbar müde und bin schon um 7 Uhr ins Bett gegangen", sagte Johannes. Martin war fort.

„Hör mal, Johannes. Wenn du schon schwindelst, mußt du es geschickter machen und nicht Martin und mir verschiedene Zeiten für dein Ins-Bett-Gehen nennen", schalt ich.

„Die Hauptsache ist doch, daß ihr beide jetzt dasselbe glaubt", verteidigte sich Johannes.

„Wieso sollten wir das tun?" fragte ich erstaunt.

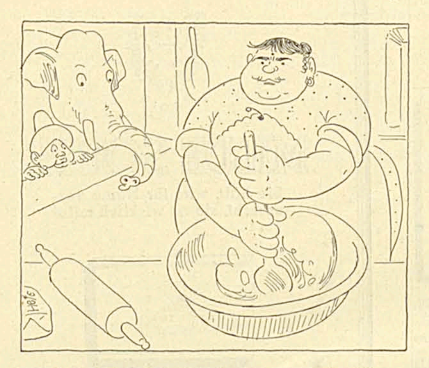
„Nun, ich kenne euch doch. Martin schneidet selber heftig auf und setzt das auch bei anderen voraus. Du bist etwas bescheidener und erwartest das auch von mir. So legt Martin zwei Stunden, du aber nur eine Stunde zu. Das wäre dann beide Male 9 Uhr", erklärte Johannes.

„Und um 9 Uhr bist du also wirklich ins Bett gegangen?" fragte ich versöhnt.

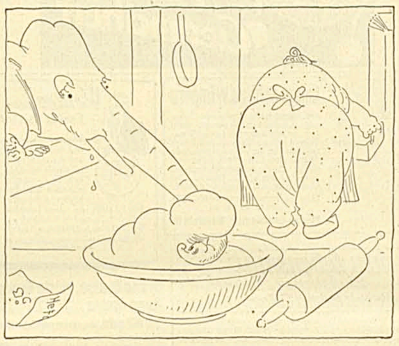
„Nein, das nicht. Wirklich erst um 10 Uhr", sagte Johannes still. „Aber um 9 wäre es doch immerhin schon möglich gewesen." J. Bieger

Das Hefenwunder

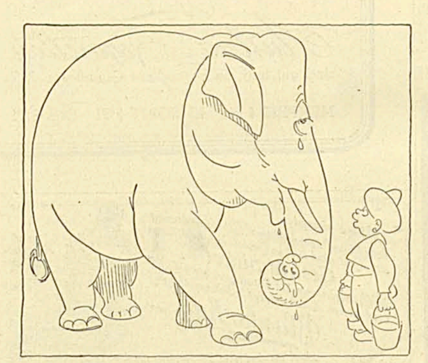
(Fr. Bilek)



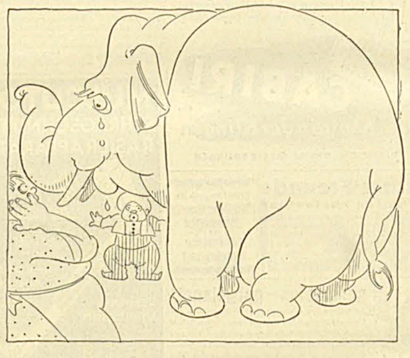
Achmed, der Elefantenbulle, lechzt hier nach einer Butterstulle,
Fatima doch bleibt ungerührt, dieweil sie Hefeteig verrührt.



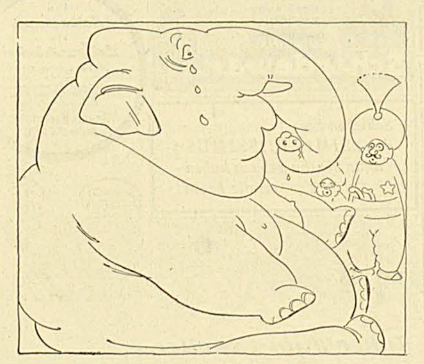
Da langt der Achmed in die Schüssel und räumt sie aus mit seinem Rüssel.
Und frißt die Hefe mit Behagen hinein in seinen leeren Magen.



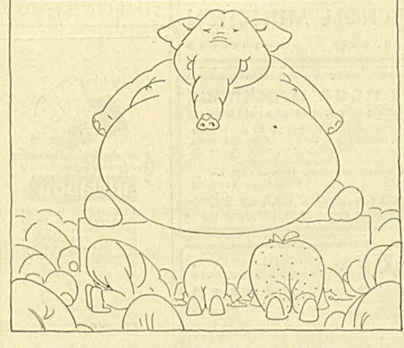
Schon wird dem Achmed seltsam leicht von Hefeluft, die nicht entweicht.
Und rasch verändern sich die Formen, die sonst die Elefanten normen.



Wie eine aufgepumpte Blase, gebläht bis in die Rüsselnase,
Erfüllt von stärkstem Hefenwinde, so sieht ihn jetzt das Ingesinde.



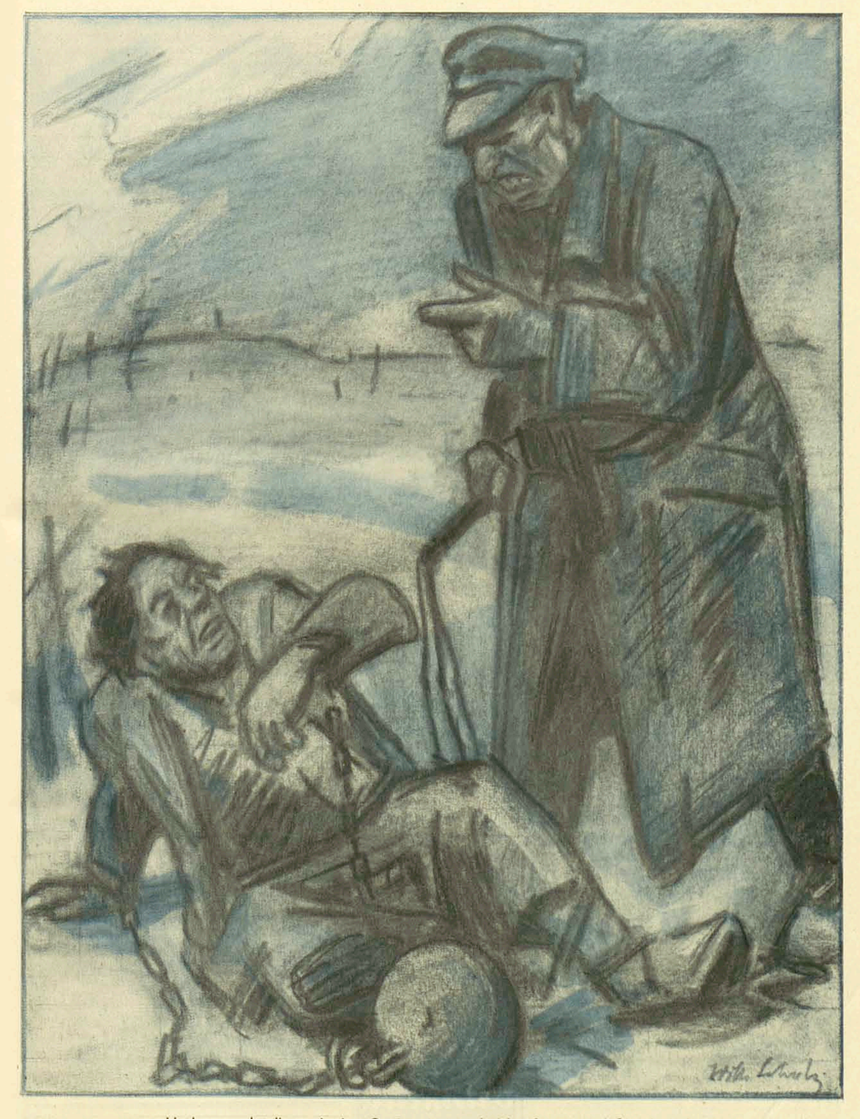
Es schwillt der Bauch und demgemäß fällt Achmed nun auf sein Gesäß.
Die Hefe hört nicht auf zu treiben, drum muß der Achmed sitzenbleiben.



Solch faltenloser Elefant war noch nicht da im Indierland.
Die ungeheure Leibesmehrung verschafft ihm innigste Verehrung!

In Sibirien

(Wilhelm Schulz)



„Und wenn du dir noch das Geringste zuschulden kommen läßt, wirst du entlassen und wir schicken dich heim zu deinem politischen Kommissar!"

In Siberia: "E se tu ti renderai colpevole della minima inezia, sarai licenziato e noi ti mandiamo a casa dai tuoi Commissari politici!"

Der Pädagoge — Il Pedagogo

(J. Hegenbarth)



„Sieh' mal, Bubi, das liebe Schlangi, wie brav es sein Froschi frißt . . . !"

"Vedi, bimbo mio, la brava serpinella come mangia bene la sua ranocchina . . . !,,

EIN HERZENSGUTER MANN

VON PAUL WESTERGAARD

Es war einmal ein herzensguter Mann. Lange ist es freilich her, denn solche herzensguten Männer gibt es heutzutage gar nicht mehr. Sörensen hieß er, Wendelin Sörensen. Ich kannte ihn persönlich. Eines Tages stand er auf der Plattform der Straßenbahn, als ihn eine Dame plötzlich mit ihrer überlangen Hutnadel ins Auge stach. Der herzensgute Mann zückte gelassen sein Taschentuch und zog der Dame die Nadel aus dem Hut.

„Verzeihung, gnädige Frau", sagte er, „es ist etwas an Ihre Hutnadel gekommen, gestatten Sie, daß ich sie abwische." Weiter nichts.

Seit jenem Tage aber mußte er ein Glasauge tragen, ein Umstand, der seiner Verehrung für Hulda, seiner lieblichen Braut, jedoch keinen Abbruch tat. Er liebte sie nun mit Glasauge ebenso innig wie vorher ohne. Und als sie eines schönen Tages zu ihm sagte: „Hörst du, Wendelin, wie mein kleiner Bruder schreit? Er hat seine schöne, große Glaskugel, die ihm so viel Freude machte, verloren. Sei so lieb und nimm dein Glasauge heraus und laß ihn damit spielen", — da vermochte er ihr — zumal es gerade Frühling war — nicht zu widerstehen und erfüllte ihr den Herzenswunsch.

An einem anderen Tage aber trat sie an ihn heran und sagte: „Wendelin, ich liebe dich nicht mehr. Ich liebe Emil. Das ist furchtbar, ich weiß es. Am furchtbarsten aber ist es, daß Emil mich nicht wiederliebt."

Was tat der herzensgute Mann? Er senkte beschämt den Kopf und schlich sich fort — zu Emil hin.

„Lieber Emil", sagte er zu ihm, „du schuldest mir achthundert Kronen. Das ist gewiß der Grund, weshalb du dich so lange nicht hast blicken lassen. Doch ich schenke dir die achthundert Kronen und gebe dir noch achthundert dazu, wenn du dich bereiterklärst, dich mit Hulda, meiner lieben

Verlag und Druck: **Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80** (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 7 gültig ab 15. Okt. 1941. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München

Braut, zu verloben; denn sie liebt dich über alle Maßen." — „Tausend Kronen", erwiderte Emil — er war ein dreister Wicht.
„Nun gut, tausend Kronen!" willigte der herzensgute Mann ein und zählte das Geld auf den Tisch. „Aber dann mußt du dich mit ihr nicht bloß verloben, sondern auch verheiraten."
„Abgemacht!" versicherte Emil. Denn tausend Kronen sind kein Pappenstiel. —
Als dann Jahre danach die Stunde nahte, da der herzensgute Mann ins Jenseits hinüberwechseln sollte, meinte die ekelhafte Pensionswirtin, bei der er wohnte: „Uff, Herr Sörensen, es ist höchst rücksichtslos von Ihnen, mitten im Monat zu sterben. Das macht sich dann so schwer mit dem Vermieten des Zimmers."
Da winkte der herzensgute Mann sie mit letzter Kraft zu sich ans Bett und sagte mit schwacher Stimme: „Liebe Frau Hansen, Sie sollen durch mich keinen Schaden erleiden. Hier haben Sie das Mietgeld für die nächsten drei Monate im voraus."
„Ach, das ist wirklich nett von Ihnen", erwiderte die garstige Alte und fügte hinzu: „Sie dürfen versichert sein, lieber Herr Sörensen, ich schicke Ihnen einen schönen Kranz zu Ihrem Begräbnis."
Noch in derselben Nacht verschied er, Wendelin Sörensen, der ach, so herzensgute Mann. Doch wer ihm keinen Kranz zur Beerdigung schickte, das war Frau Hansen, seine Wirtin.
(Aus dem Dänischen von Werner Rietig)

LIEBER SIMPLICISSIMUS



(O. Nückel)

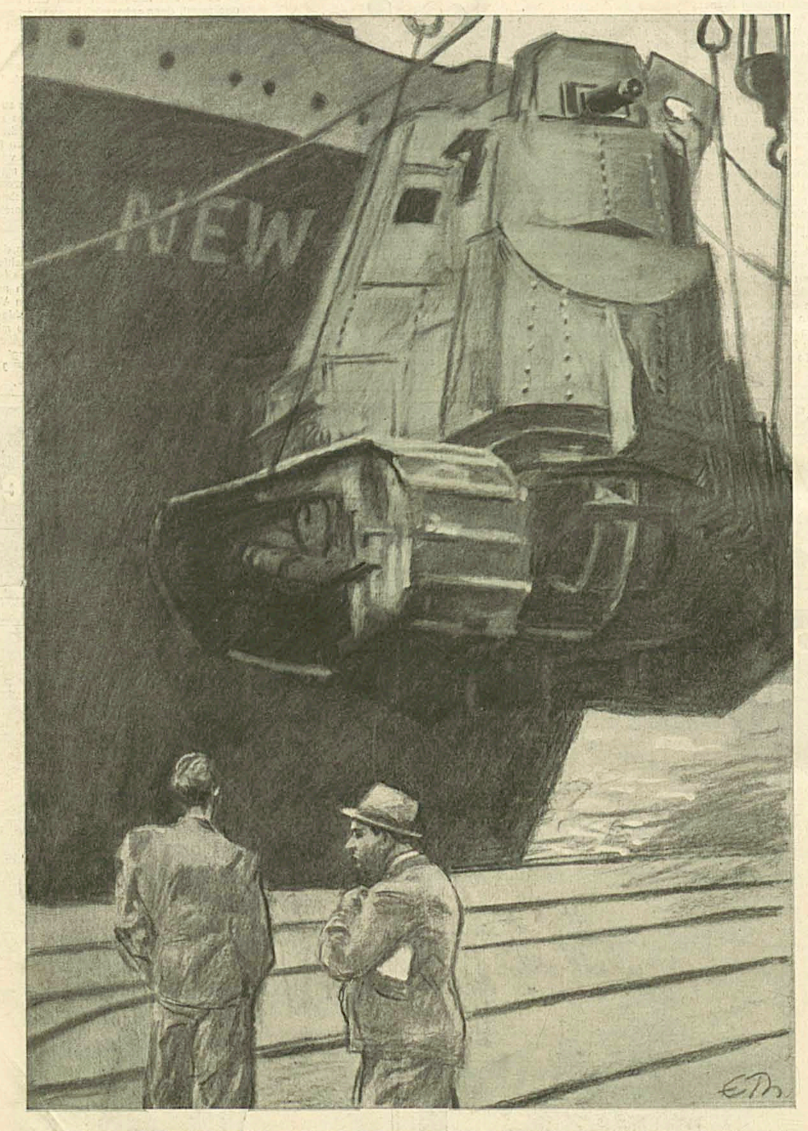
Ich wurde als Referendar, wie das vorgeschrieben war, einem Rechtsanwalt zur Ausbildung überwiesen. Der Anwalt war bei einem Oberlandesgericht zugelassen. Während der Gerichtsferien sollte ich den Anwalt für die Dauer seines Urlaubs vertreten. Eines Tages stand eine „große Sache" an; ich hielt ein Plädoyer von über einer Stunde. Der Präsident hörte sehr aufmerksam zu, während die Beisitzer, auch der Sachbearbeiter, wie das — leider! — üblich war, ihr Dezernat erledigten und nicht zuhörten. Ich wurde nicht ein einziges Mal unterbrochen und war am Ende stolz auf meinen „Erfolg". Da trat später im Anwaltszimmer ein älterer Anwalt an mich heran.
„Sie haben Ihre Sache gut gemacht, Kollege." Ich war noch stolzer und erwiderte: „Ich glaube es selbst und habe auch wohl den Präsidenten überzeugt, denn er hat mich interessiert angehört." Da kam die niederschmetternde Antwort aus sarkastisch lächelndem Munde:
„Lieber Kollege, nehmen Sie die Sache nicht so wichtig; der Präsident steht dicht vor seiner Pensionierung, denn er ist so gut wie taub." B.

Bobby beabsichtigt, sich ein Landhaus zu kaufen. Der Vermittler preist ihm eines an, das mit aller Bequemlichkeit ausgestattet, am Waldrand gelegen und sehr preiswert sei. Nur einen Nachteil habe es..., die Eisenbahn fährt dicht vorbei. — „Aber", schließt der Vermittler, „das macht gar nichts, nach den ersten drei Nächten werden Sie gar nichts mehr hören!" — „Ausgezeichnet", näselt Bobby, „da schlafe ich eben die ersten drei Nächte... bei meinem Freund!" F. H.

Ein Kollege von Johannes berichtete ihm, daß demnächst 25 seiner Kurzgeschichten in Buchform gesammelt erscheinen würden.
„Auswahl und Ausstattung — natürlich nur erstklassig — sind schon vereinbart. Mein Verleger und ich haben nur noch keinen schlagenden Titel für das Buch gefunden. Kannst du mir nicht einen raten, Johannes?"
„Schreibt doch einfach ‚Schaupackung' drauf", sagte Johannes. J. Bieger

Sowjethilfe aus USA.

(t Ihony)



„Man könnte eigentlich gleich eine deutsche Gebrauchsanweisung beilegen an Stelle der russischen!“

Soccorso ai sovietici dagli USA.: “In realtà si potrebbe acchiudere un' istruzione tedesca, in luogo della russa!„

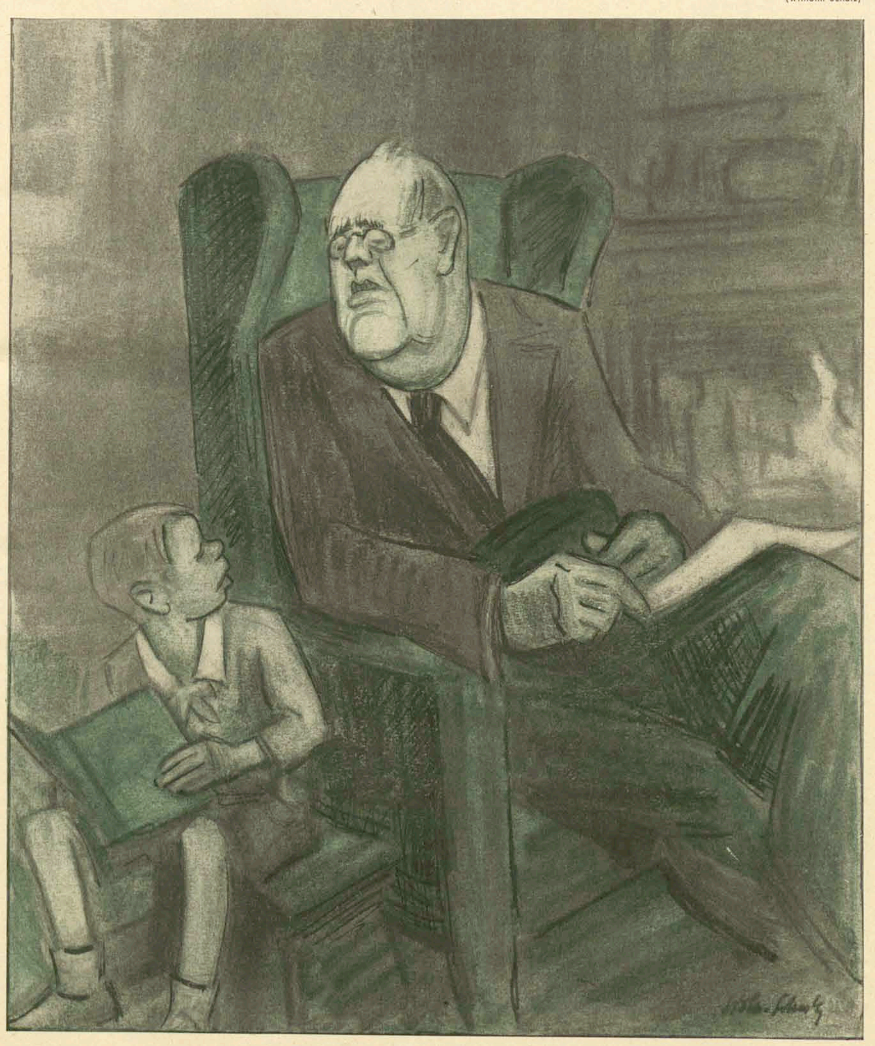
München, 12. November 1941
46. Jahrgang / Nummer 46
30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Großvater Roosevelt

(Wilhelm Schulz)



„Sag' mal, Großpapa, was ist eigentlich eine Hiobsbotschaft?"
„Jetzt ist's zum Beispiel der sowjetische Heeresbericht, Darling!"

Ausdrucksstudie — Studio di espressione

(Fr. Bilek)



„Um den rechten Ausdruck der Verklärtheit zu bekommen, gnädige Frau, brauchen Sie sich nur etwas Erhabenes vorzustellen!" — „Genügt Gansbraten?"

"Per ottenere la giusta espressione di trasfigurazione, occore soltanto che Voi, signora, V' immaginiate qualche cosa di sublime!,, — "Basta un arrosto d' oca?,,

Große Liebe zur Putzfrau

Von Walter Foitzick

Ich kenne sie nicht und ich habe sie nie gesehen, aber sie steht mir nahe wie wenig Frauen, diese Frau, die täglich, oder nächtlich, oder morgendlich, oder abendlich mein Büro aufräumt. Ich weiß nicht, wann sie es tut. Ich treffe sie nie, denn sie hat andere Bürozeiten als ich, und das ist gut so, denn ich würde sie nur bei der Arbeit stören.

Oh, sie ist eine sehr ordentliche Frau, vielleicht ist sie sogar etwas pedantisch. Jeden Morgen, wenn ich ins Büro komme, steht alles in gottgewollter Ordnung in einer Reihe auf dem Schreibtisch. Von links nach rechts: das Telefon, der Tintenlöscher, der Notizkalender, der umgeblättert ist und damit anzeigt, daß alles, was ich gestern notierte, erledigt ist. Es folgt der Aschenbecher, und daneben steht die Schale mit kleinen Gegenständen, einer zusammengedrehten Kugel aus Knetgummi, einigen zerbrochenen Büroklammern, einem Teppichnagel und anderen Teilstücken des täglichen Bedarfs. Genau in dieser Reihenfolge steht alles Tag für Tag, Jahr für Jahr. Vielleicht ist es bei Erschaffung der Welt oder bei Erschaffung der Schreibtische so angeordnet worden, ich werde meiner Putzfrau nicht zuwiderhandeln. Ich kann die Reihe noch so sehr durcheinanderbringen, am nächsten Morgen ist die Ordnung wieder vorhanden. Ach, das hat was Beruhigendes. Regierungen stürzten, Länder wurden erobert, die Erde bebte in manchen Nächten aber der Kalender blieb immer in der Mitte. Das macht meine Putzfrau so, und Ihre Putzfrau macht es in Ihrem Büro sicher nicht wesentlich anders. Das ist so ungefähr alles, was ich von ihr weiß.

Aber sie, sie kennt mich sicher viel besser. Sie kann aus meinem Aschenbecher sehen, ob ich an einem Tage viel oder wenig geraucht habe. Wenn Besuch dagewesen ist, findet sie sicher einige Aschenflocken auf dem grünen Tuchrasen meines Schreibtisches. Sie weiß genau, ob ich ein ordentlicher oder schlampiger Mensch bin. Oh, sie kennt sich aus auf meinem Schreibtisch und sie kennt ja meinen Papierkorb. Jeden Tag leert sie ihn. Wahrscheinlich heißt es in Putzfrauenkreisen: Zeige mir Deinen Papierkorb, und ich will Dir sagen, wer Du bist. Ich habe mir eben meinen Papierkorb daraufhin angesehen, und ich fürchte, die Frau kennt mich ganz vorzüglich, wenn sie diesen Papierkorb auch so genau ansieht. Ich hoffe im stillen, sie hat mehr zu tun.

Wenn ich mal etwas im Büro liegen lasse, liegt es am nächsten Morgen mitten auf der Schreibunterlage, und mir ist immer, als stünde auf einem Zettelchen dabei: „Läßt man seinen Schlüsselbund im Büro liegen, he?" So mütterlich vorwurfsvoll liegt der Schlüsselbund auf meinem Schreibtisch, daß ich am liebsten am nächsten Tag meiner Putzfrau antworten möchte: „Entschuldigen Sie, bitte, ich will es ganz gewiß nicht wieder tun; und sagen Sie es nicht weiter."

Schon aus diesen Gründen gehört der Putzfrau meine ganze Sympathie und dazu kommt noch: sie ruft mich nie an, sie schickt mir nie ein Gedicht zum Abdruck, niemals schickt sie mir eine Nichte, die fürs Karikaturenzeichnen so überaus begabt ist. Ja, so eine Frau ist Goldes wert, und deshalb fordere ich Sie auf, mit mir Ihre Tintenfässer zu erheben und auszurufen: „Unser aller Putzfrau, die so für uns sorgt und uns doch niemals stört, sie lebe hoch, hoch, hoch!"

Der Aphoristiker

Von Ratatöskr

Das Ganze innig zu umfassen,
fällt ihm, so gern er's möchte, schwer.
Da muß er's eben bleiben lassen
und holt die Wurstmaschine her.

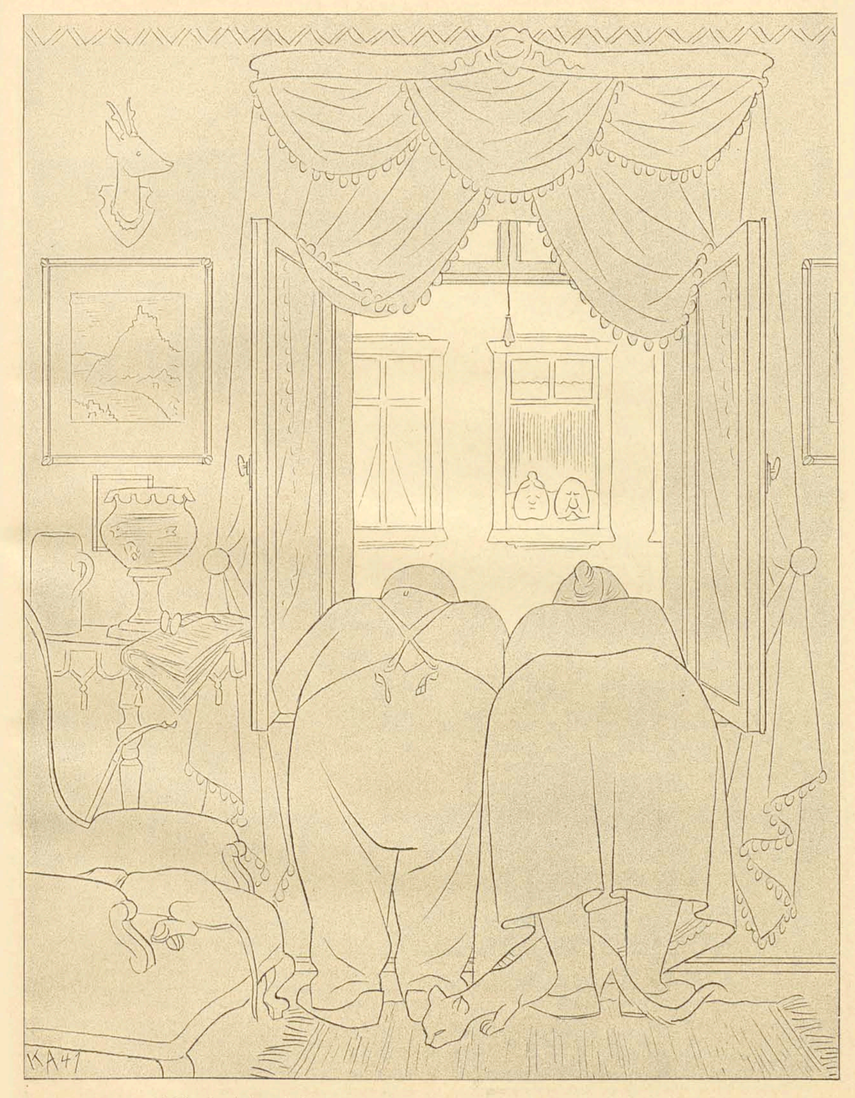
Ein Häppchen heut, ein Häppchen morgen
treibt er durch dieses Instrument.
Und schon entschwinden ihm die Sorgen.
Der Eifer wächst, der Ehrgeiz brennt.

Den Brei, durchtränkt mit Eigenwürze,
stopft er vergnügt in einen Darm.
Das Wesentliche sei die Kürze,
verkündet er, und sei der Scharm.

– Ein Ochse, ganz am Spieß gebraten,
gewiß, ist höchst beachtenswert.
Doch delikate Wurstrouladen
sind zweifelsohne mehr begehrt.

Wenn zwei dasselbe tun . . .

(Karl Arnold)



„Die da drüben haben scheint's garnichts zu tun, immer wenn man zum Fenster nausschaut, schauen die auch raus!"

Quando due fanno la stessa cosa . . . : "Pare che quelli là dirimpetto non abbiano propric niente da fare; sempre quando noi guardiamo fuori dalla finestra, guardano fuori anche loro!,,

Marie, jetzt kommst du dran!

Ein bayrisches Soldatenlied von Weiß Ferdl

(E. Thöny)



Sepp ist Gebirgsjäger, trägt stolz das Edelweiß,
Üb'rall kannst ihn finden, wo's hergeht recht heiß.
Er war in Polen schon dabei, da ging es wie der Blitz,
Im Westen stieß er durch aa glei, hurra, bis Biarritz.
Wei er gar so tapfer war, kriegt er Urlaub, das is klar.
Von Paris aus schreibt er hoam, i kimm, nimm di z'samm!
Marie, jetzt kommst du dran, Marie, jetzt kommst du dran,
Himmiherrschaft Sappramemt, alls wird übern Haufa grennt,
's nutzt koa Widerstand, alls fürs Vaterland.

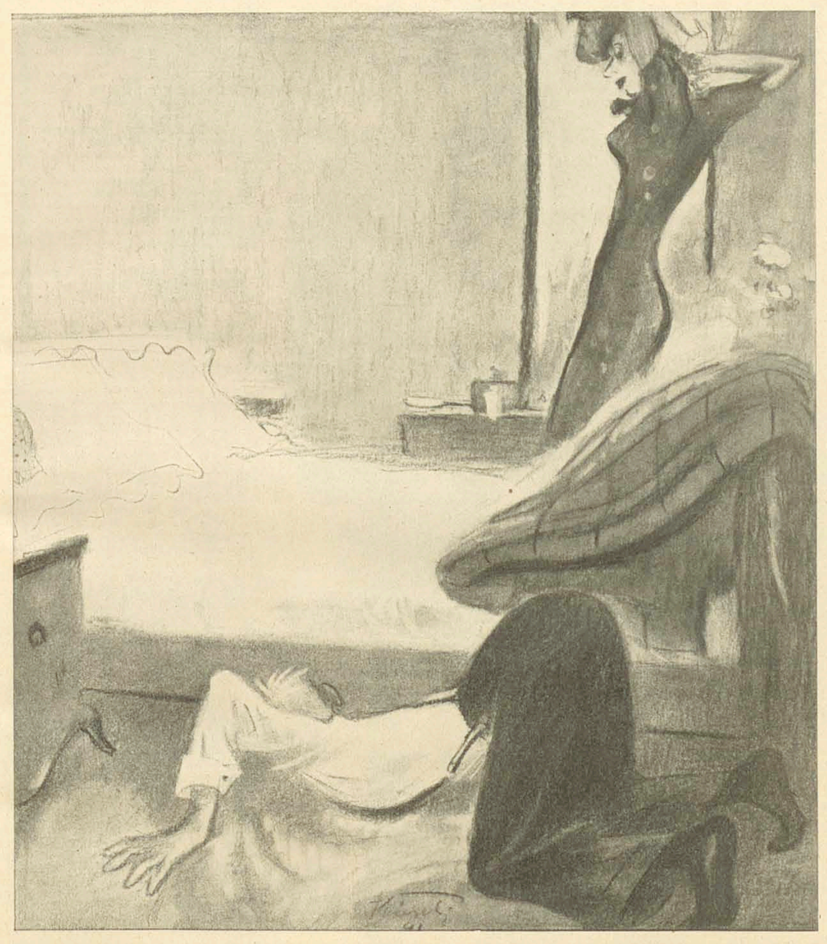
D'Muatter liest die Kart'n, schickt 's Madl heimlich fort
Zu der alten Base, weit vom Heimatsort.
Als dann der Sepp kam heim und wollt gleich stürmen ungesäumt,
Da fluchte er gar wild und grollt, die Stellung war geräumt.
Sepp stürmte am Balkan hint, am Olymp und bei Korinth,
Schwört auf der Akropolis, beim Zeus, jetzt woaß is g'wiß!
Marie, jetzt kommst du dran, Marie, jetzt kommst du dran,
Himmiherrschaft Sappramemt, alls wird übern Haufa grennt,
's nutzt koa Widerstand, alls fürs Vaterland.

Ach, er hofft vergebens, es wollte halt nicht sein,
's ging statt in die Heimat nach Rußland hinein.
Wochenlang is er da marschiert, Bluatshimmisappramemt,
D'Haxn, dö hat er nimmer gspürt, ja nimmt dös gar koa End?
Endli amol warn sie do, nahmen schnell das Stalino;
Wenn ma dann eahm selber hamm, nacha pack ma z'samm!
Marie, dann kommst du dran, Marie, dann kommst du dran,
Himmiherrschaft Sappramemt, alls wird übern Haufa grennt,
's nutzt koa Widerstand, alls fürs Vaterland.

D'Marie schrieb ihm zärtlich, mei liaba, guata Bua,
Heirat mi, kriagst Urlaub und mi no dazua.
Da faßte Sepp, den tapfern Held, die Sehnsucht ungestüm,
Er hat um Urlaub sich gemeldt, der wurd gewähret ihm.
Schlachtenglück schwankt her und hin, d'Marie blieb die Siegerin.
Zum Abschied, da sang ihm vor der Kam'raden Chor:
Seppi, jetzt kommst du dran, Seppi, jetzt kommst du dran,
Himmiherrschaft Sappramemt, hat s' di eingfangt do am End,
Da hält keiner stand, alls fürs Vaterland!

Das moderne Schlafzimmer

(R. Kriesch)



„Eine tolle Arbeit jeden Morgen, bis man hier seine Schuhe vorgeholt hat!" — „Stell dich nicht so an, Theodor, denk daran, wie oft Liebhaber und Einbrecher unter Betten kriechen müssen!"

La camera da letto moderna: "È un lavoro da pazzi ogni mattina, finchè si sono tirate fuori le scarpe!„ "Non fare lo sciocco, Teodoro, pensaci sopra, quante volte innamorati e ladri devono andar carponi sotto i letti!„

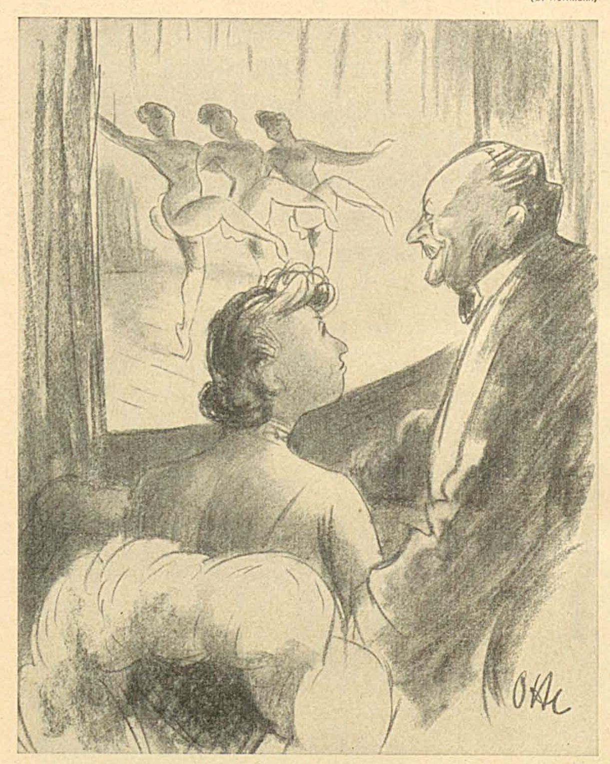
PARABEL VON DER EIFERSUCHT

VON JENÖ HELTAI

Der junge Mann war auf das junge Mädchen, das immer ein wenig kokett war, schrecklich eifersüchtig. „Diese zwei Augen liebäugeln nach vielen Richtungen", sagte er und stach dem Mädchen beide Augen aus. „Du kannst mit deinen Händen Zeichen geben!" sagte er bald darauf und schnitt dem Mädchen beide Hände ab. „Mit deinen Füßen kannst du unterm Tisch dich verständigen", sagte er in einem erneuten Anfall schrecklicher Eifersucht. Und er schnitt dem Mädchen die Füße ab. „Ich vergaß, daß du ja auch reden kannst!" sagte er nach einigen Tagen, und schnitt dem Mädchen die Zunge heraus. „Damit du niemandem zulächeln kannst!" sagte er und brach dem Mädchen die Zähne aus. „So, jetzt bin ich etwas ruhiger!" sagte er, als er dem Mädchen die Haare abgeschnitten hatte. Und er wagte sie zum erstenmal im Leben allein zu lassen. Sie ist jetzt abstoßend häßlich, aber wenigstens ganz und bis zum Tode die meine! dachte er bei sich, wie er von zu Hause fortging. Als er heimkehrte, war das Mädchen verschwunden. Es war mit dem Besitzer einer Schaubude durchgegangen. (Aus dem Ungarischen v. H. B. Wagenseil)

Die Tanznummer

(O. Herrmann)



„Diese ewige Hopserei wirkt doch furchtbar ermüdend!"
„Ich weiß nicht, Ottilie, mich macht sie eher frisch!"

Il numero della danza: "Quel continuo salterellare stanca pure terribilmente!„
"Non so, Ottilia, quanto a me, mi rianima piuttosto!„

DER ROMANTISCHE GATTE

VON ANSALDO FRACCAROLI

Häufig sagte Matilda zu ihrem Mann: „Mein lieber Gotthard, du bist wirklich ein idealer Gatte: Du bist jung, liebenswürdig, sympathisch, du trägst keinen Schnurrbart, bist ein glänzender Tänzer. Außerdem verdienst du gut, machst mir nicht die Hölle heiß bei jeder Schneiderrechnung und bist immer bereit, mir eine Freude zu machen. Du nimmst mich oft auf Ausflüge und jeden Samstag ins Theater mit, im Winter gehen wir alle vierzehn Tage in die Oper und hinterher in ein nettes Lokal. Und alljährlich zu meinem Namenstag fügst du meiner ohnehin schon schönen Halskette noch einige weitere echte Perlen hinzu... Kurz, du bist das ideale Vorbild eines Ehemanns. Und dennoch hast du einen Fehler: Du bist nicht romantisch!"

Er war nicht romantisch! Wieso eigentlich?! Und muß man denn überhaupt romantisch sein? Ein wenig verärgert (als idealer Ehemann pflegte Gotthard höchstens leicht verärgert zu sein) fragte er eines Tages seine Frau: „Was verstehst du eigentlich unter romantisch?"

„Romantisch ist ein Mann, der Dinge tut, wie sie in Romanen, im Theater oder im Film vorkommen... ein Mann, der nicht alltäglich handelt, der gewisse Abenteuer besteht..."

„... mit Frauen?"

„Unsinn! Bewegte Abenteuer, deren zweifelhafter Ausgang einen mit Bangigkeit erfüllt, Dinge, die... ich kann es dir nicht so erklären... ich meine ungewöhnliche Dinge, die das Interesse der Öffentlichkeit auf dich lenken, die deinen Namen in die Zeitungen bringen... der erlebte Roman. Bei der Lektüre spannender Bücher oder bei einem aufregenden Bühnenstück — denkst du da nicht mit leiser Wehmut, daß dir niemals solche Dinge begegnen, wie jenen Personen? Empfindest du da nicht unser Leben allzu leer und platt?"

Armer Gotthard! Und ob er es empfand! Schon als Knabe und später als Jüngling verschlang er all die wilden Romane voller Abenteuer und Leidenschaft mit wahrer Begierde. Sein wahres Dasein bewegte sich eigentlich nur inmitten von Degenstichen und maskierten Gestalten, die den stolzen Damen ihres Herzens feierliche Gelübde zu Füßen legten. Dunkle Nächte, nur vom jäh aufzuckenden Lichtspalt eines Fensters unterbrochen, verhaltene Rufe, ein Aufschrei, ein Schuß... Das war für ihn das Leben, das wahre, lebenswerte Leben! Doch was sollte ihm das jetzt, da er in Fortführung des väterlichen Unternehmens sich mit Baumwolle zu befassen hatte?

Und dennoch. Eines Abends sah ihn Matilda mit blasser, würdevoller Miene heimkehren. Er war allein zu einem Theaterbesuch fortgegangen (man gab das Stück eines Freundes, und Gotthard wollte seiner Frau einen langweiligen Abend ersparen), doch es war noch kaum halb zehn, als er sich auch schon wieder zu Hause einfand. Blaß und würdevoll. Überrascht fragte ihn Matilda: „Was gibt es?"

„Nichts, nichts, mein Kind..." gab er geheimnisvoll zur Antwort. Man begreift, daß Gotthard — zumal blaß und würdevoll — nicht mit der Sprache heraus konnte, um Matilda nicht zu beunruhigen. Er blieb schweigsam, fiel ihr aber plötzlich um den Hals und brach infolge allzulang zurückgehaltener Erregung in Tränen aus.

„Um Gottes willen, Gotthard, was hast du?"

„Ein Duell. Morgen früh."

„Großer Gott! Ein Duell? Du? Mit wem? Warum?"

Es dauerte eine ganze Weile, ehe er sich beruhigen und sie etwas von ihm erfahren konnte.

„Es kam ganz plötzlich. Im Handumdrehen. Ich überquerte gerade die Galerie auf dem Weg zum Theater, als ich Tamberlani in die Arme lief. Er hielt mich fest und sagte: ‚Der Rechtsanwalt De Loni und der Ingenieur Marcozzi schlagen sich morgen. Wir brauchen einen Sekundanten und dachten an dich. Auf keinen Fall darfst du ablehnen.' Ich wurde überrumpelt und konnte unmöglich nein sagen."

„Und weiter?" fragte Matilda in fieberhafter Spannung.

„Und weiter? Ja, genügt dir das noch nicht? Das Treffen ist morgen früh um acht und ich soll den Richter machen."

„Also nicht du bist es, der sich schlägt?" Es lag etwas in ihrer Stimme, von dem man nicht wußte, ob es Befriedigung oder Enttäuschung war. Aber Gotthard fand die Antwort ganz in Ordnung.

„Nein, nicht ich bin es, der sich schlägt. Aber schließlich ist es mein erstes Duell und für den Anfang genügt mir das."

Am nächsten Morgen erschien Tamberlani um sieben. Gotthard erwartete ihn bereits seit sechs; wecken ließ er sich um fünf und seine Frau stellte den Wecker schon auf vier.

Beim Anblick Tamberlanis huschte ein mitleidiges Lächeln über Gotthards Züge. Diskret, aber ausdrucksvoll. Tamberlani erschien in Grau! Gerechter Gott, wie kann man nur zu einem Duell in Grau erscheinen?! Der hat ja von den Regeln keine blasse Ahnung! Er, Gotthard, war selbstredend in Schwarz, festlicher Anzug, dazu eine graue Krawatte mit schwarzen Punkten, Lackschuhe, schwarze Handschuhe und Zylinder — was nun wiederum Tamberlani höchlichst überraschte. So ein Esel! Hatte der Kerl denn gar keinen Begriff von der Feierlichkeit eines Duells?

Gotthard freilich, obwohl das sein allererstes Treffen war, besaß darüber eine ganze Literatur. Zum Duell im „Eisenbahnkönig" — um nur ein Beispiel anzuführen — kamen alle in Schwarz, Duellanten sowohl als Kartellträger und Ärzte. Bei Filippo Derblay handelte es sich allerdings um ein Pistolenduell, während hier nur Säbel vorgeschrieben war: Aber Stil mußte die Sache schon haben. Und die Duelle von Ricambole? Oder jenes von Bel-Ami? Und dann die „Drei Musketiere"? Gewiß, das waren andere Zeiten. Aber wenn wir den Dingen das Malerische rauben, was bleibt uns dann schließlich noch übrig? Im Grunde war sich auch Gotthard seiner Sache nicht so ganz sicher. Noch nie im Leben hatte er einen Säbel in der Hand gehabt, doch war er nicht so töricht, sich das gerade in diesem Augenblick einzugestehen, wo er die Sache leiten mußte. Und wenn er sich auch nicht selbst zu schlagen hatte, so kannte er doch immerhin die Regeln. Sein letztes Treffen ging auf Guy de Mau-


HEIN
Bei uns zu Hause -
ist „Sebalds Haartinktur" immer sparsam verwendet worden. Heute - wo es „Sebalds Haartinktur" vorübergehend nicht so reichlich gibt - fällt es uns deshalb nicht so schwer noch etwas sparsamer damit zu sein. „Sebald" hat von jeher gesagt: Wenige Tropfen genügen! - dieser Rat gilt heute mehr denn je.
SEBALDS HAARTINKTUR


Seefahrer kennen natürlich
Hanewacker
— den rauchlosen Tabak. Auch unsere blauen Jungs schätzen ihn — weil er so recht in ihr Leben paßt. Sorgen Sie dafür, daß Ihrem Soldaten der Hanewacker nicht ausgeht.
... und ich bin auch dabei!
Hanewacker
Besonders mild
Presse-Hoffmann


KIRBACH
Hammer
Weinbrand
Liköre
Das Zeichen für anerkannte Qualität


Dieser Globus ist zugleich ein Schmuck des Zimmers. An Stelle der alten Gipsfigur tritt für den modernen Menschen der Columbus-Globus. Sie können nichts Schöneres schenken!
Die Welt in der Wohnstube
Der schönste Zimmerschmuck!
Fast jeden Morgen und Abend lesen Sie Ihre Zeitung, ziehen dadurch in Ihre trauliche Wohnstube die große Welt. Deutschland kämpft um seine Existenz — sein Gegner ist England — sein Kampfgefährte ist Italien. Kennen Sie die Bedeutung des politischen Dreiecks Berlin/Rom/Tokio? Wissen Sie, wie groß Rußland ist? Wissen Sie, was England bedeutet? Kennen Sie die Ausdehnung seiner riesigen Kolonien? In Ihre Wohnstube gehört der Columbus-Globus, er ist die Welt im kleinen. Er zeigt Ihnen das Antlitz der Erde, ihre Kontinente und Ozeane. Die Kolonien tragen die Farben der Mutterländer, so daß die Machtbereiche der Großstaaten gut zu erkennen sind.
Dieser Globus ist die Ergänzung der Bibliothek.
Mit den neuen Grenzen u. Garantie Modell 1941
Ein günstiges Angebot für alle Leser
Wir liefern diesen Columbus-Erdglobus, der soeben vollständig neu revidiert u. ergänzt wurde, mit Ortsregister und Länderstatistik, mit Buchbeigabe, Anleitung zum Gebrauch, Kompaß zum Preise v. 36.— RM ohne Preiserhöhung gegen Monatszahlungen von nur
3.60 Mark
[redacted]
Lieferung erfolgt in der Reihenfolge des Bestelleinganges und nach Maßgabe unserer Vorräte! 1. Rate 1. 11. 1941.
Umfang 108 cm
Preis RM 36.–
Beschreibung: Das neue Modell des Columbus-Erdglobus zeigt die letzten Grenzveränderungen. Der Meridian ist hochfein poliert. Der Fuß, niedrig, zeigt eine moderne Form. Die beklebte Kugel wird mit Hartlack überzogen, ist abwaschbar. Das Erdbild wird mit über 22 verschied. Farbabstufungen wiedergegeben, das Gebirge ist trotz des politisch-wirtschaftlichen Kartenbildes durch Schraffenterrain zur Darstellung gebracht worden. Der Globus zeigt neben den politischen und geographischen Verhältnissen die wichtigsten Daten der Rohstoffwirtschaft der Erde. — Die Buchbeigabe „Wir und die Erde" von Dr. H. Nevermann, 170 S., oktav, illustriert, biegsam.
Drei-Kegel-Verlag
Dr. Peter Oestergaard K.G.
Abt. Versandbuchhandlung
Berlin-Lichterfelde, Karwendelstr. 35
Garantie: Nach Kriegsende wird der Globus gegen Unkosten (RM.6.-) mit neuen Grenzen versehen.
Bestellschein! Unterzeichneter bestellt bei dem Drei-Kegel-Verlag, Berlin-Lichterfelde, Karwendelstraße 35, unter Bezugnahme auf das Angebot im „Simplizissimus" .... Ex. Columbus-Erdglobus, Modell 1941, Preis RM. 36.— mit Buchbeigabe, gegen bar, gegen Monatszahlung von RM. 3.60. Der ganze Betrag oder die 1. Rate folgt gleichzeitig auf Postscheckkonto Berlin 154 096, ist nachzunehmen. Erfüllungsort für beide Teile Berlin-Lichterfelde. Eigentumsvorbehalt bis zur völligen Bezahlung wird anerkannt. (Nichtgewünschtes streichen!)
Ort und Datum: ......
Name und Stand: ......
Adresse: ......

passant zurück, und er entsann sich noch vorzüglich der peinlich genauen Schilderung. Oder hatte etwa der Ritterkodex inzwischen Änderungen erfahren?
Auf Gotthards geschickt gestellte Frage meinte Tamberlani: „Nein, nein, es ist noch alles wie früher." Jetzt war Gotthard nicht mehr unsicher. Er entsann sich wörtlich: „Die Gegner nahmen, den Säbel in der Hand, in gleichmäßigem Abstand voneinander Aufstellung. Der leitende Sekundant hob seinen Säbel zum Zeichen des Losschlagens, und das unheilvolle Blitzen zweier Klingen zuckte im Nebel der Morgendämmerung..."
Der Ort des Treffens war der Hof einer Vorstadtvilla. Da es regnete, einigte man sich auf einen überdeckten schmalen Säulengang.
Gotthards feierliche Aufmachung und seine bleiche Gesichtsfarbe, die Folge der durchwachten Nacht, wirkten alarmierend. Die anderen, selbst die Duellanten, kamen nur im Straßenanzug. In Eile vollzogen sich die einleitenden Vorbereitungen. Gotthard oblag die Abmessung des Bodens. Alle staunten über sein würdevolles Benehmen, namentlich die schon mit nacktem Oberkörper bereitstehenden Duellanten.
Einer der Herren (De Lonis Kartellträger) fragte, auf Gotthard zugehend: „Haben Sie zwei Lire?" Zwei Lire? In einem solchen Augenblick! Und wofür? Gotthard entnahm seiner Brieftasche eine Banknote: „Hier sind fünfzig."
„Macht nichts", meinte De Lonis Kartellträger lächelnd, „ich habe selbst..." Und er reichte ihm ein Zweilirestück hin. Gotthard, der den Vorgang nicht verstand, hielt das für eine Neuerung im Kodex und steckte das Geld in die Tasche.
„Nein, nicht einstecken!" rief De Lonis Kartellträger. „Sondern gleich in die Luft werfen und keine Zeit verlieren! Wir wollen sehen, auf wen die Wahl der Waffen fällt. Kopf ist De Loni, Kreuz Marcozzi."
Nun hatte Gotthard begriffen. Er warf die Münze hoch: Kreuz. Dann hob er das Geldstück auf und reichte es dem Kartellträger, der schon an die Verteilung der Waffen gegangen war. Gotthard nahm seinen Säbel in Empfang. Wie leicht er war! Er hatte ihn sich viel schwerer vorgestellt.
Die Gegner standen auf ihren Plätzen, während er selbst, an die Wand gelehnt, in der Mitte Aufstellung nahm. Das Dach des Säulengangs war sehr niedrig, der Raum überaus eng. „Hoffentlich werden die beiden beim Schlagen sich auf sich selbst beschränken", dachte Gotthard, der weniger aus Angst, denn aus Vorsicht sich an die Mauer preßte. Nun hob er den Säbel als Zeichen des Losschlagens (in Schwarz und mit der Waffe in der Hand muß er glänzend ausgesehen haben: Wenn ihn nur Matilda, die das Romantische so vergötterte, hätte sehen können!).
Die beiden Gegner schlugen los und hieben heftig aufeinander ein. Gotthard stand zwischen den Klingen, die beängstigend dicht vor seiner Nase herumfuchtelten. Gotthard wäre gern noch einen Schritt zurückgewichen, aber das ging nicht, denn da war ja schon die Wand.
„Halt!" Die Kämpfenden setzten aus. Doch einer der Kartellträger rief: „Warum?" — Warum? Weil Gotthard sich gefährdet fühlte. Er hütete sich allerdings, das einzugestehen, um nicht von vornherein seine ganze Karriere zu verpfuschen. Auf Gotthards erneutes Kommando stürzten die Gegner mit verdoppelter Heftigkeit aufeinander los. „Halt!" Es war aber zu spät. Ein Stirnhieb (von De Loni) versetzte Gotthard eine stattliche Spur ausdrucksvoller Bläue. Ein Stich (diesmal von Marcozzi) jagte ihm das Blut über Wange und Kinn und schlitzte ihm auch noch die Jacke entzwei. Betroffen machten die Gegner Halt. Gotthard fiel der Säbel aus der Hand, er fuhr sich übers Gesicht und beim Anblick des eigenen Blutes rief er aufs äußerste verblüfft: „Sind Sie des Teufels?" Mit Verbandzeug und Desinfektionsmitteln kam eilig der Arzt herbeigestürzt. „Das passiert mitunter", meinte er beruhigend. Doch in Gotthards Literatur war ein solcher Fall nirgends verzeichnet. Verbunden und verpackt brachte man ihn heim. Der Arzt versuchte zu trösten: „Ein Gutes hat die Sache doch, denn kaum haben die Duellanten das Blut bei Ihnen bemerkt, als sie sich auch schon versöhnten."
„Ein schöner Trost!" bemerkte Gotthard. Aber auf keinen Fall ließ er es zu, daß man mit Matilda darüber sprach. Er verabschiedete den Arzt vor seiner Tür und ging allein ins Haus. Als ihn Matilda so zugerichtet sah, schrie sie entsetzt auf. Doch Gotthard winkte ab: „Nichts... nichts Schlimmes..."
Weinend umarmte und küßte sie ihn. „Also warst doch du, es, der sich schlug. Ich habe es doch gleich geahnt."
Blitzartig fühlte Gotthard den günstigen Augenblick gekommen und sagte zartfühlend: „Du bist so empfindsam... ich wollte dich nicht beunruhigen."
Nun vergötterte Matilda vollends diesen wahrhaft untadeligen Ehemann, der sich nur schlug, um ihr zu gefallen, und ihr die Wahrheit verschwieg, nur um ihr bange Stunden zu ersparen. Immer wieder umarmte sie ihn. „Aber jetzt nie wieder ein Duell, nie wieder!" — „Das ist auch meine Ansicht... Glaube mir, Liebste, Duelle haben heutzutage gar nichts Romantisches mehr."
(Aus dem Italienischen von Hans B. Wagenseil)

Der Mond hängt überm Drahtverhau

Von K. J. Deter

Der Mond hängt überm Drahtverhau.
Der Wald wirft lange Schatten.
Ich denke an die fette Sau,
Die wir gefangen hatten.

Wie rasch das Leben doch vergeht!
Der Koch hat sie geschlachtet.
Das kommt, wenn man im Wege steht,
Und sich den Krieg betrachtet.

Der Mond ist weg. Der Himmel grau.
Der Feind beginnt zu ecken.
Trotzdem werd' ich den Schwanz der Sau
Dem Spieß am Rock feststecken.

NUR KEINE LAUNEN

VON ERICH OTTO KASSELER

„Rate einmal", ruft Otto an, „wo ich jetzt bin! Im Café neben deiner Wohnung! Können wir diese unverhoffte Gelegenheit nicht zu einem außertourlichen Wiedersehen verwenden?"

„Leider unmöglich", antwortete Grete, „Papa ist zu Hause, da kann ich nicht fort."

Enttäuscht legt Otto den Hörer auf. Was soll er nun mit dem langweiligen Nachmittag anfangen? Er sieht sich im Café um: ringsherum sind Kartenpartien im Gang. Er erkundigt sich bei der Bridgedame, ob sie ihn vielleicht wo einreihen könnte. Das ist nicht leicht, denn es ist schon nach fünf und die Partien sind komplett. Aber sie zieht ihr Adressenverzeichnis zu Rat und bald kann sie triumphierend melden: „Ich habe einige Herren angerufen, sie werden gleich hier sein."

Das wäre also in Ordnung. Aber da wird Otto zum Telephon verlangt. „Otto", sagt Grete freudig, „ich kann mich doch freimachen. Papa hat sich soeben entschlossen fortzugehen, er zieht sich gerade um. Also, wo treffen wir uns?"

Die beiden entscheiden sich für den Park nebenan. „Laß mich nicht lange warten", bittet Otto, „es ist schrecklich kalt. Wir gehen dann gleich in irgendeine versteckte Konditorei." — „Eine Minute, nachdem Papa das Haus verlassen hat", verspricht Grete, „bin ich unten." — Otto verständigt die Bridgedame, daß er nun doch nicht spielen kann. Ihr ist das sehr peinlich, weil sie nun den Herren, die sie soeben eingeladen hat, wieder absagen muß. Aber solche Unannehmlichkeiten bringt ihr Beruf nun einmal mit sich.

Und Otto verläßt das warme Café und geht in den eisigkalten Park. Solche Unannehmlichkeiten bringt die Liebe nun einmal mit sich. Frierend stapft er auf und ab. Doch es vergeht eine Viertelstunde nach der anderen, und Grete erscheint nicht. Endlich gibt er, zitternd vor Kälte, das vergebliche Warten auf und eilt nach Hause, um die drohende Verkühlung mit heißem Tee zu bändigen.

„Diese schrecklichen Launen", ereifert er sich beim nächsten Wiedersehen mit Grete, „erst lehnst du ab, dann sagst du zu und dann kommst du erst recht nicht!" — „Ich kann nichts dafür, daß Papa doch zu Hause geblieben ist."

„Also dein Papa ist so launenhaft! Erst will er nicht fort, dann zieht er sich zum Ausgehen um und dann bleibt er erst recht zu Hause!"

„Du kennst meinen Papa schlecht! Er kennt keine Launen."

„Dann möchte ich wirklich wissen, wer nach deinen Begriffen Launen hat!"

„Zum Beispiel der Herr im Café." — „Welcher Herr?"

„Ich weiß nicht, wer es ist. Aber erst wollte er eine Bridgepartie haben und kaum hat die Bridgedame meinen Vater aufgefordert, hat dieser Herr wieder abgesagt. Siehst du, das ist ein launenhafter Herr und bei ihm kannst du dich für deinen Schnupfen bedanken."

MÄDCHENLIEFERUNGSANSTALT ZUFALL

VON JOSEF ROBERT HARRER

Sie saßen im Café Ninopetri, zehn, zwölf junge Künstler, Musiker, Literaten, Maler, und plauderten. Da sah einer, daß Giuseppe langsam vorüberschlich.

„He, Giuseppe!" rief er. „Gehst du zu deinem eigenen Begräbnis?"

Giuseppe blieb stehen, er lächelte verlegen, dann trat er in das Café. Er nahm neben den Freunden Platz und sagte mürrisch:

„Ihr könnt leicht lustig sein! Ihr habt jeder eine nette Freundin!"

„Ich habe zwei!" unterbrach ihn Marco, während Carlo stolz auf seine Brust klopfte und drei Finger in die Höhe hob. Giuseppe fragte:

„Wie beginnt ihr das? Wer liefert euch die schönen Mädchen?"

Allgemeines Gelächter. Federigo meinte pathetisch: „Wir sind treue Kunden der Mädchenlieferungsanstalt Zufall!"

„Ganz richtig!" bemerkte Martino. „Ich verdanke meine gegenwärtige Freundin dem Zufall eines Platzregens, der mich in einem Hausflur Schutz suchen ließ. Dasselbe tat auch ein entzückendes Mädchen. Man muß den Zufall immer ausnützen! Ich tat es! So lernte ich Grita kennen."

„Ich nützte den Zufall einer falschen Telefonverbindung aus, wodurch mir Irena in die Arme geworfen wurde!" berichtete Marco.

„Und deine zweite Freundin?" fragte neidig Giuseppe.

„Ach, wieder Zufall! Irena hat nämlich eine hübsche Freundin... Nun, du begreifst doch!"

„Zufällig hatte Maria ihre Geldbörse nicht bei sich, als sie in den Autobus einstieg, in dem bereits ein dem Zufall ergebener Mann saß. Dieser Herr zahlte für Maria die Fahrkarte. So fand dieser Herr in Maria eine hübsche Freundin. Dieser Herr bin natürlich ich!" sagte Federigo.

„Ich lernte Susetta kennen, weil zufällig ein gefräßiges Mädchen eine Orangenschale wegwarf. Susetta trat zufällig auf diese Schale, sie glitt aus, ich fing sie auf, sie ruhte an meiner Brust und sie tut das heute noch!"

„Und meine Nellina? In Bari lag sie am Strand; plötzlich zwickte sie ein Krebs in die rosige kleine Zehe. Sie schrie auf, ich befreite sie von dem Ungeheuer und so wurde sie meine Freundin. Ich verdanke sie dem Zufall, daß ich mir nämlich den Krebs für alle Fälle an den Strand mitgenommen hatte, um ihn an die Zehe der nettesten sonnenbadenden Donna zu setzen!"

„Man kann also den Zufall selbst herbeiführen?" fragte Giuseppe.

Wieder allgemeines Gelächter.

„Selbstverständlich. In der Mädchenlieferungsanstalt Zufall ist man nicht nur Kunde, sondern noch mehr Geschäftsführer! Aber nur schlau muß man es machen, damit der Zufall auch wirklich wie ein Zufall aussieht! Und dann merke dir eines: Nicht nur wir Männer suchen nette Freundinnen, auch die Mädchen haben in ihren hübschen Köpfen meist nur den einen Gedanken: Wie finde ich einen netten Freund?"

„Siehst du zum Beispiel dort in der Ecke das einsame hübsche Mädchen?" fragte Carlo. „Nun, das wäre eine Freundin für dich, Giuseppe! Wenn ich nicht selbst drei Freundinnen hätte, würde ich mich sofort an dieses Mädchen heranmachen!"

„Aber wie denn nur?" fragte Giuseppe hilflos. „Ich bin ja den Frauen gegenüber so schüchtern, daß, daß —"

„Daß, daß —! Es ist entsetzlich mit dir! Geh einfach hin, bringe ihr den ‚Corriere della sera' und sage: ‚Ich glaube, mein Fräulein, Sie haben nach dem Abendblatt gerufen! Die Kellner sind so unaufmerksam! Hier, bitte! Ich warte gerne, bis Sie die Zeitung gelesen haben!' Nun, ist das kein guter Rat? Geh doch schon! Versuche es doch!"

Giuseppe zuckte die Achseln. Er zögerte. Da sagte Federigo:

„Giuseppe, ich spreche jetzt im Namen aller! Wenn du nicht sofort Carlos Rat befolgst, wirst du aus unserem Kreise ausgeschlossen! Los!"

Er drückte ihm die Zeitung in die Hand. Giuseppe atmete tief. Ein Rippenstoß ließ ihn auffahren, ein zweiter schob ihn vom Tische weg. Da konnte er nicht anders. Er schlich sich an das Mädchen heran, er glühte vor Angst, aber er tat schließlich, wie Marco geraten hatte.

Die Freunde sahen, wie ihn das Mädchen erstaunt anlachte. Jetzt lachte Giuseppe auch, jetzt nahm er neben ihr Platz. Und er blieb auch dort, er kam nicht mehr zu den Freunden zurück.

„Endlich!" sagten diese. „Nun hat auch Giuseppe eine Freundin!"

...Eine Woche lang ließ sich Giuseppe nicht im Café sehen.

„Schwer verliebt!" sagten die Freunde. „Wir gönnen ihm das Glück! Es ist ja sein erstes Liebesglück!"

Aber am achten Tage kam Giuseppe noch trauriger, noch unglücklicher als sonst ins Café Ninopetri. Er fiel in einen Sessel.

„Was ist denn los, Giuseppe? Hat dich die Dame, die du vor einer Woche hier kennengelernt hast, schon wieder verlassen?"

„Nein, durchaus nicht!" stöhnte Giuseppe. „Ach, hätte sie es nur!"

„Wie? Höre ich recht?" fuhr Carlo entsetzt auf. „Du hast sie schon satt? Schon nach einer Woche?"

„Es wird mir zu viel! Mir fehlt die Zeit für die vielen Zusammenkünfte! Mir fehlt das Geld für die vielen Bonbons und Blumen! Und ich kann nicht so viel küssen und so viel von der Liebe reden!"

„Du hast eben Pech gehabt! Du bist auf eine Unersättliche gestoßen!"

„Durchaus nicht!" sagte Giuseppe. „Nina ist sehr bescheiden! Aber die anderen dreiundzwanzig Freundinnen, die ich im Laufe dieser Woche kennengelernt habe! Das ist zu viel! Eine bei einem Platzregen, zwei bei Telefonfehlverbindungen, vier im Autobus, eine im Lift, zwei im Park, vier bei... Ach, hätte ich euch doch nur nicht gefolgt, als ihr mir sagtet, man müsse den Zufall immer ausnützen, ihn sogar herbeiführen! Ihr mit eurer Mädchenlieferungsanstalt Zufall! Wie werde ich nun alle die Mädchen los? Bis auf eine! Bis auf Nina!"

Glieder- und Gelenkschmerzen — eine Alterskrankheit?

Nein, solche Beschwerden kommen in jedem Lebensalter vor, wenn auch häufiger bei älteren als bei jüngeren Menschen. Rheuma kann man in den besten Jahren bekommen, selbst wenn der Mensch im übrigen gesund und leistungsfähig ist. Daher erfordern Gelenk- und Gliederschmerzen besondere Aufmerksamkeit und sorgfältige Behandlung. Man darf sie nie erst chronisch werden lassen.

Eines der bekanntesten und seit 25 Jahren bewährten Mittel gegen rheumatische Gelenk- und Gliederschmerzen sowie bei Hexenschuß, Gicht, Ischias, Neuralgien, Grippe und Erkältungskrankheiten ist Togal. Togal wirkt schmerzstillend, bessert die Beweglichkeit, fördert die Heilung und hilft so Arbeitsfähigkeit und Wohlbefinden bald wieder herzustellen. Keine unangenehmen Nebenerscheinungen! Togal verdient auch Ihr Vertrauen! Es gibt keinen Togal-Ersatz! Sie bekommen Togal zum Preise von Mk. —.89 und Mk. 2.19 in jeder Apotheke.

Kostenlos erhalten Sie das interessante, farbig illustrierte Buch „Der Kampf gegen Rheuma, Nervenschmerzen und Erkältungskrankheiten" vom Togalwerk München 8—D/4

Endlich ein großer Welt-Atlas als Volksausgabe

VELHAGEN & KLASINGS GROSSER VOLKSATLAS

Was bietet dieser große Volksatlas?

Nach dem Stande der neuesten geographischen Forschung bearbeitet

Alle Karten sind einzeln gestochen und in hochwertigem Druckverfahren in **Sechsfarbendruck** hergestellt

Die ganze Welt auf 92 Kartenseiten

Deutschlandspezialkarten so genau, daß teilweise Orte bis 200 Einwohner enthalten sind

Großflächenkarten über 1 m lang zum Entfalten.

Alle Autobahnen, Fernverkehrslandstraßen, Neulandgewinnung

Hochinteressante Karten, z. B. Antlitz der Erde. Wo droht Gefahr? Völker ohne Raum, Räume ohne Völker, neue Völkerwanderung usw.

5 verschiedene Inhaltsverzeichnisse mit über 90000 Ortsnamen

Großformat, 24,5×33 cm, fein in Ganzleinen gebunden, künstlerisch farbiger Schutzumschlag

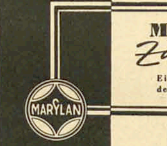
Lieferung solange Vorrat reicht, bestellen Sie daher sofort
Erfüllungsort München
Gesamtpreis 13.50 Mark Monatsrate **2.-**
Erste Rate zahlbar nach Empfang des Werkes
Ed. Emil Thoma, Reise- und Versandbuchhandlung, **München 2,** Weinstraße 9



Seidige lange Wimpern



u. **Augenbrauen** verleihen dem Gesicht den Ausdruck vollendeter Schönheit. Mit **„SCHEUFEN'S WIMPER-BALSAM"** erreichen Sie nach kurzem Gebrauch verblüffenden Erfolg. — Schützt vor Enttäuschung. PREIS mit Wimpernbürste . . . . RM. 2.10, 2 Packungen . RM. 3.50. Fordern Sie **kostenlose** Broschüre über Haarentfernung, Spezial-Haarkräuselessenz, Hautpflege, Luxusparfums, Mitesser, Sommersprossen usw. usw. **LEO SCHEUFEN.** Laboratorium KÖLN-LINDENTHAL 14, Bachemer Straße 66



Große Tube RM 0.75

39 herrliche Romane

erster Schriftsteller. Reihe 1: Huna: Bartholomäusnacht. Felicitas Rose: Die Wengelohs. Hoffmann: Die Frau im Antilopenmantel. Heller: Sprung ins Paradies. 12.85. **Reihe 2:** Zobeltitz: Der Mann im feurig. Ofen. Springenschmid: Sechs gegen Napoleon. Telman: An der Engelsbucht. Supper: Mädchen Peter. Hauff: Lichtenstein. 13.35. **Reihe 3:** Diers: Mutter Dörthe. Boy-Ed: Opferschale. Boger: Der Kaiser und das Mädchen. Wurmbrand: Letztes Leuchten. Vorst: Edith Kirkland. 14.90. **Reihe 4:** Felinau: Titanik, Tragödie eines Ozeanriesen. Speckmann: Neu-Lohe. Biermann: Wolfgang und Theresina. Fischer St.: Die gelbe Standuhr. Hesse: Weg nach innen. 15.75. **Reihe 5:** Brausewetter: Don Juans Erlösung. Fliegel: Meister v. sündhaften Gitter. Speckmann: Herzensheilige. Schmidt: Amba der Herr. Röcken: Damen in der Glöckchenstube. 15.50. **Reihe 6:** Voß: Heiliger Haß. Die galanten Abenteuer des J. Friedrich. Haas: Der stumme Konrad. Utsch: Herrin und Knecht. Kaut: Tägliche Liebe. 17.70. **Reihe 7:** Trenker: Feuerteufel. Meyer: Reitergeist. Stratz: Ewige Burg. Hertwig: Schicksale ewiger Liebe. Oppeln: Elisabeth. 18.95. **Reihe 8:** Felicitas Rose: Der graue Alltag. Meerkönigs Haus. Der hillige Ginsterstrauch. Der Muttethof. Kobbe: Viola. 20.05. — Auf Wunsch je Reihe monatlich RM. **3.—.** Erste Rate erfolgt bei Lieferung. —

Buchhdlg. Trilltsch Düsseldorf K 50

Von Leibeszucht und Leibesschönheit

48 herrliche Farbbilder mit Text. Das erste Farbfotobuch von der Schönheit des Menschenleibes. In schönem Leineneinband 8,80 RM. Mit Porto und Nachnahme 9,45 RM.

Albanus Buchvertrieb
Berlin SW 68/19

Bücher können Kräfte raffen, Schläue (wo sie fehlt) beschaffen, mit vergeistetem Vergnügen fühlt man: wie sich Balken biegen. So zu hohen Zweckbehufen sind berufen, daß (privat und in der Ehe) **Glück** entstehe: **Trost**-Geschichten für Gescheite; **Wunder**-Weisheit-Wissenschaft; **Buch vom Onkel** (Gedächtnispflegelesebuch); je 48 S. Je 1.20 Mk. **SCHEITHAUER-VERLAG, LEIPZIG W 33 Z**

AU T O R = **Stenografie Scheithauer** 42 Zeichen ohne **Kürzel,** ohne Dick & Dünn! Fibel 1 M. Lesebuch 1 M. Je 36 S.



Raucher! Verlangen Sie Aufklärung über Tabakfeind. Werden Sie **Nichtraucher** oder sehr schwacher Raucher gemäß Ihrem Wunsche. Garantie für Unschädlichkeit und interessante Schrift (wichtig auch für schwache Raucher) kostenlos durch Tabakfeind-Versand Broedling, Berlin W 8/Sim., Leipziger Straße 103

Ruhe — Schlaf
Kräftigung der Nerven
verschafft
Baldravin
Name geschützt unter Nr. 342681
½ Flasche etwa 200 ccm RM **2.10**
1/1 Flasche etwa 400 ccm RM **3.80**
Zu haben in allen Apotheken
Herst.: Otto Stumpf A.-G., Leipzig

Eleg. Korsetts

Feine Wäsche nach Maß
Cl. Röhrer, Dresden-A 20
General-Wever Straße 17

"Nährа"
ALKOHOLFREI
Diätet. Münchener Malzgetränk
Kräftigt, nährt, bei Schwachen u. Kranken sehr bewährt.
Bezugsquellen-Nachweis durch
NAERA-GESELLSCHAFT
für diätet. Getränke m. b. H.
München 2 BS

Hübsche Fotomarken

von Ihrem Bild,
24 Stück . . M. 2.25
48 Stück . . M. 4.05
100 Stück . . M. 6.75
Mit Namen 0.50 mehr
Originalbild folgt zur.
50 Briefbogen und 50 Kuverts mit **Monogramm** od. **Name** und Adresse hübsch bedruckt 7.90. **Vorkasse** a. Postscheck Dortmund 30531
E. HENKEL, HOHENLIMBURG 3

Das Buch vom Heer
Herausgeber Major von Zeska
Das Buch v. d. Luftwaffe
Herausgeber Major Dr. Eichelbaum
Das Buch v. d. Kriegsmarine
Herausgeber Korv.-Kapitän Fritz Otto Busch

Was ein jeder über die drei Wehrmachtsteile wissen sollte, findet er in diesen drei Büchern. Aufbau, Ausrüstung, Dienst und Einsatz der einzelnen Truppengattungen werden anschaulich und lebendig geschildert. Alle 3 Bände in Großformat, 660 Seiten stark, mit vielen 100 Fotos, Zeichnungen und Tabellen. Ganzleinen 15.- RM. einschließlich Versandspes., geg. Monatsrat. von nur **3.-** RM. 1. Rate bei Lieferg. Erf.-Ort Berlin-Lichterf.

R. Wichert Buchhdlg. **Berlin-Lichterfelde 1 R**

Die Krankheiten und ihre Behandlung

darüber schreibt der bedeutende Facharzt für innere Krankheiten Dr. med. Franck in seinem Buche „Die Medizin im Dienste der Familie". Der Verfasser klärt darin den Laien über alle Krankheiten, die nötigen Hilfsmaßnahmen und auch über wichtige Ernährungsfragen auf. 544 Seiten Leinenband RM. 10.30 frei Nachn., auf Wunsch gegen Zahlung von RM **3.50** monatl. Werner, Freundt & Co., Leipzig C 1, Bez. 42/48

Sie sind wieder auf Draht . . . . wenn Sie eine Kur mit **Lezithin-Silber** machen. Bei **Nervosität, Überanstrengung** bestens bewährt. Eine Nervennahrung 1. Ranges. Packung 250 Stck. RM. **4.-** inkl. Nachnahme. Werner Heßelbarth, Drogen, Merseburg a. S.



‚Prominente Privat'
Das erste Farbphoto-Buch aus dem Leben bekannter Filmkünstler mit interessanten Aufsätzen RM. 3.80 u. 20 Pf. Porto auf Postscheckkonto Hbg. 13396. Nachn. 35 Pf. mehr.
Buchhandl. K. E. Bülk, Hbg. 36 M, Poststr. 2

Die Klinge des Friseurs
„Cosmeta"
zu haben bei Ihrem Friseur
BONSA-WERK SOLINGEN

BECORVAL

stärkt die Nerven, bringt ruhigen Schlaf und die alte Schaffensfreude wieder. Es ist eine biologische Medizin aus bewährten Wirkstoffen pflanzlichen und mineralischen Ursprungs nach dem Totalat-Verfahren. Flasche 250 ccm 195 Pf. In Apotheken u. Drogerien erhältlich. Aufkl. Schrift von Dr. Behre & Co. Pharmaz. Fabrik, Bremen 11.

Ha Ha



Ich habe mir schicken lassen: **„Das Heiterkeitspaket"**, enthaltend die besten u. schlechtesten Witze, tolle Geschichten, wirkungsvolle Deklamationen und Couplets nach bekannten Melodien. Außerdem **originelle Späße und Anekdoten z. Nacherzählen, lustiger Zeitvertreib,** auf insges. 192 Seiten. **Dazu 10 Knalleinlagen** für Zigaretten, 1 Katzenstimme und andere bewährte Scherzartikel. **Alles zus.** RM 2.75 **einschl. Porto.** Nachn. RM 3.10.
Versand E. Rudolph Dresden A 16/ 379



Die gute **Wäsche** u. sonstige **Kleidungsstücke** **nicht mit Tinte** u. Feder **bekritzeln,** sond. m. d. **Monogramm** od. m. d. **voll. Namen** sauber **stempeln**
Prospekt kostenlos auf Anfrage. Chem. Fabrik. Beitroka, Berlin-Charlottenbg. 2 F, Grolmanst. 3

Warum nicht Geldscheine?

Alle Städtescheine von den Pfg.-Werten bis zur Billion, sowie alle sonstigen Geldscheine von 1914—1924 liefert die Geldscheinhandlung **E. Schuster, Nürnberg,** Gabelsbergerstraße 62

„EMWEKA" Wellenfänger

bringt **alle deutschen Sender.** antennenlos! Diese drahtlose Antenne ist von jed. Laien an jedes Netzgerät in einer Minute anbringbar. Über 10000 im Gebrauch. Prospekt frei
Max Wunderlich Köln 45 kompl. **4.65**

Das Glück der Ehe

seine Erhaltung und Vertiefung, ein Zeitproblem. Viele, die Ehe betreff. Fragen behandelt Margot Boger in lebendiger Sprache in ihrem aufklärend. Buch „Ehe in Gefahr". 440 Seiten, gebunden RM **6.30** franko Voreinsendung Postscheck-Konto Nr. 25417 München (Nachnahme 35 Pfg.)
Vitalis-Verlag Oskar Rausch München 13 / Abt. I. A.

Der **Lebensbund** ist die größte und schon über ¼ Jahrhundert bestehende Vereinigung des Sichfindens. Seine vorbildlichen Einrichtungen geben Damen und Herren aller Kreise Gelegenheit, in vornehmer und diskret. Weise den passenden Lebenskameraden zu finden. Vieltausendfache Anerkennungen! Nur monatlich. Mitgliedsbeitrag! Aufklärungsschriften diskret gegen 24 Pf. Porto durch die Hauptgeschäftsstelle des Lebensbundes, München 69, Herrnstraße 10

Briefmarken-Handlung
Walter Behrens
Braunschweig
Auswahlen kostenfrei
Ankauf von Sammlungen

Alja Rachmanova
Tagebuch-Trilogie
Dokumente der russischen Revolution
Band 1: Studenten, Liebe, Tscheka und Tod
Band 2: Ehen im roten Sturm
Band 3: Milchfrau in Ottakring
3 Bde. RM 18.-. Auf Wunsch geg. Monatsr. v. RM 3.-. 1. Rate Nachn. Erf.-Ort München.
Südbayerischer Buchversand
ERNST GROLL MÜNCHEN 15/83



Im Osten

(Erich Schilling)



„Also dös hoaßt ma Sowjetparadies! O mei, Xaverl, wenn's Paradies aso ausschaut, nacha wär ma d' Höll' liaba!"

Nell' Oriente: "Dunque questo si chiama il Paradiso sovietico! Dio mio, Saverio, se il Paradiso ha un tale aspetto, allora preferisco piuttosto l' Inferno!„

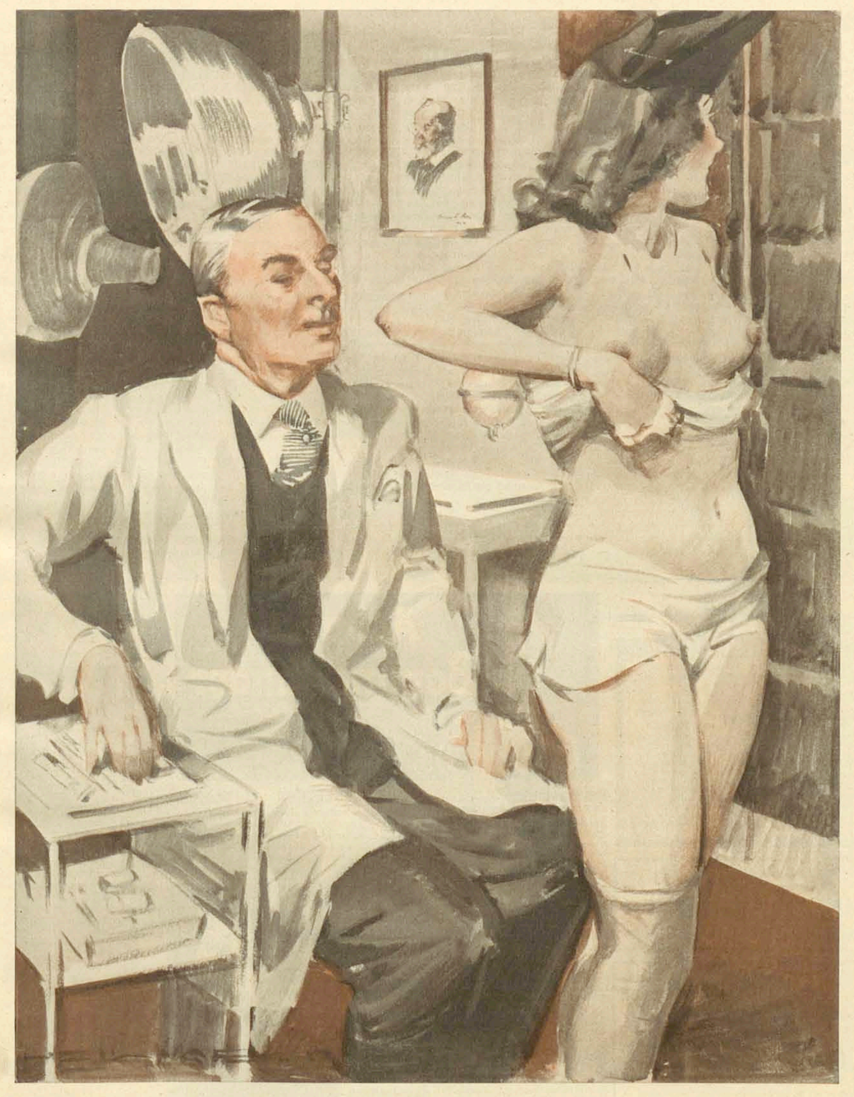
MEIN FREUND JOHANNES

Martin hatte sich ein Lotterielos gekauft. Er machte in Optimismus. Stundenlang malte er uns aus, was er sich alles von dem Gewinn anschaffen wollte. „Und ihr kriegt selbstverständlich jeder tausend Mark ab", schloß er. — „Glaubst du wirklich daran, daß du was gewinnst?" fragte Johannes. — „Ich bin felsenfest davon überzeugt!" beteuerte Martin. — „Dann könntest du mir eigentlich einen Vorschuß auf meine tausend Mark geben", sagte Johannes. J. Bieger

Johannes hatte Geld für Martin verauslagt. Er bekam es nicht in bar zurück. Martin zog sein Scheckheft, füllte ein Blatt aus, schrieb schwungvoll seinen Namen darunter und überreichte es Johannes. Der tat ihm den Gefallen, den Erstaunten zu spielen.
„Ja, Johannes", sagte Martin, „da wunderst du dich, nicht wahr? Ich brauche bloß auf ein vorher wertloses Blatt Papier ein paar Zahlen zu schreiben, meinen Namen darunterzusetzen und schon gibt dir die Bank Geld dafür."
„Das ist wirklich allerhand", bekannte Johannes.
Nach einiger Zeit lagen die Verhältnisse andersherum. Martin hatte Geld von Johannes zu bekommen. Als er daran erinnerte, sagte Johannes: „Gib mir doch mal so ein Blatt, wie du neulich ausgeschrieben hast."
Lächelnd tat es Martin.
Johannes schrieb die Summe ein und gab Martin den Scheck zurück.
„Da fehlt ja noch deine Unterschrift", grinste Martin.
„Unterschreiben kannst du es ja schließlich selber", sagte Johannes. J. Bieger

Aus der Jugendzeit . . .

(K. Heiligenstaedt)



„ . . . ich glaubte, Sie würden mich wiedererkennen; Sie haben mich nämlich behandelt, als ich Masern hatte . . . !"

Nei tempi giovanili . . . : " . . . credevo che Voi mi avreste riconosciuta, poichè mi curaste quando ebbi il morbillo . . . !„

APOLLONIA UND DIE WÜSTE HADESSAD

VON HANS BRANDIN

Daß sich die Binsenwahrheiten doch stets von neuem bewahrheiten! „Kleine Ursache — große Wirkung" pflegte meine kluge Tante Malwine mit erhobenem Zeigefinger zu sagen, wann immer sich eine passende Gelegenheit dazu bot. Wir Kinder haben oft darüber gelacht. Heut aber muß ich in diesen Kanon miteinstimmen, auch ich muß besinnlich mein graues Haupt schütteln, die Unterlippe ein wenig vorschieben und versonnen raunen: „Kleine Ursachen — große Wirkung". Habe ich doch erfahren, daß es dem Afrika-Forscher Matthissen, meinem Jugendfreunde Hans Matthissen gelungen ist, die Wüste Hadessad zu entdecken — eine wissenschaftliche Großtat, wie man mir versichert. Hierdurch wird nicht nur sein Name auf alle Zeiten aus sämtlichen geographischen Lexica der Erde nicht mehr fortzudenken sein, nein, darüber hinaus gibt es doch auf allen Atlanten, Globen und Spezialkarten ein Fleckchen Erde, das es nur meinem Freunde Hans verdankt, wenn es nun hinfort zartgelb sein wird, statt weiß. Daß es sozusagen überhaupt existiert. —

Hans war, als ich ihn kennenlernte, einundzwanzig Jahre alt, groß, schlank, schlaksig, verträumt, Jurist im dritten Semester und hoffnungslos verliebt. Wenn auch die Objekte seiner Neigung in den folgenden Jahren häufig wechselten, so blieb doch jene glühende, weltfremde und stets völlig rückhaltlose Verliebtheit das wesentliche Merkmal seines Charakters.

Ausdruck dessen war folgende, mit absoluter Sicherheit wiederkehrende Erscheinung: Hans sprach von Chrysoprasen, Aquamarinen und Beryllen — er liebte die Tochter eines Juwelenhändlers. Hans sprach von Nerzen, Blaufüchsen und Bibern — er liebte die Leiterin eines Pelzsalons. Er sprach von Suppen und Soßen, von Vorgerichten und Backwaren — er liebte — nein, keine Köchin, aber doch ein junges Mädchen, das sich gerade mit der hohen Kunst des Kochens sozusagen akademisch befaßte. Und damit kommen wir nun zu der „kleinen Ursache". Denn hätte Apollonia nicht so ungewöhnlich anmutige Beine gehabt, wäre sie nicht so zierlich direkt vor dem Referendar Matthissen die steile Bahnhofstreppe hinaufgestiegen, dann wäre statt der Wüste Hadessad noch immer ein weißer Fleck auf dem Globus.

Hans begann urplötzlich von Giraffen und Leoparden, von Kakadus und Nilpferden zu sprechen. Bald nahm die tropische Fauna einen immer größeren Raum in seinen Gedanken und Gesprächen ein. Ich rief ihn an, bat ihn um eine juristische Auskunft in einer Erbschaftsangelegenheit, er sagte: „Du, da fällt mir grad' ein, weißt du eigentlich, daß die afrikanischen Elefantenbullen, kurz ehe sie sterben — — —"

Ich traf ihn am Ausgang der Staatsbibliothek, er trug drei dicke zoologische Wälzer unterm Arm. Da lud ich ihn ein, mit mir ein Bier zu trinken und endlich einmal von Apollonia zu erzählen. Das wollte er gern tun.

„Weißt du", begann er, „als sie mir damals sagte, sie arbeite in der Tierpark-Direktion, da stellte ich mir das gleich so vor: Wenn Apollonias große, ostseeblaue Augen aus dem Fenster schweifen, dann erblickt sie langhälsige Giraffen und geschmeidige Löwen, dann nickt sie dem Wapitihirsch zu, der sein mächtiges Geweih wie zum Gruße schüttelt, und der Pfau schlägt ihr zu Ehren schillernd ein Rad. Eichkätzchen tummeln sich in den Wipfeln der Bäume vor ihrem Arbeitsplatz. Der Schrei der Königspinguine und das Gurren der Tauben dringt durchs offene Fenster an ihr Ohr. Zartrosa gleich einem Abendwölkchen schimmert das Gefieder der Flamingos über den nahen Weiher. So dacht' ich mir das alles und deshalb wohl hab' ich mich so viel mit Tieren befaßt. Wollte doch auch, wenn die Rede darauf kommen würde, nicht dümmer sein als sie. Du verstehst —"

Er setzte das Bierglas an und tat einen mächtigen Zug, dann blickte er mir ein wenig traurig und versonnen in die Augen.

„Das ist ja nun allerdings anders. — Sie arbeitet als Angestellte in einem Büro — sie blickt auf eine riesige Brandmauer — vom nahen Verschiebebahnhof her heult ab und zu eine Lokomotive, bei Westwind riecht es ein wenig nach Schwefeldioxyd. Das Verwaltungsgebäude ist vom Tierpark fast eine Stunde weit entfernt. — Sie hat beruflich mit den Tieren leider gar nichts zu tun, nur mit Abrechnungen von Futtermittelhandlungen, Gärtnereien, Reparaturwerkstätten, Drukkereien und Baufirmen. Sie kontrolliert Rechnungen, weißt du? Ich hatte mir das so anders vorgestellt — —"

„Und wozu studierst du dann noch diese zoologischen Folianten, mein Lieber?"

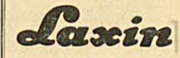
„Das ist ganz unabhängig von Apollonia. Weißt du, ich habe mit einemmal so viel Freude an all diesen Dingen bekommen. Früher hab' ich mich damit ja gar nicht befaßt. Wohl mal als Junge, aber seither doch nie mehr! — Manchmal denk' ich mir, man müßte überhaupt Zoologie studieren und auch ein wenig Botanik und Geologie und dann später einmal, wenn's geht, eine Expedition ausrüsten. Zentralafrika würde mich locken, oder Australien, ganz unbekannte Gebiete. Forscher müßte man werden statt Jurist!"

Sein Blick wanderte zu der verräucherten Decke des Gastzimmers empor. Es war als wölbe sich über ihm bereits der dichte, dunkle Urwald. Aras kreischten, Ozeloten schrien, Affen brüllten und als die Dämmerung rasch einbrach, schlich die Löwin behutsam zur Tränke, den scheuen Antilopen aufzulauern. Fledermäuse huschten lautlos durchs Dunkel. — „Forscher müßte man werden", wiederholte er leise. — Ohne Apollonia wäre an Stelle der Wüste Hadessad noch immer ein weißer Fleck in meinem Atlas.



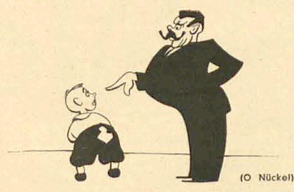






Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach
Verantwortl. Schriftleiter Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 7 gültig ab 15. Okt. 1941. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

LIEBER SIMPLICISSIMUS



(O Nückel)

In meinem Heimatort war ein Stadtschreiber, der in seinem Beruf wohl sehr tüchtig gewesen sein mag, im praktischen Leben dagegen von einer unglaublichen Ungeschicklichkeit, beinah Beschränktheit war. Auf vieles Drängen schenkte er seinem Jungen ein Fahrrad. Beim Üben mit dem neuen Vehikel stürzte der Sprößling und zerriß sich dabei die Hose. Als der Vater die bodenlose Hose gewahr wurde, war er sehr aufgebracht und schalt den Jungen aus: „Daß du mir nicht mehr aufsteigst, bis du richtig fahren kannst!" A. S.

Graf Bobby besucht mit seinem Freund Rudi die Oper. Kommt der Logenschließer und fragt: „Bitte, ein Textbuch angenehm?" Näselt Bobby: „Danke, wir — — singen nicht mit!" F. H.

„Warum so nachdenklich, Herr Zehetgruber?" fragte ich dieser Tage meinen Hausherrn. „Was ist Ihnen denn über die Leber gelaufen?"
„Ja, wissen S', ma kennt sich manchmal gar net aus", erwiderte er. „B'sonders dann kunnt ma rein irr werden, wann ma dadrüber nachdenken tuat, was ma so lesen tuat Da hab i zum Beispiel unlängst in an Büachl g'lesen, daß sich de Achtung, de was einem a Mensch entgegenbringt, in dem zeigt, was er sich von einem zu verlangen traut."
„Daran ist etwas Wahres!" meinte ich, aber mein Hausherr schüttelte den Kopf.
„Was Wahres? Was Wahres? Alsdann passen S' amol auf. Gestern kummt der Greileder zu mir und pumpt mi um fimfhundert Markl an —"
„Das zeigt, daß er Sie hoch einschätzt!"
„Warten S' nur", fiel mir mein Hausherr ins Wort, „und dann reden S'... Alsdann, i hab eahm die fimfhundert Markl net geben — und da hat er was verlangt von mir, was a gewisser Goethe g'schrieben hat!... Alsdann, Herr, jetzt erklären S' mir, hat er a Achtung vor mir oder net?" H. K. B.

Am Ufer der Spree sitzt ein Mann auf einem Klappstuhl und „stippt". Sieht nach der Angel ruhevoll, kühl bis ans Herz hinan. Und wie er sitzt und wie er lauscht, gesellt sich ein Neugieriger hinzu und versucht, ein Gespräch in Gang zu bringen.
„Du bist wohl een leidenschaftlicher Angler, wat?"
„Dett kann man wohl saren."
„Wat angelste denn eijentlich?" — „Schleie."
„Haste denn ooch Erfolch?" — „Jott, man muß zufrieden sein, wenn ick noch sechs Stück fange, hab ik dett halbe Dutzend voll." R. H.

Die Nachfolgerin

(M. Dudovich)



„Für meine Figur hat Artur den Kamin entworfen — jetzt bin ich nur gespannt, wie er hier sein rundliches Hildchen dekorativ anbringen will!“

La successora: "Arturo ha disegnato il caminetto per la mia figura — ora sono soltanto molto curiosa di sapere, che maniera decorativa egli adoprerà, per collocarvi la sua paffutta Ildegarduccia!„

München, 19. November 1941
46. Jahrgang / Nummer 47

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

DER GUTE WITZ

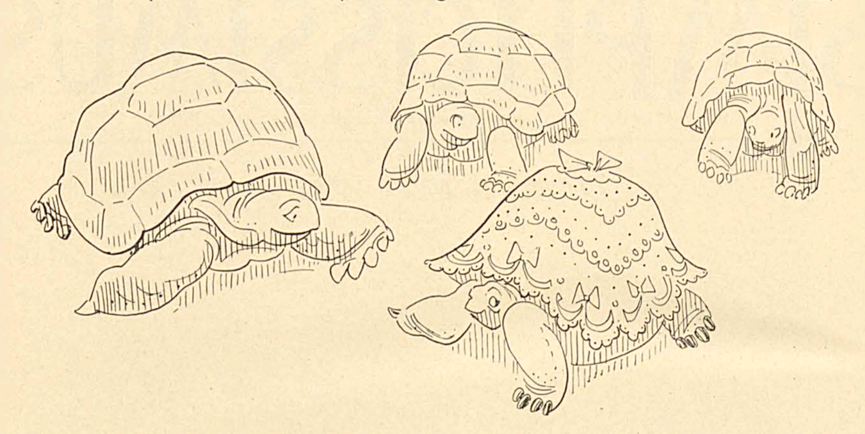
OLAF GULBRANSSON 41

„Ist ja großartig, Roosevelt behauptet, ein armer Teufel habe ihm das Material gegen Deutschland geliefert!“

Una bella trovata: „È grandioso come Roosevelt sostenga che un povero diavolo gli abbia fornito il materiale contro la Germania!„

Der Schildpattschoner — Il copritartaruga

(Fr. Bilek)



„Sehr elegant, gnädige Frau — wo lassen Sie arbeiten?" "Siete elegantissima, signora — dove Vi servite?,,

DER FEINE HUND

VON WALTER FOITZICK

Ach ist das ein feiner Hund! Es gibt von seiner Sorte nur ganz wenige im Land. Das ist eigentlich selbstverständlich, denn von was Feinerem gibt es immer nur wenig, und häufig ist die Seltenheit ja gerade der Grund für die Feinheit. Also so ein feiner Hund ist das. Wer's nicht weiß, sieht's ihm gar nicht an, sondern der hält ihn womöglich für ein zufälliges Zusammentreffen von allerlei Neigungsheiraten. Aber die Kenner sehen's sofort und machen sich gegenseitig auf den feinen Köter aufmerksam. Der feine Hund ist wie alle feinen Hunde diese Anerkennung und Beweihräucherung durchaus gewohnt. Er ignoriert sie einfach, und es würde ihm wohl nur auffallen, wenn die Leute aus seinen Kreisen ihn nicht streicheln wollten. Feine Hunde, fast hätte ich gesagt feine Leute, haben eine merkwürdige Anziehungskraft auf ihre Standesgenossen.
Das vornehme Biest stammt aus einem Palast, aus einem fernen Palast, und wenn nicht ein fremdländischer Offizier einen Palasteunuchen damals bestochen hätte, wüßten wir gar nicht, daß es diese feinen Hunde gibt. Er heißt Liu Tai. Gelt da staunen Sie, daß ein Hund Liu Tai heißen kann, wo man doch sonst gewohnt ist, daß Hunde Fiffi, Russi oder Wamperl heißen, so kleine Hunde nämlich. Liu Tai ist ein kleiner Hund und sehr haarig, und wenn man ihm die Haare am Kopf gegen den Strich streicht, sieht er noch griesgrämiger aus als Schopenhauer. Übrigens hat er eine Ahnenreihe, eine Ahnenreihe sage ich Ihnen, na, der könnte was hinschreiben, wenn er mal so was auszufüllen hätte. Seine Feinheit merkt aber auch der Laie sofort beim Fressen. Ha, was der alles nicht frißt! Manchmal mag er kein Beefsteak, manchmal keine gebackene Leber, bisweilen keine Butterkeks, und vor gekochtem Schinken schaudert's ihn. Oft aber will er nur so was fressen. Dafür haben Sie kein Verständnis, verstehe ich vollkommen, aber ich versichere Sie, in feinen Hundskreisen ist das so. Sehr kapriziös sind diese Leute. Sie müssen immer bedenken, daß von dem feinen Hund ein Pfund ungefähr hundert Mark kostet, mit Knochen. So heikel ist unser Liebling, wenn man ihm was vorsetzt, Verzeihung, wenn man ihm etwas serviert, in einem feinen Schüsselchen. Ich scheue mich, das als Hundefressen zu bezeichnen.
Aber — aber Sie sollten das liebe Tierchen einmal sehen, wenn es eigene Pfade geht. Es ist wenig bekannt, daß feine Hunde manchmal, nein sogar oft, eigene Pfade gehen. Ich werde es seinem Besitzer nie verraten, daß ich Liu Tai gesehen habe, wie er aus einem Trog zusammen mit erwachsenen Schweinen fraß. Und wovon allem der auf der Straße kostete, so was hätte ich von einem feinen Hund nie vermutet, aber es schmeckte ihm sichtlich. Er benahm sich geradezu volkstümlich, aber schon sehr volkstümlich!
Da kamen die Kinder und riefen ihn. Sie riefen ihn nicht Liu Tai oder Liutaizerl, sondern sie kürzten den Namen kurzerhand in Maxl ab, und dazu sagten sie noch: „Da bist du ja, altes Mistvieh."
Ja, mein Gott, in vertrautem Umgang mit feinen Hunden läßt man halt die Scheu fallen, man kennt sich aus, man weiß ja, sind halt allzumal Hunde, auch die feinen.

Die Stubenfliege / Von Ratatöskr

Musca domestica schreibt sich das Mistvieh
- das ist das einzig Schöne an ihr.

Aber im übrigen hol' sie der Teufel!

Wenn erst wieder der Kachelofen
Wärme und breites Behagen verströmt,
ei, da fühlt auch sie sich am wohlsten
und kommt rudelweise zum Vorschein,
rennt den Plafond lang, die Wände, die Fenster,
summt um den Kopf dir, bekitzelt die Wangen,
placht dich, behackt dich und paart sich dazwischen,
frißt deinen Kuchen mit, fällt ins Kompott
und ist immer und immer und immer
um eine Handbreit flinker als du.

Möchtest du schlummern - sie ist dagegen.
Ohren- und Nasenlöcher goutiert sie.
Haare und Bart sind ihr Lustrevier.

Willst du schreiben - sie purzelt ins Tintenfaß.
Willst du die Zeitung lesen - sie leid't 's nicht.
Willst du denken - sie scherzt mit dir.

Ob du sie dutzendweise vertobackst
- alles vergebens, alles umsonst:
dutzendweise erhebt sie sich wieder,
dutzend-, nein hundert-, nein tausendfach.

Denn - und nunmehr bitte ich höflichst
jedermann um geneigtes Gehör -
denn sie ist das unsterbliche Wappentier
jenes gewaltigen Weltgesetzes,
das, wenngleich nicht unwidersprochen,
neben andern auch Nietzsche fixiert hat:
von der »ewigen Wiederkehr« ...

Die verschluckte Stecknadel

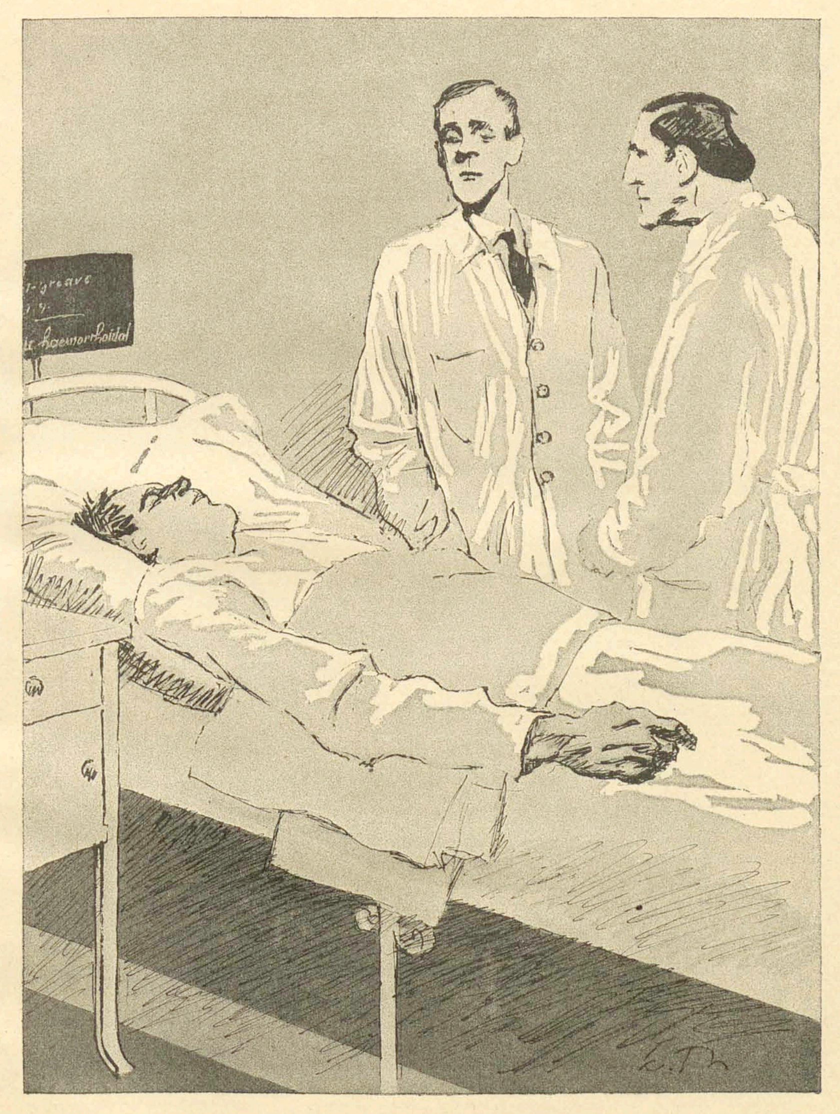
Von Paul Westergaard

Neulich nachmittags saß ich in meiner Stube und schrieb einen Brief, als draußen in der Küche plötzlich ein Mordsspektakel und Geschrei vernehmbar wurde. Gleich darauf stürzte meine Haushälterin, Frau Magelund, zu mir ins Zimmer. Sie war käsebleich und zitterte am ganzen Leibe. „Ich habe eine Stecknadel verschluckt", rief sie. „So, so, wissen Sie das ganz genau?" fragte ich. „Ganz genau. Sie ist mir bis in die Magengrube gerutscht. Ich spüre es ganz deutlich, wie sie sticht. O, ich sterbe, ich sterbe ... Und das muß mir ausgerechnet heute passieren, wo ich doch ins Volkstheater gehen wollte. Übrigens war das keine gewöhnliche Stecknadel, sondern eine Gipsnadel mit großem, blauem Kopf."
„Dunkel- oder hellblau?"
„Dunkel", stöhnte Frau Magelund und krümmte sich. Ich flößte ihr ein Beruhigungsmittel ein und bettete sie auf das Sofa des Wohnzimmers. Dann griff ich nach Hut und Mantel, um ins Warenhaus zu gehen und eine Gipsnadel mit großem, blauem Kopf zu kaufen. Ich hatte bald gefunden, was ich suchte, und kehrte rasch nach Hause zurück. Dort legte ich in aller Heimlichkeit die gekaufte Nadel auf den Küchentisch.
Inzwischen hatte Frau Magelund sich erheblich beruhigt. Zwar sprach sie noch unablässig von dem furchtbaren Tode, der sie bedrohte, aber bevor sie starb, wollte sie noch einmal ein ordentliches Mittagessen zubereiten. Niemand sollte ihr nachreden können, daß sie nicht pflichtbewußt gewesen sei bis zum letzten Atemzug.
Sie begab sich also in die Küche hinaus. Kaum hatte sie dort zwei Minuten verweilt, da kehrte sie schon zu mir ins Zimmer zurück. Freudestrahlend hielt sie mir eine dunkelblaue Gipsnadel entgegen — es war dieselbe, die ich gekauft hatte, — und jubelte: „Hier ist die Stecknadel! Ich habe sie gar nicht verschluckt!"
Frau Magelund ging an jenem Abend ins Volkstheater und kehrte in guter Laune heim. Der besten ihres langen Lebens, wie sie mir am nächsten Morgen versicherte.
Was jedoch die Moral der Geschichte anbelangt, so kann man aus ihr lernen: 1. daß Frauen eigentlich niemals mit absoluter Bestimmtheit wissen, was sie tun oder was sie getan haben; 2. daß es bloßer Aberglaube ist, anzunehmen, das Verschlucken von Stecknadeln sei gefährlich.

(Berechtigte Übertragung a. d. Dänischen von Werner Rietig)

Englische Krankheit

(E. Thöny)

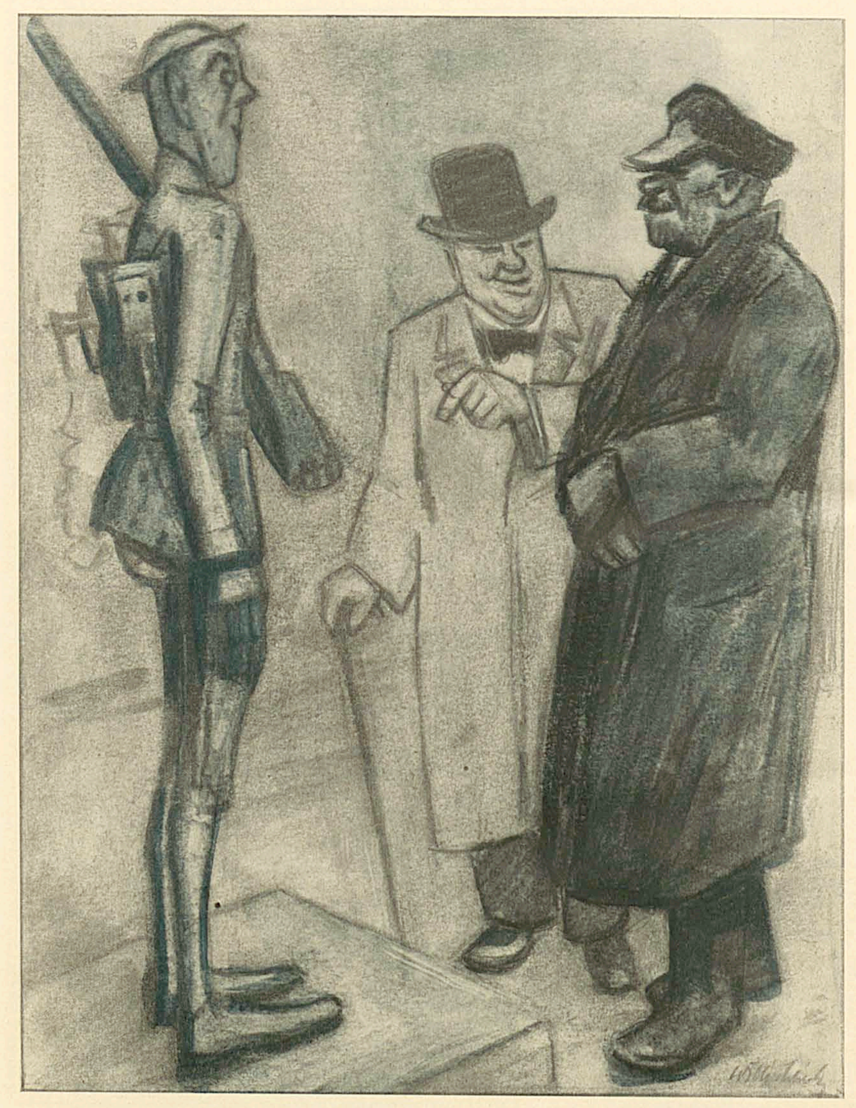


„Ein ganz schwerer Fall von Hämorrhoiden!"
„Ja, ja, auch der Sitzkrieg fordert seine Opfer!"

Malattia inglese: "Un caso gravissimo di emorroidi!„ — "Già, già, anche la guerra sedentaria esige le sue vittime!„

Churchills Reserven

(Wilhelm Schulz)



„Dieser Roboter ersetzt zehn Soldaten!"
„Ja, kann er denn auch rückwärts laufen?"

Le riserve di Churchill: "Questo automa vale dieci soldati!„ — "Già, può correre anche indietro?„

DIE GEBURT DER VENUS

VON ROLF FLÜGEL

Auch die griechische Mythologie beschreibt den Vorgang nicht genau. Die Schaumgeborene entstieg eines Tages lächelnd, süßer Anmut voll und ganz in die Schönheit ihres Leibes versunken, den unsicheren Fluten des Meeres. Es war eine kosmische Vermählung vorausgegangen und Zeus (es sind immer die gleichen!) war der eine Partner. So trieb sie, auf einer Muschel stehend, dem griechischen Ufer zu. Die Menschen aber, die sie empfingen, hatten Blütenkränze im Haar. Ganz anders war es bei Susanne. Sie ist erst mit vier Jahren fünf Monaten zur Venus gereift und es war vor den Gärten auf dem Gehsteig, der mit großen Platten belegt ist. Dort ist ein Rollerparadies. Die Mutter sagt gelegentlich: „Aber du hast ja schon wieder ein blutiges Knie!" Und das kommt daher: Susanne beherrscht den Roller noch nicht ganz, es ist eher umgekehrt. So war sie lang ihren kindlichen Spielen hingegeben, tändelte wie eine vom Erdreich gelöste Blume irgendwelchen vormenschlichen Träumen nachhängend, fast schwermütig über die Wiese, war sonderbar und heiter, unverständlich und sprudelnd, böse und eigensinnig und hüpfte auf dem Brettchen zwischen den beiden Rädern wie ein kranker Heuschreck. Bis Peter kam. Seitdem trägt sie die Schelle an einem roten Band um den Hals. Das war die Geburt der Venus. Fast geschah es so, wie Boticelli es gemalt hat: Den Kopf, bezwungen von dem Speerwurf eines unverständlichen Schicksals, nach rechts geneigt, die weizenblonden Haare im wirbelnden Wind gleich spielenden Schlangen. „Das Glöckerl", kommt Susanne aufgeregt über den Kiesweg dahergestolpert, „ich muß das Glöckerl haben!" — „Warum denn auf einmal?" — „Ja, wegen dem Peter!" — Es hat nicht Rosen geregnet und die Windgötter blieben unsichtbar. Nur ihr Atem knickte die ersten gelben Blätter sanft von den Bäumen, eine Geisterhand schloß vorsichtig einen Fensterladen und die strohblonden Haare flammten im Wellenflaum wie ein lichter Schimmer um den Kopf. „Das Glöckerl — bitte — das Glökkerl — — —"

Während die Stoffkatze der nach ihrem Innenleben immer wieder vordringenden Hand schon erlegen ist, blieb die Schelle erhalten. Diese Schelle liebte Peter. Sie schellte kaum, aber auch bei Erwachsenen beginnt ein Gefühl oft in der Wüste. „Was der an dera find't", sagt man in München. — Ich liebe dich! Das flüstert sich so hin. Es zittern die Lippen dabei; der Widerschein steht auf ihren Augen wie ein zehnfaches Echo — und trotzdem schellt sie kaum (oder er). Wer wollte sich also über Peter wundern! Immer stand sein Roller vor der Gartentür und kam sie mit der Glocke, zog er läutend seine Kreise. Die kleine Schelle hing ihr am Hals. Mit ihr fand sie die erste Erhöhung ihres kindlichen Wesens, die sie freudig aber doch eigentlich nicht erstaunt so hinnahm, wie den Schmetterling, den der Sommerwind im göttlichen Zick-Zack über duftende Wiesen, über die Kugeln der Bäume, über den Blütenschaum der Hecken, über Sonnenstrahl und Schattenfall mit einer energischen Handbewegung auf ihren Strohhut heftete.

Das Glöckerl hängt ihr beim Essen um den Hals und draußen preßt der Peter sein Bubengesicht durch die Zaunlatten. Zu jedem Bissen in die Grießnockerln möchte das Glöckerl scheppern. Grießnockerl sind eine schwere Belastungsprobe für das junge Gefühl. Im Teller liegen noch fünf Stück. „Die friß i no alle auf!" — Oh, es ist kein einfaches Kind und der großmütterfressende Wolf erscheint vom Sprachbildnerischen her gesehen noch maßgeblicher als der mütterliche Einwand. Dann aber nach dem letzten Bissen ist die Venus wie ein Wirbelwind (welch innerer Widerspruch vom Geistigen wie vom Formalen her!) wieder draußen. Die Rädchen schnurren, die hellen Stimmen flattern von irgendwo her wie junge Vögel. Dann sitzen sie am Randstein und die Schelle wird im Licht des hellen Nachmittags zur kleinen leuchtenden Nebensonne. Abends hängt sie am Bettknauf, und der mächtig wallende Traumvorhang, den sonst der Kasperl frech lärmend mit einem einzigen Pritschenschlag geteilt hat, hebt sich jetzt von selbst lautlos und unsichtbar, nur ein Klang ist dabei, ein bißchen ein armes kleines Klingeling — und dann geht es schon los auch mit dem Fliegenschwamm, dem Feuersalamander, dem Froschkönig und seiner Todfeindin, der Spinne mit den Haaren an den Beinen.

Es hat nicht lange gedauert. Nach drei Tagen schon hatte die Schelle ihre Magie verströmt. Peter war bei einer anderen. Die hatte Datteln aus Afrika — von ihrem Papa. Susanne aber, nun völlig zum Weibe gereift, trug ihren Schmerz wie ein volles Glas Wasser vor sich her. Bis es hieß, sie dürfe mit zum Einkaufen gehen. Da war alles wieder anders. Die Mutter trug das Glökkerl um den Hals. Es war Susannes hartnäckigster, mit stärksten melodramatischen Effekten vorgetragener Wunsch. Die Dinge in den richtigen Zusammenhang zu bringen ist nicht immer leicht. So ist die kleine Hand in die große hineingeschlüpft wie ein Eichhörnchen in den Bau. Es wird schon irgendwie (verzeihen Sie das hilflose Wort!) seine Richtigkeit haben.

Im herbstlichen Nebel

Von Heinz Friedrich Kamecke

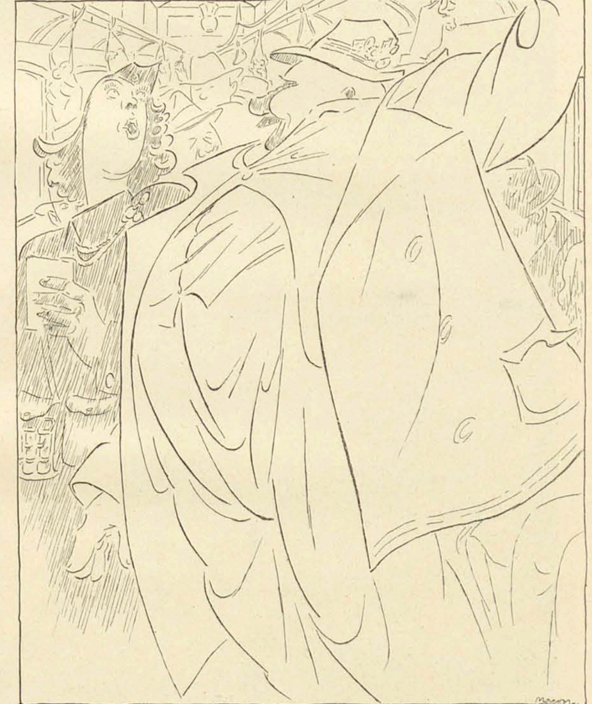
Ist der honiggelbe Vollmond ertrunken?
Sind am Landweg die Birken gefällt?
Sind die Katen der Fischer versunken?
Sind wir allein auf der Welt?

Ich kann dich nicht sehen.
Ich taste und fühle dich bloß.
Von irgendwo her wehen
Dir Blätter sacht in den Schoß.

O Einsamkeit der Umarmung
Im herbstlichen Nebelgrund!
Der Abend in letzter Erbarmung
Legt Mund auf Mund.

Stoßverkehr

(Maçon)

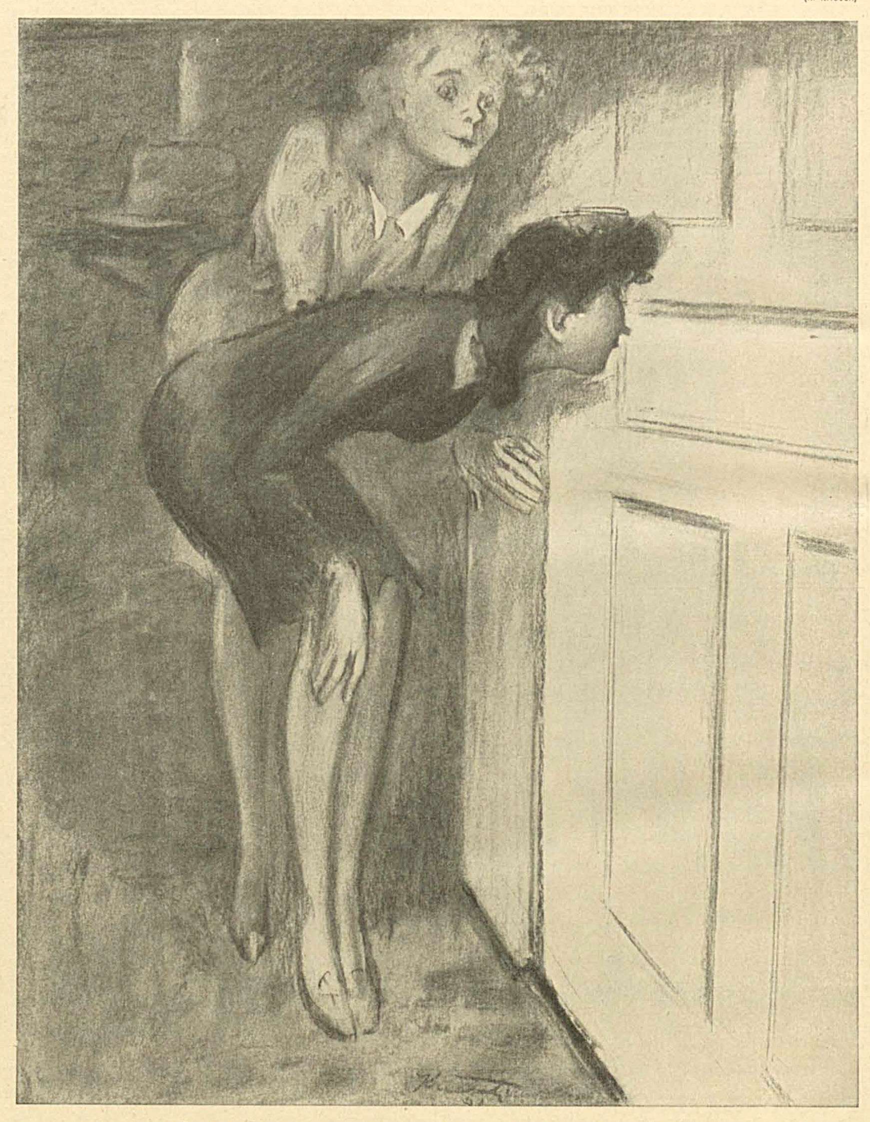


„Können Sie sich net a bisserl dünner machen, Herr?"
„San S' froh, wenn a Stoßdämpfer herin is, Fräul'n Schaffnerin!"

L' ora della gran piena: "Non potreste farVi un pò più sottile, signore?„
"Ringraziate Iddio, signorina conduttrice, che qui dentro ci sia un paracolpi!„

Phantasie

(R. Kriesch)

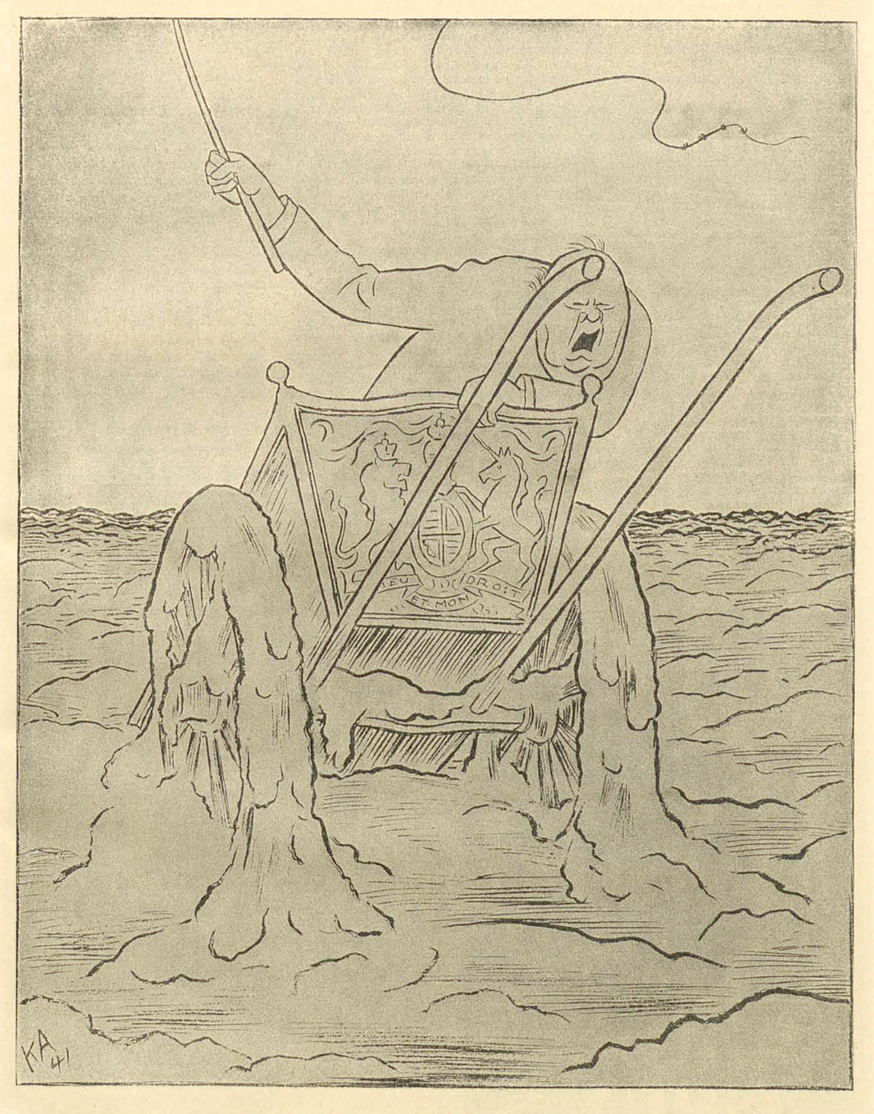


„Es ist zu dunkel, — ich kann nichts erkennen!"
„Siehst du, Meta, ich hab' dir ja gleich gesagt, daß es da drin toll zugeht!"

Fantasia: "È troppo buio, non posso distinguere nulla!,,
"Vedi, Margherita, te l' ho detto subito, che là dentro avviene qualchecosa di stravagante!,,

Englands Schrei nach Hilfsvölkern

(Karl Arnold)



„Ist denn niemand mehr da, der meinen Karren ziehen will?"

L'Inghilterra manda un grido di soccorso ai popoli: "Dunque, non c' è più nessuno che voglia tirare il mio carro?„

DIE TONLEITER

VON KARL LERBS

Als der Großbauer Jan Harms in Westerbüttel ebenso plötzlich wie vorzeitig durch einen Sturz vom Jagdwagen in die ewigen Kornfelder eingegangen war, kam sein Schwager Hinnerk Suhr aus Klein-Sehlte eiligst angefahren, um seiner nunmehr verwitweten Schwester beizustehen. Nachdem er mehrfach teilnehmend ihren Rücken und ihre Schultern kraftvoll massiert und dann stöhnend im Sofa Platz genommen hatte, gab er folgende reizvoll gestufte Äußerung von sich:

„Tschä, Metta, das is dscha nu en Geschick. Das is 'ne Heimsuchung is das. Mich is das bannig aufs Inwennige geschlagen. Sag mal, Metta, Jan, der hatte da früher ins Schapp so 'ne Flasche Wacholler stehen, da mußt du mir wohl eers mal einen aus geben. Nimm abers nich das kleine Glas für die Besuchers, nimm das große, das Jan für sich selbens da in stehen hatte. — U-aaah. — Tschä, Metta, mein' Zeit, was en Dschammer. So 'n Klabau von Kerl wie dein Jan, un denn inne besten Dschahre, un denn so abasig von'n Wagen runner un dot wie den Pastohr seine Gans zu Weihnachten. Das menschliche Leben is eines der schwersten. Da sitzt du nu mit deine fümf lüttschen Kinner, wo kein Vadder mehr zu is, un wo nu am Enne nix aus wird, un mit den großen Hof, wo nu Keinein mehr das Regier hat; an 'n Tage büst du mudderseligallein, un nachts, da is denn dscha auch nix mehr. So 'ne Witwe is doch man bloß en halben Menschen. Sollst mal sehen, deine Leute, die lachen dich im Gesicht un lassen allens vergehen un verrotten. Es is 'n Elend un ne Schanne, Metta. Es geht nich anners — du mußt mich noch mal einen eingießen. — U-aaah." Pause.

„Tschä, Metta, es is dscha hart. Bannig hart. Aber kuck mal, du darfst dir da nu nich von unnerkriegen lassen. Das büst du deine Kinners schullig. Uemmer Ohren steif un Nase piel über Wasser. Leicht is es dscha nich; abers so gräsig schlimm, wie es eers aussah, is es am Enne dscha auch wieder nich. Kuck mal, du büst doch 'ne tüchtige un handgreifliche Frau, un die Leute, die willst du woll kanzheistern, un vonne Wirtschaft, da verstehst du innen minsten ebensoviel wie Jan, un die Kinners, die sünd dscha alle nach dir geschlagen; die willst du woll zurechtstuken. Schließlich bün ich dscha auch noch da; ich will woll rüberkommen un se vertobacken, wenn se un sie tun nich gut. Das sollte dscha wohl mit'n Deuker zugehen, wenn wir da nich mit zugangekämen. Mit Dschammern un Anken un Dschaulen machen wir den armen Jan nich wieder labennig. Ich muß eers mal en stillen Schluck zu seinen Andenken trinken. — U-aaah." Pause.

„Metta, wenn ich das nu allens so richtig bedenk — ich versteh das dscha, daß du dir nich trösten lassen willst, abers du mußt das nu auch mal vonne annere Seite ansehen. Kuck mal, wenn das nu später gekommen wär, un du wärst all alt un schrumpelig gewesen — dennso hättest du keine Tschangtse mehr gehabt. Nu büst du noch glatt un schier un kannst am Enne noch mal von vorn anfangen. Dein Jan war bestimmt en guter Landwirt, abers er mochte doch ümmer bannig gern einen aus'm Buddel, un wer weiß, ob er nich am Saufen gekommen wär. — Kuck mir nich so gleinig an, bei mich is es heute bloß der Kummer. — Nu hast du den schönen großen Hof un orntlich was innen Strumpf — ich mein das Geld — un brauchst dir von Keineinen mehr angnattern zu lassen. Jan — also ich hab ihm ümmer gern gemocht, abers mannigmal war er doch man en alten Bullerballer. Un nu muß ich noch mal einen auf dir trinken. Metta — so traurig wie daß es is — wenn ich es richtig bedenk, denn hätte es dscha einklich garnich besser kommen können!"

In der Weinlaube

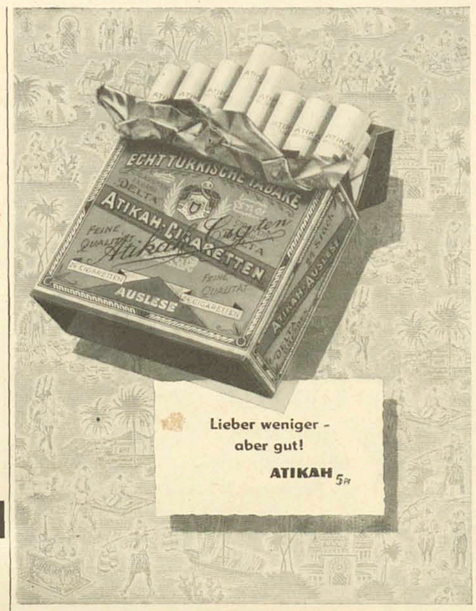
Von Georg Schwarz

Lass' uns, Erde, deine Zecher
Auf den Hügeln deiner Hüfte
Schlürfen aus dem Freudebecher
Ätherwein und Feuerlüfte,
Sterne, Nächte, Tau und Kühle!
Trunken greifen unsere Hände
In das Meer, ins Eis der Firne;
Glüht in Wüsten unsere Lende,
Kühlt dir Nebel schon die Stirne.

Mit dir lebend, mit dir zechend
Taumeln wir der Nacht entgegen.
Ha! Aus ihrem Füllhorn brechend
Stürzt ein Sternenfunkenregen,
Fallen Bruderwelten prasselnd!
Und ein neuer Stern entzündet
Aus den Scherben sich und Trümmern,
Wo er wandelt, was er kündet,
Kann es uns Berauschte kümmern?

Dionysos, traubenbärtig,
Tritt hervor aus Rebengittern,
Seines trunknen Hauchs gewärtig
Fängt das Weindach an zu zittern,
Blut- und Blätterregen raschelt;
Will der Gott uns gar verführen,
Tod für Lebenslust zu tauschen?
Noch ein Glas! Auf stehn die Türen.
Drunten dunkle Wasser rauschen.


PUMPT MIR MAL 'NE BRIEFTAUBE FÖR'N EILBRIEF AN MUTI!
Der Kanonier, der Untroffzier,
Gefreite, Leutnants, Spieße,
Die brauchen viel M.-K.-Papier
Für ihre Feldpostgrüße.
Steht noch ein Kuß drauf, rat ich dir,
Nimm ihn gut in Gewahrsam;
Du selbst sei mit M.-K.-Papier
In diesen Zeiten sparsam.
M-K-PAPIER
Max Krause Briefpapier
Schreibste mir, schreibste ihr, schreibste auf „M-K-Papier"
Die „Gelbe" ELFENBEIN 25/25
DIE „GELBE" 0,75 RM
DER „GELBE" BLOCK 50 BLATT 0,60 RM
DIE „GELBE" BLOCKPACKUNG 0,90 RM
IN ELFENBEIN · LINNEN · GEHÄMMERT


ECHT TÜRKISCHE TABAKE
ATIKAH-CIGARETTEN
AUSLESE
Lieber weniger -
aber gut!
ATIKAH 5 Pf


Vier Gesichtspunkte sollten beim Krawattenkauf Beachtung finden: Musterung, Färbung, Webart, Bindbarkeit. Wenn Sie sich
Kronen-Krawatten
leisten, dann haben Sie die Gewähr für elegante, klassische Musterungen, die dem verwöhntesten Auge gefallen, für geschmackvollste Farbgebung, für leichte Bindbarkeit (die Kronen-Krawatte ist dehnbar, sie „lebt"!). Ob Sie einen dicken oder einen dünnen Knoten bevorzugen: die reichhaltige, ständig durch neue Modelle erweiterte Kronen-Kollektion enthält Stoffe und Webarten für jede Knotenform.
KRONEN MARKE FMT
Kronen-Krawatten erkennt man beim Kauf in den feinsten Herrenmodegeschäften an der eingenähten Kronen-Marke. Sie sind vollelastisch, handgenäht, elegant und einmalig wie ein Modell, weil von jedem Muster nur wenige Krawatten hergestellt werden.
KRONEN-KRAWATTEN-FABRIK Fritz M. Tübke K.G. BERLIN C 2

SCHLECHTE VERSTÄNDIGUNG / VON BRUNO WOLFGANG

Personen: Karl und Max.
K.: Hallo, wer dort?
M.: Hier Max.
K.: Wie?
M.: Max, Ma—ax!
K.: Wie?
M.: M wie Moritz, A wie Alfred, X wie Xerxes!
K.: Ah, Max! Servus, servus!
M.: Wie?
K.: Servus, Se—ervus!!
M.: Was?
K.: S wie Salomon, E wie Ernst, R wie Robert, V wie Viktor, U wie Ulrich, S wie Siegfried.
M.: Ist der Karl beim Telefon?
K.: Ja.
M.: Wie?
K.: J wie Jakob, A wie Adalbert.
M.: Ah, guten Morgen. Ich möchte dich etwas fragen.
K.: Was willst du?
M.: Fragen, fra—agen!!
K.: Wie?
M.: Felix, Robert, Alois, Georg, Emil, Norbert!
K.: Ah so! Also los!
M.: Wie?
K.: Leopold, Ottokar, Samuel!
M.: Schrei nicht so! Ich bin nicht taub!
K.: Was?
M.: Sprich leise! Ludwig, Esel, Irma, Sebastian, Ekkehardt! Mir scheint, du bist schwerhörig!
K.: Wie?
M.: Schorsch, Walter, Eugen, Richard, Hockewanzl, Ochs, Esel, Rupert, Ignaz, Guido!
K.: Nein!
M.: Wie?
K.: Nikolaus, Engelbert, Idiot, Narr!
M.: Also paß auf!
K.: Wie?
M.: Was?
K.: Wenzel, Isegrim, Einfaltspinsel!
M.: Willibald, Adolar, Saublöd!
K.: Himmelkreuzdonnerwetter!
M.: Wie?
K.: Hornochs, Irrsinniger, Max, Moritz, Ekel, Latsch, Kasstecher, Raubersbua, Emmerich, Ulfilas, Zocherl, Dummkopf, O-Haxen, Nasenbohrer, Narrentum, Epileptiker, Rastelbinder, Wutanfall, Eulalia, Tepp, Trottel, Esau, Rabenaas!
M.: Wie? Bitte noch einmal!
K.: Ha!
M.: Wie?
K.: Hundsknochen, Antialkoholiker!
M.: Wie? Sprich deutlich! Dummkopf, Embryo, Unhold, Taschelzieher, Lackel, Irokese, Choleriker!!
K.: Sag endlich, was du willst! Du sollst reden!
M.: Was soll ich?
K.: Wie?
M.: (wütend) Lorenz, Eustachius, Cajetan, Kasimir, Maximilian, Isokrates, Charon, Abendglocken, Medardus, Apollonius, Romuald, Salvator, Clemens, Hieronymus!!!
K.: Wie?? Schluß!

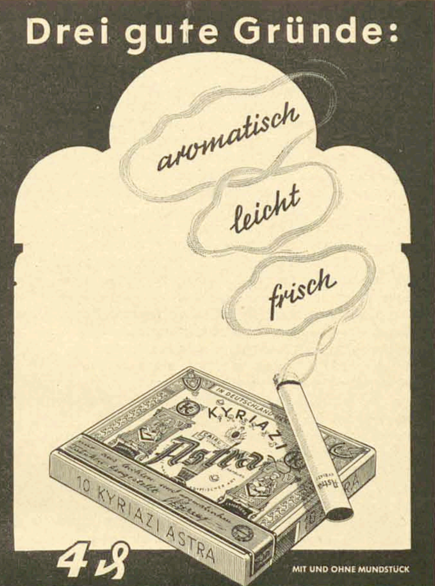


Ellocar
KOSMETIK

Tag-Nacht- u. Nähr-Crems
Gesichtswasser · Eau de Cologne u. a.

Unsere begehrten Präparate werden zwar nicht mehr in dem früheren Umfange, aber immer noch in der alten Qualität hergestellt. Darum benutze sie sparsam, dann reichen sie länger!

Drei gute Gründe:





UHU-Spezial-Füllhalter-Tinte von RM. 0,35 an × UHU-Alleskleber von RM. 0,20 an
in allen Fachgeschäften



Abenteuer- und Kolonialromane

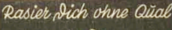
6 **Romane voll spannender und dramatischer Schilderungen**

Berge-Lanier, Der Perlentaucher. Abenteuer aus der Südsee / **Fussenegger,** Der Brautraub / **Reitzenstein,** Goldgräbergeschichten / **Gaertner,** Kampf um Raum und Brot. Deutsches Soldatentum in Südwestafrika / **Hietzig,** Blaue Klippe. Farmerroman aus Deutsch-Südwestafrika / **Mac Lean,** Unser Kamerun von heute. Ein Fahrtenbuch.

Alle 6 Bände gebunden zum Preise von RM. 27.80 einschl. Versandspesen gegen Monatsraten von nur . . . . RM **4.-**

Erste Rate bei Lieferung.
Erfüllungsort: Berlin-Lichterfelde.

R. Wichert Buchhdlg. **Berlin-Lichterfelde 1 R**







National Bodega Co.
Südweine

Columbus-Erdglobus



Mit den neuen Grenzen. Modell 1941. Umfang 108 cm. Mit Buchbeigabe, Kompaß Preis 36.—

In jedes Heim gehört der Columbus-Erdglobus, er ist die Welt im kleinen. Er zeigt das Antlitz der Erde, ihre Kontinente und Ozeane. Die Kolonien tragen die Farben der Mutterländer, so daß die Machtbereiche der Großstaaten gut zu erkennen sind. — Dieser Globus, der soeben vollständig neu revidiert und ergänzt wurde, ist auf Wunsch zu beziehen gegen Monatsraten von nur **RM 5.**— ohne Preiserhöhung. Die erste Rate bei Lieferung. Erfüllungsort Dortmund.

Buchhandlung F. Erdmann / Dortmund 21
Gutenbergstraße 35 Postfach 307



BONSA-WERK SOLINGEN

TINTENKULI



TINTENKULIS sind knapp
es lohnt sich drauf zu warten

Der Wunsch jeder Frau

Seidige lange Wimpern und Augenbrauen machen jed. Gesicht interessant. Mit Lillon-Wimpern-Präparat erreichen Sie nach kurzem Gebrauch schöne Erfolge. RM 3.— und 2.—. **Bei Faltenbildung** auch um die Augen: zur Auslöschung der Falten, Aka-Creme gutwirkend RM 5.— und 3.—. **Hautnährcreme** nährt und strafft die Haut und regt sie zu eigener aufbauender Tätigkeit an. Das Gesicht gesundet zu blütenreiner, frischer und jugendzarter Schönheit RM 5.— und 3.—. Beseitigen Sie sofort Ihre Sommersprossen, gelbe und braune Flecke mit Lillon-Sommersprossen-Creme RM 3.— und 2.—. **Herrliche Locken** erreichen Damen und Herren durch unsere Spezial-Haarkräusel-Essenz. RM 3.— und 2.— zuzüglich Porto.
Lillon-Präparate, Luis Kosel, Wien 101, Abt. 12

Das Glück der Ehe

seine Erhaltung und Vertiefung, ein Zeitproblem. Viele, die Ehe betreff. Fragen behandelt Margot Boger in lebendiger Sprache in ihrem aufklärend. Buch „Ehe in Gefahr". 440 Seiten, gebunden RM 6.30 franko Voreinsendung Postscheck-Konto Nr. 25417 München (Nachnahme 35 Pfg.)

Vitalis-Verlag Oskar Rausch
München 13 / Abt. I. A.



daß man von Kopfschmerzen, Zahnschmerzen, rheumatischen oder gichtischen Beschwerden plötzlich überfallen wird. Wer Melabon zur Hand hat, kann diese oft unerträglichen Schmerzen rasch lindern, bevor der Arzt zur Stelle ist. Melabon wirkt peripher u. zentral schmerzbefreiend, daher der gute Erfolg. Verwend. Sie Melabon auch bei starken Schmerzen sparsam, meist genügt schon eine Kapsel. Pckg. 72 Pfg. in Apotheken.

Melabon

Verwitternder Jahrmarkt

Von Herbert Fritsche

(R. Kriesch)



Wo die Vorstadt sich ins Land zerbröckelt, zwischen Schutt und Scherben,
Ragt den aufgeweichten Weg entlang ein morscher Lattenzaun.
Jenseits kann der Wand'rer, der an ihm emporklimmt, dem Verderben
Lange totgeglaubter Weltentrümmer in die Werkstatt schau'n.
In den hohlen Säulen eines Zirkuszeltes hausen Spatzen,
Marmorplatten von Caféhaustischen lehnen sich daran,
Zwischen Seegras und Spiralen einst elastischer Matratzen
Blicken blinde Büsten aus zerbrochnem Gips den Himmel an.
Hundskamille füllt das Leck im Wrack der Requisiten,
Vogeldreck beschminkt mit Clownerie den alten Budenglanz,
Und wo letzte Wimpelfetzen sich dem Windgeplänkel bieten,
Huschen Schattengeister hin und her in wesenlosem Tanz.
Mitten im Verfall der einst von Leidenschaft umsprühten Dinge
Steht die buntbemalte Blechfigur des Trommlers ihren Mann.
Ihre blauen Augenkleckse leuchten hoffnungsvoll, als ginge
Sie der Untergang der Umwelt rings nicht das geringste an.
Ihre Trommelstöcke in den starren Händen beben leise,
Aber längst verrostet ist der eingebaute Automat.
Nimmermehr wird nun nach alter, sturmerprobter Tambourweise
Dreifach dröhnend sich der Wirbel lösen, wie er's oftmals tat.
Damals durfte harter Trommelschall in Mädchennerven zittern,
Wenn der Schuß des Liebsten auf den Automatenhebel traf,
Und am Abend, nach der Blutmusik, den Feuerwerksgewittern,
Trommelte der Trommler die verwirrten Herzen in den Schlaf...
Wo die Vorstadt sich ins Land zerbröckelt, zwischen Schutt und Scherben,
Steht die buntbemalte Blechfigur des Trommlers ihren Mann,
Starrt der Nacht entgegen, sieht im Morgenrot die Sterne sterben,
Und die Trommelstöcke in den Händen beben dann und wann.

JÜRGEN HAT DIE MASERN

VON TOM REUTER

Was das Kind nur hat? Seit gestern hat es ein rotes Gesicht und seit gestern will es nicht richtig essen. Das Kind ist krank. Denn läuft ein gesundes Kind mit einem so roten Gesicht herum? Und sind das nicht Flecken auf seinem Gesicht, winzige kleine Flecken?

Es war ein Glück, daß am Nachmittag die Tante Amalie kam, die wir alle so verehrten. Denn die Äpfel, die sie im Garten hatte, waren dick und süß. Und man gelangte leichter in ihren Besitz, wenn die Tante nicht zu Hause war. Im übrigen war die Tante dann hinterher leichter zu überzeugen, daß es besser sei, die Äpfel gemeinsam zu ernten, ehe böse und gemeine Diebe sie alle gestohlen hätten. Ja, die Zeiten waren schlecht. Diebe gab es wie zu Großvaters Zeiten. Und obendrein wurden die Kinder krank. Plötzlich bekamen sie — wie gesagt — ein rotes Gesicht, oft nur für einen Augenblick. Aber der alte Gott lebte noch in einer Ecke der Welt, denn er schuf die Tanten — und die Tanten wußten um alle Geheimnisse der Erde.

Jürgen mußte zur Tante kommen und sich auf ihren Schoß setzen. Er saß nicht gut, denn die Tante hatte dürre Beine wie die Eichenknüppel, mit denen der Vater uns „die Schwarte abrieb". Aber Tante Amalie legte Jürgen ihre Hand an die Backe. Sie sah eine Weile genau in die linke Ecke des Küchenschranks, wo immer die alte Kaffeekanne mit dem abgebrochenen Henkel stand. Dann rutschte ihr Jürgen vom Schoß und die Tante sagte mit belegter Stimme:

„Das Kind ist krank. Es hat die Masern."

Es war ein Glück, daß nun kein Zweifel mehr bestehen konnte, der die Familie noch länger gequält hätte. Nun war keine Ungewißheit mehr zwischen den vielen Wechselfällen der tückischen Kinderkrankheiten. Es waren stilgerechte Masern, die Jürgen hatte, und alle Symptome stimmten: winzige kleine rote Flecken — man sah sie ja noch nicht, aber die werden totsicher noch kommen —, dann die Unruhe des Kindes, das nicht eine Minute ruhig auf den guten, spindeldürren Knien der Tante Amalie sitzen konnte. Jürgen war inzwischen wieder auf die Straße entwetzt, denn wir spielten gerade mit Murmeln und die Ehre unserer Familie stand bös auf dem Spiele. Wir waren also froh, daß Jürgen kam, denn so konnte er auch noch obendrein die nasse Hose von Peter aus dem Hause nebenan sehen. Und er konnte mit uns darauf warten, bis Peters Mutter die Sache entdecken werde, um dann das ganze Haus zusammenzuschreien. Man muß wissen, daß Peters Mutter so schön schreien konnte, daß es klang, als quietschte ein Güterwagen in der Kurve. Dann lief jedesmal auch noch die Frau aus dem ersten Stock herunter, um an dem Unglück teilzuhaben. Dabei war das gar keine richtige Frau, wie uns der Großvater sagte, denn sie hatte ja keine Kinder.

Aber Jürgen kam um die tägliche Vorstellung von Peters Mutter. Denn gerade als wir den Fuß zwischen die Haustür geklemmt hatten und der Schrei von Peters Mutter jeden Augenblick ertönen konnte, da kam Tante Amalie und zog Jürgen mit einem sanften Ruck von uns weg, indem sie sagte:

„Kranke Kinder gehören nicht auf die Straße."

Nun wußten wir es auch. Und wir sagten uns, wenn man krank ist, kann man sterben. Daher wollten wir noch etwas für Jürgen tun, ehe es soweit sei. Es berührte uns tief, und es war schlimmer, als wenn uns jemand die Murmeln gestohlen hätte. Doch kam alles noch fürchterlicher über uns herein, als wir sahen, daß sie Jürgen ins Bett steckten und daß sie am hellichten Tage die Fenster verhängten. Dunkelheit sei das beste Mittel gegen die Masern, sagte die Tante. Das mußte ein fürchterlicher Tod sein, dachten wir. Aber das Allerschlimmste brach erst über uns herein, als die Tante verkündete, daß Masern ansteckend seien und daß sie jedes Kind bekomme. Nun waren wir in wirklicher Not — und da wir doch Totgeweihte waren — so schlichen wir in der Nacht zu Jürgen. Heimlich steckten wir eine Kerze an und berieten leise, was zu tun sei. Den einzigen Vorwurf, den uns Jürgen machte, konnten wir schnell erledigen. Denn es hatte von uns keiner eine Ahnung, daß man von einem Nickelgroschen die Masern kriegen konnte. Wenn wir das gewußt hätten, dann hätten wir nicht von Jürgen verlangt, daß er den Nickelgroschen verschlucken solle, damit wir endlich wüßten, ob es länger als drei Tage dauere, ehe er wieder zum Vorschein komme. Aber jetzt war es nicht zu ändern.

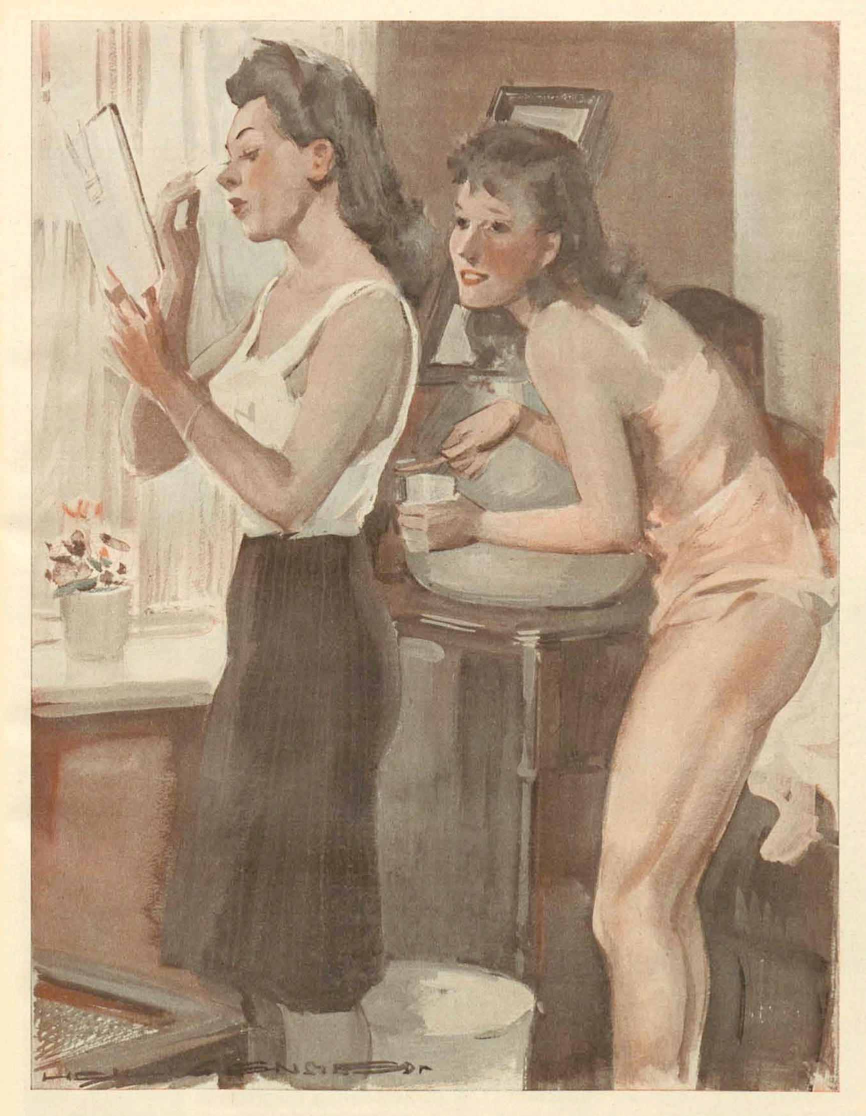
Doch wir waren bereit, für Jürgen etwas Außergewöhnliches zu tun, damit er in das Jenseits eine anständige Meinung von uns mitnehme. Wir suchten daher seine Kleider und nahmen ihn mit auf einen nächtlichen Streifzug in Tante Amaliens Garten. Schaden konnte es ihm sicher nichts mehr, denn wer schon die Masern hat, der ist ja doch verloren, wie man weiß.

Aber das Unglück ist ja wie die Nachtglocke einer Hebamme. Manchmal zieht in Wochen niemand nächtens an der Schnur, aber wenn es einmal in einer Nacht geschellt hat, dann reißt es nicht mehr ab. Und so kam es denn auch in dieser Nacht. Wir ließen natürlich ritterlicherweise Jürgen den Vortritt, das heißt, er durfte auf den Baum klettern, während wir nur Schmiere standen. Aber durch die Masern war Jürgen sicher so unsicher, daß er fast im gleichen Augenblick stürzte, als er nach dem dicksten Apfel griff. Er gab keinen Laut von sich, als er unter dem Baum im Grase lag. Wir hoben ihn nach einer Weile auf und schleppten ihn mit vielen Zwischenpausen nach Hause.

Das Bein schwoll schrecklich an, vielleicht hatte Jürgen sich einen Fuß gebrochen. Aber das brauchten wir wohl nicht mehr zu sagen, da er ja schon die Masern hatte. Wir kamen ungeschoren wieder in unsere Zimmer. Nur der Großvater hatte uns gesehen, weil er wieder einmal vor Gicht nicht schlafen konnte. Wenn man es bei Licht besah, wäre es freilich besser gewesen, der alte Großvater hätte an Stelle von Jürgen die Masern bekommen und Jürgen dafür die Gicht. Aber der

Korrektur

(K. Helligenstaedt)



„Was so ein paar Striche ausmachen! Die hätte die Natur wirklich auch noch selber machen können!"

Correzione: "Pare incredibile come due striscette siano di così grande importanza! Veramente, anche queste la natura doveva fornircele da sè!„

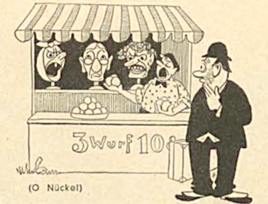
Großvater hat uns zum Schluß aus der Klemme geholfen, so daß wir ihm nicht mehr die Masern wünschten. Denn er untersuchte Jürgens Bein und schickte andern Morgens einen Arzt ins Haus. Der Arzt untersuchte Jürgen und stellte fest, daß es sich um eine Verstauchung handele.

Tante Amalie kam denn auch gleich wieder mit sorgenvollem Gesicht. Aus ihrer Unterhaltung mit Mutter hörten wir nur einige Sätze:

„Jedenfalls ist Jürgen krank. Du siehst also, daß ich recht gehabt habe. Und man kann nicht vorsichtig genug sein. Wenn er auch die Masern eben nicht hat, so hätte es doch sein können."

Da schworen wir, der Tante auch noch die Birnen aus dem Garten zu klauen, sobald sie reif seien und dafür dem Großvater kein Sägemehl mehr zwischen den Pfeifentabak zu streuen. Beide Schwüre haben wir gehalten, obwohl Jürgen nicht an den Masern starb, und obwohl uns Jürgen erst am vierten Tage melden konnte, daß der Nickelgroschen wieder ans Tageslicht gekommen sei.

LIEBER SIMPLICISSIMUS



(O Nückel)

Konrad ist ein kleiner Provisionsreisender in Haushaltsartikeln. Beruflich hat er nicht viel zu lachen. So manche Tür wird ihm von den Damen des Hauses zugeknallt. Da kommt er eines Tages an einem Jahrmarkt vorbei. Bei einer Wurfbude bleibt er tiefsinnig stehen. Im Hintergrunde der Bude wippen buntbemalte Holzköpfe, die keifende Frauengesichter tragen. Drei Holzkugeln kosten zehn Pfennig. Wer mittels einer Holzkugel das Gesicht einer keifenden Frau trifft, bekommt sogar einen Preis. Konrad übersieht noch einmal den Mißerfolg seiner Vertretertätigkeit an diesem Tage. Besonders ein Frauengesicht tanzt vor seinem Innern. Kurzentschlossen kauft er drei Holzkugeln, wirft sie einer Holzköpfin ins Gesicht und schreit befriedigt: „So, wohl bekomm's Frau Wummrich!" er.

Baron Rudi erzählt seinem Freund Graf Bobby, daß er angeln gewesen wäre. — „So", meint da Bobby, „und was hast du denn geangelt?" — Antwortet Rudi: „Forellen!" — „Und wieviel hast du denn geangelt?" will Bobby wissen. — „Leider keine!" — Meckert Bobby belustigt: „Woher willst du denn dann wissen, daß du ... Forellen geangelt hast?" F. H.

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 7 gültig ab 15. Okt. 1941. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München

Roosevelt und die Wahrheit

(Erich Schilling)



„Passen Sie gut auf das Frauenzimmer auf, sie ist das gefährlichste Mitglied der fünften Kolonne!"

Roosevelt e la verità: "Badate bene a quella donnaccia, essa è il membro più pericoloso della quinta colonna!„

München, 26. November 1941
46. Jahrgang / Nummer 48

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Litwinow im Weißen Haus

(E. Thöny)



„. . . und dann soll ich noch fragen, ob vielleicht gelegentlich hier ein Zimmer für unseren Josef frei wird!"

Litwinow nella Casa Bianca: " . . . e poi devo anche chiedere se forse, dato il caso, sarà qui libera una stanza pel nostro Giuseppe!„

Aufmarsch im Paradies

(Fr. Bilek)

Adam und Eva messen ihre Kräfte **In Paradiso, in atto di marciare:** Adamo ed Eva misurano le proprie forze

LOB MEINER HALTESTELLE

VON WALTER FOITZICK

Ich bin stolz auf meine Straßenbahnhaltestelle. Vielleicht bin ich der einzige, der auf diese Haltestelle stolz ist, denn ich höre nur immer, wie die andern sagen, sie sei so zugig. Meine Straßenbahnhaltestelle ist keine gewöhnliche Haltestelle an irgendeiner Straßenkreuzung. Nein, da ist keine Straßenecke, da ist überhaupt nichts, da ist nur eine Verkehrsinsel, und an einem Pfahl hat man eine Tafel angebracht, auf der steht, daß hier eine Haltestelle ist. Wenn ich ein Dichter wäre, würde ich die Einsamkeit dieser Stelle besingen, aber ich singe nicht und, wenn ich sänge, würde tatsächlich der Wind meinen Gesang davontragen, denn es ist immer windig hier.

Ha, wer kann von seiner Straßenbahnhaltestelle sagen, daß sie die Winde umbrausen. Wo anders mag es zugig sein, bei mir ist es windig. Ostwind und Westwind blasen hier, so wie sie über Steppen zu brausen haben. Jawohl, ich lasse mir, ehe ich ins Büro gehe, den Wind um die Nase wehen. Bitte sehr, das ist reiner Naturwind! Manchmal bringt er Schnee und manchmal Regen, und im Sommer brennt die Sonne auf meine einsame Robinsonverkehrsinsel herab. Ist das nicht eine sehr naturverbundene Haltestelle? Wenn ich so im Warten auf und ab gehe, denke ich immer in der dritten Person: „Er drückte den Hut tiefer in die Stirn und zog den Mantel fester um die Schultern, ihn fröstelte." Dabei ist mir immer, als stünde ich an einer kleinen Steppenstation eines transkontinentalen Zuges, meinetwegen in Sibirien oder Kamtschatka oder sonstwo, wo man tagelang fahren muß, ehe eine kleine Haltestelle kommt. Tja, meine Haltestelle ist eben nicht nur von Regen, sondern auch von Poesie umwittert, und man muß den Honig auch aus einem Haltestellenpfahl saugen.

Mein Stadtköfferchen stelle ich immer auf die einsame Verkehrsinsel und wandere umher. Mir hat einmal einer erzählt, daß man in einem nordischen Land seine Koffer ruhig vor das Hauptportal eines Bahnhofes stellen kann, und wenn man am nächsten Tage wiederkommt, wird man ihn an der selben Stelle finden, so ehrlich sind die Leute dort. Sehen Sie, daran muß ich immer denken, wenn mein Köfferchen so windgepeitscht allein dort steht, und ich würde gern mal den Versuch mit ihm machen, aber ich getraue mich's halt doch nicht, soviel Ehrlichkeit auf eine so kleine Verkehrsinsel heraufzubeschwören. Über das gerade herrschende Wetter kann mir niemand ein X für ein U vormachen, ja, da bin ich Fachmann. Warten Sie mal so ein Viertelstündchen auf einer mitteleuropäischen Hochebene mit nichts als dem sittlichen Bewußtsein in sich und dem gestirnten Himmel über sich, und sie sind glänzend darüber unterrichtet, ob es kalt, warm, regnerisch, föhnig, neblig oder sonstwie ist. Es ist eine Trambahnhaltestelle als Mittel zur Naturverbundenheit.

Ich rümpfe die Nase über alle Haltestellen im Innern der Stadt, wo man in einem Hausgang warten kann, oder gar in einem Wartehäuschen. Wir sind wettererfahrene, sturmgeprüfte Straßenbahnfahrer. Sie werden's mir nicht übelnehmen, wenn sich unsereins in einer frühen Morgenstunde wie ein Pelztierjäger oder Walfischfänger oder Lotse vorkommt und am liebsten würde ich, wenn die Bahn kommt, den Schaffner mit Schulterklopfen begrüßen und sagen: „Na, alter Junge, habt ihr eine gute Fahrt gehabt?", und dann einen Grog fordern, für einen ollen ehrlichen Straßenbahnfahrer. Rasch aber finde ich mich in die Wirklichkeit zurück und zeige bescheiden und unaufgefordert meine Karte dem städtischen Beamten vor.

Ende November

Von Dr. Owlglaß

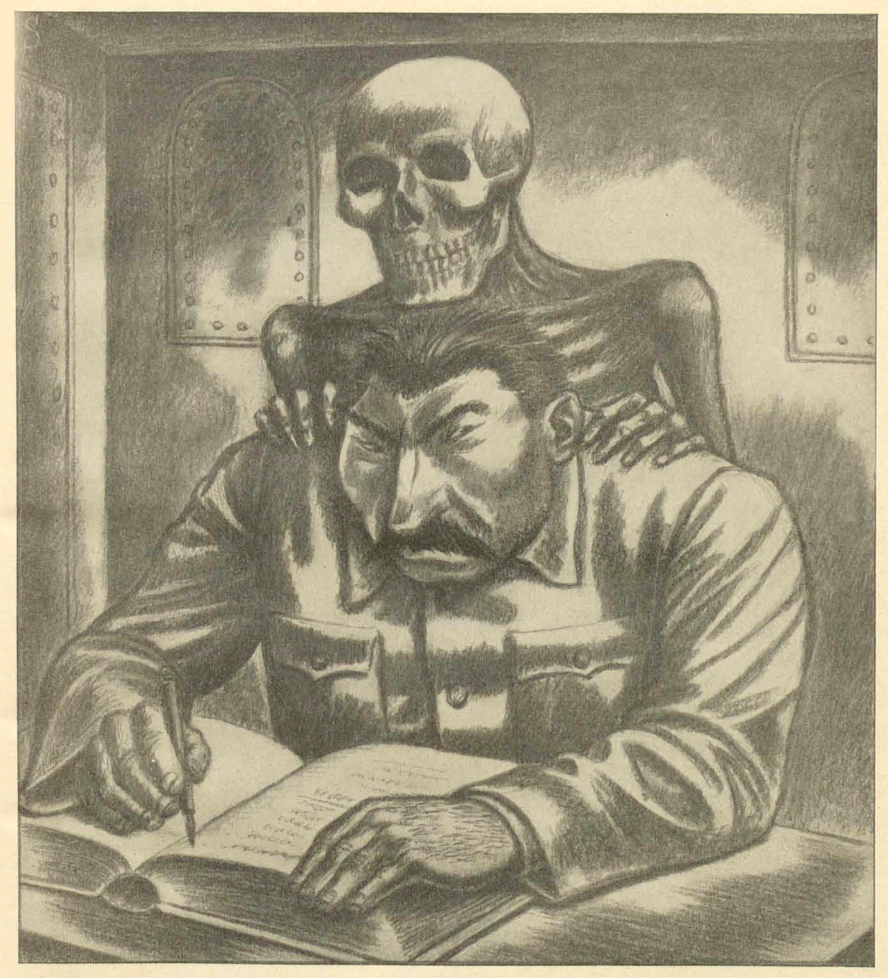
Mit Totenglocken hub er an.
Aber am Schluß winkt der Advent.
Da greifen wir zum harzigen Span,
und sieh, das erste Kerzlein brennt.

Es flackert noch und will nicht recht.
Die Nebel drücken allzu schwer.
Der zarte Docht plagt sich nicht schlecht;
das Wachs gibt, was es tun kann, her.

So setzt sich's durch. Noch ist's allein
und geistert durch den dunklen Raum.
Bald werden's zwei, drei, viere sein . . .
Und dann, dann loht der Lichterbaum.

Verlustrechnung

(Erich Schilling)



„Mein lieber Freund Stalin, bei unserer langjährigen guten Geschäftsverbindung ist es nicht schön von Ihnen, daß Sie mich jetzt um neunzig Prozent beschwindeln wollen!"

Calcolo di perdite: "Mio caro amico Stalin, data la nostra vecchia relazione d' affari, non è bello da parte vostra che adesso mi vogliate truffare del novanta per cento!„

MEIN FREUND JOHANNES

Wir hatten einmal eine Freundin, die fast unsere ganze Zeit mit Beschlag belegte. Vor allem hatte sie es auf Johannes abgesehen. Das war ihm einerseits recht angenehm, denn das Mädel konnte sich wirklich sehen lassen. Aber andrerseits hatte sie leider den Fehler, unentwegt zu reden. Nicht besonders dumm, aber doch so, daß es auf die Dauer schwer auszuhalten war. Als es einmal wieder allzu schlimm wurde, verlor Johannes die Geduld und fragte scharf: „Meinst du wirklich, daß uns das interessiert?" Ich erwartete, daß sie beleidigt das Zimmer verlassen würde, aber sie sagte nur empört: „Alter Flegel!" und blieb schmollend in ihrer Sofaecke sitzen. Wir andern taten unberührt und führten unser Gespräch weiter. Dabei fiel mir auf, daß Johannes immer häufiger zu der Schmollenden hinüberblickte. Auch sie merkte es schließlich, lächelte und sagte: „Entschuldige, Johannes. Es war nicht so schlimm gemeint. Was soll ich tun, um dich wieder ganz zu versöhnen?" — „Sei so lieb und sei mir noch ein Stündchen böse", sagte Johannes. J. Bieger

Roosevelts Jagd nach Kriegslorbeer

(Karl Arnold)



„Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg!“

Roosevelt alla caccia dell' alloro di guerra: “La via s' apre a chi vuole!„

Der Geburtstagskuchen

(R. Kriesch)



„Diese alte Sitte mit den Kerzen ist doch sehr nett!" — „Ja und so praktisch — man weiß sofort, zum wievielten Geburtstag man gratulieren darf!"

La torta di natalizio: "È davvero graziosa questa vecchia usanza delle candele!,, "Già già, e tanto pratica; si sa subito per quale compleanno si ha da congratularsene!,,

ABENTEUER UM EINEN VOLLBART

VON ERNST HOFERICHTER

Schräg gegenüber meinem Alkovenzimmer wohnt Herr Kajetan Anzensberger. Ich kenne von ihm weder Beruf noch Neigung, mich interessiert nicht die Tiefe seines Geistes und die Höhe seines Blutdruckes. Was ihn bewegt, läßt mich in Ruhe. Vielleicht liebt er Beefsteak tartar, Briefmarken, Latschenduft oder Frauen mit Apfelbusen. Was ihn erwärmt, das läßt mich kalt. Aber Herr Kajetan Anzensberger besitzt ein Kleinod, ein Juwel, das auch den größten Phlegmatiker nicht ohne Teilnahme läßt. Ich meine damit seinen Vollbart, der sein Gesicht als Gestrüpp umwaldet und auf Lianenart sich hinab bis zur Nabelschnur erstreckt. Daß er hier nicht enden kann, das macht ihn groß. Er ist von dunkler, finsterer Färbung, besitzt die Form eines Stromdeltas und scheint die Mündung der Donau ins Schwarze Meer nachzuahmen. Haarige Nebenflüsse aus der Umgebung der Schläfen und des Doppelkinnes speisen unentwegt die Strömung und verleihen dem Gesamtbilde etwas Wallendes und Brausendes. Von Ferne gesehen, wirkt der volle Bart wie eine zu lang benützte Serviette oder wie eine schlechte Verdunkelungsanlage. Jedoch durch den Operngucker betrachtet, wird er sozusagen gesprächig und kündet etwas von seinem wahren Wesen. Zweifelsohne zeigt die Nähe, daß hier eine Wildnis nicht ohne Pflege wuchert. Der Vergleich mit einem Naturschutzpark, der unter Denkmalschutz steht, ist hier nicht an den Haaren des Bartes herbeigezogen. Wildheit paart sich mit Gesetz, Strenge mit Milde. Er ist nicht, wie öffentliche Anlagen, dem Schutze des Publikums empfohlen, sondern steht unter persönlicher Aufsicht. Vielleicht wurde er von seinem Träger an Kindesstatt angenommen.

Immer wieder nahm ich mir vor, tat ein Gelübde und beschwor es — mich nicht mehr mit dem Vollbart des Herrn Anzensberger zu beschäftigen. Aber je mehr ich mich zu beherrschen versuchte, desto stärker wuchs der Drang ins Gegenteil an. Dazu kommt, daß ich ihm auch noch auf Schritt und Tritt begegne. Am frühen Morgen seh ich ihn bereits durchs Fenster, mittags treffe ich ihn auf der Straße, abends sitzt er mir gegenüber im Kaffeehaus. Es entstand zwischen ihm und mir bereits eine Dialektik, eine seltsame Spannung zwischen Objekt und Subjekt, die mit keinem Schwamm mehr aus meinem Dasein zu wischen ist.

Gestern saß der Bart wieder in der Trambahn mir gegenüber.

Ich beobachtete ihn wie eine Frau mit Sexappeal. Und zu verschiedenen Zeiten vermag er ganz verschiedene Wirkungen auszusenden. Einmal scheint er zu wollen „Hinweg von mir!" und ein andermal „Fürchte dich nicht!" oder „Sei mein Gast!" Abwechselnd gleicht er einer Dornenhecke mit Unkraut und Distel, um dann wieder Teppiche der Milde vor sich herbreiten zu wollen. Ich stelle mir vor, daß in seinem Innern neben Blitz und Donner friedlich die Schwalben nisten. Ja, in dem Dunkel dieses Waldes könnten auch allerlei Lieder hausen, angefangen von den Wolgaschleppern bis zu „Bald gras' ich am Neckar ..."

Heute nacht kam mir plötzlich in den Sinn, wie Anzensberger im persönlichen Verhältnis zu seinem Vollbart steht. Trägt hier der Bart den Herrn oder der Herr den Bart? Wie behandelt er ihn? Daß er stets an seinem Busen liegt, das spricht noch nicht fürs Kind im Haus. An dem häufigen Streichen ersehe ich, daß er ihm überwiegend gut ist. Vielleicht steht er ihm zuweilen im Wege? Ist er brutal gegen ihn und zupft er zornig daran herum? Sicherlich sagt er „Du" zu ihm und hält mit ihm Zwiesprachen. Vielleicht gibt er ihm auch Mädchennamen? Ella oder Marialuise hätte einen schönen Klang. Benützt Herr Anzensberger seinen Vollbart an hohen Feiertagen nur als Krawatte oder dient er ihm auch als Handschmeichler? Spielt er damit nach Feierabend, wenn die Sonne sinkt und formt er aus ihm Zöpfchen, Uhrketten, Krone und Schweif?

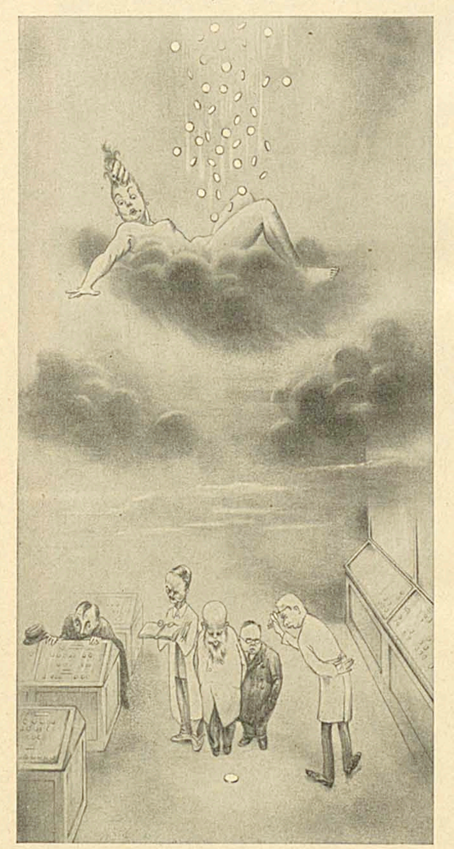
Diese Überlegungen führten mich eines Tages plötzlich vor eine abgrundtiefe Frage. Es war ein Samstag nachmittag und ich wartete am Schillerdenkmal gerade auf meine Geliebte. Von der Sebalduskirche herab schlug es vier Uhr. Wartenderweise sah ich zu Friedrich Schiller empor. Daß der Dichter überhaupt keine Spur von Bart trug, das erinnerte mich blitzartig an den Gegensatz, an Herrn Anzensberger. Und schon stieg aus dem tiefsten Schacht meiner Seele eine Frage hervor, die mich schwindlig machte. Sie schien aus einem verborgenen Urgrund zu kommen, denn ich zitterte, da sie mir gestellt wurde. An Größe schien sie mir das eiserne Denkmal zu überragen. Sie war überlebensgroß, turmhoch und erschütternd zugleich. Sie lautete wörtlich: „Was macht Herr Anzensberger mit seinem Vollbart, wenn er nachts im Bette liegt? Breitet er ihn über die Wolldecke oder darunter? Darf er wie ein Theddybär in seinem Arm liegen, stülpt er sich ihn übers Gesicht oder rollt er ihn wie eine Pelerine zusammen? Benützt er ihn als Kopfkissen oder läßt er ihn wie Hosenträger über des Bettes Rand herabbaumeln — —?"

Diese Frage aber sehnte sich in mir nach Antwort wie der Müller nach dem Wandern. Sie war brennend, glühend und bekam von Minute zu Minute immer mehr den siegenden Unterton einer zahnärztlichen Bohrmaschine. Ich rannte zerwühlt einige Male um den Schiller herum, sah hilfesuchend zu seinem Lorbeerkranz empor, durchforschte die Falten seines Mantels, vergaß die einzig Geliebte, nahm an ihrer Stelle meine Frage in den Arm, schritt weit aus, über Plätze und Brücken und stand plötzlich vor dem Haus des Herrn Anzensberger. Ja, es mußte geschehen! Ich kann ohne Klarheit nicht leben. Es gibt hier für mich kein Sowohl—Als auch. Ich bin für schroffe Entscheidungen. Und das fühlte ich: Frage und Antwort waren in diesem Falle wie an die Enden eines gespannten Gummiseiles geknüpft. Spannung verlangte nach Lösung. Und nur Herr Anzensberger selbst kann sie mir geben. Ich stehe bereits vor der Haustüre. Unruhig' Herz, poche und schlage! Aber ich muß es wissen, ich werde ihn fragen, sehr höflich — aber bestimmt. In Gedanken formuliere ich mein Anliegen: „Herr Anzensberger, verzeihen Sie ... ich komme in einer sehr persönlichen Angelegenheit. Darf ich eintreten? Zu liebenswürdig! Danke sehr, ich möchte nicht Platz nehmen ... Aber ich möchte, ich muß — —"

Ich habe noch nicht an die Klingel gedrückt. Ich zittere wie Kandidaten vor dem Mündlichen. Gott sei Dank, jetzt kommt jemand die Treppe herunter. Ich darf also noch warten, bekomme die Gnade des Aufschubs. Ich habe

Danaë

(L. v. Horváth)



„Eine merkwürdige Münze, Herr Kollege — sie ist in keinem Katalog zu finden!"

"Che strana moneta, signor collega! ... Non la si trova in nessun catalogo!„

KURZE BELEHRUNG / Von Georg Britting

Die Liebe sei süß,
Sagen die einen.
Die andern meinen,
Sie sei wie ein Biss
In eine schöne Frucht,
Bitter ihr Kern.

Drum mag es euch lehrn,
Den schon sein wildes Herz
Sehr umgetrieben:
Nur der, der beides sucht,
Gesegnet sein und verflucht,
Nur der soll lieben.

noch Zeit zur Formulierung: „... Herr Anzensberger, klipp und klar, ohne Abschweifungen, ohne Ausreden ... Meine Ruh' ist sozusagen hin, mein Herz ist — — ich frage Sie: Was machen Sie, wie legen Sie, in welche Lage ... was tun Sie während der Nacht mit Ihrem — Vollbart ...? — — — Sie sind erstaunt, unangenehm berührt? Sie wollen die Aussage verweigern? Das geht mich nichts an? Ich zittere, fiebere, schwitze ... Es kostet Sie nur ein Wort. Ich werde mich dafür erkenntlich zeigen. Ich werde Ihnen oder Ihrem Vollbart eine kleine Freude bereiten. Lieben Sie Pralinen oder er Nußöl? Sie, geehrter Herr, vielleicht Reseden oder Ihr Bart Bienenwachs? Begegnen Sie mir mit der gleichen Offenheit ...! Schwören Sie mir bei Ihrem Barte ...! Sie schweigen! Ich verstehe die Frage hat Sie überrascht. Aber erlauben Sie, daß ich Ihren Bart, dieses Prachtexemplar, nur einmal ganz leise anfasse? Daß ich ihn streichle? Ich meine: Sie Glücklicher, Sie haben ihn ja das ganze Leben Und schließlich sind wir ja Nachbarn. Ich möchte ihn nur ein klein wenig aufrollen ...!"

— — Jetzt lege ich den Zeigefinger auf die Klingel, hole dreimal tief Atem — und läute. Eine Sekunde wird zu einem Jahr mit Frühling, Sommer, Herbst und Winter. Jetzt könnte ich noch davonlaufen. Aber die bange Frage käme hinter mir her, wie ein Schatten ... Ich bleibe ...! Schon höre ich Tritte. Die Tür geht auf. Im Spalt erscheint die Hausfrau. „Ja, Herrn Anzensberger wünschen Sie zu sprechen? Der ist heute morgen auf unbestimmte Zeit — verreist."

„Um Gottes willen ...!" platze ich heraus.

„Wie beliebt?" — „Ich sagte nur, das ist aber schade, daß ... Auf unbestimmte Zeit? Eine Woche, einen Monat, ein Jahr ...? Und wohin?"

„Darüber kann ich Ihnen leider keine Auskunft geben ..."

„Aber Herr Anzensberger wohnt doch schon viele Jahre bei Ihnen. Da könnten Sie mir vielleicht etwas sagen, das mich ..."

„Wenn ich Ihnen dienen kann, sehr gerne ...!"

„Wo legt Herr Anzensberger des Nachts im Bette seinen Vollbart hin. Ich frage Sie, wie ...?"

„Jessasmariaundjosef ...!" höre ich noch ihren Schrei. Dann flog die Türe zu und ich konnte noch vernehmen, wie die Frau ans Telefon eilte, den Hörer abriß und eine Nummer wählte — —

Vier, fünf Treppen übersprang ich auf einmal. Und da ich auf der Straße angelangt war, da stand auch schon die vollbärtige Frage wieder neben mir. Das war mir klar: hier stand über dem Türschild unsichtbar angeschrieben: „Lass' alle Hoffnung fahren!" Im weiten Kreis meiner Bekanntschaft war niemand, der einen ähnlichen Haarwuchs sein eigen nennen konnte. Es gab in der Stadt keinen Verein, keinen Klub, keinen Interessenverband, der mir aus persönlicher Erfahrung meine Frage beantworten konnte.

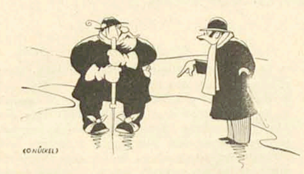
Und Herr Anzensberger, der einzige Mensch, der es wissen konnte, der war auf unbestimmte Zeit verreist. Hoffentlich kehrt er wieder gesund zurück. Glückliche Reise ihm und seinem Bart!

Um den letzteren habe ich Sorge. Wie leicht könnte er in eine Coupétüre eingezwickt werden, an eine Starkstromleitung geraten oder in finsterer Mitternacht von einem Zopfabschneider verwechselt werden. Allerdings — und das ist das Gute an einem Vollbartmann — kann er ihn nicht irgendwo liegen, auf keiner Plattform einer Straßenbahn stehen lassen. In Garderoben, nach Beethovenkonzerten, kann er nicht verwechselt werden. Und nie und nimmer braucht sich seinetwegen jemand aufs Fundbüro zu begeben ...

Aber ich, — ich stehe jetzt mit meiner Frage ohne Antwort einsam in der Welt. Wo mag jetzt gerade sein Haar im Sturme wehen? Werden Eichen oder Palmen ihn beschatten, Morgentau oder Schneeflocken ihn wie ein kostbares Geschmeide erglitzern lassen? Vor zwei Tagen sah ich ihn noch um die Ecke wischen. In seinen Haaren hingen noch einige Brotkrümchen und etliche Fasern vom Sauerkraut. Er war so auch eine Speisenkarte nach dem Essen. Die ungestillte Frage aber treibt mich zusehends in eine Erwartungsneurose. Sollte ich Jahre warten müssen, bis kristallene Klarheit mich umstrahlt? Nein!

In diesem gesegneten Augenblicke fällt mir ein rettender Gedanke von der Decke, vom Himmel. Ja, ich werde mir selbst einen Vollbart wachsen lassen, so lang wie breit. Ich will ihn wie ein Kind pflegen, in Kamillentee baden und sonntags mit Dauerwellen bekleiden. Sein Wachstum will ich mit Nachhilfestunden beschleunigen und kein Haar soll ohne meinen Willen aus diesem Barte fallen. An dem Tage, da er zum Erwachsenen geworden ist, da werde ich erfahren, wohin man vor dem Einschlafen seinen Vollbart legt. Ja, und das wird eine dionysische Nacht seelischer Befreiung werden ...!

LIEBER SIMPLICISSIMUS



Graf Bobby hatte auf seinen Pirschgängen oft zugesehen, wie zwei Holzknechte Holz sägten. Der eine stand rechts, der andere links und mit angespannten Muskeln zogen sie die Säge.
Maßlos erstaunt blieb Graf Bobby aber stehen, als er eines Tages auf dem gefrorenen Teich einen Arbeiter erblickte, der die Eissäge senkrecht handhabte. Der Mann oben leuchtete ihm ohne weiteres ein, aber der andere, der unten ...? H. Sch.

Es waren englische Gefangene nach dem Belfried in Brügge (Flandern) eingebracht worden und dabei war ich Zeuge folgenden Gesprächs: „Ich bin Ire, der dort ist Schotte, dieser Junge ist Australier, der andere dort Kanadier, der da drüben ist von Neuseeland und der neben ihm ist von Südafrika; es ist kein verdammter Engländer unter uns." W. D.

Es war im Sommer. Ich ging im Mittelweg einer Grünanlage spazieren, an deren Ende sich eine Bedürfnisanstalt befand. Vor der offenen Tür steht eine junge Frau und unterhält sich mit der Wärterin, unterbricht plötzlich die Unterhaltung und ruft hinein: „Na, Inge, nun beeile dich aber ein bißchen, du weißt doch, daß Papa um fünf Uhr nach Hause kommt und ich muß noch Kartoffeln schälen." Kinderstimme von innen: „Ja, Mutti, ich komme gleich." Nach einer halben Minute die junge Frau: „Na, Inge, nun komm schon, sonst gehe ich allein nach Hause!" Die Inge: „Ja, Mutti, ich komme ja schon." Nach einer Minute, die junge Frau wütend: „Ja, also, wenn du jetzt nicht sofort kommst, gehe ich wirklich, was machst du denn bloß so lange da drinnen?" Inge, weinerlich: „Na, ich trete aus!" O. G. L.

Der Wastlwirt war ein Mann von so urwüchsiger Grobheit, daß die Leute sagten, er wäre unter der Woche ein ungehobelter Loder, sonntags aber ein ganz derber Knochen. Auch die unvergeßliche Filmschauspielerin Adele Sandrock kehrte einmal beim Wastlwirt zu, um dieses Tiroler Original kennenzulernen. Aber sonderbar, er war der Schauspielerin gegenüber von einer ganz ungewöhnlichen Höflichkeit. Sie staunte, maß ihn herausfordernd vom Kopf bis zum Fuß und fragte schließlich mit ihrem sonoren Organ: „Mann, ich kann an Ihnen wahrhaftig nichts Besonderes finden, sind Sie wirklich der als so grob bekannte Wastlwirt?" „Wohl, wohl", brummte der Gefragte, „sell schon, aber deswegen brauch i doch net zu jedem alten Uhu gleich kotzengrob sein." H. Sch.

DIE BIRNEN VOM BAUM MEINES VATERS

VON BASTIAN MÜLLER

Es waren ihrer zwei, grüne, mittelgroße, längliche Früchte, die in der Schale lagen, als ich heim kam. Ich sah sie mit einem halben Auge. In diesem Jahr hatte ich noch keine Birne gegessen. Da, wo ich herkam, gab es keine.

Aber was waren die Birnen in der stummen Freude des Wiedersehens? Dazu lagen sie nicht einmal allein in der Schale. Meine Frau hatte Trauben erstanden, dicke ungarische, eine seltene Kostbarkeit. Aber für mich waren sie nicht so selten, ich hatte sie auf der Reise, in Ungarn, schon reichlich gekostet. Wir wußten nicht viel zu reden. Merkwürdig war es wieder, wie lahm die Worte wurden.

„Ja, wie geht es denn?"

„Oh, ganz gut."

„Hast du Hunger? Hast du Durst? Wie lange bist du nun gefahren?"

„Nein. Und die Fahrt wurde mir gar nicht lang, zweieinhalb Tage. Aber nun setz ich mich erst mal." So war das Wiedersehen eben. Ich freute mich sehr und meine Frau freute sich. In uns war nur im Augenblick eine Leere, weil die Vorfreude noch größer gewesen war.

Und da griff ich in die Obstschale, nahm eine Birne. Sie duftete. In meine leere, gedankenmüde Abwesenheit zog dünn der Duft. Flüchtig roch ich die Frucht an. Nun weiß ich, daß sie mich an etwas Bestimmtes erinnerte.

Meine Frau stand hilflos da und hatte nichts zu tun. Es gab sonst keinen Augenblick in ihrem Leben, wo sie nichts zu tun hatte. Aber nun stand sie da und sah herab auf meine Hände, die eine grüne Birne am Ballen blank rieben. Ich biß in die Frucht und aß und schmeckte den saftvollen, zarten Birnengeschmack unter grüner, leicht lederartiger Haut. „Hm", machte ich. Ein Tropfen rann mir vom Mund. „Wo sind die her?" erkundigte ich mich.

„Deine Mutter schickt sie", sagte meine Frau. Ich dachte einen Augenblick daran, daß ich wohl während des Urlaubs einen Tag zu meiner Mutter hinüberfahren mußte, ins Rheinland hinunter.

Und dann begann die eigentliche Heimkehr mit Bad und Uniformlüften und auf der Chaise liegen und ein wenig verwöhnt werden. Bis ich, am selben Abend, es war schon spät, nach der zweiten Birne griff und schon hineinbeißen wollte: da erst ging mir die Welt auf, aus der sie kamen.

Es war eine Frucht vom Baume, den mein Vater pflanzte, als wir das Haus am Strom kauften und er eine Heimat gründen wollte. Wir Kinder waren da fast alle schon groß. Aber ich weiß noch den Abend, ein früher Abend im blanken, kalmusduftenden Februar, ein Abend mit Westwind und Schnepfenschwirren, als er den winzigen Baum mit sackumwickelten Wurzeln auf der Schulter heimtrug und wir ihn im Lichte des jungen Mondes pflanzten. Ich weiß es noch. Ich witterte damals in der Luft eine Ahnung von künftigem Leben.

Und nun aß ich die Frucht von diesem Baum. Mein Vater war tot. Schon so lange tot. Er hatte, ich konnte mich genau entsinnen, keine Frucht von seinem Baum mehr kosten können.

Aber die Mutter schickte sie mir. Und nun kam ich heim und hielt eine Birne in der Hand und dachte an das alles. Ich dachte an die lang vergangene Zeit und den Vater, der Bäume pflanzte, von denen er wußte, daß sie nicht mehr Früchte trugen für ihn. Sein Leben war vorbei. Wir hatten uns daran gewöhnt, von ihm als einem Toten zu sprechen. So ist die Zeit.

Aber eine Sehnsucht überkam mich nun nach diesem Baum, diesem einen Baum. Er wuchs irgendwo fern von hier in einem kleinen Garten und überdauerte die Zeit: ein klein wenig von der großen, langen, eilenden Zeit haftet an seinen krausen Zweigen.

Und an diesem Abend war es, als ich beschloß, selber einen Baum zu pflanzen, einen spät tragenden, ganz gleich für wen. Auch mein Vater hatte sich nicht gefragt: „Wer soll denn ernten?" Er hatte an jenem fernen Abend gesagt: „Paß auf, das wird einmal ein schöner Baum."

MITTAG / Von Richard von Schaukal

Sonnenkringel am Kies:
Kehrt mir mein Kinderland,
das ich vor Tag verließ,
nachtwärts nun wiederfand?

Pfadfinder, bist du nah,
Waldläufer, hörst du mich?
Lautlos wie alles wich,
plötzlich so seid ihr da.

Geister aus Mittagsglanz,
Sehnsucht und Schmerz gewebt
Leicht wie der Schwalbenschwanz,
der einst mein Glück umschwebt.

„JA, JA ... DER TAKT!“

VON RUDOLF KLUTMANN

„Wieso der Takt? Meine Tochter spielt Klavier ...“ „Sie mißverstehen mich. Ich meine den Takt des Herzens.“

„Ach so, selbstverständlich. Je regelmäßiger der Pulsschlag, desto ...“

„Nein, entschuldigen Sie, Sie verstehen mich noch immer nicht. Passen Sie auf, ich will Ihnen erzählen, was ich da jüngst erlebte. War ich da auf einem netten Gesellschaftsabend eingeladen, wo auch musiziert werden sollte. Und es mußte gut musiziert werden, denn es waren anspruchsvolle Leute da, sogar ein richtiger Kunstbetrachter. Und so sah man denn der Sängerin des Abends, der jungen, sehr reizvollen Nichte des Hauses mit großen Erwartungen entgegen. Es war ihr Debut, und sie war entsprechend aufgeregt. — Sie kennen doch die berühmte Agathenarie aus dem ‚Freischütz‘?“

„Natürlich, selbstverständlich. Wer kennt sie nicht?“

„Mit dieser anspruchsvollen Arie begann die junge Sängerin ihr Programm. Sie will nämlich zur Oper. Wenn sie so gut singt, wie sie aussieht, dachte ich, soll sie es ruhig tun. Entzückend war das Mädel in seiner Aufregung. Wie sie da im Flügelbogen stand ...“

„In was?“

„In der Krümmung des Flügels. Sie wissen doch ... der Flügel ... Mein Gott ... das Tafelklavier ...“

„Ja, o ja, ich weiß ja. Meine Tochter hat letzten Weihnachten einen Flügel bekommen. Nicht neu, aber wenig gebraucht. War eine feine Gelegenheit.“

„Also, da trat nun Stille ein, und der Begleiter begann. Das Fräulein setzte reichlich unsicher ein. Aber es dauerte nicht lange, dann war die Scheu überwunden, dann hatte sie sich gefangen. Dann war sie mit leuchtenden Augen und heißen Wangen das lieblichste Försterkind aus dem romantischen, deutschen Walde. Erwartung, Angst, Enttäuschung, Sturm des Glücks gipfelten in dem Jubel des Schlußteils: ‚All meine Pulse schlagen.‘ Es war stimmlich und ausdrucksmäßig eine überzeugende und eigentlich schon voll hinreißende Leistung, der man das Anfängerhafte wahrhaftig nicht mehr anmerkte. Ein begeisterter Beifall brach los. Die junge Sängerin dankte und dankte, überglücklich. — Aber da, als der Beifallssturm sich gelegt hatte, und Ruhe für das folgende Lied eintrat, sagte eine Dame aus dem Zuhörerkreis mit weithin vernehmlicher Stimme zu ihrer Nachbarin: ‚Das — von der Maria Müller!‘ —

„Was sagen Sie dazu?“

„Maria Müller? Ach, die Sängerin? Ja, fabelhaft, nicht wahr? Meine Tochter hat sie auf der Platte ...“

„Menschenskind, darum handelt es sich doch gar nicht. Was sagen Sie zu der Taktlosigkeit?“

„Wieso Taktlosigkeit? Meine Tochter ...“

Ich bestieg schleunigst die nächste Elektrische.

ZERSTREUTHEIT

VON MASSIMO BONTEMPELLI

Die letzte Liebe meines Lebens stand unter einem schlechten Stern und führte mich zur Ehe. Darum war sie die letzte. Nach dieser habe ich nichts mehr von den Frauen wissen wollen, von keiner Frau, nicht einmal von meiner eigenen.

Im Oktober des Jahres eintausendachthundertundneunundneunzig führte mich mein Schicksal in den Ort San Silvestro, eine Kreishauptstadt in der Lombardischen Tiefebene. Die erste Sache, die ich unternahm, nachdem ich dort angekommen und mich einquartiert hatte, war, allen Leuten klarzumachen, daß ich mich Luigi Cànova nenne und nicht Canòva, was alles andere als leicht war, die zweite war, mir eine Geliebte anzuschaffen, was weniger Schwierigkeiten bereitete. Sie war blond, nannte sich Clelia und war rechtmäßige Gattin des Ingenieurs Bertoli, der in der Via Felice Cavalotti wohnte.

Ich wurde also nach nicht allzu langer Zeit und ohne allzu große Mühe der Liebhaber von Clelia Bertòli.

In den ersten Monaten waren unsere Liebesstunden sehr, sehr kurz und sehr, sehr selten, und von hundert Vorsichtsmaßnahmen eingeengt; aber dann wurden wir nach und nach dreister. Sie hatte mir zwei Schlüssel anvertraut, den Hausschlüssel und den Wohnungsschlüssel vom ersten Stock. Der Gatte war oft Geschäfte halber abwesend, für vierundzwanzig Stunden oder auch länger, und dann konnte ich, beschützt von der Dunkelheit und der vollkommenen Einsamkeit in der Straße, bis zu meiner Schönen vordringen, um dann ungestört in frohem Beisammensein mit ihr die Morgenröte zu erwarten.

Bei dem Ehepaare lebten noch eine alte Dienerin und eine Schwester der Frau, Ersilia, die älter als Clelia war und etwa fünfunddreißig oder sechsunddreißig Jahre zählte. Diese Schwester hatte mir niemals Zeichen einer übermäßigen Sympathie gegeben. Es war besser gewesen, sie nicht einzuweihen, aber Clelia versicherte mir, daß wir uns ganz auf sie verlassen könnten. Ich sah sie selten. Unser Glücksschiff lief nun mit geschwollenen Segeln. Wenn der Gatte die Nacht außerhalb des Hauses verbringen mußte, pflegte er mit dem Zuge um einundzwanzig Uhr abzufahren. Ich wurde davon auf eine besondere Art verständigt, indem nämlich Clelia die Jalousien des ehelichen Schlafgemaches halb herunterließ. Jeden Abend ging ich am Hause vorüber. Meine Schlüssel hielt ich immer an einem Ringe vereinigt in der Tasche bereit, und wenn das Zeichen günstig war, hatte ich nur noch ein wenig zu zögern, bis daß die Straßen völlig menschenleer waren, und dann hinaufzusteigen. Verwegenheit und Liebe wuchsen beständig, und bisher hatten wir weder Hindernisse noch Grund zur Furcht gehabt. Der Ingenieur Bertoli vertraute seiner Gattin vollkommen; mir selbst zeigte er eine gewisse Sympathie, und ich mußte mir oft von den Erfolgen in seiner Praxis und von seinen großartigen Plänen erzählen lassen.

Der Grund meines Scheiterns lag nur in mir selbst. Mein Fall war sicher ein Sonderfall in den Annalen menschlicher Liebesgeschichten. Keine geschwätzigen Nachbarinnen, kein Neid, keine üble Nachrede warfen jemals einen Knüppel zwischen die Räder meines Triumphwagens. Ich allein war mein eigener Mörder, und zwar durch meine verdammte, unbeschreibliche, unglaubliche Zerstreutheit.

Ein bißchen zerstreut war ich wohl immer, aber in jener Zeit mehr als gewöhnlich. Fortgesetzt in meinem Innern von dieser meiner lodernden und glücklichen Liebe phantasierend, immer auf der Jagd nach Mitteln, um die Zusammenkünfte zu vermehren oder wenigstens Nachricht von ihr zu haben an den Tagen, an denen ich sie nicht sehen konnte, immer in Gedanken verloren, um in der Erinnerung die allzu kurzen süßen Stunden noch einmal zu genießen, wickelte sich der Rest meines Lebens ganz mechanisch ab, ohne daß ich mir genaue Rechenschaft über das gab, was ich tat. Die Gewohnheit half mir, meine Schuldigkeit zu tun und verhinderte mich, in meiner Zerstreutheit allzu ernste Dummheiten zu begehen. Die erste, die ich anstellte, war auch die letzte, und sie war ungeheuerlich. An den Abenden, an denen ich nicht die halb heruntergelassenen Jalousien sah, ging ich, bevor ich meine Wohnung aufsuchte, wohl noch für ein Stündchen ins Café Umberto am Markt. Dorthin kam des öfteren auch der Ingenieur Bertoli, und wir machten dann zusammen gewöhnlich ein Kartenspielchen, so daß der Abend nicht gar zu öde verlief.

An dem bewußten Abend nun, ich kann wohl sagen, dem letzten meines Lebens, meines wahren Lebens, hatte ich mich gerade mit ihm im Café befunden. Es war bei unserm Spiel ein bißchen spät geworden, und ich hatte ungeachtet meiner guten Karten zur großen Freude des ehrenwerten Herrn verloren. Er konnte sich kaum über gewisse Einzelheiten meines Spieles beruhigen und wiederholte immer von neuem: „Sie sind wirklich unglaublich zerstreut gewesen!"

Schließlich verließen wir das Café und machten gemeinsam wohl zwei oder drei Runden um den Marktplatz. Er redete jetzt lang und breit und sehr angeregt über ein ins Wasser gefallenes Projekt der Stadtgemeinde. Ich indessen — ich erinnere mich noch ganz genau daran —, ich rechnete im geheimen aus, an welchem Tage dieses Monats ich meine Geliebte — also seine rechtmäßige Gattin — zum letzten Male gesehen hatte; und mit der einen Hand, die ich in der Tasche meines Überziehers verborgen hatte, berührte ich die geliebten Schlüssel und zählte mit den Fingern daran ab, wieviel Tage seither verstrichen waren.

Nun hörte ich, wie er endigte:

„Und wegen dieser miserablen Ersparnis von achtundzwanzigtausend Liren wird die Eisenbahnbrücke nicht gebaut, und Gott weiß, wann sie gebaut werden wird."

Als er so sprach, blieb er stehen. Auch ich war stehengeblieben und bemerkte, daß wir nun vor seiner, mir ach, so wohlbekannten Haustür standen. Meine Hand, die in der Überziehertasche steckte, war gerade dabei, den Zeigefinger zu erheben. Doch jetzt, gestört durch dieses Stehenbleiben, wußte ich nicht mehr, ob der Zeigefinger sieben oder zwölf zählen sollte. Hatte ich nun Clelia seit sieben oder seit zwölf Tagen nicht gesehen? Ich mußte von vorn anfangen mit zählen. Nun wollte sich der Ingenieur verabschieden. Ich mußte die Schlüssel und das Zählen lassen und meine Hand herausziehen, um sie ihm zu reichen. Aber ich begegnete der seinen nicht, weil er mit beiden Händen in allen seinen Taschen kramte. Er murmelte:

„Zum Teufel, wo mag ich sie gelassen haben?"

„Haben Sie etwas verloren, Ingenieur?"

„Den Schlüssel in drei Teufels Namen, ich habe keinen Hausschlüssel. Und es ist beinahe Mitternacht. Wie kann ich sie nur wecken?"

„Den Hausschlüssel? Hier ist er, Ingenieur!"

Ich zog die Schlüssel heraus, führte den größeren mit der gewohnten Geläufigkeit ins Schlüsselloch, öffnete und stieß ein wenig die Tür auf. Und ich hatte den Schlüssel schon wieder ein Stück herausgezogen, als mich plötzlich wie ein Blitz, wie ein Keulenschlag die Erkenntnis überfiel von dem, was ich tat. Wie erschlagen, wie verblödet hielt ich inne, der Schlüssel war halb aus dem Loch gezogen, der Türflügel halb geöffnet und mein Körper war halb draußen und halb drinnen. So stand ich wie angewurzelt ohne ein Wort, ohne eine Bewegung, ohne einen Gedanken. Und ich hörte auch ihn hinter mir nicht sprechen, bemerkte auch an ihm keine Bewegung. Sicherlich war auch er von Erstaunen gelähmt. Ich wagte es nicht, mich umzudrehen. Wie lange jene gemeinsame Erstarrtheit aller unserer Lebensgeister gedauert hat? Ich weiß es nicht. Vielleicht wenige Sekunden. Aber mir schien es eine Stunde zu sein, und mir erscheint es noch heute so, wenn ich mich daran erinnere. Ich weiß auch nicht, ob ich der erste war, der sich bewegte oder zu sprechen begann. Ich weiß, daß ich mich in einem gewissen Augenblicke umgedreht habe und mit den Schlüsseln in der Hand, gerade aufgerichtet, auf der Türschwelle ihm gegenüberstand, ihm, der mich anblickte und stammelnd sagte:

„Entschuldigen, entschuldigen Sie, aber wie ist es, wie ist es möglich, daß Sie meinen Schlüssel...?"

Ich war gerade im Begriffe, meine Geistesgegenwart zurückzugewinnen, noch nicht ganz freilich, denn auch ich stammelte, als ich antwortete:

„Ich versuchte... versuchte... ob vielleicht... vielleicht zufällig der meinige..."

Er unterbrach mich mit einer Stimme, die plötzlich heiser und fließend geworden war:

„Nein, nein, entschuldigen Sie, lassen Sie mich sehen!"

Und entriß mir die Schlüssel. Meine Hand fiel schlaff herunter. Jetzt wurde er sarkastisch:

„Richtig, richtig", sagte er, indem er die Schlüssel prüfte, „dieser ist der Hausschlüssel, und dieser hier, genau so wie der meinige zur Wohnungstür, schau, schau!"

Und nach einer neuen Pause brach es plötzlich aus ihm heraus:

„Wie kommt es, daß Sie meine Schlüssel in Ihrer Tasche haben?"

Die donnernde Stimme erschreckte mich. Ich versuchte zu flüstern: „Hören Sie mich an."

Aber auch er schien von seiner eigenen Stimme erschreckt worden zu sein, denn er nahm sofort den früheren Ton wieder an:

„Schöner Zufall", sagte er, „sie passen gut, wie? ... Wer weiß, ob sie nicht alle beide passen ... Wollen Sie, daß wir einmal hinaufgehen... um auch den anderen zu probieren?"

„Nein, nein, Ingenieur, das ist nicht nötig."

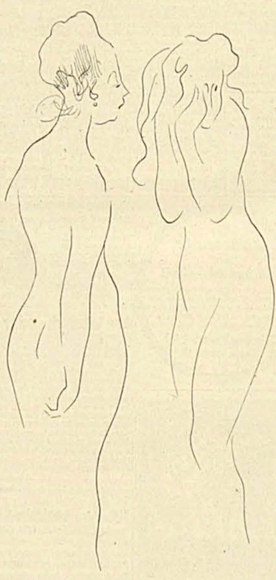
„Genug, sage ich: Sie haben mir noch nicht geantwortet."

Und er fuhr fort, mich mit schlagkräftigen Vernunftgründen in die Enge zu treiben:

„Sie schweigen. Nein, nein, Sie müssen antworten. Dieses also sind meine Haustür- und Wohnungsschlüssel. Sie tragen sie in der Tasche. Zu welchem Zweck? Das werden wir sehen. Sicherlich nicht, um mich zu besuchen. Nicht wahr? Nein." — Ich fuhr fort, beistimmend mit dem Kopfe zu nicken.

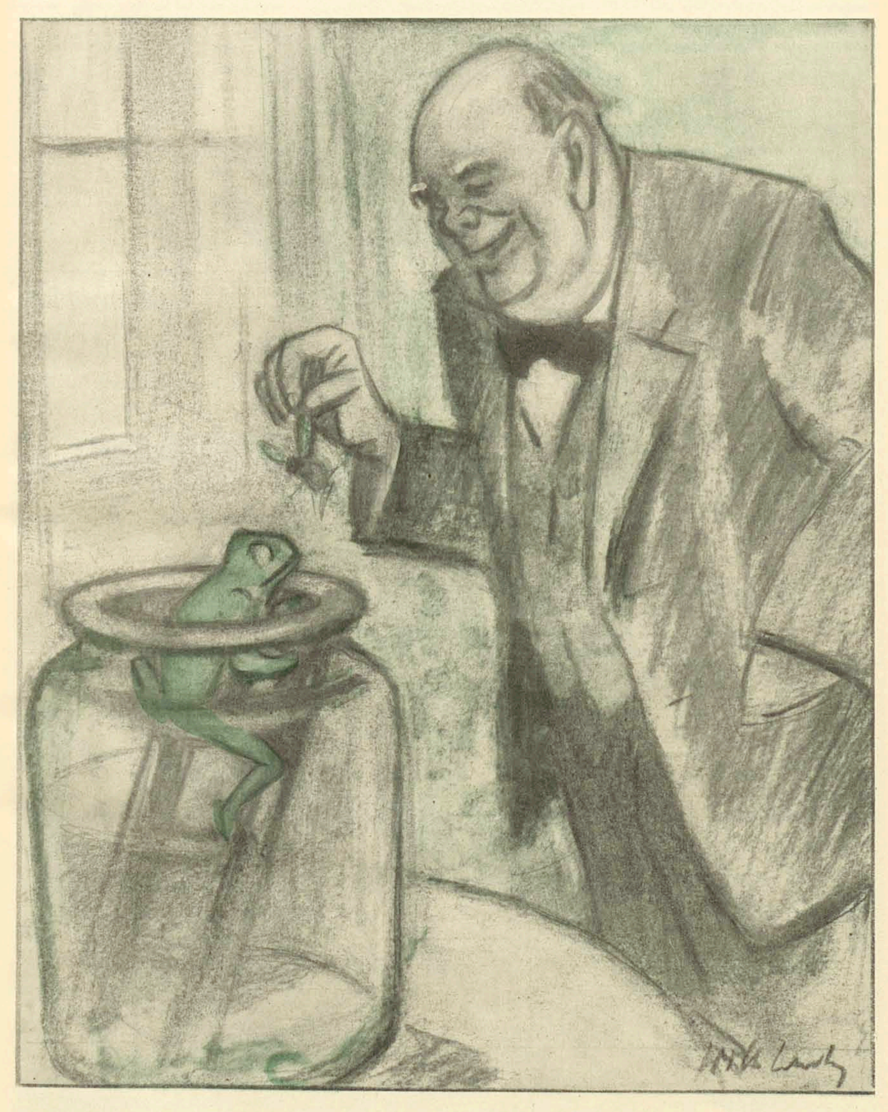
„Wir werden es schon sehen. Um wen zu besuchen ...? Mein altes Dienstmädchen? Nicht anzunehmen. Meine Schwägerin Ersilia, nein."

(Hch. Kley)



Churchills Wetterfrosch

(Wilhelm Schulz)



„Hier, mein Lieber, hast du eine besonders fette Fliege, du hast unserer Luftflotte zu einer großartigen Ausrede verholfen!"

La raganella meteorica di Churchill: "Eccoti, mia cara, una mosca straordinariamente grassa; tu hai procacciato alla nostra flotta aerea un magnifico sotterfugio!,,

„Ihre ..." — „... Nein, nicht wahr? Und dann also ... also dann .. "
Aber in mir war plötzlich der Strahl einer möglichen Rettung aufgeblitzt.
„Entschuldigen, entschuldigen Sie, erlauben Sie, daß ich Ihnen etwas sage ..."
„Reden, reden Sie nur." — „... daß ich Ihnen sage ... Aber nein, nein, ich kann es nicht."
„Ich glaube schon, daß Sie nicht können, aber bei Gott, Sie werden es sagen; Sie werden sprechen, müssen sprechen, sonst werden Sie etwas erleben, ich... ich..."
„Schwören Sie mir, Ingenieur, daß Sie es niemand weiter sagen werden..., daß Sie es zu keinem Menschen sagen werden..." — „Unverschämtheit!"
„Entschuldigen, entschuldigen Sie, Ingenieur... Ja, ich gebe zu ..." — „Feigling!"
„... ich gebe zu, ich war ... ich bin ... ich bin der Liebhaber ..." — „Ha! .."
„... der Liebhaber ... ihrer Fräulein Schwägerin!"
Ich schwieg und ließ Arme und Kopf sinken. Jetzt schien es, als habe ihn der Blitzstrahl getroffen.

Es folgte ein neues Schweigen, während dessen es mir gelang, mich wieder zurechtzufinden. Ich begriff, daß ich für den Augenblick gerettet war. Für die Zukunft, dachte ich, würde der liebe Gott weiterhelfen.
Nach einer langen Weile bewegte sich der Ingenieur: sein Gesicht, das ich im unbestimmten Lichte der Straßenlaterne sehen konnte, hatte sich wieder geglättet. Dann schob er seinen Arm unter den meinen, zog mich wieder auf die Straße, und nun gingen wir Arm in Arm auf dem Bürgersteige auf und ab. Ich ließ es geschehen, war zu keiner Handlung fähig, sondern ließ die Ereignisse auf mich zukommen.
„Ersilia!" rief er endlich aus. „Ich muß gestehen, daß ich mich wundere, daß ich mich sehr wundere... Wer hätte das von Ihnen gedacht... und auch von ihr... Ersilia!..."
Dann schwieg er wieder, und dann, als habe er einen plötzlichen Entschluß gefaßt:
„Herr Canòva ... sagen Sie mir ..." — „Cànova."
„In diesem Augenblick ist es wirklich einerlei. Herr Cànova, es scheint mir hier weder der Ort noch die Zeit zu sein, darüber weiter zu sprechen. Hören Sie also: ich bin ein verständiger Mann. Kommen Sie morgen vormittag um elfeinhalb zu mir... nein, nicht so... wie wäre es... könnte ich um diese Zeit zu ihnen kommen?"
„Bitte, bitte, Herr Ingenieur, es wird mir eine Ehre sein!"
Natürlich schloß ich in dieser Nacht kein Auge. Am nächsten Morgen, ich weiß nicht, warum, schien es mir nötig, mich sorgfältiger als gewöhnlich zu kleiden. Ich rasierte mich, setzte eine gewisse feierliche Miene auf und begann zu warten. Wie würde sich die sonderbare Lage, in der ich mich befand, lösen? Ich konnte es mir nicht ausdenken.
In dem Durcheinander meiner Gedanken wurde es elf Uhr, und er trat auch pünktlichst ein, er, der Ingenieur. Er trat mit einer zunächst undurchdringlichen, beinahe feierlichen Miene ein. Ich machte ein unbefangenes Gesicht, aber innerlich zitterte ich. Er setzte sich mir gegenüber und

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Brieianschrift: München 2 BZ, Brieffach
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 7 gültig ab 15. Okt. 1941. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

sah mich einen Augenblick prüfend an. Dann glätteten sich seine Züge allmählich. Er besänftigte sich, wurde wieder zutraulich wie gewöhnlich und lächelte mich schließlich an. Auch ich lächelte, ohne zu wissen warum.
„Da haben Sie ja ein tolles Ding gedreht", sagte er.... „Junge, Junge! Sie erlauben mir doch, die Sache so zu behandeln, nicht wahr?"
Ich stammelte: „Bitte, bitte." Er fuhr fort:
„Aber warum sprachen Sie nie vorher zu mir darüber? Und überhaupt, wozu solche Sachen... und so?... Gestern abend hatte ich beschlossen, zu meiner Frau nicht darüber zu sprechen und mich heute früh dann direkt an Ersilia zu wenden. Aber meine Frau war wach, als ich eintrat, weil ich klopfen mußte: sie sah mir gleich am Gesicht an, daß etwas vorgefallen sein mußte, und hat solange gequält, bis ich's ihr sagte. Nun ja, vielleicht bin ich ein wenig zu brutal gewesen. Aber Sie hätten sie sehen müssen, als ich ihr ohne irgend welche Umschweife sagte: ‚Weißt du, daß der Herr Cànova Ersilias Liebhaber ist?' Da ist sie wie elektrisiert aus den Kissen gefahren, hat mich einen Augenblick mit aufgerissenen Augen angestarrt und ist dann wieder zurückgefallen, die Hände auf das Gesicht gepreßt. Zuerst schien es mir, als ob sie schluchzte; dann hörte ich aber nichts mehr und nahm kaum noch eine Bewegung wahr. Ich hätte nie gedacht, daß diese Sache solchen Eindruck auf sie machen würde. Aber ich begriff dann sofort, daß sie alles wußte. Es warf sie um, verstehen Sie, mich so plötzlich dieser Tatsache gegenüber zu sehen und auch dem wenig schönen Anteil, den sie daran gehabt hatte. Sie sagte nichts mehr. Ich machte mich nun sofort daran, ihr zu erzählen, wie unsere Angelegenheit gestern abend verlaufen war, sprach von der Geschichte mit den Schlüsseln und von dem Bekenntnis, das Sie gezwungen waren, mir zu machen. Nach und nach beruhigte sie sich, um so mehr, als sie sah, daß ich als praktischer Mensch die Sache von der guten Seite nahm und die Absicht hatte, sie in der möglichst besten Weise zurechtzurücken. Ich habe ihr auch gesagt, daß Sie mich heute morgen hier erwarten. Aber sie hat durchaus nicht gewollt, daß ich mit Ersilia spräche. Ich habe Ihr, Clelia, versprechen müssen, sie allein mit der Schwester verhandeln zu lassen, und vielleicht hat sie recht gehabt. In diesem Augenblicke, in dem wir hier von ihnen reden, sprechen sie dort von uns... oder wenigstens ... von Ihnen."
Er lächelte mich an, gutmütiger und wohlwollender denn je. Ich schwieg weiter, und das war wohl das beste, was ich in jenem Augenblicke tun konnte.
„Und nun zu uns, lieber Freund. Wir wollen nicht rechten über das, was gewesen ist. Sie werden sich nicht wundern, wenn ich Sie nun frage, wie es unter guten Freunden und Ehrenmännern, die wir beide sind, üblich ist, welche Absichten Sie haben ..." — „... Aber gewiß, gewiß .."
So endete die letzte Liebe meines Lebens, indem sie mich in die Ehe geleitete. Gerade deshalb war sie die letzte. Nach Clelia habe ich nichts mehr von den Frauen wissen wollen, von keiner Frau, nicht einmal von meiner eigenen, der Frau Ersilia Cànova.
(Aus dem Italienischen von Mathilde Drangosch.)

Das sichere Zeichen

(K. Helligenstaedt)



„Du kannst ruhig noch auf eine Tasse Tee mitkommen, Kläre, — wenn Frau Müller mal den Sandeimer rausgestellt hat, ist sie auch schon schlafen gegangen!"

Il segno infallibile: "Puoi pur venire dentro tranquillamente con me, Chiara, ad una tazza di tè; una volta che la signora Müller ha messo fuori il secchio di sabbia, vuol dire che s' è già coricata!,,

München, 3. Dezember 1941
46. Jahrgang, Nummer 49

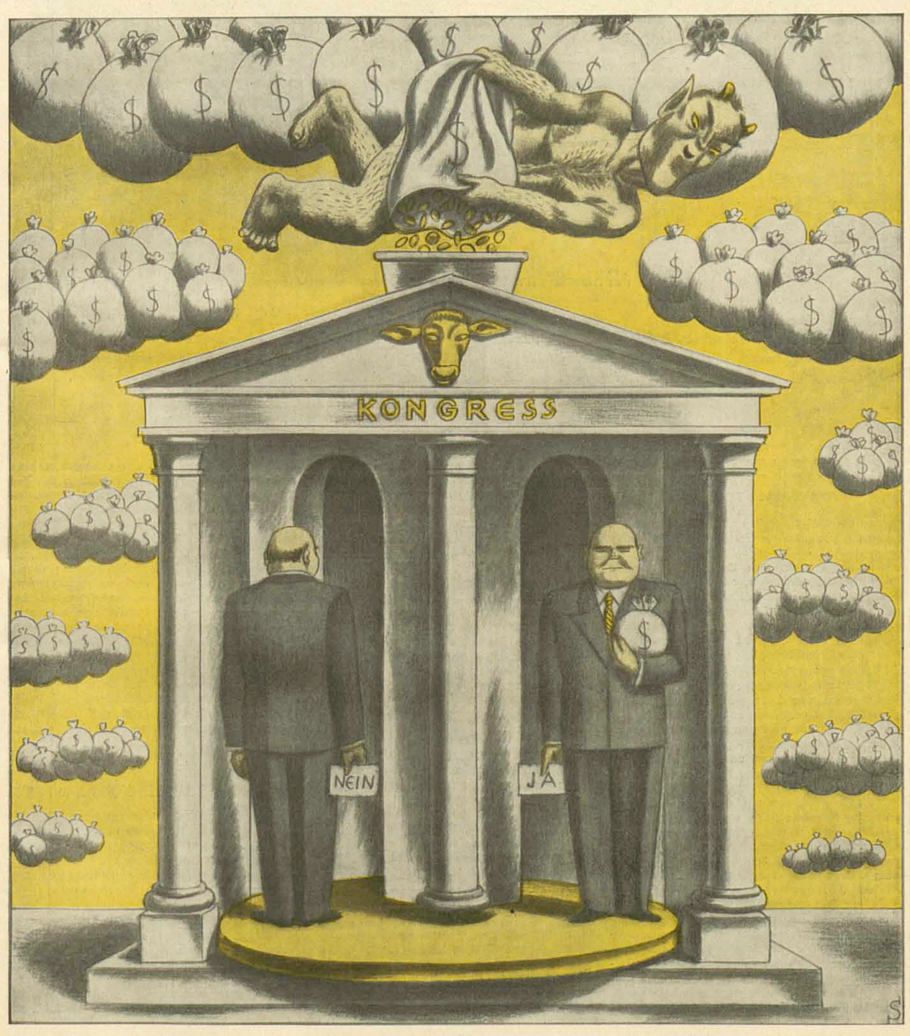
30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

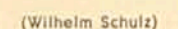
Roosevelts Abstimmungshäuschen

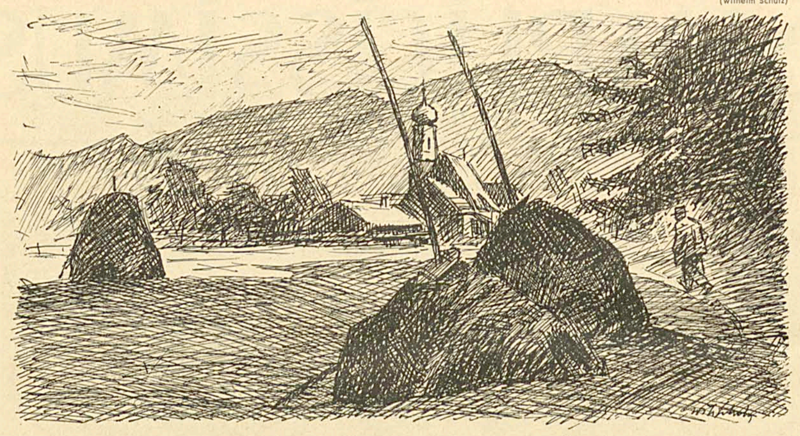
(Erich Schilling)



So ändert sich „infolge neuer Tatsachen" das Wetter!

L' edicola delle votazioni di Roosevelt: Così muta il tempo "a seconda dei nuovi fatti"!


(Wilhelm Schulz)



Herbstliche Einkehr / Von Hellmut Draws-Tychsen

Schau, das Gras ist noch grün!
Junge Frauen worfeln ernteschwere Erde,
Eine Kröte kriecht durch der Natur Verblühn.
Hör, mich grüßt das Wiehern meiner Pferde!

Zauberhaft verschwimmt der Sonnenball.
Hör, die letzten Schnitter
Dengeln ihre Sensen überall,
Denn, wenn Frost die Mahd trifft, wird es bitter.

Einmal zeigt sich doch der strenge Winter,
Wenn er auch auf sich läßt warten,
Hüllt die Saat in milden Sinter,
Wandelt uns zum Grab den Garten.

DER NACHGESCHMACK

VON WALTER FOITZICK

Kennen Sie das? Sie treffen einen Bekannten, der macht ein griesgrämiges Gesicht und achtet nicht recht auf das, was Sie reden. Wenn Sie ihn fragen, was er hat, sagt er: „Ach, Unannehmlichkeiten." Jawohl Unannehmlichkeiten, sagt er. Ich aber will Ihnen sagen, es hat einen Pfundskrach gegeben, und an diesem Krach kaut er herum. Er kommt ihm immer wieder hoch, wie das Futter einer Kuh, die auf der Wiese liegend behaglich verdaut. Er aber verdaut nicht behaglich, und liegt auch nicht auf einer Wiese, sonden läuft umher.

Der Pfundskrach ist so ganz nebenbei entstanden. Einer hat ihn vom Zaun gebrochen, das heißt eigentlich nicht vom Zaun, sondern vom Telefon. Der eine hat dies gesagt und der andere das. Und der eine hat geantwortet, er habe nicht das gesagt, sondern dies und daran könne sich der andere auch nicht erinnern. Dann gab eine Wut die andere und zum Schluß sagten sie beide etwas zu gleicher Zeit und das sagten sie viel lauter. Sie konnten sich gegenseitig gottlob nicht verstehen, sonst wäre der Krach noch pfundiger geworden. Das hat die Natur wohl mit Absicht so eingerichtet, daß zum Schluß beide gleichzeitig brüllen, denn es ist eine gütige Natur, die nicht will, daß die Menschen alles so deutlich hören, was so deutlich ausgesprochen ist. Da die Natur aber weiß, daß man den Menschen, die in Wut geraten sind, nicht ins Wort oder vielmehr ins Gebrüll fallen kann, hat sie sich kurzer Hand damit geholfen, daß sie beide gemeinsam brüllen läßt. Das hilft auch.

Also in diesem Zustand ist der Herr mit den sogenannten Unannehmlichkeiten, und in diesem Zustand wird er noch lange Zeit verharren, und, wenn es das Unglück will, wird er in diesem Zustand auch noch andere Telefongespräche führen und dann wird er viel zu bereuen haben oder er wird, um sich seiner Ausdrucksweise zu bedienen, noch mehr Unannehmlichkeiten bekommen.

Soll ich Ihnen aber sagen, was ihn am meisten ärgert? Die größte Wut hat er darüber, daß ihm das Beste zu sagen nicht rechtzeitig eingefallen ist. Ha, was könnte er jetzt erwidern, wissen Sie so ganz kühl und ruhig und treffend. Was für wundervolle Sätze formuliert er jetzt in Gedanken. Ja, das sind Sätze, Mustersätze für Anklage und Verteidigung. Er feilt immer noch daran, macht sie noch besser, noch schlagender. Ach, sein Gegner könnte einem geradezu leid tun, wenn man, wenn er was von diesen eleganten Abfuhren wüßte. Das alles würde er gar nicht brüllen, er würde überhaupt die Stimme nicht ein bißchen heben. Ja, wenn man so im Recht ist, braucht man die Stimme ja gar nicht zu heben. Er könnte jetzt einen prima Musterkrach vom Blatt schlagen, direkt aus der Partitur. Aber das schenkt einem das Schicksal nicht, man muß sich jeden Krach erkämpfen. Tja, das sind so Unannehmlichkeiten.

Zwischenspiel / Von Ratatöskr

Kahl steht der Garten und winterbereit.
Und die Gegenwart, ach, zieht ein krummes Maul.
Was spricht da der Weise?
»Well, du kannst mir gestohlen werden!«,
schlägt, so gut er's noch eben vermag,
einen schieflichen Purzelbaum
und begibt sich ins Passé défini,
in das definitiv Vergang'ne.

Ah – da ist es behaglich warm;
ah – da brätelt ein ewiger Sonntag;
ah – da duftet's nach Bratwurst und Veilchen,
duftet nach Hoffnung und Glück und wer weiß
was noch.

Augen auf und Ohren und Nase!
Dehne die Glieder, die Epidermis!
Atme, sauge, schnuppre das Dasein!
Pfeif' aufs Denken und vegetiere!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Herrgott von Bentheim – es hat geklingelt!

Und ein Herr X., eine Mademoiselle Y.
oder der Sekretär Z. steht am Pförtchen,
um ihn aus der Narkose zu wecken,
um ihm die Augen fürs Jetzt zu erschließen,
um ihm das Präsens ins Ohr zu träufeln,
um ihm ins Heute die Nase zu tunken!

*

MEIN FREUND JOHANNES

Martin war krank und mußte operiert werden. Es ging nicht gerade auf Leben und Tod, aber wir waren doch etwas besorgt und riefen deshalb seine Mutter an. Sie beruhigte uns. Die Operation sei gut verlaufen, Martin fühle sich recht wohl und wir könnten ihn besuchen. Wir taten es.

„Es ist nett von euch, daß ihr gleich angerufen habt. Man spürt doch gerne, daß man Freunde hat, die tief Anteil nehmen. — Na, nun ist ja alles gut gegangen. Aber was hättest du wohl gesagt, Johannes, wenn meine Mutter dir am Telefon berichtet hätte, ich sei gestorben?" fragte Martin.

„Na, was man dann so sagt. ‚Herzliches Beileid' wahrscheinlich", sagte Johannes. J. Bieger

Roosevelts Anzug

(O. Gulbransson)

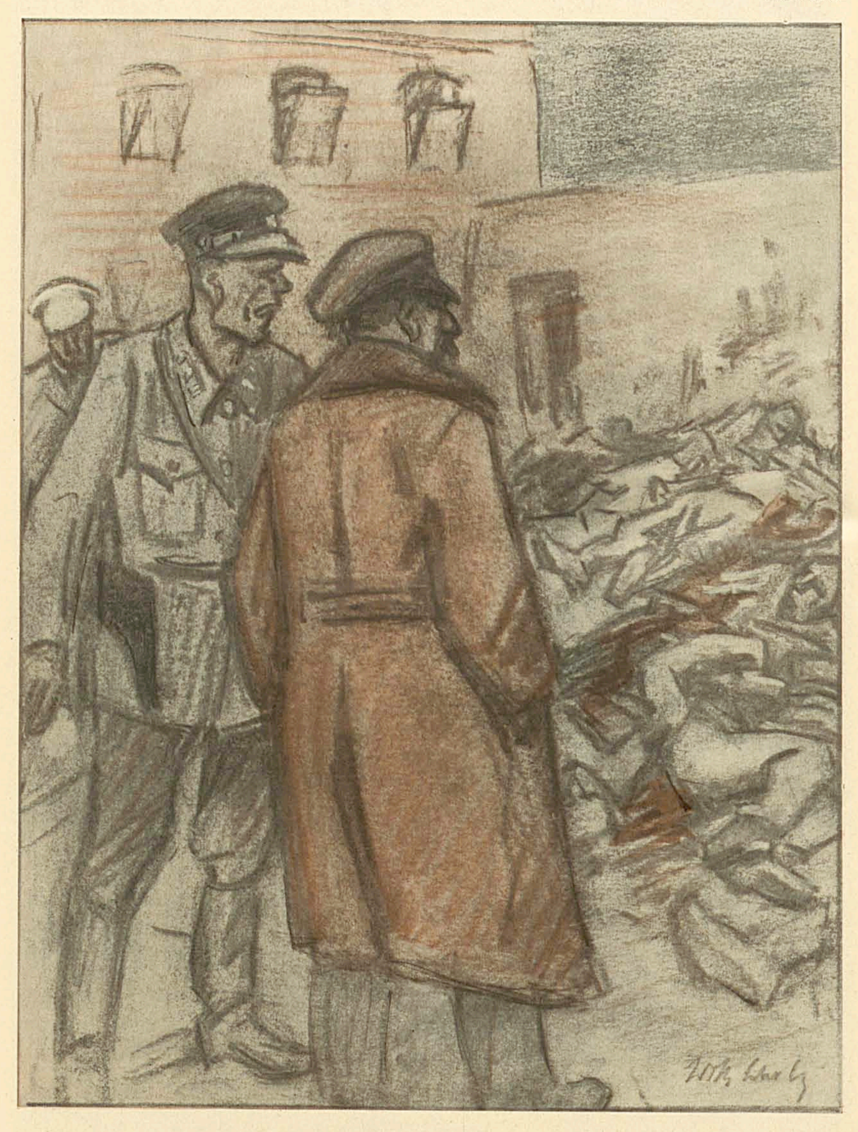


„Frack oder Smoking, Herr Präsident?" — „Geben Sie mir den Smoking, zu dem braucht man keine weiße Weste!"

Il vestito di Roosevelt: "Frack o smoking, signor Presidente?„ — "Datemi lo smoking; per questo non ci vuole il gilè bianco!"

Liquidierung in Moskau

(Wilhelm Schulz)



„Höchste Zeit, daß wir aus Amerika Munition bekommen, bevor sie uns ausgeht!"

Liquidazione a Mosca: "Urge l' invio delle munizioni dall' America, prima che ne restiamo senza!,,

AUS DEM TAGEBUCH EINES JUNGEN MÄDCHENS

VON FRANS VERACHTERT

Heute morgen kämmte ich meinen kleinen Bruder, bevor er zur Schule ging. Da sah er mich plötzlich an und sagte: „Ransee, deine Augen sind rot!" Ich wußte es, denn ich hatte die ganze Nacht geweint. Gestern war Jahrmarkt bei uns. Mein Vater wurde Vorsitzender der Innung, und es waren viele Leute im Hause. Es wurde gesungen, gelacht und getanzt. Einer spielte Ziehharmonika. Ich habe mit den andern gelacht und gescherzt, aber mein Herz war traurig.

Am Vormittag stand ich mit den andern Mädeln auf der Straße, um den Reitern entgegenzugehen. Ein Bursche aus der Gegend stellte sich zu uns und sagte irgend etwas Gleichgültiges. Er mag mich gerne, ich weiß es, aber ich ließ mir nichts anmerken. Er ist kräftig und klug, und ich mag ihn gern, aber ich liebe ihn nicht, ich will nicht, hörst du? Ich darf auch nicht!

Vor ein paar Jahren ist er nach Mecheln gegangen, zum Studium. Nun ist er wieder zu Hause, obgleich die Ferien noch gar nicht angefangen haben. Seine Eltern erzählen, daß er krank sei, aber das ist nicht wahr. Manchmal sehe ich ihn vorm Fenster, wie er zu uns herüberschaut, aber ich bleibe weit weg vom Fenster. Er darf nicht an mich denken und ich nicht an ihn. Ich bin doch schon verlobt mit einem jungen, schönen und klugen Menschen, der geschickt ist bei der Arbeit. Er ist ein Jahr älter als ich.

Hans wird aber nicht mehr zum Studium zurückkehren. Seine Haare trägt er jetzt anders als früher. Er ist ein schneidiger Kerl, aber ich darf nicht an ihn denken! Ich darf nicht!

Vielleicht bin ich ja so hübsch, wie man sagt, aber meine Eltern sind arm und schwerfällig. Ich bin seiner nicht würdig, denn seine Eltern sind klug und gebildet. Sie sind wohlhabend und haben nur drei Kinder. Hans wird eine Lehrerin heiraten oder so. Ich aber bin dumm und kann eben gerade lesen und schreiben. Kochen kann ich, ja, und nähen und mit Kindern umgehen, aber das ist auch alles. Außerdem habe ich schon vier Freunde gehabt. Nein, es geht nicht, aber... es tut mir so leid.

Voriges Jahr kam Hans zu uns mit Karten vom Studentenverein. Es sollte ein Schauspiel gegeben werden. Mein Bruder, mein Verlobter und ich saßen am Kaffeetisch. Es war Sonntag nachmittag, und die Tür stand offen. Es flogen viele Fliegen herum und mein Verlobter fing eine, die er auf meine Hand setzte. Ich lachte, aber Hans wurde rot. Er stotterte noch etwas, sagte, daß wir Karten bei ihm kaufen könnten und war weg.

Mein Bruder und Jef lachten über den blöden Kerl. Ich lachte vielleicht auch, aber als am Abend Jef mich küssen wollte, erschrak er, weil meine Wangen naß waren von Tränen. Als er mich fragte, sagte ich, daß ich Kopfschmerzen hätte. Da wurde er unruhig und dachte, es ginge mir wirklich nicht gut. Da wollte ich ihm alles erzählen, aber ich ließ es doch. Ich sagte ihm, es täte mir so leid, daß er wieder eine ganze Woche lang von mir ging. Ich log! Ich log! Aber ich mußte etwas sagen, denn es darf doch keiner wissen, daß ich den Hans lieb habe. Nein, ich liebe ihn nicht! Ich weinte nur aus Mitleid, weil er meinetwegen rot wurde. Ich werde das aber nicht wieder tun.

Im vorigen Jahr, als Hans noch ins Kolleg ging, fuhren wir mal ein Stückchen zusammen. Ich mußte Kücken holen, die er für uns bei Mensaert bestellt hatte, der eine Stunde von unserem Dorf entfernt wohnt, aber ich sagte, ich wüßte es nicht. Da gestattete meine Mutter, daß Hans mitfuhr.

Morgens nahmen wir unsere Räder und fuhren ab. Hans neben mir. Im Walde meinte er, es säße eine Raupe auf meinem Rücken, die er abnahm. Es saß aber überhaupt keine darauf, aber er streichelte ganz leicht meine Schulter und sah mich fortwährend an. Ich war glücklich und wußte nicht, warum. Bei der Fähre gab er mir mein Rad wieder und berührte dabei leise meine Hände, obwohl das nicht nötig war. So fuhren wir weiter.

Nicht weit von Mensaert, auf der Heide, wo man stundenweit sehen kann, zeigte er mir einen Kirchturm, der bestimmt drei, vier Stunden von uns entfernt sein sollte. „Siehst du ihn?" fragte er. Ich sah ihn sofort. „Nein", antwortete ich. „Dort", meinte er. „Ich sehe ihn nicht", sagte ich und suchte die Heide ab. „Dann laß uns mal absteigen ..." sagte er.

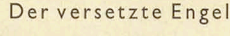
Er stellte sich neben mich, legte seinen Arm um meine Schulter und wies mit dem anderen nach dem Turm. Ich fühlte, wie sein Herz schlug, wie er sich umsah, und auf einmal... küßte er mich, lang und heiß. Wir waren glücklich, aber nein... ich darf nicht an ihn denken, ich will nicht! Damals war ich ja so dumm, so dumm, daß ich es geschehen ließ. Damals ... da war ich achtzehn Jahre alt. Am Sonntag nachmittag fuhr ich den kleinen Weg neben unserem Haus entlang, um die Hauptstraße wieder zu erreichen.

Hans saß auf seinem Zimmer und studierte, aber als er mich sah, setzte er sich vor das offene Fenster und schaute zu mir herüber. Dann sagten wir uns irgend etwas, aber nachher durfte ich das nicht mehr, denn ich hörte, wie seine Mutter ihn herunterrief. Es ist so dumm, ihn gernzuhaben, weil es nicht sein darf...

Gestern fuhr er zum Markt mit seinem Rad. Es wurde ein Film im großen Saal gezeigt, und mein Bruder erzählte, daß Hans neben Yvonne gesessen hätte, und daß sie sich scheinbar gut verstehen, die zwei. „Man sagt, daß er sehr verliebt in sie ist", erzählte er.

Da klagte ich über Herzschmerzen und sah nichts mehr. Später erwachte ich in meinem Bett. Ich fühlte nichts und bat, mich allein zu lassen. Und da habe ich die ganze Nacht geweint, weil ich den Hans so gern habe... so sehr, sehr gerne... und weil er nicht für mich bestimmt ist, und ich nicht für ihn...

(Berecht. Übertrag. a. d. Flämischen — Interpreß.)



Der versetzte Engel

(Fr. Bilek)



L' angelo lasciato in asso

Der Verwöhnte

(R. Kriesch)

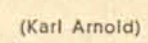


„Dein Kavalier von Gegenüber schaut heute aber mit höchst verdrossenem Gesicht aus dem Fenster!"
„Das glaub ich — du versperrst ihm ja auch die ganze Aussicht!"

Il viziato: "Il tuo cavaliere di vis-à-vis guarda oggi fuori dalla finestra con una faccia tanto scontenta!,,
"Eh sfido io! Tu gli rubi anche tutta la visuale!,,

Humor ist, wenn man trotzdem lacht

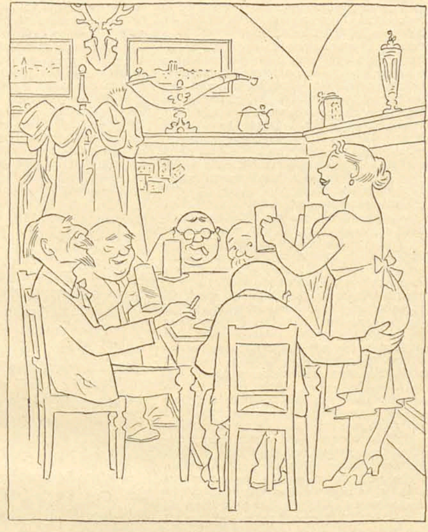
C' è buon umore quando, a dispetto di tutto, si ride



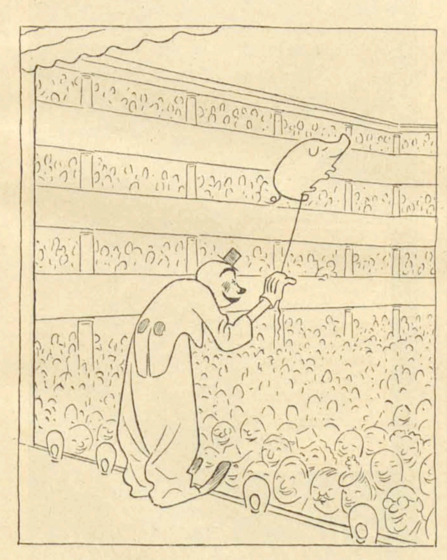
(Karl Arnold)



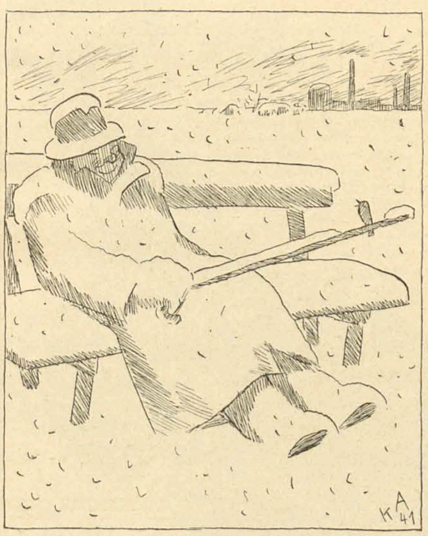
Ein Witzmacher — Un faceto



Ein Spaßmacher — Un burlone



Ein Komiker — Un comico



Ein Humorist — Un umorista

FRAU, AUF UMWEGEN GEFUNDEN

VON JOSEF ROBERT HARRER

Einige Tage nach seiner Hochzeit, die alle Leute überrascht hatte, traf sich der Schriftsteller mit seinen Freunden. Er mußte erzählen.

„Es ist ein paar Monate her; ich war in die Arbeit vertieft, als die Post kam. Ohne sie anzusehen, legte ich sie beiseite und arbeitete weiter. Dann kam noch ein Anruf. Kurz, ich machte mich erst am Nachmittag über die Post. Mechanisch öffnete ich die Briefe. Da fand ich ein kurzes Schreiben, über das ich nur den Kopf schütteln konnte.

‚Quälgeist! Deine Zudringlichkeit wird immer unerträglicher! Es ist fürchterlich mit Dir! Aber damit Du nicht am Leben verzweifeln mußt, will ich mich mit Dir treffen! Komm um sechs Uhr ins Stadtparkcafé! Pünktlich, ja! Irma.'

Ich soll ein Quälgeist sein, dachte ich. Wer war übrigens diese Irma? Ich sah mir den Briefumschlag an; da bemerkte ich, daß der Brief nicht für mich bestimmt war, sondern für den Herrn Friedrich Koll, ein Stockwerk tiefer. Der Briefträger hatte das Schreiben irrtümlich zu meiner Post gegeben. Ich lächelte. Ich kannte Herrn Koll, der erst kürzlich das Zimmer in meinem Wohnhaus gemietet hatte, nur flüchtig vom Sehen. Er sah gar nicht danach aus, daß er eines Fräulein Irmas wegen am Leben verzweifelte. Nun, er sollte nicht verzweifeln! Es war erst fünf Uhr. Ich wollte den Brief Herrn Koll einhändigen, aber er war nicht zu Hause. Seine Zimmerfrau wußte nur, daß er aufgeregt fortgegangen sei, wohin das wisse sie nicht. Es blieb mir also nichts anderes übrig, als selbst das Stadtparkcafé aufzusuchen. Wie fand ich nun dort unter den mehreren einsamen Mädchen die Irma heraus? Nicht nur in einer erfundenen Kurzgeschichte, auch im Leben hat der Oberkellner gegen ein Trinkgeld die Möglichkeit, eine Irma ausfindig zu machen. So geschah es auch. Ich trat an den Tisch des hübschen Fräuleins und sagte: ‚Herr Koll kann leider nicht kommen! Ihr Brief —' Das Fräulein wurde über und über rot und sagte hastig: ‚So! Zuerst bestürmt er mich mit Briefen! Und wenn ich endlich einverstanden bin, schickt er einen Vertreter! Aber das —'

Und sie sprach, sprach immer hitziger, ohne mich zu Wort kommen zu lassen. Sie gefiel mir. Ich dachte: Wenn das Schicksal ihren Brief in meinen statt in den Besitz des Herrn Koll gibt, dann hat das auch einen Zweck."

„Wir wissen alles!" unterbrach ihn einer der Freunde. „Du hast Irma im Glauben gelassen, daß dieser Herr Koll auf sie verzichte. So hast du selbst ein hübsches Mädchen kennengelernt! Aber ich muß schon sagen, daß es nicht gerade anständig von dir war, wenn auch in Dingen der Liebe alle Waffen erlaubt sind!"

„So lernte ich wirklich meine Frau kennen!" erwiderte der Schriftsteller lächelnd.

„Nun, was wir vermuten! Du hast Irma geheiratet!"

„Irma? Nein! Schließlich siegte doch das, was du Anständigkeit nennst. Und schließlich war Irma so müde, daß auch ich reden konnte. Ich erklärte ihr den Zusammenhang. Da leuchtete ihr Gesicht. ‚Ach, der arme Friedrich!' seufzte sie. ‚Was mache ich nur? Er glaubt, ich sei auf ihn böse! Oh, er tut sich etwas an!'

Sie sprang auf und lief davon, mich allein mit ihrer unbeglichenen Zeche zurücklassend. Sie wartete, wie ich später erfuhr, vor meinem und Friedrichs Wohnhaus, bis er heimkam. Die beiden sind jetzt das glücklichste Liebespaar. Mich nennen sie nur ihren Retter und Gönner! ... Aber das Schicksal belohnte mich doch. Im Stadtparkcafé saß am Nebentisch eine junge Dame, die zu kichern begann, als Irma so plötzlich aufsprang und fortlief. Ich fragte, ob sie mich auslache. ‚Erraten!' erwiderte sie. Wir kamen ins Plaudern. Ob ich nur in den Liebesdingen anderer vermittle und selbst immer zwischen zwei Stühlen sitze, fragte sie. Ich seufzte. Das sei oft das Los der Schriftsteller. Auch in ihren Geschichten ergehe es den ersonnenen Gestalten glücklicher als den armen Dichtern selbst. Ja, so plauderten wir und —"

„Sie wurde deine Frau!" meinte der, der einem immer so gerne ins Wort fällt und alles weiß, ohne daß er bis zum Schluß zuhört. Der Schriftsteller schüttelte den Kopf.

„Nein, Susi war ja bereits verheiratet! Sie wurde meine Schwägerin!"

„Ah, es kam dann ihre Schwester ins Café und diese —" — „Wieder daneben geraten, mein Bester! Ihr Mann kam mit seiner Schwester und diese ist jetzt meine liebe, auf so merkwürdigen Umwegen gefundene Frau!"

Litfaßsäule / Von Albert Hiemer

Eine große Zigarette,
ein Konzert, Waschmittel bunt,
und dazwischen eine nette
Tänzerin auf gelbem Grund.

Oh, wie scheint ihr Kleid im matten
Rot. Ihr Schuh ist silberlich.
Manchmal spielt des Baumes Schatten
drüber hin. Dann regt sie sich.

In der Nähe Häuserzeilen,
eines Rasenstückes Zier.
Gegen acht Uhr kommt zuweilen
irgendwer und wartet hier.


himke faber
DEYLE 1880
DEYLE ALTBRAND
DIE DEUTSCHEN
WEINBRANDMARKEN
DEYLE
‚1880'
‚ALTBRAND'
Früher JACOBI
AUS DER WEINBRENNEREI
G·F·DEYLE A·G·STUTTGART


ECHT TÜRKISCHE TABAKE
ATIKAH-CIGARETTEN
AUSLESE
Lieber weniger -
aber gut!
ATIKAH 5 Pf


Lohse
Uralt Lavendel
Der Duft
nach Sauberkeit
und Frische
Uralt Lavendel
Lohse
Uralt Lavendel


TRILYSIN
Trilysin
Ihren Händler trifft keine Schuld,
wenn Sie Trilysin seltener erhalten. Wir müssen wichtige Rohstoffe sparen helfen, die heute größeren Aufgaben dienen.
1. Zur Kräftigung des Haarwuchses
2. Gegen Schuppen und Haarausfall
3. Gegen schädliche Haarparasiten

LIEBER SIMPLICISSIMUS



Scholz und Bolz sitzen beisammen. Seufzt Scholz: „Für Weihnachten habe ich nur einen Wunsch!" Fragt Bolz: „Und der wäre?" „Vorüber soll's sein!" F. H.

Pennemann hat sich beim Hausarzt Rat geholt, wie er seinen kranken, mißmutigen Bengel behandeln und beschäftigen kann.
„Wenn ich sie richtig verstanden habe", sagt er noch im Hinausgehen, „soll ich den Bengel nicht schlagen, sondern mich von ihm schlagen lassen — doch warum?" — „Weil es ihm sicher mehr Spaß macht!" rief der Arzt ihm lachend nach.
„Mensch, Doktor!" trat ein Bekannter, der dies gehört hatte, auf ihn zu, „von seinem Sohn schlagen lassen, weil es dem mehr Spaß macht!"
„Na und, was ist denn schon dabei?"
„Na, hören Sie mal! Wie kann man mit der väterlichen Autorität nur ein solches Spiel treiben!"
„Aber lieber Freund, sie haben als Junge bestimmt auch mal ihren Vater im — Halma geschlagen!" H.N.

Es war im Winter auf der Reichsautobahn von Reichenhall nach München. Wir fuhren nach München und kamen gerade an den Irschenberg. Dort lag am Rande der Bahn ein bis zur Unkenntlichkeit demolierter Personenwagen. Kühler, Motorhaube, Verdeck und Karosserie waren eingedrückt und total verbogen; die Windschutzscheibe und sämtliche Fenster waren zerbrochen. Von den beiden Insassen war der Lenker des Fahrzeuges erheblich verletzt. Er war von gerade an die Unfallstelle gekommenen Wehrmachtangehörigen verbunden worden und konnte sich, nachdem er längere Zeit bewußtlos gewesen war, nun eben mit Mühe aufrechthalten. Seine Begleiterin, eine junge Dame, hatte wie durch ein Wunder sehr wenig abbekommen. Sie war frisch und munter als sie zum Verbinden an die Reihe kam, hob nur leicht den Rock und da zeigte sich am Knie eine freilich handgroße, aber ganz oberflächliche blutunterlaufene Hautabschürfung. Als dies der schwerverletzte Mann sah, sagte er mit allen Anzeichen des Schreckens: „Um Gottes willen Bobbie, Bobbie, ja wie ist denn das passiert?" S.



Dirndl-, Trachten-, Dekorations-, Bezugs-Stoffe

Aus eigener Erzeugung

Bäuerlicher Hausrat

München, Residenzstraße 3, an der Hauptpost, Telefon 24305





Schöne Beine können entzücken,

doch **Alles-Kitt** beglückt stets als vollendeter Klebstoff!

Die ganze Familie freut sich an den vollendeten Reparaturen des vielgerühmten **Alles-Kitt!**

Sprachen auf neue Art!

Ohne mechanisches Wörterbüffeln

Dr. Heil's Sprachen-Neusystem

Schnellmethode zum Selbststudium

für Englisch – Französisch – Italienisch

Lesen Sie hier, was unsere Kunden schreiben:

Das Gelesene prägt sich spielend leicht ein

Dr Heil's Schnellkurs Italienisch übertrifft bei weitem all meine Erwartungen. Ich habe eine kleine Dorfschule besucht und hatte keinen Schimmer von Fremdsprachen Erst nachdem ich mich mit einer italienischen Familie sehr gut angefreundet hatte, kam in mir der Wunsch auf, auch die italienische Sprache zu beherrschen Ich habe nicht immer regelmäßig gelernt, sogar manchmal tagelang ausgesetzt Lernen ist gar nicht das richtige Wort, man braucht weder auswendig zu lernen, noch Vokabeln und grammatische Regeln pauken noch irgendwelche Vorkenntnisse oder eine besondere Begabung zu besitzen. Man liest, und das Gelesene prägt sich spielend leicht ein Meine italienischen Freunde waren überrascht über meine schnellen Erfolge, besonders über die gute Aussprache. Auch bin ich in der Lage, italienische Zeitungen zu lesen und Briefe zu schreiben. Ich habe es selbst nicht für möglich gehalten, daß man in so kurzer Zeit eine fremde Sprache lernen kann. Mit gutem Gewissen kann ich jedem dieses einzigartige Werk weiterempfehlen

Radebeul I, den 29 April 1941 — Margot Henning, Radebeul I Lessingstraße 7

Kein Auswendiglernen von Vokabeln

Ich finde Ihr Neusystem insofern unübertrefflich, als das Auswendiglernen von Vokabeln und grammatischen Regeln ganz ausgeschaltet ist, denn der Lehrstoff prägt sich in seinem Aufbau ganz von selbst dem Gedächtnis ein. Der behandelte Stoff wird in interessanter Weise gebracht und kann restlos im praktischen Leben verwendet werden

St Pölten 15. Jan 1940. Josefstr 57. — Adalb. Redl, Hauptschuldirektor i. R.

Das ist die neue Art mit dem neuaufgebauten Plan:

Vom ersten Augenblick an tritt Ihnen hier die fremde Sprache nicht mehr als eine Sammlung toter Vokabeln entgegen, sondern so wie sie wirklich und täglich in lebendiger Rede und Gegenrede gesprochen und gebraucht wird. **Jedes mechanische Auswendiglernen fällt fort,** denn eine wortverwandt neugestaltete Wechselwirkung zwischen Fremd und Muttersprache verankert das Sprachgut Dies vollzieht sich nach einem neuartigen Plan von Wiederholung, der bewirkt, daß Ihnen der Sprachstoff ohne mechanisches Auswendiglernen zufließt Gleich einer interessanten Lektüre, die unterhält, anregt und erfreut, geht die Aneignung der Umgangssprache kurzweilig vor sich **Keine Vorkenntnisse sind nötig.** Volksschulbildung genügt vollauf, weil die Durchnahme gemäß unserer Anweisung ohne Hindernis vor sich geht Eine ganz einfache Schlüsseltechnik befähigt Sie leicht und von Anfang an, unsere Texte zu lesen, zu sprechen und zu schreiben.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen / Die Einführungsbroschüre über Dr. Heil's Sprachen-Neusystem erhalten Sie auf Anforderung gratis

Fortschritt-Sprachenverlag Richard Pille / München 15, Schwanthalerstr. 99

Neuen Lebensmut bei Asthma u. Bronchitis

Breitkreutz-Asthma-Pulver zum Einnehmen

Wirkt anfallbeseitigend - lösend - beruhigend - guter Nachtschlaf. **Best begutachtet - langjähr. erprobt - begeist. Anerkennungen.** Überzeugen Sie sich von der Wirkung - **Packg. RM 1,46 in Apoth.** Falls nicht erhältl. oder wegen Broschüre schreibe man an Hersteller **Breitkreutz K. G., Berlin-Tempelhof 23 C Rumeyplan 46**

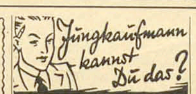


geschlafen – gut gelaunt!

So sollten Sie erwachen, mit Frohsinn und mit Lachen! Sorgen Sie nur für ungestörten Schlaf durch **OHROPAX-Geräuschschützer** Weiche, formbare Kugeln zum Abschließen des Gehörganges. Schachtel mit 6 Paar RM. 1,60

Apotheker Max Negwer, Potsdam 79





Ein neuartiges Kassettenwerk im Taschenformat von hervorragenden Fachleuten

Für Selbstunterricht und alle, die ihr kaufmännisch. Wissen zeitgemäß auffrischen wollen. - Kaufmannsgehilfenprüfung - Bewerbung - Deutsch - Zeichensetzung - Einfache Geschäftsbriefe - Schwierige Briefe - Einf. i. d. dopp. Buchhaltung - Buchhaltungsform. u. Buchhaltungsabschluß - Bilanzen lesen - 1x1 d. kaufm. Rechnens - Zins-, Disk.- u. Kontokorrentrechnen - Verkauf: Einzelhandel - Reisender u. Handelsvertreter - HGB. - Zahlungsverkehr - Maschinenschreiben. - 16 Hefte in Kassette nur RM 7.10. Nachn. 30 Pf. mehr. Auch Monatsrat. von RM 2.- an. Erfüllungsort Leipzig. Buchhandlg. Gustav Weigel, Gegr. 1874, Leipzig C 1 S, Lange Str. 22, Postscheck Leipzig 1027

Abenteuer- und Kolonialromane

6 Romane voll spannender und dramatischer Schilderungen

Berge-Lanier, Der Perlentaucher. Abenteuer aus der Südsee / **Fussenegger,** Der Brautraub / **Reitzenstein,** Goldgräbergeschichten / **Gaertner,** Kampf um Raum und Brot. Deutsches Soldatentum in Südwestafrika / **Hietzig,** Blaue Klippe. Farmerroman aus Deutsch-Südwestafrika / **Mac Lean,** Unser Kamerun von heute. Ein Fahrtenbuch.

Alle 6 Bände gebunden zum Preise von RM. 27.80 einschl. Versandspesen gegen Monatsraten von nur . . . . RM **4.-**

Erste Rate bei Lieferung.
Erfüllungsort: Berlin-Lichterfelde.

R. Wichert Buchhdlg. **Berlin-Lichterfelde 1 R**

Seidige lange Wimpern



u. **Augenbrauen** verleihen dem Gesicht den Ausdruck vollendeter Schönheit. Mit **„SCHEUFEN'S WIMPER-BALSAM“** erreichen Sie nach **kurzem** Gebrauch verblüffenden Erfolg. — Schützt vor Enttäuschung. **PREIS** mit Wimpernbürste . . . . RM. 2.10 2 Packungen . RM. 3.50 Fordern Sie **kostenlose** Broschüre über Haarentfernung, Spezial-Haarkräuselessenz, Hautpflege, Luxusparfums, Mitesser, Sommersprossen usw. usw.

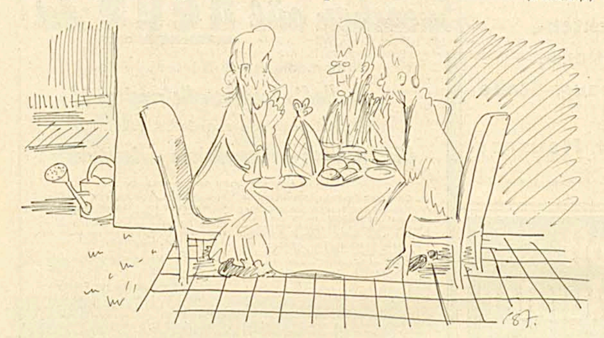
LEO SCHEUFEN. Laboratorium KÖLN-LINDENTHAL 14, Bachemer Straße 66

Empfehlt den „Simplicissimus“



Rückschau — Sguardo retrospettivo

(C. Sturtzkopf)



„... und dann muß ich sagen: wir waren auch mal jung, aber es ist uns schwer gefallen!"

"... e poi devo dire: Anche noi fummo una volta giovani; ma quelli erano tempi ben difficili per noi!„

ALLE BLONDEN FRAUEN GEHÖREN MIR

VON ERIK STOCKMARR

Ich erinnere mich noch ganz genau an — die Geschichte mit den blonden Frauen.

Es war in meiner grünsten Jugend. Mein Freund Hasse und ich reisten mit einem Zeltzirkus in Schweden herum, um das Leben der Artisten zu studieren. Um uns in irgendeiner Weise nützlich zu machen, arbeiteten wir als Zirkusdiener. Als Zirkusdiener zu arbeiten ist nicht so ganz einfach und gar keine bequeme Beschäftigung. Den ganzen Tag muß man mit am Auf- und Abbau des Zirkus arbeiten, und am Abend, während der Vorstellung, läuft man mit Pferden, Kamelen und Löwen und allen möglichen Requisiten hin und her. Außer diesen anstrengenden Pflichten mußten Hasse und ich, ebenso wie die Artisten, von 7 bis 8 Uhr am Eingang des Zeltes stehen, um den Leuten ihre Plätze anzuweisen. In einer schönen, roten Uniform mit goldenen Schnüren standen wir da und fühlten uns wie der Direktor selbst. Das Anweisen der Plätze war so geordnet, daß jeder von uns die Aufsicht über zehn Bankreihen führte. Wenn die Leute zum Zirkus kamen, war es unsere Pflicht dafür zu sorgen, daß sie die richtigen Plätze bekamen. Doch Hasse und ich erfüllten diese Pflicht nur schlecht, wir sorgten nämlich dafür, daß alle die schönen, jungen Mädchen, die die Vorstellung besuchten, auf die Bänke, bei denen wir Aufsicht führten, placiert wurden, ohne Rücksicht darauf, ob sie Billetts für unsere Plätze hatten. Falls ein hübsches Mädchen zum Beispiel eine Karte für die Galerie gekauft hatte, wiesen wir ihr ohne weiteres einen Platz in unserer Domäne an. Damit hatten wir keine Schwierigkeiten, denn es war niemals ausverkauft. Dieses Arrangement hatte nur den Zweck, so viel weibliche Schönheit wie möglich auf unseren Plätzen zu sehen. Das machte uns Spaß; wir sammelten schöne Frauen, geradeso wie andere Briefmarken sammeln. Hasse liebte die mit dunklen Haaren; wenn er ein Mädchen mit schönen, dunklen Haaren sah, sagte er: „Die will ich haben", und dann nahm er ihre Karte und begleitete sie zu seinem Harem im Parkett links.

Ich habe immer eine Vorliebe für blonde Frauen gehabt, deshalb wurden alle Blondinen für mich reserviert und sollten in meinem Harem — im Parkett rechts — sitzen. Diese Ordnung war ein freundschaftliches Übereinkommen zwischen Hasse und mir.

Eines Tages, als wir in einer kleinen Stadt in Südschweden angekommen waren, mußte unsere Freundschaft aber eine harte Probe durchmachen, und die konnte sie nicht bestehen. Wie gewöhnlich standen wir am Abend vor dem Eingang des Zeltes und hatten unsere wachsamen Augen auf die schönen Mädchen gerichtet. Da plötzlich tauchte zwischen den Leuten ein Wunder von einem Mädchen auf. Sie war von einem alten Herrn, den wir für ihren Vater oder Onkel hielten, begleitet. Mein Herz klopfte heftig. So ein reizendes Mädchen hatte ich nie gesehen. Heute jedenfalls nicht. Hasses Augen strahlten, und ich merkte, daß auch sein Herz heftig klopfte: „Die will ich haben", sagte er mit Begeisterung in der Stimme. „Aber sie gehört doch mir", erwiderte ich, „sie ist blond, und alle blonden Frauen gehören mir."

Hasse sah mich böse an, und ich sah ihn böse an. Nachdem wir uns eine Weile gegenseitig wütend betrachtet hatten, geschah etwas Unerwartetes. Der Zirkusdirektor, der am Zelteingang stand, war augenscheinlich ein Bekannter von dem alten Herrn und seiner wunderschönen Begleiterin, denn er kam ihnen entgegen und grüßte sie herzlich. Dann ging er mit den beiden zu mir hin, und nachdem er mir sie als Herrn Carlsson und Tochter vorgestellt hatte, bat er mich, die Herrschaften ins Parkett zu begleiten und ihnen zwei Plätze anzuweisen. Mein Herz klopfte noch heftiger. Hasse war ganz blaß vor Wut. Die junge Dame war schön wie ein sonniger Frühlingstag. Sechzehn Jahre alt war sie, oder siebzehn vielleicht. Ihr Vater war der Rektor des Gymnasiums in der Stadt. Tusnelda hieß sie. Ein wunderschöner Name, nicht wahr? Ich war bis über die Ohren verliebt; in den vergangenen acht Tagen hatte ich nur zwei Mädchen so wahnsinnig geliebt. Sie werden verstehen, lieber Leser, daß ich meine Aufgabe mit größter Sorgfalt ausführte. Ich begleitete Tusnelda und ihren Vater ins Parkett und setzte sie in die erste Reihe meiner Sammlung von blonden Mädchen. Hasse schäumte vor Raserei.

Als die Pause eintrat, und die Leute in den Stall gingen, um die Tiere zu besichtigen, benutzte Hasse diese gute Gelegenheit, um sich an mir zu rächen. Er ging zum Rektor hin und stellte sich als Führer für ihn und seine Tochter zur Verfügung. Es würde ihm eine große Freude sein, sagte er, den Herrschaften die Tiere zu zeigen. Auch ich hatte den Wunsch, diesem wunderbaren Mädchen die Tiere zu zeigen, und ich stellte mich deswegen auch als Führer zur Verfügung. Also begleiteten wir beide unsere Gäste in den Stall und zeigten ihnen all die Sehenswürdigkeiten, während wir allerlei über die Tiere und das Zirkusleben erzählten. Da ich bemerkte, daß der Rektor ein besonderes Interesse für die Löwen hatte, erklärte ich ihm, daß Hasse eine Menge hochinteressanter Sachen über sie zu erzählen wüßte. Der Rektor ging sofort zu Hasse hin, und ich nahm Tusnelda unter den Arm und ging mit ihr in den Pferdestall, wo ich ihr ein schönes, weißes Pferd zeigte. Ich war der Meinung, daß ich ihr nicht mehrere Pferde zu zeigen brauchte, denn ein Pferd ist ja gerade so wie das andere, und da ich die kurze Zeit ausnützen mußte, fragte ich sie mit zitterndem Herzen, ob ich sie am nächsten Tage treffen könnte. Wir könnten uns z. B. im Hotel „Schweden" treffen, um 4 Uhr, schlug ich vor, um dort eine Tasse Kaffee zu trinken. Sie errötete und lächelte lieblich: „Vielleicht", sagte sie und guckte mich mit ihren schönen, blauen Augen schelmisch an.

Ich war ganz außer mir vor Freude. Glücklich brachte ich meine Prinzessin zu ihrem Vater, der noch mit Hasse zusammen bei den Löwen stand, zurück.

Am nächsten Tag um 3 Uhr machte ich mich fertig, um meine Geliebte zu treffen. Ich hatte eine schöne, dunkelrote Rose im Knopfloch und Brillantine im Haar. Als ich aus meinem Zirkuswagen heraustrat, traf ich Hasse, der auch eine Blume im Knopfloch hatte: „Wo gehst du hin?" fragte ich.

„Wo gehst du hin?" fragte er.

„Zur Stadt", antwortete ich, „ich habe ein Stelldichein mit dem schönsten Mädchen der Welt."

„Ich auch", sagte er lächelnd.

„Und wann wirst du sie treffen?"

„Um 4 Uhr."

„Hat sie schwarzes Haar, deine Geliebte?" fragte ich, denn ich war ein bißchen mißtrauisch geworden.

„Nein, sie ist blond, blond wie das Buchenlaub im Mai."

„Das Buchenlaub ist nicht blond, sondern grün, und übrigens gehören alle blonden Frauen mir."

„Sie aber nicht", sagte Hasse.

„Wie heißt sie?" fragte ich neugierig.

„Tusnelda." — „Tusnelda?" — „Ja."

„Meine Geliebte heißt auch Tusnelda", sagte ich, „wir haben ein Stelldichein um 4 Uhr im Hotel Schweden."

„Du lügst", rief Hasse, „sie hat versprochen, mich dort zu treffen, ich habe es selbst vorgeschlagen. Um 4 Uhr soll es sein."

„Aber Tusnelda hat mir den Vorschlag selbst gemacht, mich zu treffen", sagte ich.

„Du lügst!"

„Ich lüge nicht", antwortete ich, „und jedenfalls gilt die Verabredung mir, sie liebt mich — wahnsinnig liebt sie mich."

„Idiot!" rief Hasse.

Eine Stunde gingen wir nebeneinander, ohne ein Wort zu reden. Dann kamen wir endlich zum Hotel. Es war Punkt 4 Uhr. Wir gingen in die Vorhalle hinein und setzten uns in die Lehnstühle.

„Jetzt bleiben wir hier", sagte ich, „und wenn Tusnelda kommt, sagen wir kein Wort, sie soll selbst ihre Wahl treffen. Derjenige von uns, dem sie zuerst die Hand reicht, ist ihr Geliebter. Abgemacht?"

Hasse nickte: „Sie wird aber mich wählen", meinte er, „sie liebt mich wahnsinnig."

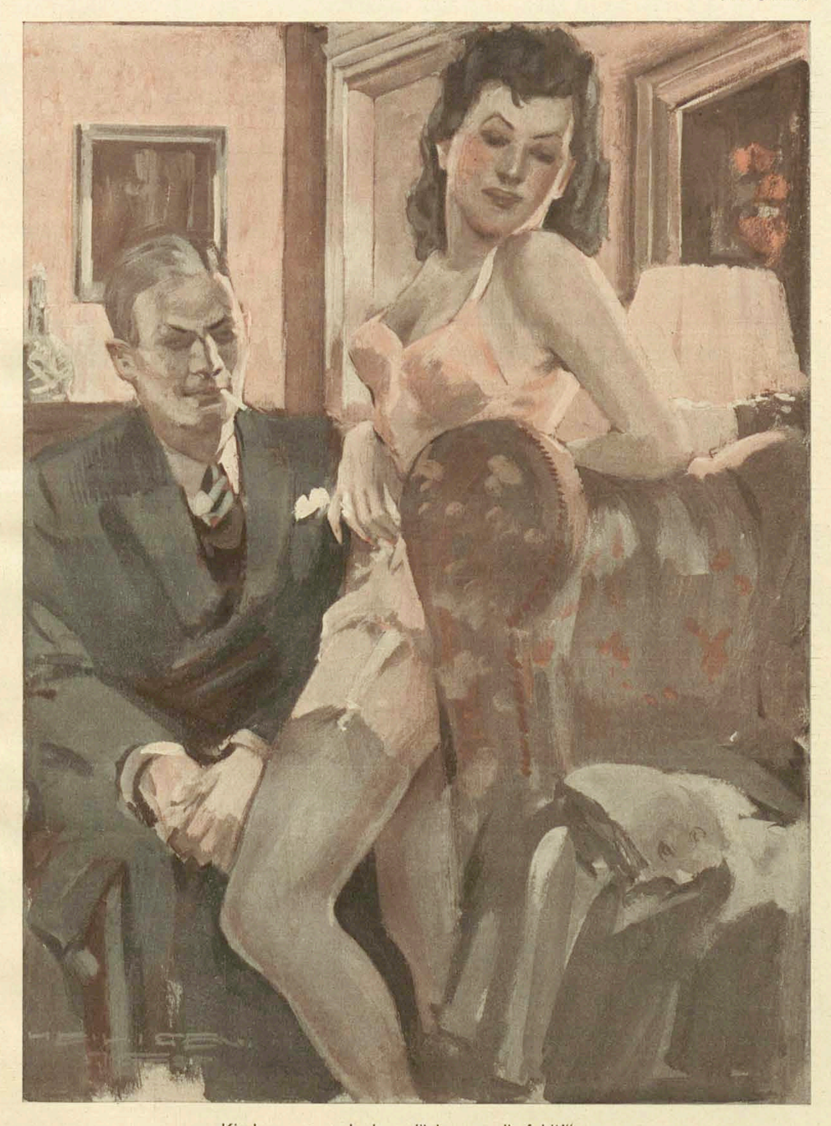
„Dummkopf", sagte ich, „sie liebt mich."

Als es 5 Uhr war, war Tusnelda noch nicht gekommen. Um 6 Uhr auch nicht. Sie kam überhaupt nicht. Sie liebte keinen von uns. Um ½7 Uhr gingen wir niedergeschlagen nach Hause, während wir uns gegenseitig ausschimpften.

Eine große Enttäuschung war es, und ich weiß jetzt, daß alle blonden Frauen nicht mir gehören. Es ist aber doch ein Trost, daß sie auch Hasse nicht gehören. Der Dummkopf! Der eingebildete Dummkopf! (Aus dem Dänischen von Gertrud Stockmarr.)

Ordnungsliebe

(K. Heiligenstaedt)



„Kind, nun sag doch endlich, was dir fehlt!"
„Ich möchte gerne einen Bügel für meinen Mantel!"

Amore dell' ordine: "Ma dimmi una buona volta, bambina, cosa hai?!„ — "Vorrei un attaccapanni pel mio mantello!„

KAMERAD HANS

1,95 Meter ist er lang, und er könnte noch ein gutes Stück länger sein, wenn er sich ein bißchen gerader hielte. Aber das tut er nicht: er geht so krumm, daß er fast bucklig wirkt, und kein Spieß hat ihm diesen „rückwärtigen Busen" wegmassiert. Wenn's „Antreten" heißt, ist Hans immer der Letzte, obwohl er sich genug Mühe gibt, diesen Zustand zu ändern. Wie sehr er sich bemüht, erhellt folgende Begebenheit: Auf der Rast während eines Marsches sitzt er auf der Wiese und hat einen Stiefel und einen Strumpf ausgezogen.

Ein Kamerad sieht das, weist auf den einen, den nackten Fuß, und erkundigt sich: „Na, Hans, wundgelaufen?" — „Wieso?" fragt Hans. — „Na, weil du den Stiefel und den Strumpf ausgezogen hast!" — „Nanu", wundert sich Hans, „hast du noch nie gehört, daß es gesund ist, wenn man dem Fuß ein bißchen Luft zuführt?" — „Gewiß", antwortet der Kamerad, „aber dann würde ich doch beide Füße auslüften!"

„Ja, siehst du", und nun gibt Hans eine ausführliche Erklärung, „ganz plötzlich kann der Ruf erschallen: alles fertigmachen! Wenn ich dann zwei Stiefel und zwei Strümpfe anziehen soll, dann komme ich viel zu spät. Ein Strumpf und ein Schuh — das geht gerade noch!" Er ist ein Pedant, der Kamerad Hans, aber er hat sich als solcher beliebt gemacht. Er ist gewissermaßen als Sonderling anerkannt. Und auf der gleichen Linie wie das Ein-Bein-Lüften liegt auch die Tatsache, daß er, wenn ein Wasser in Sicht ist, zeitweilig nur einen Fuß badet. So kommt es, daß er seinen rechten Fuß zuletzt im Styr, seinen linken aber im Slutsch gebadet hat.

Wilhelm Hammond-Norden

*

MEIN FREUND JOHANNES

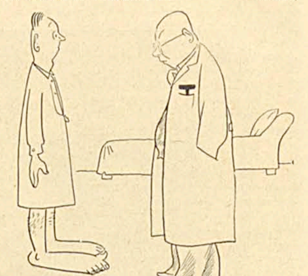
Ein Jüngling zeigte uns eine Sammlung kurzer Geschichten und fragte, ob er wohl dafür einen Verleger finden würde. Wir lasen die Sachen durch. „Sind das alles eigene Ideen?" fragte Johannes. „Ja. Das ist alles auf eigenem Mist gewachsen", versicherte der Jüngling stolz.

„Mist? So hart wollte ich noch gar nicht einmal urteilen", sagte Johannes.

J. Bieger

Neue Raucherkrankheit

(Jos. Geis)

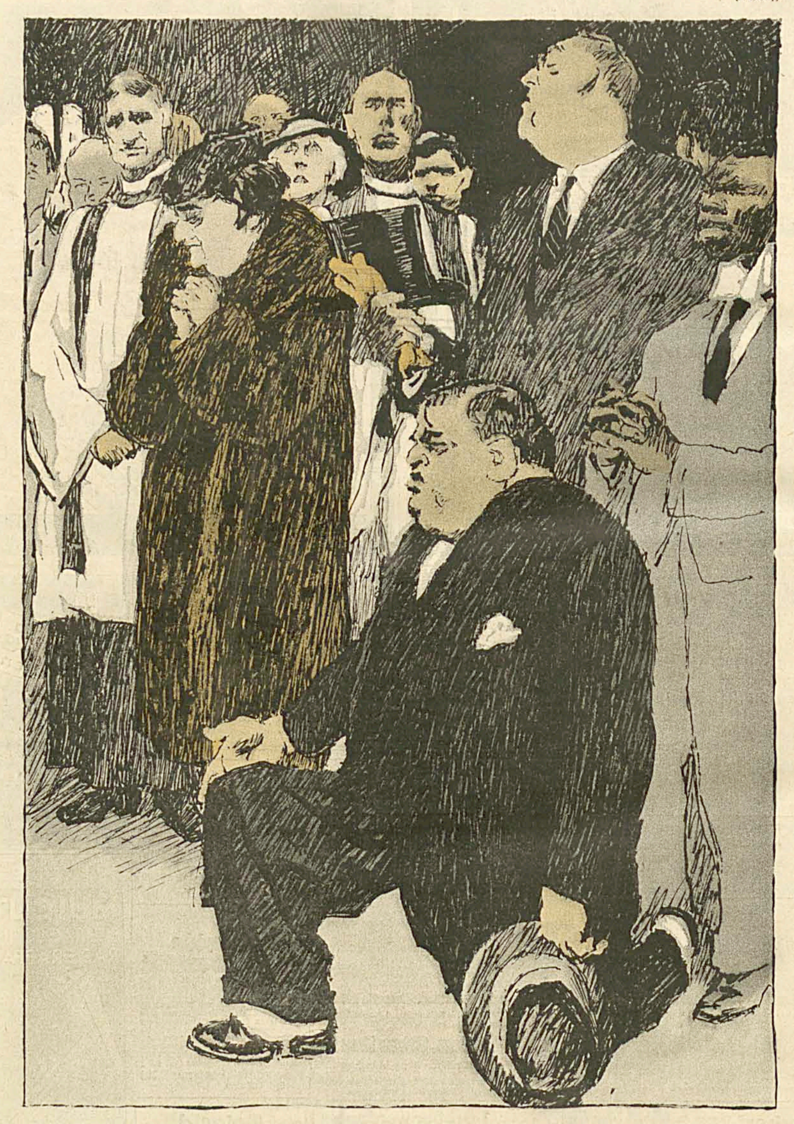


„Mensch — Sie dürfen nicht so viel rauchen —, Sie bekommen ja unheimliche Plattfüße!"

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 7 gültig ab 15. Okt. 1941. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München

Gottesdienst in USA.

(E. Thöny)



„ . . . und nun, meine Lieben, lasset uns für Kapital und Stalin beten!“

Servizio divino negli USA.: “ . . . ed ora, miei cari, preghiamo per capitale e per Stalin!„

München, 10. Dezember 1941
46. Jahrgang / Nummer 50

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Churchills Wunschtraum

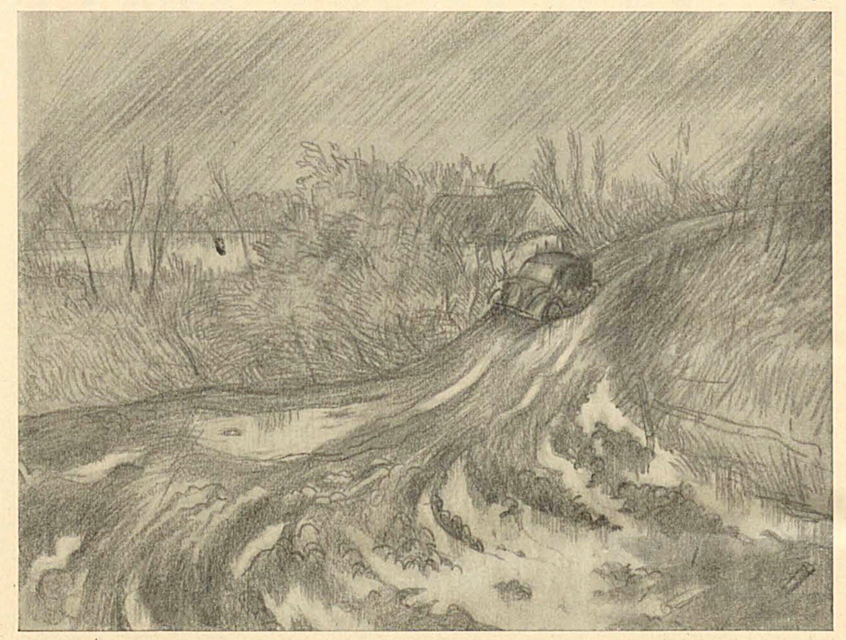
OLAF GULBRANSSON 41

„Beneidenswert, wie geräuschlos der in der Versenkung verschwindet!“

Il sogno accarezzato da Churchill: “Proprio da invidiare! Come costui sparisce e affonda silenziosamente!„

Auf einer sowjetischen Straße ... — Su per una strada sovietica ...

(Oberberger)



Der Zwist

Justus ging nachts mit seiner Frau nach Hause. Der Mond schien hell, doch Justus, vom Wein benebelt, behauptete, es wäre stockdunkel. Also ließ er die Taschenlampe leuchten, mit Vorliebe den Leuten ins Gesicht. Die Leute störte das, ihn nicht. Hingegen fing seine Gattin zu meckern an. „Justus", sprach sie, „du hast wieder zuviel getrunken." — „Ich?" knipste er die Lampe an, „wollen mal sehen!"

„Ich bitte dich", beschwor sie ihn, „spare doch die Lampe. Du weißt, wie schwer man eine neue Batterie bekommt."

Auf Justus machten diese Worte keinen Eindruck. Er knipste weiter, bis es seiner Frau zu dumm wurde und sie ihm kurzerhand die Lampe aus der Hand nahm. Da wurde Justus böse. Es setzte einen Krach, der zu Hause seine Fortsetzung fand.

„Ha", rief Justus empört, „du willst behaupten, daß ich einen sitzen habe, daß ich lalle, aber ich werde es dir beweisen, daß ich nicht betrunken bin. Zu diesem Zweck werde ich mich jetzt hinsetzen und den Hergang des Streites aufschreiben, damit ich morgen den Beweis meiner völligen Nüchternheit in der Hand habe. Damit gehe ich zum Rechtsanwalt und lasse mich scheiden." Natürlich sagte er das nicht so flüssig.

Frau Justus drehte ihm kurz den Rücken, ging in ihre Kemenate und sperrte die Tür hinter sich ab. Justus mußte auf der Couch schlafen, woran er schon gewöhnt war.

Am Morgen erwachte er mit etwas benommenem Kopf, aber er erinnerte sich sogleich an die nächtliche Szene, eilte zum Schreibtisch, ergriff das Schriftstück und las:

„Spare die Lampe", rief sie erbittert, „verbuttere die Batterie nicht!"

„Ich verbittere die Butterie nicht!" schrie ich erbattert.

„Du verbatterst die Bitterie doch", schrie sie erbuttert.

Weiter las Justus nicht, er zerriß den Zettel, ließ den Rechtsanwalt links liegen und ging eine neue Batterie kaufen. H. Sch.

Vom Schweigen / Von Ratatöskr

Man kann auf zwei Manieren schweigen
und vor der naseweisen Welt
sich als gescheiten Mensch bezeigen.
Ad eins: wenn man den Schnabel hält.

Ad zwei: wenn man zwar munter plaudert,
bis sich die Neubegierde regt,
dann aber fortzufahren zaudert
und pfiffig einen Haken schlägt.

Das Letztre macht oft viel Vergnügen;
doch ist's mit Risiko verknüpft.
Laß drum am Erstern dir genügen:
Wer geht, kommt weiter, als wer hüpft.

DER STILLE GAST

VON KARL LERBS

Frau Rosalie (sprich bremisch: Rosahlje) Rischmeyer, eine starke, überaus lebenskräftige und auf vielerlei geräuschvolle Arten tätige Dame, die ein großes Haus an der Parkallee bewohnte und aus der Umfänglichkeit ihrer Geldmittel keinerlei Hehl machte, begann, als sie in die Lebensjahre des sozusagen mittelbaren Wirkens kam, einen großen Kreis junger Künstler um sich zu sammeln. Es waren (wenige) Musiker und Schriftsteller bzw. Dichter, (viele) Maler und Bildhauer aus Bremen und Worpswede sowie eine bunte und jahrweise stark wechselnde Schar von Schauspielern — sämtlich männlichen Geschlechts, da Frau Rischmeyer das weibliche durch ihre eigene Person hinlänglich vertreten glaubte. Sie bemutterte, beriet und bewirtete sie, sorgte, soweit es anging, für ihre Umsätze und ihr öffentliches Hervortreten und half ihnen freigebig über etwaige tote Punkte hinweg. Die Empfänger dieser Fürsorge zeigten sich erkenntlich, indem sie je nach der gegebenen Stimmung feierlich oder ausgelassen, immer aber „besonders", unbürgerlich und erschreckend geistreich waren. Von Herrn Rischmeyer, i. Fa. Johs. Th. Rischmeyer, ist lediglich zu berichten, daß er außerhalb des Hauses unauffällig und wortkarg, aber erfolgreich kaufmännisch tätig war, innerhalb des Hauses auf jede irgendwie hör- oder spürbare Lebens- und Meinungsäußerung verzichtete.

Als nun eines Tages wieder ein großer Kreis von Frau Rosalies Schützlingen versammelt war und diesmal schon bei Tische der erschreckend geistreichen Erörterung umwälzender Kunstauffassungen oblag, wobei es ebenso „besonders" wie laut und gegensätzlich zuging, geschah es, daß einer der Herren seine Beschäftigung mit einem Hühnerbein und der Spätlyrik Rilkes auf einen Augenblick unterbrach und in eine zufällige Stille hinein fragte:

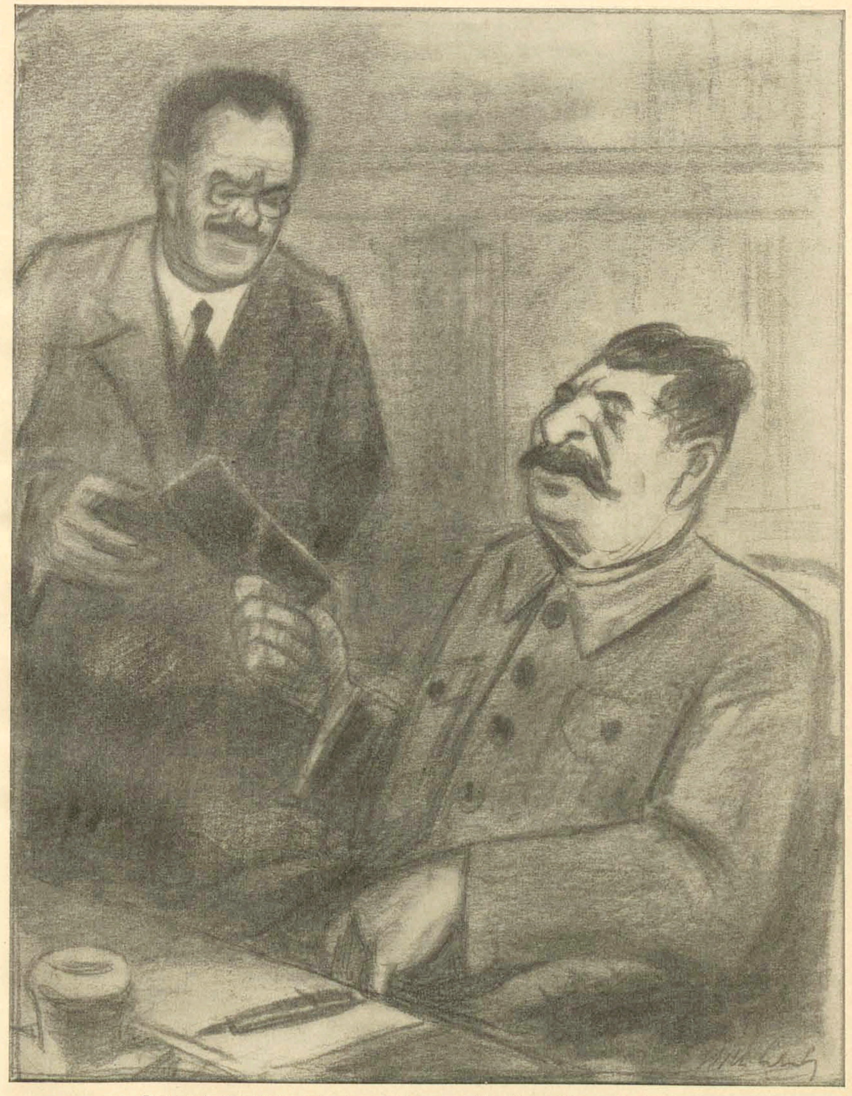
„Sagen Sie, Frau Rischmeyer, saß da nicht früher unten am Tisch immer ein älterer Herr, der kein Wort sprach? Wo ist denn der geblieben?"

Frau Rischmeyer, aus der Verzückung über die von ihr buchstäblich genährte erschreckend geistreiche Erörterung erwachend, warf einen flüchtigen Blick in die bezeichnete Richtung und antwortete:

„Och so, dja. Das war mein Mann. Der is tot."

Freund Stalin

(Wilhelm Schulz)

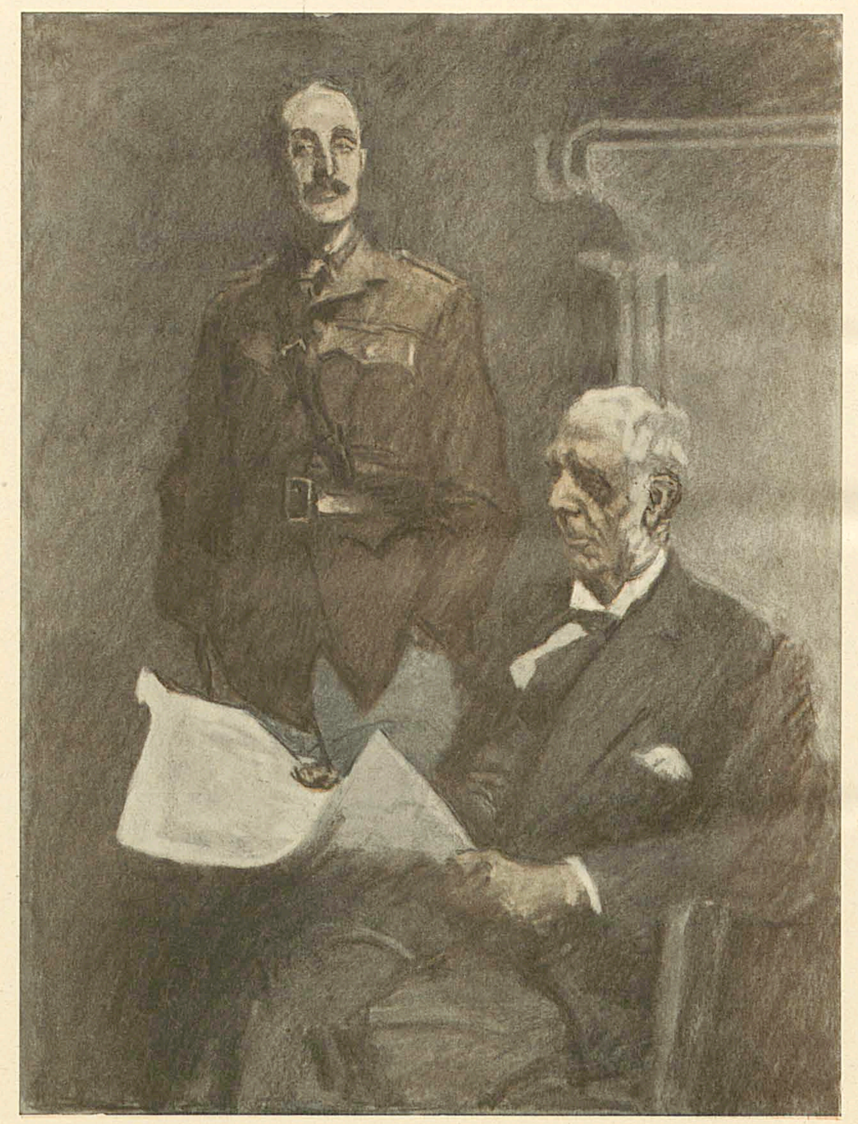


„Der englische König hat mir sein Foto geschickt!“ — „Gib es der GPU. zur Aufbewahrung, vielleicht können wir es einmal als Steckbrief gebrauchen!“

L'amico Stalin: "Il Re d'Inghilterra m'ha inviato la sua fotografia. Dalla in consegna alla Ghepeù; forse possiamo servircene una volta come mandato di cattura!,,

Götzendämmerung

(E. Thöny)



„Propaganda, Blockade und Lüge, unsere besten Waffen, versagen – sollten wir diesmal den Krieg wirklich nur mit Kanonen führen müssen?"

Crepuscolo degli idoli: "Propaganda, blocco e menzogna, le nostre migliori armi, non fanno più effetto. Dobbiamo forse questa volta far davvero la guerra soltanto con cannoni?,,

Am Grabe Trotzkis

(Erich Schilling)



„Merkwürdig, von Zeit zu Zeit zittert hier der Boden, ich glaube der Kerl dort unten lacht!"

Presso la tomba di Trotzki: "Strano! Di tanto in tanto qui il terreno trema. Credo che questo bel soggetto qui sotto rida!,,

MEIN FREUND JOHANNES

Ein Mädchen unserer Bekanntschaft bat uns um Rat. „Ihr wißt ja, daß ich ganz in meiner Kunst aufgehe. Ich bin nur glücklich, wenn ich auf der Bühne stehe. Nun hat mir euer Freund Peter einen Antrag gemacht. Er hat mich kniefällig gebeten, seine Frau zu werden. Dann aber, so verlangt er, müßte ich meinen Beruf aufgeben. Schauspielerin und Hausfrau, nein, beides könnte ich nicht sein. Was soll ich nun tun?"

Johannes schwieg. Mir schien, es wäre ihm peinlich gewesen, einen Rat zu erteilen. Da ich es aber für unhöflich hielt, zu schweigen, machte ich mich zum Wortführer und sagte:

„Ich muß zu meiner Schande gestehen, daß ich lange nicht mehr im Theater war. Sei nicht böse, aber um deine Frage beantworten zu können, müßte ich ja erst einmal eine Probe deiner Leistung gesehen haben. Wann trittst du mal wieder auf?" — „Heute abend", sagte sie und drückte uns Freikarten in die Hand.

Wir gingen hin und trafen dort auch Peter. In der Pause wandelten wir mit ihm durch die Vorhalle. „Nun, wie hat sie euch gefallen?" fragte er.

„Ich verstehe dich nicht ganz. So schlecht spielt sie doch gar nicht", sagte Johannes. — „Habe ich je gesagt, daß sie schlecht spielt?" fragte Peter. „Aber du möchtest doch, daß sie nicht mehr spielt, und willst sie deswegen heiraten", sagte Johannes. „Doch nicht deswegen!" widersprach Peter empört. „Dann verstehe ich dich erst recht nicht", sagte Johannes.

J. Bieger

BEHÖRDEN

VON ROBERT STORM-PETERSEN

Drei Jahre lang war der frühere Bälgetreter C. F. Uldknabe von der einen Behörde zur anderen gelaufen — wenn er auf die eine kam, wurde gesagt, daß es auf der anderen sei, und kam er auf die andere, wurde gesagt, daß es auf der einen sei. Endlich stand er vor einer Schranke, hinter der ein kleiner, strenger Mann mit starker Brille saß.

Uldknabe sammelte sich und fuhr sich mit dem Zeigefinger in den Kragen.

Der kleine, strenge Herr sah auf und reckte eine gelbe zerknitterte Hand aus, als wenn er das eine oder andere langweilige Schreiben erwarte.

Uldknabe räusperte sich. Wenn er nur gewußt hätte, daß der strenge, kleine Herr hinter den scharfen Brillengläsern und dem grautrauerlichen Zeug in Wirklichkeit eine schwächliche kleine Person war, die strenge Diät hielt und in freien Stunden sich in Erinnerung an ein herrliches Dasein als leichtfertiger Beamter in einer größeren Provinzstadt berauschte — hätte er vielleicht ganz ruhig sein Anliegen vorgebracht — aber es läßt sich nicht verheimlichen — die dreijährige Rennerei von Behörde zu Behörde hatte Uldknabe unsicher gemacht — und nun stand er hier und zitterte vor anderthalbhundert Pfund gebrechlichem Menschen, die eine Brille trugen, die blitzte.

Hm — ja, es handelte sich um eine Lebensbescheinigung, hier hätte er seine Papiere.

Uldknabe fummelte in der inneren Tasche.

Hier — Taufschein, Militärpapiere, Leumundszeugnis usw. — usw. — usw.

Uldknabe war ein ziemlich schwerer Mensch, das lag in der Familie — sein Großvater war sehenswert dick gewesen, sagte man in der Umgegend von Slagelse, denn gerade dort hatte er sein umfangreiches Leben gelebt als Bäcker und Baßsänger.

Der kleine Mann hinter der Schranke sah intensiv die Papiere an: „Das ist nicht hier — Sie müssen ein Dummeluriumsattest haben von der dritten Kompanie, achtes Brett rechts — unter U — unter S — dritte Tür von links. Auf Wiedersehn!"

Da stand Uldknabe wieder, von der ganzen Welt verlassen.

Still packte er seine verschlissenen Papiere in die innere Tasche, murmelte höflich irgend etwas und stampfte wie ein Flußpferd aus der Behörde. Während er hinausging, ging jemand anders hinein, das war eine kleine bleiche Frau mit einem platten Eskimogesicht, die aussah, wie wenn sie einige Zeit in Salzlake gelegen hätte — ihre Augen waren wild von unterdrücktem Zorn über die verhaßten Behörden, bei denen sie jetzt jahrelang herumgelaufen war. Aber der kleine graue Mann hinter der Schranke war inzwischen in Träumereien über Grog und Kartenspiel im Hotel „Der Löwe" versunken. Na — Uldknabe begab sich mit ärgerlichen Schritten von dannen durch die Stadt und näherte sich endlich der bezeichneten Behörde, die in einem hohen, grauen und düsteren Gebäude lag, das der Bastille so glich wie man sie sich vorstellte.

Ein Pförtner mit einem milden Gesicht nahm die Mütze ab und zeigte auf eine weißgestrichene Flügeltür im Rokokostil, die eine breite und vergnügliche Treppe verbarg, die Herr Uldknabe sich mit stillen Schritten hinaufarbeitete, bis er vor der dritten Tür zur Linken stand — hier war es also — was mochte sich hinter der hübschen alten Tür verbergen? Uldknabe fühlte sich schwach und müde — aber es galt die Lebensbescheinigung — er klopfte mutlos an und ging hinein.

Er stand in einem großen Zimmer mit alten, schönen Bildern an den Wänden — ein großer Schreibtisch stand mitten im Raum — und hinter ihm saß ein älterer Herr mit weißem Haar und gutgeputzten Schaftstiefeln.

Der ältere Herr zeigte auf einen Stuhl und bat ihn mit angenehmer, heimgebackener Stimme Platz zu nehmen.

Mit einmal fiel es Uldknabe auf: hier war ja keine Schranke wie in all den anderen Behörden — hier war es beinahe wie im Traum — und er sah den feinen, alten Herrn dort am großen Schreibtisch.

In der Ecke stand auf einer Säule die Büste eines längst dahingegangenen großen Mannes, er war in Marmor und in Allongeperücke, hatte Hängenase und starke Unterlippe, Näheres weiß man nicht.

Als der gute alte Herr auf seine lautlose Weise Herrn Uldknabes Papiere durchgesehen hatte, schüttelte er leicht den Kopf und sah Uldknabe an, der seine Stiefelspitzen aneinanderrieb — er konnte seine Taschenuhr in der linken Westentasche gehen hören.

„Sie sind fehlgegangen, mein Herr", sagte der Alte, „dies ist der Sitzungssaal des Gutachtenausschusses der Marine im Hinblick auf Rundfunkübertragung betreffend Verwendung der Pfeifsignale auf hoher See."

„Hm" — grunzte Uldknabe und versuchte sich zu erheben — aber er wäre gern hier bei dem feinen alten Herrn und der Marmorbüste geblieben. — —

So nahm er — wer weiß zum wievielten Mal — seine armen Papiere, steckte sie in die innere Tasche und ging zur Tür.

„Ich glaube", sagte der alte Herr, „ich glaube, Sie müssen sich an das Technische Institut wenden, das muß ein Büro sein, das Aufklärung über verschiedene merkwürdige Versehen in der Legierung von Metallen gibt — ja, ja, das ist immerhin einen Versuch wert."

Herr Uldknabe ging schwerfällig die breiten, schönen Treppenstufen hinunter und stand bald wieder in der stillen, grauen Straße, wo die Leute an ihm vorbeigingen, als wenn sie zu Feuer und Brand verurteilt seien, bevor die Uhr Mitternacht schlug. Sollte er noch gleich dorthin gehen?

„Ja, Ausdauer bringt den Sieg", sagte er zu sich selbst, so laut, daß ein Botenjunge ihm ein „Glückauf, Großvater!" zurief.

Uldknabe ging mit geballten Fäusten von dannen, den langen Bürgersteig entlang, der Grabstätten über Menschen mit Marmorangesicht und dicker Unterlippe glich — aber allmählich wurde er müde, was wollte er haben — warum ging er Tag für Tag von einer Behörde zur anderen? — Ja — da war ja diese Lebensbescheinigung — Lebensbescheinigung — Lebensbescheinigung!

Er setzte sich auf eine Bank, auf der vier Bananenschalen und ein Geigenkasten mit einem Paar Zwillinge lagen.

Er war müde, fühlte sich unpäßlich und schlaff — er hatte es ja eigentlich sehr gut, so gesehen, aber wenn er die Lebensbescheinigung hätte, dann — — Die Straßenbahn rumpelte vorbei — voll von wunderlichen Menschen — wie ein Panoptikum, das umzieht, und der gute alte Herr, was hatte er doch für ein feines und freundliches Gesicht, — wie war er doch müde — wie war er müde. „Abt. Technisches Hospital", sagte er, als eine feste Hand sich auf seine Schulter legte.

„Geschwätz und Unsinn, das kennen wir, machen Sie, daß Sie nach Hause kommen."

Uldknabe sah hinauf in das Gesicht des jungen Polizeibeamten — na ja, ja, ja — er erhob sich. Die Füße waren wie zwei Walfische an Gewicht und Größe — na ja, ja.

So schlich er — das war klar, und es war nichts dazu zu sagen, daß der Polizeibeamte Komödie spielte — er war strenge, und in Wirklichkeit war er Frau Simonsens feiner und freundlicher Sohn Albert — aber so ist das Leben. Na, na — das kommt noch alles zurecht, nur ruhig, alter Uldknabe — selbstverständlich bekommst du die Lebensbescheinigung, du mußt nur die Stelle finden.

So — ach — nun war er zu Hause in seinem kleinen Verschlag — aber müde ja, das war nicht zu leugnen.

Die siebte Behörde, zu der er am nächsten Tag kam, war die Behörde zur Versorgung von unbemittelten Witwen von Radfahrern. Aber auch da entglitt die Hoffnung — er wurde zur Konditor-Gesangvereinigung von 1658 verwiesen.

Als er dorthin kam, war das Haus abgebrannt.

Uldknabe war nahe dran, vor Müdigkeit umzusinken, aber gerade als er so weit war, hörte er einen kleinen Mann, mit einer Nase wie ein Sperlingsschnabel, zu einem anderen Mann sagen: „. . . und da bekam ich die Lebensbescheinigung, Skummelkrog, ich bekam sie, Skummelkrog, das war ganz leicht bis — selbstverständlich oben auf — — oben auf — —" Uldknabe spitzte die Ohren — und dann sank er um, gerade der Etatsrätin Ferm zu Füßen, die gerade den Bürgersteig passierte und sich zu einer Kaffeegesellschaft mit einer schönen Tasse Kaffee und entsetzlichem Kuchen begeben wollte.

„Geht es Ihnen nun besser?" sagte eine Krankenschwester, die einem Engel und einem Siouxhäuptling zugleich glich.

„Ja, danke — es geht mir besser und besser — besser und besser" — und das, was der kleine Mann mit dem Sperlingsschnabel gesagt hatte, rollte wie ein mächtiger Teppich vor seinem Gesicht aus — wie ein gewaltiges Plakat — nun hatte er es — wenn er nur nicht so müde wäre.

Herr Uldknabe ging mit festen Schritten die breiten Steintreppen hinauf — sah auf die großen Schilder in der Vorhalle — und dort, dort stand ja deutlich mit widerlichen Buchstaben: Behörde.

Er ging durch lange Flure, er fuhr hinauf und hinunter und hinunter und hinauf mit dem Lift — kleine Männer mit Mützen und Pension murmelten assyrische Sätze, wenn er fragte — und endlich — endlich stand er da. Er öffnete die Tür und trat ein. Die Stube war angefüllt mit saurem Pfeifengeruch und mehreren hundert Menschen — aber er war dort — er war dort. Jetzt hatte er die Behörde gefunden. Dann fiel er um und blieb liegen.

Man trottete über ihn hin, vor und zurück — und zuletzt, als die Beamten der Behörde die letzte saure Pfeife ausgeklopft hatten, sah man Uldknabe auf dem Fußboden liegen, wie eine Börse ohne Geld.

Der Bevollmächtigte Badminton, in Gehrock und ungewaschenem Unterzeug, trat hinzu.

„Ein Arzt — ein Arzt und alles was dazu gehört."

Dr. H. L. T. F. S. Lagerbeer beugte sich über Uldknabe, sah auf und schüttelte den Kopf.

„Wer ist es?" fragte Badminton.

„Hier in der Tasche sind einige Papiere auf den Namen Uldknabe", sagte Lagerbeer und erhob sich kurzatmig.

„Uldknabe — Uldknabe?" Badminton eilte an seinen Schreibtisch. „Uldknabe? — Den Namen kenne ich gut — hier liegt ja eine Lebensbescheinigung und wartet auf ihn."

(Übertragung aus dem Dänischen = Interpreß.)

FRÜHER SCHNEE

Von Gottfried Kölwel

Der Baum vor meinem Fenster
trägt noch das grüne Blatt,
obgleich der Schnee in Wehen
ihn überschüttet hat.

Zu früh, aus düstern Wolken,
fiel schon der Winter her,
was leicht im Winde schwang noch,
das wurde plötzlich schwer.

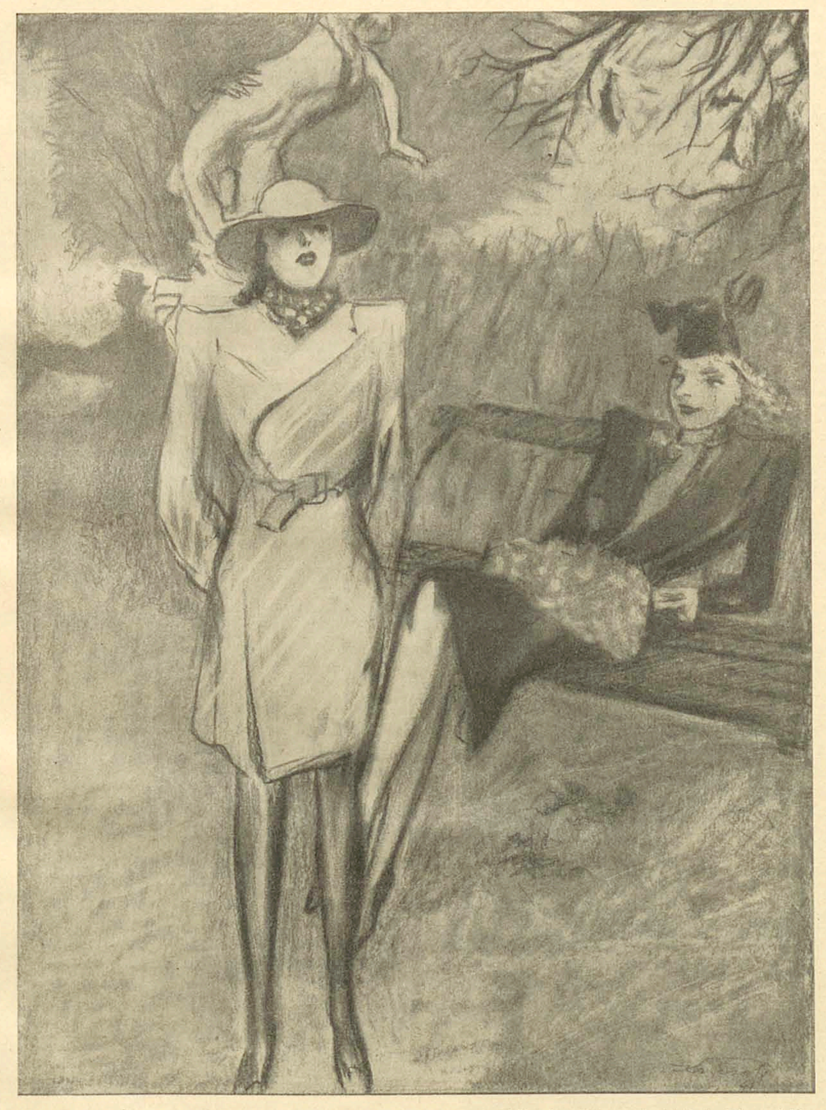
Die Zweige sind erschrocken,
es bebte selbst der Stamm,
kein Vogel konnt' es fassen,
was aus dem Himmel kam.

Auch nicht dem Menschenauge
verrät es seinen Sinn,
so wie es hergekommen,
so geht es wieder hin.

Wo eben neu die Sonne
durch dichte Nebel sucht,
erglänzt an weißen Zweigen
die goldne Sommerfrucht.

Ansprüche

(R. Kriesch)



„Es ist lächerlich, — so viel wird erfunden und an die wichtigsten Dinge denkt kein Mensch!"
„Und was wäre so wichtig?" — „Eine Heizung für Parkbänke!"

Pretese: "È ridicolo! Si fanno tante invenzioni e nessuno pensa alle cose più importanti!„
"E che ci sarebbe di così importante?„ — "Un riscaldamento per le panchine del parco!„

DIE BRIEFTASCHE

GROTESKE VON KURT GROOS

„Die Schollen werden eine Stunde später geschickt; wir können erst um zwei Uhr zu Mittag essen!" Durch diese Bemerkung verärgerte die Haushälterin Herrn Petersen maßlos. Petersen beschloß, den Ärger abzureagieren. „Den dicken Mantel", brummte er, „ich gehe eine Stunde spazieren!"
Seit drei Tagen und Nächten schneite es.
Petersen stampfte zum Stadtgarten; unterwegs hatte er einen Einfall.
Schneidend kalt war es, kaum jemand unterwegs. Wie planlos lief Petersen über die Stadtgartenwiese. Oft versank er tief im Schnee; er starrte angestrengt und leichtgebückt zur Erde.
Anfangs sah ihn niemand, nach einiger Zeit aber schnaubte der dicke Konsul aus der oberen Villenstraße auf ihn zu. Alle Vorgänge in der Stadt beobachtete er von seinem Turmzimmer mit dem Fernrohr. „Nanu, nanu? Sie suchen was?" prustete der Konsul. — „Ja, eine Brieftasche!"
Der Konsul kam dicht heran. „Wie hoch ist der Inhalt, mein Lieber?"
„Genau 500, acht Fünfziger, fünf Zwanziger!"
Petersen sagte das so hin und suchte weiter, an einigen Stellen schabte er den Schnee mit den Schuhen fort.
„Ihre Brieftasche?" fragte der Dicke, sich die Lippen leckend.
„Nein, die vom reichen Holzhändler aus Krotoschin", antwortete Petersen, „hier auf dieser Wiese verlor er sie. Kümmerte sich aber weiter nicht mehr drum, hat ja auch Geld wie Heu!"
„Was Sie da nicht sagen!" Dem Dicken traten Schweißperlen auf die Stirne.
„Es ist so", bestätigte Petersen, „nicht einmal dem Fundamt meldete er es!"
„Haha, dann will ich aber ein bißchen mitsuchen!" meinte der Konsul und machte sich gleich mit Eifer daran. Der Konsul benahm sich wie ein nach Kartoffeln wühlender Eber. Zeitweise warf er die Schneedecke mit den Schuhen beiseite, zeitweise benutzte er den Spazierstock.
„Ich gebe es auf", meinte Petersen nach einiger Zeit, „ich habe Hunger und werde zu Mittag essen!"
„Recht so, recht so, guten, gesegneten Appetit!" schrie der Konsul und suchte mit doppeltem Eifer weiter. Auf dem Heimweg traf Petersen die Baronin. Sie stand in dem Geruch, den Konsul an Geiz noch zu übertreffen.
Die Baronin reckte den dürren Hals und schaute angestrengt durch ihr Lorgnon. Sie sah den Konsul, der in gebückter Haltung den Schnee seitwärts peitschte. Die Baronin glaubte, der Ärmste wäre infolge des anhaltenden Schneefalles dem „weißen Irrsinn" verfallen, hiervon hatte sie in einem Grönlandbuch gelesen.
„Ist was in ihn gefahren?" erkundigte sie sich.
Petersen erzählte die Geschichte mit der Brieftasche.
Die hektischen Flecken auf den Wangen der Baronin vergrößerten sich, in ihre Augen kam ein erregtes Flackern.
„Runde 500; acht Fünfziger, fünf Zwanziger", murmelte Petersen — aber die Baronin raste schon zur Stadtgartenwiese — — —
Als Petersen die Haustüre öffnete, wehte ihm der appetitliche Geruch knusprig gebratener Schollen entgegen. Er ließ sich die frischen Fische prächtig schmecken.
Inzwischen suchte auch die Baronin eifrig nach der Brieftasche, was den asthmatischen Konsul sichtlich verdroß. Die Baronin wiederum ärgerte sich, daß der Konsul den Schnee mit dem Spazierstock durchwühlen konnte. Sie hatte eine Idee. Als der Sohn des Bäckers mit dem Fahrrad vorbeikam, winkte sie, gab ihm einen Pfennig und den Auftrag, sofort den langen Feuerspieß aus ihrem Heizungskeller zu holen.
Etwas später stocherte die Baronin — nun dem Konsul gegenüber sichtlich im Vorteil — den Schnee mit dem großen Feuerspieß. Sie glich einem ungemein hastigen, wie besessen durch ein Schneemeer stakenden Gondoliere. Der Konsul sah neidisch zu, verschiedentlich mußte er wegen seiner Asthmaanfälle pausen — — —
Nach dem Mittagschlaf zog Petersen wieder den dicken Mantel und die Überschuhe an, stülpte Ohrwärmer und warme Handschuhe über und spazierte zur Stadtgartenwiese.
Unterwegs traf er den Drogisten, diesen pfiffigen Kopf.
„Haben Sie schon gehört", keuchte der Drogist, „unter dem Schnee der Stadtgartenwiese liegt eine Brieftasche! Rund 1000, alles in Hundertern und Fünfzigern!" Wie gepeitscht lief er davon.
Die verschneite Wiese war lebendig geworden. An näheren Bekannten entdeckte Petersen noch den Sonnenwirt, der erfolglos in der Lotterie spielte, die beiden Inhaber der Seifengroßhandlung „Ceylon-Mitte", die kürzlich Konkurs anmeldete, sowie zwei weibliche und drei männliche Mitglieder des Bundes „Moral im Heim und draußen", außerdem den Leiter des Kirchenchores. Über dem Ganzen lag Goldgräberstimmung.
Zwei Frauen durchkämmten den Schnee mit Gartenharken. Der Konsul rutschte nun auf den Knien und gebrauchte die Hände; er glich einem fettigen, emsigen Maulwurf. Plötzlich schrie er mit irrsinnig gurgelnden Lauten auf, seine rotgeschwollene Hand hatte die Eckkante eines brieftaschenähnlichen Gegenstandes ertastet. In Hochstellung riß und zerrte er mit gierig hervorquellenden, blutunterlaufenen Augen wie wahnsinnig an dem festgefrorenen Etwas unter der Schneedecke. Schließlich schlug er rücklings furchtbar auf und hielt einen leeren, steifen Zementsack in den verkrampften Händen. Hierbei ließ er einige Fingernägel.
Der Drogist, dieser flotte Kopf, kam mit einem großen Sack über der Schulter. Den Laden hatte

er geschlossen. Hier war mehr und schneller zu verdienen.

Der Drogist, allgemein als Systematiker bekannt, bewies seinen Verstand aufs neue. Aus dem ächzend herbeigeschleppten Sack holte er eine Handvoll Viehsalz nach der anderen und taute den Schnee Quadratmeter um Quadratmeter auf.

Bei Einbruch der Dämmerung verlor der Konsul seine Schlipsnadel mit den vier Brillantsplittern. Nervös, verzweifelt, weinend fast, beschwor er die Umstehenden, ihm zu helfen, das teure und liebe Andenken wiederzufinden.

Die Baronin schnatterte vor Frost und Geldgier mit den künstlichen Zähnen.

Trotzdem stakte sie unentwegt mit dem Feuerhaken durch die Schneedecke.

Petersen, der erstaunt zusah, wunderte sich über die gewaltige Macht und den fortzeugenden Fluch des Geldes.

Die Wiese glich jetzt einer großen, grau-schmutzigen Wunde; hieran hatte das Auftausystem des Drogisten den bedeutendsten Anteil. Büsche waren ausgerissen, Sträucher zertrampelt, kleine Bäume geknickt. Gute Freunde entzweiten sich für ein ganzes Leben. Von dem langen Stehen und Zusehen wurde Petersen etwas müde, auch befürchtete er, kalte Füße zu bekommen. Er schlenderte auf den Konsul zu.

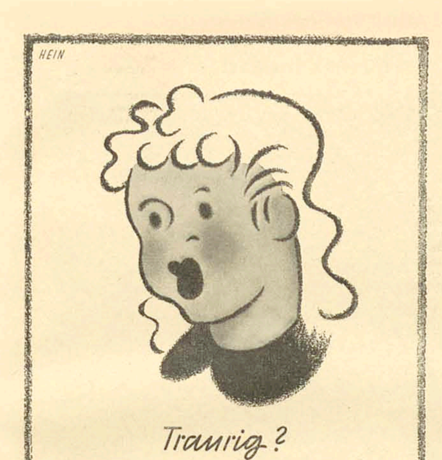
„Ich glaube, das Ganze hat wenig Zweck", meinte er.

Der Konsul, immer noch wühlend wie ein Maulwurf, schaute aus seiner Hockstellung mit flakkernden Augen auf. „Ich suche weiter!" röchelte er. Petersen hatte Mitleid mit dem Dicken. Sein Kragen war aufgeweicht, die rechte Kniescheibe schimmerte aus dem zerschundenen Hosenbein, die Ohren glänzten bläulich.

„Wirklich, es hat wenig Zweck", wiederholte Petersen freundlich, „es sind doch schon vier Jahre her, seitdem der Holzhändler aus Krotoschin die Brieftasche hier verlor!"

Darauf schlenderte Petersen nach Hause und aß gut zu Abend. Später spazierte er nochmals zur Stadtgartenwiese. Nachdenklich schritt er über die frostige, zerwühlte, grau-schmutzige Grasnarbe, den Boden dabei mit seiner Taschenlaterne ableuchtend.

Petersen fand eine Schlipsnadel mit vier Brillantsplittern, einen Kneifer ohne Rand, eine Puderdose, zwei Strumpfbänder, einen starren Schlips zum Einhaken, einen gebrauchten Stiftzahn und eine kolorierte Aktpostkarte. Er beschloß, gleich morgen in der Frühe alles auf dem Fundamt abzugeben. Schließlich war er ja ein sehr ordentlicher Mensch. Es hatte ihn heute mittag nur so maßlos verbittert, daß die Schollen nicht rechtzeitig auf den Tisch kamen.







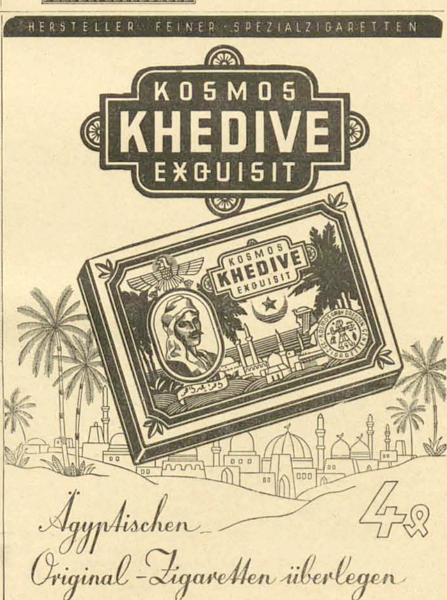
Notgeld
1000 verschieden. Scheine nur 15 M.
500 versch. M 8.-, 250 versch. M 4.50
Bild und Text ein Unterhalt.
Amüsant für Jung und Alt.
Zu bez. v. **E. Schuster Nürnberg**, Gabelsbergerstr. 62. An- und Verk. v. Geldscheinen u. Briefm. all. Art.

LESEN Sie auch die
Münchner Neueste Nachrichten
München-Augsburger
Abendzeitung

Eine gepflegte Frau
entfernt Gesichts- u. Körperhaare in 3 Minuten bequem u. restlos durch die weltbekannte „HEWALIN-KUR". Aerztlich erprobt und glänzend begutachtet. Laufender Eingang vieler Dankschreiben zufriedener Kunden, auch über Dauererfolge (kein Nachwuchs mehr). Goldene Medaillen Paris-Antwerpen bereits 1908. Vollkommen unschädlich und dabei die beste Garantie, wenn ohne Erfolg, Geld zurück. Preis RM. 4,50 i. d. Originalkur. Nur echt zu bezieh. dch. Alleinherstell. Laboratorium Wagner, Köln 184, Nonnenwerthstr. 1
Schutz-Marke

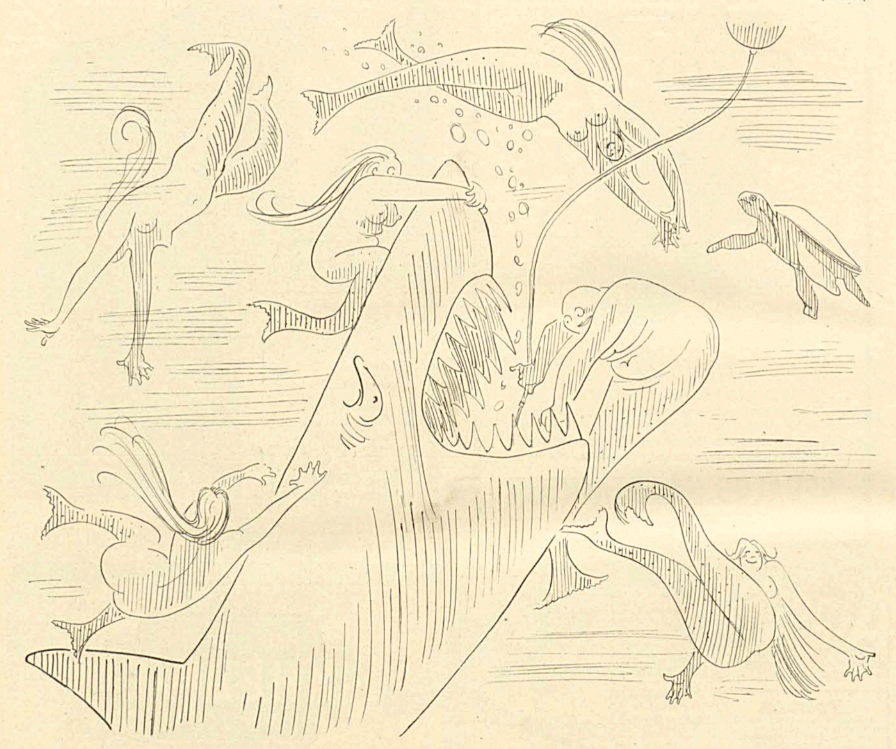
„Nähra"
ALKOHOLFREI
Diätet. Münchener Malzgetränk
Kräftigt, nährt, bei Schwachen u. Kranken sehr bewährt.
Bezugsquellen-Nachweis durch
NAERA-GESELLSCHAFT
für diätet. Getränke m. b. H.
München 2 BS





Der Haifisch hat Zahnweh — Il pescecane ha mal di denti

(Fr. Bilek)



EIN ALLERWELTSKERL

VON THOMAS OEYE

Frau Kari, die Herrin des Bauerngutes Løkken, hatte bemerkt, daß in letzter Zeit öfters kleine Diebstähle in ihrem Hause vorgekommen waren. Mal verschwanden Silberlöffel oder Gabeln, mal dieser oder jener kleine Wertgegenstand, und alles deutete darauf hin, daß der Dieb unter dem Gesinde zu suchen war. Aber irgendwelche Beweise hatte sie nicht, und ohne solche einen Verdacht auszusprechen, war eine Sache höchst fragwürdiger Art.

Da erinnerte sie sich des alten Lars Klufta, der Häusler auf dem Gute war und in dem Rufe stand, ein ganz gescheiter Allerweltskerl zu sein. Sie ließ ihn kommen und setzte ihm den Fall auseinander. „Und nun, Lars", schloß sie, „wo du doch ein so findiger Kopf bist, überlege dir einmal, wie wir es anstellen können, den Dieb ausfindig zu machen und ihn einwandfrei zu überführen."

Am nächsten Tage erschien Lars mit einer schwarzen Katze im Arm auf dem Bauernhof. Er besprach sich kurz mit der Gutsherrin unter vier Augen, und diese ließ daraufhin das gesamte Gesinde zusammenrufen und sich in der großen Wohnstube versammeln. Dort saß der alte Lars auf einem Schemel und hielt seine Katze auf dem Schoß. Als sie sich alle — an die zehn bis zwölf Frauen und Männer — eingefunden hatten, begann er:

„Wie ihr wißt, Leute, sind in diesem Hause in letzter Zeit viel Silberzeug und ähnliche Dinge auf eine höchst verdächtige Weise verschwunden. Ich will nun den Dieb ausfindig machen. Zu diesem Zweck habe ich meinen Kater von zu Hause mitgebracht. Der ist ein äußerst kluges Tier, er fühlt sofort heraus, wer die Sachen gestohlen hat. Sobald ihm nämlich der Dieb über den Buckel streicht, wird er zu miauen anfangen." Lars ließ eine kleine Pause eintreten, dann fuhr er fort: „Und nun bitte ich Euch alle, näherzutreten und — einer nach dem anderen — der Katze den Rükken zu streicheln. Dann werden wir ja sehen..."

Alle traten, wie Lars angeordnet hatte, der Reihe nach an die Katze heran und strichen ihr über das Fell. Aber der Kater miaute nicht, sondern lag still und friedlich und schnurrte behaglich vor sich hin, wobei er vergnüglich mit den Augen blinzelte. Da kraute Lars sich hinter den Ohren und erklärte nachdenklich:

„Hm ja, es scheint so, als wäre keiner von euch der Dieb. Aber nun zeigt mir mal eure Hände."

Wieder traten die Frauen und Männer der Reihe nach vor und streckten ihm die Hände hin. Dabei stellte Lars fest, daß sie alle — mit Ausnahme der Struwelliese — sich die rechte Hand schmutzig gemacht hatten. Struwelliese, so genannt wegen ihres ständig zerzausten Haares und ihres auch sonst etwas vernachlässigten Äußeren, war das Hausmädchen auf dem Gute. Diesmal hatte sie auffallend saubere und reingewaschene Hände. Lars erhob sich und blickte ihr scharf ins Gesicht. „Du bist der Dieb, Liese!" rief er hart und packte sie bei den Schultern. Sie bestritt und beteuerte ihre Unschuld, doch Lars ließ sich nicht von seiner Verdächtigung abbringen.

„Ich irre mich da ganz bestimmt nicht", sagte er immer wieder. „Sie brauchen ja übrigens bloß in ihrem Koffer nachsehen zu lassen, Frau Kari."

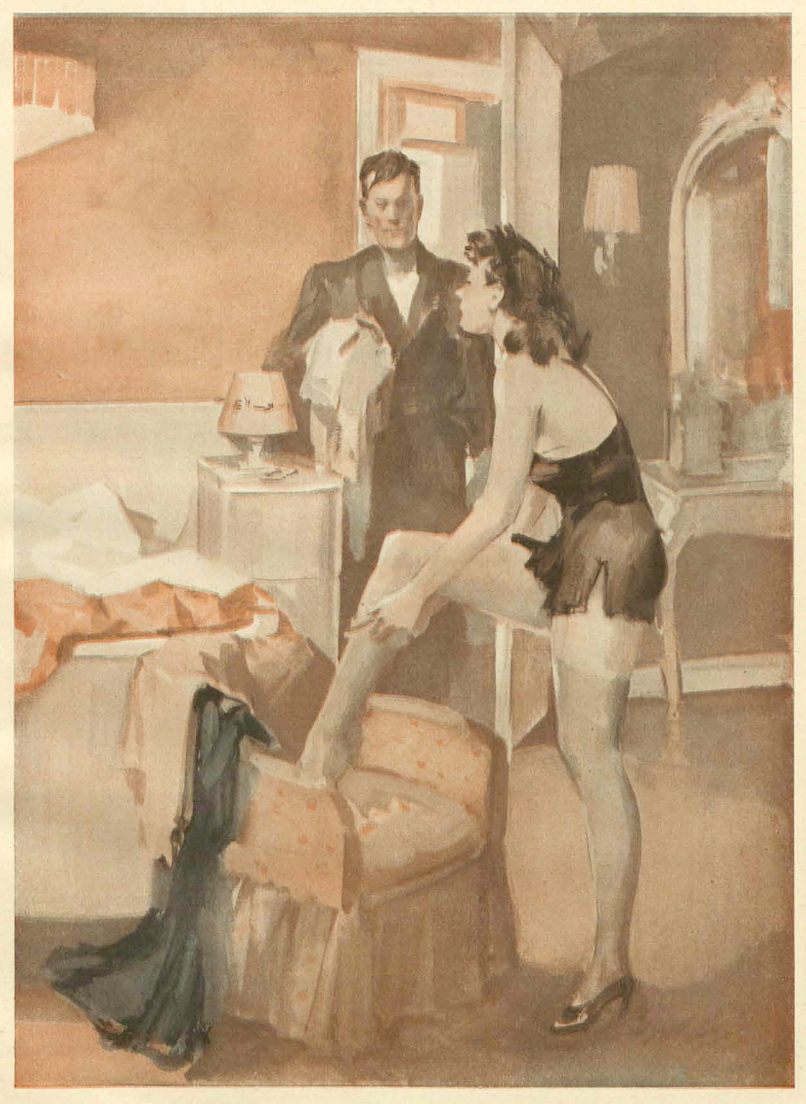
Die Bäuerin befahl, Lieses Koffer sofort herbeizuschaffen. Das Hausmädchen heulte und flennte, aber es half ihr nichts. Sie mußte die Schlüssel herausgeben. Und als man den Koffer öffnete, kam darin eine Menge Silberzeug, Wäsche und ähnliche Sachen, die aus dem Besitz der Bäuerin stammten, zum Vorschein. So überführt, gestand die Liese, die einsah, daß ihr das Leugnen nichts mehr half, alles ein.

Lars Klufta, dieser Allerweltskerl, war wieder einmal der Held des Tages. Ein neues Meisterstück hatte seinen Ruhm vermehrt, und wer ihn fragte, wie er das fertiggebracht, dem lächelte er nur pfiffig und verschmitzt ins Gesicht. Daß die Geschichte im Grunde so einfach gewesen war und das ganze Geheimnis darin bestand, daß er den Buckel seiner Katze ausgiebig mit Stiefelwichse eingeschmiert hatte, hütete sich Lars zu verraten. Sonst hätte ihm womöglich die Struwelliese, die sich vor lauter Angst, der Kater könne miauen, gehütet hatte, sein Fell zu streicheln, zu guter Letzt noch die Augen ausgekratzt.

(Übertr. aus dem Norwegischen v. Werner Rietig)

Jungverheiratet

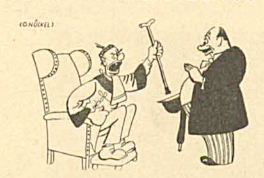
(K. Heiligenstaedt)



„Das Fräulein kommt gleich mit dem Frühstück rauf, lege doch irgendein Buch auf Deinen Nachttisch . . .!"

Sposi novelli: "Presto viene su la ragazza con la colazione; metti sul comodino un libro qualunque!,,

LIEBER SIMPLICISSIMUS



Bei Lehmanns feiert der Erstgeborene sein erstes Lebensjahr. Es ist ein kräftiger Junge, dick und rund, aber — er schielt. So oft nun ein neuer Geburtstagsgast eintrifft, wird ihm der Junge gezeigt und jedesmal sagt der — diejenige bedauernd: „Strammer Bengel, aber er schielt ja." Der anwesende Großvater ist in seinem Opastolz gekränkt, und wie nun wieder ein neuer Gast ausruft: „Er schielt ja!" kann sich der alte Herr nicht mehr halten und schreit: „Wat denn, wat denn, er schielt? Quatsch, der Junge soll so kieken." L. G.

Vater Grünäugl sitzt bei der Zeitung und seiner geliebten Abendpfeife, Mutter Grünäugl flickt die durchgerutschten Hosen des Jüngsten.
Das Ehepaar schwebt bereits auf der Kippe des Lebens, wo die Anfechtungen des Fleisches allgemach dem Bedürfnis nach einem behäbigeren Daseinsablauf weichen.
Das soll nicht heißen, daß sich nicht manchmal die Wellen üppiger kräuseln und so tun, als wäre noch alles beim alten, dicht am Ursprung.
Vater Grünäugl liest in seinem Blatt von der geplanten Einführung des finnischen Sauna-Bades.
„Dös waar was für uns, moan i!"
Mutter Grünäugl weiß nicht, warum das was für sie sein könnte und fragt: „Wieso?"
„No ja", meint Vater Grünäugl, „i denk mer halt: Manndln und Weibln gemeinsam!"
„O du Lalli", führt die Grünäuglin den Gedankenflug ihres angejahrten Don Juans aufs rechte Maß zurück, „i hab gmoant wega unsern Ischias!" K. Sp.

Ich weiß . . .

Von Soldat Herbert Lestiboudois

Ich weiß, ich bin ein Körnlein nur
Vor Wolken, Wind und Wogen,
Einst schließt der Staub die schmale Spur,
Die meine Schritte zogen.

Mag's denn so sein! Ich fürchte nicht,
Als Korn im Staub zu wehen . . .
Wenn nur der Kern die Hülle bricht,
Solang die Schritte gehen!

Wenn nur die Saat — wenn nur das Herz
Ans Leben sich verschwendet
Und satt der Lust und reich vom Schmerz
Sein letztes Lied vollendet —!

Dann soll die Frucht zur Reifezeit
Sich lösen von den Zweigen —
Ich trug die Freude, trug das Leid,
Der Rest sei nichts als Schweigen!

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296) Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 7 gültig ab 15. Okt. 1941. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.



Ballade vom schäbigen Emil

Schön Paula wollt' gefreiet sein.
„Ach Oskar kom, ach Gustav kom,
Jagt mir das Drachentier
Von meiner Tür.“

Schön Paula wollt' gefreiet sein.
Kam Oskar, Gustav, Franz u. Fritz.
Der Drache vor der Tür
Fraß alle Vier.

Schön Paula wollt' gefreiet sein.
„Kom starker Emil, helf er mir!“
Der zog sein Schwert herfür,
Durchstach das Drachentier.

Der Frühling ging, der Sommer kam.
„Schön Paula, ich muß wieder fort
Es brüllt ein Drachentier
Vor einer andern Tür!“

München, 17. Dezember 1941
46. Jahrgang / Nummer 51

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Stalins Wunschzettel

(Wilhelm Schulz)



„Ich lege den Zettel mal vors Fenster, vielleicht holt ihn unser amerikanisches Christkindchen!"

Il biglietto dei desideri di Stalin: "Io metto intanto la noticina sul davanzale della finestra; forse viene il nostro Bambino Gesù a prendersela!"

Das Leben geht weiter

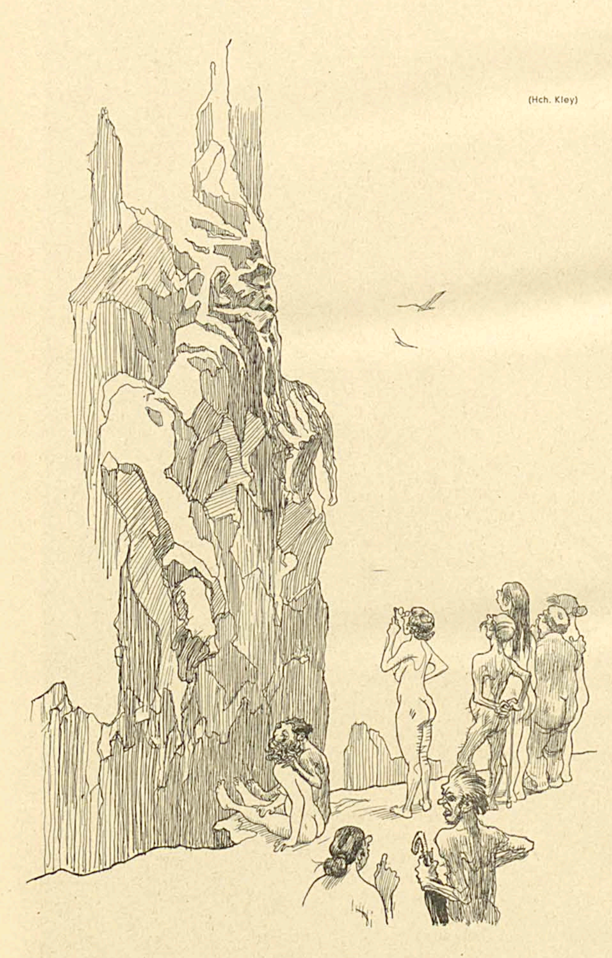
Albert Florath mußte im letzten Akt des Schauspiels „Der Väter Sünden" für einen erkrankten Kollegen einspringen. Es galt einen Pfarrer zu spielen. Er hatte keine Ahnung von dem Inhalt des Stückes. Den Text zu lernen blieb keine Zeit. Im Theater zog man ihm ein Priestergewand über, der Inspizient instruierte ihn schnell:
„Also paß auf: Die jetzt alle draußen sitzen sind totunglücklich. Schwester ist tot, Bruder im Zuchthaus, unschuldig, kein Geld und nun kommst du als Pastor Hoffmann und tröstest sie. Machst ihnen wieder Mut, verstehste. Hör auf die Souffleuse, sprich alles nach, es kann dir nix passieren, und jetzt mußte raus, Hals und Beinbruch."
„Draußen" saßen der alte Vater und die alte Mutter und noch einige Anverwandte. Die Köpfe auf den Tisch gelegt, die Haare zerrauft, weinend und schluchzend. Ein Bild des Jammers.
Da sagte die Souffleuse:
„Verzweifelt nicht, ich komme euch zu trösten."
Albert Florath wiederholte:
„Verzweifelt nicht, ich komme euch zu trösten."
Und dann sprach er der Souffleuse alles getreulich nach. Ein Wort des Trostes nach dem anderen. Aber die Familie blieb traurig. Da gab sich Florath besondere Mühe und sprach die Sätze der Souffleuse eindringlicher und mit „mehr Herz" nach:
„Glaubt mir, das Leben geht weiter!"
Souffleuse: „Die Blumen werden wieder blühen."
Florath: „Die Blumen werden wieder blühen."
Souffleuse: „Die Sonne geht auf."
Da wiederholt Florath jubelnd:
„Die Sonne geht auf!"
Und dabei schlug er mit einem Schwung die Gardine vor dem Fenster zur Seite. Doch die Souffleuse flüsterte weiter: „.... und unter."
Da ging Florath an das andere Fenster und sagte: „. . . und unter."
Im gleichen Augenblick war die traurige Familie vergnügt.

*

Die Rache der Abonnenten

In Arnstadt waren Außenaufnahmen. Aber es regnete. Also fuhren wir in die Oper nach Sondershausen. Es ist schon länger her. Aber „Rigoletto" wurde gegeben. Das weiß ich noch.
Und siehe, als der Tenor auftrat, der Herzog, und seine Arie hinlegte: Freundlich blick' ich auf diese und jene — da zog's uns die Stiefel aus, wie man so sagt, weil er schauderhaft schlecht sang. Er detonierte, war schrill, unrhythmisch, es war grausam.
Endlich war die Arie vorüber. Wir atmeten auf. Doch was geschah? Frenetischer Applaus. Beifall? Ja, ein Beifallsorkan. Dacaporufe.
Und der Tenor? — Kam zurück, verbeugte sich und legte nochmal los. Noch gräßlicher! Noch furchtbarer. Jetzt schon mit Atemnot. Dann: wieder Applaus. Wieder Hervorrufe. Getrampel. Dacapo! Wieder von vorne. Tatsächlich. — Freundlich blick' ich auf diese und je-e-ne. — Derselbe Beifall. Wieder Dacapo! Dacapo! Der Tenor wischte sich den Schweiß ab. Aber: Dacapo! Dacapo!
Neben mir saß Hilde Weißner. Neben ihr ein Mann, der besonders laut klatschte und schrie.
„Hören Sie mal", sagte Hilde Weißner zu dem Mann, „so schön singt der nun wirklich nicht."
Da antwortete der, klatschte aber wie toll weiter: „Das wissen wir. Drum machen wir ihn doch heute fertig."

R. A. Stemmle



(Hch. Kley)

Der Gipfelschreck

Kleinstadt

Von Ratatöskr

Jetzt wohnt er seit dreißig Jahren im Nest.

Erst ist er ein Reingeschmeckter gewest.
Nach zehen Jahren oder auch mehr
schien's ihm, als ob er ein Hiesiger wär'.
Und wieder nach einem Dutzend Jahren
durft' er sich zu den Dahiesigen scharen.

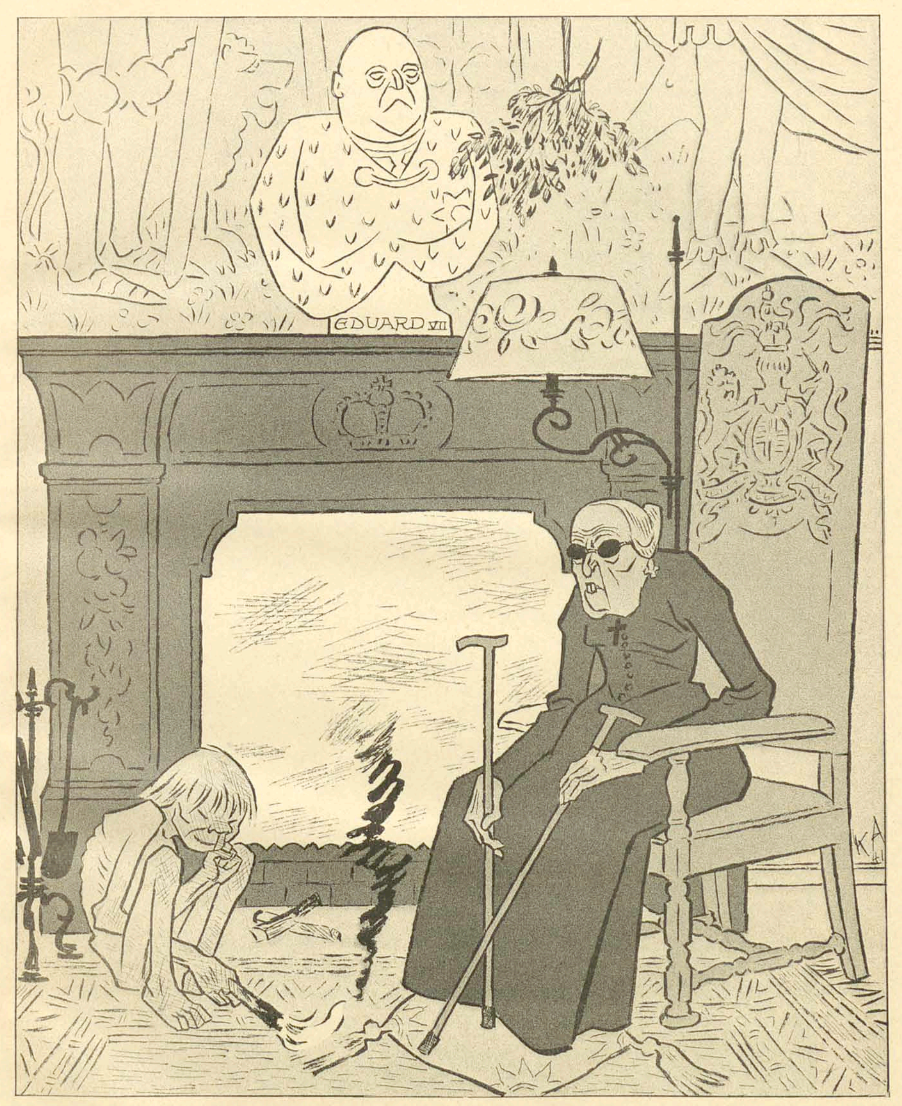
Aber wird es ihm je gelingen,
es bis zum Alldahies'gen zu bringen?

Zwar ist er Stammgast im »Weißen Rosse«.
Er kennt jede Gasse und kennt jede Gosse.
Er kennt den Klatsch eines Menschenalters
und die Macht des Lokalredakteurfederhalters.
Es gingen ihm bei den täglichen Nöten
diverse »höhere« Triebe flöten.
Auch hat man in Sachen Intellekt
viel, was nicht mehr da ist, bei ihm entdeckt.
Stumpfsinnig wurde er, bieder und schlicht –

und trotzdem fürcht' ich, es reicht noch nicht.

Gouvernante Britannia

(Karl Arnold)



„Früher hatte ich ein Zimmer voll netter, folgsamer Kinder, und nun ist mir bloß dieser verkommene bolschewistische Lausejunge geblieben!"

La governante Britannia: "Prima avevo una stanza piena di graziosi e docili fanciulli e adesso non m'è rimasto che questo pidocchioso di degenerato monello bolscevico!„

Der Unterschied

(E. Thöny)



„Ich bin kein gewöhnlicher Besoffener — ich bin ein Patriot, ich habe Wodka getrunken!"

La differenza: "Io non sono un volgare beone, ma un patriota; ho bevuto Wodka!„

DIE STADT DES WEINES

VON BRUNO WOLFGANG

Das ist eine wunderbare kleine Stadt. Es ist besser, ihren Namen nicht zu verraten. Denn die Bewohner haben es nicht gern, wenn Fremde hinkommen und ihnen den Wein wegtrinken. Die Stadt ist uralt. Schon die alten Römer tranken hier gewaltig. Unter allen Häusern ruhen ihre Knochen, denen der Alkohol besondere Dauerhaftigkeit verliehen hat. Und vor ihnen tranken hier alte Germanen und vor diesen noch irgendwelche Urmenschen, bei denen das Viertel einen Neandertaler kostete. Der Wein selbst ist ja uralt, vielleicht älter als der Mensch überhaupt. Schon Noah war ein starker Trinker, und durch die Sintflut wurde der Wein vermutlich zum erstenmal gewässert.

Es war also vermutlich ein Wein da und aus ihm erwuchs die Stadt. Zuerst waren die Weinkeller da, dann wuchsen drüber allmählich die Häuser wie Schwammerln, dicht gedrängt den Abhang hinan, und ganz oben stand die alte Burg, von der heute nur mehr der hohe Turm steht, wie ein ausgetrunkenes Viertel Wein. Die Häuser sind schmal und hoch und unglaublich winklig ineinandergeschachtelt, alle eigenwillig, breitspurig hingestellt, ein wenig schief, bemooste Häupter, die schon viel getrunken haben. Die Gassen sind so eng, daß ein Betrunkener, wenn er nur einigermaßen beleibt ist — und das sind hier alle — unmöglich umfallen kann, sondern wie eine in die Rinne geworfene Kugel beim Kegelscheiben, bald rechts, bald links anwandelnd, bergab rollt, bis er unten im Bett hohl anpumpernd zur Ruhe kommt. Der ganze Stadtplan ist von diesem Geist weiser Voraussicht durchwaltet.

Alles hängt irgendwie mit dem Wein zusammen. Der Wein bestimmt auch den Wert des Menschen. Wer hier Bürgermeister werden will, muß schon einige tausend Viertel hinter sich haben, sonst rümpft die Gemeinde die Nase. Daß es ein Zugereister in dieser Stadt nicht leicht hat, ist klar. In der Zeit der Umwertung aller Werte, als die Kaffeehäuser durch Banken ersetzt wurden, entstanden in der Stadt gleichzeitig zwei Bankfilialen, die eine von der Ost-Bank, die andere von der Nord-Bank. Beide hatten schöne, modern eingerichtete Lokale, ungefähr das gleiche Betriebskapital und den gleichen Personalstand. Beide verfolgten das gleiche Ziel, das Geld der Bevölkerung dem bankmäßigen Verkehr zuzuführen und von den Finanzgeschäften den bescheidenen Nutzen zu nehmen, den eine Filiale braucht, um zu leben. Verschieden waren nur die beiden Filialleiter. Herr Pechel, der Vorstand der Nord-Bank, war ein kleiner, glattrasierter Mann mit Hornbrille, elegant gekleidet, peinlich nett und gewissenhaft. Der Vorstand der Ost-Bank, Herr Höpler, war ein großer, starker Mann von ansehnlicher Leibesfülle, mit Vollbart und buschigen Augenbrauen. Er ging nie anders als in Lodenanzug und Steirerhut, hatte eine Bärenstimme und alpine Umgangsformen. Der wesentliche Unterschied zwischen den beiden Vorständen war aber der, daß Herr Pechel nichts trank, während Herr Höpler einen Trinker von seltener Begabung darstellte.

Als die beiden neuen Männer in der Stadt auftauchten, wurde das Ereignis natürlich allenthalben gründlich besprochen. Die ersten Sympathien verteilten sich ungefähr gleichmäßig. Das endgültige Urteil hing selbstverständlich davon ab, wie die beiden Neuen sich dem Wein gegenüber verhalten würden. Herr Pechel erledigte in seiner flinken Art rasch eine große Zahl von Besuchen und machte sich bekannt, wobei sein gewinnendes, solides Wesen zweifellos Eindruck machte. Herr Höpler schien sich Zeit zu lassen. Nach kaum einer Woche hatte Herr Pechel bereits eine Einladung zu einer Kellerpartie. Diese kam ihm sehr gelegen, denn er hoffte bei einem Gläschen Wein etliche Kundschaften zu gewinnen.

Der Weinkeller lag in eine sandige und lehmige Böschung hineingebaut wie ein Felsengrab. Drinnen stand eine seltsam kühle, säuerliche Luft wie gasförmiger Wein, dumpf und uralt, als wäre von prähistorischen Räuschen hier noch ein Bodensatz zurückgeblieben. An schweren, aufgequollenen Tischen saßen Bürger und Bauern aus der Umgebung und hatten die Stutzen mit klarem, weißgelbem Wein vor sich stehen. Ein schweigsamer Mann mit blauer Schürze und aufgekrempelten Ärmeln brachte aus einem unterirdischen Gang die vollen Gläser herauf und stellte wortlos eines vor Herrn Pechel hin. Die Tischgenossen umspannten mit nervigen Fäusten ihre Gläser, beugten sich vor und sahen voll Erwartung dem Prüfling auf den Mund. Herr Pechel fühlte sich recht unbehaglich, aber im Interesse der Bank mußte ein Schluck getan werden. Er setzte an, blinzelte mit den Augen, schnupperte ein wenig mit der Nase, der frische Duft des Weines schien ihm gar nicht übel. Dann machte er kühn einen Schluck, stellte das Glas weg und bemühte sich, zu lächeln. Es war nicht leicht.

„Guat is er, was?" sagte der Gemeinderat Burghauser und alle anderen nickten stolz.

„Ausgezeichnet", wollte Herr Pechel sagen. Aber es gelang ihm nicht. Der war von einer merkwürdigen Säure, die, wie man sagt, sogar die Löcher in den Strümpfen zusammenzieht. Er fühlte ein Kratzen in der Kehle, als hätte er eine Zahnbürste ausgetrunken. Er nickte bloß und lächelte verbindlich. Auch die Zechkumpane lächelten, allerdings in anderer Weise. Sie merkten sofort den blutigen Dilettanten, und einer sagte: „Ein bißl sauer is der Heurige schon, aber halt echt, da können Sie zwanzig Viertel trinken und keine Spur von Kopfweh."

Herr Pechel hätte gerne erwidert, daß der Erfolg, kein Kopfweh zu haben, noch sicherer dadurch erreicht werden könne, daß man den Wein überhaupt nicht trinke. Aber er wagte es nicht. Anscheinend hatte auch noch keiner von den Anwesenden jemals an diese Möglichkeit gedacht. Glücklicherweise hatte Herr Pechel einige Keks in der Tasche, von denen er zeitweise eines wie ein Medikament zu sich nahm, um die Säure des Weines halbwegs zu vertreiben. Er merkte nicht, daß die anderen sich unter dem Tisch heimlich anstießen und mit jedem Viertel Wein zugleich ein Lachen verschluckten. Den Grund sollte er erst später erfahren. Hie und da mußte er anstoßen, und dann stand schon wieder ein neues Viertel da. Dann kam der „Alte", den die Trinker mit einer Hochachtung empfingen wie ein gekröntes Haupt. Im Vergleich zu dem Heurigen empfand ihn Herr Pechel geradezu wie ein Fegefeuer. Manchmal wurde ihm ein viertel Meter Speck angeboten, den er aber ablehnte, weil er Anhänger der Rohkost war und nur sehr wenig Fleisch aß. Die Stimmung im Keller hob sich. Das Gespräch wurde lauter und das Gelächter immer markiger. Herr Pechel hielt sich tapfer. Er versuchte, den Kopf klar zu halten für das Geschäft der Kundenwerbung, und bemühte sich, die eines Vorstandes würdige Haltung zu bewahren. Er fühlte sich ein wenig vereinsamt und sah mit Interesse einem neunzigjährigen Mann zu, der zusammengekauert in einer Ecke saß und von Zeit zu Zeit mit seiner braunen, knorrigen Hand nach dem Glas langte. Während er es aufhob und zum Munde führte, zitterte die Hand so heftig, daß der Wein bis an den Rand des Glases klatschte. Er wölbte die Lippen und die Augen hefteten sich starr an die Stelle, wo er ansetzen wollte. Er erschnappte sie nicht gleich, aber endlich packte er sie doch, und dann sog er mit glücklichem Lächeln die Säure in sich hinein. Er trank täglich, wie man Herrn Pechel mit Stolz versichert hatte, sechs Viertel. Unbegreiflich, aber interessant.

Als er bereits den sehnlichen Wunsch empfand, heimzugehen, öffnete sich die verquollene Türe und neue Gäste kamen. Sie hatten bereits zwei Keller hinter sich und hatten schon rote Köpfe. Nur ein einziger war zwar heiter, aber nicht im geringsten angeheitert. Das war Herr Höpler, der Vorstand von Ost. Es fiel sofort auf, daß ihn die anderen mit ungewöhnlicher Hochachtung behandelten. Sie räumten ihm den besten Platz ein und erkannten aus der Art, wie er sich mit der Hand durch den Bart fuhr, sofort das Urteil des Kenners. Er entnahm einer großen Aktentasche gewaltige Mengen von Eßwaren. Herr Pechel bemerkte auch nicht ohne Neid, daß sich zwischen Speck und Geselchtem schon mehrere unterschriebene Formulare von Kundenanmeldungen befanden. Es zeigte sich, daß die Gesellschaft eigens noch diesen Keller aufgesucht hatte, um die Sättigungsgrenze des neuen Trinkkumpans festzustellen. Er selbst hatte erklärt, daß es eine solche nicht gebe. Und in der Tat, er schien jedes Quantum zu vertragen. Die stärksten einheimischen Trinker mußten sich geschlagen geben. Er hob den Bart beim Trinken in die Höhe, um zu zeigen, daß keinerlei geheime Ablaufvorrichtung darunter verborgen sei. Alles ging den richtigen Weg. Es war kein Schwindel. Die Achtung vor ihm stieg ins Unermeßliche. Herr Pechel hingegen sank rasch auf den äußersten Nullpunkt herab. Er versuchte vergebens, einen Sitznachbar von dem Wert bankmäßiger Transaktionen zu überzeugen, bis ihn der andere Nachbar beim Ärmel zupfte und flüsterte: „Sie plagen sich umsonst, der ist aus einem Weinjahr." Erst später erfuhr er, daß der stärkere Weingenuß der Väter in günstigen Weinjahren sich in einer geringeren geistigen Veranlagung der Kinder ausspräge.

Als die Zechgesellschaft den Weinkeller verließ, fiel Herr Pechel um wie ein Weinglas, das man in die Luft stellt. Niemand hatte es anders erwartet, da er ja völlige Unkenntnis der Weinkellertechnik bewiesen hatte, welche genau vorschreibt, daß zwischen den einzelnen Vierteln Wein fetter Speck, Geselchtes, kaltes Schweinefleisch, Salami und Schwarzbrot als Isolierschichten einzuschieben sind. Jedes Kind wußte das

BUNKERPHANTASIE

Von Herbert Lestiboudois

Wie das wohl ist, wenn Samt und Seide
Der Damenwelt uns wieder rauschen,
Und nicht mehr in die Nacht wir lauschen,
Dem dunklen Spuk in Wald und Heide? ...

Wenn alle Stoppeln endlich fallen,
Die jetzt noch wuchern, wild und bärtig,
Und bis aufs Hemd gesellschaftsfertig
Den Schlips wir statt des Koppels schnallen? ...

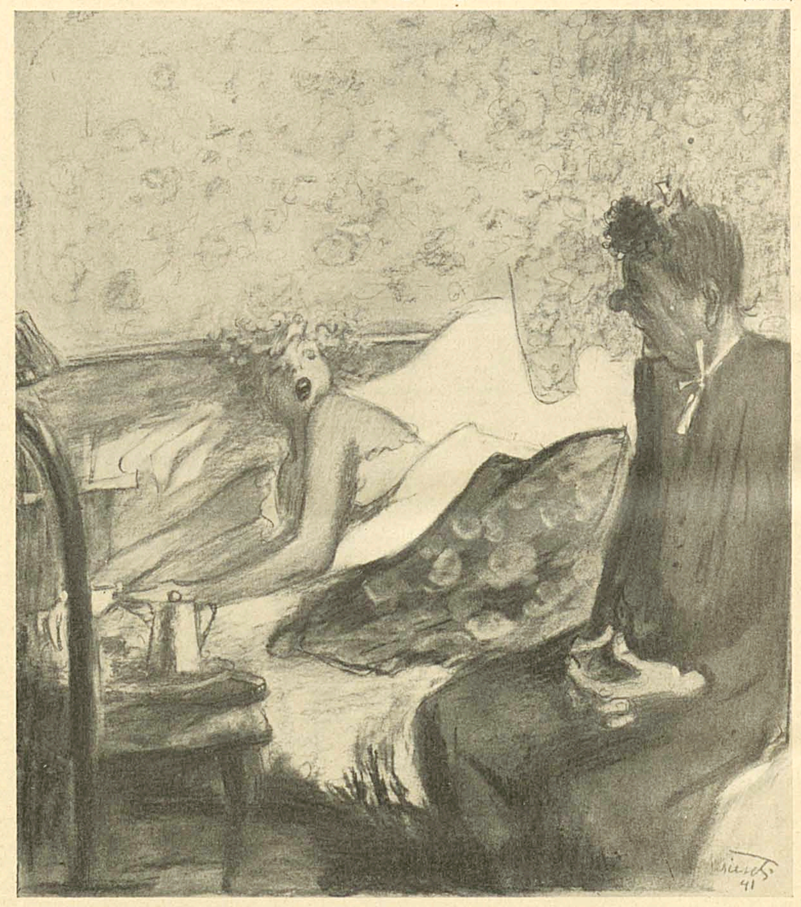
Oh, Freund! — ich seh' schon Unglück eilen
Und nichts als Tücke um uns walten,
Wenn wir dereinst mit Bügelfalten
Zum erstenmal die Lage peilen!

Was wissen wir noch von Benehmen,
Nachdem wir Wochen in verlausten
Erdlöchern wie die Füchse hausten —?
Man wird sich unsrer gräßlich schämen!

Und dennoch hör' ich Samt und Seide
Oft leise hier im Bunker knistern,
Als ob die Wände heimlich flüstern
Von einer Frau im Abendkleide ...

Sonntagmorgen

(R. Kriesch)



„Na, zeigt denn Herr Miesecke auch ernste Absichten, Grete?"
„Natürlich, Mutter, schon seit Wochen. Aber keine Bange — ich tus nicht!"

Mattino domenicale: "Dunque, Margherita, questo signor Musone mostra anche delle serie intenzioni?,,
"Naturalmente, mamma, già da alcune settimane. Ma nessuna paura, eh! . . . Io non ci casco dentro.,,

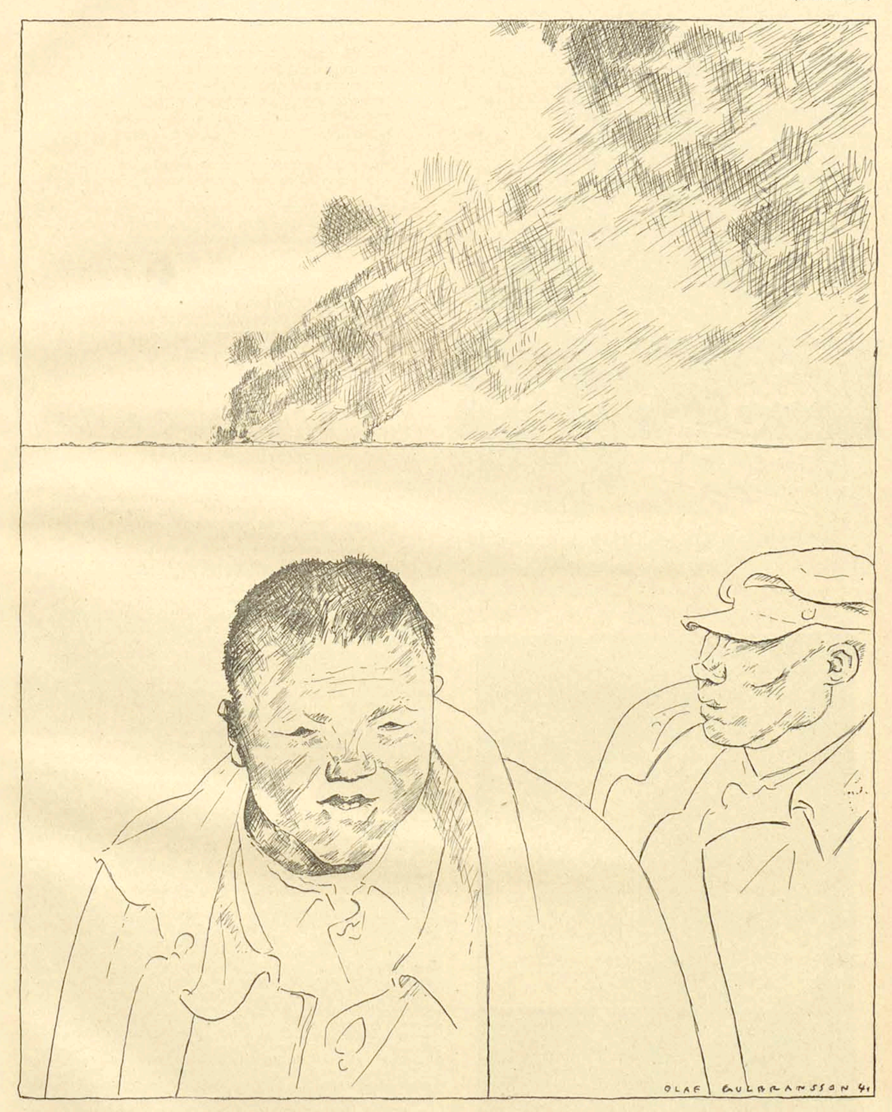
hier. Herr Pechel wußte es nicht und mußte die Folgen tragen.
Höpler stieg und Pechel sank. Jener wurde als bodenständig und vollwertig angesehen, dieser blieb immer der Zugereiste. Bei der Ost-Bank drängten sich die Kundschaften, bei der Nord-Bank fanden sich nur einzelne verirrte Schäfchen ein, und auch diese stammten meist aus Weinjahren. Und als das große Bankensterben kam und Herr Höpler mit sämtlichen Einlagen verschwand, während Herr Pechel alles bis auf Heller und Pfennig ausbezahlte, stieg die Achtung vor Herrn Pechel nicht im mindesten. Diese eigensinnigen Leute verloren lieber ihr Geld durch einen, der den Geist des Weines begriff, als daß sie es durch einen gewannen, der ihn verneinte. Und heute noch, nach vielen Jahren, wird in den Kaffeehäusern, die sich an Stelle der verschwundenen Banken befinden, mit Ehrfurcht von dem gewaltigen Recken Höpler gesprochen, während von Herrn Pechel auch nicht der Schatten einer Erinnerung zurückblieb. An ihm erfüllte sich das Wort des Philosophen: „Es wird ein Wein sein, und wir werd'n nimmer sein."

MEIN FREUND JOHANNES

Martin wollte es lernen, auf der Schreibmaschine zu schreiben. — „Du stellst dich nicht besonders begabt an", sagte Johannes.
„Du hast gut reden. Du hast in deiner Jugend viel Klavier gespielt. Das übt die Finger. Da muß es eine Kleinigkeit sein, das Maschinenschreiben zu lernen", verteidigte sich Martin.
„Du irrst dich. Was meinst du, wie schwer es mir gefallen ist, mir das Akkordegreifen abzugewöhnen", sagte Johannes. J. Bieger

Der erste Gedanke

(O. Gulbransson)



„General Winter kann uns auch nicht mehr helfen, Genosse!"
„Nanu, hat man ihn schon erschossen?"

Il primo pensiero: "Nemmeno il generale Inverno ci può più aiutare, camerata!„ — "Eh che! L'hanno già ucciso?„

PHILOSOPHIE

Von Martin Trübe

Was wär' Kamtschatka ohne Kamtschadalen
und die Statistik ohne ihre Zahlen?
Was wäre der Vergaser ohne Düsen
und unser Liebesleben ohne Drüsen?
Was wär' das Schneiderhandwerk ohne Moden
und selbst die schönste Hose ohne Boden?
Was wären Oberhemd und Kragen ohne Schlips
und aller Faschingstrubel ohne Schwips?
Was wär' der Postenjäger ohne Pfründen
und unser Leben ohne kleine Sünden?

Nichts! Doch der Sinn des Lebens wär' gestört,
weil auf der Welt stets eins zum anderen gehört.
Nichts ist für sich allein und absolut;
erst durch den Schädel wird der Hut zum Hut,
erst durch ein Liebchen wird man zum Verehrer,
und ohne Schüler gäb' es keine Lehrer. —
Wer das begriffen hat, wird nie•mehr grollen
und träumt bei leeren Gläsern von den vollen;
die vollen aber sucht er rasch zu leeren
und wird sich um den Tod den Teufel scheren.

DER EINKAUF

VON PAUL WESTERGAARD

„Ach, bitte, Fräulein, geben Sie mir rasch ein Dutzend Weihnachtskerzen! Weiße und rote, doch keine gerief... Gnädige Frau, wenn Sie mir unbedingt den Rücken hinaufsteigen wollen, dann bitte schön, ich habe nichts dagegen... Jawohl, mein Herr, Sie haben recht, hier riecht es nach Schweiß." — „Nach Schweiß? Nein, mein Guter, Ihre Zigarre ist es, mit der Sie mir den Mantel ansengen!" — „Bedaure, aber ich stehe hier zwischen 276 Rücken, Armen, Beinen, Bäuchen und Hutnadeln eingekeilt, so daß ich mich nicht rühren kann, um den Stumpen auszulöschen. He, Sie, junger Mann, drehen Sie mal den Kopf ein wenig nach links und spucken Sie kräftig aus, damit das Feuer ausgeht! Recht so. Danke verbindlichst..."

„Ach, bitte, liebes Fräulein, geben Sie mir rasch ein Dutzend Weihnachtskerzen! Weiße und rote, doch keine gerief..." Sonderbar! Als ich vor vier Stunden den Laden betrat, las ich ein Schild am Eingang: ‚Hunde dürfen nicht mitgebracht werden!' Aber ich fühle auf einmal, wie mir ein Hund am Schienbein nagt. Das gute Hundchen, es träumt gewiß schon vom Heiligen Abend und von Schinkenknochen! Oder ist es vielleicht der kleine, rothaarige Junge, der vorhin zwischen mir und jener dicken Dame dort eingeklemmt wurde? Gewiß hat er es sich eine Weile am Fußboden gemütlich gemacht und versucht nun, wieder an die Oberfläche zu gelangen, indem er sich in mein Schienbein festbeißt. Alle Achtung, es steckt Kraft in dem kleinen Kerl, seine Kiefer beweisen es...

„Ach, bitte, liebes Fräulein, geben Sie mir rasch ein Dutzend Weihnachtskerzen! Weiße und rote, doch keine gerief..." Jesses, da läuft sie mir schon wieder davon... „Wie beliebt, mein Herr? Ich verstehe so schlecht. Wenn Sie liebenswürdigerweise ein wenig die Knie einziehen wollten — Sie sind mir sonst zu groß, ich höre gar nichts — was? Ihnen wird übel, Sie werden ohnmächtig? Sie sollten sich was schämen, ein so baumlanger, kräftiger Kerl wie Sie! Sehen Sie mich kleinen Knirps dagegen an! Dreieinhalb Stunden stehe ich schon hier und starre unentwegt den Schwanz des Fuchses an, den die Dame vor mir um die Schultern geschlungen trägt. Geschlagene dreieinhalb Stunden! Zeitlebens werde ich den Fuchsschwanz nicht mehr vergessen, unauslöschlich hat er sich mir ins Gedächtnis geprägt..."

„Ach, bitte, liebes Fräulein, geben Sie mir rasch ein Dutzend Weihnachtskerzen! Weiße und rote, doch keine gerief..." — „Hatschi! Prosit, Gesundheit, langes Leben!" Kein Wunder, daß man niesen muß, wenn einem jemand mit 'nem Tannenzweig ins Nasenloch kitzelt. „Wie, Sie wurden naß auf dem Mantel, gnädiges Fräulein? O, ich bitte tausendmal um Entschuldigung. Gestatten, daß ich Ihnen den Fleck mit der Stirn wegwische? Denn leider kann ich mein Taschentuch nicht aus der Hosentasche ziehen!"

„Ach, bitte, Fräulein, liebstes, allerliebstes Fräulein, ich flehe Sie an, geben Sie mir rasch ein Dutzend Weihnachtskerzen. Weiße und rote, doch keine geriefelten; denn die brennen so leicht krumm und schief. — Was, Sie haben bloß geriefelte? Na, da hört doch alles auf! Da stehe ich nun seit vier Stunden hier, um runde, glatte Lichter zu bekommen, und nun gibt es nur geriefelte!" Nee, das ist wirklich, um die Kränke zu kriegen! Vier Stunden mindestens wird es mich kosten, aus dem Gedränge hier ins Freie zu kommen, und vier weitere Stunden, bis ich im nächsten Geschäft wieder nach vorn gelange, um womöglich auch dort nicht zu bekommen, was ich haben will. Nämlich ein Dutzend Weihnachtskerzen, weiße und rote, doch keine geriefelten...

Da, jetzt sinkt der besagte Herr neben mir wirklich ohnmächtig um. Und er läßt die ganze Last seines schweren Körpers auf mich niederfallen. Hilfe! Polizei! Ein Mord ... Weihnachts-Vorfreude!

(Einzig berechtigte Übertragung aus dem Dänischen von Werner Rietig.)

Sprachen auf **neue** Art!

Ohne mechanisches Wörterbüffeln

Dr. Heil's Sprachen-Neusystem

Schnellmethode zum Selbststudium

für Englisch – Französisch – Italienisch

Lesen Sie hier, was unsere Kunden schreiben.

Das Gelesene prägt sich spielend leicht ein

Dr. Heil's Schnellkurs Italienisch übertrifft bei weitem all meine Erwartungen. Ich habe eine kleine Dorfschule besucht und hatte keinen Schimmer von Fremdsprachen. Erst nachdem ich mich mit einer italienischen Familie sehr gut angefreundet hatte, kam in mir der Wunsch auf, auch die italienische Sprache zu beherrschen. Ich habe nicht immer regelmäßig gelernt, sogar manchmal tagelang ausgesetzt. Lernen ist gar nicht das richtige Wort, man braucht weder auswendig zu lernen, noch Vokabeln und grammatische Regeln pauken, noch irgendwelche Vorkenntnisse oder eine besondere Begabung zu besitzen. Man liest, und das Gelesene prägt sich spielend leicht ein. Meine italienischen Freunde waren überrascht über meine schnellen Erfolge, besonders über die gute Aussprache. Auch bin ich in der Lage, italienische Zeitungen zu lesen und Briefe zu schreiben. Ich habe es selbst nicht für möglich gehalten, daß man in so kurzer Zeit eine fremde Sprache lernen kann. Mit gutem Gewissen kann ich jedem dieses einzigartige Werk weiter empfehlen.

Radebeul I, den 29. April 1941 — Margot Henning, Radebeul I, Lessingstraße 7

Kein Auswendiglernen von Vokabeln

Ich finde Ihr Neusystem insofern unübertrefflich, als das Auswendiglernen von Vokabeln und grammatischen Regeln ganz ausgeschaltet ist, denn der Lehrstoff prägt sich in seinem Aufbau ganz von selbst dem Gedächtnis ein. Der behandelte Stoff wird in interessanter Weise gebracht und kann restlos im praktischen Leben verwendet werden.

St. Pölten, 15. Jan. 1940, Josefstr. 57 — Adalb. Redl, Hauptschuldirektor i. R.

Das ist die neue Art mit dem neuaufgebauten Plan.

Vom ersten Augenblick an tritt Jhnen hier die fremde Sprache nicht mehr als eine Sammlung toter Vokabeln entgegen, sondern so, wie sie wirklich und täglich in lebendiger Rede und Gegenrede gesprochen und gebraucht wird. **Jedes mechanische Auswendiglernen fällt fort,** denn eine wortverwandt neugestaltete Wechselwirkung zwischen Fremd- und Muttersprache verankert das Sprachgut. Dies vollzieht sich nach einem neuartigen Plan von Wiederholung, der bewirkt, daß Ihnen der Sprachstoff ohne mechanisches Auswendiglernen zufließt. Gleich einer interessanten Lektüre, die unterhält, anregt und erfreut, geht die Aneignung der Umgangssprache kurzweilig vor sich. **Keine Vorkenntnisse sind nötig.** Volksschulbildung genügt vollauf, weil die Durchnahme gemäß unserer Anweisung ohne Hindernis vor sich geht. Eine ganz einfache Schlüsseltechnik befähigt Sie leicht und von Anfang an, unsere Texte zu lesen, zu sprechen und zu schreiben.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen / Die Einführungsbroschüre über Dr. Heil's Sprachen-Neusystem erhalten Sie auf Anforderung gratis

Fortschritt-Sprachenverlag Richard Pille / München 15, Schwanthalerstr. 99







LIEBER SIMPLICISSIMUS

(ONÜCKEL)

Im Artistencafé herrschte große Aufregung. Ein eleganter Damenschirm, ein Spazierstock, desgleichen der Degen eines Hauptfeldwebels waren plötzlich weg. Vom Täter keine Spur. Doch gegen Mitternacht hatte man ihn erwischt, den Schwertschlucker Coltellini. Eine verlassene Geliebte hatte ihm heimtückischerweise Rizinusöl ins Likörglas gegossen — und da kam's heraus. S.

Ein Weltreisender erzählt einmal in einer Gesellschaft, unter deren Gästen sich auch Graf Bobby befindet, daß — als er einmal in der Nähe des Äquators weilte — 40 Grad Hitze im Schatten herrschten.
Fragt Bobby:
„Wie weit war dies denn vom Äquator entfernt?"
Erwidert der andere:
„Etwa an die 100 Kilometer!"
Fragt Bobby weiter:
„Nördlich oder südlich?"
„Nördlich", antwortet der Weltreisende.
Atmet Bobby beruhigt auf und meint:
„Nun, da geht es ja noch!"

Dem Grafen Bobby wird ein junger Mann vorgestellt. Ein an einem 29. Februar geborener junger Mann.
Bobby sieht ihn nachdenklich an und sagt dann:
„Mein Lieber, da haben Sie aber Glück gehabt, daß das gerade ein Schaltjahr war, sonst hätten Sie ja in diesem Jahr gar nicht auf die Welt kommen können." S.

Stoßseufzer der Requisiten / Von Heinz Scharpf

Der Massageapparat: Uff, heute habe ich wieder mein Fett weg!
Der Büstenhalter: O Gott, ich verliere langsam jeden inneren Halt!
Das Mieder: Figuren gibt es, die können weiter nichts fertig kaufen als einen Regenschirm.
Die Schminke: Ich bin wieder mal ganz schlecht aufgelegt.
Die Puderquaste: Das braucht was, den Leuten den richtigen Anstrich zu geben.
Der Lippenstift: Die vielen Abdrücke verderben meine ganze Malerei.
Der Nagellack: Diese Händel — sie ließen besser die Finger von mir.
Das Parfum: Könnte ich doch diskret verduften!
Der Kamm: Ich hasse Haare auf den Zähnen.
Die Brennschere: Ich fand mein Grab in den Dauerwellen.
Der Spiegel: Das viele Lügen habe ich satt, ich stelle mich blind!
Das Täschchen: Außen hui — innen pfui!







Bronchien

und Luftröhre

zeigen durch Hustenreiz, Verschleimung oder Atembeschwerden an, daß etwas nicht in Ordnung ist. Luftröhrenkatarrh, hartnäckige Bronchitis, chronische Verschleimung, quälender Husten und Asthma werden seit Jahren mit **Dr. Boether-Tabletten,** auch in alten Fällen, erfolgreich bekämpft. Dies bestätigen die vielen vorliegenden, oft geradezu begeisterten Dankschreiben von Verbrauchern. Dr. Boether-Tabletten sind ein unschädliches, kräuterhaltiges Spezialmittel. Enthält 7 erprobte Wirkstoffe. Stark schleimlösend und auswurffördernd. Beruhigt und kräftigt das angegriffene Bronchiengewebe. **Zahlreiche schriftliche Anerkennungen dankbarer Patienten!** In Apotheken RM. 1,31, u. 3,24. Interessante Broschüre kostenlos. Schreiben Sie an MEDOPHARM, München 62/R 36.

Die Kultur aller Zeiten und Völker

schildert in wesensnaher, erschöpfender Darstellung das **Handbuch der Kulturgeschichte,** ein Werk von universalem Charakter, bearbeitet von hervorragenden Fachgelehrten. Mit etwa 3000 Bildern und prächtigen, farbigen Darstellungen. — Leicht anzuschaffen durch unsere günstigen Bezugsbedingungen. Ausführliches Angebot und unverbindliche Ansichtssendung 17 f durch

ARTIBUS et LITERIS / *Gesellschaft für Geistes- und Naturwissenschaften m. b. H.*, **Babelsberg.**



Das Kräuter Abführmittel **Relaxol** mit Hormon-Zusatz, gleichbleibende milde u. gute Wirkung

Zu haben in den Apotheken!

Herst.: „Sanophorm"-Fabr. Manfr. Fischer, Bühl i. Bad

Vertrieb: Otto Stumpf Aktiengesellschaft, Leipzig

Wundersam

Hautkrem
Zahnpolitur
Haarwasser

Ganz eigener Art u. Wirkung

Kossack d. Ältere, Düsseldorf

Seidige lange Wimpern

u. **Augenbrauen** verleihen dem Gesicht den Ausdruck vollendeter Schönheit. Mit **„SCHEUFEN'S WIMPERBALSAM"** erreichen Sie nach kurzem Gebrauch verblüffenden Erfolg. — Schützt vor Enttäuschung. PREIS mit Wimpernbürste . . . . RM. 2.10 2 Packungen . RM. 3.50 Fordern Sie **kostenlose** Broschüre über Haarentfernung, Spezial-Haarkräuselessenz, Hautpflege, Luxusparfums, Mitesser, Sommersprossen usw. usw.

LEO SCHEUFEN. Laboratorium KÖLN-LINDENTHAL 14, Bachemer Straße 66

Gut hören, richtig verstehen!

Dieser Wunsch wird Schwerhörigen erfüllt durch den ärztlich anerkannten

„Original-Akustik"

der sich durch klarste Sprachwiedergabe auszeichnet. Verkaufsstellen überall im Reich

Prospekt S kostenlos durch
DEUTSCHE AKUSTIK-GESELLSCHAFT
BERLIN-REINICKENDORF-OST

Liefertermin z. Zt. in ca. 2 bis 3 Monaten



Die Große Weltgeschichte

Völker und Straten d r Erde. Von diesem großangelegten, neuen Geschichtswerk in 16 Bänden, im handl. Format von 19×27,5 cm, das neben groß. welthistor. Gesamtdarstellungen die Geschichte eines jeden bedeutenden Volkes d. Erde bis in di : jüngste Gegenwart in sich geschlossen behandelt, ist sofo t lieferbar, Bd. 9 Italien u. Bd 8 Spanien u Portugal. Die weit. Bd. werden in Abständ. v. 4–5 Monat. geliefert. Insges. umfaßt d. Werk etwa 7500 S., 3200 teils bunte Bilder u. 225 vielfarb. Geschichtskarten. Jed Band kostet in Leinen geb. RM. 19,50. Die Große Weltgeschichte wird nur vollständig abgegeben. Auf Wunsch lieferbar gegen Monatsr. v. RM. 5,—, kein Teilzahlungszuschl. 1. Rate b. Liefer.

Die Großen Deutschen

200 große Männer, Helden d deutsch. Geschichte, Schöpfer u. Hüter deutsch. Kultur, bedeut. Persönlichkeiten, Könige u. Staatsmänner, Feldherren, Soldaten, Kaufleute u. Wissenschaftler, Künstler u. Philosophen, Pioniere d. Deutschtums, Vorkämpfer völk. Freiheit — eine glanzvolle Heerschau zieht vorüb. 5 Hauptbd. i. Form. 16,5×24 cm u. 1 Sonderbd. „Die Großen Deutschen im Bild" umfass. 3250 Drucks. Jed. Bd. enthält rd. 145 einfarb. Bild., 6 vierfarb gedr. Taf sowie 4 mehrfarb. Faks.-Dokumente. Der Sonderbd. „Die Großen Deutschen im Bild" enthält 460 ganzseitige Bilder. Preis der Ausgabe in 6 Bänden RM. 75.—. Band 5 ist sofort gegen Monatsraten von RM. 5.— lieferbar. Die weiteren Bände sofort nach Erscheinen. Erfüllungsort Dortmund.

Buchhandlung F. Erdmann, Dortmund 21, Gutenbergstraße 35, Postfach 307

Schnell ist betört der Frauen Sinn,
Wenn uns „CABIRI KÖNIGIN"
Die Wangen zart und glatt gemacht,
Und Frohsinn aus den Augen lacht!

CABIRI KÖNIGIN

CABIRI

die Königin der Klingen

HERSTELLER: CABIRI-FABRIK SOLINGEN

INDRA=KIRSCH

MACHOLL MÜNCHEN

Eisgekühlt ein Hochgenuß

Der moderne Astralleib

(Fr. Bilek)



„Mit dieser Haartracht wollen Sie behaupten, die Marie Antoinette zu sein?" — „Aber, mesdames Sie werden mir doch nicht zumuten, hundertfünfzig Jahre die gleiche Frisur zu tragen!"

Il moderno corpo astrale: "Con questa acconciatura Voi volete sostenere d' esser Marie Antoinette?„ — "Ma Voi mesdames, non vorrete poi pretendere ch' io porti la stessa acconciatura per cento e cinquant' anni continui!„

DAS SENSATIONSBIER

Eine Gebirgsjägergeschichte von Fanderl Wastl

Wenn auf Kreta die winzigen Eselchen früchtebeladen von den Weinbergen talwärts trippeln, so hat die heiße Zeit begonnen. Dann brennt aber die Sonne schon so gewaltig herunter, daß einer sich am liebsten verkriechen möchte. Und wenn man auf der Insel nicht aufgewachsen ist, sondern so quasi besuchsweis da ist wie wir Gebirgsjäger, so wünscht man sich vor lauter Hitz Tag und Nacht ein Brunnenröhrl, wo man sein Maul drunterhalten kann. An der Stell' aber, an der wir liegen, gibt's kein Brunnenröhrl. Da zieht man das Wasser tief aus den Zisternen herauf — und im Kübel drinnen kannst du dann etliche Würmerl, Wasserflöhe und Käferl beim Fang-a-Manndl-Spielen sehen. Also muß es erst geseiht und gekocht werden. Das ist umständlich. Gscheiter ist schon der Versuch, seinen Durst mit den vielen Früchten, die es gibt, zu löschen. Aber das hat auch wieder Nachteile! Die Latrinen können davon ein Liedlein singen! (Dieses Geschäft ist auf die Dauer absolut durchaus nicht angenehm!) Dann ist noch der Wein da, der wunderbare kretische Rotwein. Der wär' natürlich gut zu trinken, doch die Auswirkungen sind die gleichen wie beim vorhergehenden Vorschlag. Ja, es ist schon ein Kreuz, wenn Hitz und Durst beieinander sind auf einer bräuhauslosen Insel!

Das Empfehlenswerteste ist noch, wenn es einer macht wie der Oberjäger Meigl Eugen. Der liegt jede freie Stunde vor seinem Quartier unter einem schattigen Feigenbaum, an welchem gleichzeitig ein rundgehörndlter Geißbock und eine graugeschneckelte Geiß angehängt sind, die gottesjämmerlich stinken. Das macht aber nicht viel aus. Auf Kreta gewöhnt man sich schon an allerhand G'rücherl! Außerdem ist der Meigl von Beruf Landwirt, so daß ihm das Aroma heimatlich erscheint, was seinen täglichen Träumen recht zustatten kommt. Er träumt nämlich ununterbrochen von seinem Heimatdörfl am Chiemsee, wo es einen Postwirt gibt, der Münchner Spatenbräu ausschenkt. Seine Traumvisionen gehen sogar so weit, daß der Feigenbaum nicht mehr ein Feigenbaum ist, sondern der Kastaniengarten vom Postwirt. Der Baumstamm — verwandelt sich in einen Bierbanzen. Die Geiß aber sieht er mit verklärten Blicken, und ein sehnsuchtsvoller Seufzer entringt sich seiner Brust. Dieses brave Tier bimmelt ihm manchesmal gefährlich nahe mit ihren Stritzeln über den Kopf. Irgendwie wird Eugen an Resi, die Kellnerin vom Postwirt, erinnert.

Doch siehe da, sein Traum ist wahr geworden! Zwar nicht im vollen Umfange, aber beim Dienstappell war eines Tages zu hören, daß die Steiermark echtes Schwechater Bier gestiftet hat, wovon unserer Kompanie ein paar Faßl zufallen. Als der Schreyer Albert das vernahm, raunte er seinem Nebenmann zu: „Glaubst du den Krampf? I net!" Aber sein Nebenmann, der Kanzleischreiber Leonhard Zenz, belehrte ihn sofort: „Rindviech, wenn's da Spiaß selba sagt, so werd's scho stimma!" — „Aba du werst doch net annehma, daß des Bier no frisch is, bis' auf Kreta kimmt! Da werd'n ma halt an Feldkess'l voll sauern Plembl hoamtrag'n!" erwiderte der ewige Pessimist. Das Bier jedoch war nicht sauer, sondern süß und frisch, weil von der Inselhauptstadt eigens Stangeneis geholt wurde. Und am Abend schon war Bierfassen.

Der Rechnungsführer gab dem ersten in der Reihe der Anstehenden einen Weinfaßwechsel und den Befehl zum Anzapfen. Wahrscheinlich war er sich seiner Fähigkeiten auf diesem Gebiet nicht ganz sicher. Aber vielleicht wär's doch besser ge-

Kalte Jahreszeit

(K. Heiligenstaedt)



„Sehen Sie, meine Damen, meine Revue hat Erfolg — der Beifall ist sehr herzlich!"
„Im Winter immer, Herr Balduin, da klatschen sich die Leute gerne warm!"

Stagione fredda: "Vedete, signore; la mia rivista ha pure un buon successo; gli applausi sono caldissimi!.
"Sempre così in inverno, signor Baldovino; la gente si riscalda a furia di battimani!..

wesen, er hätte selber angezapft, denn der nun Beauftragte war der Sanitätsgefreite und Medizinstudent Willi Hagedorn aus Kottbus, der sich allsogleich mit Feuereifer ans Werk machte. Schon bevor er zum Schlag ansetzte, ahnte jemand Fürchterliches, denn er schrie: „He! Hagedorn, Depp, saudumma, Du muaßt...“ Der Unteroffizier fiel ihm ins Wort: „Fröhler, haltn S' Eahna Mäu, wenn S' in da Reih drin stehngan!“
Das Unheil war geschehen. Einer Fontäne gleich schoß das braune Naß aus dem Faß und Hagedorn stand da wie eine getaufte Maus.
„Marandjosef!“ Auf ein Haar entging der unschuldige Anzapfer einer Lynchung.
„Rindviech, bled's!“
„Haut's den Aff'n vom Faßl weg!“
Der Haap Jackl, ein Wirtssohn aus dem Niederbayrischen, hätte ihm zu gerne seine zärtliche Rechte ins Antlitz gesetzt. „Hornochs, damischa! Du kannst vielleicht a Limonadflaschl aufmacha, aba koa Bier ozapfn! Du — du bierpolitischa Blindgänga!“
Gott sei Dank war der Schaden nur minimal. Das Bier hatte zu stark getrieben. Nun lief es in vol-

Der Regenbogen

Von Georg Britting

Der Regen gefällt mir,
Das rauscht so fein,
Und schön ist die Welt
Im Sonnenschein.
Der Himmel schickt jeden für
sich allein.
Doch will er, es soll was ganz
Prächtiges sein,
So wirft er den Glanz in die
Nässe hinein,
Das gibt einen Regenbogen,
Siebenfarbig gezogen.

lem Strahl in die bereitgehaltenen Feldkessel. Trotzdem blickte der Schreyer Albert, der beim Dienstappell so stark gezweifelt hatte, unentwegt und wehmütig auf das kleine Bierlackerl am Boden und verzog sein Gesicht, als hätte ihm beim Schafkopf der Alte nicht gestochen! Und grad derselbige blieb, als er sein Quantum schon hatte, noch mit drei weiteren leeren Feldkesseln stehen. Es wär doch leicht möglich, daß sich unter der Kompanie ein Antialkoholiker befindet, der ihm sein Bier überläßt. Außerdem trug er drei Tafeln Schokolade in der Tasche, die eventuell als Tauschgegenstand hätten dienen können. Tatsächlich hatte er Glück, und vorsichtig tappte er mit seinen vollen Gefäßen die holperige Dorfstraße hinunter, um ja keinen Tropfen zu verlieren. Im Quartier angekommen fand er seinen Gruppenführer Meigl Eugen, jenen so wunderbar bescherten Träumer unterm Feigenbaum, in glückseligster Erwartung. Nun hatte er sein Bier. Freilich, die Resi, die Kellnerin vom Postwirt, war leider nicht anwesend. Dafür schrieb er ihr noch am gleichen Abend einen langen, lieben Brief und erzählte ihr vom Sensationsbier auf der Insel Kreta.

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 7 gültig ab 15. Okt. 1941. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Die Kraftnummer

(Erich Schilling)



„Nur nicht schlapp machen, Stalin, Sie sehen doch, daß wir Ihnen helfen!"

Numero di forza: "Badate, Stalin, di non mollare! Vedete pure che noi Vi aiutiamo!.

München, 24. Dezember 1941
46. Jahrgang / Nummer 52

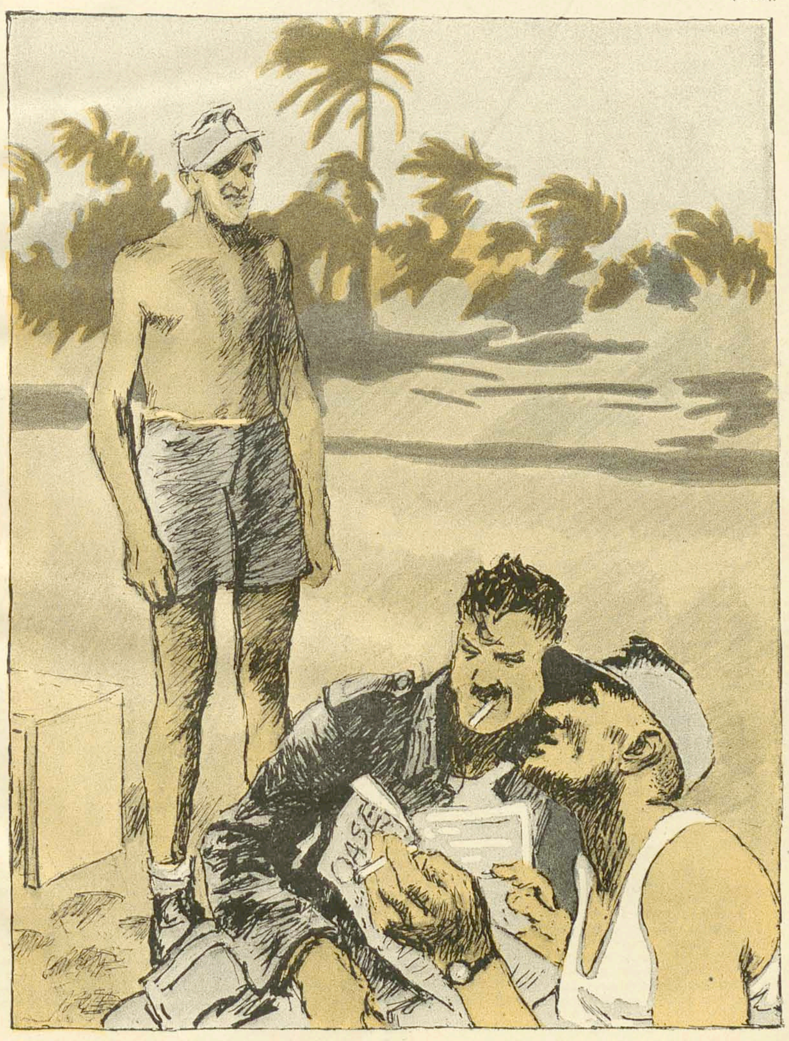
30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Bayern in Afrika

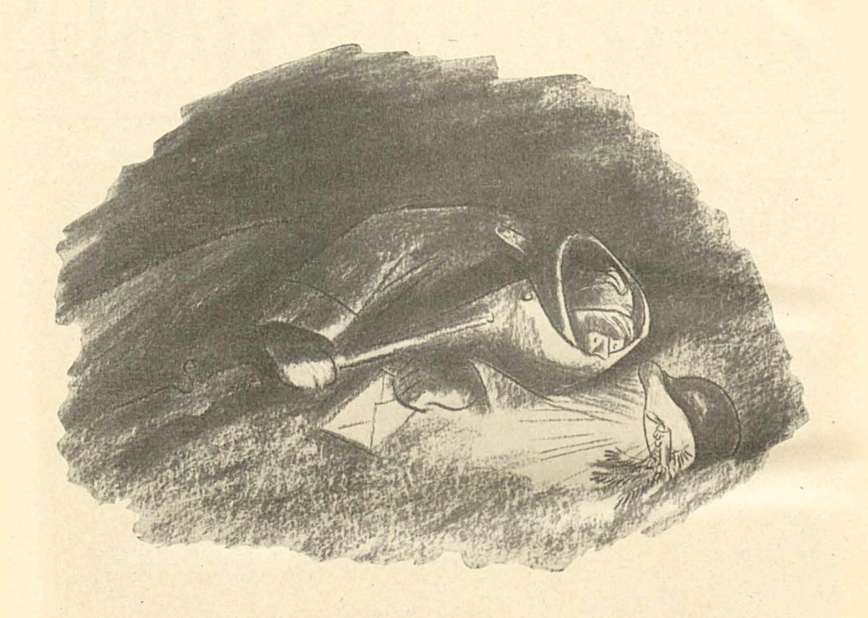
(E Thöny)



„Die Gegend erinnert mich immer ans Hofbräuhaus!“
„Wia moanst denn nacher dös?“
„Mei, z'wegen dem schönen Durst!“

Der Feldpostbrief — La lettera al campo

(Jos. Oberberger)



Weihnachtsarbeiten

Von Walter Foitzick

Alle Welt macht Weihnachtsarbeiten. Auch meine Sekretärin macht Weihnachtsarbeiten. Sie macht einen Elefanten, einen Hasen und eine Ente aus Stoff. Innen sind die Tiere weich. Sie sind für Kinder und nicht für Soldaten im Feld, wie ich erst dachte. Das ist eigentlich klar, denn was sollen die im Feld auch mit einem innen weichen Elefanten, oder einer Ente, oder einem Hasen anfangen. Aber ich dachte mir's halt so, weil Weihnachtsgeschenke ja nicht immer sehr praktisch sind.

Mich lassen die Weihnachtsarbeiten meiner Sekretärin nicht ruhn. Ich dachte mir, ich müßte auch, und zwar aus Resten, wie es sich für richtige, zeitgemäße und sparsame Weihnachtsgeschenke gehört. Aus Resten kann man ganz entzückende Sachen machen, ich habe das seit Jahren um die Weihnachtszeit in vielen Zeitschriften gelesen. Schön, aber wie macht man Reste? Was habe ich da eigentlich für Reste? Ja natürlich: halb- und viertelvollgeschriebene Manuskriptseiten. Also, die könnte ich ja noch mit Sinnigem ganz vollschreiben. Aber ob das passende Geschenke wären? Ich hab' da meine Zweifel, ich muß immer an die junge Dame denken, die einmal in unserem Kreis verkehrte unter all den Malern und Bildhauern und so ähnlichen Leuten. Wenn das holde Weihnachtsfest kam, da wurde sie reich beschenkt mit Ölbildchen und Aquarellen und Bleistiftzeichnungen. Da entrang es sich ihrem reichlich beschenkten Herzen: „Die Kunst in Ehren, aber zu Weihnachten will ich was Richtiges geschenkt bekommen." Na und das Richtige waren solche Dinge, wie sie andere hübsche Frauen geschenkt bekamen, die nicht das Glück hatten, in Künstlerkreisen zu verkehren.

Daran muß ich denken, und deshalb verwende ich die Papierreste nicht zu Geschenkartikeln.

Was habe ich denn noch für Reste? Aha, die blechernen Zigarettenschachteln, von denen ich eine ganze Menge aufgehoben habe. Aus denen könnte ich mir ganz prima ff. Weihnachtsarbeiten vorstellen. Daraus könnte einer, der in Blech geschickt ist, eine kleine Eisenbahn basteln. Aber ich kann doch meiner Sekretärin oder den anderen Damen keine Blecheisenbahn zu Weihnachten schenken.

Dann habe ich noch ein Stückchen Seehundsfell von fünfzehn Zentimeter Länge vom Skilaufen her und ein handtellergroßes Fleckchen Haifischhaut von einem Haifisch, den ich einmal im Mittelmeer geangelt habe. Es war ein junger, unschuldiger Haifisch. Wenn die Stücke groß wären, könnte man hellen Weihnachtsjubel damit entfachen, falls man daraus eine Handtasche oder ganz entzükkende Pantöffelchen fertigte. Gottlob sind die Stücke zu klein, denn ich täte mich hart in Sattlerei und Schuhmacherei.

So viel weiß ich: bei männlichen Weihnachtsarbeiten wird hauptsächlich gesägt und geklebt. Man müßte also die Haifischhaut und das Seehundsfell irgendwie mit einer Zigarettenschachtel zusammenleimen, aber daraus wird halt immer noch nicht das Parfüm, das sich Käthe zu Weihnachten gewünscht hat. Es fehlt etwas auf dem Büchermarkt: Eine Anleitung zu Weihnachtsarbeiten für handwerklich minderbegabte Schriftsteller mittleren Alters. Kinder, das wäre ein Bucherfolg.

Der Weihnachtsbraten

Von Ratatöskr

Eine Mastgans zu verhaften
irgendwie und irgendwo,
konnt' ich leider nicht verkraften.
– Nun, es geht ja wohl auch so.

Muß der Mensch denn immer schlachten,
wenn er seinen Gott verehrt?
Vegetarisch IHN zu achten,
bleibt doch jedem unverwehrt.

Schließlich steigt ein falscher Hase,
aus Gemüsen auferbaut,
IHM so lieblich in die Nase
wie die Gans, mit Saft betaut.

Bloß der Mensch will's anders haben.
Aber will er's aus Respekt?
Nein: weil er mit seinen »Gaben«
jeweils nur sich selbst bezweckt.

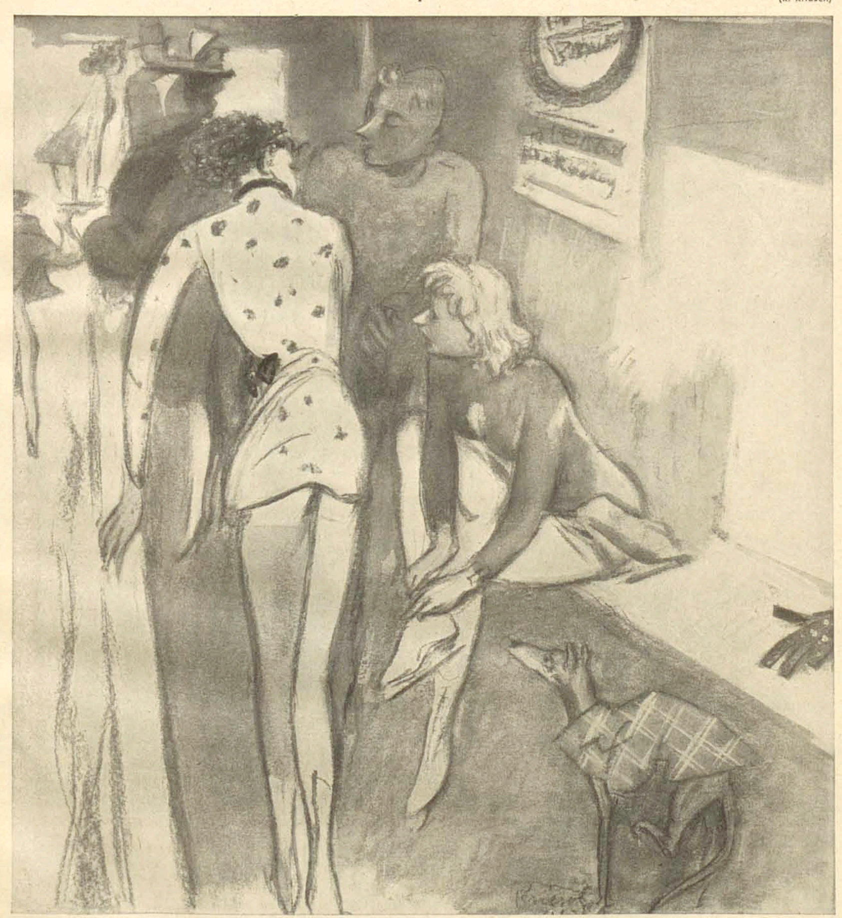
SAHIB KOMMT WIEDER

VON HEINZ STEGUWEIT

Eine deutsche Geschichte, obwohl sie in Indien spielt, wie könnte sie möglich sein? Hören wir zu: Im mittleren Gangestal wird viel Zuckerrohr gepflanzt, wo gäbe es satteres Gras als dieses; bis in die Wurzeln und Rispen ist es mit Süßigkeit gefüllt, und zum Ernten wie zum Pressen sind Maschinen notwendig. Mit derlei Maschinen befaßte sich Herr Friedrich Varnhagen, ein kluger Ingenieur; seit sieben Jahren wohnte er dort, wo der Ganges ins Bengalische Gewässer mündet, nämlich in Kalkutta, der pagodenreichen Stadt.
Einmal aber litt es den Deutschen nicht länger in den Zonen solcher Fremde: Friedrich Varnhagen hing, so kühn er sonst war, einem Heimweh nach, dessen bedrückende Erscheinung sich dann erst milderte, als er von seiner Hamburger Firma die Erlaubnis empfing, daß er heimreisen dürfe.
In der Seele des Deutschen geschahen alle Freuden der Wiederkehr, der Sehnsucht, des glücklichen Überschwangs. Bis er, der taumelnde Genoß, eines Morgens seine Wohnung am Hugli verließ, einem indischen Träger pfiff, daß dieser

Eissport

(R. Kriesch)

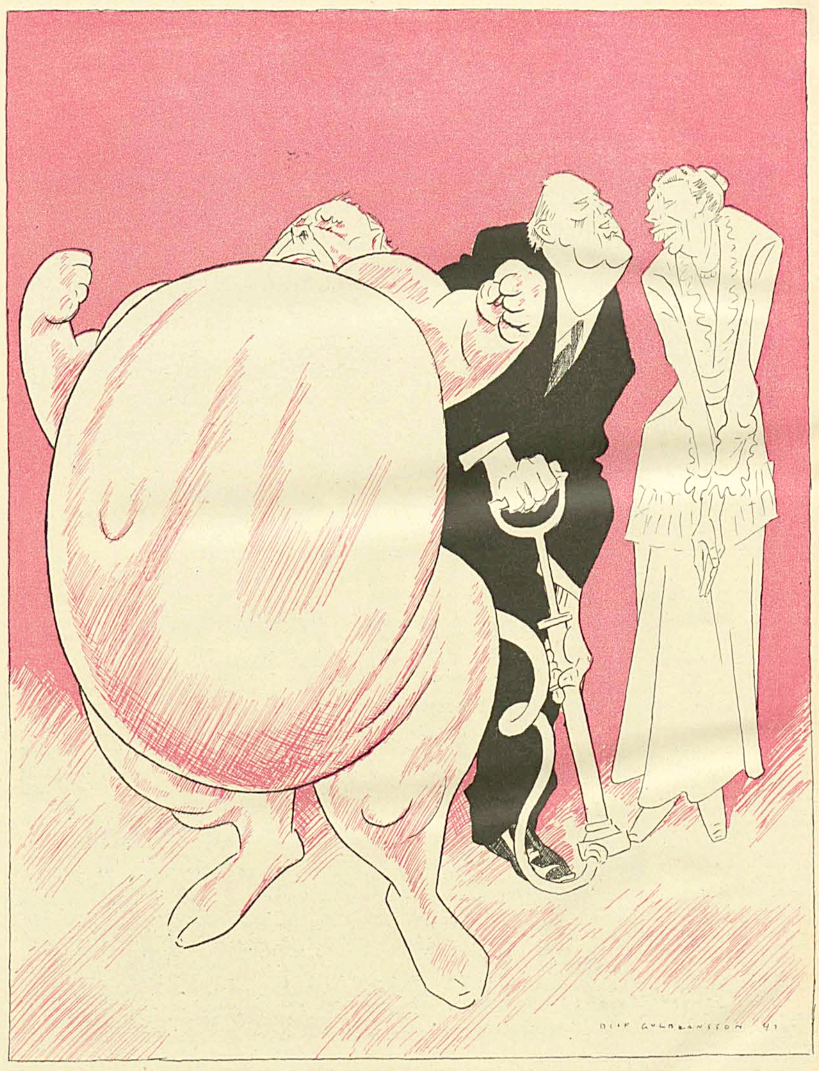


„Frierst du nicht in dieser leichten Aufmachung?" — „Natürlich, aber ich kann's nicht ändern — ich habe meinen Turban zu Hause liegenlassen!"

Sport invernale: "Non hai freddo con questo leggero abitino?,,
"Naturalmente, ma non ci posso far nulla . . . ho dimenticato il mio turbante a casa !,

Der aufgeblasene Churchill

(O. Gulbransson)

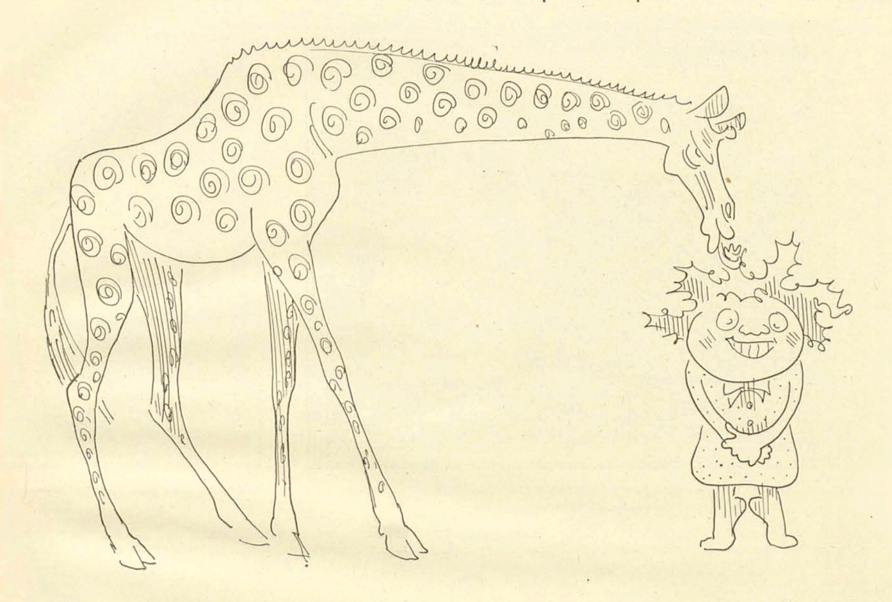


„Vorsicht, Delano, nicht zu stark blasen, sonst gibt er noch ein paar Kriegserklärungen von sich und platzt womöglich!"

Churchill gonfiato: "Bada, Delano, di non soffiarvi troppo forte, se no egli vomita fuori delle altre dichiarazioni di guerra e può anche scoppiare!„

Die schmackhafte Pflanze — La pianta saporita

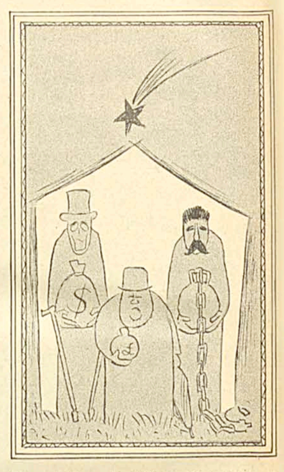
(Fr. Bilek)



sich mit allen Kästen und Taschen abmühen sollte bis zum Pier, wo der große Dampfer wartete. Unterwegs aber, da der Heimkehrer seinen Kofferschlepper begleitete, hub dieser zu plaudern an: „Du fährst nach Hause, Sahib? Das muß schön sein. Viel Glück wünsche ich, Sahib —"
Im Hafen, wo die Kräne und Speicher lärmten, lag das zyklopische Schiff. Am Bug wie am Heck stand der Name Eugenius, und hoch im Topp wehte der Blaue Peter, jenes Zeichen, daß heute der Hafen verlassen wird.
Rasch lief Varnhagen über den Steg. Rasch trug der Inder das Gepäck in die Kammer. Rasch blickte der Deutsche noch einmal zurück auf die Stadt am Delta, kaum hörte er, wie der Träger, sich oftmals mit verschränkten Armen neigend, sprach: „Beim Tanze Schiwas, eine gute, eine schmerzlose, eine gesegnete Reise wünsche ich dir, Sahib —"
Am Abend gondelte der Dampfer Eugenius schon mitten im Golf von Bengalen, nach Ceylon steuernd, dem Indischen Ozean entgegen. Den Deutschen aber, der auf Deck promenierte, ein Pfeifchen rauchend und die Ruhe des sonst wohl tückischen Meeres genießend, rüttelte ein plötzlicher Ärger. So, wie jeder von uns, wenn er gar zu eilig, gar zu froh, oder auch gar zu betrübt irgendwo Abschied nahm, plötzlich erkennen muß, daß er doch noch etwas vergaß, gleichermaßen erschrak Friedrich Varnhagen in diesem Augenblick: „Ach, nun habe ich versäumt dem Kofferträger sein bißchen Sold zu zahlen."
Der Gedanke, einem armen Teufel, der sein tägliches Brot so wahrhaft wie kaum ein anderer im Schweiße des Angesichtes essen mußte, etwas schuldig geblieben zu sein, gedieh in Varnhagens Gewissen zu einer Not, die fast dem Heimweh nach Deutschland ebenbürtig schien. Und wie hatte der karge Inder gekeucht, wie hatte er die Freude seines Arbeitgebers zu teilen gewußt, wie hatte er beim Abschied sich dreimal mit gekreuzten Armen geneigt: Schmerzlose Reise wünsche ich, Sahib!
Nun mühte sich der Ingenieur mit einer Bürde ab, die ihm niemand erleichterte. Könnte man doch das Geld durch Funkspruch anweisen. Könnte man wenigstens von Hamburg aus eine Zustellung vornehmen, und wenn sie den Wert eines englischen Pfundes erreichte...
Zwischen Scham und Reue derlei Fragen gegeneinander werfend, fand Varnhagen keine innere Ruhe, er schien aus dem Lot geraten und kam nie über die eine Grenze: Nicht mal den Namen des alten Kulis wußte er, und Menschen seines geringen Standes gab es Tausende in der Millionenstadt Kalkutta am wimmelnden Ufer des Hugli, an der schäumenden Küste von Bengalen. Sicherlich, der Inder würde Schlechtes denken von dem, dessen Lasten er getragen. Würde fluchen, würde zumindest den Kopf schütteln: Ei ja, die Europäer —
Es fügte sich indessen, daß der Ingenieur, nachdem drei Jahre verwichen waren, das alte Heimweh gesättigt wähnte; denn nunmehr wurde das Fernweh aufs neue lebendig, und die Bitte der Hamburger Firma, er wolle wieder den Zuckerrohrpflanzern am mittleren Ganges bei der Sorge um ihre Maschinen behilflich sein, kam Herrn Friedrich Varnhagen gelegen. An Bord eines abermals großen Dampfers trat der Deutsche die Reise an, freute sich auf Kalkutta, die pagodenreiche Stadt, dachte an alte Freundschaften im Revier der Bengalischen Bucht und landete nach vielen Wochen am Pier; die steigende Flut hatte dem Schiff geholfen, das Ufer des strömenden Hugli zu erreichen.
Nunmehr geschah das Absonderliche, man möchte es beinah wunderbar nennen. Daß nämlich der alte Kofferschlepper am Steg zu sehen war, schien nicht seltsam; derlei Tagelöhner lebten nur von den Reisenden und stritten sich gern, obwohl niemals garstig, um das Gepäck der Europäer und Amerikaner. Nein, daß der mühselige Inder sofort und wie auf einen selbstverständlichen Wink vor Herrn Friedrich Varnhagens Füßen auftauchte, das schien eines großen Staunens wert. Und der alte Kuli sprach: „Komm, Sahib, ich helfe dir wieder gern."
Also Tasche und Koffer nehmend, blieb er keine Antwort schuldig, da Varnhagen meinte: „Verzeih mir, Freund, aber ich habe dich vor drei Jahren nicht entlohnt."
„Was tut das, Sahib? Ich wußte, daß du wiederkommen würdest!"
„Du konntest es nicht wissen, Freund."
Der Inder lachte weise, fast tat er hochmütig: „Scherze nicht, ich wußte es, jawohl, ich habe nie gezweifelt."
„Kerl, es ist reiner Zufall!"
„Unmöglich, vertraue mir doch, Sahib."
Varnhagen wischte sich die Stirn, als müsse der Schelm unablässig belehrt sein: „Höre, Freund, du bekommst dein Geld. Laß dir nur sagen: Eigentlich wollte ich nie mehr nach Kalkutta. Mithin hast du unrecht!"
„Ich habe trotzdem recht, Sahib."
Dem Deutschen wurde es zu kraus. So schalt er gar, stampfte mit dem Fuß: „Und wenn ich nicht gekommen wäre, was dann, du Tölpel —?"
Hier blieb der Inder verzweifelt stehen: „Aber Sahib, beim Tanze Schiwas, du bist ja gekommen, du hast mich nicht vergessen, du bist ja hier, was streitest du noch?"
Und er fügte, unter Koffern und Kästen keuchend, das hinzu: „Erinnere dich, Sahib, vor drei Jahren hattest du nicht etwa eine Fahrkarte nach Plymouth, London oder Liverpool, sondern eine Fahrkarte nach Hamburg. Da tröstete ich mich: Der kommt wieder und zahlt seine Schuldigkeit. Nur Geduld —"
Herr Friedrich Varnhagen schenkte dem armen Teufel zwei englische Pfunde. Damals stand diese Summe noch mit über vierzig Goldmark im Kurs.



Aus dem Sowjetparadies (Impressionismus)
Dal Paradiso dei Sovieti (Impressionismo)



Die unheiligen drei Könige (Primitivismus)
I tre Re non-santi (Primitivismo)

Franklin Roosevelt, der Nachfolger Monroes, sucht den Seeweg nach Europa (Romantizismus)
Franklin Roosevelt, il successore di Monroe, cerca la via del mare verso l'Europa (Romanticismo)

Esposizione d'arte europea

(Karl Arnold)

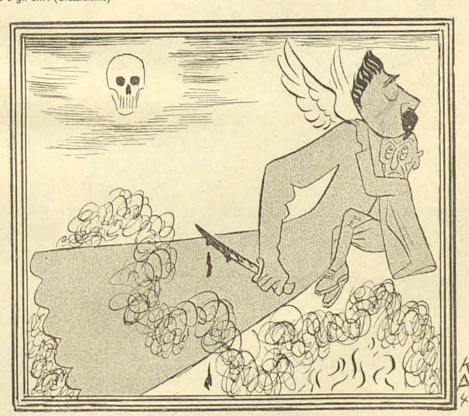
Europa und die andern (Klassizismus)

L'Europa e gli altri (Classicismo)



Englands Kopf als Schicksal (Futurismus)

La testa d'Inghilterra quale destino (Futurismo)



Der Schutzengel des Bischofs von Canterbury (Neo-Bolschewismus)

L'angelo custode del Vescovo di Canterbury (Neo-Bolscevismo)

ZWEI KARTEN ERSTES PARKETT

VON AAGE V. HOVMAND

„Wir bestellen Karten", sagte ich zu meiner Frau, „zur großen Jubiläums-Vorstellung des Kgl. Theaters. Sag' dann nicht mehr, daß wir niemals ausgehen!"

„Bravo!" sagte meine Frau. „Und wie wird sich Frau Hansen im 2. Stock darüber ärgern!"

Ich bestellte also zwei Tage vor der Vorstellung telefonisch Karten zu doppelten Preisen — lieber ganz sicher gehen!

„Ich ziehe mein neues Seidenes an", sagte meine Frau. „Ach richtig: denk doch daran, Sicherheitsnadeln zu kaufen! Und du mußt deinen Frack anziehen. Du brauchst auch eine neue weiße Krawatte; die alte ist nicht mehr gut..."

„Ja, ja! Ich hol jetzt die Karten; das übrige kann ich dann ja unterwegs besorgen."

„Und meine silbernen Schuhe ziehe ich an — denk doch auch an Hühneraugenpflaster! Ach — da wir gerade davon reden — könntest du nicht auch die Gardinenstange holen und den neuen Mülleimer; die bringen die Sachen ja doch nicht! Und denk auf alle Fälle an die Briefe, die noch einzustecken sind!"

*

„Kuck doch mal den Weihnachtsmann da!" rief ein Botenjunge aus, als ich gegen Nachmittag vor der Theaterkasse auftauchte, mit Paketen schwer beladen und im Begriff, ihn auf die Gardinenstange zu spießen.

„Hansen, Knudsgade 18", sagte ich zur Kassiererin. Ich habe nämlich die Angewohnheit, immer irgendeinen ganz gewöhnlichen Namen anzugeben, wenn ich telefonisch Karten bestelle: es ist angenehm „inkognito" zu sein, auch wenn man einen seltenen Namen hat! Dann kann nämlich niemand mit Forderungen kommen, wenn man verhindert sein sollte, die Karten abzunehmen. Ich bezahlte die beiden Karten Erstes Parkett mit einer Miene, als hätte ich nie etwas anderes getan, als Theaterkarten zu Festvorstellungen gekauft. Die Gardinenstange war nahe daran, mir zu entgleiten, und die Tüte mit der Krawatte fiel zu Boden, aber es gelang mir doch, die Theaterkarten in die Tasche zu stecken und schnell nach Hause zu kommen.

*

Jetzt herrschte eitel Freude in der Knudsgade 18: wir gehörten ja zu den Erwählten, die eine Festvorstellung im Kgl. Theater mitmachen durften! Die Freude dauerte allerdings genau bis eine halbe Stunde vor Beginn der Vorstellung...

Wir hatten uns umgezogen und wollten gerade zur Straßenbahn gehen — da konnte ich die Theaterkarten nicht finden. Sie waren nicht in der Tasche von dem Anzug, den ich abgezogen hatte — nicht im Mantel — nicht auf dem Schreibtisch — nicht in meinem Portemonnaie — nicht in der Brieftasche — nicht in der Handtasche meiner Frau. Auch in den Frack hatte ich sie nicht gesteckt und sie etwa dann wieder vergessen. Ich suchte in der Schreibtischschublade, in den Rahmen mit den Ansichtskarten, in dem Einwickelpapier der Gardinenstange, bei den Sicherheitsnadeln, im Mülleimer...

Die Zeit verstrich. Meine Frau sagte eine Menge Dinge zu mir, die in den Einzelheiten zu erfassen ich keine Zeit hatte; ich entsinne mich nur, daß das Wort „Schafskopf" mehrmals dabei vorkam.

Ich durchwühlte von neuem alle Taschen — suchte zwischen den Zeitungen — in der Hutschachtel — auf dem Büfett... Dann rutschten wir auf den Knien herum und guckten unter den Teppich — in den Papierkorb — hinter den Schreibtisch — unter das Sofa, hinter das Bücherregal... Als das überstanden war, fing ich bei den Taschen wieder an.

Ungefähr um die Zeit, wo die Vorstellung vorüber sein mußte, gaben wir die Nachsuche auf. Stumm und gedrückt zogen wir unseren Staat wieder aus und gingen zu Bett.

*

„Hansens im zweiten Stock sind aber gestern im Kgl. Theater gewesen", sagte meine Frau am nächsten Tag beim Mittagessen.

„So?" antwortete ich. „Können die sich das denn leisten?"

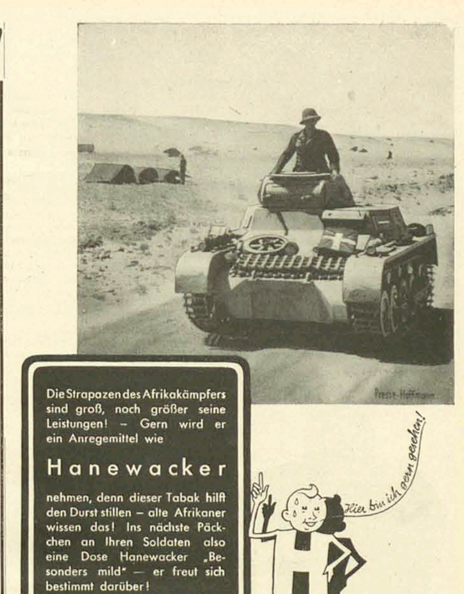
„Sie haben eine Tante — Frau Hansen erzählte es mir auf der Hintertreppe — die ihnen manchmal eine Karte schenkt. Und gerade gestern bekamen sie mit der Post sogar zwei Karten I. Parkett! Sie haben sich mächtig gefreut, weil es ja gerade die Festvorstellung war. Frau Hansen meinte, die Tante habe sich erkältet und wolle nicht ausgehen. Sie sind in einem von den kleinen Theaterbriefumschlägen gekommen, und Hansen hatte noch 20 Öre Strafporto zahlen müssen, da der Brief nicht frankiert war. Aber das hat er natürlich mit Freuden getan, wie Frau Hansen sagte, wo man die Theaterkarten doch geradezu geschenkt bekam. Die Aufführung soll herrlich gewesen sein..."

„Hm", sagte ich, „jetzt glaube ich, daß ich weiß, wer Hansens Tante ist — das war ich!"

„Du willst doch wohl damit nicht sagen, daß... daß..." rief meine Frau aus.

„Doch, genau das! Denn auf dem Briefumschlag, in dem ich die Karten entgegennahm, stand ‚Hansen, Knudsgade 18'. Und als ich die Briefe, die ich in der Manteltasche hatte, in den Briefkasten steckte, muß ich den versehentlich mitgegriffen haben."

„Schafskopf!" sagte meine Frau nur.



Presse-Hoffmann
Die Strapazen des Afrikakämpfers sind groß, noch größer seine Leistungen! – Gern wird er ein Anregemittel wie
Hanewacker
nehmen, denn dieser Tabak hilft den Durst stillen – alte Afrikaner wissen das! Ins nächste Päckchen an Ihren Soldaten also eine Dose Hanewacker „Besonders mild" — er freut sich bestimmt darüber!
Hier bin ich gern gesehen!



KIRBACH
Hammer
Weinbrand
Liköre
Das Zeichen für anerkannte Qualität



REGIE

DER KORREKTE RUDI

VON ROLAND MARWITZ

Rudi kräuselte die Stirn und zog die Augenbrauen in die Höhe. Er war unzufrieden mit uns. Wir hatten eben von jenen kleinen Sünden erzählt, die jeder schon einmal auf sich geladen hat, der Menschheit im allgemeinen und Zimmervermieterinnen im besonderen gegenüber. Angefangen von der Dame, die uns nach 10 Uhr besuchte und natürlich unsere kleine Schwester war, bis zu der zerbrochenen Tasse, die wir heimlich in den Mülleimer warfen, um die ohnehin hohe Rechnung nicht noch unerschwinglicher zu machen.

„Ich verstehe euch nicht", sagte Rudi, „für seine Handlungen muß man einstehen. Ein verursachter Schaden muß voll und ganz wieder gutgemacht werden. Voll und ganz."

Wir schwiegen betreten. In der Theorie billigten wir Rudis Ansicht durchaus.

„Habt ihr noch Fifi gekannt?", fragte Rudi in unser Schweigen. „Nein, ich meine nicht die kleine Choristin, mit der ich nur gebrochen habe, weil sie sich beharrlich ‚Filmschauspielerin' nannte, obwohl ich es ihr ausdrücklich verboten hatte. Ich meine Fifi, den Drahthaarfox. Ein bezauberndes Vieh, leider mußte ich ihn abschaffen."

„Hat er sich vielleicht als Polizeihund ausgegeben?", fragte Walter höflich, aber Rudi war nicht zum Scherzen aufgelegt.

„Ich werde euch erzählen, warum ich ihn abschaffen mußte. Da kam ich also vor ein paar Jahren nach Berlin, mit Fifi. Ich wollte ein bißchen was erleben. Das gebe ich ohne weiteres zu. Mietete also ein schönes Zimmer im Westen. Fahrstuhl, Bad, Doppelbett, und die Tapete aus reiner rotgoldener Seide. Ging am ersten Abend aus, und an der Kranzlerecke geschieht es denn auch, daß ich finde, was ich suche. Sehr hübsches Mädel. Lacht nur ein bißchen viel, vielleicht um ihre tadellosen Zähne zu zeigen. Wir trinken einen Kaffee, sie bestellt überflüssigerweise noch ein Eis. Eis paßt gar nicht auf Kaffee, sagt' ich ihr, aber sie lacht nur. Gut und schön. Aber als wir aufbrechen wollen, entdecken wir, oder richtiger sie entdeckt, daß Fifi noch nicht ganz stubenrein war. Ich hatte es schon vorher gewußt. Sie lachte nun nicht mehr, nannte Fifi ein Mistvieh und verlangte ein neues Kleid. Nun, bei mir kam sie ja da an den Rechten."

„Aber du sagtest doch, daß man für Schäden, die man verschuldet hat, voll und ganz..."

„Selbstverständlich. Doch gegen Übervorteilungen darf man sich schützen. Ich habe die Zeche bezahlt und eine dem Wert des Schadens entsprechende Summe hinterlassen."

„Wieviel?", wollte Walter wissen.

„60 Pfennige. Für Fleckwasser. Es kostet sogar nur 55. Daß sie das Geld nicht annahm, ist nicht meine Schuld. Ich kam also nach Hause, in mein schönes Zimmer..."

„Allein?"

„Nein. Mit Fifi natürlich. Ich hielt ihm das Ungebührliche seines Benehmens vor und schickte ihn in die Ecke. Sonst durfte er immer zu meinen

Marschall Roosevelt schreitet seine Front ab

(Erich Schilling)



Il maresciallo Roosevelt passa in rivista il suo fronte

Füßen schlafen. — Kurz und gut, gegen Morgen erwachte ich. Fifi hatte sich nicht an meinen Befehl gehalten, er war aufs Bett gesprungen und lag neben mir."

„Du hast ihn hinausgefeuert?"

„Dazu kam ich gar nicht. Etwas Fürchterliches war geschehen. Fifi, ich zittere noch, wenn ich dran denke, Fifi hatte aus Übermut oder Langeweile ein Riesenloch in die Tapete gerissen. In die goldrote Seidentapete. Ein Loch, groß wie ein Suppenteller. Ich sank zurück in die Kissen. Ich glaubte zu träumen, als ich nach einigen Minuten die Augen wieder aufschlug war das Loch noch immer da. Nur Fifi war weg. Unters Bett gekrochen. — Ja, Kinder, das war eine Situation, die ich meinem schlimmsten Feind nicht wünsche. Ich überlegte, ich kalkulierte. Zu bezahlen war das überhaupt nicht. Doch gutgemacht mußte es werden. Wenn ich auszog, mußte das Zimmer einwandfrei sein. Da kam der erlösende Gedanke. In der Ecke stand ein Schrank, groß wie ein Tank. Ich hatte gewaltige Mühe, ihn von der Wand abzurücken. Dann schnitt ich dort aus der Seidentapete ein Stück heraus, ein Stück, genau so groß wie das Loch über meinem Bett und dann besorgte ich mir Klebstoff. Es war eine Mordsarbeit, aber sie glückte. Ich machte es so geschickt, daß sogar die Muster ineinander gingen. Wer nicht gerade eine Lupe nahm, konnte unmöglich sehen, daß hier jemals ein Defekt gewesen. Dann rückte ich den Schrank wieder zurecht, und dann, dann verlangte ich die Rechnung. Sie war ein bißchen hoch, aber da ich Fifi in Zahlung gab, bekam ich noch ein ganz nettes Sümmchen heraus. Sogar das überflüssige Eis war nun leichter zu verschmerzen."

Das Geschenk

(K. Heiligenstaedt)



„Wissense, meine Dame, so 'ne Karaffe is immer zu gebrauchen — wennse was reinfüllen, is se praktisch, wennse nichts haben, is se schön!"

Il regalo: "Sapete, signora, d'una tale caraffa si può sempre servirsi. E pratica se ci avete qualche cosa da riempirla; se non ci avete nulla, è pur bella!„

LIEBER SIMPLICISSIMUS



Ich wollte einen sprechenden Papagei kaufen. In der Wollzeile in Wien bot man mir einen an. Er machte keinen sehr flotten Eindruck.
„Der sprechende Papagei sieht aber sehr zerzaust aus", sagte ich.
„Zugegeben! Dafür hat er andere Vorzüge."
„Welche?" — „Beim ehelichen Streit steht er stets auf seiten des Mannes." J. H. R.

„Aba des woaßt scho, daß de Panza mehra taug'n als de Gebirgsjaga, weil de vorn' dro' san" — höre ich den achtjährigen Hansl sagen. Darauf sein gleichalteriger Freund energisch erwidert: „Na, mei Liaba, da verstehst du gar nixn — Vo meine zwoa Schwestern geht a jede mit an Gebirgsjaga und wenn de Panza besser warn, na tat'ns mit dene gehn." O. K.

*

Ich saß mit meinem Freunde Walter in einem Wiener Café. Walter hatte schon vier Frauen geheiratet. Jetzt war er wieder einmal allein und hielt Umschau unter den Töchtern des Landes. Plötzlich packte er mich aufgeregt am Arm.
„Du, Johannes, schau dir das Mädel da drüben im roten Kleid an! Das ist die richtige Frau für mich! Diese Augen, dieser Mund, diese Stirn! Und dies edle Antlitz überhaupt! Dann die Figur! Allein schon vom biologischen Standpunkt müßte man diese Frau heiraten! Betrachte die Hüften, die stolzen Schultern! Herrgott, wenn ich diese Frau früher gefunden hätte! Mein ganzes Leben wäre anders gekommen! Aber noch ist es nicht zu spät! Sie ist die mir vom Schicksal bestimmte Frau! — Tu mir den Gefallen, Johannes, geh hinüber zu ihr, frag dieses herrliche Weib, ob sie meine Frau werden will! Erzähl ihr von mir, sprich mit ihr, überrede sie, überzeuge sie, sie darf nicht nein sagen! Sie muß die Meine werden — mein Leben wird durch sie wieder lebenswert! Geh! Eil dich!"
Ich erhob mich. Da aber griff Walters Hand nach mir, zog mich noch einmal zurück und er sagte:
„Oder glaubst du, Johannes, daß das andere Mädchen am Tisch daneben nicht doch die noch Richtigere für mich wäre?" J. H. R.

*

Wir gingen durch Wiener Straßen. Es war zwölf Uhr nachts. „Was ist denn da vorn für ein blaues Licht, Gustl?" fragte ich.
Gustl sagte: „Moment, bitt schön! Wenn sich's bewegt, ist es die letzte Straßenbahn, wenn sich's aber nicht bewegt, dann ist es ein Séparée-lokal." J. H. R.

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296) Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 7 gültig ab 15. Okt. 1941. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

(Wilhelm Schulz)

Weihnacht

Ist nicht dein Haus voll Kerzenschein,
Hell kommt von draußen es herein.
Die Sterne hoch am Himmelsraum,
Die geben da den Lichterbaum.

Der leuchtet fern in gleicher Pracht
Auch unsern Brüdern heut zur Nacht,
Die voller Opfermut im Feld
Treu kämpfen um das Wohl der Welt.

Wilhelm Schulz